

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1896.

Zweiter Band.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1896.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1896.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 27. — 2. Juli 1896.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich.
Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Albrecht Ritschl.

Der Meister in theologischer Forschung, dem jetzt die Hand seines Sohnes ein stattliches biographisches Denkmal*) gesetzt hat, Albrecht Ritschl, gehört noch nicht der Vergangenheit an. Nachdem er 1889 als ein Siebenundsechzigjähriger verstorben, erschien im folgenden Jahre die letzte, gedankenreiche Schrift aus seiner Feder. Von der Ausführung und Anwendung seiner Gedanken lebt eine zahlreiche Schülerschar des einflußreichen Gelehrten in der Wissenschaft und der kirchlichen Praxis. Bei Erörterung theologischer Fragen, einerlei ob sie in gelehrten Untersuchungen oder in kirchenregimentlichen Erlassen vorgenommen wird, ist sein Name unzweifelhaft der meistgenannte. Selbst seine Gegner beziehen aus seinen Schriften die Themata für ihre Arbeiten und mancherlei fruchtbare Erkenntniß. Und dieser Sachverhalt wird augenscheinlich noch eine geraume Zeit fortdauern. Mag man sich im übrigen zu den Ritschl'schen Untersuchungen und Gedanken stellen wie man will, er nöthigt dazu, den Mann als einen großen Theologen anzuerkennen. Das ist lediglich ein historisches Urtheil. Denn wenn man auch auf wissenschaftlichem Gebiete ein Recht hat, den Begriff des großen Mannes auf denjenigen anzuwenden, der gemeinschaftbildend gewirkt, d. h. größern Kreisen Anstoß und Richtung ihrer Bestrebungen gegeben hat, so kommt er Ritschl mit demselben Rechte zu, wie etwa Schleiermacher und von Hofmann unter den Theologen des 19. Jahrhunderts. Nur wird man schon jetzt annehmen dürfen, daß die von ihm gegebenen Impulse weiter wirken als die der beiden andern Gelehrten, weil er nicht nur die biblische und dogmatische Disciplin beherrscht, sondern auch in der historischen anregend und bahnbrechend gewirkt hat, also vielseitiger gewesen ist als jene. Faßt man außer dieser Bedeutung Ritschl's noch seine Stellung inmitten des Hasses und der Gunst der Parteien ins Auge — ein bekanntes Wort aus Schiller's Prolog zum „Wallenstein" deutet ihre Wirkung auf die Geschichte an, und die Vorrede des uns vorliegenden Lebensbildes meint, die Anfänge der Legendenbildung über den unlängst Verstorbenen seien bereits erkennbar — so wird man es gerechtfertigt finden, daß sein Leben schon jetzt zum Gegenstande biographischer Darstellung gemacht worden ist.

Daß der Verfasser zu seiner Aufgabe berufen gewesen, wird niemand in Abrede stellen, der sein Buch gelesen hat. Vom Biographen verlangt man ohnehin nicht Objectivität. Mag sich der Leser selbst sein Urtheil bilden, wenn ihm nur die hierzu nöthigen Unterlagen gegeben sind! Ja, vielleicht führt uns gerade der am nächsten zu seinem Helden hin, der sich in seinem Urtheile am entschiedensten mit ihm zu identificiren sucht. Begreiflicherweise findet dies im vorliegenden Falle statt: Otto Ritschl kennt wohl gelegentlich eine andere Möglichkeit neben der von seinem Vater gewählten, aber er stimmt dieser bei (z. B. I, 247). So waltet er pietätvoll und schlicht seines Amtes, zumeist indem er Stellen aus Briefen verknüpft und an ihrem Orte einführt. Und wem hätte ein solcher Einblick und Ueberblick hinsichtlich des Lebens, der Absichten, des Briefwechsels A. Ritschl's zu Gebote gestanden wie seinem Sohne! Auch der Ton, mit dem dieser über Fachgenossen seines Vaters urtheilt, ist würdig. Bisweilen werden Briefstellen, die sich auf heute noch lebende Persönlichkeiten beziehen, durch Weglassungen taktvoll gemildert. Wir wünschten, der Ver-

*) Albrecht Ritschl's Leben, dargestellt von Otto Ritschl. Zwei Bände. Freiburg i. Br., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1892 und 1896. Gr. 8. 10 und 12 M.

fasser wäre von diesem Verfahren auch auf Seite 448 nicht abgewichen, er hätte damit den vornehmen, sachlichen Charakter seines Werkes besser gewahrt. Alles in allem hat er sich Anrecht auf vielen Dank erworben durch sein Buch, das für den Sohn wol ein erfreuliches und reizvolles, für den jüngern Gelehrten aber zugleich ein entsagungforderndes gewesen sein mag.

Aber war das hier beschriebene Leben inhaltreich und anziehend genug, um zur Darstellung geeignet zu sein? Man möchte zunächst diese Frage verneinen. Anfangs eine im Hause des Vaters, des in der preußischen Kirchengeschichte namhaften Bischofs und Generalsuperintendenten von Pommern, verlebte regelmäßige Jugendzeit, sodann ein ganz normales Studentenleben auf den Universitäten Bonn und Halle und von da ab, nach einer zumeist in Heidelberg und Tübingen zugebrachten Zeit der Vorbereitung auf die Habilitation, ein um die beiden Pole gelehrter Forschung und Schriftstellerei und akademischer Lehrthätigkeit in Bonn und Göttingen still und gleichmäßig sich bewegendes Gelehrtenleben — das ist der einfache, schmucklose Rahmen dieses Lebensbildes. Wir lesen nichts von nahen Beziehungen zu großen Ereignissen, wie etwa in den Briefen Schleiermacher's: die Revolution des Jahres 1848, die deutschen Einigungskriege von 1866 und 1870—71, das Kaiserattentat, das sind diejenigen Thatsachen, die auf Ritschl einen tiefern Eindruck gemacht haben — aber nicht anders als auf Tausende seiner Zeitgenossen. Ebenso wenig treffen wir Aufzeichnungen über packende Erlebnisse, Reisen oder geistreiche Beobachtungen bei solchen Gelegenheiten, wodurch z. B. Hase's Biographien anziehend sind. „Ich habe nun einmal kein Talent zu reisen und mich anderswo behaglich zu fühlen, wo ich nicht Fachgenossen finde, mit denen ich mich unterhalten kann. Du siehst, ich komme immer auf die Theologie zurück, jetzt meine einzige Königin", das ist Ritschl's sehr bezeichnendes Urtheil. Man wird nicht bestochen durch rasche, glänzende Erfolge: „Ich will nichts im Sturm gewinnen, aber um so weniger will ich die langsame Bestellung meines Feldes mich gereuen lassen. Denn ich bin nicht verwöhnt durch geschwinde Erfolge, und rechne auch hier nicht auf solche." Nur zu sehr vermißt man ferner Aeußerungen über sein Innenleben, durch die dies Lebensbild mit religiösem Gewinn zu lesen wäre wie Rothe's oder Tholuck's Biographien. Abgesehen von einem schönen Trostschreiben, das er beim Ableben einer Schwester an seinen Vater gerichtet hat (I, 277), geben fast nur Ritschl's Briefe, die er geschrieben, nachdem er seine edle Lebensgefährtin (Ida Rehbock) gewonnen und nachdem er sie wieder nach zehnjähriger Ehe verloren hatte, Einblicke in das Empfindungsleben des verschlossenen Mannes. Vor allem in den Briefen an die Braut theilt er sich mit: „Der Boden, auf welchen Deine Liebe als Licht und Regen einwirkt, hat sehr lange brach gelegen, ist mit Steinen überschüttet worden, und die Keime, die er in sich barg, und die durch Dich hervorgelockt worden, sind mir selbst noch wenig bewußt gewesen." So entfaltet sich ein reiches Gemeinschaftsleben in dem brieflichen Verkehr des bonner Professors mit seiner kräftig empfindenden und begabten Verlobten, die auch an seinen theologischen Bestrebungen mit Verständniß theilnimmt: „Nicht nur weil es Deine Gedanken sind, sondern auch weil mich die Sache selbst interessirt und vielfach beschäftigt, und Du streust vielleicht manch Samenkörnchen in meine Seele, an dem Du später selbst noch Deine Freude hast." Zur Kennzeichnung ihres klaren und treffenden Urtheils setzen wir eine Auslassung über den damals erschienenen, vielgerühmten Briefwechsel Schleiermacher's mit seiner Braut hierher, den man in neuerer Zeit sogar als einen „Liebesfrühling" in Prosa bezeichnet hat. Ida Rehbock urtheilt besonnener: „Der Abstand der Jahre ist denn doch gar merklich, dem gereiften, überlegenen Mann gegenüber ein unreifes Töchterlein. Ihre wiederholten Selbstanklagen, die sie gar gern widerlegt hat, sie sei nicht geistreich und leide an Gefühllosigkeit, worüber er sie dann zurechtweist, aber auf die Art, wie z. B. ein Neufundländer mit einem Löwenhündchen spielt, das hinterläßt dem Leser keinen wohlthuenden Eindruck. Seine Briefe sind immer schön und bedeutend, die ihrigen aber monoton, ja langweilig, und selbst das ewige Hineinziehen des kaum verstorbenen Willich, zu dem sie in jeder Beziehung besser passen mochte, verletzt mitunter. Man sollte eben wirklich solche Briefe nicht drucken lassen, und wenn Schleiermacher es wüßte, er würde sich jetzt noch darüber ärgern u. s. f." Entschieden ist das neunte Kapitel des ersten Bandes, dem diese Proben entnommen sind, einer der gewinnendsten Abschnitte des ganzen Werkes, weil am reichsten im Ausdruck allgemein menschlicher Interessen.

Aber trotz alles dessen, worin wir „Ritschl's Leben" hinter bekannten Biographien von Genossen seines Faches zurückstehend fanden, haben wir es mit großem Interesse gelesen und stehen nicht an, es als ein in seiner Art werthvolles Buch zu empfehlen. Es ist in erster Linie die Entwickelung und Gestaltung theologischer Ideen in diesem Leben, die uns vorgeführt wird. Darin lag Ritschl's Größe, darauf hat sein Biograph den Schwerpunkt für seine Darstellung gelegt. Von jener Zeit ab, da der jugendliche bonner Student über der Beobachtung des Unterschieds eines sichern Autoritätsglaubens und des Suchens nach begründeter religiöser und wissenschaftlicher Ueberzeugung in innere Gärung gerieth, sehen wir ihn in rastloser theologischer Bewegung. Eine Zeit lang sieht der junge Gelehrte in Hegel und dem nach Hegel'schem Recepte Bibelkritik treibenden Begründer der Tübinger Schule, F. C. Baur, seine Meister. Aber in seinem Erstlingswerke über „Die Entstehung der altkatholischen Kirche" befreit er sich und andere von den Baur'schen Hypothesen. Dann interessiren uns die Entwürfe seiner Dogmatik und Ethik, in die wir durch reichliche Mittheilungen aus seinen Collegienheften eingeführt

werden. Dabei ist es in hohem Grade lehrreich, zu beobachten, wie die für Ritschl eigenthümlichen Lehren mit wachsender Klarheit und Entschiedenheit von ihm ausgebildet werden. Die ausführliche Darlegung von vier Entwürfen seiner Vorlesung über Dogmatik z. B. ermöglicht diese Beobachtung. Und der Verfasser des „Lebens" gibt uns reichliches Material an die Hand. Er berichtet eingehend über seines Vaters Arbeiten, von den Predigten und Predigtrecensionen seiner Studentenzeit an bis zu den großen historisch-dogmatischen Werken über „Rechtfertigung und Versöhnung" und „Geschichte des Pietismus", den kleinern Abhandlungen, den Briefen wissenschaftlichen Inhalts und den Bücherbesprechungen des berühmten Gelehrten. In einem besondern Kapitel wird Ritschl's Theologie zusammenhängend behandelt, und dies sachkundig, übersichtlich und von der Annahme ihrer Vollkommenheit aus. Auch über die Antworten, die Ritschl findet, werden genaue Berichte erstattet: über Angriffe Urtheilsfähiger und -Unfähiger gegen ihn, und seinen allmählich wachsenden Einfluß auf eine zahlreiche und überzeugte Schule, die sich um den Meister sammelt. Während nun über diese von Ritschl veranlaßten Verhältnisse eingehend berichtet wird, fließen des Verfassers Mittheilungen darüber spärlich, inwiefern sein Vater von Vorarbeitern beeinflußt gewesen ist. Nur über sein Verhältniß zu Baur erfahren wir Gründliches, beiläufig noch über das zu Schleiermacher; aber was hatte er von Hegel zurückbehalten, wieviel von Menken, von Kant, von Lotze gelernt? Ritschl ist freilich ein sehr selbständiger Gelehrter gewesen, aber hier sehen wir ihn zu sehr isolirt. Oder soll diese Lücke durch die auf dreieinhalb Seiten gepflogenen Erörterungen über „die protestantische Theologie in Deutschland seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts" nur einigermaßen ausgefüllt sein?

Neben Ritschl's Theologie interessirt uns sein Charakter. Er imponirt durch seine Geschlossenheit: kraftvoll, selbständig, im Urtheil scharf, aber doch wieder voll Humor und immer originell. Schon den Studenten muß sein Vater warnen, als er einmal den bedeutendsten Theologen der nachreformatorischen Zeit „den armseligen J. Gerhard" nannte, „der den Karren gefälligst in den Dreck hineinschiebt". Und ähnlichen schroffen Aeußerungen begegnen wir auch über Angelegenheiten, die ihm ferner liegen. So über R. Wagner's „Tannhäuser": „Musik ist die Sache nun einmal nicht, und der Eindruck, der die Leute daran fesselt, ist überhaupt kein musikalischer oder irgendwie künstlerischer, sondern die dämonische Macht der erwartungsvollen Aufregung und der Caprice. Musikalisch gelungen ist nur die Erzählung Tannhäuser's deswegen, weil Wagner's Mittel nur für die Darstellung des Wahnsinns zureichen." Oder über Bettina von Arnim: „Ich habe ihr zwei Stunden lang zugehört und manchmal über ihre Reden herzlich lachen müssen, bin auch durch ihre Gutmüthigkeit und ihre Genialität theilweise angezogen worden; aber dieselbe ist mit so viel Renommisterei, Naseweisheit und Ungezogenheit durchwachsen, daß die Abstoßung ebenso groß war wie die Anziehung, und ich schließlich keinen andern Eindruck übrigbehielt als den eines kolossalen Hungers." Es ist nicht zu verwundern, daß Ritschl auch im wissenschaftlichen Verkehr durch seine herben Urtheile wiederholt diejenigen sich entfremdet hat, die ihm vorher wohlgesinnt waren.

Ein wesentlicher Charakterzug an ihm ist seine wissenschaftliche Vornehmheit. Als einer seiner Studiengenossen in einer Seminarpredigt sich an seine Commilitonen mit der Mahnung gewandt hatte, nicht kalt und unerleuchtet dem geistlichen Berufe nachzukommen, vermißte Ritschl die Erwähnung der wissenschaftlichen Vorbereitung auf das Pfarramt, der Treue und Nüchternheit im Studium. Zu Beginn seiner akademischen Thätigkeit empört ihn die Nichtachtung seiner Bemühungen seitens der bonner Studenten: „Es ist bei der jetzigen Generation auf ein encyklopädisches Interesse am Studium nicht zu rechnen, sondern nur auf die vorherrschende Rücksicht auf Examen und willkürliche Zuneigungen. Ich sehe nicht ein, wie es damit besser werden soll." Und noch der alte Professor hält sich von Pastoralconferenzen und Kirchentagen fern, weil er es erfahren hat, wie sehr hier wissenschaftliche Unfähigkeit zu Worte komme. „Und den Pastoren soll man die Dinge nicht in den Mund schmieren, sondern sie nöthigen, wissenschaftliche Bücher zu studiren." „Ich habe an einigen alten Freunden geistlichen Standes, die ich zufällig wiedersah, die «Kirchlichkeit» studirt, welche nichts anderes zur Wurzel hat als die Bequemlichkeit; das Christenthum also, was in diesem Topfe blüht, hat keinen Geruch des Lebens zum Leben. Ich weiß mich auch in gar keiner Continuität mit diesem neuen Pharisäismus, und wenn er zu Grunde geht, so geht nicht das Christenthum zu Grunde, sondern ein Hinderniß desselben."

Der Mittelpunkt alles seines Denkens und Empfindens ist sein Beruf, das ist auch der Schlüssel zum Verständniß der Eigenheit seines Lebens und seiner Biographie. „Du siehst, daß ich blos in den Interessen meiner Vorlesungen lebe, und darum erlebe ich sonst nichts Erwähnenswerthes", — das gilt schließlich doch für sein ganzes Leben. Er besitzt die Fähigkeit, sofort nach unangenehmen Erfahrungen sich in angespanntes Studium zu versenken. Unmittelbar, nachdem er ein Colleg wegen zu geringer Betheiligung hat aufgeben müssen, arbeitet er sich in Spinoza's „Tractat" hinein, und nachdem er den schwersten Verlust seines Lebens erfahren, fördert er mit ganzer Energie sein Hauptwerk, um seinem Schmerze nicht zu erliegen. Bei einer solchen Concentration der Interessen ist es auch erklärlich, daß längere Erörterungen Ritschl's in Briefen an seine Braut ohne weiteres seinem Hefte über Moral entnommen sind. Wenngleich es verwunderlich ist, daß er dieselben Gedanken nicht in verschiedene Form kleidete, je nachdem er sich an ein junges Mädchen oder an seine Zuhörer richtete, so hat diese Einseitigkeit

doch wiederum etwas Großes: der Denker kennt nur eine, beste Fassung seiner Ideen und theilt diese mit, an wen er immer sich wenden mag.

Ein Gesammtüberblick über Ritschl's Charakter ermöglicht nun auch einen Schluß über dessen Einfluß auf seine Theologie. Wir haben es mit einem scharfsinnigen und willensstarken Manne zu thun. Daß Gefühl und Phantasie bei ihm untergeordnet waren, hat er schon in jungen Jahren erkannt. Dem entspricht es, daß er in der Geschichte seiner Wissenschaft im wesentlichen die Stellung eines Kritikers eingenommen und darum auch für die Theorie allem Anscheine nach fruchtbarer gewirkt hat als für die religiöse Praxis. Für diese fehlte es ihm an Kraft und Tiefe der Empfindung. Doch wollen wir damit nicht sagen, daß seine Wirksamkeit ohne religiöse Förderung für viele geblieben sei. Zum mindesten hat er zur Revision des religiösen Besitzes genöthigt und darum manchem zur Preisgabe todten Stoffes die Veranlassung gegeben. Die Religion aber hat mit einer dogmatischen Correctheit sehr wenig zu thun, und Ketzereien können fruchtbarer wirken als jene, sofern sie nur mit Leben verbunden sind. Trotzdem ist es eine Frage, wie weit die Wirkung der Theologie Ritschl's positiv sein wird, und wie weit sie eine Erschlaffung der religiösen Kraft in der Neuzeit formulirt hat. Die Entscheidung fällt der Zukunft anheim. Doch schon jetzt können wir sagen, daß er eine reformatorische Persönlichkeit nicht gewesen ist. Dazu fehlte ihm das religiös-sittliche Pathos und die elementare Gewalt in der Vertretung seiner Ideen.

Johannes Reinhard.

Hans von Bülow.

II.

Auf Hans von Bülow's musikalische Entwickelung hatte die Kapellmeisterthätigkeit in St.-Gallen sehr ersprießlich eingewirkt. Er schreibt*) (als captatio benevolentiae!) seiner Mutter:

Ich bin jetzt im Stande, einem ganz fremden Orchester z. B. meine Compositionen einzustudiren . . . ich habe öfters Unmögliches möglich gemacht, bin auch dafür anerkannt worden. Von Wagner, den Du für meinen Verderber hältst, war ich da fern . . .!

Insbesondere war ihm klar geworden, daß er zum Dirigenten „eine besondere Befähigung“ sich zutrauen dürfe, und daß dieser Umstand ihm für künftige Zeiten den „Broterwerb“ sichere. Wagner hatte ihm bereits mitgetheilt, daß Liszt ihn bei sich in Weimar gern aufnehmen würde, und so ging denn Anfang Juni die Reise über München nach Weimar.

Bei Liszt hoffte er sich im Klavier vervollkommnen zu können und durch ihn früher oder später eine Stellung als Dirigent zu erhalten. Die Nothwendigkeit, bei den beschränkten Mitteln der Aeltern baldigst an selbständigen Broterwerb denken zu müssen, die Ungewißheit über seine Zukunft, stimmen ihn ernst, aber er verzagt nicht. Er schreibt der Schwester:

Zuletzt bleibt mir doch Dein Buchzeichen übrig: „Aide-toi, le ciel t'aidera.“ Und nicht blos der Himmel, sondern alle Stürme und Gewitter dazu. Glücklich die Zeit, wo man sich die noch herbeiwünschen kann, bis man — und das ist auch noch glücklich — in Jugendkraft vom Blitz erschlagen wird. Ein gewisser Humor wird mir bleiben, und der ist nicht mit Bitterkeit vermischt, Gott sei Dank!

Liszt war bei Bülow's Ankunft in Weimar daselbst nicht anwesend. Vier volle Monate vergingen, ehe der junge, mit banger Ungeduld seines Meisters harrende Künstler den ersten Unterricht bei Liszt genoß. Sein Freund Raff hatte ihn im Auftrage Liszt's auf der Altenburg einquartiert, und der letztere selbst ihm einen herzlichen, brieflichen Willkommengruß gesandt. Dem Vater gibt er bald darauf eine ergötzliche Schilderung seines Thun und Treibens in dieser Zeit:

Ich stehe nach sechs Uhr auf und setze mich, noch im tiefsten Négligé (Volkswehr der Zukunft!) ans Klavier und fange an mit sehr viel Seelenruhe zu hämmern . . . Bis um ein Uhr bleibe ich daheim; Raff kommt alle Vormittage eine halbe Stunde zu mir herauf und sieht sich mein Treiben mit an; über meine Compositionen sprach er sich bisjetzt nur günstig aus. Um einhalbzwei Uhr esse ich im Erbprinzen zu Mittag; das muß man schon thun, weil man sich in Weimar in anständiger Gesellschaft sehen lassen muß . . . Gegen vier Uhr steige ich gewöhnlich wieder in meine Höhle hinauf und musicire bis gegen neun Uhr, wo es in die Stadt geht zum Abendessen. Zehneinhalb Uhr bin ich meist wieder zu Hause und phantasire dann am Klavier bei Mondschein oder trübem Himmel — ohne Unterschied. Da kein zweites Exemplar des Hausschlüssels existirt, so bin ich genöthigt, über eine zerfallene Mauer in den Hof zu steigen und dann durch ein von außen zu öffnendes Küchenfenster in das Haus selbst zu klettern.

In vertrautem Verkehr mit Raff und Joachim verging so Woche auf Woche, ohne daß er seinem Ziele näher gekommen wäre. Zum Zeitvertreib in dieser Zeit des „Langens und Bangens“ trieb er mit Joachim Spanisch, „was Dir“ (d. h. dem Vater) „so vorkommen wird“, componirte, übte, „les doigts cassés“ und bis „zum Zähnefletschen“ Liszt'sche Klaviercompositionen und schrieb eine geharnischte Antikritik gegen die blöde Verurtheilung Wagner's in den damals von Julian Schmidt redigirten „Grenzboten“. Das schroffe, mit beißender Satire gewürzte Auftreten gegen „Autoritäten wie Julian Schmidt“, Jahn, ängstigt die Mutter; sie warnt ihn dringend vor der Journalistik!

---

*) Hans von Bülow. Briefe und Schriften. Herausgegeben von Marie von Bülow. I. Briefe. Erster und zweiter Band. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1895. Gr. 8. 10 M.

So kam der Anfang October 1851 heran und mit ihm zu Bülow's größter Freude der „musikalische Großherzog von Weimar", der durch seine lange Abwesenheit „demonstriren wollte, daß es ohne ihn nicht gehe". Bülow ist entschlossen, ihm gegenüber „sich seiner Autonomie zu begeben":

ich lasse mich verweimaranern; ich behalte natürlich immer noch so viel von meinem „Ego" übrig, um die Resultate der Experimente, die ich mit meiner Person vornehmen lasse, beurtheilen zu können. Meine Individualität wird nicht verloren gehen, die steckt in Gottes Hut; vorläufig ist aber das einzig Vernünftige, was ich thun kann, das „mich eng an Liszt an" — und von andern damit abzuschließen.

Liszt gründet seinen Plan bezüglich der Ausbildung eines Schülers und dessen Einführung in die Kunst auf die persönlichen Verhältnisse des letztern. Die Kapellmeistercarrière, zu welcher Bülow die ausgesprochenste Vorliebe zeigte, hält er für zu langwierig. Es kommt ihm darauf an, seinem Schützling schnell und bald eine selbständige Stellung als ausübender Künstler in der musikalischen Welt zu sichern. Als Vorbereitungszeit hierfür hielt er einen einjährigen Aufenthalt in Weimar für ausreichend; dann könne Bülow getrost auf Concertreisen gehen, und die Welt würde in ihm „seinen Schüler und Nachfolger" erkennen.

Das persönliche Verhältniß Liszt's zu Bülow wurde in kurzer Zeit das denkbar beste. Bülow's bezauberndes Unterhaltungstalent, sein vielgewandter Geist, seine allumfassenden literarischen Kenntnisse, seine außerordentliche Begabung für fremde Sprachen traten auf das glänzendste hervor und machten ihn alsbald zum unentbehrlichen Gesellschafter Liszt's und der Fürstin Wittgenstein. Er übernimmt Liszt's geschäftliche Correspondenzen, denkt dabei (so schreibt er wenigstens an die Mutter) immer noch an die „Doctoratsarbeit" („Ueber die Geschichte des Unsterblichkeitsglaubens"), ist als liebenswürdiger Mensch und Künstler in die aristokratische Geselligkeit eingeführt („Hofdamen, Prinzenmentors u. dgl. Fossilien!"); den größten Theil der Zeit widmet er nach wie vor der Ausbildung seiner Klaviertechnik:

Ich martyrisire die eventuellen Begründer meiner materiellen Wohlfahrt, ich kreuzige wie ein guter Christ das Fleisch meiner Finger, um sie, wie es ein Pianist nöthig hat, zu gehorsamen, unterthänigen Maschinen, zu Geisteigenen zu machen.

Er copirt Liszt's Arrangement der Neunten Symphonie für zwei Klaviere, übersetzt dessen „Tannhäuser"-Artikel, nimmt den regsten Antheil an den Bühnenproben, namentlich zu Wagner's „Lohengrin", componirt eine Ouverture und die dramatische Musik zu Shakespeare's „Julius Cäsar", „etwas in dem flegelhaften Tone der «Rienzi»-Ouverture geschrieben" und erringt mit der Aufführung dieser Musik unter Liszt's Leitung seinen ersten Erfolg als Componist!

Lache mich heute nicht aus, wenn ich nach dem ersten Erfolge ein wenig übermüthig bin und Dir sehr naiv meine Hoffnung ausspreche, in der 11. Auflage des Brockhaus'schen „Konversations-Lexikons" hinter Dir eine kleine Stelle zu finden. . . .

Auch an den Joachim-Quartettabenden betheiligt er sich mit der Ausführung der Klavierpartitur von Schumann's Es-dur-Quintett, arbeitet für die Brendel'sche „Neue Zeitschrift für Musik" u. s. w. Man versteht, daß Bülow bei solcher Thätigkeit von sich in scherzhaftem Ton der Mutter berichten konnte: „En ce moment je suis une expèce de lionneau de Weymar." Im übrigen bleibt er, wie er scherzend sagt, nach wie vor „Prudhonist", „der alte, rothe Republikaner":

Die Homöopathie ist keine Radicalcur, die Politik wird nicht durch Politik wieder vernichtet; ein urkräftiges Naturelement wird radical heilen; und da glaube ich an die Vortrefflichkeit der „Pyropathie", da die „Hydropathie" hier nicht paßt . . . Meine mir nöthige Bildung schöpfe ich aus dem „Kladderadatsch" — und wenn mich jemand fragt, zu welcher Partei ich gehöre, so sage ich: zur Partei des „Kladderadatsch". Es ist auch die einzige, die eine Zukunft hat.

Die Correspondenz mit Wagner wird eifrig weiter geführt; den Vorbereitungen für die in Aussicht genommenen „Tannhäuser"- und „Lohengrin"-Vorstellungen widmet er die größte Sorgfalt. Wagner schenkte ihm eine „Tannhäuser"-Partitur mit den neuen Abänderungen: die „alte" verschenkte Bülow dafür an Joachim,

der ein heißer und tüchtiger Kämpe für die gute Sache zu werden verspricht. Wie hat sich dieser Mensch verweimaranert, oder vielmehr entleipzigert!

Alle Briefe dieser Zeit athmen eine freie, frische, gehobene Künstlerstimmung, die ihn schließlich dazu verleitete, einmal so recht „den Teufel zu spielen".

Henriette Sontag war nach Weimar gekommen (1852), um das „künstlerische Schauspiel einer achtundvierzigjährigen Soubrette als Regimentstochter" zu gewähren. Das fade und sich selbst gefallende, lediglich auf den Geldbeutel speculirende Virtuosenthum, wie es ihm in dieser gefeierten Sängerin entgegentrat, war Bülow in tiefster Seele verhaßt. Der Grimm hierüber entlockte seiner Feder einen unbarmherzig sarkastischen Artikel („Ein Minoritätsgutachten"), in welchem er gegen die Sontag sowol wie auch gegen Jenny Lind, als Vertreterinnen „des hohlen, flachen Virtuosenthums", die giftigsten Pfeile entsandte. Der Aufsatz erregte einen Sturm der Entrüstung, der sich z. B. in den „Grenzboten" (1853, III, 99) in einer Flut gewöhnlichster Schimpfereien gegen Liszt und Bülow („betrunkener Eckensteher") Luft machte und auch auf einige Zeit wiederum das Verhältniß des Sohnes zur Mutter trübte. Selbst der Vater war empört und machte ihm die bittersten Vorwürfe. Bülow bereut seine „momentane Erregung raschen Unwillens, die ihm den Artikel in die Feder dictirt hatte"; aber seine Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner Aeußerung bleibt nach wie vor unberührt. —

Es folgt das ballenstedter Musikfest im Sommer 1852, an dem Bülow zum ersten mal an einer größern Aufführung activen Antheil nahm und mit der Ausführung der Klavierpartie in der Beethoven'schen Chorphantasie betraut war.

Mit Joachim verbindet ihn immer noch eine innige Künstlerfreundschaft; beide knüpfen höchst anregende Beziehungen zu Bettina von Arnim und ihren Töchtern Armgart und Gisela an. Bülow insbesondere ist mit Armgart befreundet; auch Hermann Grimm („klug und sehr berlinisch") gesellt sich ihnen bei. Bülow's Mutter berichtet hierüber: „Die Abende sind wir immer bis Mitternacht bei Arnims, wo Hans und Joachim spielen, die Mädchen singen, was interessante Gespräche nicht ausschließt. Grimm ist sehr amusant, Bettina ganz einzig . . ." „Hans ist sehr fleißig . . . aber leider widmet er seine meiste Zeit der Verherrlichung Wagner's; er ist fanatisirt und opfert sich gänzlich auf, setzt sich und seine Zwecke hintenan deshalb . . .; er ist überhaupt recht merkwürdig: er hat einerseits eine unglaubliche Selbstbeherrschung, Sicherheit und aplomb, dann wieder eine grenzenlose Unbesonnenheit, die ihm die schlimmsten Händel zuziehen kann, und solcher Contraste sind in seinem Charakter mehr . . ." Weihnachten 1852 verleben „Joachim und Hans" mit Arnims in glücklichster, fröhlichster Stimmung:

Bettina hat uns beiden, Joachim und mir, zwei Gläser geschenkt, in welche die Namen der drei Feen eingravirt sind. Das war für uns das froheste Weihnachtsgeschenk. Joachim geht mit Neujahr nach Hannover. Sein Weggang würde mich sehr betrüben — auch fällt er mit dem der Arnim'schen Familie, die mir wirklich ans Herz gewachsen ist — zusammen, wenn die Zeit, die ich selbst hier in Weimar noch zu verweilen habe, nicht ebenfalls nach Tagen gezählt wäre.

So war es auch. Ende Februar unternahm Hans von Bülow seine erste selbständige Concertreise nach Wien, von Liszt mit den denkbar besten Empfehlungen ausgestattet. Der „musikalische Großherzog" schrieb in den ihm eigenen, überschwenglich warmem Tone: „Je réclame tous les services de mes amis pour lui comme pour moi même, et les considérerais comme rendus à ma personne, car je le reconnais comme mon successeur légitime, comme mon héritier par la grâce de Dieu et de son talent."

Glänzender ist niemals ein Künstler in seine öffentliche Laufbahn eingeführt worden als Bülow. Und doch ist hinwiederum selten ein junger Künstler durch anfängliche Miserfolge schmerzlicher enttäuscht worden als er.

Die ganze Concertreise nach Wien und Preßburg (zum Theil wenigstens auch die nach Pest) war eine Reihe von Miserfolgen, zertrümmerten Hoffnungen und peinlichsten Verlegenheiten. Kaum eine einzige Empfehlung Liszt's nach Wien hatte Erfolg. Etwas besser war es mit Pest bestellt; hier hatte Liszt's notorischer Einfluß auf seine Landsleute eine freundlichere Stimmung für Bülow zur Folge:

Noch jetzt klingt mir das „Eljen"-Gebrüll in den Ohren, das ein wenig besser lautet als das deutsch-italienische Bravo. Man sagt mir, seit lange sei kein solcher Lärm um einen Virtuosen gewesen....

Aber gar bald folgt dem „lendemain de la première victoire" „le revers de la médaille":

Ich bin wieder mehr als je muthlos, nicht in Betreff meines Talentes . . . wohl aber in Betreff . . . der Möglichkeit, mir durch Hülfe meines Virtuosenthums je eine unabhängige Stellung erwerben, ja nur mein Leben fristen zu können. Es verfolgt mich ein so eigenes, so constantes Misgeschick, das wie ein Fluch auf mir lastet, sodaß ich annehmen muß, alle die Anstrengung meiner Kraft werde es nie auch nur zu jenem Resultat bringen, welches ein hundertmal talentloserer blagueur und charlatan spielend erreicht.

Liszt und Liszt's Freunde, vor allem auch die Mutter unterstützen ihn mit Geldmitteln; aber die peinlichen Verlegenheiten hören nicht auf:

Ich bin complètement à sec . . . morgen bin ich bereits genöthigt, bei meinen eventuellen Freunden Anleihen zu eröffnen.

Die Virtuosenlaufbahn ist ihm damit gründlich verleidet. Er sehnt sich danach, wieder in die Kapellmeistercarrière zurückzukommen. Zu dem Zweck reist er nach Karlsruhe. „Dort gibt es keinen Kapellmeister von irgendwelchem Rufe." Hier erfuhr er aus der „Allgemeinen Zeitung" die Nachricht von dem plötzlichen Tode seines Vaters! Kein Schlag konnte ihn tiefer treffen als dieser! Nachdem er die Grabstätte seines Vaters in Oetlishausen besucht, kehrt er in seine Heimatstadt Dresden zurück.

Liszt, mit dem Bülow nunmehr eine eifrige Correspondenz eröffnete, bestand immer noch darauf, daß er als Klavierspieler und nicht als Operndirigent seinen Weg mache. Da es ihm in Süden nicht geglückt war, wendete sich Bülow dem Norden zu und fand endlich in Berlin den Boden, der ihm eine bleibende Stätte und der Schauplatz einer an innern wie äußern Erfolgen unvergleichlich reichen Thätigkeit werden sollte. Am 3. December 1853 spielte er zum ersten mal in einem Concert des Frauen-Vereins vor dem berliner Publikum, das ihm von jenem Tage an bis zu seinem Ende mit seltener Treue und unauslöschlicher Begeisterung ergeben geblieben ist. Im März 1855 tritt er dann seine Stelle als Lehrer am Kullak'schen Conservatorium an, nachdem er vorher eine Zeit lang musikalischer Hauslehrer in der Familie des Grafen Mycielcki auf Chocieszewice bei Rawicz in Posen gewesen war. Die Briefe aus dieser für Bülow's Entwickelung gänzlich verlorenen Lebenszeit sind ein psychologisches Stimmungsbild für sich. Wenn irgendwo, so kommt hier Bülow's echter Humor zur vollsten Geltung. Wie dieser sein treuester Begleiter ihm über die wiener „Katastrophe" hinweggeholfen hatte, so streut er ihm auch jetzt frische Lebensrosen in die öden, kahlen Räume des polnischen Grafenschlosses!

Nächst Berlin waren es die norddeutschen Hansastädte Bremen und Hamburg, deren kunstgebildetes Bürgerthum für Bülow's Eigenart das lebhafteste Verständniß empfand, und die ihm die Treue bis zum Tode bewahrt haben. Zwar legte ihm Liszt nochmals nahe, sein Glück aufs neue in Wien zu probiren. So außerordentlich Liszt's Menschenkenntniß war: in den Wienern täuschte er sich gründlich. Das durch Salonvirtuosen wie Thalberg, Drey-

schock, vor allem aber durch die Vorherrschaft italienischer Musik in eine ganz falsche Auffassung des Künstlerthums hineingerathene wiener Publikum, hat niemals, auch bis heute noch nicht, das rechte Maß gefunden, eine Künstlererscheinung wie Bülow recht zu würdigen. Liszt beging den Fehler, Bülow's Persönlichkeit nach seinem Maße zu messen. Allein trotz der innigsten und tiefsten Uebereinstimmung beider Künstlernaturen blieb doch Bülow noch ein sehr bedeutendes Quantum eigenster Individualität; und diese war nicht aus Liszt, sondern aus dem Geiste Wagner's herausgewachsen. Dieselbe Unerbittlichkeit der logischen Consequenz, dieselbe Strenge künstlerischer Ueberzeugung, dieselbe musikalische Potenz, die Wagner zum Grundstein einer neuen musikalischen Aera machte, war Bülow im höchsten Maße eigen. Auf Liszt übten viel zu viel andere Dinge, auch solche, die außerhalb von Kunst und Religion lagen, bestimmenden Einfluß. Er war die glänzendste Virtuosenerscheinung aller Zeiten; sein starker Geist umfaßte Altes wie Neues mit leidenschaftlicher Empfindung. Aber auch nur mit Empfindung und Leidenschaft. Der Natur Wagner's hingegen haftete immer etwas vom „raisonnirenden" demokratischen Bourgeois (im guten Sinne!), der Bülow's etwas vom „demokratischen Freiherrn" an. Bei beiden tritt die verstandesmäßige Seite der Kunst neben der Intensität der Empfindung und des Gefühls bestimmend hervor. „Kopf und Finger stehen bei mir", sagt Bülow von sich selbst, „im engsten und nächsten Zusammenhange." Was sein Kopf nur halb verstehen oder nur ahnen kann, dafür kann sich sein Herz nicht begeistern. Erst „de-componiren", dann „re-componiren" ist sein Wahlspruch. Bülow war dementsprechend, ganz ebenso wie Wagner, eine durchaus „lehrhafte" Natur. Des letztern Wort: „Wenn Sie wollen, dann haben wir eine Kunst", war keine Anmaßung, sondern nur in diesem theoretisch-didaktischen Sinne gemeint; und Bülow's Vortrag einer Beethoven'schen Sonate oder Symphonie war ein mit den Flammenzügen des Genies geschriebener Commentar zu dem Werke. Nur wer am Feuer eines Geistes wie Wagner den eigenen seelischen Heerd entzündet hatte, konnte wie Bülow zugleich und in diesem Sinne „Dichter" und „Denker" sein.

Daß die Nachwelt in das geistige Werden eines Künstlers wie Bülow so tiefe Blicke thun darf, verdanken wir der Veröffentlichung dieser Bülow-Briefe, über deren musikalisch-literarischen Werth jedes Wort überflüssig wäre. Sie stehen an Bedeutung den Wagner-Liszt-Briefen nicht blos gleich, sondern bilden die nothwendige, wesentliche Ergänzung dazu. Das Verdienst, diese unschätzbare Quelle der Welt bewahrt und zugänglich gemacht zu haben, gebührt in erster Reihe der „Schwester Isa" der Bülow-Briefe, der Freifrau von Bojanowski. Ihr sei deshalb auch der wärmste Dank für diese Gabe zunächst dargebracht!

Heinrich Reimann.

Wandlungen.

So nennt sich eine eben erschienene Selbstbiographie von Karl Jentsch.*) Der Verfasser hätte seinem Buche keinen bezeichnendern Titel geben können. Denn es sind in der That Wandlungen, die er durchgemacht: evangelisch, aus gemischter Ehe stammend und in einer überwiegend protestantischen Gegend aufgewachsen, wird der begabte Knabe frühzeitig genöthigt, sich mit religiösen und confessionellen Dingen zu beschäftigen; er fühlt sich zur katholischen Kirche hingezogen und wird katholisch, ergreift dann mit voller Freudigkeit die Laufbahn eines katholischen Priesters und gilt als eine hervorragende Kraft, um die sich in den gefährlichen Zeiten 1870 hohe Würdenträger eifrig bemühen. Aber die päpstliche Unfehlbarkeit, die so manchem den Nacken gebeugt hat und die auch den seinen zweimal zum Neigen brachte, findet zuletzt doch einen aufrechten Mann und ehrlichen katholischen Priester an ihm, und er wird excommunicirt. Hierauf tritt er als Pfarrer in den Dienst der altkatholischen Kirche. Bis dahin gehen seine Lebenserinnerungen. Von den Erfahrungen, die er als altkatholischer Geistlicher und dann als Publicist gemacht hat, sowie von seiner innern Weiterentwickelung bis zu seiner in den letzten Jahren gewonnenen confessionslosen Weltansicht will er uns später einmal erzählen.

Diese Lebenserinnerungen gehören zu dem Anziehendsten, was wir seit lange auf diesem Gebiet gelesen haben. Vor allem berührt angenehm die vollkommene Ehrlichkeit und Offenheit des Verfassers, die aber frei ist von jener Selbstgefälligkeit, welche so oft Selbstbekenntnisse verderbt. Ebenso offen und ehrlich redet Jentsch aber auch von andern Personen. Ob freilich diese Offenheit nicht manchem der Betroffenen oder seinen Freunden einen gelinden Schreck einjagen wird, lassen wir dahingestellt.

Des weitern ist man angenehm berührt, daß der Verfasser keinerlei Fanatismus zeigt. Dazu war er freilich offenbar seiner ganzen Natur nach niemals, auch in seinen strenggläubigsten Zeiten nicht, angelegt. Dafür aber hat er eine aus reicher Lebenserfahrung und vielem Nachdenken gewonnene feste Ueberzeugung, durch welche er sich des öftern in scharfem Widerspruch setzt mit dem, was eben jetzt öffentlich gebilligte Meinung ist. Seine Urtheile werden manchen Leser überraschen; so wenn er für

*) Wandlungen. Lebenserinnerungen von Karl Jentsch. Leipzig, F. W. Grunow. 1896. 8. 4 M.

die Jesuiten und ihre Casuistik eintritt, wenn er dem Altkatholicismus nur ein sehr mäßiges Gewicht beilegt und gar keine Zukunft voraussagt, wenn er die Maigesetze zum an den Wänden hinauflaufen erklärt, und den Alkoholgenuß in Schutz nimmt, und so manches andere. Aber da wir auf jeder Seite spüren, daß wir es mit einem verständigen und nüchtern denkenden Manne zu thun haben, so werden wir ganz naturgemäß uns prüfen, ob unser Widerspruch auch berechtigt sei.

Eine weitere Eigenthümlichkeit dieser Biographie ist das, daß der Verfasser seine Erzählung, deren Reiz in der Schlichtheit und Einfachheit liegt, zu unterbrechen pflegt durch Betrachtungen allgemeiner Art, daß er die Consequenzen zieht für die Beurtheilung unserer heutigen Zustände und Verhältnisse aus dem, was er vor Jahrzehnten erlebt hat. So behandelt er gelegentlich seiner Gymnasialzeit die Ueberbürdungsfrage, und ich kann mir nicht versagen, ein paar Sätze daraus herzusetzen:

Wenn man unter Erziehung die stete Beaufsichtigung und eine planmäßige Einwirkung auf die Sitten versteht, so haben wir gar keine genossen, und das ist, glaube ich, für Knaben und Jünglinge die denkbar beste. Was den Gehorsam anbelangt, so haben wir jenen männlichen gelernt, der in der Unterordnung unter das Gesetz und in der Einfügung in eine vernünftige Ordnung besteht, im Unterschiede von dem kindlichen und weiblichen, der einer gebietenden Person geleistet wird.

Was — um mich naturwissenschaftlich auszudrücken — soviel Ermüdungsstoffe in den heutigen Schülergehirnen anhäuft, das ist die Freiheitsberaubung und die Vernichtung der Individualität.

Während man heutzutage im allgemeinen geneigt ist, den Staatsbürger bis an sein Lebensende als ein unmündiges Kind zu behandeln, das nicht für sich selbst zu sorgen verstehe und das vom Staat bemuttert werden müsse, fordert man von zwölfjährigen Knaben in Beziehung auf alles Gebotene und Verbotene die volle Umsicht und Selbstbeherrschung des männlichen Alters, indem man jugendliche Vergehungen und Vergeßlichkeiten zu Verbrechen stempelt, die seinen zukünftigen Lebensgang nachtheilig beeinflussen, die er also, wenn er nicht gewissenlos sein will, unbedingt meiden muß.

Die Welt ist einmal so komisch eingerichtet, daß jeder vollkommene Zustand auf die Dauer unerträglich wird. Also — sagen wir es gerade heraus — die unübertreffliche Vollkommenheit, namentlich die musterhafte Ordnung unserer Schulen ist es, was die Schulen todt macht.

Meiner persönlichen Auffassung nach ist es zum Todtlachen, wenn sich die Bureaukratie gegen die Socialdemokratie ereifert; mir kommt es wie Concurrenzneid vor. Das eigentlich Verwerfliche an der Socialdemokratie, die durch Vernichtung der Individualitäten herzustellende Uniformität, ist ja durch die Bureaukratie schon weithin verwirklicht worden. Wir wachsen nicht hinein in den socialdemokratischen Staat, aber wir werden hineingepreßt. Das Gymnasium ist die Stelle, wo die höhern Stände an ihren Söhnen den Druck der Presse, die zerrende und verstümmelnde Arbeit des Prokrustesbettes empfinden, daher der Schmerzensschrei: Ueberbürdung! Der Grundfehler des modernen Staatslebens besteht darin, daß man Einrichtungen, die in ihrer Art und für ihren Zweck vortrefflich sind, aufs Ganze ausdehnen zu müssen glaubt. Auf militärischem Gebiet gibt es gewiß in der ganzen Welt nichts Vollkommneres als ein preußisches Regiment, aber es wäre ein verhängnißvoller Irrthum, zu glauben, daß die Verfassung eines Linienregiments auch die beste Verfassung für eine ganze Nation sei.

Ein besonders anziehendes Kapitel ist das umfangreiche sechste: „In Pfarrhäusern.“ Das protestantische Pfarrhaus ist ja in der Literatur, auch der Lebenserinnerungen, viel häufiger vertreten und nach allen Seiten beleuchtet. Hier erhalten wir einen Einblick in das innere Leben des katholischen Pfarrhauses. Jentsch's ganze Darstellung berücksichtigt stets mehr das Kleinleben als das Große, aber aus seinen liebevollen und theilweise humoristischen Einzelschilderungen gewinnen wir einen vortrefflichen Gesammteindruck. Aehnlich ist es bei seiner Vorführung bekannter katholischer Persönlichkeiten: es ist alles subjectiv, lauter Einzeleindrücke, und doch dabei eine Menge historischer Züge scharfer Charakterisirungen, sodaß wir auch hier ein objectives Bild gewinnen.

Wie es nun in dem katholischen Pfarrhause zugeht, Pfarrer und Haushälterin, Pfarrer und Kaplan, Kaplan und Haushälterin, Pfarrer und Gemeinde in ihrem Verhältniß zueinander, das zeigt uns wenigstens für Schlesien und für die sechziger Jahre Jentsch's Schilderung in einer Menge von selbsterlebten Einzelbildern. Vielleicht wird man katholischerseits ihm für seine Offenheit gerade in diesem Kapitel wenig Dank wissen; denn neben vielen liebenswürdigen Zügen, neben einem oft prächtigen, wenn auch derben Humor tritt ein Intriguenspiel zu Tage, wie es in der protestantischen Geistlichkeit sich niemals findet. Im römischen Klerus mit seiner starren Geschlossenheit und Einheit nach außen intrignirt alles von der Köchin bis zum Bischof; das ist uns nie so entgegengetreten wie in den Schilderungen Jentsch's, die, ich wiederhole, ganz einfache Nacherzählungen des Selbsterlebten sind. Er hat wol auch gar nicht beabsichtigt, diesen Eindruck hervorzurufen. Freilich läuft dem Verfasser manche entzückende Bosheit mit unter, die er aber mit der unschuldigsten Miene vorträgt; auch seine Ironie ist stets liebenswürdig und das Ganze von so echtem, lebenswahrem Humor erfüllt, daß ich glaube, auch die Betroffenen werden ihm nicht gram sein, dafern der katholische Klerus in fünfundzwanzig Jahren der Unfehlbarkeit und des aufgepfropften Fanatismus nicht jeden Humor verloren hat.

Das am weitesten greifende Kapitel ist das siebente: „Das Jahr 1870“, mit der Unfehlbarkeit und ihren Folgen für die katholische Kirche. Man sieht auch hier in einen fast unentwirrbaren Knäuel von Intriguen aller Art hinein, bis der Schrecken über das neue Dogma sich in Unterwerfung unter dasselbe verwandelt hatte. Was da alles hinter großen und kleinen Coulissen sich abspielte, ist selbst für den, der die Sache einigermaßen kennt, staunenswerth. Hören wir ein paar Sätze von Jentsch:

Gerade als der verhängnißvolle Brief aus Rom bei [dem breslauer Fürstbischof] Förster angekommen war, trat der wegen seiner Höflingsnatur von biedern Pfarrern viel verspottete Kano=

nikus G. bei ihm ein, um ihn zum Spaziergang abzuholen. Förster: Da ist eben die Einladung zum Konzil gekommen! Polonius: Das ist ja höchst erfreulich, daß der Heilige Vater, in seiner Weisheit . . . Förster (der in seiner Erregung gar nicht auf ihn gehört hat): 's ist ein Skandal! Polonius (mit tiefer Verbeugung): Ja, fürstliche Gnaden, 's ist ein Skandal. — Es machte einen äußerst peinlichen Eindruck auf mich, daß Förster, den ich aufrichtig verehrte, in seiner Privatäußerung ein anderer war als in seinen amtlichen Kundgebungen; aber ich habe ihn niemals, auch in meinem Herzen nicht, der Heuchelei beschuldigt; ich begann aber einzusehen, daß eine hohe amtliche Stellung in schreckliche Widersprüche verwickelt, aus denen es kein Entrinnen gibt für den, der nicht der Stellung selbst entrinnen will, und das würde den Bischöfen jener Zeit als feige Fahnenflucht und Verrath nicht allein ausgelegt worden, sondern erschienen sein. Der Schrecken über das am Horizont auftauchende Unfehlbarkeitsdogma war bei den aufrichtigen und frommen Katholiken, selbst ultramontanster Richtung, nur die Betschwestern und einige dumme Fanatiker ausgenommen, ganz allgemein.

Der Schulrath A., ein auch wissenschaftlich sehr tüchtiger Mann, aber durch und durch Realpolitiker, antwortete mir einmal in einer Disputation auf die Frage, ob er den „Syllabus" schon gelesen habe: Ich werde mich hüten, solches Zeug zu lesen, und mich dadurch irremachen zu lassen.

Doch es mag genug sein an diesen wenigen Citaten. Man muß das Buch selber lesen; es fesselt vom ersten bis letzten Wort, bereitet Stunden behaglichsten Genusses, wie es andererseits zum Nachdenken anregt. Wir möchten es unter die Lebenserinnerungen einreihen, welche Hausbücher geworden sind, wie die Kügelgen's, Gerok's, L. Richter's und weniger anderer. Was den literarischen Werth betrifft, so hat auch dieses Buch uns gezeigt, mit wie wenig Kunst ein gutes Buch geschrieben werden kann, dafern nur der Verfasser Lebensgehalt besitzt, oder wie man heute sich auszudrücken pflegt: etwas zu sagen hat.

Richard Weitbrecht.

Neue Romane und Novellen.

1. Rittmeister Brand. Bertram Vogelweid. Zwei Erzählungen. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Gebrüder Paetel. 1896. 8. 6 M.
2. Selbstgerecht. Roman. Von Friedrich Spielhagen. Zwei Bände. Stuttgart, J. Engelhorn. 1896. 8. 1 M.
3. Vater und Sohn und andere Geschichten. Von Adolf Wilbrandt. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1896. 8. 3 M.
4. Dora Peters. Zwei die sich liebten. Roman. Von Annie Bock. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1896. 8. 5 M.
5. Hamburger Geschichten. Von B. Renz. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1896. 8. 4 M.
6. Vom Weibe. Charakterzeichnungen. Von Maria Janitschek. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1896. 8. 2 M.

Unter sechs Werken drei von Berühmtheiten, und doch keins, das berühmt wäre. Selbst Marie von Ebner-Eschenbach hat mich diesmal enttäuscht. Auf die beiden neuen Novellen, die sie ihren Verehrern — und wer wäre das nicht? — gibt (Nr. 1), wird sich nicht wie auf viele frühere ihr Ruhm stützen, sondern sie selbst werden die Stütze des schon erworbenen Ruhmes brauchen, um weiter zu leben.

Die erste der beiden Erzählungen: „Rittmeister Brand", ist auch die feinere. Ihre erste Hälfte hat viele der Vorzüge, die wir an der Dichterin so bewundern und rühmen: die Knappheit der Darstellung, diesen fast nackten Thatsachenstil, der kein Wort zu viel und keins zu wenig sagt, die Entwickelung der Stimmung aus der reinen und beinahe nüchternen Anschauung, sodaß jede sentimentale Abschweifung, jede Reflexion vermieden wird. Zwar, ganz ohne subjective Ergießung, ohne das lehrhafte Zöpfchen, das die Verfasserin der „Aphorismen" verräth, geht es auch hier schon nicht ab. „Dem Rittmeister blutete das Herz", sagt Marie von Ebner. Das ist epischer Stil. Aber nun setzt sie hinzu: „Man sagt das oft so leicht hin: mir blutet das Herz. Erfahre es nur an dir selbst, wie das ist, wenn sich's zusammenschnürt, immer fester, immer erstickender, bis man meint, die schweren, schmerzenden Tropfen hervorquellen zu fühlen, mit denen Frohsinn und Lebensfreude dahinfließen." Das ist Reflexion und nicht gerade einmal sehr geistreiche. Ich führe das nur an (und könnte ein paar Dutzend ähnlicher Stellen beibringen), weil die Dichterin wegen ihrer „Objectivität" so sehr gefeiert wird. Nicht als ob ich die Berechtigung dazu bestreiten wollte. Aber wo die Hauptsache erfüllt wird, braucht die Nebensache nicht vernachlässigt zu werden; will besagen: der innern Objectivität, der des Gestaltens, soll auch die äußere, die der Form, entsprechen.

Ein paar sehr fein gefaßte Charaktere verrathen die Meisterschaft in dieser ersten Novelle. Der Rittmeister Brand ist prächtig gelungen, und dasselbe gilt von der Frau, die er liebt, von dieser Scheuen und Stolzen, und vielleicht am allermeisten von Georg, ihrem Knaben, der so früh sterben muß. Ergreifend ist die Scene, wo die Mutter dem Rittmeister Brand den Tod ihres Knaben vermelden will und es nicht kann, weil er ihr zu leidthut.

Und nun „Bertram Vogelweid". Ich kann mir nicht helfen: durch diese ganze Novelle möchte ich am liebsten einen dicken Strich mit dem Rothstift ziehen. Eine Ebner-Eschenbach hat ein Anrecht darauf, mit dem Hut in der Hand kritisirt zu werden, aber kritisirt zu werden muß sie sich gefallen lassen. Es ist, als hätte sie beweisen wollen, daß sie kann, was andere Frauen auch können. Specielle weibliche Fehler finde ich hier in dieser Erzählung im Uebermaß. Das Schlimmste: hier herrscht die Caricatur. Der nervöse wiener Feuilletonist, der in der Landluft bei einer befreundeten Familie von den Strapazen der Literatur ausruhen will und zu seinem

gräßlichen Schrecken bemerkt, daß Vater, Mutter, Sohn und Tochter dieser Familie „dichten", in Roman, Drama, Lyrik, Epos machen — das ist mehr als mein Magen vertragen kann. Ueberall Verzerrungen, Uebertreibungen. Schon dieser billige Witz, daß von der aus fünf Köpfen bestehenden Gutsbesitzerfamilie jeder der Muse opfert und jeder dem aufs Land geflohenen Schriftsteller meuchlings ein Manuscript auf die Brust setzt, verräth den Geist dieser Erzählung. Man erkennt die Dichterin in allen diesen Uebertreibungen nicht wieder. Und dabei ist es mit dem Humor nicht weit her. Alles ist zu sehr Caricatur, als daß ein ästhetisches Vergnügen entstehen könnte, und zu wenig flott, als daß die Lachmuskeln in Thätigkeit treten dürften. Dieses unglückliche Hin- und Herschwanken zwischen einer landesüblichen sogenannten Humoreske von der Art, wie sie wohlfeil gleich Brombeeren in jedem Familienblatt wachsen, und einem humordurchleuchteten Kunstwerk bringt es zu Wege, daß man misgestimmt und selber nicht befriedigt die Erzählung beiseitelegt. Sie schafft keine innere Harmonie. Marie von Ebner-Eschenbach hat darin den Vorzug, der sie über alle andern schreibenden Frauen stellt, aufgegeben: den der Discretion, den der (ich möchte sagen) keuschen Naturwahrheit. Je höher aber einer steht, desto größer sind auch seine Pflichten. Und Marie von Ebner-Eschenbach steht sehr hoch.

Friedrich Spielhagen's neuer Roman „Selbstgerecht" (Nr. 2) ist wie immer gut erzählt. Und er wirkt in einzelnen Partien realistischer als viele seiner Vorgänger. Das hängt mit der gewählten Form zusammen: die Hauptsache sind Tagebuchaufzeichnungen eines alten Oberförsters, der in seinem Revier einst den Baron Kardow in der Nothwehr erschossen hat — den Baron, der mit seiner Frau ein Verhältniß anbändelt, dessen Frau er, der Oberförster, liebt, dessen Sohn einst seine, des Oberförsters, Tochter heirathen wird. Man sieht: die Geschichte ist für einen zweibändigen Roman genügend verwickelt. Die Schuld des Alten besteht, wie er ausklügelt, nicht darin, daß er den Baron erschoß, sondern darin, daß er geheimgehalten hatte, wie der Baron starb. Das rächt sich: Einer weiß natürlich, wie die Geschichte sich zutrug, der Eine droht, erpreßt Geld, kann jeden Moment das Glück der Kinder stören und dem Hans sagen: der Vater deiner Frau hat deinen Vater getödtet. Dieser Eine liegt einmal betrunken im Schnee, der Oberförster findet ihn, rettet ihn aber nicht, sodaß der Eine erfriert. Jetzt ist alles glatt und gut, doch nun kommt die „Schuld". Als sein eigener Richter dictirt sich der Oberförster die Todesstrafe und vollzieht sie an sich selber.

Ich kann mir nicht helfen: stofflich ist das Buch gar zu romanhaft. Eine Menge Unwahrscheinlichkeiten und Klügeleien sind darin, und wenn man es gelesen hat, weiß man so gar nicht, was man dazu sagen soll. Alle Kunst und Mühe konnten kein reines Kunstwerk daraus machen. Und der Gegensatz von Stoff und Behandlung macht das noch auffälliger. Hier auf der einen Seite das Leihbibliothekliche, das man förmlich riecht, der Odeur jener vierbändigen Romane, die man als Junge auf der Bodenkammer verschlang, die „Dunkle Gewalten" oder so ähnlich hießen, wo von zehn zu zehn Seiten Liebe und Mord abwechselten — und auf der andern Seite eine wirkliche Kunst der Darstellung, der man sich nicht verschließen kann, oder gar, was weniger sympathisch und Spielhagen's nicht würdig ist, ein „Modern-seinwollen um jeden Preis". Darin verstehe ich Spielhagen nicht. Hans Hopfen, der auf die frechen Jungen, die auch dichten wollen, schimpft, ist mir eigentlich verständlicher. Es wäre traurig, wenn der Schöpfer der „Problematischen Naturen" seine großen Vorzüge, die uns zwar etwas abgeblaßt anmuthen, die wir aber ehren, aufgäbe, um sich einer Richtung zu accommodiren, der er doch nur in Aeußerlichkeiten Rechnung tragen könnte. Nicht nur einzelne Stellen dieses vorliegenden Romans, sondern auch Spielhagen's kritische Thätigkeit, in der er sich beinahe zu einem Parteigänger der Modernen gemacht hat, geben mir zu dieser Nebenbemerkung Anlaß.

Im Grunde kommt ja Spielhagen nicht über seine eigene Nasenspitze hinweg. Und das ist auch gut. „Was einer werden kann, das ist er schon", sagt Hebbel; „und was einer ist, das bleibt er." Der alte Oberförster in diesem Buche ist ein ganz echter Sprößling seines Schöpfers. Demokrat durch und durch, voll von liberalen Ideen, wie sie einst geherrscht haben, bürgertrutzig und furchtbar belesen. Die ganze Literaturkenntniß Friedrich Spielhagen's steht ihm zu Gebote. Er citirt Lessing, Achim von Arnim, Tegnér, Longfellow, Freiligrath, Shakespeare, Goethe, Uhland, Ovid, Homer, Wieland, Heine und noch einige Dichterstellen, deren Ursprung ich nicht ermitteln konnte. Die Frithjofs-Sage plündern fast alle vorgeführten Personen. Daß der Oberförster einst ein großer Schriftsteller zu werden gedachte, sei nebenbei bemerkt.

Selbstverständlich in einem Spielhagen'schen Roman sind auch die Uebertreibungen. Von der Baronin heißt es: „Ich habe eine schönere Frau nie gesehen"; von ihrem Sohn: „einen schönern Knaben hatte ich wol kaum je gesehen"; von einem Schenkmädchen: „eine schönere Frauensperson in ihrer Art dürfte sich schwerlich finden" — und diese drei Sätze sind über zwanzig Seiten verstreut. Daß die Baronin so reitet, wie keine Dame mehr, so wundervoll, wie es kaum im Circus geschieht, daß sie unglaubliche Talente hat, brauche ich nicht zu erwähnen. Und es wäre ein Leichtes, nachzuweisen, wie extrem auch die den übrigen Personen angeklebten Etiketten gehalten sind. Ich möchte jedoch von dem Roman nicht Abschied nehmen, ohne noch einmal zu betonen, daß er eine Reihe guter Schilderungen enthält und eine Darstellungskunst, eine Erzählerkunst aufweist, die noch nichts von der holzigen Steifheit des Alters weiß, sondern im Gegentheil ganz erstaunlich frisch geblieben ist.

Auch Adolf Wilbrandt's „Vater und Sohn" (Nr. 3) ist diesmal mit Vorsicht zu genießen. Nach dem letzten ganz herrlichen Buche des Dichters, dem Roman „Die Rothenburger", der nicht genug gepriesen werden kann, befriedigt diese neueste Gabe nur wenig. Und eins ist bedenklich: Wilbrandt wiederholt sich. Das wird ein Poet mit scharf ausgeprägter Eigenart nicht vermeiden können, aber Wilbrandt wiederholt sich zu sehr. Ich darf das sagen, denn ich habe die Schriften seiner letzten Jahre nicht nur gelesen, sondern studirt. Zwar: hier in diesem neuen Buche, besonders in der ersten Novelle, ist wieder die ganze erquickende Frische Wilbrandt's. Die beiden schneidigen Backfische, die ein Drama schreiben, ein Drama mit einem „glutvollen Weibe" und mit Schlagworten à la Schiller, sind geradezu köstlich. Allerdings übertrieben. Aber diese Uebertreibungen Wilbrandt's sind weniger stark und vor allem reizender als die der Ebner-Eschenbach im „Vogelweib". Hier lacht man, daß einem die Thränen die Backen hinunterlaufen. Aber — und dieses „aber" ist nicht zu umgehen — die poetische Macht und Kraft Wilbrandt's ist hier nicht so groß, daß sie uns über alle Unwahrscheinlichkeiten hinwegträgt. So originell das Problem ist, so viel die Lösung für sich hat, — viel Gläubige wird sie kaum finden. Sie ist mehr geistreich als wahr. Weniger gut steht es noch mit der zweiten Erzählung des Bandes: „Die gute Lorelei." Sie ist viel zu lang ausgedehnt. Sie liest sich, wie ein Lustspiel im alten Stil, das aus Versehen in Novellenform geschrieben ist. Es ist vieles an den Haaren herbeigezogen, und vor allem eben das Grundgesetz verletzt: es wird nicht genug verdichtet, nicht genug condensirt. Das Schlußmärchen „Hütchen" ist besser gelungen; es ist für Wilbrandt außerordentlich charakteristisch. —

Nach den drei Berühmtheiten drei andere, die es gern werden möchten. Die talentvollste dieser drei andern ist Annie Bock, deren Roman „Dora Peters" (Nr. 4) in seiner ersten Hälfte vornehmlich Beachtung verdient. Begabung ist reichlich da; Schreibgewandtheit noch reichlicher. Leider steht wieder ein Künstlerpaar im Vordergrunde. Diese Schriftsteller, Maler, Bildhauer und Musiker in Romanen und Novellen werden allmählich fürchterlich. In dem Buche der Frau Ebner, in dem Wilbrandt's, in dem Spielhagen's wenigstens andeutungsweise, und nun hier — überall spuken sie herum. Das ist zum Theil noch ein Ueberbleibsel der Romantik, wo ein anderer „Held" überhaupt verpönt war. Nun ist ja die Vorliebe besonders junger Leute dafür sehr begreiflich — siehe Jean Paul, „Vorschule der Aesthetik". Aber besser wär's, wenn es anders wäre. Denn bei genauester Nachprüfung wird sich in neunundneunzig von hundert Fällen herausstellen, daß es eigentlich gar nicht das Künstlerische ist, in dem die Conflicte wurzeln, die da erzählt werden.

Die Liebesgeschichte, die Annie Bock gibt, ist eigentlich sehr wenig originell. Aber sie ist äußerst geschickt geschrieben und ragt hervor durch die sehr gut gezeichnete weibliche Hauptgestalt. Wenn ich die Darstellung moderner Mädchen und Frauen von Frauen (das gäbe ein sehr schönes Thema) überdenke, so mein' ich immer, Strindberg müßte eine gewisse Genugthuung dabei empfinden.

In der Mitte fängt der Roman an, gelinde langweilig zu werden. Die Frische hält nicht vor. Und die Manier beginnt. Da laufen Sätze ohne Prädicat oder ohne Subject herum, daß es nur so eine Art hat. Einmal und zweimal, an der richtigen Stelle angewandt, ist das schön und gut, aber hier geschieht es oft ohne innerliche Berechtigung. Im Grunde ist über den Roman noch wenig zu sagen. Es steht fest, daß Annie Bock eine begabte und gewandte Schriftstellerin ist. Es fragt sich nur, ob es auch zur Dichterin langt. Hoffen wir das Beste. Dazu muß sie es sich jedoch abgewöhnen, Sätze zu schreiben wie: „Dies geschehen, nahm er eine leichte Decke."

Zu der modernen leicht beweglichen Schriftstellerin bildet B. Renz mit seinen „Hamburger Geschichten" (Nr. 5) den denkbar schroffsten Gegensatz. „Vor funfzig Jahren" spielen sie, und in der Art, wie es vor funfzig Jahren üblich war, sind sie geschrieben. „Wenn alte Häuser erzählen könnten" — so beginnt das Buch. Und es ist ein gewisser Biedermannston darin festgehalten. Gewiß ist der Autor ein altmodischer Mensch — altmodisch ohne die Koketterie, mit der das Wort jetzt so oft gebraucht wird — und wahrscheinlich auch ein alter Mensch. Denn ein jüngerer erzählt nicht mehr so ohne den geringsten psychologischen Apparat. B. Renz ist als Schriftsteller von jener harmlosen und liebenswürdigen Bravheit, die in der Literatur einen gar niedrigen Curswerth hat.

Und nun das letzte Buch: Maria Janitschek's „Vom Weibe" (Nr. 6). Maria Janitschek hat es in verhältnißmäßig kurzer Zeit fertig gebracht, das bescheidene Rühmchen, welches ihr in Fachkreisen blühte, so auszurotten, daß auch nicht eine Spur mehr davon übrigblieb. Sie zeigte Talent in ein paar Versdichtungen, wenn die Originalitätshascherei darin auch immer unerträglicher ward. Dann glaubte sie sich zur Novellistin berufen. Sie ließ in rascher Folge eine Anzahl von Erzählungen erscheinen, die hart am Unfreiwillig-Komischen vorbeistreiften und in denen es von schreienden Geschmacklosigkeiten wimmelte.

Ihr neues Buch ist eins der unfeinsten, die ich seit Jahren gelesen habe. Es sind Skizzen darin, die geradezu einen physischen Ekel erregen. Und es ist bedauerlich, daß eine Dame unter ihrem vollen Namen es wagt, solche hin und wieder geradezu rohen Darstellungen der geschlechtlichen Brunft auf den Markt zu bringen. Ein trauriger Muth! Ich habe kein rosenrothes Jungferngemüth, aber ich würde mich schämen, einzelne Details der Skizze „Die Lehrerin" niederzuschreiben.

Es lohnt sich nicht, ernster über dieses Machwerk zu reden. Zur Abwechselung ist Maria Janitschek einmal

nicht esoterisch, sondern naturalistisch gekommen. Ihre Talentlosigkeit für das Gebiet der Novelle hat sie ja genugsam bewiesen, und wir alle hätten ihr diesen neuen Beweis gern erlassen. Manche dieser kleinen Skizzen sind in der Erfindung nicht schlecht, aber wie sind sie geschrieben! Bald in einem aufgeblasenen, poetisch sein sollenden Frauenzimmerstil, bald mit einem brutalen Naturalismus, und dann scheint die Verfasserin immer zu sagen: sieh mal, ich nehme kein Blatt vor den Mund!

Soll ich noch ein paar Stilblüten ausrupfen? Hier: „Wie Schnee von weißem Atlas glitt das Wort von ihr ab." Oder: „Seine Augen glichen dem blauen Schwingenpaar eines Falters, der auf einer glühenden Rose ruht. Wortlos starrten die beiden Menschen einander an, sich gleichsam anregnen lassend von den rinnenden Funken ihrer Gefühle." Auch Sätze wie: „Keine Kinder besitzend, langweilte sie sich", kann ich nicht gerade schön finden.

Alles in diesen Skizzen dreht sich um den einen gewissen Punkt; geschlechtliche Begierden und Excesse bilden stets den Inhalt. Und da merkt man einmal die Absicht. Und ferner: da die Kraft und Wucht eines großen Schriftstellers fehlt, wird man nur angewidert, nicht ergriffen. Und deshalb nenne ich dieses Buch durch und durch unsittlich. Zu solchen Verirrungen läßt sich literarische Eitelkeit hinreißen. Karl Busse.

Epische und lyrische Gedichte.

1. Im heiligen Kampfe. Vaterländische Dichtung von Alphons Steinberger. München, J. Lindauer'sche Buchhandlung. 1895. 8. 1 M. 50 Pf.
2. König Saul. Ein Gedicht von L. Thiele. Bevorwortet von Dr. Rudolf Kögel. Bremen, C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung. 1895. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Pfarrhaussegen. Dichtung von Otto Franz Gensichen. Berlin, Alexander Duncker. 1896. 8. 2 M. 40 Pf.
4. Trochäen. Von Th. Hermann. Gotha, F. A. Perthes. 1895. 8. 1 M.
5. Zum Licht. Von A. Behrens. Van Marken's Drukkerij-Vennootschap. Delft.
6. Neue Dichtungen. Von Paul Kunad. Vierte Sammlung. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1896. 12. 1 M.

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!" Dies Wort gilt auch von unsern wackern bairischen Landsleuten und es gilt von ihnen nicht am wenigsten in Bezug auf den rühmlichen Kampf, den im Jahre 1705 die oberbairischen Bauern gegen ihre österreichischen Unterdrücker geführt haben. Daß die Politik des Kurfürsten Max Emanuel, die das Unglück herbeigeführt hatte, recht undeutsch war, thut nichts zur Sache. Friedrich's des Großen Kriege haben ja auch nicht gerade zur Befestigung des Reiches beigetragen. Es ist also eine glückliche Stoffwahl, wenn Alphons Steinberger in seiner vaterländischen Dichtung „Im heiligen Kampfe" (Nr. 1) die Sendlinger Schlacht und ihre Vorgeschichte besingt. In richtigem Takte hat er es vermieden, die großen geschichtlichen Züge durch allzu breite, romanhafte Erfindungen auseinanderzuzerren, und hat sogar auf die ja fast als unvermeidlich geltende Liebesgeschichte verzichtet. Die Personen und ihrer Beziehungen zueinander und zu ihrer Sache sind gut gezeichnet und der herrliche Schmied von Kochel und die Seinen, der verrätherische Schreiber und seine Familie treten mit gleicher Bestimmtheit und Deutlichkeit hervor. Aber leider hat der Verfasser die volksthümliche Form verschmäht; auch ihn hat, wie hundert andere, das Scheffel'sche Irrlicht in den Sumpf gelockt. Es ist hier nicht der Ort, darzulegen, weshalb „Der Trompeter von Säkkingen" eine so große Salonpopularität erreicht hat, aber jedenfalls ist es trotz des greulichen Verses geschehen, denn Scheffel hat den Vers ganz mechanisch abzählend gebaut, was ja keineswegs in der Natur des Metrums begründet liegt (man sehe die Verse von Hamerling's „Homunculus"), und die Nachahmer machen ihm meist auch seine Fehler nach. So lesen wir bei Steinberger:

Ist's ein böser Traum, ist Wirklichkeit es;

ferner:

Deshalb lebten sie
Stets zufrieden miteinander und das
Schwarze, schwere Brot u. s. w.
. . . . . mundet' besser u. s. w.
Kommt's zur Theilung Baierns, dann, von Wendt, dann
Wollen auf Belohnung wir bedacht sein.

Und wie das, scheinbar so leichte, Versmaß verderbend auf die Wortstellung einwirken kann, zeige folgende Probe:

Hatt' auch Franz sich nicht gestellt am Orte,
Den bestimmt die Oesterreicher hatten.

Daß Steinberger poetisch empfindet und ihm auch die Gabe poetischer Rede nicht versagt ist, mag hier eine Probe zeigen, die nicht durch Härten entstellt ist:

So erging's dem braven Thalwirth Jäger.
Fest im Kampfe für die heil'ge Sache
Stand er unentwegt, und gleich dem Jüngling,
Dem das Morgenroth der Zukunft leuchtet,
Blieb er treu im Glauben und im Hoffen
Auf des Vaterlandes bess're Tage.
Aber jetzt — verloren ist jetzt alles!
Senke deine Fahne, armes Baiern,
Und begrab' dein Sehnen nach der Freiheit.
Wo Verräther gleich dem Basilisken
Lauern auf den Untergang der Guten,
Ist dahin der Hoffnung letzter Schimmer.

An einen uralten, in neuerer Zeit oft behandelten halb geschichtlichen, halb sagenhaften Stoff hat sich L. Thiele in seinem „König Saul" (Nr. 2) gewagt. Es ist ein eigenes Ding mit den biblischen Stoffen; sie haben meistens in der Form, in der sie die alten Erzähler darstellen, eine

so einfache und machtvolle Größe, daß sie in einer modernen Umgestaltung fast nothwendig verlieren. Dazu kommt bei einem Theil der alttestamentlichen Stoffe die Fremdartigkeit der sittlichen Anschauung. So ist es in hervorragender Weise in der Geschichte Saul's der Fall. Niemand, dessen Gottesbegriff mit dem sittlichen Ideal, sei es das in Jesu Lehre entwickelte, sei es das unserer Philosophen, in Einklang steht, kann in einem Gotte, der Menschen befiehlt, ein ganzes Volk, Männer, Weiber und Kinder, und dazu noch die Heerden zu vertilgen, seinen Gott erkennen; dieses Wesen muß ihm vielmehr als eine Ausgeburt eines priesterlichen Fanatismus erscheinen. Wenn also Saul den gefangenen König der Feinde verschont und die Heerden, statt sie nutzlos tödten zu lassen, den Seinen zur Beute gibt, so vertritt er die höhere sittliche Idee, und wenn er deshalb verworfen und dem Untergang entgegengeführt wird, so stehen wir auf seiner Seite und nicht auf der des mörderischen Priesters, der sich auf seinen Gott beruft. Thiele aber bringt es fertig, in starrem Glauben an den Gott des ältesten Judenthums den Vorgang gerade so zu beurtheilen, wie ihn die priesterliche Ueberlieferung beurtheilt. Sehen wir aber von dieser Unbegreiflichkeit ab, so verdient die Dichtung alles Lob. Sie ist geschickt eingerahmt; der Mönch von Bar-Saba, dem in der Wüste der Vergangenheit Gestalten erscheinen, hält sie mit seinem Schreibestifte fest. Nun folgt in einer Reihe von kurzen Gesängen die Erzählung und endigt mit David's Klage um Jonathan. Von dieser will ich eine Probe geben, damit man sieht, mit welcher Dichterkraft Thiele die großen und eigenartigen Gedanken des hebräischen Sanges in eine moderne Form zwingt — zwingt, sage ich, nicht zwängt:

Auf den Bergen von Gilboa
Hat man ein Geschrei gehört.
Wehe, Edle sind gefallen,
Und Gewalt'ge sind zerstört!
Siegesharfen, Freudenpsalmen
Sind in Trauerlaut verkehrt.
Auf den Bergen von Gilboa
Hat man Weheruf gehört! —

Wehe! Edle sind gefallen,
Und der Schild der Helden brach!
Nicht zu Askalon verkündet,
Noch zu Gad sagt an die Schmach,
Daß nicht der Philister Töchter
Jauchzen den Erschlagnen nach:
„Judas König liegt am Boden.
Ihres Gottes Arm ward schwach." — —

Jonathan's, des Helden, Bogen,
Hat er je des Ziels gefehlt?
Wer hat auf den Schlachtgefilden
Die Erschlagnen Saul's gezählt?
Die mit Adlers Flügelschnelle,
Die mit Löwenkraft gestählt,
Auf den Bergen von Gilboa
Hat der Tod sie auserwählt.

Wehe! Helden sind gefallen,
Starke sind des Todes Raub,
Denn Jehovah barg sein Antlitz
Und des Höchsten Ohr war taub.
Bet' ihn an, vor dem die Erde
Zittert wie ein fallend Laub,
Und vor deinem König sinke,
Tochter Judas, in den Staub! —

Gestern blätterte ich in einem Buche, ehe ich es durchzulesen begann, und da fand ich Strophen wie die folgende:

„Gut! Der Vorsatz ist gebilligt",
Spricht der Pfarrer, „und es sei
Urlaub Ihnen jetzt bewilligt,
Aber noch im Lauf des Mai
Kehren Sie zum Pfingstfest wieder!
Zieht auch dann Sie noch einmal
Sehnsucht zu den Strömen nieder,
Steht es frei in Ihrer Wahl."
„Unbesorgt!" rief Dankmar lachend,
„Noch sechs Wochen, das genügt!"
Und zur That den Vorsatz machend,
Zieht in Bälde er vergnügt,
Jetzt auf Flößen, jetzt auf Zillen
So stromnieder wie stroman,
Sieht die Weichsel brausend schwillen (sic!)
Gleitet durch die Brahe dann
Netze, Warthe, Oder nieder,
Fügt sich streng dem Fährmannsbrauch,
Stählt die Nerven und die Glieder
Und sein Plattdeutsch schafft ihm auch
Schnell Vertrauen bei den Leuten u. s. w.

Ich las diese Strophen mit Entsetzen, und anders wird es dem Leser wol eben auch nicht gegangen sein, und ich schlug das Titelblatt auf und las: „Pfarrhaussegen. Dichtung von Otto Franz Gensichen" (Nr. 3). Otto Franz Gensichen ist ebenso gewiß ein guter Dichter, wie jene Strophen bänkelsängerisch und also schlecht sind. Nun, ich will den Leser nicht hinhalten. Ich wollte nur einmal als Kritiker das ex fumo dare lucem anwenden. Im ganzen ist nämlich „Pfarrhaussegen" ein gutes, sogar ein recht gutes Gedicht, das fast nur gegen den Schluß hin durch eine unbegreifliche Schrulle des Dichters entstellt wird. Ansätze zu ähnlicher Mishandlung der gewählten Versform und einer nicht recht poetischen Sprache begegnen uns freilich auch schon früher, doch wird die Sache da einigermaßen durch die Tendenz der Dichtung erklärt und entschuldigt. Der Dichter will nämlich, unter dem Schleier einer Novelle, ein Stück seines Lebens, er will seine Bekehrung erzählen. Er will, daß man unter dem Dichter Dankmar ihn selbst verstehe. Er sagt von seinem Helden:

Räthselhaft erschien er auch in Einem:
Pries er heut den keuschen Hausaltar,
Huldigte er morgen kühn Gemeinem,
Falls es durch die Form zu adeln war;
Sang er heut das Lob der Mutterliebe,
Rühmt' er morgen eine Phryne laut,
Denn er glaubte, für den Künstler bliebe
Nichts verboten; und wie er es schaut
Und es schildert, das entscheide;
Sein Gesetz sei einzig: schön und wahr.

Kennt man nun auch nur zu einem großen Theil Gensichen's Poesie, und weiß man, daß er eine „Phryne“ geschrieben hat, so kann man nicht zweifeln, daß er sub rosa beichtet und in dieser Dichtung seine eigene Befriedung und Beglückung erzählt. Die Hauptpersonen der Erzählung sind nur vier: Ein alter Pfarrer in der Netzegegend — also in Gensichen's Heimat — der sich eifrig mit Ausgrabungen und mit der Sammlung von Volkssagen und Volksliedern beschäftigt, seine ebenso sympathische Gattin, seine liebenswürdige und für die Malerei begabte Tochter Gerda und der Dichter Dankmar Wolfram, der zu einer Zeit in das geistliche Pfarrhaus kommt, wo er gerade mit sich im Kampfe ist, ob er sich mit seiner ganzen Kraft auf die dramatische Dichtung werfen oder ganz von ihr abwenden soll. Nicht allzu lange darauf bestimmt ihn der Miserfolg seines Dramas „Daniela“ zu dem letztern; er wendet sich von der „Circe“ Berlin und der Werbung um ihre Gunst ab. Flüchtige Begegnung mit Gerda, die dem Manne, der so tapfer den Richterspruch des Publikums bestanden, einen Blumenstrauß gibt. Dann lebt er im Hause des alten Pfarrers, während Gerda in Berlin malt, eifrig mit der Sammlung von Liedern und Sagen beschäftigt. Bei einer furchtbaren Ueberschwemmung rettet er durch seine Energie die Nachbarstadt. Ein neunzigjähriger Flößer — ein Original — findet dabei Rettung bringend seinen Tod. Darauf folgt jene Zillen- und Floßfahrt und endlich finden sich die Liebenden und werden ein glückliches Paar. Die Dichtung ist reich an tiefen und bedeutenden Gedanken, die freilich nicht immer in der Glut der Poesie schlackenlos ausgeschmolzen sind. Wo aber der Dichter eben nur ganz Dichter ist, da ist seine Poesie von großer Schönheit; so in dem Gesange „Gerda“, im „Dorfidyll“, in „Abendstille“, in „Herbstwanderung“, in den eingelegten Liedern, von denen die im „Sängerkrieg“ zwischen Dankmar und dem Kreuzschnabel ebenso reich an Gemüth wie an Humor sind, und in dem kraftvollen, mächtig bewegten, lebenswahren Gemälde der „Hochflut“. Jedenfalls ist „Pfarrhaussegen“ eine bedeutende Dichtung und bezeichnet einen End- und Wendepunkt in dem Leben des hochbegabten Poeten.

Eine Sammlung lyrischer Gedichte soll eine gewisse Abwechselung in der Versform bieten, weil sonst eine unangenehme Einförmigkeit entsteht. So war es ein übler Gedanke von Th. Hermann (Nr. 4), seine lyrischen Gedanken und epigrammartigen Sprüche in einer Form zu schreiben und ein Bändchen „Trochäen“ auf den Büchermarkt zu bringen. Hundertfünfundzwanzig trochäische Achtzeiler! Und dabei sind die Verse nicht selten ohne rechten Fluß, manchmal auch ohne richtige Gliederung.

> Was ein rechter Kritikaster
> Ist, verlangt vor allen Dingen.

Wie kann man das Prädicatssubstantiv und die unmittelbar folgende Copula „ist“ durch das Versende trennen! Oder wie kann man gar schreiben:

> Vor des Tods Umarmung, vor des
> Weltgerichtes Zorngewittern?

Auch der Ausdruck ist hier und da verkehrt. Unken hab' ich noch niemals „flöten“ hören und „rauschende Küsse“ gibt eine peinliche Vorstellung. Uebrigens ist das „Und das Rauschen uns'rer Küsse nimm als heiße Dankeslieder“ doch auch wohl grammatisch unzulässig. Geradezu haarsträubend aber ist: „Es gibt ein Kraftheld, Der die Last der Welt getragen“ (S. 109). Die lyrischen Gedichte sind ohne rechten Duft und Schmelz; nur selten ergreifen sie uns, wie „Das kranke Kind“:

> „Hast du Schmerzen?“ — „Nein — doch bitte,
> Möchte was erzählt nun haben,
> Von dem Däumling, von Rothkäppchen
> Oder von den sieben Raben.“
>
> Sieh, wie seine Augen leuchten!
> Sieh das Glühen seiner Wangen!
> Ach, sein Herz ist voller Freude
> Und das uns're voller Bangen.

Das Spruchartige ist verständig, manchmal freilich auch stark an ein bekanntes Vorbild anklingend, so z. B. an Heine: „Die Lautesten“:

> Brauchst beim Lied der Weltverbess'rer
> Nicht die Ohren zu verbinden.
> Jeder tönet seine Weise;
> Harmonie ist nicht zu finden.
>
> Solche Spatzen sind wol nöthig;
> Doch es will mir nicht gefallen,
> Daß man über deren Zwitschern
> Meide (meidet?) uns're Nachtigallen.

Tieferer Empfindung voll ist das Büchlein von A. Behrens „Zum Licht“ (Nr. 5). Der Verfasser ist kein großer Dichter, aber er ist eine Persönlichkeit und jede Persönlichkeit hat ihre Welt. Die Welt dieses Dichters ist nicht groß, sie geht selten hinaus über den Ausblick, den die Fenster eines Krankenzimmers gestatten, aber je früher es in seinem Zimmer dunkel wird, desto inniger tönt aus seiner Seele der Ruf „Zum Licht!“

> Im allerengsten Raume
> Ist doch ein Fensterlein,
> Ein lauschig stilles Plätzchen;
> Ein blaues Himmelsfetzchen,
> Der Zweig von einem Baume
> Lugt überall herein.

Und mit einem schönen Bilde fährt er fort:

> Und in dem kleinsten Spiegel
> Zittert die große Welt,
> Und jeder kann ihn drehen,
> Daß seine Augen sehen,
> Was ihnen wohlgefällt.

Oft seufzt er sehnlich nach der Sonne, aber wenn die himmlische nicht kommt, so kommt vielleicht eine irdische:

> Kaum ist der Seufzer mir entflohn,
> Da öffnet sich geschwind
> Die Thür und vor der Thüre steht
> Ein kleines Nachbarkind.

Manchmal kommt freilich auch ein anderer Gast, die Langeweile, aber ihr wird schnell die Thür gewiesen.

Schlimmer schon ist der Besuch der alten Tante, die alle Krankheiten kennt und für alle Rath weiß. Das größte Glück der Nähe aber sind „zwei Vögelein". Am Fenster des Hauses gegenüber singt und schwatzt ein Vögelchen und ein kleines Mädchen um die Wette. Aber das Mägdlein stirbt und das Vöglein folgt ihm und aus Liebe wird Leid. Doch immer bleibt noch Licht und Glück. Einst, nach traumschwerer Nacht, wich in der Frühe der dunkle Schatten:

Mit der Morgensonne kam
Leiser Stimmenhauch;
Fürchte nichts; zu lieb noch hat
Dich der Sonnenschein.
In den lichtgeweihten Raum
Dringt das Leid nicht ein.

Auch an sinnigen Gedanken und tiefer Symbolik fehlt es dem liebenswürdigen Büchlein nicht.

Reicher ist die Welt, die sich in der vierten Sammlung von Paul Kunad's „Neuen Dichtungen" (Nr. 6) erschließt; freilich zeigt sie sich nur im Ausschnitt, denn es ist nur ein kleines Heft. Aber mannichfach sind die Bilder, die die Natur der gefühlbeseelten Anschauung des Dichters bieten. Nur eine Probe:

Nun ward die Welt des stillen Sterbens Raub,
Zur dunkeln Erde sinkt das welke Laub,
Und todesmüd' der blasse Himmel blaut
Wie matte Reue, die auf Gräber schaut,
Und träumt im Teich, der keine Welle regt,
Gleich Seelen, nie vom heil'gen Sturm bewegt.

Terzinen sollte der Dichter lieber nicht schreiben. „Wetterfahne" wird nicht nur durch das greuliche, jetzt doch nur dialektische „Gen" = contra oder in — entstellt, sondern durch schlechte Bilder und gezierte Ausdrücke:

Gen Oden habe grimmig ich gewettert:
Sie seien kalter Glimmer eitler Seelen,
Hab' feindlich ich ins rauhe Horn geschmettert.

Nun lab' ich selbst mich schamlos sonder Hehlen,
Wenn solch ein eis'ges Backwerk mir gelungen,
Gen deutschen Sprachgeist gleisnerisch zu fehlen.

Schrecklich! „Bilder und Gestalten" enthalten einiges Hübsche.

Adolf Brieger.

Feuilleton.

In A. Hartleben's Verlag (Wien 1896) ist erschienen ein „Handbuch der englischen Geschichte von den Uranfängen bis zur Gegenwart, nach bewährten historischen Hülfsquellen bearbeitet von Blanche von Kübeck". Die in „einem der vorzüglichsten Institute Deutschlands" erzogene Verfasserin hat die Erfahrung gemacht, daß wol die vaterländische Geschichte des Deutschen Reichs ausführlich gelehrt, der Geschichte anderer Culturstaaten jedoch, namentlich der Frankreichs und Englands, nicht die ihr gebührende Berücksichtigung zugewendet werde. Den Grund dafür sieht sie hauptsächlich in dem Fehlen deutsch geschriebener Handbücher in knapper, klarer Fassung. Ob nicht der Mangel an Zeit ein noch wichtigerer Grund ist, lassen wir dahingestellt, ebenso, ob nicht die Geschichte Frankreichs und Englands vom 16. Jahrhundert an genügend berücksichtigt wird: daß ein Handbuch, wie es hier für die englische Geschichte geboten wird, wünschenswerth ist, erkennen wir rückhaltslos an. Das Buch ist zunächst für höhere Töchterinstitute bestimmt; wir schließen uns dem Urtheil des grazer Professors Krones von Marchland an, der in einem Begleitworte die Ueberzeugung ausspricht, „daß dieses Handbuch in seiner unmittelbaren Bestimmung erprobt zu werden verdient, und daß es auch geeignet ist, in größern Leserkreisen eine freundliche Aufnahme zu finden".

— Von A. Hartleben's „Statistischer Tabelle über alle Staaten der Erde" und A. Hartleben's „Kleinem statistischen Taschenbuche über alle Länder der Erde", bearbeitet von Prof. Dr. Fr. Umlauft, liegt der Jahrgang 1896 vor (Wien, A. Hartleben). Beide enthalten eine übersichtliche Zusammenstellung von Regierungsform, Staatsoberhaupt, Thronfolger, Flächeninhalt, absoluter und relativer Bevölkerung, Staatsfinanzen (Einnahmen, Ausgaben, Staatsschuld), Handelsflotte, Handel (Einfuhr und Ausfuhr), Eisenbahnen, Telegraphen, Zahl der Postämter, Werth der Landesmünzen in deutschen Reichsmark und österreichischen Kronen, Gewichten, Längen- und Flächenmaßen, Hohlmaßen, Armee, Kriegsflotte, Landesfarben, Hauptstadt und wichtigsten Orten mit Einwohnerzahl nach den neuesten Angaben für jeden einzelnen Staat. Wir können beide Darstellungen je nach dem Bedürfniß der Interessenten empfehlen: die Tabelle ist zum Anheften an die Wand, das Taschenbuch zum bequemen Nachschlagen bestimmt.

Bibliographie.

Anthes, O., Sternschnuppen. Novellen. Leipzig, Aug. Dieckmann. 8. 1 M. 50 M.

Argus, Geflügelte Worte aus und über Oesterreich. Wien, Friedrich Schalk's Verlag. 8. 60 Kr.

Bleibtreu, K., Kritische Beiträge zur Geschichte des Krieges 1870/71. Jena, Hermann Costenoble. Gr. 8. 8 M.

Bülow, H. v., Das Militär der fünf Welttheile. Leipzig, Zuckschwerdt u. Comp. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Dohm, Hedwig, Sibilla Dalmar. Roman. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 4 M.

Egerton, G., Dissonanzen. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 3 M. 50 Pf.

Findel, J. G., Wider Dom. Margiotta's Enthüllungen. Zweite Auflage. Leipzig, J. G. Findel. 8. 1 M.

Finke, H., Carl Müller. Sein Leben und künstlerisches Schaffen. Köln, J. P. Bachem. Gr. 8. 2 M. 70 Pf.

Freytag, G., Gesammelte Werke. 1. Lieferung. Leipzig, S. Hirzel. 8.

Gerhardt Amyntor, D. v., Eine Himmelfahrt. Breslau, S. Schottlaender. Schmal 8. Geb. 1 M.

Haek, D., Ernst und heiter. Novelletten und Skizzen. Leipzig, Felix Simon. 8. 1 M. 40 Pf.

— — Prisma. Humoresken. Leipzig, Felix Simon. 8. 1 M. 60 Pf.

Hanoum, Kérimée, Haremsbilder. Breslau, S. Schottlaender. Schmal 8. Geb. 1 M.

Hart, J., Geschichte der Weltliteratur. Zwei Bände. Neudamm, Julius Neumann. Gr. 8. 15 M.

Heyding, A., Julius Sturm. Ein Gedenkblatt. Gießen, J. Ricker. 12. 1 M. 50 Pf.

Hollaender, F., Pension Fratelli. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 2 M.

Holm, A., Holsteinische Gewächse. Leipzig, A. G. Liebeskind. Gr. 8. 2 M.

Jacoby, L., Cunita. Ein Gedicht aus Indien. Zürich, Karl Henckell u. Comp. 8.

Joesten, Mein Herz ist am Rheine. Ein Gedenkbuch an die Errichtung des Wolfgang Müller-Denkmals zu Königswinter. Köln, Kölner Verlags-Anstalt. 8. 1 M.

Kahl, A., Lyrische Gedichte. Dresden, Alexander Beyer. 12. 1 M.

Kremnitz, Mite, Sein Brief. Novelle. Breslau, S. Schottlaender. Schmal 8. Geb. 1 M.

Kunowski, T., Die Madonna von Swidlowice. Großenhain, Baumert u. Ronge. 16. 1 M.

Zaeslin, E., So seid Ihr! Lustspiel. Berlin, Richard Taendler. 8.

— — Eine Tragödie. Tragödie. Berlin, Richard Taendler. 8.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeine

Geschichte der Philosophie

mit besonderer Berücksichtigung der Religionen.

Von

Dr. PAUL DEUSSEN

Professor an der Universität Kiel.

Erster Band, erste Abtheilung:

Allgemeine Einleitung und Philosophie des Veda bis auf die Upanishad's.

8. Geh. 7 M.

Hiermit beginnt die Veröffentlichung einer grossartig angelegten, umfassenden Geschichte der Philosophie in gänzlich neuer Darstellungsweise. Das Werk wird aus zwei Bänden in sechs Abtheilungen bestehen. Im ersten Band wird die ostasiatische Philosophie (Inder: Hymnenzeit, Brâhmanazeit, Sanskritzeit; nebst Anhang über China und Japan) behandelt, während der zweite Band die westasiatisch-europäische Philosophie (Griechen, biblisch-mittelalterliche Philosophie, neuere Philosophie bis zur Gegenwart) darstellen wird.

Schon diese erste Abtheilung des ersten Bandes hat die allgemeine Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt auf das bedeutende Werk gelenkt. Ausführliche Prospecte mit genauer Uebersicht über die Eintheilung des ganzen Werks gratis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Sudan unter ägyptischer Herrschaft.

Rückblicke auf die letzten sechzig Jahre.

Nebst einem Anhange:

Briefe Dr. Emin-Pascha's und Lupton-Bey's an Dr. Wilhelm Junker, 1883—1885.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Richard Buchta.

Mit einem Titelbild und zwei Karten. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Dr. Wilhelm Junker hat auf seinen vielfachen Wanderungen in Afrika auch längere Zeit den Kämpfen im Sudan in Gemeinschaft mit Emin Pascha nahegestanden. Auf Grund seiner Tagebücher und der sonstigen zumeist an Ort und Stelle gemachten Forschungen gab Richard Buchta in diesem Werk eine zusammenhängende historische Schilderung der Ereignisse, welche zu dem Mahdi-Aufstand in den Sudanländern führten. Buchta's Werk ist eine werthvolle Ergänzung des Werks „Feuer und Schwert im Sudan" von Slatin Pascha.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Einfluss des Islâm

auf das häusliche, sociale und politische Leben seiner Bekenner.

Eine culturgeschichtliche Studie

von

CARL NATHANAEL PISCHON.

8. Geh. 3 M.

In dieser interessanten, für Staatsmänner, Theologen, Ethnologen und Geschichtsforscher besonders werthvollen Schrift theilt der Verfasser die Beobachtungen über den Islâm mit, die er während seines achtjährigen Aufenthalts in Konstantinopel als Geistlicher der deutschen Gesandtschaft sowie auf seinen Reisen durch die europäische und asiatische Türkei zu sammeln Gelegenheit hatte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Feuer und Schwert im Sudan.

Meine Kämpfe mit den Derwischen, meine Gefangenschaft und Flucht.

1879—1895.

Von

Rudolph Slatin Pascha,

Oberst im ägyptischen Generalstab, früher Gouverneur und Commandant von Darfur.

Deutsche Originalausgabe.

Siebente Auflage.

Ein starker Band mit Porträt in Heliogravüre, 19 Abbildungen von **Talbot Kelly**, 1 Karte und 1 Plan.

Geh. 9 M. Geb. 10 M. In 18 Lief. à 50 Pf.

Der Verfasser regierte als Gouverneur über ein Land so groß als Deutschland, kämpfte in 27 Gefechten mit dem Mahdi und war 11 Jahre lang in dessen Gefangenschaft, bis er Anfang 1895 unter den größten Gefahren und Entbehrungen fliehen konnte.

Das Werk Slatin Pascha's, die Hauptquelle der Geschichte und Machtentwickelung des Mahdi, gehört nach dem einstimmigen Urtheil der hervorragendsten Tagesblätter und Zeitschriften zu den fesselndsten und spannendsten Erzeugnissen der jüngsten Afrikaliteratur. Es hat den Anstoß gegeben zu dem eben beginnenden Sudanfeldzug. Für das Verständniß der gegenwärtigen und der für den Herbst 1896 in Aussicht genommenen militärischen Operationen der Engländer, Aegypter, Italiener und Franzosen im Sudan ist das hochinteressante Buch absolut nothwendig.

Das Interesse an dem Werke hat sich so lebhaft geäußert, daß binnen wenigen Wochen sieben Auflagen erscheinen mußten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Athenaïs.

Geschichte einer byzantinischen Kaiserin

von

Ferdinand Gregorovius.

Dritte durchgearbeitete Auflage.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 28. — 9. Juli 1896.

Bismarck-Literatur.

I.

Es ist in d. Bl. schon einmal des Briefwechsels Erwähnung geschehen, den Bismarck wesentlich während seines frankfurter Aufenthaltes mit dem General Leopold von Gerlach unterhielt. Der unermüdliche Bismarck-Historiker Horst Kohl hatte eine Anzahl davon im zweiten Bande des „Bismarck-Jahrbuchs" veröffentlicht, wozu ihm die Originale von der Tochter des verstorbenen Freundes Friedrich Wilhelm's IV., einem Fräulein Agnes von Gerlach, freundlichst überlassen worden waren. Bei dieser Gelegenheit verglich er diese Originale mit der von einem oder vielmehr einer Unbekannten (s. „Bismarck-Jahrbuch", II, 161 Anm.[1]) im Jahre 1893 veranstalteten Ausgabe derselben Briefe, die bei Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung) herausgekommen war. Die Vergleichung ergab, daß diese Edition „allen Anforderungen, die an eine Publication dieser Art gestellt werden müssen, geradezu Hohn sprach". — „Die gröbsten Lesefehler auf jeder Seite, Auslassungen in Hülle und Fülle, die durch keinerlei persönliche Rücksichten geboten waren, falsche Datirungen, Verschmelzung von Briefen verschiedener Tage, selbst Jahre zu einem Brief unter beliebig gewähltem Datum, Aufnahme fremder Bestandtheile in Briefe Bismarck's — das alles enthielt diese Untersuchung." So theilt uns Horst Kohl in der Vorrede zu seiner Herausgabe der Briefe (S. V und VI) mit.*) Sobald er zu diesem Ergebniß gelangt war, machte er dem Verleger jener ersten Publication davon Mittheilung und erbot sich auf loyalste Weise, ihm für eine sofortige Neuausgabe seine Arbeitskraft und sein Material ohne jede Gegenleistung zur Verfügung zu stellen. Der Verleger aber lehnte kühl ab, auf eine eventuelle spätere, zweite Auflage vertröstend. Da setzte sich Horst Kohl persönlich mit dem Fürsten Bismarck in Verbindung und wurde von ihm sowol mündlich als nachher unter dem 10. December 1895 schriftlich ermächtigt, die betreffenden Briefe nach dem Texte der Originale omissis omittendis nach seinem Ermessen herauszugeben. „Stellen, die noch lebende Leute oder deren Familien mit Recht verletzen könnten, müssen natürlich zurückgehalten werden." So ist eine jener Kohl'schen Musterpublicationen zu Stande gekommen, die schon immer an dieser Stelle freudig begrüßt worden sind und spätere Generationen zu aufrichtigstem und wärmstem Danke verpflichten werden. Der Herausgeber hat sich, wie schon der Titel zeigt, auf Bismarck's Briefe beschränkt, ohne die Antworten oder Anschreiben Gerlach's mit aufzunehmen. Denn die im obengenannten Briefwechsel von 1893 veröffentlichten will er ebenfalls noch einer genauen Nachprüfung unterziehen; soweit sie dort als „nicht vorhanden" fälschlicherweise bezeichnet waren — sie fallen in die Jahre 1855—58 —, sind sie dann im zweiten Bande des „Bismarck-Jahrbuchs" wortgetreu mitgetheilt worden, wie das schon früher besprochen worden ist.

Der über diese Vorgänge orientirenden Vorrede folgt ein Inhaltsverzeichniß musterhafter Art: von jedem der ja ziemlich umfänglichen Briefe — es sind im ganzen 125 — ist Seite für Seite eine genaue und übersichtliche Angabe des Gedankengangs gegeben. Es kommt dann eine Tafel zur Vergleichung der gegenwärtigen mit der ersten Ausgabe, aus der sich ergibt, daß in der letztern acht Briefe überhaupt ganz fehlen, vierzehn falsch datirt sind und in sieben Fällen jene Durcheinanderwerfung und Verschweißung von Briefen verschiedenen Datums erfolgt ist, unter anderm so, daß der Schluß eines Briefes vom März 1854 in der alten Ausgabe (daselbst auf S. 143 und 144) zu einem Briefe vom 2./3. März

*) Bismarck's Briefe an den General Leopold von Gerlach. Mit Genehmigung Sr. Durchlaucht des Fürsten Bismarck neu herausgegeben von Horst Kohl. Berlin, O. Häring. 1896. Gr. 8. 6 M.

1858 gehört (Nr. 49 und 124 der Horst'schen Sammlung, S. 137 fg. und 343 fg.). Man ersieht aus diesen Angaben, wie nothwendig eine neue Ausgabe gewesen ist. Von der Akribie, mit der Horst Kohl zu Werke gegangen ist, mag nur ein Beispiel gegeben werden. Bei dem Abdrucke des Briefes 31 der vorliegenden Sammlung im „Bismarck-Jahrbuch" (II, S. 147 fg.) hatte er das im Original fehlende Datum auf ca. 3. August 1853 fixirt. Unterdessen hat es ihm keine Ruhe gelassen, bis er Bismarck's Lebensgang in jenen Tagen so genau als möglich ausgespürt hatte, um dem im Eingangssatze gegebenen Datirungswinke nachzukommen: „Nur einige Minuten vor der Post habe ich, um Sie zu benachrichtigen, daß ich glücklich hier (in Frankfurt) eingetroffen bin, nachdem ich auf Wunsch des Königs Georg zwei Tage in Hannover geblieben war und ihm heut schon ein memoir über die dortige Reaction obiter skizzirt habe." Nun lesen wir auf Seite 89 der Neuausgabe, wo Bismarck weilte, bis er vom 28. bis 30. August der Einladung des Königs Georg folgte. „Er kehrte dann, vermuthlich am 31. August, nach Frankfurt zurück; die Zeitungen melden seine Ankunft zum 2. August, doch beweist ein vom 1. August datirter Bericht aus Frankfurt (von Poschinger, I, Nr. 199, S. 289 fg.) seine Anwesenheit am Sitze des Bundestags schon für den 1. August. Demnach ist der Brief an Gerlach vermuthlich am 31. Juli oder 1. August geschrieben worden." Offenbar ist, wie Kohl ganz richtig aus dem Anfange des Berichtes herausgelesen, der Brief alsbald nach der Ankunft in Frankfurt geschrieben; doch jedenfalls nicht schon am 31. Juli — denn zunächst hat das „memoir" Bismarck in Anspruch genommen, und dann schreibt er weiterhin von einem „wahrscheinlich zum 11. c[urrentis]" zu erbittenden Urlaub, was er doch am 31. Juli nicht schreiben konnte. Kohl hat auch dann im Text den 1. August als Datum gesetzt.

Von dem Inhalte der in der ersten Ausgabe weggelassenen Briefe ist, soweit sie in dem zweiten Bande des Jahrbuchs veröffentlicht waren, schon in dem frühern Referat die Rede gewesen. Die aus Poschinger zur weitern Ergänzung herübergenommenen sind zwar kurz, enthalten aber, wenigstens die beiden letzten (Nr. 28 und 74, S. 81 und 188 fg.), ein paar nicht unwichtige Nachrichten. Der 28. Brief vom 27. Mai 1853 arbeitet auf den Sturz Dalwigk's in Darmhessen hin, der 74. vom 31. Januar 1855 berichtet über die Gründe, warum der Bundestag nach Ausbruch des Krimkrieges den Prokesch'schen Antrag auf Mobilmachung am Tage vorher „in optima forma" abgelehnt habe. — Was den Gesammtinhalt des Bandes angeht, so hat man alle Ursache zur Freude, ihn nun in einer authentischen Fassung gesichert zu sehen. Immer wieder, wenn man auch im wesentlichen alten Bekannten begegnet, erfreut man sich an dem frischen und klaren Stil, an der Sachlichkeit, mit der politische Fragen, an der genialen Burschikosität, mit der die hunderttausend Nichtigkeiten des frankfurter Diplomaten-Mikrokosmos behandelt werden, vor allem an den durchsichtigen Charakterschilderungen. Ist es nicht ein kleines Cabinetstück, das er dem General Gerlach in Form einer Anweisung zum Verkehr mit dem Grafen Thun sendet (Brief 16 vom 4. December 1852, S. 44 fg.), nachdem dieser nach Berlin als Vertreter Oesterreichs gesendet worden war? „Was die Behandlung von Thun anbetrifft, so halte ich für die Hauptsache, von Hause aus einen offenen und rückhaltlosen Ton mit ihm anzuschlagen, und wo das nicht durchführbar ist, wenigstens den Anschein davon zu bewahren. Außerdem ist ein zweckdienliches Mittel, um ihn bei guter Laune zu halten, daß man ihm Gelegenheit zur Jagd gibt, und wenn es Sr. Majestät gefiele, ihn bei den Hofjagden zuzuziehen, wird er sowol für die Ehre als für das Vergnügen sehr empfänglich sein. Meiner Ansicht nach wird es nicht lange dauern, bis er neben seiner von ihm sehr verehrten Frau einer andern Dame von aufgewecktem Temperamente sich näher anschließt. Ich weiß nicht, ob es Ew. Excellenz Fach und Vorliebe berührt, seine Wahl in dieser Beziehung zu leiten [!]; gewiß aber ist, daß Thun gegen Klatschereien, sowol privater als publicistischer Natur, in dieser Beziehung sehr empfindlich ist, und diese Schwäche ein Mittel bietet, ihn zu züchtigen oder loszulassen. Außerdem werden seine gesellschaftlichen Verbindungen einigermaßen durch das Bedürfniß geregelt werden, ab und zu hazard zu spielen. Kurz, er hat etwas von dem Charakter, den die alte Martha im «Faust» in der Unterredung mit Mephisto ihrem verstorbenen Gatten beilegte.*) Es ist ein Vorzug der katholischen Religion, daß sie es meinem Freunde möglich macht, sich allen diesen Neigungen nachhaltig hinzugeben, ohne daß seine sehr lebendigen, mitunter an Bigoterie streifenden Beziehungen zur Kirche dadurch getrübt werden. Zu zeiten, namentlich wenn Anhäufung von Arbeiten und besonders von unbehaglichen und streitvollen Geschäften seinem ganzen Wesen den Stempel der Melancholie aufdrückt, herrscht bei ihm eine sentimentale Naturschwärmerei vor, die in einsamen Promenaden durch Wald und Feld Nahrung sucht. Und er ist sehr empfänglich dafür, wenn man diese Seelenstimmung theilt oder billigt u. s. w." Diese sarkastische Auffassung eines Mannes von oberflächlich-katholischer, d. h. jesuitischer Beichtstuhlgesinnung findet ihre positive Ergänzung in dem Glaubensbekenntniß, das Bismarck am 20. Januar 1854 im 42. Briefe ausspricht (S. 122 fg.): „Zu einer der schwierigsten Pflichten meines Amtes rechne ich den unablässigen Kampf, der im Dienste des Königs gerade an dieser Stelle gegen die ecclesia militans der Katholiken zu führen ist. . . . Es ist nicht ein christliches Bekenntniß, sondern ein heuchle-

---

*) Es konnte kaum ein herz'ger Närrchen sein.
Er liebte nur das allzuviele Wandern
Und fremde Weiber und fremden Wein
Und das verfluchte Würfelspiel. —

rischer, götzendienerischer Papismus voll Haß und Hinterlist, der hier im praktischen Leben von den Cabineten der Fürsten und ihrer Minister bis in die bettfederigen Mysterien des Ehestandes hinab einen unversöhnlichen, mit den infamsten Waffen geführten Kampf gegen die protestantischen Regierungen und besonders Preußen als die weltlichen Bollwerke des Evangeliums unterhält. In der Stadt hier, in der Bundesversammlung, an den umliegenden Höfen ist Katholik und Feind Preußens gleichbedeutend, mögen sie ihren Haß gegen uns schwarz-gelb, französisch oder demokratisch anstreichen, oder an einer Vereinigung der beiden ersten Elemente arbeiten — [Wir würden heute nur die beiden letzten substituiren]. Und doch sind wir gerechter, d. h. nachgiebiger gegen die römische Kirche gewesen als irgendein Staat u. s. w." Sind das nicht dieselben Gegenstände und Fragen, die heute nicht nur protestantische, sondern auch patriotische katholische Herzen bewegen? Der Culturkampf ist vorgezeichnet, den der müde Recke dann fallen lassen mußte, weil die roth-schwarze Coalition zu stark war. — Von dem, was das Wichtigste an diesem Briefwechsel ist, einmal die richtige Beurtheilung Napoleon's III., dann vor allem die wachsende Entfremdung zwischen Gerlach und Bismarck über die Stellung zu Oesterreich, davon ist früher die Rede gewesen, und es braucht hier nur darauf verwiesen zu werden.

Konrad Sturmhoefel.

Neue Goethe-Schriften.

1. Goethe's Faust in seiner ältesten Gestalt. Untersuchungen von J. Collin. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten u. Loening. 1896. Gr. 8. 5 M.
2. Zur Entstehungsgeschichte von Goethe's Torquato Tasso. Von Eduard Scheidemantel. Weimar, Programm des Gymnasiums. 1896.
3. Das Tasso-Räthsel. Von Constantin Rößler. In den Preußischen Jahrbüchern Mai 1896.
4. Frau von Staël's Essai sur les fictions (1795) mit Goethe's Uebersetzung (1796). Herausgegeben von J. Imelmann. Berlin, Georg Reimer. 1896. Gr. 8. 2 M.
5. Goethe als Botaniker. Sonderabdruck aus dem Werke: Die Pflanze (in 12—13 Lieferungen à 1 M. 50 Pf.). Von Dr. Ferdinand Cohn. Breslau, J. U. Kern's Verlag (Max Müller). 1895. Gr. 8.
6. Auf Goethe's Spuren in Italien. Von Julius R. Haarhaus. Erster Theil: Oberitalien. Leipzig, C. G. Naumann. 1896. 12. 2 M. 50 Pf.

Unter den Werken Goethe's haben in den letzten Monaten der „Faust" und der „Tasso" bedeutendere und werthvollere Schriften hervorgerufen. Erich Schmidt's Auffindung des sogenannten „Ur-Faust" hat schon eine kleine Literatur über die Entstehung des „Faust" und das Verhältniß der ältesten Gestalt zu den spätern erzeugt. Das Bedeutendste und Beste, was über sogenannten „Ur-Faust", geschrieben worden ist, findet sich in J. Collin's Dissertation und seiner Habilitationsschrift vom Jahre 1892 und 1893. Jetzt hat J. Collin diese beiden Studien durch eine dritte vermehrt und abgeschlossen und in Buchform erscheinen lassen (Nr. 1). Wir begrüßen das treffliche, auf eingehender Kenntniß beruhende, vorurtheilsfrei und echt wissenschaftlich geschriebene Werk, verweisen unsere Leser, was die beiden ersten Arbeiten angeht, auf die Besprechung in Nr. 37 d. Bl. f. 1894 und begnügen uns hier damit, noch einmal auf ihren Inhalt und ihren Werth hinzuweisen. Collin betrachtet die Dichtung nicht für sich allein, sondern deckt ihre Beziehungen zu den übrigen vorangehenden oder gleichzeitigen Dichtungen und Briefen Goethe's und zu seinem Leben auf; er weist die in der Dichtung vertretene religiöse, philosophische oder ethische oder die in ihr hervortretenden ästhetischen Anschauungen in den andern Werken und Briefen des jungen Goethe nach und sucht auf dieser breiten Grundlage einen ausführlichen Commentar zu geben und vor allem feste Anhaltepunkte für die Datirung der einzelnen Scenen zu gewinnen. So wird z. B. durch einen Vergleich mit „Werther's Leiden" für die Erdgeistscene als frühester Zeitpunkt das Jahr 1774 erwiesen, für die Schülerscene das Jahr 1773, für die Scene in Auerbach's Keller der 17. September 1775 als Tag der Entstehung wahrscheinlich gemacht.

Die neu hinzugekommene, bisher noch nicht veröffentlichte Studie behandelt die Scenen von Vers 457 bis zum Schluß und betitelt sich demnach: „Die Gretchen-Tragödie." Zuerst behandelt Collin die Wandlungen des Themas der Untreue, das im Jahre 1771 unmittelbar nach der Friederiken-Zeit auftritt, in den Dichtungen des jungen Goethe: „Götz", „Werther", „Clavigo", „Claudine", „Stella". Er weist nach, daß erst vom Jahre 1774 an die Verlassene schuldig dargestellt oder zum Gegenstand der Tragödie wird. Die Gestalt des rächenden Bruders tritt zuerst im „Clavigo" auf. Die Friederiken-Zeit wird von der Gretchen-Zeit verdrängt. In den Anfangsscenen finden sich auch Anklänge an Goethe's Aufenthalt in Leipzig. Für die ersten sieben Scenen der „Gretchen-Tragödie" (Vers 457—1065) nimmt Collin die zweite Hälfte von 1774 als Abfassungszeit in Anspruch. Sein hauptsächlichster Beweis ist folgender: Am 1. Juni 1774 zählt Goethe in einem Briefe an Schönherr in Algier auf „was er neues gemacht habe". Darunter befindet sich nicht der „Faust", dagegen folgende auf ihn hinweisende Bemerkung: „Noch einige Plane zu großen Dramas habe ich erfunden, das heißt das interessante Detail dazu in der Natur gefunden und in meinem Herzen." Am 15. und 17. October 1774 berichtet Boie, dem Goethe aus dem „Faust" vorgelesen hatte: „Sein «Dr. Faust» ist fast fertig und scheint mir das Größte und

Eigenthümlichste von allem." Daraus schließt Collin mit Recht, daß im October 1774 zum mindesten die genannten Scenen der Gretchen-Tragödie fertig gewesen sind. Ausführlich und unter Heranziehung vieler Belege wird im Zusammenhang mit dem religiösen Gespräch Faust's mit Gretchen Goethe's im Jahre 1772 beginnende Abwendung von der Herrnhuter Gemeinde und von einer strengern christlichen Anschauung und seine Hinneigung zum Spinozismus besprochen. Collin sieht „in dem herrlichen Bekenntniß Faust's eine Antwort des Dichters auf die verschiedenen Versuche, besonders Lavater's, den Ungläubigen zu bekehren", und setzt das Gespräch in den Herbst 1774. Unter den zahlreichen treffenden Parallelen, die Collin anführt, vermißten wir den Herder'schen Ausspruch: „Der Glaube ist das Empfinden der göttlichen Liebe, Gefühl ist alles." Nach der Entstehung der Brunnenscene nimmt Collin aus innern Gründen eine Pause in der Arbeit am „Faust" an. Was darauf folgt, ist im Jahre 1775 gedichtet. Die Thatsache, daß die später „Trüber Tag" genannte Scene (S. 80) sowie die Kerkerscene in Prosa geschrieben sind, erklärt sich daraus, daß der Dramatiker Goethe im Jahre 1775 überhaupt wieder zur Prosa zurückkehrt, wie „Erwin und Elmire", „Claudine", „Stella" und „Egmont" beweisen. Daß die zuerst genannte Scene auch später nicht in Verse umgesetzt worden ist, führt Collin darauf zurück, daß „bei der Darstellung der bis zur Raserei und Wuth gesteigerten Leidenschaft sich kein passendes Versmaß ergab", eine Erklärung, die man wol in Ermanglung einer bessern wird gelten lassen müssen. Auch in der sehr dankenswerthen, H. L. Wagner's „Kindermörderin" und ihre Abhängigkeit vom „Faust" behandelnden Schlußabhandlung, in der der Verfasser den bekannten Froitzheim'schen Angriff gegen Goethe energisch zurückweist, wird noch ein Datum für die Entstehung des „Faust" gewonnen. Eine Vergleichung der beiden Dramen zeigt nämlich, daß Wagner den Wortlaut einzelner Scenen gekannt hat. „Wagner muß diese Scenen — es sind die beiden ersten, die Brunnen-, die Dom-, die Zank- und Kerkerscene — in Frankfurt kennen gelernt haben, ehe Goethe zur unfreiwilligen Einsamkeit in Frankfurt verurtheilt wurde. Dies geschah am 13. October 1775. Vor diesem Tage muß die «Gretchen-Tragödie», so wie sie uns im ältesten «Faust» vorliegt, vollendet gewesen sein.

Als Probe und zugleich zusammenfassende Darstellung des Inhalts drucken wir aus Collin's Buch einen Theil des Schlußkapitels hier ab:

Goethe's „Faust" in seiner ältesten Gestalt ist ein Werk der Jahre 1774 und 1775. In der Zeit nach der Lahn- und Rheinreise im Juni und Juli 1774, nach der Schweizerreise vom Mai bis Juli 1775 sind in zwei verschiedenen Epochen mit Macht hervorbrechender und länger anhaltender Schöpfungskraft die Haupttheile des ältesten „Faust" entstanden; in der erstern der Eingangsmonolog und die Erdgeistscene, die beiden ersten satirischen Scenen, der idyllische Theil der „Gretchen-Tragödie", in der andern hauptsächlich ihre lyrischen und prosaischen Scenen. Die Unterbrechung der Arbeit am „Faust" scheint wesentlich dadurch hervorgerufen worden zu sein, daß der Dichter das, was die Liebe zu Lili in der ersten Zeit ihrer Dauer in seinem Herzen aufregte, in kleinern und weniger Mühe und Kunst erfordernden Productionen rasch verarbeitete. So drängten „Erwin und Elmire", „Claudine von Villa Bella", „Stella" vorerst den „Faust" in den Hintergrund. Erst nachdem sich sein überströmendes Gefühl gleichsam von seinen Schlacken gereinigt hatte, kam das Köstlichste und Wesentlichste, die Quintessenz seiner Empfindungen und Erfahrungen seinem „Faust" zugute....

Die Idee des ältesten „Faust" mag hier zum Schlusse noch durch einen Vergleich veranschaulicht werden. Faust ist ein neuer Adam; auch ihn verlangt es nach Gottähnlichkeit. Dem Abgewiesenen naht der Teufel. Aber dem Menschen des 18. Jahrhunderts, der sich fruchtlos in allem Wissen abgemüht hatte, dem durfte der Teufel nicht mehr mit dem Baum der Erkenntniß kommen; er verlockt ihn mit dem Baum des Lebens. Er hat richtig gerechnet; auch hier erfolgt der Sündenfall. So weit der später sogenannte erste Theil des „Faust". Der zweite Theil bringt als nothwendige Ergänzung dann die frohe Botschaft von der Erlösung, aber der Selbsterlösung durch eigene, im Leben gestärkte, in höchster, zweckmäßiger Thätigkeit geübte Kraft. Dazu passend schließt das Ganze mit der Himmelfahrt des Selbsterlösers. Die Schwungkraft jedoch, sich zu höhern Sphären zu heben, gibt seiner Seele die ewige Liebe.

Die Entstehung des „Tasso" gehört noch immer zu den nicht völlig beantworteten und viel umstrittenen Fragen der Goethe-Forschung, nicht sowol weil wir zu wenig, als weil wir sehr viele Nachrichten darüber haben. Die Belege in Goethe's Briefen und seinen Schriften widersprechen sich anscheinend, und so mußte, wer sich auf die eine oder andere Seite stellen wollte, sich damit behelfen, die widersprechenden Nachrichten als minder glaubwürdig hinzustellen. Eine kleine Arbeit von Eduard Scheidemantel (Nr. 2) scheint berufen zu sein, das Dunkel zu erhellen. Verfasser hat keine neuen Funde gemacht, aber er weiß aus bekannten Thatsachen Schlüsse zu ziehen, die noch niemand gezogen hat und die das Gute haben, in der Hauptsache kaum widerlegt werden zu können. Daß in der einen der beiden Handschriften in den ersten drei Scenen des vierten Actes jedesmal Battista durchgestrichen und Antonio darübergesetzt ist, und im Beginn des fünften Actes sich die Notiz Goethe's findet: „Es wird überall, wo Battista steht, Antonio gelesen", wußten wir längst, und die Goethe-Forscher streiten sich schon seit Jahren über die Bedeutung der Thatsache, daß nicht Antonio, sondern ein anderer, Battista Pigna, ursprünglich die Rolle des Gegenspielers gehabt hat. Scheidemantel geht mit Recht auf diese Frage gar nicht ein, sondern zieht aus der Thatsache einen neuen wichtigen Schluß. „Es ist klar", schreibt er, „daß Act V und Act IV, Scene 1—3, vollständig abgeschlossen gewesen sein müssen, bevor sich Antonio dem Dichter als Contrastfigur zu Tasso darbot, sie sind als die ältesten Bestandtheile der neuen Tasso-Dichtung anzusehen." Eine andere Beobachtung Scheidemantel's führt noch weiter. Es ist natürlich, daß Antonio dort, wo er für Battista eingesetzt wurde, dreisilbig gelesen werden muß, wie selbstverständlich in den

obengenannten Scenen. Der Schluß, daß solche Scenen, die Antonio viersilbig gelesen aufweisen, in einer Zeit entstanden sind, wo der Dichter den Battista bereits aufgegeben hatte, ist wol berechtigt; die beiden ersten Scenen des dritten Actes, wo nur einmal ein dreisilbiges Antonio vorkommt, gehören deshalb zu den später entstandenen Scenen.

Wann ist nun Act V gedichtet? Bisher wird allgemein (von Düntzer, Erich Schmidt, Kuno Fischer) angenommen, daß der fünfte Act in Belvedere bei Weimar Januar 1789 gedichtet worden ist. Denn dort ist der „Tasso" nach Goethe's eigenen Worten vollendet worden. Man ging eben von der irrigen Meinung aus, daß der Dichter den letzten Act auch zuletzt geschrieben haben müsse. Nach Scheidemantel's Beweisführung ist der fünfte Act gedichtet, nachdem Goethe den Battista kennen gelernt hatte — das geschah im März noch vor der Abreise von Rom 1787, als er Serassi's „Tasso-Biographie" las — und bevor er den Gedanken faßte, Antonio an Stelle von Battista zu setzen, was erst einige Zeit nach der Rückkehr aus Italien geschehen sein kann, da ja der fünfte Act und die drei ersten Scenen in Weimar mit dem Namen Battista aufgeschrieben worden sind. Das weist für die Entstehung des fünften Actes auf die Zeit der Rückkehr aus Italien. Dazu stimmen Goethe's eigene bisher immer für unzuverlässig gehaltene Angaben am Schlusse der „Italienischen Reise" (in der Quartausgabe). Auf den fünften Act und Trennung Tasso's beziehen sich dort die Worte: „In Florenz schrieb ich die Stellen, die mir noch jetzt jene Zeit, jene Gefühle unmittelbar zurückrufen. . . . Wie mit Ovid dem Local nach, so konnte ich mich mit Tasso dem Schicksal nach vergleichen. Der schmerzliche Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird u. s. w." Freilich fällt damit auch der so oft gemachte Versuch, den Inhalt des fünften Actes mit dem Bruch der Freundschaft zu Frau von Stein in Verbindung zu bringen, ins Wasser.

Auch auf die nachitalienische Arbeit am „Tasso" wirft Scheidemantel's Arbeit eine schöne Beleuchtung. Bekannt ist der Brief Goethe's an Karl August:

„Ihre Frau Gemahlin sagt mir, daß Sie Freude an den ersten Scenen des «Tasso» gehabt, ... Ich habe noch drey Scenen zu schreiben, die mich wie lose Nymphen zum besten haben, mich bald anlächeln und sich nahe zeigen, dann wieder spröde thun und sich entfernen." Und gegen den Schluß des Briefes fügt Goethe noch hinzu (103, 16 fg.): „Wenn ich vor den Feyertagen die letzte Scene des ersten Actes, wo Antonio zu den vier Personen, die wir nun kennen, hinzutritt, fertigen könnte, wäre ich sehr glücklich. Fast zweifle ich daran. Sobald sie geschrieben ist, schicke ich sie."

Welches sind diese drei Scenen? Für die eine von ihnen hält Scheidemantel Act III, Scene 2, für die zweite Act IV, Scene 5. Beide sind aus metrischen Gründen in die späteste Zeit zu setzen, beide behandeln das Thema, das Goethe 1788 und 1789 am stärksten bewegt, den Bruch mit Frau von Stein. Als dritte will Scheidemantel Act IV, Scene 4 gelten lassen, aber ich verstehe nicht recht, weshalb Goethe nicht die erste Antonio-Scene gemeint haben soll, die doch nach dem oben citirten Briefe damals noch nicht gedichtet war.

Die kleine verdienstvolle Arbeit führt uns in der Geschichte der Entstehung des „Tasso" weiter als manche umfangreiche Untersuchung berühmter Goethe-Forscher.

Ihr Ergebniß wird uns auch vorsichtig machen in unsern Vermuthungen über die Entstehung und die Gestalt der leider nicht mehr erhaltenen ersten Tasso-Dichtung. Es ist mir immer unklar gewesen, inwiefern Kuno Fischer aus der oben mehrfach erwähnten Notiz Goethe's in der Tasso-Handschrift und aus der Thatsache, daß die Scene, wo Antonio zum ersten mal auftritt, am 6. April 1789 noch nicht fertig gewesen ist, den Schluß hat ziehen wollen, daß im Plane des ersten „Tasso" die Gegenüberstellung von Staatsmann und Dichter noch nicht vorhanden gewesen sein kann. Dieser Gegensatz war ja ein Erlebniß Goethe's selbst gerade in der Zeit, da er den alten „Tasso" dichtete. Als er in Italien Serassi's Biographie kennen lernte, nahm er für diese längst in seinem Innern geschaffene Gestalt den Namen eines der bei Serassi geschilderten Gegner Tasso's; und der Name war so sehr Nebensache, daß er zuerst dafür Battista, später Antonio setzte. Das scheint mir der wahrscheinlichere Hergang; über Vermuthungen kommen wir freilich nicht hinaus. Aber Kuno Fischer's Behauptung hat viel Anklang gefunden. Auch Constantin Rößler sagt in seinem Aufsatz in den „Preußischen Jahrbüchern": „Das Tasso-Räthsel" (Nr. 3), von ihr: „Es handelt sich nicht um eine Hypothese, sondern um eine exact bewiesene Thatsache." Das möchten wir doch ganz energisch zurückweisen. Auch im übrigen können wir dem Aufsatz keinen großen Werth beimessen. Es wird nicht recht klar, was Rößler eigentlich will. Wenn die Quintessenz des Artikels in den Worten liegen soll: „So erscheint mir das «Tasso-Drama» weit mehr als die Darstellung des Wandlungsprocesses, der in dem Menschen Goethe sich vollzog, denn als die Darstellung der Wandlung des Dichters", so muß doch gesagt werden, daß der nahe Zusammenhang der Dichtung mit der Wandlung des Menschen Goethe, oder um es kurz zu sagen, von Tasso zu Antonio schon mehrfach, unter anderm auch in meiner „Goethe-Biographie", ausführlich dargelegt worden ist.

Außer den beiden großen Dichtungen ist noch ein Parergon Goethe'scher Thätigkeit Gegenstand eingehender Untersuchung in den letzten Wochen gewesen: die Uebersetzung Goethe's von dem Essay der Frau von Staël: „Sur les fictions." Wenn auch die geistreich-geräuschvolle, etwas aufdringliche Französin persönlich Goethe wenig sympathisch war, so hat er doch ihren Schriften und ihrer geistigen Bedeutung immer Anerkennung zutheil werden lassen. Ja schon lange bevor ihr großes Werk „De l'Allemagne" erschien, hatte Goethe sich nicht nur mit ihr

beschäftigt, sondern auch den 1795 erschienenen „Essai sur les fictions“ für die „Horen“ übersetzt (1796). Ueber die Absicht, die Goethe dabei leiteten, unterrichtet uns am besten der Brief Schiller's am 10. October 1795:

Im einzelnen werden Sie sehr viel Gutes finden, da sie aber einseitig und doch wieder gescheut und ehrlich ist, so kann sie mit sich selbst auf keine Weise einig werden; als Text aber können Sie es gewiß fürtrefflich brauchen. Ich wünschte, daß Sie sich die Mühe gäben, in Ihrer Arbeit so klar und galant als möglich zu sein, damit man es ihr in der Folge zuschicken und dadurch einen Anfang machen könnte, den Tanz der Horen auch in das umgeschaffene Frankreich hinüber zu leiten.

Daß Goethe die Uebersetzung nicht in seine Werke aufgenommen hat, erklärt sich wol daraus, daß der Essay von den andern Schriften der Frau von Staël überholt wurde; die Goethe'sche Uebersetzung war infolge dessen so gut wie verschollen. Deshalb hat J. Imelmann einen Neudruck (Nr. 4) veranstaltet und ihm die über das Thema handelnden Stellen aus Goethe's und Schiller's Briefen und gewichtige Urtheile über das Werk vorangesetzt. Die neue Ausgabe selbst enthält auf der einen Seite das Original, auf der gegenüberstehenden die deutsche Uebersetzung. Imelmann hat den mangelhaften Text des Originaldrucks berichtigt und verbessert und in einer Reihe von Anmerkungen gute Beobachtungen, die sich aus dem Vergleich im Original und Uebersetzung ergeben, niedergelegt.

Die Goethe'schen naturwissenschaftlichen Arbeiten und ihre Bedeutung sind in den letzten Jahren wiederholt Gegenstand eingehendster und sorgfältiger Forschung gewesen. Neben dem vortrefflichen Commentar Kalischer's in der Hempel'schen Ausgabe wird man immer und immer wieder der Arbeiten Rudolf Steiner's in der Ausgabe der „Nationalliteratur“ und der weimarer Ausgabe dankbar und rühmend zu gedenken haben. Nur ein Gebiet ist sonderbarerweise wenig behandelt und beleuchtet worden: Goethe's Studium der Botanik. Mir ist wenigstens außer den Aufsätzen von F. Cohn in der „Deutschen Rundschau“ und der Darstellung in seinem Buche „Die Pflanze“ nichts Brauchbares und Bedeutendes bekannt geworden. Zur Zeit erscheint von diesem großen Werke eine neue vermehrte und verbesserte Auflage, und die Verlagshandlung verdient allen Dank, daß sie von dem Kapitel des Buchs: „Goethe als Botaniker“, für die Goethe-Freunde einen Sonderabdruck herausgegeben hat (Nr. 5), zumal das Heft hübsch und geschmackvoll ausgestattet und mit Bildern von der kletternden Bignonie und der Goethe-Palme im Botanischen Garten in Padua, des Feigencactus und der Keimenden Pinie, des Keimenden Feigencactus, des von Thorwaldsen entworfenen Widmungsblattes aus Humboldt's „Ideen zur Geographie der Pflanzen“ für seinen großen Lehrer Goethe u. a. m. geschmückt ist. Es würde mir, dem Laien, übel anstehen, wenn ich mir ein Urtheil über die Arbeit eines auf seinem Gebiete allseitig anerkannten Forschers erlauben wollte, ich will nur, um meine Leser zur Lektüre der Schrift anzuregen, versichern, daß ich das Kapitel mit Freude und Dank, ja mit steigender Begeisterung gelesen habe. Wenn man daran denkt, wie wenig Beachtung Goethe bei den Naturforschern seiner Zeit gefunden hat, dann ist die Lektüre einer solchen Schrift eine wahre Herzenserquickung. Nachdem Cohn die Goethe'sche Metamorphosenlehre klar und anschaulich dargelegt hat, fährt er folgendermaßen fort:

Wie wir gesehen, ist die Goethe'sche Metamorphosenlehre etwas ungemein Einfaches, fast so einfach wie der Satz, daß die Erde sich um die Sonne dreht, und doch wissen wir, daß viele Jahrtausende aufopfernden Forschens vergehen mußten, wie viele Kämpfe, wie viele Märtyrer es gekostet hat, ehe dieser einfache Satz als Wahrheit erkannt und anerkannt wurde. Auch die Goethe'sche Lehre von der Einheit aller Pflanzengestaltung ist so völlig in Fleisch und Blut der Wissenschaft übergegangen, daß wir sie bereits als selbstverständlich hinnehmen und darüber leicht vergessen, daß der Mann, der sie in die wissenschaftliche Welt einzuführen wagte, jahrelang mit der Nichtachtung oder dem Widerspruch der Fachgelehrten zu kämpfen hatte. Goethe ward nicht müde, sich gegen die phantastischen Misdeutungen und Uebertreibungen seiner Lehre zu verwahren, durch welche diese selbst von seiten solcher entstellt wurde, die sich für Anhänger derselben ausgaben. „Wenn richtig gebraucht, ist die Lehre von der Metamorphose der Faden, der uns durch das Labyrinth der lebenden Gestalten hindurchhilft; der Misbrauch dieser Begriffe führt auf ganz falsche Wege und bringt die Wissenschaft eher rück- als vorwärts.“

Um Goethe's Bedeutung zu würdigen, darf die Kritik nicht von dem Standpunkt der Morphologie ausgehen, der heut durch stetige Fortentwickelung der Metamorphosenlehre erreicht ist, wo es leicht ist, in Goethe's Darstellung einzelne Irrthümer nachzuweisen; sie muß zurückgreifen bis zu Goethe's Vorgängern und Zeitgenossen, die mit wenig Ausnahmen in mechanischen Pflanzenbeschreibungen erstarrt waren, oder in die mystischen Hirngespinste einer falschen Naturphilosophie sich verirrt hatten; auf diesem dunkeln Grunde erscheint die gesunde Beobachtung und die einheitliche Naturauffassung Goethe's als eine Schöpfung von echt wissenschaftlichem Geiste und unabsehbarer Wirkung. Vor allem dürfen wir nicht vergessen, daß Goethe gegen die Autorität Linné's und seiner Schüler anzukämpfen hatte. Natürlich war dem Scharfblick Linné's die nahe Verwandtschaft der Laubblätter mit den Organen der Blüte nicht entgangen; er hatte in seiner „Philosophia botanica“ bereits den Ausspruch gethan: „Das Princip der Blätter und Blüten sei das gleiche.“ Aber Linné hatte die Metamorphose der Laubtriebe in Blüten als eine ähnliche Verwandlung aufgefaßt, wie die der Raupen in Schmetterlinge, und über dieselbe die ebenso wunderliche als unfruchtbare Hypothese der Anticipation oder Prolepsis ausgesponnen, welche gleichwol die Gemüther der Zeitgenossen gefangen hielt. Verhehlen dürfen wir freilich nicht, daß Goethe einen Vorläufer hatte, der dreißig Jahre vor ihm die Idee der Entwickelung ausgesprochen, ja sie in noch strenger wissenschaftlicher Gestalt ausgearbeitet hatte als unser Dichter. Um die nämliche Zeit, wo Friedrich der Große die Augen der Welt auf Schlesien gerichtet hielt, wo Gotthold Ephraim Lessing in Breslau seinen Genius zur Reife entwickelte und das erste deutsche Lustspiel schuf, lebte gleichzeitig in dieser Stadt still und unbeachtet ein ebenbürtiger Geist, Kaspar Friedrich Wolff, der, eben von Berlin kommend, 1758 in Halle auf Grund seiner lateinischen Dissertation „Theoria generationis“ zum Dr. med. promovirt worden war. „Niemals hat ein sechsundzwanzigjähriger Forscher durch seine erste Schrift eine so epochemachende That vollzogen als Wolff durch seine Doctordissertation; denn hier wurde zum ersten mal der Versuch gewagt, die Entwickelungsgeschichte der lebenden Wesen, der Thiere

wie der Pflanzen, mit Hülfe des Mikroskops bis in ihre Anfänge zurückzuverfolgen und in ihrem weitern Verlauf bis zur Ausbildung der vollkommenen Gestalt Schritt für Schritt zu beobachten; insbesondere an der Pflanze wurde die Einheit aller Blatt- und Blütenorgane aus ihrer Entwickelung nachgewiesen.

Aber die Forschungen von Kaspar Friedrich Wolff waren ein Menschenalter lang nicht blos Goethen, sondern überhaupt den Botanikern seines Zeitalters unbekannt und daher für den Fortschritt ihrer Wissenschaft wirkungslos geblieben; wie hätte auch die lateinische Doctordissertation eines in Deutschland fast verschollenen Militärarztes, der seit 1768 in Petersburg als Professor der Anatomie und Physiologie in einer Art geistigen Exils lebte, auf die deutschen Botaniker Eindruck machen sollen? Erst als Goethe die Idee der Metamorphose in „mühseliger, qualvoller Nachforschung“ auf einem neuen Wege selbständig erfaßt und sie als Glied einer allgemeinen morphologischen Anschauung der gesammten organischen Welt durchgearbeitet hatte, gelangte dieselbe, wenn auch erst langsam, zur Assimilirung und dadurch zu ihrer bahnbrechenden Wirkung. Denn die Bedeutung eines Mannes in der Geschichte der Wissenschaft beruht nicht allein auf der Originalität seiner Ideen, sondern auch darin, daß dieselben fruchtbar werden und zu weiterm Ausbau Anregung geben. Auch Columbus wird gepriesen als der Entdecker einer neuen Welt, obwol schon vor ihm isländische Seefahrer deren Boden betraten, obwol er selbst nur die Küsten des Festlandes berührte, dessen Durchforschung erst seinen Nachfolgern gelang. Mit demselben Recht ist auch Goethe der Columbus der Morphologie, der dieser Wissenschaft nicht blos Namen und Begriff, Ziel und Richtung gegeben, sondern ihr auch, in Ergänzung der von Kaspar Friedrich Wolff begründeten mikroskopischen Erforschung der Entwickelungsgeschichte, durch die von ihm ausgebildete vergleichende Methode die unverrückbaren Grundlagen unterbreitet hat.

Unter dem Titel „Kennst du das Land?“ gibt Julius R. Haarhaus in Verbindung mit Dr. G. Floerke, Dr. O. Harnack, Dr. E. von der Hellen, Paul Heyse, Hans Hoffmann u. a. im Verlag von C. G. Naumann in Leipzig eine Büchersammlung in jährlich etwa zehn, einzeln käuflichen Bänden für Freunde Italiens heraus, „die denen, die Italien bereisen wollen, als vorbereitende und belehrende Lektüre dienen, den Reisenden selbst ein unterrichtender und unterhaltender Begleiter sein, den Heimgekehrten frohe Stunden der Erinnerung bereiten und denen endlich, deren Sehnsucht nach Italien noch keine Erfüllung gefunden hat, wenigstens eine ideelle und ideale Brücke zum Lande ihrer Wünsche schlagen soll“. Der Herausgeber weist in dem Prospect Goethen die Urheberschaft seines Planes zu; er meint damit Goethe's Absicht, in Gemeinschaft mit Heinrich Meyer eine Reihe Bände zu veröffentlichen, die seine und seines Freundes Erfahrungen und Ansichten über Italien und italienische Verhältnisse einem weitern Kreise zugänglich machen sollten.

Erschienen sind bisher „Die Fornarina, Trauerspiel in fünf Acten von Paul Heyse“ und der Band, der uns hier beschäftigen soll: „Auf Goethe's Spuren in Italien. Von Julius R. Haarhaus. Erster Theil: Oberitalien“ (Nr. 6). Das Buch besteht aus zusammenhängenden Aufsätzen, die der Verfasser in der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung“ vom Februar 1894 an in zwangloser Folge hat erscheinen lassen. Diese Aufsätze sind von mir in Nr. 3 d. Bl. f. 1895 ausführlich besprochen worden. Was ich an dieser vortrefflichen Arbeit auszusetzen hatte, war die zu geringe Benutzung der Goethe'schen Tagebücher. Zu unserer Freude hat Haarhaus diesem Uebelstande in der Buchausgabe gründlich abgeholfen, und so können wir diesem gut ausgerüsteten Commentar der Goethe'schen „Italienischen Reise“ uneingeschränktes Lob spenden. Man kann das Buch eine geradezu erschöpfende Darstellung der Goethe'schen Reise — der erste Band reicht bis Bologna — nennen. Verfasser spricht überall aus eigener Anschauung und auf Grund eingehender Studien und großer Sachkenntniß. Indem wir auf unsere frühere Besprechung verweisen, wollen wir unser Urtheil über den Werth des Büchleins dahin zusammenfassen, daß es jedem Goethe-Freunde, der Italien besucht, viel Belehrung und Rath, Freude und Genuß bereiten wird. Der Verleger hat drei in ihren Einbänden verschiedene Ausgaben veranstaltet, darunter eine in braunem Baedeker-Band, die sich besonders zum Mitnehmen auf die Reise eignet.

Karl Heinemann.

Aus der Franzosenzeit.

Aus der Zeit der deutschen Befreiungskriege ist besonders die Erhebung der Provinz Ostpreußen im Jahre 1813 bekannt, und alle wissen, wie von dort aus das ganze preußische Volk von der nationalen Begeisterung ergriffen wurde und dann in den Verzweiflungskampf eintrat, der mit dem Sturze Napoleon's endete. Gerade weil diese von Ostpreußen beginnende Erhebung so großen Erfolg hatte, hat sie sich tief in das Gedächtniß eingegraben. Aber es ist unrecht, wenn wir darüber anderer preußischer Landschaften vergessen, deren Antheil an der ganzen Bewegung nicht geringer ist, wenn er auch nicht von unmittelbarem Erfolge gekrönt worden war. Geradezu vorbildlich für die ganze spätere Erhebung war die Landesvertheidigung Schlesiens in den Jahren 1806 und 1807, und was Graf Götzen, der mit den kläglichsten Hülfsmitteln, gestützt auf die Festungen Glatz und Silberberg, in dieser Provinz den Widerstand gegen Napoleon belebte und bis aufs äußerste fortsetzte, hier im Kleinen vollbrachte, war dasselbe, was Scharnhorst später im Großen durchführte. Die Provinz Schlesien war damals von dem Centrum des preußischen Staats, das sich in der Gewalt des Feindes befand, sowie von den Resten desselben im Norden und Osten abgesprengt und ganz und gar auf sich allein angewiesen. Die Selbstvertheidigung und Volksbewaffnung, die hier gegen einen sehr unternehmenden und thätigen Feind ohne jede Unter-

stützung von außen durchgeführt wurde, verdient unsern lebendigsten Antheil. Fast acht Monate lang, bis zum Tilsiter Frieden, hielten sich die tapfern Schlesier, und hätten sie eher in ihrem Widerstande nachgelassen, so hätte dies wol die Vernichtung des preußischen Staats bedeutet. Sehr dankenswerth ist es daher, daß uns dieser Kampf Schlesiens in einer soeben erschienenen Schrift nach den Berichten von Augenzeugen und Theilnehmern an diesem Kriege eingehend geschildert wird. Der im vorigen Jahre in Glogau verstorbene Professor Augustin Knötel erzählt uns in einem Werke *), das er noch in seinem Todesjahre vollendet und das nun sein Sohn Dr. Paul Knötel in Tarnowitz herausgegeben hat, in treuherzigen, chronikartigen Berichten, die der Verfasser von seinen Aeltern theils in mündlicher, theils in schriftlicher Form empfangen hat, die Geschichte der schlesischen Landesvertheidigung und den Antheil der Schlesier an der ganzen Erhebung von 1806 bis 1813. Augustin Knötel's Vater, Ignaz Knötel, der anfangs einen Glashandel betrieb, später Briefträger und Wagenmeister in Frankenstein in Schlesien war, hatte als Artillerist in der schlesischen Haubitzbatterie Nr. 1 an einem großen Theil des Feldzugs theilgenommen, war 1813 mit nach Paris marschirt und hatte seine Erlebnisse zum Theil aufgezeichnet; aber auch die Mutter und Großmutter des Verfassers gaben eingehende Schilderungen der damaligen bedrängten Lage Schlesiens. Augustin Knötel hat nun diese Erzählungen so treu als möglich wiedergegeben, zugleich aber zu den großen Weltereignissen und Zeitströmungen in Beziehung gesetzt, sodaß sein Werk den Charakter einer fesselnden Zeitgeschichte gewonnen hat.

Das Buch schildert uns nicht nur kriegerische Erlebnisse, sondern es stellt uns überhaupt die damaligen Zustände und Verhältnisse in Schlesien in anziehender Weise dar. Wir heben hier besonders die Schilderung hervor, die Knötel von der armen Weberbevölkerung und dem Weberaufstande in Langenbielau gibt. Bekanntlich hat Gerhart Hauptmann, dessen Großvater selbst langenbielauer Weber war, in seinen „Webern" diesen Aufstand, der 1844 in Langenbielau und dem großen Fabrikdorfe Peterswaldau ausbrach, auf die Bühne gebracht und die dortigen Zustände, wie Knötel ausführt, mit außerordentlicher Treue wiedergegeben. Auch die Schilderung der Erbunterthänigkeit, wie sie Knötel's Mutter gibt (S. 203 fg.), gewährt einen guten Einblick in die Verhältnisse vor der Stein'schen Reform. Ebenso werden die Sitten und Bräuche der schlesischen Bevölkerung erzählt:

> Am Kirmesfeste, wo Kuchen gebacken, gesotten, gekocht und gebraten wurde, kamen die Betteljungen mit langen Knallpeitschen in die Höfe und knallten damit. Das nannte man Kuchen platzen gehen. Vor Weihnachten ging dann der Nickels um und brachte den artigen Kindern Aepfel und Nüsse. Auch feierten die Flachsbrechweiber nach der Flachsbreche ein Fest. Sie wählten eine Flachsbraut. Diese war sehr schön angezogen. Ein anderes Weib machte dabei den Brautführer. Sie tanzten dann im Wirthshause. Zu Fastnacht, sagte man, müsse man tüchtig tanzen, damit der Flachs gut gerathe. Wie hoch man springe, so hoch wachse der Flachs. Ueberhaupt wurde viel getanzt; denn es gab viele Musikanten und die wollten Geld verdienen. Sonntag nachmittags stellten sie sich mit ihren Waldhörnern, Klarinetten vor dem Wirthshause auf und bliesen und spielten tüchtig, um die Leute zu locken. Es dauerte auch gar nicht lange, da kamen die Tanzlustigen von allen Seiten. Da wurde dann tüchtig um die „Saule" (eine hölzerne Säule) getanzt und juchheit. Eine dicke Säule war damals überall in den großen Schankstuben. Da waren die obrigkeitlichen Verordnungen angeschlagen; denn das Wirthshaus war auch der Gerichtskretscham, wo der Schulze und die Gerichtsleute ihre Sitzungen hielten und richteten. Auch der Stock war darin. Leute, namentlich Gesinde, die sich geschlagen, geschimpft oder sonst etwas verbrochen hatten und vom Gerichte verurtheilt worden waren, wurden hineingesetzt. Ich bin manchmal am Sonntage mit andern Kindern hingegangen, um zuzusehen. Da tanzte man vorn, und hinten saßen Leute im Stocke. Diebe steckte man oft mehrere Tage lang in die Klause. Das war ein kleines Häusel, etwa wie ein Hühnerstall, mit einer niedrigen Thür. Außen war ein Halseisen angebracht. Hier wurden Leute wegen größerer Vergehen hineingeschlossen und mußten ein oder mehrere Stunden darin stehen.

Aus solchen Schilderungen aus dem Volksleben, die manche Ausbeute für die Volkskunde geben, erheben sich dann die Bilder aus dem Soldaten- und Kriegsleben. Neben der eingehenden Charakterisirung des Grafen Hoym, des Fürsten Pleß, des Grafen Götzen u. a. ist besonders die Zeichnung des Hauptmanns von Blumenstein, eines frühern französischen Ingenieurlieutenants, von Interesse, der damals Commandant von Glatz, später General, Commandant von Erfurt und Inspecteur der schlesischen Brigade wurde. Dieser Hauptmann von Blumenstein wurde mit Goethe bekannt, und Goethe berichtet uns in den „Tag- und Jahresheften" aus dem Jahre 1806: „Es war am Freitag, den 3. October. Den Prinzen Louis Ferdinand traf ich nach seiner Art tüchtig und freundlich; Generallieutenant von Grawert, Obrist von Massow, Hauptmann Blumenstein, letzterer jung, Halbfranzos, freundlich und zutraulich. Zu Mittag mit allen bei Fürst Hohenlohe zur Tafel." Mit diesem Berichte Goethe's stimmt überein, was hier (S. 129) Knötel berichtet. Bei dem Gastmahl, das der Fürst von Hohenlohe einige Tage vor der Schlacht bei Jena gab und zu dem auch Goethe geladen war, wurden Blumenstein und der Adjutant des Fürsten, der spätere General von der Marwitz, als jüngere Offiziere dazu commandiert, den großen Dichter zu unterhalten. Der Adjutant von der Marwitz wurde aber abberufen, und als er dann zurückkam und den Hauptmann fragte, wie er sich mit dem großen Manne unterhalten habe, antwortete Blumenstein: „fere flekt". Er hatte nämlich dem Dichter einige Artigkeiten über seine Werke sagen wollen, aber bei seiner Unkenntniß der deutschen Literatur war ihm nichts von Goethe's Werken eingefallen. In seiner Verwirrung hatte er die „Braut von Messina" Goethe zugeschrieben, und daraufhin war

*) Aus der Franzosenzeit. Was der Großvater und die Großmutter erzählten. Von Augustin Knötel. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1896. 8. 4 M. 50 Pf.

Goethe sehr kurzsilbig und kalt geworden. Als von der Marwitz meinte, Blumenstein hätte Goethe nicht mit Poesie unterhalten, sondern von Verwaltungsangelegenheiten sprechen sollen, sagte der Hauptmann: „Ist der Mann so stolz; ich dächte doch, großer Poet wäre mehr als kleiner Minister.“ Wir greifen hier diese Mittheilung Knötel's auch deshalb mit heraus, weil diese Unterredung in „Goethe's Gesprächen“ (herausgegeben von Freiherrn von Biedermann) noch nicht aufgenommen ist.

Was bei den Schilderungen aus dem Kriegsleben besonders klar hervortritt, das ist der Unterschied zwischen dem preußischen Heere vor und nach 1807. Die Meinung Friedrich's des Großen, daß Söhne von Bauern und gemeinen Leuten kein Genie hätten, hatte nach und nach den jammervollen Verfall der Fridericianischen Armee und die großen Niederlagen des preußischen Heeres herbeigeführt. Dadurch, daß man alle begabten Köpfe aus bürgerlichen Kreisen von Offiziersstellen ausgeschlossen hatte, dadurch, daß man den gemeinen Soldaten in der unwürdigsten Weise mishandelte, fuchtelte (d. h. mit der flachen Klinge schlug) und prügelte, war die im Gamaschendienste erstarrte Armee nach und nach immer tiefer herabgesunken. Durch die Niederlagen von Jena und Auerstädt, durch die zahlreichen, Schlag auf Schlag aufeinanderfolgenden Capitulationen preußischer Festungen war alles, was Adel, Offizier, General hieß, in den schrecklichsten Verruf gerathen und alles Vertrauen der Geführten zu den Führern verschwunden. Dem gegenüber standen die jungen und thatkräftigen französischen Generale und Marschälle, die glänzenden Paladine Napoleon's, die in so vielen Schlachten gesiegt, so viele Fürsten und Völker gedemüthigt und in so viele feindliche Hauptstädte triumphirend eingezogen waren, als vielbewunderte Helden da, die den thatsächlichen Beweis lieferten, daß aus der plebejischen Masse militärische Talente und geniale Heerführer in Menge hervorgehen konnten; war doch Napoleon selbst bürgerlicher Herkunft, der Marschall Lefebre war Bauernknecht, Lannes Färbergeselle, Junot gemeiner Soldat, Moreau Tischler gewesen. Dieses Beispiel wirkte auf Deutschland, und das Heer, das Götzen in Schlesien und später Scharnhorst in ganz Preußen schuf, war ein völlig anderes als das vor 1807. Jetzt fanden zahlreiche begabte Männer, selbst aus den niedrigsten Kreisen, rasch Anerkennung und bedeutende Stellungen, und dieses aus dem Volke neugeborene Heer erkämpfte die großen Siege von 1813 und 1815. Trotzdem dieses Heer wegen Mangels an Mitteln anfangs ganz dürftig ausgerüstet war, trug doch die Begeisterung über alle Hindernisse hinweg. Fesselnd ist der Bericht, den Knötel's Mutter von den Wirkungen des berühmten Aufrufs im Februar 1813 gibt:

Schon Anfang Februar 1813 kamen die ersten Rekruten in einzelnen Abtheilungen an und gingen durch die Stadt (Frankenstein) nach Glatz; es waren sehr viele Berliner und Brandenburger darunter. Nun war großes Leben: die jungen Leute hatten sich Fähnchen gemacht und hatten Flöten und Geigen, und wenn sie durch die Stadt zogen, sangen und spielten sie. Alle waren lustig und guter Dinge. Hierauf kamen schon gebildete Bataillone an, aber die Leute gingen noch vielfach in ihren Röcken und Bauernjacken. Sie lagen in der Stadt und auf den Dörfern im Quartier; sie waren auch sehr lustig, aber sie mußten sehr viel exerciren. Nun wurde ein Trubel und Aufruhr, daß es nicht zu beschreiben ist. Denn das Heer mußte jetzt gerüstet werden: alle Stellmacher, Schmiede, Schlosser, Riemer, Schuhmacher, Schneider und andere bekamen Arbeit über Arbeit, ja es fehlte bald an Händen; denn was nur irgend tauglich war, mußte Soldat werden. Dennoch mußte es gehen; die Leute klagten nun nicht mehr; sie hatten Arbeit und Verdienst; es war ihnen lange genug schlecht gegangen. So wurde denn geschmiedet, geriemert, gestellmachert, geschustert und nicht zum wenigsten geschneidert. In der Stadt war die Commission zur Bekleidung der Armee; alle Dorfschneider wurden in die Stadt beordert, und alles, was nur etwa halbwegs etwas schneidern konnte, mußte daran; auch ich und viele andere Mädchen und Frauen haben damals tüchtig gearbeitet. . . . Zu dem Landwehrbataillon, das in unserm Kreise errichtet wurde, nahm man, was nur irgendein Gewehr schleppen konnte, selbst Hinkende und Halbverwachsene. Der größte Theil bestand aus blutjungen Burschen. Mein jüngster Bruder Amand war erst siebzehn Jahre alt und sah noch ziemlich dürftig aus; er wurde genommen. . . . Mit der Ausrüstung der Landwehr war es überhaupt übel bestellt. Die Landwehrleute hatten ein dürftiges blaues Röcklein, Ledefke (Litewka) genannt, mit gelbem Kragen, Leinwandhosen, Drillichtornister und Niederschuhe. Dann hatten sie einen Filzhut mit dem Landwehrkreuze und einem blechernen Schilde vorn; darauf stand: „Mit Gott für König und Vaterland.“ Ihre Gewehre waren ganz alt und schlecht, auch fehlten sie vielfach ganz. Daher waren anfangs die ersten Glieder nur mit Piken bewaffnet. Zu Offizieren machte man zuerst, wen man kriegen konnte: den Justitiarius Franke, den Gerber Heimann, den spätern Steuereinnehmer Himpe, den Buchbinder Schneider, den Conditor und Glaser Thamm. Alle Barbierjungen wurden zu Chirurgen gemacht, und alle vierzehn Tage war wieder Rekrutirung. Als die Armee wieder ins Feld gerückt war, herrschte ein solcher Mangel an Männern, daß die Lehrjungen die Wachen leisten mußten. Sie machten sich nicht wenig wichtig.

So tritt uns aus dem Buche Knötel's jene große Zeit in lebendiger Unmittelbarkeit entgegen, und die vorliegende Schrift bildet eine hübsche Ergänzung zu Rahden's Wanderungen eines alten Soldaten, zu der Schrift „Aus dem Tagebuche des Generals F. L. von Wachholtz“, sowie zu jeder Geschichte der Befreiungskriege. Sie ist aber zugleich auch ein lesenswerther Beitrag zur Geschichte des deutschen Volksthums.

Otto Lyon.

Neue Erzählungsliteratur.

1. Hefe im Schaum. Berliner Roman. Von Truth. Berlin, T. Trautwein'sche Buchh. 1896. 8. 4 M.
2. Nur ein Modell. Zwei Novellen. Von O. Gayer. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1896. 8. 4 M.
3. Ein reiches Mädchen. Roman. Von Moritz von Reichenbach (Valeska Gräfin Bethusy-Huc). Dresden, Carl Reißner. 1896. 8. 3 M.
4. Unter römischem Himmel. Roman. Von Konrad Telmann. Dresden, Carl Reißner. 1896. 8. 7 M.
5. Die Schwestern. Eine litauische Geschichte. Von Ernst Wichert. Dresden, Carl Reißner. 1896. 8. 2 M.

Wenn die englischen Damen der hohen Aristokratie nichts zu thun haben, was häufig vorkommen soll, setzen sie sich hin und schreiben einen Roman. Das ist ja nun nicht weiter merkwürdig. Das eigentlich Verwunderliche dabei ist nur, daß dieser Roman oft sehr hübsch und gut wird, daß er einen großen Erfolg hat und die betreffende Dame mit einem Schlage berühmt macht. Und ferner ist es verwunderlich, daß alle spätern Werke des so plötzlich aufgetauchten Talentes durch die Bank miserabel sind. Wer sich in der modernen englischen Literatur umsieht, findet Dutzende von Beispielen dafür. In ihrem ersten Roman gibt sich die Lady aus, schreibt sie das Buch ihres Lebens.

In Deutschland wird man selten auf etwas Aehnliches stoßen. Aber eines Tages flüsterte man sich in den Salons von Berlin W. zu, daß eine Dame der „Gesellschaft", die Gattin eines ich weiß nicht wie vielfachen Millionärs, unter die Schriftsteller gegangen sei und demnächst unter dem vielversprechenden Pseudonym Truth, das immerhin schöner klingt als ihr bürgerlicher Name, ein Buch herausgeben werde. Nun ist das Buch da. Ich dachte: warum soll bei uns nicht etwas Aehnliches passiren wie in England? Ich bekenne, daß es nicht passirt ist.

„Hefe im Schaum" von Truth (Nr. 1) ist kein ganz schlechter Roman. Es sind sogar ein paar Scenen darin, die Lob verdienen, flotte Bilder aus dem Sportleben, gut erfaßte Ausschnitte aus dem Treiben der haute finance. Aber es sind und bleiben eben nur Bilder, nur Ausschnitte. Die Theile hat schließlich die Verfasserin in der Hand, nur daß auch hier das geistige Band wieder fehlt. Das ist alles so durcheinandergewirbelt, so ohne rechte Verknüpfung. Daran schon erkennt man die weibliche Feder. „Das Geheimniß der künstlerischen Composition", sagte Heinrich von Treitschke noch im letzten Bande seiner „Deutschen Geschichte", „bleibt fast allen Weibern unfaßbar."

So ist der Roman auch nicht wiederzuerzählen, weil er weder einen richtigen Anfang, noch eine richtige Mitte, noch ein richtiges Ende hat. Die Charakterisirung der einzelnen Personen ist dabei noch nicht einmal so übel. Auch Truth hat die billige Beobachtungsgabe, deren Ueberschätzung so vielen modernen Schriftstellern zu unverdientem Ruhm verholfen hat. Aber ihr kleines Talent versagt sofort, wenn sie seelischen Entwickelungen nachzuspüren versucht. Gegen den Schluß hin begreift man eigentlich nichts mehr, da sind die Personen der Verfasserin einfach fortgelaufen und tummeln sich auf eigene Faust. Im ganzen: ein Buch mehr zu den Tausenden, die es in dieser Art schon gibt. Ein Buch, das von scharfen Augen und von Befähigung zur Kritik zeugt. Von dichterischen Qualitäten spricht es jedoch in keiner Zeile.

Ein Mittel gibt es aber, um die „Hefe im Schaum" wohlschmeckend zu machen und der schriftstellernden Dame einen kleinen Lorber zu winden, ohne seinem Gewissen wehe zu thun. Das Recept ist einfach: man lese vor dem eben besprochenen Roman das Buch „Nur ein Modell" von O. Gayer (Nr. 2). Dagegen hat Truth ein Meisterstück geliefert. Die gelben Umschläge des „deutschen Lemerre", wie man den Verleger der deutschen „Modernen" und zwar der extremsten Modernen genannt hat, decken gewöhnlich stark realistische Waare; wol selten etwas Großes, fast immer jedoch etwas Talentvolles. Um so mehr Räthsel gibt einem das Gayer'sche Buch auf. Denn etwas gleich Dilettantisches ist mir seit Jahren nicht vorgekommen. Ein frauenzimmerlicher Stil, reich an den herrlichsten „Blüten", ein Ueberschwang und eine Verschrobenheit, gegen die Luise Mühlbach und die Marlitt als Muster dichterischer Einfachheit und Natürlichkeit gelten können. Und wunderlich nimmt sich dieses Buch gegen die übrigen des Verlags aus. Wer löst das Fragezeichen?

Ich bezweifle, daß sich im ganzen Deutschen Reich ein Kritiker finden wird, der die beiden Novellen zu Ende liest. Die Personen — man möchte fast um Verzeihung bitten, daß man diese Schemen so nennt — sind urältestes Fabrikat: der Bauernjunge mit dem Malgenie, die verderbte bestrickende Salonschlange, das wunderschöne Kind aus dem Volke, der gute Arbeiter, sie sind selbst in Colportageromanen allmählich verpönt. Und der Stil! Man kann ihn nicht einmal parodiren, denn er ist selbst eine Parodie. Man kann nicht einmal boshaft werden. Ein paar Pröbchen:

> Ein Bauernsohn! Wenn er es nicht so genau wüßte, so genau, wie man eben Selbsterlebtes weiß, er hätte alle Mühe daran zu glauben, alle Mühe sich vorzustellen, daß diese Gegenwart aus jener Vergangenheit hervorgegangen, wie aus der häßlichen grauen Larve der Schmetterling hervorgeht, der sich auf köstlich-schimmernden Flügeln über die Blüten der Erde schwingt, ambrosianippend, mit Duft sich berauschend, hinaufwirbelnd in des Himmels Blau, im sonnigen Aether das Fest der Liebe feiernd.

Und wenn dieser dilettantische Schwulst noch nicht genügt, so genieße man mit stiller Wehmuth Folgendes:

> Den Saum ihres Gewandes zu küssen, aufzuschauen in ihr strahlengetränktes Antlitz, zu fühlen ihres Atems ambrosischen

Hauch! Und sie neigt sich zu ihm und küßt mit Götterlippen seine Stirn u. s. w. u. s. w.

Es nützt nichts, wenn hinter dem O auch ein dicker Punkt steht. Der Unterrock guckt doch hervor. Der Himmel bewahre uns vor solchen weiblichen Schöngeistern.

Die Gräfin Valeska Bethusy-Huc, die als Moritz von Reichenbach Roman auf Roman schreibt, ist auch nicht gerade meine stille Liebe, aber über sie läßt sich wenigstens reden. Ihr letzter Roman heißt „Ein reiches Mädchen" (Nr. 3). Ich habe ihn gut und gerne schon zwanzigmal gelesen, nicht gerade so, jedoch so ähnlich. Aber er erzeugt immer wieder ein behagliches Gefühl, man kann ihn während des Abendbrotes genießen und schläft ein unter Garantie angenehmer Träume. Nach all der Aufregung thut solch ein Roman ordentlich gut; ich finde, er beruhigt. Man ist nie überzeugter von der sittlichen Weltordnung, man weiß, ein paar Verlobungen sind der angenehme Schluß, ein den freundlichen Durchschnitt übersteigender Verbrauch von Gehirnschmalz tritt während der Lektüre nicht ein — auch dafür kann Garantie geleistet werden —, und so darf man mit Recht bei der Besprechung gütig sein. Romane wie „Ein reiches Mädchen" machen einen wohlwollend, man hat ein Dankbarkeitsgefühl gegen sie, weil man sich erinnert, wie man müde und abgearbeitet danach griff und das Lesen so gar keine Schwierigkeiten hatte. Kein Gedanke, der quält, der uns nicht losläßt, kein Empfinden, das uns mächtig ergreift und aufregt — immer nur ein sanftes Plätschern, und wenn das seichte Bächlein, das doch unaufhaltsam vorwärts rinnt, einmal sich trübt und öde Ufer widerspiegelt, so wird man nicht auch trübe, sondern lacht im Gegentheil innerlich und möchte zu ihm wie zu einem alten Onkel sagen: „Aetsch, wie du mich neckst!" Denn das seichte Bächlein, das harmlos und unverzagt plätschert, versiegt ja doch nicht, sondern erreicht sein Ziel herrlich und in Freuden.

Soll ich erst erzählen, daß dieses „reiche Mädchen" eigentlich ganz arm, einfach, herzensgut, hochgebildet ist eine große Erbschaft erhält, in den Kreis speculirender Verwandter geräth, aber mit ihrem reinen Herzen doch schließlich nach dem Spruch der Bergpredigt selig wird und selig macht? Soll ich erzählen, wie herrlich belohnt jede Tugend wird und wie das Laster mit langer Nase abzieht, nicht ohne ein paar Moralpredigten mit auf den Weg bekommen zu haben? Wir kennen es ja, und du, lieber Leser, der du den Roman nicht gelesen hast, kennst es ebenso gut wie ich, der ich mich pflichteifrig auf die Lektüre stürzte.

Ein paar Ansätze zur Charakteristik sind vorhanden. Die Uebertreibungen, die sich besonders in der Zeichnung der speculirenden Verwandten und in der der Heldin zeigen, stören den harmlosen Leser nicht, der Stil ist flüssig und von papierener Glätte, daß man friedlich darüber hinweggleiten kann, ohne durch Eigenart und Ecken aufgehalten zu werden, und Moritz von Reichenbach erzählt sogar im Imperfectum. Mehr kann man von einer weiblichen Feder nicht verlangen — von einer Feder, die sich nur zum Zeitvertreib und zur Unterhaltung in Bewegung setzt. So wollen wir das Buch mit Wohlwollen beiseitelegen bis zum nächsten mal, wo es einen andern Titel tragen, andere Personennamen enthalten und vielleicht nur zu einer Verlobung mehr führen wird. Und ich glaube beinahe, der Leser hat recht. In solchen Büchern müssen sie sich „kriegen". Denn wozu liest man sonst solche Bücher?

In dem zweibändigen Roman „Unter römischem Himmel" von Konrad Telmann (Nr. 4) kriegen sie sich nicht; wenigstens nicht die jungen. Sondern nur ein ganz altes Liebespaar verbeugt sich zum Schlusse recht altfränkisch.

Konrad Telmann ist mehr als Unterhaltungsschriftsteller. Er hätte vielleicht sogar die Kraft zu einer sehr bedeutenden dichterischen Leistung. Gehabt hat er sie einst sicher. Ich will damit diesen neuen Roman nicht herabsetzen. Ich muß sogar im Gegentheil bekennen, daß er mich angenehm enttäuscht hat. Telmann hat eine so unheimliche Fruchtbarkeit entwickelt, daß man jedes neue Buch von ihm nur mit Mistrauen zur Hand nimmt. Es geht ihm wie Wilhelm Jensen. Nun ist große Fruchtbarkeit noch kein schlechtes Zeichen. Eher umgekehrt ein gutes, ein Zeichen von Genie. Aber sie darf auch nicht allzu kaninchenhaft werden. Wie gesagt: das Telmann'sche Buch ist viel besser, als ich geglaubt habe. Selten, daß man ein Hasten in der Schreibweise bemerkt. Es ist spannend, ohne diese Spannung durch unkünstlerische Mittel zu erkaufen. Es hat das Gute, daß es nicht auf eine Handlung gestellt ist, sondern auf Charaktere. Wenn es trotzdem so stark fesselt, so muß es eine bedeutende Kraft geschaffen haben.

Das Schicksal der letzten Romane Telmann's ist wunderlich. Der eine bringt den Autor vor den Staatsanwalt, dieser vorliegende neue erregt im Deutschen Künstlerverein in Rom einen solchen Sturm, daß selbst die deutschen Zeitungen davon widerhallen. Ich weiß nicht, weshalb dieser Sturm losbrach. Vielleicht hat Telmann allzu sehr nach lebenden Modellen gearbeitet, vielleicht konnten die deutschen Maler in Rom einige bittere, aber überzeugende Wahrheiten, die ihnen gesagt werden, nicht vertragen. Eine Fabel, wie schon angedeutet, läßt sich kaum erzählen. Da ist ein junger Künstler, ein unruhiges Genie, das wie alle unruhigen Genies sich an halbvollendeten Werken verblutet, das Wollen und Können nicht in Einklang zu bringen vermag und deshalb zu Grunde geht. Und zu Grunde gehen in diesem Roman viele.

Wer eine leise Tendenz aus dem Werke herauslesen will, kann es thun. Sie zeigt sich in der Gegenüberstellung der ältern und der jüngern Künstlergeneration. Telmann's Liebe gehört offenkundig der erstern. Aber kein Junger wird ihm deshalb gram sein. Die Alten

— das sind die reifen Könner. Sie sind den Jungen wol nicht an Talent überlegen, aber an Kenntniß und Erkenntniß dieses Talentes und seiner Grenzen; sie sind die starken Charaktere, die ruhigen, sichern Talente. Die Jungen aber — das sind wol Genies theilweise, aber ohne die heitere Gelassenheit, die stille Kraft, ohne Harmonie. Und deshalb versinken sie meistens rettungslos.

Es steckt viel Feinheit im einzelnen in diesem Roman, auch in der Charakterisirung der Jungen und Alten. Und eine Fülle von ganz prächtig herausgearbeiteten Köpfen schaut uns an. Da ist die „Kranich" und der alte Fritz Degenhardt; zwischen diesen beiden spielt sich eine ebenso originelle wie rührende Liebesscene ab ohne jedes Fünkchen von Sentimentalität. Zwei Prachtgestalten. Nicht ganz so scharf umrissen, aber gleichfalls gut erfunden, sind die Maler Hilmar Berndt, Joachim Timm und Max Höhnert, letzterer vielleicht am feinsten gelungen. Und die kleine rührende Blumenmalerin! Schade nur, daß es ohne Romanfigur auch hier nicht abgeht. Die wunderschöne Russin hätte Telmann sich und uns sparen können.

An Geschlossenheit der Composition wird der römische Roman von einer litauischen Geschichte überragt. Ernst Wichert schießt mit seiner Erzählung „Die Schwestern" (Nr. 5) diesmal den Vogel ab. Da ist nicht nur eine interessante Fabel, da sind auch etwas einseitig angelegte, aber sonst gut gesehene Charaktere. Was am meisten erfreut: nirgends Schönrednerei und Verstiegenheit. Im Gegentheil oft ein Realismus der Schilderung, dessen sich kein Kretzer zu schämen hätte. Das Problem: zwei Schwestern, die in jeder Beziehung ungleich sind. Die eine wenig schön, hart, arbeitsam, stets zurückgesetzt; die andere hübsch, sonnig, ein Kätzchen zum Spielen. Alles fällt dieser zweiten und jüngern in den Schos, selbst ihr Leichtsinn schlägt ihr zum Glück aus. Sie schnappt ihrer Schwester den Mann fort, den Hof fort, ewig lächelnd, lieb, schmeichelnd. Sie tanzt und lacht sich zu Tode und hinterläßt ein Kind. Ihr Gatte heirathet schließlich die ältere, ewig zurückgesetzte. Und sehr fein wird nun ausgeführt, wie diese ältere dazu kommt, das Kind zu tödten. Vielleicht zu fein. Das Rechenexempel stimmt in allen Theilen allzu genau.

Ueber Wichert's Buch läßt sich nicht viel sagen, weil es ein so ruhiges, durchgebildetes Buch ist. Man kann ihm nicht viel anhaben, man müßte denn von der etwas schroffen Einseitigkeit der Charaktere ausgehen. Aber das mag andern überlassen bleiben. Die Freude überwiegt, daß man in der modernen Fabrikliteratur einmal auf eine so saubere und solide Arbeit stößt.

Karl Busse.

Geographisches.

1. Tagebuch meiner Reise um die Erde. 1892—93. Von Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich-Este. Zweiter (Schluß-) Band. Wien, A. Hölder. 1896. Gr. 8. 10 M. 80 Pf.

Der Erzherzog-Thronfolger des Hauses Oesterreich schildert in dieser zweiten Hälfte seines aufs vornehmste ausgestatteten Reisewerks seinen Besuch des Südostens von Australien, einiger Australinseln (Neucaledoniens, der Salomonen, Neuguineas, der Aruinseln), sodann die Fahrt durch den Malaienarchipel mit einem kürzern Aufenthalt im nordwestlichen Borneo und weiter über Hongkong, Kanton, Macao nach Japan. Dem Aufenthalt in diesem mächtig emporstrebenden Inselreich ist der Haupttheil des stattlichen Bandes gewidmet, der mit kürzern Skizzen der Durchfahrt durch das britische Nordamerika und einen Theil der Vereinigten Staaten schließt.

Wie anschaulich der fürstliche Verfasser neben dem äußern Verlauf der Reise die auf derselben gewonnenen Eindrücke zu schildern weiß, zeige ein Fragment aus seiner Beschreibung der zweitgrößten Stadt der Welt, Kantons:

Die Straßen der Stadt haben eine so geringe Breite, daß sie uns kaum möglich dünkt; in vielen Verkehrsadern können sich zwei Menschen nur mühsam aneinander vorbeidrücken, keins der Durchhäuser in unsern Städten ist so schmal wie diese Gassen. Der praktische und der Dichtigkeit der Bevölkerung Rechnung tragende Chinese ist eben ein Feind von Raumverschwendung; er zieht vor, sich durch enge Straßen hindurchzuzwängen und zu schieben, als sich zu einer breitern Anlage derselben zu entschließen. Dennoch sind die Straßen Kantons hinlänglich geräumig, um eine solche Fülle von Erscheinungen zu bergen, daß es der Augen des Argus bedürfte, um alles zu sehen, zu beobachten, um alle die Eindrücke aufzunehmen, welche auf den Fremdling eindringen. Während der langen Dauer der Reise habe ich mich geübt und gewöhnt, Neues zu erfassen, hier aber wollte die Fülle, die Mannichfaltigkeit, die Buntheit, die Lebendigkeit der Bilder, die allenthalben auftauchten, wechselten, verschwanden, wiederkehrten, sich gegenseitig behindernd und verdrängend, den Wanderer schier verwirren, betäuben, erdrücken.

Unter lautem Geschrei schaffen sich die Träger unserer Palankine Platz, mitten in der sich hin- und herwindenden Menge, worin alle Schichten der Bevölkerung vertreten sind, der Lasten schleppende Kuli sich vorwärts schiebt und der ekelhafte Bettler nach Raum ringt, um jammernd mit der Sammelbüchse an unsere Tragsessel zu gelangen. Andere Palankine, geschlossen und geschmückt, in welchen reiche Chinesen einherschwanken, kommen uns entgegen; das Ausweichen macht Schwierigkeiten, ein Zusammenstoß ist unvermeidlich und eine Flut gegenseitiger Beschimpfungen der Träger die Folge. Ein schwer beladener Kuli bricht sich Bahn, die Fußgänger können sich nicht rasch genug beiseitedrücken, um einer Collision mit einer Kiste, einem Ballen, einem Kübel, Wasser oder Schlimmeres enthaltend, vorzubeugen. Hier naht ein Hochzeits-, dort ein Leichenzug; die vorangetragenen Schaustücke, die betäubende Musik erwecken allgemeine Aufmerksamkeit; die Menge drängt sich herbei und sperrt den Verkehr, sodaß nur die Flucht in einen Laden und das Verweilen

daselbst erübrigt, bis das Hinderniß vorbei. Zu all dem sind auch hier wie in Hongkong längs der Häuser mobile Garküchen aufgeschlagen und Tische gestellt, auf welchen verschiedene Gegenstände des täglichen Gebrauches zum Verkauf ausgelegt sind. Dabei reiht sich Laden an Laden, in jedem herrscht lebhafte Bewegung, ein fortwährendes Ein und Aus und in keinem fehlt der Hausaltar. In den meisten Läden werden, wie in den indischen Bazars, die Verkaufsartikel auch erzeugt; Lärm aller Art dringt aus diesen Stätten emsigsten Betriebes auf die Straße; da ist des Klopfens, Hämmerns, Sägens, Hobelns u. s. w. kein Ende. Die Häuser sind bedeckt mit senkrecht herabhängenden Schildern von oft bedeutender Länge und nicht selten geradezu künstlerischer Ausschmückung. Wer etwa behauptet, daß ein Bazar allenfalls in Indien der Inbegriff bewegten Straßenlebens sei, der hat noch keine Straße in Kanton gesehen!

Wie bereits erwähnt, nehmen die Reiseerinnerungen aus Japan den breitesten Raum ein. Mit wohlthuender Wärme verweilt die Schilderung bei den zur Beobachtung kommenden Einzelzügen des ebenso geistig begabten wie liebenswürdigen japanischen Volkes, bei seiner vielseitigen gewerblichen Geschicklichkeit, der herzlichen Freundlichkeit seines Wesens, der (von andern Reisenden oft misdeuteten) naiven Harmlosigkeit im Verkehr der beiden Geschlechter, aber auch mit hoher Anerkennung bei dem großartigen Aufschwung des japanischen Staats- und Heerwesens unter dem jetzt regierenden Kaiser Muzu Hitó. Von den lieblichen Reizen der japanischen Landschaftsnatur fühlte sich auch der Verfasser mächtig angezogen; man kann es ihm nachfühlen, wie gern er sich in den reinen Genuß dieser herrlichen Natur versenkte, wenn er einmal nicht in Anspruch genommen war von prunkvollem Empfang, Paraden, Diners, Soupers, und gelegentlich auch einmal sich für kurze Zeit frei gemacht hatte von dem schützenden, schließlich aber doch lästigen Gefolge der Polizeimannschaften (die man ihm überall beizugeben beflissen war in Erinnerung an das kurz vorher zu Kioto auf den russischen Thronfolger verübte Attentat). Kioto, noch heute die große Hauptstadt des altjapanischen Culturlebens, die Stadt der Tempel und Paläste in unverfälschtem japanischen Stil, die Stadt der Prachterzeugnisse altjapanischen Kunstgewerbes, fesselte unsern fürstlichen Reisenden mehr als die neue Kaiserresidenz Tokio trotz ihrer ungefähr der berliner gleichkommenden Einwohnerzahl, ihres weiten Areals von 260 Quadratkilometern, ihrer bis 7 Kilometer messenden Straßen. Ihm war in diese von umfangreichen Gartengebäuden unterbrochene Riesenstadt seit 1872 schon zu viel Europäisches hineingeflickt, sodaß außer den öffentlichen Gebäuden auch manches Privathaus eines Reichen hier einem englischen, dort einem deutschen Muster nachgebildet erscheint; die im Grün liegenden Villen vertreten alle erdenklichen Stilarten kunterbunt nebeneinander, an der Façade des Palais eines Prinzen erblickt man sogar die reine Gothik. Und wie harmonisch fügen sich doch die saubern kleinen Japanerhäuschen altnationaler Einrichtung aus Holz und Papier mit den verschiebbaren Außen- wie Innenwänden in die heimische Natur! Wie trefflich sind sie dem im Sommer tropisch heißfeuchten Klima angepaßt, wie ausgezeichnet widerstehen sie den beinahe allwöchentlich eintretenden Erdbeben!

Von der Durchfahrt durch das canadische Nordamerika auf der nördlichsten und längsten der amerikanischen Pacificbahnen stehe hier noch eine das Felsengebirge betreffende Stelle, die zugleich das herzhafte Aufleuchten ungeheuchelter Anhänglichkeit an das schöne Oesterreich (wie noch gar manche andere Stelle dieses Reisewerks) verräth:

Unvergeßlich prägt sich die Großartigkeit dieses Anblickes der Erinnerung ein. Die Erhabenheit des schweigsamen und doch die Kräfte der Natur in so mächtiger Sprache preisenden Bildes bringt tiefen Eindruck hervor. Gleichwol glaube ich, daß die Gebirgswelt der Rocky-Mountains trotz ihrer imposanten Massen und ihrer eigenartigen Formation den Vergleich mit unsern Alpen nicht bestehen kann. Jene erscheint zwar in manchen Theilen durch die Originalität der Schönheit fesselnder, durch die Bizarrerie der Formen interessanter, durch die Massenentwickelung und die gewaltigen Dimensionen großartiger als die Alpen; aber der unvergleichliche Reiz und Schmuck der frischen, herzerfreuenden Flora unserer Berge, der hinreißende Gegensatz zwischen dem Ernst des hoch aufragenden Urgesteins und der Jugendlichkeit des Pflanzenkleides, das Berg und Thal in den Alpen überzieht, fehlt in den Gebirgsknochen Amerikas. Allenthalben stören mich an diesen theils die traurigen Ueberreste ehemaligen, von Flammen zerstörten Waldes, theils dort, wo noch Wald vorhanden ist, die düstere Färbung desselben und der dadurch aufgeprägte ernste, beinahe finstere Charakter. So erscheint mir das Gebirge der Neuen Welt, welches wir übersteigen und durchqueren, alt und alternd im Gegensatz zu den jugendfrohen Alpen der Alten Welt.

Oberhalb der Waldgrenze, dort, wo bei uns das dichte, nahrhafte Gras wächst, welches dem Vieh und dem Wilde eine so vorzügliche, kräftige Aesung gibt und sich, grünschimmernden Bändern gleich, zwischen den Felsen hinzieht, findet man hier nur kahles Gestein oder Büschel gelber, vertrockneter Gräser, die wenig malerisch aussehen. Von den Alpenhütten mit ihren sangesfrohen Bewohnern, von den Bauernhöfen, umgeben von blumigen Matten, den Huben und den Holzknechthütten, wodurch die österreichischen Alpen ein so reizendes, lebhaftes Gepräge erhalten, will ich gar nicht sprechen; denn hier ist ja noch vollkommene Wildniß, und außer einigen in den Stationen ansässigen Bahnbediensteten und Arbeitern bewohnt kein menschliches Wesen diese stillen Höhen und tief eingeschnittenen Thäler. Was uns nicht wundernehmen kann, ist dies, daß wir von der Bahn aus keinerlei Gethier sehen; nicht einmal ein Raubvogel zieht seine Kreise, und kein Laut unterbricht die feierliche, beinahe unheimliche Stille. Ich bin zwar sonst ein großer Freund der jungfräulichen Natur, in welche die Cultur noch nicht vorgedrungen ist, doch bieten mir die Rocky-Mountains in ihrer Culturlosigkeit des Guten zu viel und bringen daher den Eindruck der Verlassenheit, der Leblosigkeit hervor.

2. Die Erde. Eine allgemeine Erd- und Völkerkunde. Von Frz. Heiderich. Wien, A. Hartleben. 1896. Gr. 8. Geb. 20 M.

Auch dieses Werk stammt aus Oesterreich. Ein junger Geograph der wiener Schule hat es geschaffen, derselbe, der schon durch die zeitgemäße Erneuerung von Balbi's „Allgemeiner Erdbeschreibung“ in weitern Leserkreisen vortheilhaft bekannt geworden ist.

Von zahlreichen und recht guten eingedruckten Holzschnitten sowie einigen größern Karten in sauberm Farbendruck unterstützt, führt der stattliche Band von 854 Seiten in alle Theile der Geographie gründlich ein, ohne anderweite Fachkenntniß vorauszusetzen als solche, die jeder Gebildete mitbringt. Selbst in schwierige Lehren wie die der mathematischen Geographie, der Kartenprojection, der Klimakunde und Erdentwickelung versteht der Verfasser den Leser zu genügendem Verständniß einzuweihen, ohne dem modernsten Standpunkt der Wissenschaft, mit dem er sich überall vertraut zeigt, irgendetwas zu vergeben.

Nachdem die Grundlehren der allgemeinen Erdkunde auf den ersten anderthalbhundert Seiten klar dargelegt worden, beginnt der naturgemäß umfassendste Theil des Ganzen, die Länderkunde, mit Europa, dem, wie billig, auch in Bezug auf Vollständigkeit und Ausführlichkeit der Darstellung der Vorrang eingeräumt worden ist vor den dann der Reihe nach folgenden übrigen Erdtheilen. In anerkennenswerther Gleichmäßigkeit wird diese Länderkunde ebenso den Natur- als den Culturverhältnissen der bewohnten Erde gerecht. Landschafts- und Städteansichten in zweckmäßiger Auslese fördern wesentlich das vollkommenere Begreifen des Beschriebenen, desgleichen ab und zu der Beidruck eines Specialkärtchens zur genauern Einsicht in die Lageneigenthümlichkeit wichtiger Städte bei ansehnlich großem Maßstab und ausnahmslos ausgezeichneter Klarheit des Drucks.

Ein ausführliches alphabetisches Namenverzeichniß am Schluß macht den reichhaltigen Band zum Nachschlagen wohlgeeignet, sodaß man dies Handbuch mit gutem Gewissen einem jeden empfehlen darf, der sich über Erdkundliches rasch und zuverlässig unterrichten will, gesichert davor, nicht einem fahrlässigen Compilator in die Hände zu fallen, der nur als literarischer Freibeuter ohne eigenes Urtheil aus hundert Büchern ein mehr dem Titel als dem Inhalt nach neues verfertigt hat.

Alfred Kirchhoff.

Feuilleton.

Am 28. Juni fand in Weimar die feierliche Einweihung und Eröffnung des neuen Goethe- und Schiller-Archivs statt, an der der Großherzog und die Großherzogin von Sachsen, der Vertreter des Kaisers, die höchsten Behörden des Großherzogthums, die Spitzen der jenaer Universität, die Präsidenten des Landtags und eine Reihe eingeladener Vertreter der Literatur, unter ihnen auch der Herausgeber d. Bl., theilnahmen. Nach der Weiherede des Directors des Archivs, Geh. Hofraths Suphan, überreichte Geh. Rath Ruland Büsten von Goethe und Schiller als Geschenk der Goethe-Gesellschaft, die Vertreter der Schiller-Stiftung und der Shakespeare-Gesellschaft Votivtafeln, in denen in schönen und erhebenden Worten der hochherzigen Besitzerin und Verwalterin des Goethe'schen Nachlasses, Ihrer königl. Hoheit der Frau Großherzogin von Sachsen, gedacht wurde. Den Höhepunkt der Feier bildete die Rede des Professors Erich Schmidt, der im Namen der Geber, unter denen an erster Stelle Se. Majestät der Kaiser steht, die Briefe Goethe's an Frau von Stein dem Archiv überwies. Auf die Besichtigung der prächtigen, würdig ausgestatteten Räume und des palastartigen, imposanten Gebäudes, bei dem die königl. Hoheiten eine Anzahl der Theilnehmer durch huldvolle Ansprachen auszeichneten, folgte ein Festmahl für die Gäste und eine Soirée im Fürstenhause. Die Erinnerung an dieses schöne Fest wird allen Theilnehmern unauslöschlich bleiben. Die hohe Stifterin aber kann dessen gewiß sein, daß jeder gebildete Deutsche mit ehrfurchtsvollem Danke und mit Bewunderung zu der opferfreudigen Bewahrerin und Schützerin des nationalen Schatzes emporblickt. Die Goethe-Gesellschaft hielt am Dienstag darauf, den 30. Juni, ihre Hauptversammlung ab. Bei dieser hielt Professor Burdach die Festrede über Goethe's „Westöstlichen Divan".

— Im Anschluß an unsern Artikel in der vorliegenden Nummer über die neuesten Goethe-Schriften wollen wir zweier Zeitschriften gedenken, die sich ganz besonders mit Goethe beschäftigen. Einmal ist dies der von Professor Sauer herausgegebene „Euphorion" (Verlag von C. C. Buchner in Bamberg), der sich in kurzer Zeit eine führende Stellung errungen hat. Der soeben erschienene dritte Band enthält mehrere wichtige Arbeiten zu Goethe's Werken und seinem Leben. Einen Aufsatz von Joste „Ueber die Einführung des Mephisto in Goethe's Faust", der in der nächsten Nummer beendet werden soll, von O. Francke über den Director des weimarer Gymnasiums K. A. Böttiger, Creizenach's Vertheidigung der berühmten Briefstelle Goethe's an Herder vom 1. März 1788 in der „Italienischen Reise" über das alte „Faust"-Manuscript gegen Erich Schmidt's Zweifel und Bedenken, und Erläuterungen einzelner Stellen im „Faust" von Valentin und Reichl. In demselben Zusammenhange sind hervorzuheben die Berichte des Freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt a. M., deren Ursprung ja durchaus auf die Absicht, das Studium Goethe's und die Verehrung für ihn zu fördern und zu heben, zurückgeht. Obgleich das Hochstift sich noch andere Ziele gesteckt hat, so bleibt das obengenannte doch das wichtigste. Im ersten Heft des Jahrgangs 1896 berichtet die Goethe-Hauscommission, daß in kurzer Zeit sämmtliche Räume des Goethe-Hauses ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder zurückgegeben sein werden, daß ferner im Nebenhause ein neues Goethe-Museum errichtet werden wird, dessen Ziel ist: „möglichste Vereinigung aller den frankfurter Goethe uns vor Augen führenden Erinnerungsgegenstände an würdiger Stätte". In demselben Hefte ist der Festvortrag von Professor Elster über Friederike abgedruckt. Das zweite Heft des Jahres 1896 bringt an Arbeiten, die uns hier interessiren, Faust-Analekten von Blümlein und die zwölfte Fortsetzung der Berichte über „Neue Goethe- und Schiller-Literatur" von Professor Max Koch in Breslau. Bei seiner letzten Ausstellung konnte das Hochstift den Besuchern ein Bild des Königslieutenant und die 1759 und 1560 für ihn von frankfurter Künstlern gemalten Bilder vorführen. Der Auffinder und Besitzer dieser Bilder ist M. Schubart in München. Nach einem Vorbericht in der „Frankfurter Zeitung" wird noch in diesem Jahre ein Buch Schubart's unter dem Titel „Goethe's Königslieutenant. Wie ich die Thoranebilder fand" bei Fr. Bruckmann in München erscheinen.

— Unter der Flut von Reisehandbüchern, die beim Beginn der Reise- und Wanderzeit auf den Büchermarkt geworfen werden, nehmen „Woerl's Führer und Reisehandbücher", die von Leo Woerl in Würzburg herausgegeben werden, eine hervorragende

Stellung ein (Würzburg und Leipzig, Woerl's Reisehandbücherverlag). Sie haben vor ihren vielen Concurrenten den Vortheil, daß sie kleinere Bezirke oder einzelne Städte in je einem Bändchen behandeln, sodaß der Reisende sich nicht mit einem dicken Bande zu schleppen und nur eine Ausgabe von funfzig Pfennigen oder einer Mark auf den Führer zu verwenden braucht. Dabei ist jedes Bändchen reichlich mit Panoramen, Karten, Städteplänen und allem, was der Reisende braucht und wissen will, versehen. Was z. B. der Band „Führer durch Tirol“ in 230 Seiten für eine Mark bietet, ist geradezu erstaunlich. Er steht seinen ältern Collegen Baedeker in nichts nach. Will nun jemand, wie das meist der Fall sein wird, nicht ganz Tirol, sondern nur eine oder mehrere der vielgepriesenen Gegenden aufsuchen, so wählt er sich von den zweiundzwanzig Woerl'schen Reiseführern durch Tirol und Vorarlberg, von denen die Verlagsbuchhandlung gratis und franco überall Verzeichnisse und Prospecte versendet, die aus, welche die von ihm zum längern Aufenthalt erkorene Stadt oder Berggegend schildern. Von den Führern durch Städte (Preis je funfzig Pfennige) sind jetzt neu erschienen: Dresden, Bremen, Kiel, Hannover, Hamburg, Kassel, Frankfurt a. M., Straßburg, Prag und Budapest. Im ganzen umfaßt die Sammlung jetzt über sechshundert Führer, die in mehr als 100000 Exemplaren verbreitet sind.

— Als Julian Schmidt das Vorwort zu seiner „Deutschen Literaturgeschichte von Leibniz bis auf unserer Zeit“ 1886 schrieb, verkündigte er frohen Muthes, daß das ganze auf fünf Bände berechnete Werk das an Stelle zweier anderer Werke von ihm trat, noch in demselben Jahre fertig vorliegen sollte. Erst zehn Jahre später ist das Versprechen erfüllt worden und erst vor kurzer Zeit ist der letzte Band des großen Werks erschienen. Die Ursache war der plötzlich, bald nachdem der erste Band erschienen war, eingetretene Tod des Verfassers. Bei Gelegenheit des Erscheinens der ersten Bände haben wir ausführlich über die Eigenart des großen Werks berichtet, zuletzt noch Jahrgang 1890, S. 356. Wir können uns deshalb kurz fassen und wollen nur auf einige Vorzüge des Werks hinweisen. Julian Schmidt faßt nicht nur die Literatur, sondern das gesammte Leben der Zeit ins Auge, indem er die jeweilig vorherrschende geistige Macht als den Krystallisationspunkt, um den sich alles gruppirt, behandelt; er unterrichtet uns ferner weniger über Autoren und Bücher, als daß er die Menschen selbst auftreten und sprechen läßt, und bringt dadurch — besonders durch Anführung charakteristischer Stellen aus Briefen und Werken — uns in ein unmittelbares Verhältniß zu den großen Geistern der Nation. Der fünfte Band (Berlin, W. Hertz) behandelt das Zeitalter der Restauration 1814—30, das der literarischen Opposition 1830—48 und das parlamentische Zeitalter 1848—56.

— In R. Virchow's und W. Wattenbach's „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“ ist ein neues Heft erschienen (Neue Folge, Elfte Serie, Nr. 241), das uns in die Zeit des Krieges von 1870/71 versetzt: „Soldatenlieder aus dem deutsch-französischen Kriege 1870/71“, von Martin Wagner (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. [vorm. J. F. Richter, 1896]). Daß nicht blos die Kunstdichtungen eines Zeitalters Beachtung verdienen, sondern auch die aus dem Kreise des Volks hervorgegangenen Lieder und Gesänge, weil diese, selbst wenn sie nur geringen oder gar keinen Kunstwerth haben, oft für die Cultur- und Volksgeschichte sehr werthvoll sind, ist eine Erkenntniß, die sich in unserer Zeit immer mehr Bahn bricht. So gewähren uns auch diese Lieder, die damals in den Kreisen der Soldaten selbst entstanden und fleißig gesungen wurden, einen gewissen Einblick in die vom Sturm der großen Zeit bewegte Seele unsers Volkes. Die Soldatenlieder, die Martin Wagner hier in anziehender Weise bespricht, sind nicht von Wagner selbst gesammelt, sondern der bekannten Ditfurth'schen Sammlung entnommen; die Betrachtungen aber, die Wagner an die gut ausgewählten Proben knüpft, machen es wünschenswerth, daß dieses Heft im Volke Verbreitung findet. Der frische Geist unsers Heeres in jener großen Zeit tritt uns darin recht lebendig entgegen.

Bibliographie.

An des Grabes Rande. Von Heros von Borcke. Herausgegeben von H. Müller Bohn. Berlin, Paul Kittel. 8. 5 M.

Aus dem Tagebuche meiner Gedanken. Von einem Arzte (B. J. Große). Straßburg i. E., Bouillon u. Bussenius. 8. 3 M.

Beetz, K. O., Urd. Deutsche Volksmärchen. Leipzig, Otto Drewitz Nachfolger. 8. Geb. 3 M.

Croker, B. M., Eine Familienähnlichkeit. Zwei Bände. Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 1 M.

Elcho, R., Die Pflicht des Starken. Roman. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Comp. 8. 5 M.

Hahn, C., Kaukasische Reisen und Studien. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 6 M.

Hansson, O., Der Weg zum Leben. Sechs Geschichten. Berlin, Carl Duncker. 8. 3 M.

Harnack, O., Deutsches Kunstleben in Rom im Zeitalter der Classik. Weimar, Emil Felber. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Heermann, Th, Wetterleuchten. Gedichte, Sprüche und Gaben. Dresden, Oscar Damm. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Höcker, P. O., Polnische Wirthschaft. Roman. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Comp. 8. 5 M.

Jensen, W., Aus stiller Zeit. Novellen. Erster Band. Zweite Auflage. Weimar, Emil Felber. 8. 3 M.

— — Auf der Ganerbenburg. Eine tragikomische Historie. Weimar, Emil Felber. 8. 5 M.

Kautzsch, E., Die Heilige Schrift des Alten Testamentes. Zweite Auflage. Ausgabe C. C. Text und Beilagen. Freiburg i. B., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Gr. 8. 12 M. 60 Pf.

Kelle, J., Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zum dreizehnten Jahrhundert. Zweiter Band. Berlin, Wilhelm Hertz. Gr. 8. 8 M.

Land, H., Um das Weib. Roman. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 3 M.

Lenbach, E., Auf der Sonnenseite. Geschichten. Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger. Gr. 8. 2 M.

Lommer, R., Das alte Haus. Humoristische Erzählung. Leipzig, Felix Simon. 8. 70 Pf.

Mach, E., Populär-wissenschaftliche Vorlesungen. Leipzig, J. A. Barth. 8.

Martius, W., Trunksucht und Unzucht. Stuttgart, Chr. Belser'sche Verlagshandlung. Gr. 8. 80 Pf.

Maupassant, G. de, Erkaufte Liebe und andere Novellen. Leipzig, Aug. Dieckmann. 8. 2 M.

— — Ein Wahnsinniger. Leipzig, Aug. Dieckmann. 8. 2 M.

— — Ehestands- und andere Geschichten. Berlin, R. Jacobsthal. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Meyer's Reisebücher: Deutsche Alpen. Erster Theil. Leipzig, Bibliographisches Institut. 12. Geb. 4 M.

Mielke, R., Volkskunst. Magdeburg, Walther Niemann. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Müller-Guttenbrunn, A., Deutsche Kulturbilder aus Ungarn. Zweite Auflage. Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 8. 3 M.

Muther, R., Die Muther-Hetze. Zweite Auflage. München, G. Hirth's Verlag. Gr. 8. 50 Pf.

Nansen, P., Aus dem ersten Universitätsjahre. Ein Roman in neun Briefen. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 3 M.

Neumann, C., Der Kampf um die Neue Kunst. Berlin, Hermann Walther. Gr. 8. 5 M.

Ompteda, G. Freiherr v., Leidenschaften. Männliche, weibliche und sächliche Geschichten. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 3 M. 50 Pf.

Ritter, L., Tabubu. Altägyptischer Originalroman in deutscher Bearbeitung. Großenhain, Baumert u. Ronge. 16. 1 M.

Rost, B., Der achtstündige Normalarbeitstag. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Schubin, Ossip, Maximum. Roman aus Monte Carlo. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 6 M.

Schulze-Smidt, Bernhardine, Pave, der Sünder. Eine Geschichte aus Dalmatien. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 5 M.

Seidel, A., Geschichten und Lieder der Afrikaner. Berlin, Verein der Bücherfreunde (Schall u. Grund). 8. 5 M.

Spamer's illustrirte Weltgeschichte. Dritter Band. Leipzig, Otto Spamer. Gr. 8. 8 M. 50 Pf.

Sturm, J., In Freud und Leid. Letzte Lieder. Leipzig, F. A. Brockhaus. 8. Geb. 3 M.

Wichert, E., Hinter den Coulissen. Roman. Zwei Bände. Dresden, Carl Reißner. Gr. 8. 6 M.

Zilcken, F., Zwei Novellen. Leipzig, A. G. Liebeskind. 16. 1 M. 50 Pf.

Zimmer, F., Der evangelische Diakonieverein. Dritte Auflage. Herborn, Verlag des evangelischen Diakonievereins. 8. 1 M.

Zobeltitz, H. v., Senior und Junior. Roman. Jena, Hermann Costenoble. 8. 6 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Werke von Ferdinand Gregorovius.

Wanderjahre in Italien. Fünf Bände. 8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

I. Figuren, Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Achte Auflage. — II. Lateinische Sommer. Siebente Auflage. — III. Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sicilien. Siebente Auflage. — IV. Von Ravenna bis Mentana. Fünfte Auflage. — V. Apulische Landschaften. Dritte Auflage.

Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur. Drei Bände. 8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

I. Inhalt: Sardes. — Hat Alarich die Nationalgötter Griechenlands zerstört? — Mirabilien der Stadt Athen. — Aus der Landschaft Athens. — Die Münzen Alberichs, des Fürsten und Senators der Römer. — Gumppenbergs Bericht vom Sacco di Roma. — Römische Bürgerbriefe seit dem Mittelalter.

II. Inhalt: Eine Weltchronik in Bildern. Mit 1 Tafel. — Die beiden Crivelli, bairische Gesandte in Rom im 17. Jahrhundert. — Neues Leben in Corsica. — Die Brüder von Humboldt. — Fünf Tage vor Metz. — Segesta, Selinunt und der Mons Eryx. — Der Umbau Rom's.

III. Inhalt: Die Villa Malta in Rom und ihre deutschen Erinnerungen. — Der Hegelianer Augusto Vera. — Clemens August Alertz. — Zwei wieder auferstandene antike Figuren von Erz. — Die Villa Ronzano. Ein Musensitz der Gozzadini von Bologna. — Das Urkundenbuch der Stadt Orvieto. — Das Bourbonenschloß Caserta. — Die Abruzzen. Ihre Geschichte und ihre Kunstdenkmäler. — Passionsspiele: I. Das römische Passionsspiel im Mittelalter und in der Renaissance. II. Das deutsche Passionsspiel in Tirol. — Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte.

Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen. Sechste Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Eleg. cart. 3 M.

—— Illustrirte Prachtausgabe mit Original-Compositionen von Theod. Grosse. Zweite Auflage. 8. Eleg. cart. 7 M.

—— Silhouetten zu Gregorovius' Euphorion von Marie Rehsener. Fol. In Mappe 6 M.

Athenaïs. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin. Dritte durchgearbeitete Auflage. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Die Grabdenkmäler der Päpste. Marksteine der Geschichte des Papsttums. Zweite neu umgearbeitete Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Die Insel Capri. Idylle vom Mittelmeer. Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Korfu. Eine ionische Idylle. Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Gedichte. Herausgegeben von A. F. Graf von Schack. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Lieder des Giovanni Meli von Palermo. Aus dem Sicilianischen von Ferd. Gregorovius. Mit einer geschichtlichen Skizze der poetischen Nationalliteratur Siciliens. Zweite verbesserte Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Ursprung der Nationen.

Betrachtungen über den Einfluss der natürlichen Zuchtwahl und der Vererbung auf die Bildung politischer Gemeinwesen.

Von

Walter Bagehot.

Autorisirte Ausgabe.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 4. Band.)

In einer der wissenschaftlichen Forschungsmethode verwandten Betrachtungsweise erörtert der Verfasser dieses Bandes Probleme der geschichtlichen Entwickelung der Menschheit, für welche es uns an historischen Documenten fehlt. Seine Untersuchungen gewähren jedem denkenden Leser eigenthümliches und vielseitiges Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Volz. **Unsere Kolonien:** Land und Leute. Mit 71 Abbildungen und 2 Karten. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Ureigenthum.

Von

Emile de Laveleye.

Autorisirte deutsche Ausgabe, herausgegeben und vervollständigt von

Dr. **Karl Bücher.**

8. Geh. 10 M.

Das epochemachende Laveleye'sche Werk „De la propriété et de ses formes primitives“ ist in dieser deutschen Ausgabe von dem Bearbeiter derselben unter Mitwirkung des Verfassers zu einer umfassenden Geschichte der primitiven Grundeigenthumsformen erweitert worden. Namentlich hat Dr. Bücher mehrere für Deutschland wichtige Abschnitte, wie den über die Allmenden, ganz neu hinzugefügt. Für die Beurtheilung unserer heutigen agrarischen, wirthschaftlichen und socialpolitischen Fragen sind dadurch eine Menge neuer Gesichtspunkte gewonnen, welche dem Werke ein weit über die unmittelbaren Fachkreise hinausreichendes Interesse verleihen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Teatro italiano.

Für den Unterricht im Italienischen herausgegeben von **G. Locella.**

Jedes Bändchen 60 Pf.

1. **Giacosa, G.** Acquazzoni in montagna. Commedia in due atti. Zweite Auflage.
2. **Gozzi, C.** Turandot, Principessa chinese. Fiaba tragica.
3. **Fambri, P.** Il Caporale di settimana. Commedia in tre atti.
4. **Gherardi del Testa.** L'oro e l'orpello. Commedia in due atti. Zweite Auflage.
5. **Bersezio, V.** Una bolla di sapone. Commedia in tre atti. Zweite Auflage.
6. **Carrera, V.** La Quaderna di Nanni. Commedia in tre atti.

Diese Sammlung beliebter italienischer Theaterstücke, die zum Uebersetzen ins Deutsche eingerichtet und mit erklärenden Anmerkungen versehen sind, erfreut sich in den Kreisen der Lehrer und der Studirenden grosser Beliebtheit.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 29. — 16. Juli 1896.

Die Lyrik der Ungebildeten.

Die Zeit, in der Barthel Regenbogen, ein Schmied, Michel Beheim, ein Weber, Konrad Nachtigall, ein Bäcker u. a. m. sich tapfer bemühten, als Meistersinger öde Reimereien für deutsche Poesie auszugeben, gehört zu den unfruchtbarsten und dürrsten Epochen unserer Literatur. Muntere Seifensieder und Gevatter Schneider und Handschuhmacher sind braves Volk, und ihr Leben, Wirken und Schaffen füllt manches Kapitel deutschen Fleißes, deutscher Rechtlichkeit und deutscher Cultur aus. Wer die Zünfte des Mittelalters beschreiben will, wer die Kämpfe betrachtet, in denen sich jetzt das Handwerk mürbe macht, weil es gegen das unpersönliche brutale Kapital und Maschinenwesen ohnmächtig ist, wird dem ganzen Stande dieser „Ungebildeten" seine ehrliche Theilnahme nicht versagen.

In der Literaturgeschichte haben sie nur einmal eine Rolle gespielt, das war zu der Zeit des Meistersangs. Ihnen war es eine höchst ernsthafte Rolle, für die bildende deutsche Literatur, für die Geschichte der Poesie eine unendlich komische. Da gab es „Singeschulen", in denen man das Dichten lernte wie Lesen und Kochen. Der wackere Schmied, dessen Hufeisen berühmt waren wegen ihrer Trefflichkeit, mußte sich in der „Singeschule" sagen lassen, daß sein Lied „Klebsilben" und „Milben" zeigte, und sein Nachbar, der Schuster, dessen „Cordewanische Schuhe" nie recht paßten, konnte mit Genugthuung vernehmen, daß sein neuestes Opus keine „blinden Meinungen", „falsche Gebänd" und „falsche Blumen" hätte. Wie zu einem Fest der ehrbaren Zünfte rückten die Handwerker in geschlossenen Reihen in das Reich der Poesie ein und meinten in jenem hochmüthigen Dünkel, der die Unbildung stets auszeichnet, sie wären die Besitzer von Rechts und Talentes wegen.

Und doch waren sie nur die guten braven Handwerker, die bei Leisten, Schere und Amboß hätten bleiben sollen. Die deutsche Poesie hat von dem breiten Stand der Ungebildeten nichts hinzubekommen, sie hat immer nur abgegeben. Die untern Stände des Volkes als Masse können selber zur Darstellung und Benutzung durch poetische Phantasie als Object reizen, aus ihnen kann aber nur hier und da eine Individualität hervorgehen, die sich aus dem Niveau der Alltäglichkeit ihrer Umgebung emporrettet zu dem reinen Aether einer seelischen und geistigen Vollbildung, aber auch dann nur, wenn das eine Unfaßbare, das unerfaßbare Eine vorhanden ist, das Talent, das Genie.

Mir scheint, als ob die Masse der Ungebildeten jetzt einen neuen Vorstoß wagt, um in die Höhen der Poesie zu gelangen. Johanna Ambrosius fing an, diese ostpreußische Bäuerin, deren kleines und unoriginelles Talent von der berliner Presse unter Anführung von Heinrich Hart („Tägliche Rundschau") bis zur Komik herausgestrichen wurde, sodaß ihre Gedichte in einem Jahre fünfundzwanzig Auflagen erlebt haben, indeß Storm und Mörike nach jahrzehntelangem Harren mit ihren zwölf Auflagen strenge Beweise für die Unreife des bücherkaufenden Publikums sind. Karl Busse mit dem ihm eigenen schönen, manchmal aber wol etwas über das Ziel hinausschießenden Temperament machte als erster, und mit Glück, gegen den „Ambrosius-Rummel" Front. Aber wer schützt gegen die Sintflut der „Lyrik der Ungebildeten", die nach Johanna Ambrosius kam und immer mächtiger kommt?

Karl Schrattenthal hat jüngst die Gedichte von Stine Andresen herausgegeben, einer wie ich glaube friesischen Schifferstochter; er verheißt gleich eine ganze Sammlung von „Dichterstimmen aus dem Volke", und spendet als erste Gabe „Erlebtes und Erträumtes", Gedichte des kösliner Kürschnermeisters Franz Bechert. Jetzt läßt auch ein Herr Walther Kellerbauer die „Gedichte eines Arbeiters" erscheinen, die von Ludwig Palmer, einem Eisenarbeiter in Schorndorf, herrühren. (Mit Ludwig Palmer's Bildniß [!], „Literarisches Schatzkästlein", Nr. 6,

Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1896. 8. Geb. 1 M.)

Es ist nöthig, an einem Beispiel darzulegen, ob diese Lyrik der Arbeiter, Handwerker u. s. w. unserer Poesie neue Töne zuführt, neue Formen, neue Stoffgebiete, kurz ein originelles „Singen und Sagen". Palmer's Gedichte sind ein vorzügliches Beispiel für diese Untersuchung. Der jetzt vierzig Jahr alte Arbeiter, der Sohn eines einfachen würtembergischen Handwerkers, beherrscht die Formen in erfreulicher Weise. Gewiß fehlen Härten nicht und unreine Reime stören empfindlich, aber wenn ich getreu dem Goethe'schen Worte „nicht aufs Technische hinausgehe" und „nicht zu quängeln anfange", entdecke ich bei Palmer alle jene Vorzüge, die der Ungebildete für Kennzeichen eines Gedichts hält: gehobene pathetische Sprache, Fluß der Form, Klingklang der Reime. Aber merkwürdig, man möchte zu jedem Gedicht eine Fußnote machen: siehe Schiller, siehe Heine, siehe Uhland, und so fort, denn das ist das Kennzeichen aller Dichter vom Schlage Palmer's, sie dichten im Schatten anderer, nach dem Vorbild anderer, in der Art anderer, und immer in der Art von Kunstpoeten.

Niemals lernen diese Dichter vom Volksliede, immer nur von der Kunstpoesie. Sie lesen nicht die Blüten auf, die der Volksgeist am Wege, an der Hecke, „im Wald und auf der Heide" hervorgebracht hat; sie bilden sich nicht an der köstlichen Frische, an der holden Naivetät, an der süßen Frechheit des Volksgesangs. Sie leben nicht mit und in der Natur, sondern fühlen den „Drang nach Bildung". Statt den Mond und die Sonne anzugucken, suchen sie beide in Büchern. Sie verlieren die Einfachheit des Ausdrucks zu Gunsten jenes pathetischen Stils, den der Volksgeschmack allein für Poesie hält, und bald dichten sie fröhlich über Bibliotheken hinweg, durch das Medium fremder Kunstpoesie hindurch.

Das ist das Merkwürdige an diesen Naturpoeten wie Johanna Ambrosius und Ludwig Palmer: sie gehen nicht von der Natur aus, sondern von der Literatur. Diese Naturpoeten ohne Natur und ohne Poesie stehen der Natur unendlich ferner als Kunstpoeten wie Goethe, Heine, Storm. Mit Rousseau sollte man meinen, daß die Lyrik der Ungebildeten direct „dem Busen der Natur" entströme. Das ist ein gewaltiger Irrthum. In einem Goethe'schen Kunstliede steckt unvergleichlich mehr Natur als in den Poesien aller Bauern und Arbeiter und Handwerker. Gewiß, Vollbildung allein thut's nicht, aber Unbildung noch weniger.

Die Lyrik Palmer's soll nach des Herausgebers Ansicht „fast vollkommene Reife" zeigen. Dieses Wort entschuldigt nur die gute Absicht, stellt aber dem ästhetischen Geschmack des Herrn Kellerbauer ein schlechtes Zeugniß aus. Die meisten Gedichte sind zusammengelesenes und unoriginell wiedergegebenes Zeug, Dutzendlyrik, an der nur interessant ist, daß eine Arbeiterhand sie niedergeschrieben und nicht ein Lehrer oder ein „höheres Fräulein". Mit „Herzen, Schmerzen, Einsamkeit und Leid" macht jeder Mensch ein schlechtes Gedicht, und so dichtet Palmer zum 1001. mal die Zeilen nach:

Möcht' ruhn an deinem Herzen
In Waldeseinsamkeit,
Vergessen alle Schmerzen
Vergessen alles Leid.

Setzt man für „Einsamkeit — Leid" die Worte „Stern" und „fern", so dichtet die Sprache für Palmer:

Du bist so nahe meinem Herzen,
Und dennoch bist du mir so fern;
Du Quelle meiner Lust und Schmerzen,
Du meines Lebens schönster Stern.

Der Sonnenstrahl hat schon viele tausend mal „mild das Herz erwärmt" (S. 22), der „holde Lenz hielt seinen Siegeszug" ebenso oft, und der düstere Winter, „der die Natur in Bande schlug", ist so oft zerronnen, daß es nicht auszuzählen ist. Das neue Jahr fängt ebenso originell sein Leben an: „Schon wieder ist ein Jahr entflogen", und dann geht das Gewitter der Alltäglichkeit los: „Der Strom sprengt die Fesseln des Eises, die Scholle kracht; nicht nutzlos zagen, es kann nicht immer dunkel sein, die Stunde schlägt, das Morgenroth bricht herein, ein neuer Lenz erblüht auf Erden. . . ." Man ertrinkt im Strom dieses lyrischen Gerinsels und Gewinsels. Die Schilderung einer Mondnacht beginnt mit folgender abgerissenen Zeile: „Der Tag verschied; am Himmelsraume, Glänzt hell der Sterne goldnes Heer." Und mit dem goldigsten Dilettantismus benutzt er zur Schilderung der Mondnacht die Reimpaare „Sterne funkeln — ernster Pracht; im Dunkeln — Kerkernacht". Diese mit „Stoff" auszufüllen, überlasse ich jedem, denn jeder kann es.

Wenn Palmer philosophirt — hm, ich habe gegen die Seifensieder nichts. Sie sind ein ehrbar' Handwerk, aber sie sollten das Philosophiren lassen, wenigstens nicht drucken lassen. Wer angesichts eines Grabhügels Banaleres denken kann als Palmer, verdient einen Preis. „Dort schläft ein Menschenherz." Das „überwand die Bitterkeit des Todes", es ist „der Welt und ihrem Zank entflohn" und „fand im Grab die ew'ge Ruhe". Jetzt „schlummert es von Gram und Sorge frei", und wo das Wort „schlummern" steht, da stellt sich natürlich dem Dilettanten nur das landläufige Gleichniß ein: „Gleich wie ein Kind in seiner Mutter Schos." Diese Betrachtungen über Allzuwahres wirken fürchterlich. Hätte Palmer den Volksgeist gefragt, so hätte ihm der ein paar Sprüchlein hergesagt, origineller und tiefer, wie z. B.:

Denk' dir das Sterben wie du willst,
Es ist ganz anders als du glaubst!
O fürcht' es nicht, o wünsch' es nicht:
Es ist ganz anders als du glaubst.

Die Lyrik der Ungebildeten steht natürlich völlig im Banne der Kunstpoeten, die sie am meisten gelesen haben. Diese Naturpoeten lassen sich von denen beeinflussen, die durch einen ganz leisen Hauch von braver Moral und von

kräftig pathetischem Stil tief ins Volk gedrungen sind. Ich meine von Schiller, Heine, Uhland und Eichendorff. Nie von Goethe! Und bei Ludwig Palmer trifft das überraschend zu. Es wimmelt von Anklängen an Uhland'sche Lieder, an Schiller'sches Pathos, an Heine'sche Rhythmik. Goethe ist nicht mit einer Zeile vertreten. Schiller und Uhland sind deutsche Erzieher für gewisse Volksschichten und gewisse Jahre. Wer nach Vollbildung seines Geistes und Herzens strebt, sieht in Goethe seinen Stern. Man kann mit Schiller und Uhland anfangen und sich die ersten Jahrzehnte seines Lebens von ihren treuen Händen leiten lassen, den reifen Mann zieht Goethe's stille Kraft unwiderstehlich an. Das Volk in seinen untern Schichten gleicht dem Kinde, Knaben und Jüngling. Es liebt Schiller und singt Uhland. Goethe steht ihm fern.

Palmer lebt freilich so sehr im Banne jener Dichter, daß er oft ihre Gedanken und Sprache verwässert wiedergibt. Wenn Uhland singt: „O sanfter süßer Hauch! Schon weckest du wieder, Mir Frühlingslieder", braucht Palmer nicht nachzuweinen: „O wundersamer Frühlingshauch, Du weckst in meinem Herzen auch so manches Lied." Palmer singt: „Sonntagstille, Morgenluft, Vogelsang und Blumenduft!" was Uhland schon hübscher gedichtet hat:

> Saatengrün, Veilchenduft,
> Lerchenwirbel, Amselschlag,
> Sonnenregen, linde Luft!

Felix Dahn hat von Palmer erklärt, in ihm stecke „echt Schiller'scher Idealismus". Ich weiß es nicht, aber ich weiß, daß er einen schalen Aufguß Schiller'scher Rhetorik gibt, wenn er „seiner Seele Harmonie" preist und die Gottheit in den nicht übeln Versen besingt:

> Sie hat nicht Anbeginn, nicht Ende,
> Sie ist kein Traum der Phantasie,
> Und löst den Kampf der Elemente
> Zuletzt in reine Harmonie.

Wie angelesen und jeglicher Eigenart bar Palmer's Begabung ist, das zeigt sich in seinen Sonetten. Ein Naturdichter, der Vers- und Reimkunststücke macht! Der eine „wunderholde Maid" besingt! Der in einem Gedicht „Fata Morgana" den Blauen Nil, Katarakte, Lotosblume, Palmen, Wüsten, Berberrosse, Karavanen u. s. w. auftreten läßt!

Nur an drei Stellen vermochte ich einen Hauch von Eigenart zu spüren. Einmal möcht' er „vom Rosenstrauch der Liebe überschattet, eine einzige Stunde träumend singen". Dann steckt in dem Gleichniß: „Und wie die Schwalbe prüft ihr leicht Gefieder, so nahm ich Abschied . . ." Poesie, ebenso wenn er sagt, im Waldesrauschen klingt „gebundner Geister Trauer".

Das ist aber auch alles. Was man sonst von dem dichtenden Eisenarbeiter hätte erwarten sollen, einen ehernen Widerhall seines Berufes, sociale Klänge aus der Noth seines Lebens und den Leiden seines Standes, davon tönt kein Ton rauh und frech in die sanfte Stille seiner gebildeten Lyrik. Palmer hat nur gedichtet, wie andern Leuten der bessere Schnabel gewachsen ist, nie in Hemdärmeln ein ergreifendes Lied gesungen, sondern im Sonntagsrock, der den Arbeiter verdeckt und ihn herausputzt wie einen gewöhnlichen Ladenschwengel. So seltsam es klingt, die Lyrik dieses Ungebildeten ist zu gebildet für unsere Poesie, und Palmer ist daher eine Null, den kein übereifriger Herausgeber zu einem „eigenen Talent" von „fast vollkommener Reife" stempeln kann.

Das Jahr 1896 ist für die Lyrik der Ungebildeten ein Jahr der Mahnung. Am 21. Juli 1796, vor hundert Jahren, starb Robert Burns, und vor fünfundsiebzig Jahren, anno 1821, mußte Béranger für eine seiner Liedersammlungen drei Monate lang Gefängnißwände anstarren und fünfhundert Francs Geldstrafe zahlen. Robert Burns ist der einzige Poet, der aus der Lyrik der Ungebildeten in die ewigen Höhen der Kunst emporgestiegen ist. Auch er, der älteste Sohn eines Ackerbauers aus Alloway, hatte Bildungsdrang; er lernte Französisch und Mathematik, und als blutarmer Flachshechler und Bauer las er eifrig Pope und Shakespeare, Bayle und Locke, indeß er in seinen Mußestunden für die Bauernmädels Liebesbriefe verfertigte. Lange Zeit brachte ihm seine rauhe Arbeit jährlich nur sieben Pfund ein, das macht pro Tag vier Groschen. Es ging ihm so schlimm, daß er nach Jamaica auswandern wollte. Um das Passagiergeld zu erlangen, veröffentlichte er seine Jugendgedichte auf Subscription. Ein Genie war plötzlich entdeckt, und mit königlichem Anstand wußte der schottische Bauernjunge Wochen darauf Herzoginnen in Edinburgh zu Tisch zu führen. Aber er lebte wüst und war liederlich. Er liebte viel und trank viel. Er sagte von sich: „Ich bin immer ein elender Narr der Liebe gewesen", und sein Bruder Gilbert äußerte einmal: „Er war immer der Sklave irgendeines Mädels." An einer Liebe stirbt man, an zwanzig Liebeleien verkommt man. Und Burns verkam. Von einem tollen Gelage heimkehrend, taumelte er in den Schnee und schlief ein. Am 21. Juli 1796 war der größte schottische Liederdichter todt, ein dummer Kerl, der vor gefüllten Gläsern und vollen Mädchenlippen ein Hanswurst war, sonst aber ein Genie.

Auch Burns war ein „Ungebildeter", kein Kunstpoet, und doch als Poet von gewaltiger Kunst. Das kam, weil er seine Bauernnatur, sein schottisches Hochlandnaturell nirgends aufgab, nicht wenn er Shakespeare las, nicht wenn er die Sense schwang, nicht wenn er fünfhundert Pfund Honorar einsteckte. Unverrückbar blieb er im säftereichen Boden seiner Heimat, und so sind seine Lieder ein brausender Widerhall des altschottischen Volksgesangs; jedes Gedicht ist mit schottischer Höhenluft gewürzt, jede Zeile mit heimatlichen Klängen gefüllt. Dichter, wie die Ambrosius, wie Palmer, schweben heimatlos in der Luft. Was ist Ostpreußisches an jener Frau, was Schwäbisches an dem Eisenarbeiter? Zwischen Frankreich und dem

Böhmerland können diese Dichter wachsen; keiner hat Realismus und Heimatsgefühl. „Es ist mir nie in den Sinn gekommen, ein Dichter zu werden", schrieb Burns, den die nationale Zärtlichkeit der Schotten schlechtweg „Robert" nennt, aber als er sich zum ersten mal ernstlich verliebte, „da wurden der Reim und das Lied die unmittelbare Sprache meines Herzens". Die Lyrik der Ungebildeten strebt im Gegensatz dazu nach Anerkennung, sie hat Absichten, und deshalb verstimmt sie. Ihr Herz lebt nicht im Hochland der Poesie, wie das Robert Burns', und sollte ewig ungedruckt in den Niederungen der Verschwiegenheit beharren.

Ludwig Jacobowski.

Neues über Immermann und über Hamerling.

1. Karl Immermann. Eine Gedächtnißschrift zum 100. Geburtstage des Dichters. Mit Beiträgen von R. Fellner, J. Geffcken, O. H. Geffcken, R. M. Meyer und Fr. Schulteß. Mit einem Porträt Immermann's in Photogravure und einer Lichtdrucktafel. Hamburg, Leopold Voß. 1896. Gr. 8. 6 M.
2. Karl Immermann. Gedenkrede zur Centennarfeier des Dichters am 24. April 1896 in der wiener deutsch-akademischen Lese- und Redehalle. Von Dr. Robert F. Arnold. Wien, M. Perles. 1896. Gr. 8. 70 Pf.
3. Hamerling. Sein Leben und seine Werke. Erster Band: Hamerling's Jugend. Nach den nächsten Quellen und unter Mittheilung von zahlreichen bisher unveröffentlichten Dichtungen, Tagebuchblättern und Briefen Robert Hamerling's. Von Dr. Michael Maria Rabenlechner. Mit der Abbildung von Hamerling's Geburtshaus und einem Facsimile. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1896. 8. 5 M.
4. Die ersten poetischen Versuche Hamerling's. Zur Geschichte seines Zwettler Aufenthalts. Von Dr. Michael Maria Rabenlechner. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1896. 8. 60 Pf.

Die Feier des Tages, an dem vor hundert Jahren Karl Immermann geboren wurde, hat ein erfreuliches Verständniß für dessen Verdienste um die deutsche Poesie und um die Stärkung des deutschen Nationalbewußtseins bekundet. So steht denn auch in der Gedächtnißschrift, zu der sich einige Verehrer Immermann's vereinigt haben (Nr. 1), ein Aufsatz „Karl Immermann als deutscher Patriot" an erster Stelle. Der Verfasser Otto Heinrich Geffcken geht davon aus, daß die vornehmste Regung im geistigen Leben des deutschen Volks während unsers Jahrhunderts der nationale Gedanke gewesen ist. Ein jeder Dichter dieser Zeit muß es sich gefallen lassen, daß wir ihn auch daraufhin ansehen, wie viel er selbst dazu beigetragen hat, diesen Gedanken der Verwirklichung näher zu führen. Und Immermann kann bei dieser Probe mit Ehren bestehen. Wie sollte es auch anders sein nach den Eindrücken, die er schon im Vaterhause empfangen hatte? Nachdem Geffcken diese und andere Quellen seines Patriotismus behandelt hat, rechtfertigt er des Dichters Auftreten gegen die hallenser Burschenschaft und nimmt ihn in Schutz gegen den Vorwurf, daß er in öffentlichen Dingen einem verbitterten Pessimismus gehuldigt habe. „Nur ein Künstler", sagt er, „dem die innere Herrlichkeit des deutschen Genius und die in ihr liegende Gewähr für die endliche, wenn auch noch so späte Verwirklichung unserer Einheit leuchtend bewußt blieb, vermochte eine so von Grund aus wahre Schilderung seiner Zeit zu geben, wie Immermann es gethan hat." Ohne dem Kenner Immermann's wesentlich Neues zu sagen, werden diese wohlerwogenen Ausführungen das Ihrige beitragen zur rechten Würdigung dieser Seite seiner Wirksamkeit.

Wir haben selbst in unsern dem Gedächtnisse Immermann's gewidmeten Betrachtungen in Nr. 17 d. Bl. f. 1896 auf das widerspruchsvolle Wesen hingewiesen, dessen er sich selbst wohl bewußt war. Wegen dieses Wesens ist es möglich, bisweilen an ihm irre zu werden. So hat denn im zweiten Aufsatze Richard M. Meyer zunächst ein sehr ungünstiges Bild von unserm Dichter entworfen. Danach „leidet er an dem Fehler seiner Zeit, der krankhaften Ueberhebung ... Er hatte in seiner Jugend seine Ehrfurcht am Vater, seine Begeisterung an den Freiheitskriegen und an Schiller, der ex post der Sänger der Volksbefreiung geworden war, seine Lernlust und Leselust an vielfacher und umfangreicher Lektüre erschöpft: früh schloß er sich ab und erklärte sich für fertig ..." Meyer schränkt selbst sofort diesen Tadel wieder ein. Aber auch in dieser bedingten Form lassen wir ihn nicht gelten, wenn er etwas anderes besagen will, als daß Immermann eben eine durchaus selbständige Natur war. Wie wir ihn kennen, hat er sich zu allen Zeiten um die Ausbildung auch seines Charakters redlich bemüht. Gewiß hat er sich selbst mehr und mehr beherrschen gelernt. Wir vermögen aber nicht in dem von Meyer angenommenen Kampfe zwischen Immermann's selbstherrlicher Natur und dem ihr theils angeborenen, theils anerzogenen Bedürfniß nach Selbstüberwindung dem „Tulifäntchen" eine so entscheidende Bedeutung zuzuweisen. Im übrigen ist gerade Meyer's Aufsatz reich an guten Beobachtungen. Richtig ist, daß Immermann, wenn er auch einen ausgeprägten Sinn hatte für das Leben und Weben in der Natur, kein Schwärmer für die Natur an sich war. Daraus leitet Meyer die auffällige Abhängigkeit Immermann's von fremden Vorbildern ab, von der man aber nicht recht sieht, ob er sie auch für die Zeit nach jener innern Wandlung noch voll aufrecht erhält. „Ein origineller Geist", sagt er, „wußte er Gestalten und Gedanken von größter Selbständigkeit zu schaffen. Merlin und Münchhausen beweisen es allein zur Genüge; aber für den poetischen Ausdruck, für die Formgebung, für

Gleichniß und Bild blieb er abhängig.“ Andererseits heißt es später: „Mit «Tulifäntchen» thut Immermann das romantische Spiel ab, indem er zum letzten mal sich ihm voll hingibt; er steuert sich von Tieck zu Goethe herüber, von der willkürlichen Selbstherrlichkeit zur Ergebung in die wirkliche Natur, und er gelangt gerade dadurch vom Copieren und Entlehnen zur vollsten Entfaltung seiner Eigenart.“ Meyer hat selbst eine große Anzahl solcher Anklänge an fremde Dichtungen in andern Werken Immermann's und besonders in „Tulifäntchen“ aufgesucht. Manchen unter ihnen messen wir keine praktische Bedeutung zu. Gewundert hat uns, daß ein Gedicht, das doch wol auf den ganzen Ton dieses humoristischen Epos eingewirkt hat, mit keinem Worte erwähnt wird, Herder's „Cid“. Dagegen wird unter den Dichtungen, die von „Tulifäntchen“ beeinflußt worden sind, besonders Scheffel's „Trompeter“ hervorgehoben.

Der Wirkung der Immermann'schen Romane schadet in unserer Zeit besonders die Dunkelheit mancher Beziehungen. Einen neuen Versuch, „Zeitgeschichte und Zeitgenossen“ in den „Epigonen“ genauer zu bestimmen, macht nicht ohne Erfolg Friedrich Schulteß. Johannes Geffcken läßt uns in seinen „Beiträgen zur Entstehungsgeschichte des Münchhausen“ auf Grund der nachgelassenen Aufzeichnungen einen interessanten Einblick in die Werkstatt des Dichters thun. Wenn wir hier sehen, wie viel dieser über Land und Leute Westfalens durch Umfrage gelernt hat, so müssen wir sein geniales Vermögen bewundern, aus den ihm gewordenen Angaben ein lebensvolles Bild der Zustände zu gestalten. Besonders erfreute er sich des Beiraths der Frau von Sybel, die ihm z. B. auch über Clelia's Toilette ausführlich Bericht erstattet. Wie der Verfasser selbst hervorhebt, steht eins noch aus, was auch wir gern in der Sammlung vertreten gesehen hätten, der Commentar zur Satire im „Münchhausen“. Nicht fehlen durfte in der Gedächtnißschrift eine Würdigung der dramaturgischen Thätigkeit Immermann's. Wer aber hätte besser darüber schreiben können als Richard Fellner? Seine Darlegungen fußen auf seinem bekannten Buche, doch sind auch spätere Ergänzungen des hier benutzten Materials verwendet worden. Abgeschlossen wird die Reihe der Abhandlungen passend mit Johannes Geffcken's Aufsatz über Marianne. Sie sind sämmtlich lesenswerth und dessen würdig, dem sie gewidmet sind.

In seiner Gedenkrede zur Centennarfeier des Dichters (Nr. 2) sucht Robert F. Arnold durch kurze Charakterisirung der Hauptwerke Immermann's dessen Verdienste um die deutsche Literatur zu würdigen. Die Helden, die der Dichter nach langem vergeblichem Suchen gefunden hat, sind ihm „das moderne Leben als Ganzes und sein Vater, die Geschichte“. Wenn der Verfasser die Betrachtung des Dichters mit den Worten beginnt: „Er war aus dem ausgestorbenen Geschlechte derer, welche dichten, weil sie es nicht lassen können“, so hätte er wol diese Worte als eine Aeußerung Immermann's selbst kennzeichnen können. In den Angaben über des Dichters Leben ist uns aufgefallen die nicht zutreffende Behauptung, daß „eine friedliche Lösung, friedlicher als die Goethe's von Charlotten“, zwischen Immermann und der Gräfin Ahlefeldt erfolgt sei.

Nicht minder tragisch als das Schicksal Immermann's ist das Hamerling's gewesen. Wenige haben wie er ihren Beruf als ein heiliges Amt betrachtet. Das macht ihn uns lieb und werth, selbst wenn wir ihn nicht seiner Dichtungen wegen verehrten. Er hat sich zu seinen Lebzeiten über Kälte der Menschen zu beklagen gehabt, und auch heute noch fehlt es nicht an solchen, die nichts von ihm wissen wollen. Daneben aber hat sich namentlich in seiner Heimat eine starke Gemeinde gebildet, die treu das Andenken des wackern Dulders hütet. Zu dieser Gemeinde gehört auch der Verfasser der ersten umfassenden Lebensgeschichte des Dichters, die auf seinen nachgelassenen Schriften beruht, Dr. Michael Maria Rabenlechner (Nr. 3). Wir freuen uns dessen. Gibt doch Hamerling seiner Begeisterung für große Männer an einer in dieser Biographie veröffentlichten Stelle seiner Tagebücher selbst in folgenden Worten Ausdruck: „Ich habe eine gewisse excentrische Hochachtung und Ehrfurcht gegen berühmte Männer, ich gerathe in Entzücken, wenn ich ein Facsimile oder ein Porträt von einem sehe; und dann erst auf einem Grabe stehen und denken können: Der da unten liegt, ist er!“ Hamerling hat selbst schon mancherlei über sein Leben veröffentlicht und sich dadurch wol auch bei manchem Misdeutungen ausgesetzt. Wir haben aus diesen Selbstbekenntnissen den Dichter als Menschen immer mehr schätzen lernen. Wir danken es auch dem Verfasser der Biographie, daß er seinen Helden so oft in seinen Tagebüchern, Briefen und sonstigen Aeußerungen zu Worte kommen läßt. Freilich wer diesen Geist nicht verstehen kann, dem wird auch der Herausgeber des Guten zu viel gethan zu haben scheinen, besonders auch dort, wo er über Personen, die mit dem Dichter in Berührung gekommen sind, mitunter ausführlichere Mittheilungen macht. Der Herausgeber ist zudem ein streitbarer Herr, der zuweilen auch dort, wo es die Rücksicht auf den Dichter nicht gerade erforderte, seinen Empfindungen kräftig Ausdruck verleiht.

Der erste Band der Lebensgeschichte umfaßt die Jugend Hamerling's bis zum Uebergange auf die Hochschule. In dieser Zeit tritt Folgendes am meisten hervor: die Entbehrungen seiner Jugend, die Liebe zu seinen Aeltern, die Entfaltung seiner dichterischen Fähigkeiten und die durch innere Kämpfe hindurch sich ankündigende Abklärung seiner Lebensanschauung. Bei seinen Schilderungen der Jugendzeit hat der Verfasser natürlich zunächst Hamerling's eigene Darstellungen namentlich in den „Stationen meiner Lebenspilgerschaft“ zu Grunde gelegt, aber seine genaue Sach- und Literaturkenntniß befähigt ihn, alle diese Angaben zu erläutern und zu ergänzen. Am wenigsten ist letzteres, wie begreiflich, möglich im ersten Stadium

der Kindheit. Aber wir sehen hier schon, wie sich der schönheitsfreudige Hellenismus des Dichters neben wärmster Heimatsliebe entzünden konnte. „Rings um die Rotunde (des Wildgartens, eine Art von griechischem Tempelchen) erheben sich die reckenhaften Fichten, Tannen und Eschen, und hellenisches Schönheitsbild und deutsche Waldromantik grüßten geheimnißreich-segnend das nachbarliche Gehöft jenseit der Mauer", das armselige Häuschen seiner Aeltern. Daß der Dichter seinem Vater weit mehr verdankt als seiner Mutter, wird gegen die landläufige Auffassung vom Verfasser unter Hinweis auf spätere genauere Begründung schon hier betont.

Wir folgen dem Knaben dann in das Stift Zwettl. Wir wissen schon, wie tief der Aufenthalt im Kloster den Dichter innerlich ergriffen und seelische Kämpfe in ihm erregt hat, deren Nachklang sich noch in einem seiner Hauptwerke, dem „König von Sion", spüren läßt. Dies wird vom Verfasser weiter ausgeführt. Die eingefügten Briefe des Knaben an seine Aeltern sind schöne Beweise seiner trotz aller Entbehrungen pietätvollen Gesinnung gegen seine Aeltern. Der dritte Abschnitt ist betitelt „Neues Leben". Mächtig regt sich in dem Knaben der Drang zu dichterischer Bethätigung. Rabenlechner gibt Proben aus einem Drama „Columbus", das sich als Dramatisirung der Brachmann'schen Ballade darstellt, und aus der Dichtung „Die Märtyrer". Auch mancherlei andere dichterische Erzeugnisse führt er an, die jedenfalls neben ziemlicher Gewandtheit eine bei einem vierzehnjährigen Knaben überraschende Reife des Denkens zeigen. Zugleich spiegeln sie das bunte Gemisch von Literatur wider, das Hamerling in diesen Jahren mit wahrem Heißhunger in sich aufnahm. Rabenlechner führt aus den Tagebüchern, die der junge Dichter mit rührender Gewissenhaftigkeit geführt hat, reichhaltige Auszüge an. Neben manchem Beispiel unfertigen Geschmacks finden sich doch auch recht oft Proben guten Urtheils. Klopstock ist ihm „ein wahrer Festschmaus für riesige Geister. — Er ist ein wahrer Commentar zu den Werken Gottes". Nach der Lektüre der fünf Bücher Mosis schreibt er: „Bibel soll fortan meine tägliche Lektüre sein." Sehr geschickt ist das Urtheil über Lessing's „Philotas" formulirt, das in der Sentenz gipfelt: „Ich finde die heroische That des Philotas allerdings im Leben, doch nicht auf der Bühne verzeihlich." Am 4. Februar 1846 bekennt der noch nicht Sechzehnjährige: „Ich muß doch Goethe, den ich, selbst weiß ich nicht warum, bisher verachtete und nicht ohne Verdruß preisen hörte, gegen meinen Willen immer mehr bewundern." Bald darauf heißt es wieder: „Keiner, Schiller vielleicht ausgenommen, hat mir einen bessern Begriff echter Poesie beigebracht als Uhland." Auch zu E. T. A. Hoffmann fühlt er sich mit magisch-sympathetischer Kraft hingezogen. Zugleich aber begeistern ihn Freiligrath und Theodor Körner. Recht bezeichnend für den Verfasser des „Ahasver" scheint uns eine Bemerkung des jungen Denkers, zu der ihm Wieland Veranlassung gibt: „Ueppige Schilderungen können um so weniger gefährlich sein, da die Sinnlichkeit, wenn sie recht ins Große geht, recht hinaufgeschraubt wird und uns in den lockendsten Farben entgegengeführt wird, einem moderuden Leichnam gleicht, der, in Flitterstaat gehüllt, nur mit desto größerm Schauer betrachtet werden muß." Er selbst konnte sich mit Gleim's „Biene" vergleichen, indem er den köstlichen und nicht den giftigen Saft aus den Blumen zu saugen wußte.

Im übrigen war diese Periode eine Zeit heftigster innerer Kämpfe. Ohne sich im Herzen ihm verwandt zu fühlen, schloß er sich eng an einen Genossen an. Leidenschaftliche Liebe zu einem Mädchen machte ihm Qual, mehr aber noch beunruhigte ihn die Frage seines Berufs zum Dichter. Er fürchtete wahnsinnig zu werden und bekennt einmal angesichts seiner verfehlten Bemühungen in einer Anwandlung von Galgenhumor: „Ich hätte, wär' es möglich gewesen, meinem Genius das Tintenfaß an den Kopf geschmissen." Die Frage seiner dichterischen Zukunft hing eng mit der Entscheidung seiner Gewissenskämpfe zusammen. Er, der im Kloster und für das Kloster Erzogene, sah vor sich die Welt in ihrer Herrlichkeit. Da rang sich mancher schwere Seufzer aus seiner Brust los. Einmal bricht er in den Ausruf aus: „Wenn ich nur einmal wüßte, ob die Mystik oder die Menschheit recht hat . . . Vielleicht kann ich als Mittler zwischen beiden auftreten!!!" Aus diesen Stimmungen heraus sind später ähnliche seelische Kämpfe im „König von Sion" geschildert worden. Schon jetzt war der Jüngling sich darüber klar, daß er als Dichter vor allem Menschenkenntniß brauche. „Ein solches Volksfest (wie den brigittenauer Kirchtag)", schreibt er einmal, „mit anzusehen, kann zuweilen ebenso nützlich werden als das Durchwandern eines Friedhofes; denn zeigt mir dieser, was wir einst werden, so zeigt mir jener, was wir sind." Auch im Theater und auf der Reise sieht er sich die Leute an, um sich einen Schatz von Beobachtungen zu sammeln.

Als Anhang hat Rabenlechner diesem Bande beigegeben Hamerling's „Tagebuch meiner Heimatreise im Jahre 1867", das der Dichter selbst veröffentlichen wollte als Ergänzung dessen, was er in gedruckten Aufsätzen über seine Heimat mitgetheilt hatte, und als Fundgrube von Anregungen, die in seinem, auf dieser Reise begonnenen „König von Sion" verwerthet wurden. Siebzehn Jahre vorher hatte er in Schweiggers an einem romantischen Plätzchen, der „Burg Sion", den ersten Ideen dieser Dichtung nachgehangen. Auf jener Reise machte er wieder Studien über Land und Leute. Und hat er den von ihm hochgeehrten Männern des Stifts Zwettl in seinem Epos ein Ehrendenkmal gesetzt, so war ihm jetzt auch ein Modell für die moralische Entartung des Klerus im Mittelalter willkommen. Im dritten Gesange des „Tagebuches meiner Heimatreise" schildert er nach dem Erlebniß das freche Gebaren des Trunkenen:

Und er legte das Haupt, das weinschwer-nickende, grade
Mir auf die Brust; ich lachte und ließ ihn gewähren: mir macht' es
Spaß, wie er arglos schlief, nicht ahnend der pfäffische Schlucker,
Daß er schlief an dem Busen des grimmigen Anabaptisten.

Die Freunde der Hamerling'schen Muse haben allen Grund, dem kundigen Benutzer des literarischen Nachlasses dankbar zu sein. Wir sehen den nächsten Bänden seines Werks mit lebhaftem Interesse entgegen.

Derselbe Verfasser, Dr. Michael Maria Rabenlechner, gibt in einer kleinern Schrift (Nr. 4) einen Beitrag zur Geschichte des Zwettler Aufenthalts Hamerling's. Nach einem dramatisch belebten Berichte über die Einführung des Knaben in das Stift schildert er sein Leben in diesen Räumen und seine ersten poetischen Versuche. Mehrfach sich anlehnend an die Darstellung in dem Hauptwerke, führt er hier noch einige weitere Proben dieser Jugendpoesie an, sodaß das Schriftchen in dieser Hinsicht als eine Ergänzung zu „Hamerling's Jugend" betrachtet werden kann. Zugleich nimmt der Verfasser Gelegenheit, der inzwischen geäußerten Vermuthung entgegenzutreten, als habe der Knabe in seinen religiösen Poesien nicht sowol eigene als vielmehr fremde Gefühle wiedergegeben. Die Berechtigung zu einer besondern Behandlung dieser jugendlichen Versuche erkennt natürlich auch der Verfasser nicht in ihrem selbständigen Werthe, sondern in dem Werthe dessen, was sich daraus entwickelt hat.

Richard Opitz.

Kleinere Erzählungen.

1. Pinsel und Meißel. Von Teodoro Serrao. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Emma Müller. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 12. Jahrgang. Band 11.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1896. 8. 50 Pf.
2. Schwere Frage. Roman. Von A. von Gersdorff. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 12. Jahrgang. Band 12.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1896. 8. 50 Pf.
3. Kartäusergeschichten. Novellen und Skizzen. Von Otto Ernst. Hamburg, Konrad Kloß. 1896. 8. 2 M. 25 Pf.
4. Familie Lugmüller. Erzählung. Von Arthur Achleitner. Dessau, C. Dünnhaupt. 1896. 8. 2 M.
5. Aus Krieg und Frieden. Von Armin Stein (H. Nietschmann). (Schlichte Geschichten. Band VIII.) Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1896. 8. 3 M.

Teodoro Serrao's Künstlergeschichte (Nr. 1) zeigt entschieden Talent; doch hat dies der Verfasser, wenigstens für die Haupthandlung, vielfach im Dienst der bloßen Sensation misbraucht. Die Spannung wird wesentlich nur dadurch ermöglicht, daß wir über den Grund, weshalb Angelica, die Heldin der Erzählung, dem sie leidenschaftlich liebenden Maler Cormonto nicht ihre Hand reichen kann, im Unklaren erhalten werden, und das ist um so unberechtigter, weil jene Cormonto selbst die Wahrheit ins Ohr geflüstert hat. Einmal zwar scheint sie trotz aller Bedenken entschlossen, dem Geliebten zu folgen — erst seit kurzem hat sie an ihrer Eifersucht gemerkt, wie heiß sie ihn liebt —, aber ehe sie den entscheidenden Schritt gethan hat, wird es ihr zur Gewißheit, daß Cormonto über jenen uns dunkeln Punkt ihrer Vergangenheit sich nie innerlich werde hinwegsetzen können. Er aber sucht und findet, als er sieht, daß sie ihm für immer verloren ist, den Tod im Duell mit einem Kritiker, der ihn in seiner menschlichen wie künstlerischen Ehre gekränkt hat — ein bedenklicher Zug. — Angelica finden wir bald darauf als nunmehr, trotz ihrer bescheiden-bürgerlichen Abkunft, auch vom Zaren anerkannte Gattin eines russischen Fürsten, aber tief unglücklich wieder. Wie sich ihr Verhältniß zu diesem zuerst entwickelt hat, darüber erfahren wir auch jetzt nichts: wir lernen sie im ganzen Verlauf der Erzählung nur als feingebildete Dame der großen Welt kennen. — Weit erquicklicher und natürlicher als die Haupthandlung, wenn auch nicht gerade originell, ist die anmuthig heitere Liebesgeschichte des Bildhauers Origlio mit der kleinen amerikanischen Miß Bwoll, und die behaglichen Schilderungen aus dem Volksleben sowie aus dem Treiben der Ateliers und der Modelle verrathen einen scharfen Blick und eine erfreuliche Schilderungsgabe.

A. von Gersdorff gibt in ihrem Roman „Schwere Frage" (Nr. 2) mehr, als man zunächst erwartet. Das liegt hauptsächlich daran, daß man im Anfang die Heldin für viel unbedeutender halten muß, als sie wirklich ist. Man meint unwillkürlich mit Bemerkungen, wie: „Sie war eine passive Zierde der Gesellschaft, sprach selten jemand an und verließ oft den ganzen Abend lang nicht den einmal eingenommenen Platz, einzelne energisch vordringende Huldigungen mehr erstaunt als erfreut entgegennehmend", spreche die Verfasserin die ganze Wahrheit aus, zeige sie uns das innere Wesen dieser Heldin. Aber allmählich thun wir tiefere Blicke in ihre Seele, theilweise durch Briefe, die sie, sich in Erinnerungen an die Vergangenheit versenkend, wieder hervorholt, theilweise durch das, was uns die Verfasserin selbst berichtet. Manka, die Schwester eines musikenthusiastischen Barons und Rittergutsbesitzers, des „verrückten" Bühl, der übrigens ein sehr guter Mensch ist und selbst reich für Schauspielkunst, Gesang und Schriftstellerei begabt, wird in Paris, ehe ihre Ausbildung als Sängerin vollendet ist, zu einer Zeit, wo sie sich in sehr bedrängten äußern Verhältnissen befindet, krank. Der Diplomat Graf Karahn, dem ihre Schönheit aufgefallen ist, bietet ihr ein reizendes Heim; sie opfert dem verführerischen Manne schließlich aus wahrer Liebe ihre Ehre; er aber verläßt sie bald darauf, da er ihren wahren Werth jetzt noch

nicht erkennt. Doch hat er seinen Bankier Jakob Meyer, einen alten Ehrenmann, beauftragt, ihr die nöthigen Geldmittel, vor allem zur Heimreise, zu überbringen; aus Dankbarkeit für den Zartsinn, den dieser dabei beweist, wird die Tiefgebeugte seine Gattin, nachdem sie um ihrer Vergangenheit willen, die der Bankier kennt, mit blutendem Herzen die Werbung des liebenswürdigen Franz von Sempach abgewiesen hat. Mit diesem wird später Graf Karahn eng befreundet, natürlich zunächst ohne daß der eine von den Beziehungen des andern zu Manka etwas weiß. Als Jakob Meyer plötzlich stirbt, erneuert Sempach seine Werbung um Manka. Da läßt sie ihm durch Karahn die volle Wahrheit über ihre Vergangenheit mittheilen, und tief erschüttert verzichtet er auf sie. Karahn aber, jetzt innerlich geläutert, gewinnt nun doch noch ihre Hand: ihre Liebe war ihm ohnehin immer geblieben.

Zeigt schon diese Erzählung ein erfreuliches Können, so gilt das in noch weit höherm Maße von Otto Ernst's „Kartäusergeschichten" (Nr. 3). Der Titel allerdings scheint mir nicht glücklich gewählt. Freilich schildert eine kleine Novelle des Bandes einen Kartäuser, d. h. hier einen innerlich einsamen Charakter, der gerade den theuersten Menschen gegenüber es nicht über sich gewinnen kann, seine Empfindungen auszusprechen, und der zwar, als ihm offenbar wird, wie schwer seine geliebte Frau darunter leidet, einen Versuch macht, diese verhängnißvolle Eigenheit zu überwinden, dies aber doch nur vorübergehend vermag, sodaß sie schließlich in unheilbaren Trübsinn verfällt. Wie das kommt, wird uns fein entwickelt; aber das Ganze streift doch stark ans Seltsame, und keinesfalls ist der Grundton dieser Novelle bezeichnend für den Inhalt des ganzen Bandes. Denn in diesem werden neben tief ernsten auch sehr heitere Töne angeschlagen, und die Satire kommt gleichfalls zur Geltung. Ueberall aber merkt man, daß man es mit einer wirklichen Persönlichkeit und mit einem echten Dichtertalent zu thun hat. Gewiß vergreift sich Otto Ernst einigemal, so, wenn meine Empfindung mich nicht täuscht, im tragischen Schluß der ersten Erzählung; denn Anna Menzel steht wirklich zu hoch, als daß sie in den Tod gehen sollte, weil ihr ein so fader Gesell wie der Commis Schneider untreu wird. Dasselbe gilt wol auch gegenüber der Schlußwendung der geistreichen Bülow-Anekdote „Hans im Glücke" und gegenüber einigen Nebenzügen der Humoreske „Die Kunstreise nach Hümpeldorf". Aber er interessirt stets; er weiß zu packen; er überrascht immer wieder durch feine Beobachtungen, und schwer ist es zu sagen, ob ihm Ernstes oder Heiteres besser gelingt. Besonders wohlthuend berührt es, daß er, obgleich mit beiden Füßen im modernen Leben und Empfinden stehend, doch sich ein feines Gefühl für die kleinen, sagen mir meinetwegen kindlichen, Freuden dieses Daseins bewahrt hat. Wie anheimelnd wirken z. B. die Kindheitserinnerungen, die er in die ebengenannte Humoreske verwoben hat! So wenig sie mit der Handlung zu thun haben, ich möchte sie nicht vermissen. Noch werthvoller ist es, daß in dieser Humoreske nicht der Spaß oder gar der Ulk, sondern eben wirklich der Humor herrscht. Gewiß lacht man bei dieser lebenswahren Schilderung der Wirkung, die Goethe'sche Lyrik auf die Mitglieder und Gäste des hümpeldorfer Restaurateurvereins macht; aber man wird zugleich zu ernsten Betrachtungen angeregt. Wieder anders wirkt das geistvoll-übermüthige Capriccio „Hans im Glücke", das uns Hans von Bülow nach seinem halb erzwungenen Eintritt in den Himmel als Dirigenten eines Beethoven's „Eroica" spielenden Engelorchesters vorführt. Hier fühlt jeder: das ist Bülow wie er war oder vielleicht richtiger, wie er einem Mann von feinster musikalischer Empfindung und von tiefem Verständniß für eine geniale Natur erscheinen mußte: namentlich seine Wechselreden mit dem Herrgott sind geradezu köstlich; nur die Schlußwendung wünschte ich, wie schon angedeutet, wenigstens gemildert. — Geradezu ergreifende Töne andererseits weiß er in der nur wenige Seiten umfassenden Skizze „Der Einschleicher" zu finden, die uns in kurzen, aber packenden Zügen die entsetzlichen Wirkungen der letzten hamburger Choleraepidemie vorführt, und doch zugleich zeigt, wie rasch das Bedürfniß des Menschen nach Freude sich wieder Bahn bricht, sobald nur das Schlimmste vorüber ist. Als Probe mögen die Schlußsätze hier eine Stelle finden:

Sonntag. Tausende pilgern an die schönen Elbufer von Oevelgönne und Nienstedten hinaus in lachenden Toiletten. Man tauscht die Erlebnisse der Woche aus. „Auch der?" „Du auch?" — Links und rechts sind sie gefallen wie in einer Schlacht. Im übrigen Trinken, Plaudern, Lachen. Vor meinem Fenster rast eine lustige Fuhre vorüber. Es sind Cholerawaisen, die man in der Nähe untergebracht hat. Sie vergnügen sich mit einem kleinen Wagen und jagen eilends davon. Rothe Backen, glänzende Augen.

Die weite Wiese vor meinem Fenster liegt im lichten Morgennebel. Einzelne Sonnengoldfäden blitzen auf und verlöschen im bläulichen Schleier. Eine Riesengestalt, unkenntlich, räthselhaft, strahlt durch den Nebel. Ein einsamer Mäher; zu seinen Füßen fährt es blinkend hin und her. Und kleiner und kleiner wird die schattenhafte Gestalt. Und leise — fern — verrauscht der Aehrenschnitt. —

Wenn man nach einem so anregenden Buche wie die „Kartäusergeschichten" Arthur Achleitner's „Familie Lugmüller" (Nr. 4) zu lesen bekommt, fühlt man sich wie von eisigem Sturzbade übergossen. Wol zeigt sich noch bisweilen, daß der Verfasser ein leichtes Talent hat; aber er läßt sich in so unverantwortlicher Weise gehen, daß etwas künstlerisch völlig Ungenießbares zu Stande kommt.

Der neue Band von Armin Stein's „Schlichten Geschichten" (Nr. 5) wirkt unzweifelhaft viel weniger unangenehm; ja für jugendliche Leser wird gewiß vieles darin sehr anziehend sein. Aber zu dem Besten, das, wie man so oft hört, für die Jugend gerade gut genug ist, gehören diese Erzählungen wirklich nicht. Unwahre

Sentimentalität, ein unnatürliches Schwelgen in Contrasten, ein bedenklicher Mangel an Verständniß für feinere Uebergänge der Empfindung und überhaupt an psychologischer Vertiefung begegnen einem auf Schritt und Tritt. Moralisch verderblich können diese Geschichten gewiß nicht wirken, wol aber ästhetisch verbildend. Das letztere fürchte ich auch von ihrer sprachlichen Form. Der Verfasser schwankt oft zwischen einem gesucht-volksthümlichen Ton und einem unleidlichen papierenen Stil. In jene Kategorie gehört es, wenn er schreibt: „Da riß der Peter sein Weib und sein Kind an sich und drückte sie dermaßen, daß es ihnen um ihr Leben bang ward", oder wenn eine brave Försterstochter ihrer Muhme die Gefahren, die ihr von einem vornehmen Bewunderer kommen könnten, mit den Worten klar macht: „Wie lange ist's her, daß wir im Schauspielhaus den «Faust» sahen? Muhme, denkst du nicht mehr an das Gretchen und die Martha?" — Echt papierener Stil aber ist es, wenn wir lesen: „Hoher Adel der Geburt, Reichthum und körperliche Vorzüge hätten in ihrem Herzen den Stolz und Hochmuth zeitigen können" u. s. w., oder wenn die frische Försterstochter erklärt: „Diese herrlichen Concerte mit ihren classischen Symphonien und diese unvergleichlichen Kunstschätze! Was sind alle Lehrbücher der Aesthetik und der Kunstgeschichte, selbst die illustrirten, gegen die selbsteigene Anschauung?" — Worte, die nach des Verfassers Versicherung ihren schon erwähnten Bewunderer mit heimlichem Erstaunen erfüllen und seine stille Neigung steigern.

Edmund Lange.

Epische und lyrische Gedichte.

1. Deutsche Lieder. Von Franz Evers. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1895. 12. 2 M.
2. Unter fliegenden Fahnen. Eine Sammlung ernster und heiterer Gedichte über das Leben des Soldaten im Krieg und im Frieden. Von Dr. Ludwig Muggenthaler, k. Professor für deutsche Literaturgeschichte an der technischen Hochschule in München. München, J. Lindauer'sche Buchhandlung. 1895. 8. 3 M. 50 Pf.
3. Der dumme Teufel oder Die Geniesuche. Komisches Epos in zwölf Gesängen von Adolf Bartels. Dresden, Dresdener Verlagsanstalt (B. W. Esche). 1896. 12. 1 M. 35 Pf.

Es ist ein schönes Schauspiel, die zunehmende Reife und Vertiefung eines Dichtergeistes zu beobachten. In dieser Beziehung ist Franz Evers (Nr. 1) denen, mit welchen er zugleich den Lauf begonnen hat, entschieden voraus. Sein Gesichtskreis ist der umfassendste, seine Empfindungen sind die wahrsten, reinsten und innigsten und seine Form ist am weitesten von Manier entfernt. Nur selten finden wir noch Reste von einer solchen, wie in den ersten Zeilen von Liebesdämmerung:

> Die blutig glosenden (doch wol dasselbe wie das Modewort: glosten) Kohlen
> Des Abendroths gehn aus,
> Und die Nacht mit den stillen Sohlen
> Tritt die letzten Funken aus.

Der Anapäst (?) „tritt die letz(ten)" bedeutet eine wahre Entgleisung (s. auch unten!). Dem Dichter ist eine tiefsinnige Symbolik eigen, die oft wunderbar zum Ausdrucke gelangt:

> Keusch und lieblich wie ein unberührtes Weib
> Leuchtet eine Lilie in die Morgenluft.
> Eine weiße Lilie spendet süßen Duft,
> Keusch und lieblich wie ein unberührtes Weib,
> Und ein wilder Schmetterling
> Flattert in der Sonne,
> Flattert in der Sonne hin
> Unruhvollen Flugs . . .
> Eine weiße Lilie trägt
> Einen wilden Schmetterling;
> Eine weiße Lilie
> Zittert in der Sonne.

Die geistigste aller Elementarerscheinungen, das Licht, webt unsäglich bedeutungsvoll durch Evers' Lieder und in den zartesten Symbolen offenbaren sich die tiefsten Gemüthseindrücke und Gemüthsbeziehungen. Etwas muß der von einem Dichter haben, der diese Gedichte verstehen, der sie nachempfinden soll. Es ist sehr schwer für mich, aus der Fülle des Schönen etwas auszuwählen:

> Und es waren Herrlichkeiten
> Uebern blauen Fluß gespannt.
> Aus den Weiten, aus den Weiten
> Fühlten wir den Frühling schreiten . . .
> Und ich hatte dich erkannt.
> Eine Silberpappel hing
> Hoch ins Licht die ersten Blüten.
> Deiner Stirne goldnen Ring
> Suchte ein gelber Schmetterling . . .
> Deine beiden Wangen glühten.
> Deine Wangen glühten betroffen . . .
> Und mir war, als ob uns riefe
> Drüben hin ein Glück, ein Hoffen.
> Oh, wir sahn die Ufer offen;
> Und wir fühlten Traum und Tiefe.

Welch ein bedeutungsvolles, seelisches Ereigniß ist in den folgenden acht Zeilen wie durch lichte Schleier hindurch offenbart:

> Und glaubtest du, als meine Seele kam,
> Auch erst, ihr herzensstark zu widerstehen,
> Und als ich später von dir Abschied nahm,
> Es sei für uns auf Nimmerwiedersehen,
> Und sahst du mich auch still und unverwandt
> Mit Augen an, wie sie Madonnen haben,
> Ich fühlte doch am Zaudern deiner Hand,
> Wie tief mein Name dir ins Herz gegraben.

Die Sprache des Dichters ist kühn, oft fast verwegen, aber fast immer glücklich. Er hat etwas Besonderes zu sagen, und ihm ist es gegeben, dies auch in einer entsprechenden, also gleichfalls besondern Sprache zu sagen.

Ich muß als Beispiel das Gedicht „Hyacinthenträume“ hierher setzen:

Durch die Fenster fallen weiße Scheine,
Mondenscheine. Langsam tickt die Uhr.
Solche Stille gab es keine
Je vordem. Wir beide fühlen nur
Unsre Liebe, die empfängnißreine.

Schwüler blühn im Glas die Hyacinthen
Und die Sommernacht ist schwer und träumt . . .
Weit dahinten, weit dahinten,
Wo der Mond die Finsternisse säumt,
Stand ich in den Lebenslabyrinthen.

Das ist nun dahin. Und ich bin wieder
Wirklich, seit ich mich zu dir besann.
Und ich träume, träume wieder,
Weib, von deiner Herrlichkeit . . . und dann
Wiegst du mich in deine Arme nieder.

Beiläufig: Vielleicht gewöhnt sich der Dichter noch die unnützen Punkte als Zeichen des Abbrechens (. . .) ab, die aus einer Zeit stammen, wo er noch in der Manier der „Modernen“ steckte. Der verständige Leser braucht diese Winke nicht, und dem unverständigen helfen sie nichts. „Liebe“ heißt das erste Buch. „Lebensreligion“ das zweite. Der Leser ahnt schon, wie nahe verwandt Gehalt und Geist beider Bücher sein muß. Das zweite Buch beginnt:

Ein goldner Stern steht über meinem Haupte . . .
Mir hat das Leben manchen Scherz geboten,
Und manche Sehnsucht hat mich überweht,
Ich sprach in tiefster Nacht mein Lichtgebet,
Und meine Klagen ließ ich bei den Todten.
Ob nun mein Fuß durch Dorn und Distel geht
Ein goldner Stern steht über meinem Haupte . . .

Bedeutungsvoll ist auch „Allerseelen“. Ich setze nur den Schluß hierher:

Heut ist Allerseelen:
Sieh, wie die Berge glühn.
Laß uns den Sternen befehlen
All unser Sorgen und Mühn —
Fühlst du die Todten schweben?
Sie sind um uns . . .
Es grüßt uns ein ewiges Leben
Und segnet uns.

Auch „Naturandacht“ (Buch 3) ist nur durch eine fließende Grenze von dem Vorangehenden getrennt. Hier — und auch anderswo — gemahnt Evers manchmal an Böcklin, so im „Sommergesicht“:

Helles weißes Sommerlicht,
Und der weite Himmel blaut;
Wie die Mittagsonne sticht!
Nirgends hörst du einen Laut.
Selbst die Falter sitzen still,
All die Luft ist lichtverschönt,
Bis ein Jauchzen liebesschrill
Durch die Einsamkeit ertönt.
Ein Centaur mit weißer Brust
Kommt den Feldweg hergestampft;
Wie er schreit vor Sommerlust!
Wie sein brauner Rücken dampft.
Und ein Nixlein, das am Rain
Ruhte, hat er schnell erfaßt,
Und nun rennt er querfeldein
Mit der kleinen Nixenlast.
Sein verliebter Rücken trägt
Sie zum fernen Waldessaum,
Und ein kleiner Amor schlägt
In der Sonne Purzelbaum.

Aber am meisten ist Evers doch Nachtpoet. Ich schließe mit dem Ausklang eines Nachtgesanges:

Die Mitternacht will sich herniedersenken,
Die Sehnsucht reift . . .
Und meine Seele muß der Geister denken,
Die sie begreift.
Die Ewigkeit hüllt mich in tiefes Schweigen,
In blaue Ruh';
Mir ist so leicht, all meine Sinne steigen
Der Gottheit zu.

Doch nein, ich muß noch eine, freilich nur Eingeweihten ganz verständliche Strophe aus dem Gedichte „Weihe“ hinzufügen:

Die Nacht ist weit, die Nacht ist tief,
Von angebornem Leben.
Was seit Jahrtausenden schon schlief,
Und was die Sonne noch nicht rief,
Das ungeborne Leben:
Leben, ich grüße dich!

Einen sehr gemischten Eindruck macht „Unter fliegenden Fahnen“ von Dr. Ludwig Muggenthaler (Nr. 2), eine Sammlung ernster und heiterer Gedichte über das Leben der Soldaten im Krieg und im Frieden. Die Eintheilung des Stoffes ist recht methodisch und recht — pedantisch. Ungleich zweckmäßiger als nach „Im Krieg“, „Im Frieden“ und weiter noch Rubriken wie „Soldatenlust“, „Kriegsmuth“, „Fürs Vaterland“, „Kriegers Abschied“, „Ausmarsch“ u. s. w. zu theilen, wäre eine wesentlich chronologische Folge gewesen. Jetzt liest man „Die Fahne der Einundsechziger“ von Julius Wolff unter „Im Frieden“, nur wegen der Einkleidung, und auf das „Husarenlied“ von Georg Herwegh folgt das unerfreuliche „Kriegsglück“ von Goethe, und mitten zwischen Liedern von 1813 stehen solche von 1870. Unter den ältern Liedern vermißt man manches gute — von den schönen Landsknechtsliedern von Hoffmann von Fallersleben finde ich kein einziges — und trifft manches recht schwache. Und mit den Liedern aus der neuern Zeit geht es nicht anders. Von Julius Grosse's markigen Kriegsliedern ist kein einziges aufgenommen. Auch Heinrich von Treitschke's „Lied vom schwarzen Adler“ fehlt. Dafür liefern die Gedichte des mit Recht namenlosen X. keinen Ersatz. Doch darauf will ich nicht zu viel Gewicht legen. Keine Sammlung wird ja so leicht jedermann befriedigen; aber des Dialektischen — es wuchert ja jetzt freilich wie die Wasserpest — ist gar zu viel, und versificirte Anekdoten, wie die vom dummen Offiziersburschen, würde man in einem Buche, das sich „Unter fliegenden Fahnen“ nennt, gern entbehren. Der Sammler hat sich

offenbar nach Goethe's Wort gerichtet: „Wer vieles bringt, wird manchen etwas bringen", aber es kann leicht auch des Guten zu viel werden, wieviel mehr des zum großen Theil weniger Guten.

Wenn Schiller mit der Auffassung recht hat, daß die beiden Arten, wie sich der sentimentalische Dichter zur Natur stellen kann, durch die Elegie und die Satire bezeichnet würden, so ist es durchaus angemessen, wenn ich an die Betrachtung lyrischer Gedichte die Würdigung des komischen Epos von Adolf Bartels „Der dumme Teufel oder Die Geniesuche" (Nr. 3) anschließe. Es wäre sehr interessant, dies satirische Epos mit Heine's „Atta Troll" und Hamerling's „Homunculus" zu vergleichen, ich muß aber darauf verzichten, um diesen Aufsatz nicht übermäßig auszudehnen. Satan's Großmutter, die, wenn unsere Wochensatiriker recht haben, verdiente seine Schwiegermutter zu sein, ist höchst unwirsch, daß in die Hölle jetzt nur kleines Lumpenpack kommt, nicht große Seelen, schöpferische. Seit Napoleon habe man nichts Gescheites gesehen. Nun müssen die Schutzteufel, hätte ich bald gesagt, der einzelnen Völker über den Culturstand derselben, natürlich aus dem Gesichtspunkt der Höllenreife, berichten, und es soll ein Teufel nach Deutschland, dies gibt allein noch Hoffnungen, geschickt werden, um da ein Genie zu suchen. Niemand meldet sich, bis endlich schüchtern, possirlich mit den Ohren wackelnd, ein bebrillter kleiner Teufel sich vorstellt: „Der dumme Teufel ist mein Name", und, da er in der deutschen Literatur wohl bewandert ist, sich zu der Sendung erbietet und sie erhält. In der nächsten Nacht stirbt in Berlin ein verbummelter Student, „der sich Alex Meier (e-i) nennt", in dessen Corpus soll er auftreten. Es folgt die skandalöse Geschichte dieses Meier, der alles durchgekostet, alles durchgebummelt hat und so verbummelt ist. In die Hülle der verflossenen Seele eingeschlüpft, wird der dumme Teufel am folgenden Morgen von seiner — d. h. des Studenten — greulicher Wirthin mit der Meldung geweckt, daß ein Stephansbote für ihn „zweitausend Märker" bringe. Wie er nun ausgeht, macht er natürlich die Bekanntschaft von des verstorbenen Alex Bekannten, macht mit ihnen eine tolle berliner Nacht durch und reist alsbald nach Heidelberg ab. Er wird natürlich Saxo-Borusse, und was für einer! Ein adeliger Hannoveraner gestattet ihm freundlich seine immer neuen Spielschulden zu bezahlen; Droste-Nirgendhausen hat etwas von einem Bismarck, aber nicht das Wesentliche, und so verduftete er endlich nach Amerika, als das Teufelsgeld zu Ende war. Jetzt geht Meier nach Leipzig; er studirt und kneipt und sucht ein Genie. Natürlich gibt der Dichter allen Facultäten etwas ab. Den Philologen sagt er unter anderm: „Wer zu des Ganzen Höh' sich nicht erhoben, der wird das Einzelne nie richtig sehn." Endlich findet er, natürlich in einer Kneipe mit weiblicher Bedienung, einen Mann mit großem Schlapphut und allen Manieren des Genies. Dieser kündigt die große „Revolution in der Literatur" an und erklärt: „Ich bin der Mann." Ennath nennt ihn der Dichter. Von den Sternen, die sich um diese Sonne stellen, heißt einer Erich Otto — Bartels liebt es, manchmal deutlich zu werden — der „machte manches leibliche Gedicht, Ein wenig Eigenes, ein wenig Heine, Und immer etwas für die lieben Schweine". Ennath, das Siebtelgenie, ging endlich zu Grunde. Mit dem Genie ist es wieder nichts. Nun kommt eine köstliche Blocksbergscene, über die ich hier nicht berichten will. Der dumme Teufel sieht seine Großmutter wieder. Sie ist leidlich freundlich, verkürzt dem dummen Teufel aber den Wechsel. Alex freut sich. Er soll ganz Mensch sein und sogar Schulden haben. Aber aus letzterm wurde nichts; Meier ist jetzt solid, studirt und macht endlich, nachdem er noch in München Bier und Kunst gekneipt hat, in Leipzig seinen Doctor, dient zehn Wochen und lernt alle Kasernenfreuden kennen und wird endlich Feuilletonredacteur. Hier bekommen Verleger und Redacteure ihr voll gerüttelt und geschüttelt Maß. Natürlich wird der tüchtige und übereifrige Dr. Meier zuletzt von einem unfähigen Intriguanten verdrängt. Nun macht er Erfahrungen als Theaterrecensent, und dank seiner Ehrlichkeit auch schlechte Erfahrungen. Die deutsche Theatermisère wird nach Gebühr gezeichnet. Zu den köstlichsten Partien des Gedichtes, vielleicht zu den besten Leistungen Aristophanischen Humors in Deutschland, gehört des dummen Teufels Traum. Er ist Zeuge eines Pegasusprobereitens unserer Dichter. Ich möchte keinem unserer namhaften Poeten zu nahe treten und überlasse es deshalb den geehrten Lesern, diesen Gesang, wie das ganze Buch selbst zu lesen. Nur noch den Schluß. Der dumme, aber gute und echt germanische Teufel heirathet zuletzt die sitzen gelassene Geliebte seines Vorgängers im Leibe, und erzöge in dessen Sohn beinahe ein Genie, wenn nicht seine Erdenfrist abgelaufen wäre. Er fürchtet ein höllisches Ungewitter, aber es läuft besser ab, als er gedacht hat. Er hat der Großmutter Nietzsche's Werke gesandt und sie ist ganz Nietzscheanerin geworden:

> Hör' es Hölle: Nietzsche sei gepriesen,
> Fortan vom ganzen teuflichen Geschlecht,
> Er hat für alle Ewigkeit erwiesen,
> Daß wir und nicht der Himmelsherr im Recht.
> Die Hölle zeugt den Herren, Herrscher, Riesen,
> Der Himmel uns den Schwächling, Sklaven, Knecht,
> Und was da Großes je geschah auf Erden,
> Dem Teufel muß es zugeschrieben werden.

Der dumme Teufel wird nun der Alten Secretär für Nietzsche-Interpretation, das Genie aber soll noch kommen.

Adolf Brieger.

Philosophische Schriften.

Aphoristische Grundlegung einer Philosophie des Geschehens. Von Dr. Berthold Weiß. Berlin, Ferdinand Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1895. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Ich gebe dem geistreichen und überall Berührungspunkte entdeckenden Verfasser gern zu, daß alle Wissenschaften in drei Gruppen, die alle Außenvorgänge umfassenden Wissenschaften vom Geschehen, die alle innern Vorgänge umfassenden Wissenschaften vom Erkennen und die alle Wechselbeziehungen der innern und äußern Vorgänge umfassenden Wissenschaften vom Handeln einzutheilen sind. Ich muß mich jedoch auf das entschiedenste gegen seinen Atheismus sträuben. Indem er geltend macht: „Die Existenz Gottes sucht man immer noch zu moralischen Zwecken und durch moralische Gründe zu beweisen, und gerade zu moralischen Zwecken und durch moralische Gründe ist diese Wahnvorstellung aus der Welt zu schaffen", übersieht er ganz, daß die Forderung des Unbedingten uns zu Gott erhebt. Die einzelnen Wissenschaften bewegen sich auf dem Gebiete des Endlichen und Bedingten. Dabei kann sich aber der Mensch keineswegs beruhigen. Die Welt kann nun einmal nicht aus lauter Relativitäten, aus lauter Bedingtem und Abhängigem bestehen. Die Vernunft drängt unwiderstehlich weiter zum endgültigen Abschlusse der Reihen, zur Annahme absoluter Ausgangs- und Ruhepunkte. Ein Denken, welches darauf beharrt, sich mit dem Bereiche der Erfahrungen zu begnügen, gleicht, wie der auf hoher Warte über den Parteien stehende Johannes Volkelt richtig bemerkt, einem Kurzsichtigen, welcher um jeden Preis kurzsichtig bleiben will. Die flüchtigen Erscheinungen können nie und nimmer durch sich bestehen; es müssen bleibende, beharrende Wesenheiten vorhanden sein, welche im Verhältnisse zu den wechselnden, schillernden Vorgängen der Oberfläche ein Unbedingtes sind. Wer jene von sich weist, sieht nur den Vordergrund des Seins und leugnet die Tiefenerstreckung. Warum soll übrigens die Existenz Gottes auf eine Wahnvorstellung zurückzuführen sein, wenn man gegenwärtig selbst materialistisch gesinnte Naturforscher vom „nisus formativus" reden hört, wenn Ernst Haeckel einen „innern Bildungstrieb" gelten läßt, dem Gedanken einer „unbewußt schöpferischen Naturkraft" Ausdruck gibt, wenn sogar Ludwig Büchner „Formanlagen der Materie" zugesteht, unter deren Anleitung die Natur einem bewußtlosen und in ihr selbst gelegenen Bildungstriebe folgt? Und ist nicht am Ende die Kraft selbst immateriell und alles Dynamische ein ebenso unerklärliches Wunder, wie das sogenannte Geistige oder Uebernatürliche? Bewegt man sich, wenn man von Vererbung der Anlage oder gar des Gedächtnisses spricht, nicht schon auf einem übersinnlichen Gebiete? Wir können uns allerdings im Hinblicke auf die in dem großen Gedenkbuche der Erde niedergelegten Documente, deren Veröffentlichung der geologischen und paläontologischen Forschung vorbehalten blieb, der Entwickelungstheorie, nach welcher im Laufe des Naturprocesses durch den Naturproceß selber eine allmähliche Entwickelung und Vervollkommnung der Arten stattgefunden hat, nicht verschließen; wir können uns aber ebenso wenig den klaffenden Lücken der Entwickelungstheorie, ihrer einseitigen Betonung der äußern Einflüsse, ihrer Motivirung der Umwandlung der Arten durch ein blos äußerliches Geschehen, durch mechanische Umgestaltung im Drange der Naturverhältnisse und durch Anpassung an dieselben verschließen. Indem wir dies thun, treten wir in die Fußstapfen Jakob Frohschammer's, welchem Darwin brieflich für die Anerkennung, die er ihm trotz strenger Kritik zutheil werden ließ, seinen Dank aussprach. Besonders hob Darwin auch hervor, daß Frohschammer seine Lehre ganz richtig aufgefaßt und dargestellt habe.

Wir müssen aber auch die Begründung zurückweisen, welcher sich der Verfasser zur Widerlegung der Unsterblichkeit der Seele bedient. „Wie der Leib", sagt er, „aus dem Staube wird und zum Staube zurückkehrt, so entwickelt sich aus dem Nichtbewußtsein des Staubes nach pflanzlichen, thierischen Vorstufen, was man die menschliche Seele nennt, um im Greisenalter denselben Weg wieder zurückzumachen: über Thier und Pflanze zum Nichtbewußtsein des Staubes." Er sucht dem Materialismus und dem Idealismus Rechnung zu tragen, eine Brücke zwischen beiden zu schlagen, indem er jenem zugibt, daß alles Erkennen selbst ein Geschehen, das Gehirn die ontologische Daseinsbedingung des Gedankens ist, und diesem einräumt, daß alles Geschehen für den Menschen nur im Erkennen gegeben, der Gedanke die erkenntnißtheoretische Daseinsbedingung des Gehirns ist. Der Idealismus kann indeß auf einen Vergleich nicht eingehen, solange das Bewußtsein auf Rechnung des Staubes gesetzt wird, weil zwischen jenem und diesem nicht blos überhaupt eine Verschiedenheit, sondern eine ausgesprochene Unvergleichbarkeit, eine entschiedene Incommensurabilität besteht. Zwischen Ursache und Wirkung muß zum mindesten eine im Princip bestehende Verwandtschaft walten. Müßte aber nicht auch nach Weiß ein normaler Zustand der Hemisphären des Großen Hirnes unbedingt und unfehlbar die schönsten Geistesblüten treiben und die edelsten Triebe zeitigen? Gleichwol ist der Geistesfrühling erfahrungsgemäß, wenn auch an den normalen Zustand des Gehirns geknüpft, nicht schon mit ihm gegeben. Und die Obduction der scheußlichsten, bestialischesten Verbrecher hat schon öfter ein nach jeder Richtung regelmäßig gebildetes Gehirn bloßgelegt.

Ich möchte auch dem gegen die Philosophen gerichteten Vorwurfe, daß sie sich greisenhaft immer mehr von

den Fragen des Tages abgetrennt und so tief in Theorien vergraben haben, daß alles Praktische ihnen sprichwörtlich fremd geworden, und daß es endlich für sie an der Zeit wäre, der Vereinigung von innerm und äußerm Geschehen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, nicht vollkommen beipflichten, zumal in der modernen Philosophie die Ethik und die Socialphilosophie nichts weniger als eine stiefmütterliche Pflege genießen. Am allerwenigsten kann jedoch jener Appell darauf gegründet werden, daß die Menschheit in der Erkenntniß schon weit genug vorgedrungen ist, um endlich an das Handeln zu gehen.

Treffend leuchtet Weiß den kurzsichtigen Pessimisten mit der Bemerkung heim: „Der Pessimismus hat insoweit recht, daß jede neue Empfindung und jede neue Empfindungsart ursprünglich als Unlust auftritt; aber er übersieht, daß jede Unlust selbst den Keim einer künftigen Lustempfindung in sich trägt.“ Dem vollen Leben abgelauscht sind die Aphorismen, daß die Lust an der Fortpflanzung und der Erhaltung der Jungen die Brücke vom Egoismus zum Altruismus bildet und daß der Unterschied dieser beiden Leitmotive unsers Handelns von innen gesehen nur darin liegt, ob wir unmittelbare oder mittelbare Genüsse vorziehen. Wahrhaft sittlich wird nach dem Verfasser da verfahren, wo egoistische Genüsse aus altruistischem Handeln geschöpft werden, wo „in der Rotationsellipse centrifugales Wollen und centrifugales Sollen sich die Wage halten“. Da die Gesetzgeber und Gesetzvollzieher darüber zu wachen haben, daß der Kampf zwischen den Interessensphären des Theiles und des übergeordneten Ganzen zu Gunsten des letztern ende, so muß ihnen stets als letzter Zweck ihre Ueberflüssigkeit vorschweben. Es ist leider wahr, daß es, solange die Anpassung der Staaten an die Menschheit noch nicht genügend vorgeschritten ist, ethische Handlungen geben kann, welche nicht auch zugleich gesetzlich sind. Die traurige Gegenwart plaidirt in nur zu beredter Weise für die Richtigkeit der Bemerkung, daß an den Höfen der Fürsten und in den Versammlungen des Volkes, zu oberst und zu unterst in unserer socialen Stufenordnung der Niedrige, welcher dem Niedrigen in Fürst und Volk am besten zu schmeicheln versteht, den Sieg davonzutragen, und der Mann von Charakter den Charakter als Charakterfehler zu büßen pflegt. Des Fin du siècle wahrhaft würdig sind die Aussprüche: „Was der Verbrecher innerhalb des Staates, das ist der kriegsuchende Staat innerhalb der Menschheit. Und wie fast alle Verbrechen, ist auch der Krieg ein Anachronismus frühester Culturstufen“, und „Der Gegensatz zwischen ausbeutenden und ausgebeuteten Staaten ist ebenso ungerecht und muß ebenso aufgehoben werden, wie der Gegensatz zwischen ausbeutenden und ausgebeuteten Individuen“, denen sich der praktische Vorschlag der Gründung eines allgemeinen Staatenbundes anschließt. Trefflich ist das Wort von der Zukunft, welche die Thätigkeit der Menschen verstaatlichen und die Thätigkeit der Staaten vermenschlichen wird. Wir schließen unsere Anthologie mit dem humoristischen Satze: „Heute geht der Kampf ums Dasein unter den Menschen und die menschliche Zuchtwahl fast ausschließlich auf Geldbesitz.“

Bernhard Münz.

Naturwissenschaftliche Schriften.

1. Encyklopädie der Naturwissenschaften. Zweite Abtheilung, 90. bis 92. Lfg. Dritte Abtheilung, 26. bis 33. Lfg. Breslau, Eduard Trewendt. 1896. Gr. 8. Jede Lieferung 3 M.

Von dem großen Sammelwerke liegen nunmehr auch die Chemie und die Physik vollständig vor. Das „Handwörterbuch der Chemie“ von Professor Dr. A. Ladenburg umfaßt dreizehn stattliche Bände; in denen das chemische Gesammtwissen der Gegenwart in übersichtlichen und verhältnißmäßig leicht verständlichen Aufsätzen dargelegt worden ist. Ein sehr reiches Literaturverzeichniß gibt zudem dem Leser die Möglichkeit, die Quellen kennen zu lernen, und durch sie bis zu den äußersten Grenzen der Wissenschaft, wo ihre Pionniere arbeiten, vorzudringen. Bei einer Wissenschaft, wie es die Chemie ist, die täglich eine große Menge neuer Erkenntnisse zeitigt, ist die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß die ersten Bände eines so großen Werkes veraltet sind, wenn die letzten erscheinen. Der Herausgeber des „Handwörterbuchs der Chemie“ hat diesen Uebelstand dadurch vermieden, daß er in spätern Bänden bei verwandten Körpern nochmals auf bereits dargestellte zurückkommt und sie modern behandelt. So wurde beispielsweise beim Artikel Zucker, der durch eingehende Behandlung der großen Untersuchungen Fischer's sich sehr interessant gestaltet hat, nochmals sehr eingehend der Kohlenhydrate im allgemeinen gedacht. Das „Handwörterbuch der Chemie“ ist ein Werk, das in der Bibliothek des Chemikers nicht mehr fehlen darf; es dürfte für den Forscher und den Lehrer unentbehrlich sein.

Beim „Handbuch der Physik“, welches unter der Redaction von Professor Dr. A. Winkelmann erschienen ist, hat man aus guten Gründen nicht die Form des Wörterbuches gewählt. Es hat einen Umfang von fünf Bänden erlangt und zeichnet sich wie das erstgenannte Werk durch Klarheit der Darstellung und sehr reiche Literaturangaben aus. Die Physiker werden das Werk deshalb besonders freudig begrüßen, weil es das einzige streng wissenschaftliche Werk über das ganze Lehrgebäude der Physik ist, welches existirt. Alle übrigen Werke desselben Gebietes — wir erinnern nur an Jamin's „Cours de physique“, Wüllner's großes Lehrbuch, Violle's neuestes Lehrbuch —

sie alle nehmen einen elementarern Standpunkt ein und wenden sich mehr an den Lernenden als an den Fachphysiker. Die Bearbeitung des Winkelmann'schen Handbuches ist in der Weise geregelt worden, daß für jeden speciellen Fall ein Autor gewählt wurde, der selbst Forscher in dem Gebiete war. Dadurch ist es möglich geworden, daß die Bearbeiter das Quellenmaterial bis zu den äußersten Specialitäten anzugeben im Stande waren. Es ist fast unnöthig, anzuführen, daß die Lektüre des neuen Handbuches nur dem Leser möglich ist, der die Sprache der höhern Mathematik kennt. Etwas Weiteres zum Lobe des Werkes hier anzuführen erscheint uns unnöthig. Es ist eben ein Werk, das keinen Nebenbuhler hat, eine vollkommene Gesammtschilderung nach den strengsten Methoden gibt vom physikalischen Wissen unserer Zeit.

Vom „Handwörterbuch der Astronomie", herausgegeben vom Professor Dr. W. Valentiner, dem Vorstand der großherzoglichen Sternwarte in Karlsruhe, sind jetzt drei Lieferungen erschienen. Die erste und der größte Theil der zweiten Lieferung enthalten eine kurze und übersichtlich geschriebene Einleitung in die Astronomie von Dr. N. Herz, dem Verfasser der rühmlichst bekannten „Geschichte der Bahnbestimmung von Kometen und Planeten". Nach dieser Einführung beginnt das Wörterbuch. Die Redaction hat beschlossen, die Anzahl der Stichworte möglichst zu beschränken und unter einzelnen Titeln umfangreiche Abhandlungen zu bieten. Solche empfangen wir vorzüglich in der dritten Lieferung unter den Stichworten „Astrophotographie", „Astrophotometrie" und den Anfang von „Astrospectroskopie. Sie erzeugen in uns den Wunsch nach der möglichst schnellen Entwickelung des neuen Handwörterbuches.

2. Leitfaden der Himmelskunde. Für den Schulgebrauch, insbesondere an höhern Mädchenschulen, sowie für den Selbstunterricht zusammengestellt von Dr. Hans Jenkner, Oberlehrer an der Luisenschule zu Berlin. Mit 18 Figuren im Text und 1 Sternkarte des nördlichen Himmels. Berlin, R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung, Hermann Heyfelder. 1896. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Referent hat selbst seit etwa anderthalb Jahrzehnten diesen Gegenstand in Vorträgen vor der Klasse behandelt. Auf Grund seiner Erfahrungen kann er es getrost aussprechen, daß der kleine Leitfaden durchaus den Anforderungen, die an ein Schulbuch gestellt werden müssen, erfüllt. Das Werkchen hat den doppelten Vorzug vor den meisten gleichen Schriften, daß es im guten Deutsch verfaßt ist und auch die neuesten Fortschritte der Wissenschaft berücksichtigt.

3. Kepler. Galilei. Von Siegmund Günther. Mit zwei Bildnissen (Geisteshelden [Führende Geister], Band 22). Berlin, Ernst Hofmann u. Comp. 1896. 8. 2 M. 40 Pf.

Am 4. August des Jahres 1597 richtete Galilei an Kepler einen Brief, in welchem er sich für ein Werk, das ihm der deutsche Himmelsforscher übersandt hatte, bedankte. „Ich preise mich glücklich", schreibt er, „in dem Suchen nach Wahrheit einen so großen Bundesgenossen wie Dich, und mithin einen gleichen Freund der Wahrheit selbst zu besitzen. Es ist wirklich erbärmlich, daß es so wenige gibt, die nach dem Wahren streben, und die von der verkehrten Methode zu philosophiren abgehen möchten. Aber es ist hier nicht der Platz, die Jämmerlichkeiten unserer Zeit zu beklagen, sondern vielmehr Dir zu Deinen herrlichen Erforschungen, welche die Wahrheit bekräftigen, Glück zu wünschen!" Diese Meinungsäußerung des großen Forschers erscheint dem Berichterstatter von culturgeschichtlicher Bedeutung. Es drückt sich in ihm das Ringen zweier Menschen aus im Streben nach Wahrheit. Gleichsam zwei Inseln im unendlichen Ocean der Unwissenheit und Beschränktheit. — Die Schilderung des Lebensganges und des Forschens der beiden Männer in einem Bande ist daher sehr verständlich.

Mit großer Freude haben wir das vorliegende Buch begrüßt. Daß es eine Menge neuer Daten beibringt und in seiner ganzen Darstellung anziehend und gefällig ist, erscheint uns bei dem um die Geschichte der physikalischen Naturwissenschaften rühmlichst bekannten Verfasser unnöthig erst hervorzuheben. Natürlich setzt eine Schilderung vom Leben und Lebenswerke der beiden Geisteshelden Kepler und Galilei, eine wenigstens elementare Kenntniß der wichtigsten Lehren der Astronomie voraus.

4. Jahrbuch der Naturwissenschaften 1895—96. Enthaltend die hervorragendsten Fortschritte auf den Gebieten: Physik, Chemie und chemische Technologie; angewandte Mechanik; Meteorologie und physikalische Geographie; Astronomie und mathematische Geographie; Zoologie und Botanik; Forst- und Landwirthschaft; Mineralogie und Geologie; Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte; Gesundheitspflege, Medicin und Physiologie; Länder- und Völkerkunde; Handel, Industrie und Verkehr. Elfter Jahrgang. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Max Wildermann. Mit 61 in den Text gedruckten Abbildungen, 2 Kärtchen und einem Separatbild: Mit Röntgen'schen Strahlen hergestellte Abbildung einer menschlichen Hand. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1896. Gr. 8. 6 M.

Pünktlich wie alljährlich ist wiederum ein neuer Wildermann erschienen; und zwar der elfte in der Reihe der Jahrgänge. Auch diesmal empfangen wir durch ihn eine klare, übersichtliche Darstellung von allen Neuerungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften. Daß auch den Röntgen-Strahlen ein eingehender Artikel gewidmet ist, und daß die allbekannte Knochenhand sich im Jahrbuch befindet, haben wir wol nicht nöthig des weitern zu betonen. Auf dem Gebiete der Chemie und Astronomie fielen uns unter anderm die kleinen prächtigen Uebersichten über die Erforschung des Argon und Helium auf, und ihre Bedeutung für beide Wissenschaften. Nun das sind Tropfen aus dem Meer von Aufsätzen, die uns der Herausgeber bietet; aber gerade aus ihnen kann man ersehen, wie das Buch den Leser zu unterhalten und zu belehren vermag.

Franz Bendt.

Feuilleton.

Die Verlagsbuchhandlung von Carl Reißner in Dresden veranstaltet von Ernst Wichert's Werken eine Gesammtausgabe. Zunächst wird eine auf 15 Bände (der Band geh. 3 M., geb. 4 M.) berechnete Ausgabe ausgewählter Romane stattfinden und zwar die Romane „Heinrich von Plauen", „Hinter den Coulissen", „Tileman vom Wege", „Der jüngste Bruder", „Herr von Müller", „Der große Kurfürst in Preußen". Uns liegt vor der Roman „Hinter den Coulissen" in zwei Bänden. Der Sammlung soll eine Ausgabe von Novellen und Dramen des Dichters folgen.

— Die Reisebücher des Bibliographischen Instituts in Leipzig haben sich einen so guten Ruf erworben, daß wir nicht nöthig haben, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf sie zu lenken. Wir wollen nur die vielen, die jetzt ihre Schritte nach Tirol und den Bairischen Alpen wenden wollen, darauf hinweisen, daß von Meyer's Reisebüchern der Band, der das Bairische Hochland, Algäu, Vorarlberg, Nordtirol, Brennerbahn, Oetzthal-, Stabaier- und Ortlergruppe, Bozen, Meran, Vintschgau, Südtirol, Adamellogruppe und den Gardasee umfaßt, unter dem Titel „Deutsche Alpen, erster Theil. Mit 23 Karten, 4 Plänen und 12 Panoramen" zum Preise von geb. 4 M. in fünfter verbesserter Auflage soeben erschienen ist.

— Alljährlich pilgern viele Tausende nach dem romantischen Harz, um sich an seiner herrlichen Natur zu erfreuen. Sie sind entzückt von den prächtigen Landschaftsbildern, die ihnen dieses Gebirge in so mannichfaltigen Formen darbietet. Und doch sehen sie meist nur einen kleinen Theil von dem, was ihnen der Harz zeigen könnte, wenn sie nur ein wenig tiefer in die Geheimnisse dieser uralten Gesteinsmasse einzudringen vermöchten. Man hat wol in den Zeiten des Kampfes um die Popularisirung der Naturwissenschaften in Unverstand gegen diese wahre Volksbildung seine Stimme erhoben, in der Meinung, daß man damit dem Volke den unbefangenen Genuß an der Natur raube. Der Naturforscher, so hieß es, sieht nur noch die Krystalle im Gestein, seine Lagerung und Schichtung, sein Entstehen und Vergehen, aber für die Schönheit des Gewordenen ist ihm darüber das Verständniß verloren gegangen. Wie unendlich thöricht! Muß nicht gerade der Genuß am Anblick der Natur sich erhöhen, wenn nicht nur das physische, sondern auch das geistige Auge ihre Wunder sieht und begreift? Zu solchen Gedanken führte uns eine kleine, lehrreiche Arbeit über „Die Bildung des Harzgebirges" von Otto Lang, welche in der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach", Heft 236 und 237 (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. [vorm. J. F. Richter], 1896), erschienen ist. Wir freuten uns, daß hier mit vielem Geschick der so interessante Bau des Harzes in einer klaren, sachlichen, auch dem Laien zugänglichen Form behandelt ist. Wer das Buch mit Fleiß liest und zugleich die beigefügte Karte und Tafel eingehend studiert, der wird das an Naturschönheiten so reiche Gebirge mit weit höherm Genuß bereisen als alle die vielen Touristen, denen die wahre Großartigkeit der Natur stets verschleiert bleibt.

— Der gefeierte Hirnanatom Paul Flechsig behandelt in der Schrift „Die Grenzen geistiger Gesundheit und Krankheit. Rede" (Leipzig, Veit u. Comp., 1896) geistvoll in großen Zügen jene Grenzgebiete geistiger Gesundheit, die so schwer zu beurtheilen sind und deren Erkenntniß dem gemeinen Menschenverstand allein nicht gelingt. Scharf wendet sich der Verfasser gegen die Laien, die die Psychiatrie so leicht bemängeln und deren ungeheuern Fortschritt verkennen, scharf aber auch gegen gewisse Irrenärzte, besonders Lombroso und seine Schule, die unwissenschaftlich vorgehend die Psychiatrie nur discreditiren. Die Schwierigkeit der Forschung wird klar dargelegt. Geisteskranke sind Gehirnkranke; um die Gesetze der kranken Seele zu studiren, dazu genügt nicht die heutige Psychophysik, sondern Anatomie, Biologie, Pathologie und Psychologie vereint nur können dem Problem näher kommen. In erster Linie aber ist die Analyse des kranken Menschengeistes ein physisches Problem. Sehr richtig werden gewisse Formen der erblichen Belastung potentiell schon als Geistesstörung hingestellt und den Entartungszeichen große Bedeutung zugesprochen. Von den Grenzgebieten bespricht der Verfasser zunächst den sogenannten Quärulantenwahnsinn, dann die Lehre des Verbrechens und die vom Genie nach Lombroso, den er auf das furchtbarste, aber verdientermaßen mitnimmt und bloßstellt. Sein Verdict über Lombroso drückt er in der Vorrede also aus: „Thatsächlich ist im Zeitalter der exacten Naturforschung eine Behandlung wissenschaftlicher Fragen in der Art und Weise Lombroso's in erster Linie — Atavismus!" Wenn der Verbrecher oft ein kleines Stirnhirn hat, das, entgegengesetzt der Meinung vieler, nicht allein den Intellect ausmacht, so erklärt dies noch lange nicht die Depravation, das gemeinschädliche Handeln. Hier liegt vielfach eine durch Alkohol vergiftete Keimanlage vor, die dies bewirkt, oder das Milieu thut es später. Referent möchte aber glauben, daß der Verfasser hier das Milieu etwas überschätzt. Das „Charaktercentrum", die „Körperfühlsphäre der Hirnrinde" werden dadurch inferior. Das Genie endlich weist stets eine besondere Gehirnorganisation auf, und zwar das wissenschaftliche ein anderes als das künstlerische, immer aber stellt das Genie nichts Krankhaftes, sondern stets eine „Weiterbildung des Menschengeschlechts" dar.

Bibliographie.

Aesthetisch-politische Briefe von einem Aesthetiker. Leipzig, Reinhold Werther. 8. 2 M.

Baudiß, S., Aus dem Forsthause. Novellencyklus. Leipzig, F. A. Berger. 8. 2 M. 50 Pf.

Becker J., Der Wildhirt. Eine oberhessische Dorfgeschichte. Leipzig, Reinhold Werther. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Karthäusersch Anndort. Eine oberhessische Dorfgeschichte. Leipzig, Reinhold Werther. 8. 1 M.

— — Das Geldfeuerchen am Wittstrauch. Eine oberhessische Dorfgeschichte. Leipzig, Reinhold Werther. 8. 50 Pf.

Binzer, Jna v. (A. v. Eck), Tante Cordula's Nichten. Eine harmlose Nationalitäten-Geschichte. Berlin, Otto Janke. 8. 4 M.

Bon, F., Grundzüge der wissenschaftlichen und technischen Ethik. Leipzig, Wilhelm Engelmann. Gr. 8. 4 M.

Bornhack, C., Einseitige Abhängigkeitsverhältnisse unter den modernen Staaten. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Brachvogel, A. E., Der Fels von Erz. Vaterländischer Roman. Dritte Auflage. Berlin, Otto Janke. 8. 4 M.

Dupont, H., Enterbte des Glücks. Berliner Roman. Berlin, Max Rockenstein. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Eisenberg, L., Adolf Sonnenthal. Eine Künstlerlaufbahn. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 5 M.

Feig, J., Hausgewerbe und Fabrikbetrieb in der Berliner Wäsche-Industrie. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Guthart, L., Pastor Hammer. Ein Zeitbild. Leipzig, Reinhold Werther. 8. 2 M. 50 Pf.

Hauch, C., Wilhelm Zabern. Ein Roman aus der Zeit Christians des Zweiten. Leipzig, Reinhold Werther. Gr. 8. 5 M.

Heiberg, H., Fluch der Schönheit. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 5 M.

Langmann, Ph., Ein junger Mann von 1895 und andere Novellen. Leipzig, Robert Friese, Sep.-Cto. Gr. 8. 2 M.

— — Realistische Erzählungen. Leipzig, Robert Friese, Sep.-Cto. Gr. 8. 2 M.

Murner, Th., Die Gäuchmatt (Basel 1519). Herausgegeben von W. Uhl. Leipzig, B. G. Teubner. 8. 2 M. 80 Pf.

Nicolai, K. E., Opfer. Roman. Leipzig, Robert Friese, Sep.-Cto. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Schall, E., Schwere Noth im Nähr-, Wehr- und Lehrstand. Leipzig, Reinhold Werther. Gr. 8. 2 M.

Schuhmacher, H. W., Das Hungerloos. Eine tragikomische Geschichte. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Comp. 8. 4 M. 50 Pf.

Stona, M., Menschen und Paragraphe. Wien, Carl Konegen. 8. 3 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 30. — 23. Juli 1896.

Julius Sturm.

Man kann drei Gruppen von Dichtern unterscheiden. Zunächst diejenigen, die ganz auf dem Niveau der mit ihnen zugleich lebenden Menge stehen, die, selber eigenartslos, in Anschauung und Ideen ganz den augenblicklichen Standpunkt der breiten Volksschichten abspiegeln, die sich nicht eine eigene Sprache schaffen, die nie ein unerwartetes neugeprägtes Bild, einen verblüffenden Ausdruck anwenden, die in hübscher, glatter Form das Allbekannte geben und es durch Innigkeit des Nachempfindens adeln. Sie fügen dem Allgemeinschatze der Nation nichts hinzu, sie variiren nur, was da ist, popularisiren es womöglich.

Die zweite Gruppe bilden die Dichter, die allein schon kraft ihrer Eigenart über dem Durchschnittsniveau der Nation stehen. Ihre Eigenart ist nicht so stark, daß sie den engen Zusammenhang mit dem Volke verliert, daß sich das Typische nicht in ihr entfalten könnte. Aber sie ist wiederum stark genug, ein rasches Wirken auf die Masse zu verhindern. Die Dichter der ersten Gruppe sind der Gegenwart Lieblinge, die der zweiten die Erben der Zukunft. Sie liegen auf dem Wege der Nation und in ihrer Entwickelung wird diese Nation sie einst erreichen und das ihnen Eigenthümliche in ihr Allgemeinleben aufnehmen. Zur ersten Gruppe gehören z. B. Julius Wolff, gehört Johanna Ambrosius. Beide an äußern Erfolgen so reich wie nie ein echter Zukunftsdichter. Zur zweiten Gruppe dürfen wir Liliencron rechnen, der eine Wirkung auf das Volk heute überhaupt noch nicht ausübt.

Die dritte und kleinste Gruppe endlich rekrutirt sich aus jenen Dichtern, deren unendlich tragisches Geschick es ist, so ganz und nur sie selbst zu sein, daß sie nie für andere oder besser für weite Kreise etwas werden können, deren Eigenart zu stark ist, die vielleicht in einem Milieu sich bildeten, das dem allgemeinen Volksmilieu zu fern liegt. Ihnen steht der Geist über der Natur. Sie bleiben trotz genialer Anlagen immer einsam, nur von einem kleinen vornehmen Häuflein umgeben, das sie verstehen kann. Sie setzen zu viel voraus, sie liegen nicht auf dem Wege der Nation, sie sind zu eigenherrlich, als daß sie jemals in der Nation untergehen und darin auferstehen könnten. Hier wüßte ich aus der Gegenwart nur einen Dichter: den genialen Schönaich-Carolath.

Julius Sturm gehört durchaus der ersten Gruppe an. Er bewies es mit seinem verbreitetsten Buche, den „Frommen Liedern", die ein Dutzend Auflagen erlebten, er bewies es auch mit seiner letzten Gabe *), deren Erscheinen er selbst nicht mehr erleben sollte. Er ist sich Zeit seines Lebens gleich geblieben. Es gab dichterisch keine Entwickelung für ihn, weil es auch rein menschlich keine für ihn gab. Er gehörte zu den glücklichen Naturen, die von dem sichern Felsen ihres starken Gottesglaubens aus in die verwirrte Welt sehen. Er freute sich der lieben Gottesnatur, die ihn umgab, er war, wie es das letzte seiner vielen Lieder ausspricht, allezeit fröhlich im Herrn, er beschied sich in seinem kleinen Kreise liebte sein Volk und sein Vaterland, sang sein kunstloses Lied und sah in all seiner Lebensfröhlichkeit mit heiterm Herzen dem Freund Tod entgegen, der ihn hinleiten sollte zur ewigen Heimat. Kein Leben ist leichter zu überschauen als das seine. Er war das Ideal eines deutschen Pfarrers. Er hatte nicht den mächtigen Sachsentrutz, den zornigen Kampfeifer, die einseitige Größe eines Stöcker; er war ein milder Pfarrherr Vossischer Observanz, der Liebe predigte und nicht dem Rachegott des Alten, sondern dem Friedensgott des Neuen Testaments anhing. Das gewaltige Siegeslied „Ein' feste Burg ist unser Gott" hätte er nicht schreiben können. Vielleicht aber „Jesus meine Zuversicht". Er hätte für seinen

*) In Freud und Leid. Letzte Lieder von Julius Sturm. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1896. 8. Geb. 3 M. Ebenda die Mehrzahl der übrigen Gedichtsammlungen Sturm's.

Glauben leiden und sterben können, aber nicht die Feinde dieses Glaubens verfolgen. Er war in seiner Art tolerant, ohne je lau zu sein. Er gehörte nicht zu denen, die Gott schützen und stützen zu müssen glauben, sondern zu denen, deren Schwachheit in Gott ihren nie versagenden Stecken und Stab findet.

Man wird Dichter vom Schlage Julius Sturm's über Gebühr unterschätzen, wenn man mit rein ästhetischen Maßen an sie herantritt. Und man wird sie vielleicht überschätzen, wenn man diese Maßstäbe ganz beiseite läßt. Literaturmenschen thun meist das erstere, das Volk das zweite. Deshalb ist Julius Sturm in literarischen Kreisen wenig beachtet worden. Er gehörte zu den von keiner Partei Umstrittenen, sein Name wurde wenig genannt. Aber dafür wurde er viel gelesen, hatte er im Volke seine treue Gemeinde, die vor den vielen Liedersammlungen des nun Verstorbenen ihre Anhänglichkeit oft genug bethätigen konnte.

Gerade in der Lyrik wird man oft beobachten können, wie nahe sich das Genie und der bessere Dilettant berühren. Goethe's „Ueber allen Gipfeln" hätte nie ein bedeutendes Talent schreiben können wie vielleicht Konrad Ferdinand Meyer. Denn das Talent hat zu viel Persönlichkeit, Eigenart. Dagegen hätte ein Dilettant es vielleicht finden können. Das Genie hat das Individuelle darin abgestreift, ins Allgemeine, Typische das Ganze verklärt und erweitert. Das Talent, das in den Grenzen seiner Eigenart bleibt, vermag das nicht. Der Dilettant, der an sich wenig oder nichts Individuelles hat, kann viel eher unbewußt das Sprachrohr einer ganzen Volksseele werden. Deshalb haben wir die Thatsache, daß ganz unbedeutende Poeten ein einziges Lied schreiben, das wie ein Wunder aus all ihren übrigen Reimereien hervorleuchtet. Julius Sturm ist nicht so begnadet worden. Wol trifft man Lieder bei ihm, die schon jetzt frei von ihrem Schöpfer, losgebunden von seinem Namen herumvagabundiren. Aber es ist keins dabei, das eine Erlösung für die Nation wäre. Für das Volk, recht hübsch volksthümlich, d. h. allgemein verständlich und schlicht, hat Sturm geschrieben, der Nation etwas zu geben gelang ihm nicht.

Sturm ging in seinem ganzen Dichten immer mehr vom Gefühl oder der Idee aus, als von der Anschauung. Die weitaus meisten seiner Lieder entstanden genau so wie seine Predigten: er legte ein Textwort zu Grunde und führte es aus. Das ist für ihn bezeichnend. So tragen viele Lieder als Ueberschrift den Hinweis auf Bibelstellen: Psalm 20, 6; Jesaias 41, 10; Offenbarung 3, 11; Epheser 5, 14 u. s. w., um nur aus seinem letzten Buche zu citiren. Manchmal ist das Gedicht dann genau disponirt wie eine Rede. Der Spruch Jesaias 41, 10 lautet: „Ich bin mit dir; (weiche nicht), denn ich bin dein Gott. Ich stärke dich; ich helfe dir u. s. w." Jeder dieser vier coordinirten Sätze beginnt eine Strophe des Sturm'schen Poems. Oft muß die Bibelstelle in wörtlicher oder nur leise dem Versmaß zu Liebe umgebogener Wiedergabe auch den Beschluß machen.

Andern Liedern dienten bekannte Gedichte zum Vorbild. Sie wurden nach einer hin und wieder direct vom Verfasser angegebenen Melodie gemacht. Und ohne zu wählen übernahm Sturm dabei Anschauungen, Worte, Verse von andern Dichtern. Er beginnt fröhlich: „Wenn die Schwalben südwärts ziehn" trotz Herloßsohn; er singt: „Dort bei Marien Kapell" und „Da kam der Wind, da sprach der Wind", als ob Mörike überhaupt nicht gelebt hätte; er hebt an: „Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm" und vergißt die Anführungsstriche. Auch sonst ist Rückert manchmal zu merken, nicht weniger Chamisso, den Sturm hoch in Ehren hielt. Ein Uhland-Preisgedicht muß beginnen: „Wenn heut ein Geist herniederstiege"; eins der „Frommen Lieder":

Mein Gott, ich bitte nicht,
Daß du in diesem Leben
Mir Freuden, Ehre, Macht
Und Reichthum wollest geben.

Choräle, die wir alle gesungen haben, benutzte Sturm, ohne zu zögern. „Wohl dem, der seinem Gott vertraut"; „Auf und mache dich bereit"; „Auf, dankt ihr Christen fern und nah"; „Eins ist noth" u. s. w. u. s. w. lauten Anfänge Sturm'scher Lieder. Ein anderes schließt wörtlich:

Und Christus ist sein Leben
Und Sterben sein Gewinn.

Eine dritte Serie Gedichte besteht aus Glossen und Paraphrasen zu einzelnen bekannten Strophen. So führt Sturm z. B. die ersten vier Zeilen des Mörike'schen „Laß, o Welt, o laß mich sein" in vier Strophen aus, so zwar, daß jede Strophe Sturm's mit einem Mörike'schen Vers beginnt. Ebenso macht er es mit vier Zeilen Walther's. Er paraphrasirt die Inschrift „Licht, Liebe, Leben" auf Herder's Grab; verschiedene Verse von Thomas a Kempis, ja sogar Verse von dem jüdischen Dichter Gabirol. In seinem letzten Buche „In Freud und Leid" ist ein ganzer Abschnitt „Glossen nach Versen lateinischer Hymnen" enthalten.

Es hängt das mit der dichterischen Wesenheit Julius Sturm's zusammen, und wer es begreift, wird es nicht tadeln können. Er hatte, wie gesagt, keine Eigenart, er griff in den Volksschatz, es kümmerte ihn nicht und brauchte ihn nicht zu kümmern, daß andere genau so oder ganz ähnlich manches gesagt hatten. Ihm genügte es, daß es sein Gefühl ausdrückte, daß dieses Gefühl sich so zwanglos, so verständlich, so hübsch in Worte kleidete. Er stand eben auf genau demselben Niveau wie der Durchschnitt des Volkes. Und gerade weil er nicht lange suchte, empfand dieses Volk seine Dichtungen als etwas Bekanntes, Vertrautes, und empfing sie herzlich, wie es jetzt die Ambrosius herzlich empfing.

Wie ganz sich Sturm auf diesem allgemeinen Volksniveau befand, beweisen am besten seine Vergleiche. In allen seinen Büchern findet sich kaum ein einziger, den

nicht jeder Deutsche schließlich auch hätte schreiben können. Er nahm die Bilder eben wie er sie vorfand, er prägte kein neues. Charakteristisch dafür ist ein „Lied“ aus seinen „Gedichten“. Es hat vier Strophen und führt vier Vergleiche aus. Der erste: der Liebsten Augenpaar ist klarer als die Quelle; der zweite: ihre Wangen blühen schöner als Rosen; der dritte: ihr Haar ist goldener als die Sonne; der vierte: ihre Stimme ist süßer als die Nachtigall. Oder aus einem andern Liedchen: höher als der Himmel, tiefer als die See, schneller als der Wind, leuchtender als die Sonne. Ein kleiner Junge, dem ich die ersten beiden Worte immer sagte, fiel genau sofort wie Sturm ein. Nur statt „schneller als der Wind“, rief er „schneller als die Eisenbahn“. Dafür gehört er eben einer andern Generation an. Und nun vergleiche man dagegen einmal ein Bild, das ein wiederum gar zu eigenartiger Poet braucht, Carolath. Er nennt die Augen nicht klar wie ein Quell, sondern sagt: „Ihr dunkles Auge mahnt an Lampen, die durch Alabaster brennen.“ Das Bild, das dem Milieu eines Prinzen entspricht, wird dem Volke ewig fremd bleiben, während das Sturm'sche wiederum deshalb bedeutungslos bleibt, weil es schon zu abgegriffen, zu sehr gangbare Münze ist.

Julius Sturm war ein bescheidenes Talent und ein bescheidener Mensch. Ein Mensch, dem gegenüber man erst ein überlegenes Lächeln zeigen möchte und den man doch schließlich beneidet, weil er keine Unrast kennt. Er war, so paradox es klingen mag, ein Kind seiner Zeit. Man kann ihn historisch fassen, in die Entwickelung der Literatur einreihen. Nur daß er nicht die Zeit formte, sondern nur der Zeit entsprach. Sein starker Glaube verknüpfte ihn mit dem Volke, vor allem mit dem Volke, wie es sich nach 1848 darstellte. Wie die meisten der ältern Generation, wie die Spielhagen, Storm, Putlitz, Bodenstedt, Hammer, Roquette, Scheffel, Gerok, Redwitz u. s. w. trat er mit den Schöpfungen, die ihm seinen Erfolg verschafften, in den funfziger Jahren auf. Und wie die meisten der Genannten, mußte er mit seiner Generation versinken. Dichter wie er feiern ihre Triumphe nur in und mit ihrem Geschlecht, weil sie ganz das Niveau nur dieses Geschlechts bezeichnen.

Sturm wußte das und es drückte ihn nicht. „Laß dir genügen!“ hatte er in seinem Buche „Gott grüße dich!“ sich selber zugerufen. Wenn er kein Strom sei, hatte er philosophirt, könne er ja als Fluß durch Mühlenräder jagen. Wenn er auch dafür zu schwach wäre, könne er als Bach Blumen und Wiesen tränken, und ginge auch das nicht, dann wollte er nur mit frischem Trunk wandernde Gesellen laben. Und wer wollte es dem nun entschlafenen Dichter abstreiten, daß er vielen Mühseligen und Beladenen mit seinen innigen, sangbaren, schlichten Liedern wirklich einen erquickenden Trunk gegeben, verzagende Herzen gestärkt, gläubige erfreut und befestigt hat! Er hat weiter die unvergänglichen Güter der Nation wenn nicht bereichert, so doch ehrlich und treu bewacht. Er hat für sein Deutschland gekämpft und gebetet; in den Jahren 1846—52 hat er heißherzige Lieder geschrieben. Die Herren mit dem ubi bene ibi patria-Motto hat er ohne Beschönigung mit rechtem Namen genannt: „Lumpe“, und das Lied, das er mit den Worten „Deutschland für immer!“ beginnt, ist ein gut und ehrlich Lied. Und weil er einst über sein Vaterland geweint, durfte er auch um so begeisterter mit ihm jubeln. Das soll klar und deutlich auf der Ehrenkarte stehen, die man ihm schreiben muß.

Zwei Proben aus dem Buche, das er selbst nicht mehr in Händen halten sollte, mögen bezeugen, wie sein freundliches Talent ihm bis ins hohe Alter treu blieb:

Der Quell der Offenbarung.

Unaufhörlich rauscht ein Bronnen,
Rauscht bei Tag und Nacht,
Hat, wie lang er auch geronnen,
Nie sein Werk vollbracht.

Immer neue Durst'ge kommen,
Schöpfen mehr und mehr,
Und da hab' ich nie vernommen,
Daß der Brunnen leer.

Und ein zweites Gedicht, das weniger gelungen ist, aber nicht nur für Sturm charakteristischer, sondern auch deshalb interessant, weil es eins seiner letzten ist:

Allezeit fröhlich.

1. Theff. 5, 16.

Fröhlich, wenn Freude
Sich uns enthüllt,
Fröhlich im Leide
Von Hoffnung erfüllt.

Fröhlich in Sorgen,
Kummer und Noth;
Fröhlich im Sterben,
Fröhlich im Tod.

Welt dir zum Trotze,
Zweiflern zum Spott:
Allezeit fröhlich,
Fröhlich in Gott.

Vielleicht sollte man Sturm besser einen Sänger nennen als einen Dichter. Die Mitwelt wand ihm Kränze und dankte ihm. Solange er lebte, sang er. Und vorahnend hatte er in seinem Buche „Natur, Liebe, Vaterland“ mit Béranger gesprochen:

Nur im Gesange lebt der Sänger
Und wird vergessen, wenn er schweigt.

Am 21. Juli d. J. sollte er seinen achtzigsten Geburtstag feiern. Der Gott, dem er sein ganzes Leben gedient, rief ihn früher ab. Doch hier und da wird man im deutschen Vaterlande an diesem Tage seiner mit Liebe gedenken. „Wer hat je mehr erbeutet?“ fragt Storm. Er hat ein bescheidenes Leben gelebt, aber ein Leben, das sich zu leben lohnte.

Karl Busse.

Heinrich von Treitschke.

Das deutsche Volk und die deutsche Wissenschaft hat einen schweren — man darf wol sagen: einen unersetzlichen — Verlust erlitten: Heinrich von Treitschke, der Geschichtschreiber des deutschen Volkes, ist von uns gegangen. Es ist, als läge ein Unstern auf allen den Versuchen, die Geschichte des jungen Deutschen Reiches auf dem festen Grunde wissenschaftlicher Forschung zu schreiben. Sybel vermochte sein groß angelegtes Werk nicht zu Ende zu führen, weil politische Rücksichten ihm jählings in die Feder fielen, Treitschke's rastloser Arbeit gebot die Hand des Allmächtigen Halt, ehe er noch die Grenzen des großen Bismarck'schen Zeitalters erreicht hatte, deren Darstellung die Krönung seiner „Deutschen Geschichte" sein sollte. Für Sybel's nüchtern wissenschaftliches Werk wird sich vielleicht in späterer Zeit, wenn der Werth streng wissenschaftlicher Arbeit geschulter Historiker auch an den Stellen gewürdigt werden wird, wo man jetzt die hehre Göttin der Geschichte zu einer Dienerin der Politik und der Staatsraison erniedrigt hat, ein Fortsetzer finden — wer aber möchte Treitschke's Werk fortsetzen? Es ist so ganz ein Werk aus einem Gusse nach Anlage, Darstellung und Sprache, daß der Unterschied zwischen dem Schöpfer des Werkes und seinem Vollender augenfällig zu Tage treten müßte, wenn dieser nicht mit den gleichen Gaben des Geistes und des Herzens ausgestattet wäre, die jenen zu dem machten, was sein Ruhmestitel sagt: zum Geschichtschreiber des deutschen Volkes. Die Natur pflegt sich nicht zu wiederholen. Es gibt nur einen Treitschke, wie es nur einen Luther, einen Wilhelm I. und einen Bismarck geben wird. Uns, den Ueberlebenden, geziemt es, dem geschiedenen Meister geschichtlicher Auffassung und Darstellung ein wehmüthiges „Habe Dank!" in die Gruft nachzurufen, diesen Dank aber auch durch die That zu bewähren, indem wir uns in das Studium seiner Schriften liebend versenken und uns von ihnen durchglühen lassen mit der heiligen Flamme vaterländischer Begeisterung, die in ihm loderte und die in den Herzen seiner zahlreichen Schüler die Liebe zu Kaiser und Reich, zum deutschen Vaterlande entzündete. Er wußte mit seiner Rede die Herzen zu leiten wie die Wasserbäche, und wenn ihm auch infolge seines Gebrechens der mündliche Verkehr mit seinen Schülern und Amtsgenossen fast versagt war, so sind doch von ihm in seinen Vorlesungen Segensströme ausgegangen, deren Wirkungen wir, will's Gott, noch an dem jüngern Geschlechte erleben werden. In Treitschke vereinigten sich Politik und Geschichte zu einer wundervollen Mischung. Wenn er mit Leib und Seele Unitarier war, so hatte die genaue Kenntniß der Geschichte Deutschlands ihn dazu gemacht. Niemand vermochte so wie er das Elend der Scherbenstaaterei zu zeichnen, in dem Deutschland Jahrhunderte hindurch seine beste Kraft verzettelte, dem Ausland ein Spott, sich selbst zum Fluche. Da sind ihm oft bittere Worte beißenden Hohnes und tiefer, sittlicher Entrüstung über die Lippen und aus der Feder geflossen, und manchen harten Tadel aus den Kreisen der deutschen Particularisten hat er sich gefallen lassen müssen, weil sich nur langsam in den deutschen Kleinstaaten die Erkenntniß Bahn brach, daß die Zerfällung des deutschen Volkes in eine Fülle von Nationen und Natiönchen nur dann erträglich war, wenn eine mit den nöthigen Vollmachten ausgestattete Centralgewalt alle die centrifugalen Kräfte, die in deutschen Landen thätig waren, in den Dienst der Gesammtheit zwang. Ihn, der Sachse war von Geburt, schalt man wol einen preußischen Particularisten, er selbst lehnte eine solche Bezeichnung ab. Er sah zwar in Preußen den Staat, der durch seine Geschichte und durch die in ihm wirkenden starken und lebenschaffenden Kräfte zur Führung in Deutschland berufen war, aber jede Erstarkung Preußens war nach seiner Ansicht ein Gewinn Deutschlands. Denn er war in seinem Herzen immer ein Deutscher, und die Regungen eines exclusiven preußischen Particularismus hat er immer mit Sorgen betrachtet, wenn er ihnen auch eine höhere Berechtigung zuerkannte als den particularistischen Velleitäten, die sich in den kleinen deutschen Staaten offenbarten.

Bei dem Reichthum seiner geschichtlichen Kenntnisse, bei der seltenen Begabung zu klarer, hinreißender Rede, war Treitschke wie kein anderer geschaffen, im Deutschen Reichstage seine Stimme zu erheben. Er mag schwere Bedenken gehabt haben, eine Wahl zum Reichstage anzunehmen: was sollte er, der Harthörige, im Parlament, wo es galt, das mit dem Ohr Vernommene geistig zu verarbeiten und dem politischen Gegner mit schlagfertiger Rede entgegenzutreten? Aber wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Gute Freunde — und deren hatte Treitschke wahrlich mehr als genug — halfen aus. Sie setzten, indem sie die Argumente der Redner in kurzen Worten notirten, den tauben Freund in den Stand, den Verhandlungen zu folgen, und wenn er auch nicht allzu häufig das Wort ergriff, so sprach er doch nie, ohne tiefen Eindruck auf seine Hörer durch die Gewalt seiner Rede und die Wärme der nationalen Empfindung auszuüben. Denn jedes hohle Pathos lag ihm fern; was er bot, war Wahrheit, die jeden falschen Schein verschmähte. Alle seine parlamentarischen Reden — sie sind auf den einen Ton der Liebe zum Vaterlande gestimmt: immer und überall steht ihm seine Größe, sein Ruhm, seine Ehre vor Augen; nie mochte und konnte er in seinem starken, sittlichen Empfinden dafür Verständniß gewinnen, daß im neuen Deutschland die materiellen Interessen seit dem Rückgange des Idealismus und der Begeisterungsfähigkeit so oft in den parlamentarischen Berathungen den Ausschlag geben. Bittere Enttäuschungen

sind ihm da nicht erspart geblieben. Die Ereignisse von 1866 hatten ihm zwar nicht die Erfüllung aller seiner patriotischen Hoffnungen gebracht — er hätte ein stärkeres Wachsthum Preußens auf dem Wege der Annexion gewünscht, — aber der gemeinsame Krieg aller deutschen Stämme und die Errichtung eines Deutschen Reiches, das alle Staaten Deutschlands durch einen festgeschmiedeten Verfassungsring aneinander schloß, ließen den „hartgesottenen" Unitarier milder denken über die deutschen Kleinstaaten, und er erwartete fortan von der unerbittlichen Logik der Thatsachen, was ohne Anwendung von Gewalt nach der Blutbrüderschaft von 1870/71 nicht mehr zu erreichen war: die Einigung Deutschlands zu einem Gesammtstaate. Freudig konnte er sich so in den Dienst des Reiches stellen, wie es aus welterschütternden Ereignissen heraus entstanden war, und wenn an der Spitze des Aufrufs zur Errichtung eines Nationaldenkmals für Heinrich von Treitschke Fürst Bismarck steht, so wird dem Gestorbenen von dem Manne der Dank, dem er vom Anfange seiner Ministerlaufbahn an ein treuer Bundesgenosse war bei allen Kämpfen für Preußens Ruhm und Deutschlands Ehre. Um so mehr aber befremdete es ihn, als er sah, daß die Deutschen so schnell nach den großen Ereignissen von 1870/71 des Jammers und Elends ihrer traurigen Vergangenheit vergaßen, daß im Deutschen Reichstage sich starke Parteien entwickeln konnten, deren rechtes Lebenselement die Opposition und Negation war, daß die Begeisterung für Kaiser und Reich und den Ausbau der nationalen Institutionen allmählich zurücktrat unter dem Einflusse wirthschaftlicher Interessen, daß schnöder Undank schließlich der Lohn unerhörter Arbeit und unerhörter Leistungen ward.

An dem parlamentarischen Leben hat sich Treitschke activ betheiligt vom Jahre 1871 bis zum Jahre 1884; nach 1884 gehörte er wol noch dem Reichstage an, aber er fühlte sich unter den Kämpfern für materielle Interessen mehr und mehr wie ein Prediger in der Wüste und suchte Trost gegen die Misèren des Alltagslebens im Studium der Geschichte. Jetzt liegen seine parlamentarischen Reden in einem handlichen Bande*) gesammelt vor uns. Es sind ihrer nur siebenundzwanzig — kürzere Reden und persönliche Auseinandersetzungen hat der Herausgeber nicht mit aufgenommen —, aber jede von ihnen ist ein Meisterstück wahrer Beredsamkeit, hinreißend durch die Glut der Begeisterung, reich an politischen Gedanken, historischen Aperçus und leuchtenden Geistesblitzen, fesselnd durch eine seltene Beherrschung der deutschen Sprache, wie sie auch dem Geschichtschreiber Treitschke eigen ist. Es ist kaum möglich, einzelnes hervorzuheben; wir hoffen, daß recht viele Leser d. Bl. die bescheidene Ausgabe nicht scheuen, die der Ankauf dieses Buches ihnen verursacht; wir sagen ihnen voraus, daß sie sich damit einen Schatz für Geist und Gemüth erwerben werden, der reichlich Zinsen trägt.**)

Horst Kohl.

*) Reden von H. von Treitschke im Deutschen Reichstage. Mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben von Dr. Otto Mittelstädt. Leipzig, S. Hirzel. 1896. 8. 2 M. 40 Pf.

**) Zur Berichtigung: S. 148, Z. 18 und 19 v. u. ist falsch interpunktirt. Man interpunktire: „Der Herr Abg. Berger sagte neulich, es hätten alle gerufen [sc. Beifall]. `Das ist ein wenig zu viel [erg.: gesagt]. Aber zugeben will ich ꝛc." Die Worte: „Das ist ein wenig zu viel" sind aufzufassen als eine Berichtigung der Behauptung des Abg. Berger, daß alle Interessenten dem Umschwung der Handelspolitik zugestimmt hätten.

S. 151, Z. 7 v. u.: mit „diese naive Verwechselung" wird der Satz weiter geführt, der mit den Worten: „Jene junkerhafte Anschauung" eingeleitet wurde; es ist also nach „heute" ein Gedankenstrich (—) zu setzen und der Satz mit „diese naive Verwechselung" weiter zu führen. Dem entspricht auch die Construction.

Aus der Erzählungsliteratur.

1. Zollern-Nürnberg. Roman. Von Karl Theodor Zingeler. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1896. 8. 4 M.
2. Unter Kosaken. Erzählung. Von E. Juncker (Else Schmieden). Berlin, Otto Janke. 1896. 8. 6 M.
3. Zwischen engen Gassen. Roman. Von Hermann Heiberg. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1896. 8. 5 M.
4. Das Sabinergut. Roman. Von Eduard Bertz. Zwei Theile in einem Bande. 10.—12. Tausend. Berlin, Verein der Bücherfreunde (Schall u. Grund). 1896. 8. 5 M.
5. Sibilla Dalmar. Roman aus dem Ende unseres Jahrhunderts. Von Hedwig Dohm. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1896. 8. 4 M.

Die Erzählungen, die sich diesmal zusammengefunden haben, dürfen wenigstens das eine Lob alle erhalten, daß keine darunter ganz werthlos ist. Ich habe sie so geordnet, daß ich die altmodischste zuerst, die modernste zuletzt besprechen werde. — Karl Theodor Zingeler's Roman „Zollern-Nürnberg" (Nr. 1) wandelt wieder in den beliebten Spuren Gustav Freytag's, insbesondere der „Ahnen". Er erweckt zweifellos weniger Bedenken als van Horst's „Apostelfürsten". Von Anfang bis zum Ende hält er sich auf etwa gleicher — nicht imponirender, aber immerhin anständiger — Höhe, und wenn die zweite Hälfte mehr Interesse erweckt als die Anfangskapitel, die mir etwas reichlich conventionell vorkommen wollten, so liegt das theilweise in der Natur der Sache. Daß die Charaktere im höhern Sinne eigenartig wären, möchte ich nicht behaupten; aber sie werden uns im wesentlichen glaubwürdig, sind gut miteinander contrastirt und erwecken mehr oder weniger Interesse. Den historischen Mittelpunkt findet der Roman in Friedrich Barbarossa, und zwar werden wir in die Zeit der Schlacht von Legnano geführt. Aber für die Handlung im engern Sinne treten der Kaiser und sein Kreis zurück; für diese sind die Hauptpersonen der junge Graf Friedrich von Zollern mit den Seinen und die edle Lichtgestalt Hartmann's von der Aue. Barbarossa's imponirende Größe

und feste Ruhe im Unglück treten schön und wirkungsvoll hervor; man erquickt sich an diesem echten Mannesbild, wenn es auch den Reiz der Gestalt Friedrich's II. in Dove's „Caracosa" nicht zu erreichen vermag. Auch sonst bietet uns Zingeler eine ziemliche Reihe von theilweise derbkomischen, theilweise tiefernsten und dann wieder heiter gemüthvollen Scenen, die man mit wirklichem Genusse liest. Dahin gehören z. B. des alten Grafen Heinrich von der Aue Auftreten vor dem Gangericht, die Kämpfe des verworfenen Strauchritters Anwinger mit Meister Reinhardt dem Schmied und seinen hünenhaften Söhnen und der Zweikampf des braven Stauffenburgers mit dem Grafen Veringer. Als Ganzes reicht freilich auch Zingeler's Roman an sein Vorbild nicht heran, und selbst in den schon citirten „Apostelfürsten" ergreifen einzelne Partien vielleicht tiefer als die schönsten bei Zingeler; aber dieser hat dafür ein harmonischeres Werk geschaffen.

E. Juncker's „Unter Kosaken" (Nr. 2) verräth fast überall die talentvolle Schriftstellerin, der die Reize wie die Schrecken der Steppe aus eigener Anschauung bekannt geworden sind. Auch für die Menschen, die sie in jener fremdartigen Umgebung uns vorführt, weiß sie unser lebhaftes Interesse zu erregen. Der entscheidende Theil der Erzählung spielt in dem Hause eines russischen Kosakengenerals in Jekaterinodar; seine Familie und seine militärische Umgebung bilden den Kreis, in dem die Heldin, die deutsche Erzieherin Marie Wendt, ihre Eigenart, ihren innern Werth zu zeigen hat. Und dieses Mädchen hat wirklich etwas im höhern Sinne Fesselndes; die Verbindung eines fast phantastischen Drangs, Neues und Interessantes zu erleben, mit einem klaren Verstand und einem festen Charakter, die sie auszeichnet, wirkt zugleich interessant und glaubwürdig; mit starker Theilnahme verfolgen wir die Entwickelung ihrer Neigung zu dem deutsch-österreichischen Fürsten Lichtenstein. Wir halten es auch durchaus für möglich, daß die beiden glücklich miteinander werden; ein entschiedener Widerspruch der Aeltern des Fürsten wäre wol um so weniger zu befürchten gewesen, als Marie aus einem alten Grafengeschlecht stammt und erst ihr Vater als hoher Geistlicher den Adel abgelegt hat. Aber freilich ist der Fürst eine von jenen Persönlichkeiten, für die jedes Weib von eigenartigem Reiz etwas unwiderstehlich Anziehendes hat, die gerade so leicht besiegt werden, wie sie selbst siegen. So raubt er denn auf der eiligen Heimreise zu den Aeltern, die ihm deren Einwilligung zur Ehe mit Marie bringen soll, ein knospenhaftes Zigeunermädchen, die er vorher nur einmal flüchtig gesehen hat. Er vergißt um ihretwillen eine Zeit lang Marie, und diese erfährt durch einige Offiziere, die als Gäste nach Jekaterinodar kommen, den „neuesten tollen Streich" des Fürsten. Ohne ihm zu zürnen — denn sie hat immer gewußt, daß ihm ein fester Charakter fehle, daß er nicht unberührt geblieben sei von der Fäulniß russischer Verhältnisse, auf die im Roman manches gute Schlaglicht fällt — fühlt sie doch, daß sie nun nicht die Seine werden könne; auch bei einer letzten Zusammenkunft, die sie ihm gewährt, vermag er sie nicht andern Sinnes zu machen; er muß schweren Herzens auf sie verzichten. — Erst nach zwanzig Jahren sehen sie sich wieder. Lichtenstein hat unterdeß eine standesgemäße Ehe geschlossen, bei der das Herz nicht mitzusprechen hatte; Gichtleiden hat ihn gebrechlich gemacht. Marie finden wir wieder als Witwe eines deutschen Kommerzienrathes, dem sie ihre Hand gereicht hat, um seinen Kindern erster Ehe eine treue Mutter sein zu können; ihren schönen Lebensmuth haben ihr alle schweren Erfahrungen nicht zu rauben vermocht. — Was mich an dem Roman, so sehr ich seine Vorzüge anerkenne, bedenklich stört, das bildet vielleicht für manche Leser gerade einen besondern Reiz: ich meine den Umstand, daß Marie ihre Schicksale durch eine kluge Wahrsagerin im voraus erfährt und daß, damit nicht genug, auch der Fürst sich, als er zum ersten mal das Zigeunerlager betritt, durch eine innere Stimme gewarnt fühlt; ja jenes Mädchen, das er später entführt, sagt ihm schon bei dieser Gelegenheit voraus, daß er sie bald wiedersehen und ihr dann nicht entrinnen werde, und diese Prophezeiung erfüllt sich nur dadurch, daß Lichtenstein einen halben Tag länger, als er bis zum letzten Augenblick beabsichtigt hatte, in Jekaterinodar bleibt. Das leichte Hineinspielen geheimnißvoller Beziehungen ließe auch ich mir gern gefallen; es paßt zu der ganzen Umgebung, in die wir geführt werden. Aber gegen die mehrfach und in fast plumper Weise entscheidende Rolle, die diese Dinge spielen, regt sich bei mir doch entschiedener Widerspruch; die Verfasserin hat dadurch den künstlerischen Werth ihrer Erzählung geschädigt.

Aus andern Gründen habe ich Hermann Heiberg's Roman „Zwischen engen Gassen" (Nr. 3) mit getheilten Empfindungen gelesen. Wieder ist das Talent des Verfassers unverkennbar; wieder erregen die Personen unser Interesse und zeigen sogar theilweise eine gewisse Eigenart. Dieses letztere gilt vor allem von Sigrid Aakjer; in geringerm Maße auch von ihrem Bruder Günther und von Max Horst, und Sibylle ist jedenfalls mit großer Natürlichkeit geschildert. Auch die Handlung ist nicht uninteressant, und endlich finden sich auch rein sprachlich genommen viele sehr gelungene Stellen. Aber zu einem harmonischen Gesammteindruck kommt es doch nicht. Das liegt an verschiedenen Dingen. Wo Heiberg komisch wirken will, gibt er uns — man vergleiche Fräulein von Oehring — Caricaturen; Günther Aakjer's verschmähte Geliebte Cäcilie Moldorup in ihrem wahnsinnigen Zorn vermag er uns nicht vollständig glaubwürdig zu machen: wenigstens nach dem verfehlten Revolverschuß gegen jenen müßte sie sich zu größerer Milde bekehren; der Schlußeffect ist rein theatralisch. Vor allem aber stößt sich jede feinere Empfindung daran, daß Heiberg's Personen alle gelegentlich — manche recht

oft — wie ein Buch, d. h. völlig unnatürlich, reden. So coramirt der Gymnasiast Max Horst den Backfisch Magna Trillup:

Sie hatte ich unter der Heerde der Wollschafe, die täglich in dem Putepot'schen Stalle herummeckern, für die einzige gehalten, die dort nicht hingehört. Von Ihnen hatte ich eine ganz andere, ja die höchste Meinung gehabt. Aber wohlan! Irren ist menschlich! Leben Sie wohl! Sie sind sicher, daß Sie von mir nie wieder belästigt werden.

Derselbe sagt später überlegen von dem Verfahren einer hohen Behörde:

Es gilt der Grundsatz: wer sich nicht bückt, muß durch einen Gliedermenschen ersetzt werden!

Und Günther verbricht diesem seinem jungen Freunde gegenüber die Tirade:

Aber diese Sorte möchte Gott noch übertrumpfen. Sie verzerrt sein erhabenes Bild, indem sie ihre gemeinen, weil unduldsamen, Regungen zu göttlichen Gesetzen erheben. Beuge dich diesen frevelhaft auftretenden Welt- und Gottverbesserern nicht! Nähre deine reine, keusche Liebe weiter! u. s. w.

Ja sogar Sigrid, die im ganzen so Natürliche, versteigt sich gelegentlich zu bedenklichen Expectorationen. So sucht sie Ottilie von Oehring mit folgenden Worten ihren Standpunkt klar zu machen:

Diebstahl, Mord — meist begangen in der Noth, im Affect — Leichtsinn, ein Erbtheil des Blutes — Trägheit und ungeregeltes Leben als Mangel an Willenskraft — sind verschwindende Fehler gegen die Verleumdung. Dort ist ein Zwang der Leidenschaft, ein Kampf mit dem Naturell; hier aber wird die Sünde durch nichts genöthigt! — Gäbe es noch eine Folter, so müßte solcherlei Gezücht für solche Niederträchtigkeit zwischen den Schraubstock genommen werden! —

Auch macht sich häufig genug das echteste Papierdeutsch breit, oder der Stil wird sonst gesucht. Ich denke an Stellen wie:

Zunächst gab jeder auf Anlaß des Vorsitzenden die ehrenwörtliche Versicherung ab . . .

Oder:

Die Schwalben jagten nicht mehr, Wetterwechsel in ihren Schwingen spürend, unruhig und tief fliegend um das Rectorhaus.

Oder:

Einige hatten Kuchen und sonstigen Mundvorrath zu fest oder zu lose gepackt, und entweder dem Staub und wechselnder Witterung zu sehr oder gar nicht Rechnung getragen.

Das Vielschreiben rächt sich eben auch an Heiberg; er hat wieder einmal nicht durchgängig die Sorgfalt eines echten Künstlers auf seine Arbeit verwendet. Und eben weil er unzweifelhaft Besseres leisten könnte, muß man derartige Mängel entschieden betonen.

Was wir bei Heiberg vermissen, den harmonischen Gesammteindruck, gerade das weiß uns Eduard Bertz durch sein „Sabinergut" (Nr. 4) in hohem Grade zu geben. Das ist einmal ein wirklich sympathisches Buch. Es zeichnet sich aus durch eine durchaus reine Sprache — heutzutage ein seltener Vorzug —, durch eine von Anfang bis zum Schluß interessante und dabei stets natürliche Handlung, durch eine ganze Reihe von Charakteren, die, mögen sie nun sympathisch oder unsympathisch berühren, jedenfalls Menschen von Fleisch und Blut sind, und nicht zum wenigsten durch eine harmonisch in sich abgeschlossene, von finsterm Pessimismus wie von kindlich-weltfremdem Optimismus gleich weit entfernte Weltanschauung. Bertz gibt dem tiefen Ernst ebenso sein Recht wie dem befreienden Humor und der Satire, die dabei nie so bitter wird, daß sie dem Gesammtcharakter des Buches widerspräche. Der Held, nach dessen Lieblingsidee — er möchte Besitzer eines idyllisch gelegenen Landgutes werden — das Werk seinen Namen empfing, ist der junge Gymnasiallehrer Karl Steffen. Nach dem frühen Tode seiner heißgeliebten Frau und seines einzigen Knaben kann er es in der heimatlichen Lehrthätigkeit nicht mehr aushalten. Am Schluß einer längern Erholungsreise geht er nach England. Dort muß er freilich zunächst um des täglichen Brotes willen Privatunterricht ertheilen, hört aber dann durch eine befreundete Dame von der idealen Colonie Wimbledon — unter den Will Wimbles versteht Bertz im Anschluß an eine Gestalt aus Addison's „Spectator" das Bildungsproletariat —, die ihr Bruder, der edle Schwärmer Sir Austin Bunting, im Staate Tennessee eben begründet hat. Hier hofft er, das längstersehnte Sabinum finden zu können. Der Rest seines väterlichen Vermögens wird zum Landankauf und zur ersten Einrichtung bequem ausreichen. Nach vollendeter Ueberfahrt, die mit vielen hübschen, das edle Wesen Steffen's gut charakterisirenden Einzelzügen geschildert wird, erblickt er in Cincinnati flüchtig ein junges Mädchen, das ihn an die verstorbene Gattin erinnert und deren Bild ihm von nun an nie wieder aus dem Gedächtniß entschwindet. Sie gehört dem zweiten Kreise von Menschen an, in den uns der Roman einführt — ein zarter Verbindungsfaden zwischen beiden ist schon früher gezogen. Der schöne Referendar Dagobert Karmosin hat durch seine äußern Vorzüge — das Assessorexamen zu machen übersteigt seine Kräfte — eine junge Witwe mit nicht ganz unbeträchtlichem Vermögen zur Gattin gewonnen. Doch dies Geld ist bald verbraucht, und Dagobert bleibt nichts übrig, als das Anerbieten seines in Amerika ansässigen Bruders Joseph, der ihm eine Stellung in seinem Geschäft verspricht, anzunehmen. So zieht er denn mit der kränkelnden, schwachen Gattin und mit deren Schwester, der ebenso anmuthigen wie charaktervollen Klotilde — diese ist es, die Karl Steffen flüchtig gesehen hat — nach Cincinnati. Aber alle Versuche Joseph's, den Bruder zu ernster Arbeit zu erziehen und aus seinem leichtfertigen Trinkerleben herauszureißen, schlagen fehl, nur Dagobert's Gattin bewahrt noch ihren Glauben an den „Verkannten"; Klotilde aber bestreitet von ihren Unterrichtsstunden den ganzen Haushalt. — Unterdeß ist Karl Steffen in Wimbledon angekommen; die Wirklichkeit entspricht seinen idealen Träumen sehr wenig; es stellt sich mehr und mehr heraus, daß Sir Bunting das Opfer eines echt

amerikanischen Gaunerstreichs geworden ist. Karl's Farm erweist sich, wie die ganze Colonie, als für Landwirthschaft so gut wie unbrauchbar, und er selbst ist wol zum idyllischen Genießen des Landlebens, aber nicht zur praktischen landwirthschaftlichen Thätigkeit geeignet, am allerwenigsten natürlich solchen Verhältnissen gewachsen. Das erkennt er endlich, nachdem er als Mensch — besonders während einer Typhusepidemie — viel Gutes gethan, aber auch sein Vermögen verbraucht hat; er beschließt durch Stundengeben in Cincinnati sich das Geld zur Rückfahrt zu verschaffen. Da sieht er unmittelbar vor seiner Abreise noch Klotilde wieder, die unterdeß, ohne daß er dies ahnte, die Stelle einer Lehrerin in Wimbledon angenommen hat, um in dieser Temperenzstadt Dagobert von seiner Trinkerleidenschaft zu heilen. Gleich beim ersten Zusammentreffen bricht das Geständniß der Liebe aus ihm hervor und er merkt auch, daß sein Gefühl Erwiderung findet. Doch für jetzt weist ihn Klotilde ab; denn ihr Leben gehört der Schwester. Immerhin findet er Gelegenheit, als Leiter der neuen Volksbibliothek in Wimbledon zu bleiben. Doch bald bricht die Colonie ganz zusammen, durch richterliche Entscheidung wird der Actiengesellschaft, die sie begründet hat, der gesammte Grund und Boden abgesprochen; Sir Austin ist ruinirt und stirbt in seiner Gründung, in die er gekommen ist, um sich zu verantworten. Dagobert verläßt die todkranke Gattin. Diese stirbt, und nun dürfen Karl Steffen und Klotilde einander angehören. Sie kehren nach Deutschland zurück; denn er weiß nun, daß in der Heimat sein Platz ist, und die schwere Lehrzeit ist nicht vergeblich für ihn gewesen, wenn er auch unmittelbar vor Antritt der Rückreise nochmals beweist, daß er ein in äußern Dingen praktischer Mensch trotz alledem nicht geworden ist. Wir wissen: mit Klotilde wird er glücklich werden.

Hedwig Dohm hat in „Sibilla Dalmar" (Nr. 5) einen echt „modernen", d. h. vielfach peinigenden Roman geliefert. Die Heldin ist ein im Kern edler Charakter, aber durch die falsche Erziehung eines oberflächlichen und eiteln Vaters und einer schwachen, allein in der Freude der Tochter ihren Lebenszweck findenden Mutter von vornherein in falsche Bahnen gelenkt. Ihre ersten Liebesverhältnisse — sie ist sehr schön und interessant — verlaufen im Sande; da sie für die Betreffenden nicht reich und nicht vornehm genug ist. Schließlich wird sie die Gattin des reichen Bankdirectors Benno Raphalo und zieht mit ihm von Berlin nach München. Dort stürzt sie sich in ein rauschendes Gesellschaftsleben, das ihr keine Befriedigung bringt, das sie aber auch nicht entbehren möchte. Aus einer halben Liaison geht sie in die andere über; alle bedeutendern Männer, die ihr nahe treten, Graf Ferlani, der livländische Baron Hely, der edle Socialist Albert Kunz, verzehren sich in Liebe zu ihr. Auch die wenigen edeln Frauen ihres Kreises schätzen sie hoch. Sie schwankt zwischen der Hingabe an ihre sinnlichen Neigungen und dem Entschluß der Entsagung. Mit verschiedenen Liebhabern kommt es zu Küssen und Umarmungen; aber vor dem Aeußersten schreckt sie im letzten Moment immer zurück. Schließlich erliegt sie doch den Werbungen von Albert Kunz — wann das geschehen ist, erfahren wir nicht genau — sie fühlt sich Mutter und ist glücklich darüber; denn die beiden Kinder, die sie ihrem Gatten geboren hat, sind ganz jung gestorben. In Rom schenkt sie einem Sohne das Leben; aber nach wenigen Tagen stirbt sie. — Der Roman besteht fast ausschließlich aus brieflichen Mittheilungen Sibilla's an ihre Mutter; viele ästhetische, zuweilen auch sociale Reflexionen — denn Sibilla ist Gefühlssocialistin — sind eingeflochten; schöne Naturbetrachtungen erfreuen wiederholt. — Das Ganze ist ein talentvolles, aber kein erfreuliches Buch; moderne Unbefriedigtheit spricht aus diesem Fin-de-siècle-Roman besserer Art.

Edmund Lange.

Dramatische Werke.

1. Tedeum. Gemüthskomödie in fünf Acten. Von Ernst Rosmer. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1896. 8. 2 M.

Das deutsche Märchen „Königskinder" von Rosmer ist allgemeinem Beifall begegnet. In mehr als einer Beziehung ragte es über die Märchendichtungen hinweg, die uns die literarische Mode der letzten Jahre gebracht hatte. Der Verfasser bietet diesmal ein Drama aus dem täglichen Leben, das zwar gemüthvoll erfaßt ist, aber keine Vorzüge aufweist, die es über den Durchschnitt ernsthafter künstlerischer Leistungen erheben. Gewiß wird niemand von einer solchen Komödie den Duft und Reiz verlangen, der über einer Märchendichtung liegt, aber es fehlt dem Werke des Verfassers auch an denjenigen Vorzügen, die ein modernes Drama zu mehr machen als einem bloßen Abbilde des Lebens oder einem herkömmlichen Theaterstück. Gerade der Stimmungszauber, der das frühere Werk auszeichnete, versagt in dem modernen Stück, oder wo er vorhanden zu sein scheint, da enthüllt er sich bei genauerm Zusehen als gewöhnliche, sicher aber wohlfeile Sentimentalität. Die Komödie enthält eine im Grunde recht hausbackene Geschichte. Bei vielen Stellen hat man die Empfindung, daß der Verfasser mehr gewollt hat, als was poetische That geworden ist. Die Charakteristik ist bestimmt, manchmal grell und überdeutlich; aber immer merkt man, daß die Menschen erdacht, nicht geschaut sind oder daß sie mindestens in der künst-

lerischen Ausführung an dem Punkte stecken geblieben sind, wo die Beseelung erst beginnt. Der Verfasser zeichnet mit stärkern, längern Strichen als Hauptmann, aber weit weniger fein und lebendig; besser als bei diesem Dichter werden die Motive eingeführt und aus ihnen eine wirkliche Handlung aufgebaut, doch geschieht dies ganz mit den alten Mitteln, die nur modernisirt worden sind. Manche Figuren belächeln sich selbst, und mit gutem Grunde, denn auch der Zuschauer belächelt sie als liebe Bekannte. Es ist seltsam, wie hier und da in ganz herkömmlich aufgefaßte Charaktere offenbar sorgsam ersonnene, fremdartige Züge fast dilettantenhaft eingezeichnet worden sind, um zur Modernisirung beizutragen. Der ideale Künstler, die prosaische Frau, der reiche Amerikaner mit der groben Hülle und dem weichen edeln Kern, der Backfisch oder das echte deutsche Mädchen, der talentvolle Sohn im Flegelalter: das sind die alten Bekannten, die in dem Stück erscheinen, und sie sind es doch auch wieder nicht. Gewiß mag eine solche Mischung für das Theaterpublikum klug berechnet sein, aber künstlerisch werden sie dadurch nicht gewinnen. Das Stück beginnt fast herb, mit herausfordernd roh und giftig hingeworfenen Gesprächen, die eine Tragödie ahnen lassen. Aber das Stück hat keinen Stil; es geht in Jubel und Verlobung aus wie nur je ein Lustspiel, und es fehlt an dem Humor. Oder noch mehr wol an der großen Dichtergabe, jene herben und jene behaglichen Züge zu dem zu verschmelzen, was der Titel: Gemüthskomödie, in Aussicht gestellt hatte. Stofflich genommen handelt es sich in dem Drama um das Tedeum von Berlioz, das der Kapellmeister Kron nach Demüthigungen, Entbehrungen und Sorgen aller Art zur glänzenden Aufführung bringt, wodurch er sich Ehre und Stellung, den Seinigen Freude und Glück schafft. Das ganze irdische Moll und himmlische Dur kommt in Rosmer's „Tedeum" indessen nicht zum Vorschein. —

2. Winterschlaf. Drama in drei Aufzügen. Von Max Dreyer. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1896. 8. 2 M.

Eine achtbare Leistung, die Fleiß, Talent und Ernst zugleich beweist. Wenige Personen treten darin auf, aber ihre Charaktere werden mit Liebe, wenn auch nicht sonderlich tief durchgebildet; die Umwelt der Personen ist mit Stimmungskraft erfaßt. Die bis auf den Schluß alltägliche Handlung ruht auf wenigen sehr klaren Motiven. Leuchtende Farben zeigt Dreyer darin nicht, weder in der Seelenmalerei noch in der Führung des Gesprächs, doch stimmt das fahle Licht, wie es in einer Winterlandschaft alle Gegenstände einhüllt, zu dem trüben Schauplatz und zu der beklemmenden Handlung. Ein Försterhaus im Walde ist eingeschneit. Da wohnen der Förster, ein kernhafter, streng denkender Mann, und seine Tochter Trude mit einer Tante zusammen, einem boshaften Weibe, und dem Bräutigam Trudens, dem Forstgehilfen Franz, der ein unangenehmer, sinnlich roher Streber ist. Trude verkümmert in dem eintönigen Leben im Walde, sie sehnt sich nach freierm Schaffen, zumal niemand sie versteht, am wenigsten ihr Bräutigam. Da kommt halb erfroren jemand aus der Welt draußen in das stille Haus des Winterschlafs, der Schriftsteller Hans Meincke; er erzählt von sich und seinem Streben, nichts beschönigend, aber liebenswürdig, frisch und geistig belebt. Dies wirkt auf Trude wie eine Erlösung; sie will hinaus in die Welt, ehe sie sich mit Franz verheirathet, und sie setzt es beim Vater durch, daß er es erlaubt. Franz, der Bräutigam, gibt grollend die Einwilligung. Als Meincke wiederhergestellt das Forsthaus verlassen will, in der Hoffnung, in Berlin Trude ein Arbeitsfeld nachzuweisen, geschieht das Entsetzliche, daß die Tante dem eitlen, sinnlichen Franz zuflüstert, seine Braut sei unbefriedigt, und sie werde im Forsthaus bleiben, wenn sie das Glück der Liebe mit ihm koste. Er folgt nur zu gern dem teuflischen Wink. Trude's ganzes Innere ist damit zerrüttet. Sie erhängt sich mit ihren eigenen Zöpfen. — Trude und der Förster sind die beiden Hauptgestalten; von beiden ist der Charakter des Försters dem Dichter vortrefflich gelungen, damit hat der Dichter seine Befähigung zum Dramatiker deutlich bekundet. Auch die Bühne darf von Dreyer etwas erwarten, er besitzt Talent und schätzt seine Kräfte richtig. Auch die andern Gestalten sind meist gut gesehen, besonders Franz. Etwas zu blasse Farbe und zu wenig Ueberzeugungskraft besitzt Meincke, was sich vielleicht aus der künstlerisch sehr richtigen Absicht erklärt, gerade diesen Charakter im Interesse der andern nicht zu bedeutend und zu glänzend zu bilden. Der Dichter arbeitet sorgfältig und voll Gemüth; er gibt dem Verstand und der technischen Fertigkeit, was ihnen gebührend zukommt, aber nirgends künstelt er und behandelt mit Zartheit auch das durch den Stoff gebotene heikle Motiv, das Trudens Untergang herbeiführt. Eine gewisse Reife waltet über dem Werk, die man selten genug antrifft.

3. Freinacht. Ein Jägerstück in einem Aufzuge. Von Wilhelm Arminius. Köthen i. A., Paul Schettler's Erben. 1896. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Die Anforderungen, die an ein Jägerstück zu stellen sind, kenne ich nicht, den Anforderungen an ein Drama genügt der Einacter von Wilhelm Arminius jedenfalls nicht. Der Verfasser vermag nicht klar zu gestalten, was ihm vorschwebt, er hat dichterische Einfälle, aber keinen dichterischen Plan. Kleine Einzelzüge sind bisweilen ganz ansprechend, das Ganze wirkt verworren, überspannt und oft unfreiwillig komisch. Mit allen möglichen Mitteln wird eine Spukstimmung zu erzeugen gesucht; als dann aber der grausige, wilde Jäger kommt, muthet er gar nicht furchtbar, sondern ehrlich langweilig an. Die Kunstwissenschaft wird gut thun, die Gattung des Jägerstücks erst dann zu begrenzen, wenn sie bessere Proben davon hat, als Arminius zu bieten vermag.

4. Ums Recht. Ein Trauerspiel in fünf Acten. Von Richard Zoozmann. Berlin, Eduard Reußel. 1896. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Artig erzählt und geistreich zusammengestellt, so soll nach etwas unsicherer Quelle Goethe den „Michael Kohlhaas" von Kleist genannt haben. Das würde zeigen, daß er die Größe dieser Dichtung nicht erkannt hat; aber ungefähr so würde das Urtheil über das Drama Zoozmann's zu lauten haben. Der Stoff von Michael Kohlhaas ist von Dramaturgen oft zur Dramatisirung empfohlen worden, freilich meist von solchen, die Kleist nicht kannten. Dieser Stoff, dessen geschichtliche Grundlage bekanntlich nur geringfügig ist, hat ebenso für ewige Zeiten das Kleist'sche Gepräge erhalten wie Wilhelm Tell das Schiller's. Zoozmann suchte mit anerkennenswerther Selbständigkeit den Stoff zu bearbeiten, aber er vermochte dies wesentlich nur dadurch, daß er Wasser in den starken Wein schüttete. Er gibt uns nicht den Besuch des Kohlhaas bei Luther, nicht den absichtlich herbeigeführten Brand von Wittenberg, auch die düstere Scene im „Erzschlosse" von Lützen fehlt. Der Ausklang bei Kleist ist finster, haßerfüllt, aber voll großartiger Züge; Zoozmann schließt wehmüthig, schwach, ohne zu befriedigen. Solange er Kleist folgt, in den ersten Aufzügen, empfängt er (oder der Leser) noch einige Farben von dem Genie; später auf eigenen Pfaden wird Zoozmann lahm und kleinlich. Vor allen Dingen gibt er keine Tragödie des Rechtes; er zeigt nicht, wie Kohlhaas durch die Gewalt der Verhältnisse zum Unrecht gedrängt wird: zwar möchte der verständige Dichter das sehr wohl thun, aber der geringe Künstler kann es nicht zur Ausführung bringen. So thut denn in der Schlußscene Kohlhaas selbst den Mund bedentend auf und erzählt nach schlechter Dichterart, was er gewollt habe: er sei gewachsen in seinem Kampf ums Recht, freilich durch Schuld, er sei aber größer geblieben als seine Schuld. Das sind nichts als Worte und Aufschneidereien, denn Kohlhaas wird bei Zoozmann gegen das Ende immer kleiner und leidenschaftsloser. Die letzte, ganz unerläßliche Spitze fehlt, wie nämlich dem furchtbaren Mann am Schlusse sein Recht wird, indem ihm die Pferde von Gerichts wegen dick gefüttert zugeführt werden, um die er gekriegt hatte, und wie er dann selber freudig seine Schuld auf dem Blocke büßt. In matten Worten wird bei Zoozmann am Schlusse erwähnt, daß Kohlhaas sich stellen wolle. Was soll man aber dazu sagen, daß hier bei Zoozmann der Pflegesohn Kohlhaasens dessen Tochter „Primula" liebt, daß dieser Jüngling Namens Burkhart ein ausgesetztes Kind und zwar ein Verwandter und — Erbe des Junkers von Tronka ist, des gehaßten Feindes von Kohlhaas; daß auf der Tronkaburg herrlich und in Frieden mit der Tochter des Kohlhaas dieser Burkhart als Rittergutsbesitzer lebt, der des Schwiegerpapas Pferde wieder dick füttert und zu dem Kohlhaas schließlich sagt: „Was will ich noch mehr? Mein Recht ist mir geschehen, und mein Schaden ist mir durch meine Tochter wieder erstattet worden, indem du sie zur adeligen Dame erhobst." Das ist so thöricht, daß man darüber lachen könnte, wenn man sich nicht darüber ärgern müßte. Wer Kleist's Novelle kennt, der weiß, daß Zoozmann mit dieser Wendung der Sache einfach Pfuschwerk geliefert hat. — Denkt man an die gewaltigen dramatischen Scenen in der Kleist'schen Novelle, an die Begegnung zwischen dem Knecht Herse und Kohlhaas, an die Scene mit der Aebtissin oder gar an die Luther-Scene, so ist es wahrhaftig keine Schande, dahinter zurückzubleiben, denn es lebt überhaupt kein Dichter, der etwas Gleiches zu schaffen vermöchte, und so ist es selbstverständlich, daß Zoozmann nicht mit dem Maße Kleist's gemessen werden darf; aber wohl kann man verlangen, daß ein Dichter unserer Zeit ein classisches Werk erst in seiner ganzen Größe versteht und wenigstens die Idee vertiefen kann, ehe er daran geht, denselben Stoff zu bearbeiten. Zoozmann ist ein kluger, ernsthaft strebender Dichter, dem gegenüber es wohl angebracht ist, solche Forderung zu erheben.

5. Ausgewählte Schauspiele des Don Pedro Calderon de la Barca. Zum ersten mal aus dem Spanischen übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Professor K. Pasch. Viertes Bändchen. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1895. 8. 1 M. 80 Pf.

Das erste der beiden Dramen, die in diesem Bande vereinigt sind: „Glaube du nicht stets das Schlimmere!", ist wiederholt in fremde Sprachen übersetzt worden, das zweite dagegen: „Morgen kommt ein anderer Tag", erscheint zum ersten mal in einer Uebersetzung. Das verdienstvolle Werk des Professors Pasch, in treuen Uebertragungen die weniger bekannten, aber genialen Dramen Calderon's darzubieten, ist unsern Lesern aus frühern Anzeigen wohlbekannt und wird von uns mit der gleichen Aufmerksamkeit und Anerkennung wie früher verfolgt.

Friedrich Kummer.

Philosophische Schriften.

1. Afrikan Spir, ein Philosoph der Neuzeit. Von Humanus. Leipzig, J. G. Findel. 8. 40 Pf.
2. Denken und Wirklichkeit. Versuch einer Erneuerung der kritischen Philosophie von A. Spir. Dritte Auflage. Erster Band: Die Norm des Denkens. Zweiter Band: Die Welt der Erfahrung. Stuttgart, Paul Neff. 8. 8 M.
3. Moralität und Religion. Dritte Auflage. Recht und Unrecht. Zweite Auflage. In einem Bande. Von A. Spir. Stuttgart, Paul Neff. 8. 4 M.
4. Philosophische Essays. Von A. Spir. Stuttgart, Paul Neff. 8. 4 M.

An die Spitze vorstehender Schriften von Spir haben wir die Skizze gestellt, in welcher ein pseudonymer Hu-

manns für Leser, die mit Spir's Werken noch unbekannt sind, eine kurze orientirende Auskunft ertheilt. Die biographischen Angaben beruhen auf Mittheilungen der Tochter des Philosophen. Danach wurde dieser am 13. November 1837 geboren auf einem Gute in der Nähe der Stadt Elisabethgrad in Rußland. Obwol kein Deutscher von Geburt, steht er in engstem Zusammenhang mit dem deutschen Geistesleben. Im Alter von achtzehn Jahren wurde er Schiffsfähnrich und nahm als solcher an der Vertheidigung von Sewastopol theil. Nach dem Kriege zog er sich auf seine Güter zurück. Seine erste That in der Heimat bestand darin, daß er seinen Leibeigenen die Freiheit gab und jedem ein Stück Land zur Bebauung schenkte. Schon in früher Jugend zeigte er Interesse für Philosophie; die Lektüre von Kant's „Kritik der reinen Vernunft" in der französischen Uebersetzung von Tissot machte großen Eindruck auf ihn. Um tiefere philosophische Kenntnisse zu erlangen, besuchte er mehrere Universitäten in Deutschland, verließ 1862 Rußland, widmete sich von nun an ausschließlich der Philosophie und kannte, wie es in der Lebensskizze heißt, „keine andere Leidenschaft als den Cultus des Guten". Im Jahre 1871 siedelte er nach Stuttgart über und vermählte sich. Aus der Ehe ging eine jetzt noch lebende Tochter hervor. Nachdem er eine Lungenentzündung überstanden hatte, verlegte er aus Gesundheitsrücksichten 1878 seinen Wohnsitz nach Lausanne, später nach Genf. Sein Zustand war fortgesetzt ein leidender, und schon am 26. März 1890 starb er. Kurz vor seinem Tode beschäftigte er sich viel mit dem Unsterblichkeitsgedanken und schrieb eine französische Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele. Beim Herannahen des Todes äußerte er: „Ich weiß nicht, warum die Menschen Angst haben vor dem Tode; es ist eine Wonne zu sterben, wenn man seine Pflicht auf dieser Welt erfüllt hat." Er starb mit den Worten: „Fiat lux!"

Spir's Schriften wurden schon bei seinen Lebzeiten in vier Bände zusammengefaßt, von denen die ersten beiden das Hauptwerk „Denken und Wirklichkeit" umfassen, der dritte Band die Moralphilosophie („Moralität und Religion", „Recht und Unrecht"), der vierte Band eine Anzahl Essays.

Von Seite 13 an gibt Humanus eine kurze Charakteristik von Spir's philosophischen Grundanschauungen. Er hält den Realisten Dühring und den Idealisten Spir für die bedeutendsten philosophischen Denker der letzten dreißig Jahre. Das dürfte mit Fug bestritten werden können; wir erinnern nur an den blos fünf Jahre später geborenen und noch lebenden Philosophen Eduard von Hartmann. Aber außer der idealistischen Richtung hat Spir sicher eine Eigenthümlichkeit, die ihm zum Lobe gereicht, nämlich einfache und klare Darstellung. Humanus schreibt darüber Seite 13: „Die Sprache des Philosophen ist überall einfach und natürlich, und die Darlegung ist klar und durchsichtig, sodaß auch der gebildete Laie dem Denker folgen kann." Auf derselben Seite der Skizze wird Dühring Monist, Spir Dualist genannt. Indessen als Dualist kann Spir nicht in dem Sinne bezeichnet werden, daß er einen Wesensdualismus der Substanzen zwischen Gott und Welt und in der letztern zwischen Geist und Natur annähme; er kennt vielmehr, wie wir später sehen werden, nur eine einzige Substanz, Gott; es handelt sich bei ihm nur um einen Dualismus zwischen empirischer und normaler Natur im Menschen. Durch Constatirung desselben haben nach der Behauptung von Humanus (S. 17 fg.) das religiöse Bewußtsein und die Moral, die Freiheit des Willens und die Verantwortlichkeit für unser Handeln, Recht und Unrecht und das Menschheitsideal eine sichere Basis erhalten; darum liegt nach seiner Ansicht Spir's philosophische Bedeutung nicht in seinem Hauptwerk „Denken und Wirklichkeit", sondern in seiner Moralphilosophie, die in unserer nach neuen Zielen suchenden Zeit von hoher Wichtigkeit sei, indem namentlich die Darlegung der Principien der socialen Wissenschaften, der Rechts- und Volkswirthschaftslehre, der Aufgaben des Staats u. s. w. in der heutigen Zeit der Gärung klärend und zielweisend wirken könnten.

Einen andern Vorzug der Philosophie Spir's findet Humanus Seite 18 darin, daß er sich auf die Erforschung der menschlichen Natur beschränkt. Das führt uns zu näherm Eingehen auf die Werke Spir's selbst, zu dem, was auch wir als ihren Hauptvorzug erachten, ebenso aber auch zu ihren Schwächen. Um jedoch unsere Besprechung in ihrem Umfang nicht zu sehr anschwellen zu lassen, beschränken wir uns auf eine der Grundansichten Spir's, seine Auffassung des Ich. Er behandelt dasselbe im zweiten Buch des zweiten Bandes von „Denken und Wirklichkeit", welcher die Welt der Erfahrung zum Gegenstande hat, während der erste die Norm des Denkens betrifft.

An der genannten Stelle also gilt das erste Kapitel der Natur und der Einheit des Ich. In Nr. 1 (Formulirung der Grundeinsicht) behauptet Spir nach Stuart Mill, die Unzulänglichkeit aller Theorien über das Ich habe ihren Grund mit in der Natur des Gegenstandes selbst, welcher kein rechtes Verständniß zulasse. Man solle also nicht darauf ausgehen, die Thatsachen zu erklären, sondern blos darauf, dieselben genau zu constatiren. „Denn das Erklärenwollen eines Gegenstandes, welcher keiner wirklichen Erklärung fähig ist, ist eben der erste Grund aller falschen Vorstellungen von demselben." Ganz richtig! Aber dennoch versucht unser Philosoph eine solche Erklärung. Nr. 2 trägt die Ueberschrift: „Unser Ich ist keine Substanz, sondern ein Complex und ein Proceß." Wir sind nicht, meint Spir, wir leben, d. h. unser Dasein ist ein bloßer Verlauf, ein Proceß, ein Geschehen. Nicht nur unsere einzelnen Zustände wechseln, sondern unser ganzes Ich oder Selbst, unsere scheinbar beharrliche Persönlichkeit wird jeden Augenblick neu erzeugt durch das Zusammenwirken mehrerer Bedingungen. „Unser Ich besteht vor allem in dem Bewußtsein, in der Erkenntniß seiner selbst; wir sind nur dadurch, daß wir

uns selbst erkennen." Hier haben wir den Grundirrthum Spir's. Wir müssen nämlich im Gegentheil umgekehrt sagen: Nur dadurch erkennen wir uns selbst, daß wir sind. Es ist unmöglich, daß etwas sich selbst erkennt, ohne etwas zu sein. Was Spir zum Beweise seiner These vorbringt, ist unhaltbar. Zunächst sagt er: „Die Sinnesempfindungen gehören nicht zu unserm Ich, weil wir sie als etwas uns Fremdes erkennen." Daraus ist nur der Schluß zu ziehen, daß die Sinnesempfindungen auf eine andere Substanz als das Ich hindeuten, obwol das Ich an ihnen irgendwie Antheil hat und sie von sich aussagt. Noch weniger, fährt unser Philosoph fort, können wir etwas zu unserm Ich rechnen, was nicht im Bereich unserer Wahrnehmung liegt. Zu unserm Ich gehört nur der Inhalt der Wahrnehmung, den wir als unsern eigenen erkennen, Gefühle, Gedanken, Wünsche und ähnliche psychische Erscheinungen. Also ist unser Ich ein Complex dieser Erscheinungen. Dem müssen wir entgegenhalten: daraus, daß diese Erscheinungen zu unserm Ich gehören, folgt nicht dessen Identität mit ihnen; im Gegentheil, wir unterscheiden dabei klar und scharf die Gefühle, Gedanken u. s. w. von dem Ich selbst, zu dem sie gehören. Diesen Einwand macht sich Spir selbst a. a. O., S. 195. Wie begegnet er aber diesem Einwand? Mit genauer Constatirung des wirklichen Thatbestandes, wie er sagt: „Die Zustände einer Substanz können nicht von der Substanz getrennt bestehen." Das ist vollkommen richtig, ebenso falsch jedoch die beigefügte Folgerung: „In und mit ihren Zuständen würde also auch die Substanz gegeben sein." Allerdings ist das unzweifelhaft richtig in dem Sinne: Die Substanz würde gegeben sein als unumgänglicher Träger, Causalprincip, Voraussetzung der Zustände, nicht diese Zustände für sich ohne etwas, dem sie zustehen. Da fragt nun Spir: „Wo finden wir denn eine Substanz in unserer innern Erfahrung?" Wir antworten: in der Erfahrung freilich nicht; aber aus den Daten der Erfahrung erschließen wir die Substanz als den Träger und das Causalprincip ihrer Erscheinungen und Zustände.

Unser Philosoph hält so schroff fest an seiner Ansicht von der Identität der Erscheinungen des Ich mit diesem selbst, daß er sich Seite 197 zu dem Satze versteigt: „Mag auch irgendeine Substanz in uns während des tiefen Schlafes oder während der Ohnmacht fortexistirt haben, diese Substanz sind wir nicht. Denn wir haben in dieser Zeit nicht fortgelebt."

So sehr nun unser Philosoph sich gegen das Ich als besondere Substanz erklärt, gibt er dennoch eine Einheit des erkennenden Subjects in uns zu und nimmt damit seine eigene Auffassung, ohne es zu wollen, zurück. Er sagt Seite 213: „Die Persistenz des Ich beruht auf der Persistenz des Selbstbewußtseins als der Function des erkennenden Subjects." Wie kann das Selbstbewußtsein eine persistente Function des erkennenden Subjects sein, wenn dieses Subject nicht selber persistent ist? Wir stimmen vollständig O. Liebmann zu, wenn er in der „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik", Band 1 von 1892, in seinen „Philosophischen Aphorismen" sagt: „Man hat das Ich analysirt, definirt, construirt, ja man hat es in Ermangelung eines Bessern annullirt. Dabei wird immer wieder vergessen, daß zum Analysiren, Definiren u. s. w. stets ein gewisser jemand gehört, der diese Operationen ausführt." Und gegen Hume, der das Ich nur als „Vorstellungsbündel" (Spir drückt den nämlichen Begriff durch das Wort Complex aus) gelten lassen wollte, weil er bei der Selbstbeobachtung nur ein solches finde, bemerkt derselbe Denker a. a. O.: „Wer oder was hat denn diese interessanten Beobachtungen gemacht? Ist es etwa «das Vorstellungsbündel», von dem das Vorstellungsbündel beobachtet worden ist?"

A. Spir macht sich im ersten Kapitel im zweiten Buch des zweiten Bandes seines Werkes über Denken und Wirklichkeit angesichts seiner Auffassung des Ich den Einwand: „Wenn unser Wesen und Dasein etwas Zusammengesetztes sei, wie könne dann von Freiheit und Verantwortlichkeit die Rede sein?" Beim Menschen sehr wohl, antwortet er auf diese Frage:

> Eben das, was uns auch des Scheins der Selbständigkeit zu berauben scheint, nämlich die Einsicht, daß wir kein wahres Selbst besitzen, daß unsere Individualität ohne eigenen, unbedingten Inhalt und durch Täuschung bedingt ist, bildet in Wahrheit die festeste Grundlage unserer Freiheit und Selbständigkeit. Denn eben diese Einsicht erhebt uns über die Gesetze und Bedingungen unserer empirischen Natur. Haben wir erkannt, daß die Individualität etwas Abnormes enthält und durch die Täuschung bedingt ist, daß das wahrhaft eigene, das normale Wesen der Dinge mithin nicht eine Vielheit von Individuen, sondern eine Einheit, eine Substanz sei, so erkennen wir eben damit, daß auch unser wahres Selbst nicht in unserer Individualität, sondern in der einzig wahren Substanz oder, um das passendste Wort zu gebrauchen, in Gott liegt. Durch dieses Bewußtsein erheben wir uns über alle Natur. Denn nun erkennen wir es eben als eine Forderung unsers wahrhaft eigenen Wesens, nicht den Naturtrieben, sondern Gesetzen höherer Art, nämlich den Normen des Denkens und Wollens, den logischen und den moralischen Gesetzen zu gehorchen. In der Befolgung dieser Gesetze liegt die Freiheit.

Unsere Entwickelung zeigt, daß Spir das menschliche Ich verkannt hat, wenn er es für einen bloßen Complex, nicht für eine Substanz ansieht. So sehr er jedoch behauptet, daß seine theoretische Vernichtung der eigenen Individualität die festeste Grundlage unserer Freiheit und Selbständigkeit bilde, so wenig wahr ist diese Behauptung. Denn wenn unsere eigene Individualität etwas Abnormes enthält und durch Täuschung bedingt ist, so ist das Vernichtung der eigenen Individualität und Substantialität, an deren Stelle die göttliche tritt. Damit fällt auch die Autonomie der praktischen Vernunft, obwol Spir diese ausdrücklich anerkennt (vgl. die Schrift: „Moralität und Religion", viertes Kapitel: „Die Morallehre Kant's"), und damit ist sein ganzes System eben nur der Versuch einer Erneuerung der kritischen Philosophie, der nicht gelungen ist.

Nichtsdestoweniger ist an Spir manches anzuerkennen, vor allem die Form der Darstellung, die seine Schriften für jeden Gebildeten lesenswerth macht, das ernste und eindringliche Streben in der Erforschung der Wahrheit, die Geschlossenheit und Abrundung seines Systems, die sittliche Strenge desselben, seine Abkehr vom Materialismus. Für gebildete Leser empfehlen wir in erster Linie Spir's „Philosophische Essays", die ohne vorangehendes Studium der übrigen Schriften dieses Autors gelesen werden können. Sie sind ein bequemes Mittel zur Einführung in das Spir'sche System und zur Erweckung von Interesse daran. In ihnen werden Probleme behandelt, die zum Theil recht actuell sind, wie in dem ersten Aufsatz: „Zwei Naturforscher (Du Bois-Reymond und Helmholtz) über das Naturerkennen", und in dem dritten: „Versöhnung von Wissenschaft und Religion." Der fünfte Essay: „Von dem Unterschied der normalen und empirischen Natur der Dinge", führt in die Grundgedanken des Spir'schen Systems ein. Wir führen daraus zum Schluß folgende, dasselbe in kürzester Form charakterisirende Stelle an (vgl. S. 120 und 124 der „Philosophischen Essays"):

Der gesammte Inhalt sowol der innern wie der äußern Erfahrung ist so eingerichtet, daß er den Schein einfacher und beharrlicher, seiender Dinge, nämlich eines an sich unveränderlichen, mit sich selbst zu verschiedenen Zeiten identischen Ich und einer Welt unwandelbarer Körper außer uns erzeugt. . . . Was wir von dem Unbedingten, von dem „Ding an sich" wissen, ist nicht aus der Erfahrung, also der „Empfindung" geschöpft, sondern in unserm eigenen Denken und in unserm eigenen Gefühl gegeben, bildet die Norm in beiden (die logische und moralische Norm). Wenn man die gegebene abnorme Wirklichkeit „Erscheinung" nennt, so ist damit gemeint, daß dieselbe nicht etwas schlechthin Selbständiges, Unbedingtes, sondern blos eine, freilich unbegreifliche, das Wesen derselben nicht offenbarende, sondern verhüllende Darstellungsweise des Unbedingten ist.

5. Geschichte der Philosophie im Umriß für Studirende sowie für jeden Gebildeten. Von Dr. Eduard Löwenthal. Berlin, Hannemann's Buchhandlung. 1896. 8. 90 Pf.

Wer dieses Büchlein gelesen, wird dem Verfasser, dem in weitern Kreisen als Vertreter der „Cogitanten" und durch sein System und Geschichte des Naturalismus bekannten Dr. Eduard Löwenthal, das Zeugniß nicht versagen, daß er auf wenigen Seiten über die Geschichte der Philosophie vom grauen Alterthum bis auf die neueste Zeit, sagen wir bis auf Dr. Eduard Löwenthal — denn er kommt darin am Schluß mit funfzehn Zeilen vor — etwas Lesbares geliefert hat.

Die Absicht des Verfassers ist laut Vorrede Seite 6: „die Geschichte der Philosophie in ihren Hauptbestandtheilen derartig zu entwickeln und dem großen Publikum vorzuführen, daß dieses sich damit befreunden kann, während die dabei geübte Kritik auch dem Fachgelehrten Interesse bieten dürfte". Ob die Durchführung dieser guten Absicht Löwenthal so ganz gelungen ist, dürfte zweifelhaft sein. Sehen wir ab von Titelblatt, Vorrede, Register, ferner von der am Schluß auf zwei Seiten gegebenen „Erläuterung der Hauptrichtungen und einiger Grundbegriffe der Philosophie" sowie von dem ebenfalls zwei Seiten umfassenden Namenregister, so ist die gesammte Geschichte der Philosophie in dem vorliegenden Büchlein auf fünfundvierzig Octavseiten behandelt, nicht lediglich der Inhalt der Systeme, sondern es kommen kritische Bemerkungen hinzu. Wenn man nun bedenkt, daß von den fünfundvierzig Seiten noch mehrere abzuziehen sind für den Raum, der am Anfang und Schluß von Abschnitten freigelassen wird, so bleibt selbst für die welthistorischen Systeme nur ein winziges Räumlein übrig. Aristoteles, dem der größte Raum gewidmet ist, wird mit drei Seiten und neun Zeilen abgefunden; für das Mittelalter läßt der Verfasser die Philosophie der Kirchenväter unerwähnt; Albertus Magnus und Thomas von Aquin werden mit drei Zeilen abgethan; auf Kant und seine Schule kommt eine Seite, auf Fichte und Schelling zusammen noch nicht eine Seite, auf Herbart vierzehn Zeilen, auf Hegel eine, auf Eduard von Hartmann etwa anderhalb Seiten. Die Darstellung der neuzeitlichen Philosophie schließt Löwenthal mit seinem eigenen System (S. 48), in dem er den festen Boden für die Philosophie der Zukunft findet. Er sagt darüber: „Unter der Annahme der Identität von Geist und Stoff wird nur in dem relativ freien, organisch abgeschlossenen Sein die geistige Qualität festgestellt, nicht aber in dem absolut freien Sein. Schon diese eine Feststellung ist geeignet, die Philosophie in neue, positivere Bahnen zu lenken."

Der Verfasser hätte unsers Erachtens zur Erreichung seines Zweckes den Stoff auf zwei bis dreihundert Seiten behandeln sollen. Auf den gegebenen Raum, das gestehen wir gern zu, konnte nicht mehr gesagt werden. Auf Studirende und jeden Gebildeten wird die Schrift anregend wirken. Aber den Studirenden rathen wir: sie mögen sich an keinem gedruckten Auszug genügen lassen; die Hauptsache ist, selber mit der Feder arbeiten, um sich des Stoffes zu bemächtigen und über ihn klar zu werden, selber Auszüge zu machen, auch wenn gute gedruckte vorhanden sind. Uebrigens läßt sich der Behandlung des Stoffes durch Löwenthal das Streben nach objectiv historischer Darstellung nicht absprechen; zu seinen kritischen Bemerkungen hätten wir nicht selten ein Fragezeichen zu machen. (Seitdem Vorstehendes geschrieben war, ist Löwenthal's „Geschichte der Philosophie im Umriß" bereits in zweiter Auflage erschienen.)

Ernst Melzer.

Feuilleton.

Nachdem uns im vorigen Jahr A. Röder in den „Zeitfragen des christlichen Volkslebens", herausgegeben von E. Freiherrn von Ungern-Sternberg und Pfarrer Dietz (Band XX, Heft 1), über den evangelisch-socialen Congreß in Frankfurt a. M. Bericht erstattet hat, behandelt neuerdings im zweiten Heft des XXI. Bandes der „Zeitfragen" August Dieckmann den letzten evangelisch-socialen Congreß in Erfurt (Stuttgart, Chr. Belser'sche Verlagshandlung, 1896). Was Röder bereits fürchtete und wovor er warnte, ist inzwischen eingetreten: die Kluft zwischen den nur äußerlich zu gemeinsamem Handeln geeinten beiden Hauptparteien hat sich erweitert, und da die Liberalen immer deutlicher das Evangelische dem Socialen unterordneten, statt wie die Positiven diesem jenes überzuordnen, so sind hervorragende Vertreter der Rechten, wie Martin von Nathusius, Stöcker, jetzt schon ausgeschieden, und andere werden zweifellos folgen. Man kann das aus mehr als einem Grunde bedauern, ändern läßt sich daran nichts, und schließlich ist der ganze Verlauf der Sache wieder ein Beweis mehr dafür, daß Bündnisse, die aus mehr oder weniger äußern Rücksichten, unter Verkleisterung der vorhandenen Risse, zwischen grundsätzlich auseinandergehenden Richtungen geschlossen werden, eben weil sie widernatürlich sind, keinen dauernden Bestand haben. Immerhin hat gleich seinen Vorgängern auch der erfurter Congreß des Anregenden so viel geboten, daß es nur verdienstlich ist, wenn Dieckmann in seiner Schrift die dort geführten Verhandlungen übersichtlich zusammenfaßt und unter einigen festen Gesichtspunkten beleuchtet. Sein eigenartiges Gepräge empfing dieser Congreß durch den Umstand, daß eine Frau als Rednerin auftrat. Frau Dr. Elisabeth Gnauck nämlich sprach über die sociale Lage der Frau, einsichtig, klar, ernst, dazu meisterhaft in der Form. Trotzdem wird man unserm Berichterstatter darin nicht unrecht geben können, daß der Vortrag, um den es sich handelt, die zu erstrebende intellectuelle Bildung der Frau viel zu stark auf Kosten des Gemütslebens hervorhob, obgleich doch gerade die Pflege des Gemütslebens als das gute Theil, das unveräußerliche Vorrecht der Frau zu gelten hat. Die ausschlaggebende Bedeutung, die der Religion für die Lösung der socialen Frage zukommt, wurde natürlich nicht geleugnet, aber die wünschenswerthe Betonung dieses Sachverhalts vermißt. Auf einem evangelisch-socialen Congreß hätte auch in der Frauenfrage viel entschiedener ausgesprochen werden müssen, daß nicht blos eine wirthschaftliche, sondern vor allem eine sittlich-religiöse Hebung anzustreben sei, nicht blos Staatshülfe und Selbsthülfe, sondern vornehmlich Gotteshülfe noththue. Auch der Vortrag des züricher Professor Furrer über „Die moderne Naturwissenschaft und die sociale Bewegung der Gegenwart" wurde erst gegen das Ende hin der entscheidenden Bedeutung der Religion, auch in dieser Frage, gerecht. Der eigentliche Kern der Gedankenentwickelung ließ wenig davon merken, daß, was die Socialdemokratie als eine so gefährliche Macht erscheinen läßt, in erster Linie nicht ihr wirthschaftliches Programm, sondern ihre feindselige Stellung zu der Religion und zu der allein in dieser wurzelnden wahren Sittlichkeit ist. Wenn denn einmal auf dem Congreß das von Furrer besprochene Thema zur Verhandlung stand, so galt es zunächst den philosophischen Unterbau der socialdemokratischen Denkweise zu prüfen und, wenn dessen Haltlosigkeit sich ergab, hieraus die nöthigen Folgerungen zu ziehen, sodann aber positiv zu zeigen, was die richtig verstandene Naturwissenschaft in socialer Hinsicht lehrt. Nach beiden Seiten hin ließ Furrer viel zu wünschen übrig. Desto erfreulicher war es, daß der dritte Hauptredner, von Massow, der über „Die socialen Aufgaben des Staates als Arbeitgebers" sprach, den rechten Ton zu treffen wußte, wie er auf einen evangelisch-socialen Congreß gehört. Besonders auch das besonnene Maßhalten und die Durchführbarkeit der gemachten Vorschläge sind, im Gegensatz zu den Naumann'schen Erörterungen, in dem Massow'schen Vortrag rühmend hervorzuheben, und so fand denn auch gerade sein Thema auf allen Seiten eine ersprießliche Behandlung, sachlich und anregend, ohne jegliche Parteileidenschaft, demnach so, wie eine öffentliche Besprechung socialer Fragen, soll sie anders segensreich wirken, beschaffen sein muß.

— Einen höchst anziehenden, werthvollen „Beitrag zur Kenntniß der Geschichte, der kirchlichen und äußern Verhältnisse des Landes" hat Spanuth-Pöhlde geliefert unter dem Titel „Armenien" im dritten Heft des XXI. Bandes der von E. Freiherrn von Ungern-Sternberg und Pfarrer Dietz herausgegebenen „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" (Stuttgart, Chr. Belser'sche Verlagshandlung, 1896). Nachdem die blutige Niederwerfung des vorjährigen armenischen Aufstandes neuerdings die erhöhte Aufmerksamkeit aller Culturvölker jenem Volke zugewandt hat, das, bereits im 2. Jahrhundert für das Christenthum gewonnen, durch alle Wechsel der Zeiten zäh an seiner Religion festgehalten, während seine Geschichte bis in das graue Alterthum zurückreicht, erscheint eine gedrängte Darstellung der einschlagenden Verhältnisse besonders zeitgemäß. Gegenwärtig über den ganzen Orient bis nach Indien hin zerstreut, unter drei fremde Staaten, den türkischen, persischen und russischen, vertheilt, haben die Armenier den Juden gleich ihre Eigenart fest behauptet, mit der religiösen zugleich die nationale, und dürfen bei einer Gesammtzahl von dritthalb Millionen und ihrer culturellen Ueberlegenheit über die umwohnenden Moslemim, Sunniten wie Schiiten, noch auf eine bessere Zukunft hoffen, wenn die Bevölkerung in der eigentlichen Heimat auch kaum über eine Million zählt. Daß der Zusammenhalt der zerstreuten Volkssplitter — gegen 5000 leben in Afrika, ebenso viel in Ostindien, etwa 100000 in Persien, 500000 in Rußland, 16000 in Oesterreich-Ungarn, 400000 in der Europäischen Türkei, 1000 im übrigen Europa — vornehmlich durch das in dem Kloster Etschmiadzin mit seinem Katholikos gegebene geistliche Centrum bewirkt wird, läßt klar erkennen, wie die Stellung dieses Katholikos die der verschiedenen orientalischen sogenannten Patriarchen weit überragt. Am ersten ließe sie sich noch mit der der Römischen Curie vergleichen bei aller sonstigen Verschiedenheit. Jedenfalls können die Patriarchen in Konstantinopel und Jerusalem höchstens als die ihm untergeordneten Stellvertreter des Katholikos gelten. Daß die „unirten" Armenier namentlich durch die Anstalten der Mechitaristen in Wien und Venedig einen mächtigen Aufschwung der Literatur herbeigeführt haben und daß von dem Lazareff'schen Institut in Moskau schon seit acht Jahrzehnten das Studium der orientalischen Sprachen erfolgreich unterstützt wird, dürfte bekannt sein. Weniger dagegen so manches, was uns hier über armenische Sitte und Lebensweise mitgetheilt wird, z. B. über die Form der Eheschließung und das der jungen Frau auferlegte Verbot, im ersten Jahre nach der Verheirathung außer mit ihrem Ehegatten mit irgendjemand sonst im Hause, und sei es der eigene Vater oder Bruder, ein Sterbenswörtchen zu reden, ein Verbot, das nach der Geburt des ersten Kindes nur so weit ermäßigt wird, daß es ihr gestattet ist, mit den nächsten Angehörigen wenigstens leise und flüsternd einige Worte zu wechseln, bis dann endlich nach Verlauf noch einiger Jahre die Prüfungszeit für beendet gilt und ihr die vollen Rechte des Eheweibes, der unabhängigen Hausfrau eingeräumt werden. Auch das über die Natur des Landes Mitgetheilte enthält des Neuen und Interessanten viel, ebenso

wie die Darstellung des schweren Druckes, der von habgierigen Paschas und gewissenlosen Beamten über das unglückliche Völkchen bis in die Gegenwart hinein ausgeübt wird, und zwar von russischer Seite kaum weniger als von Persern und Türken.

— Das Buch „Der alte Pape. Bilder aus dem Leben eines Lippischen Weidmannes. Nach Aufzeichnungen von Adolf Keyßer. Mit einem Bildnisse in Lichtdruck und zahlreichen Abbildungen im Texte“ (Neudamm, J. Neumann, 1895) mag für die Jagdgenossen und die vielen sonstigen Bekannten des „alten Pape“ eine sehr erwünschte Lektüre sein und dieser selbst mag keine geringe Genugthuung darüber empfunden haben, daß er nun auf zehn Bogen in ziemlich stattlichem Octavformat die Erzählungen von seinen Jagdthaten und von den mancherlei Schnurren und Scherzen, die er im Anschluß daran während seines langen Lebens vollführt hat, gedruckt vor sich sehen kann. Aber die meisten andern Menschen werden wol der Ansicht sein, daß diese Erzählungen des alten Pape doch eigentlich nur für den Kreis, für den sie ursprünglich bestimmt waren, Interesse haben und daß daneben vielleicht noch eine Auswahl — aber auch nicht mehr — in einer Zeitung für Jagdfreunde nicht unwillkommen gewesen wäre. Anders stände die Sache, wenn Pape wirklich eine originelle Persönlichkeit wäre. Diesen Eindruck bekommt man aber nirgends und manche seiner „Scherze“ sind für einen Mann doch reichlich — sagen wir naiv. Durchaus das Erfreulichste an dem Buche sind die, wenn auch nicht bedeutenden, doch fast durchweg ansprechenden Bilder.

— In Heft 230 der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach“ (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. [vorm. J. F. Richter]) behandelt Konrad Wutke unter dem Titel „Die Breslauer Messe“ eine bedeutsame Episode aus der Handelsgeschichte der Hauptstadt Schlesiens, deren Ausgangspunkt die Besitznahme dieser Provinz durch Friedrich den Großen bildet. Nach kurzen Einleitungsbemerkungen über den Zweck und die Lebensbedingungen der mittelalterlichen Messen überhaupt führt uns der Verfasser zunächst die Entwickelung der leipziger Messe in großen Zügen vor. Denn sie war es, die sich bei Einrichtung einer Messe in Breslau mindestens von großer Einbuße bedroht sah. Ein solcher Plan aber wurde durch die günstige Lage dieser Stadt nahe gelegt und war schon in dessen österreichischer Zeit mehrfach aufgetaucht, freilich ohne ernstlich gefördert zu werden. Da ging Friedrich der Große gleich nach Beendigung des ersten schlesischen Kriegs mit Energie an seine Verwirklichung, und es war nicht seine oder seiner Beamten Schuld, daß die breslauer Messe nie zu ernstlicher Blüte gelangte. Warum es so kam, das zeigen am besten die Berichte des ungewöhnlich sachverständigen, mit den Verhältnissen Schlesiens genau vertrauten Karl Franz Sala von Grossa an die sächsische Regierung. Die ausführlichen Mittheilungen daraus sind wol der interessanteste Theil von Wutke's Vortrag. Wir sehen, wie der Zollkrieg zwischen Oesterreich und Preußen, die mindestens laue Haltung der breslauer Kaufmannschaft, in deren Gründe wir klaren Einblick gewinnen, die Gegenmaßregeln der sächsischen Regierung und verschiedene andere mehr zufällige Umstände zusammenwirkten, um diese Messe nie über die Bedeutung einer „großen Kramerei“, wie Grossa sich ausdrückt, hinauswachsen zu lassen. Der Miserfolg war trotz mehrfacher persönlicher Anwesenheit Friedrich's so augenscheinlich, daß, nachdem die Herbstmesse von 1749 es darin „zum Superlativo gebracht hatte“, seit 1750 ohne förmliche Aufhebung des Meßprivilegs die alten Jahrmärkte wieder in ihre Rechte traten. Spätere Versuche, auf den Meßplan zurückzukommen, blieben in den Anfängen stecken. Mit Bedauern sieht man die interessante Schrift fast Seite für Seite durch eine Stilblüte oder mindestens eine starke Nachlässigkeit des Ausdrucks entstellt.

— Aus einer Sammlung, die sich anscheinend an noch weitere Kreise wendet: „Kleine Studien. Wissenswerthes aus allen Lebensgebieten. Herausgegeben von A. Schupp“ liegt uns (in Heft 15) ein „erweiterter Vortrag“ von Richard Klimpert über „Nutzen und Geschichte des Volksbades“ vor (München, A. Schupp, 1895). Der vielschreibende Verfasser tritt darin gewiß für eine gute Sache ein und mag auch mit seinem Vortrag wirklich Nutzen gestiftet haben. Aber wenigstens beim Lesen fühlt man sich oft genug unangenehm berührt. Nach dieser Richtung wirken schon zahlreiche unleidliche Uebertreibungen und Einseitigkeiten. So wird das Wasser nicht nur als Universalheilmittel bezeichnet, sondern die Volksbadeanstalten heißen geradezu „das wirksamste Mittel für den körperlichen und sittlichen Fortschritt der Bevölkerung“. An einer andern Stelle wird von dem hohen Werth, den die russischen Bauern auf die Hautpflege legen, mit solcher Wärme gesprochen, daß der Unbefangene sie für viel reinlicher halten muß als unsere Landbewohner. Aber sollte nicht vielleicht das Bad, das jene am Schluß der Arbeitswoche nehmen, in vielen Fällen zugleich die einzige Reinigung während derselben darstellen? — An dieser Stelle und an vielen andern stört den feinfühligern Leser außerdem eine bedauerliche Phrasenhaftigkeit, die auch vor Widersprüchen nicht zurückschreckt. Sogar seine unerlaubt reichlichen Citate wählt der Verfasser mit Vorliebe aus einem Vortrage von Oskar Lassar, der in, milde gesagt, allzu blühendem Stile geschrieben ist. Im Alterthum weiß er wol wenig Bescheid; mit antiken Namen passiren ihm einige komische Versehen. Kurz gesagt: er hätte seinen Vortrag lieber nicht drucken lassen sollen. Gesprochen mag er immerhin besser gewirkt haben; wie wir ihn jetzt vor uns haben, liegt die Gefahr nahe, daß die gute Sache, für die er eintritt, dadurch mehr geschädigt als gefördert wird.

Bibliographie.

Adlersfeld-Ballestrem, Eufemia v., Aus der Rumpelkammer der Weltgeschichte. Skizzen und Studien. Berlin, Schall u. Grund (Verein der Bücherfreunde). 8. 4 M.

Boguslawski, A. v., Die Ehre und das Duell. Berlin, Schall u. Grund (Verein der Bücherfreunde). Gr. 8. 2 M.

Duhm, B., Das Geheimniß in der Religion. Freiburg i. Br., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Gr. 8. 60 Pf.

Friedrich, S., Die Erwerbung des Herzogthums Preußen und deren Consequenzen. Berlin, Alexander Duncker. Folio. 8 M.

Gerhardt, C., Edward Jenner und die Kuhpockenimpfung. Berlin, Schall u. Grund (Verein der Bücherfreunde). 8. 50 Pf.

Germanicus, Englands Heerwesen am Ende des 19. Jahrhunderts. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). Gr. 8. 80 Pf.

Habenicht, H., Grundriß einer exacten Schöpfungs-Geschichte. Wien, A. Hartleben. Gr. 8. 4 M.

Hatzipetros, N., Begriff der unzüchtigen Schrift und ihrer Verbreitung. Berlin, Hermann Bahr's Buchhandlung (K. Hoffmann). Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Horbach, Ph., Die Nachkommen Luther's. Leipzig, Georg Wigand. Gr. 8. 50 Pf.

Meyer, G., von Knonau, Lebensbild des Professors Georg von Wyß (geb. 1816, gest. 1893). Zürich, Fäsi u. Beer. 4. 6 M.

Müller, G. A., Ungedrucktes aus dem Goethe-Kreise. München, Seitz u. Schauer. Gr. 8.

Pelchrzim, Th. v., Die wissenschaftliche Ausbildung des Soldaten. Achtundzwanzigste Auflage. Berlin, Karl Siegismund. Gr. 8. 1 M.

Perthes, C. Th., Friedrich Perthes' Leben nach dessen schriftlichen und mündlichen Mittheilungen. Drei Bände. Achte Auflage. Jubiläums-Ausgabe. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 10 M.

Rubinstein, F., Hamlet als Neurastheniker. Leipzig, Hermann Haacke. Gr. 8. 1 M.

Sachse, W., Canossa. Historische Untersuchung. 1. Heft. Vollständig in zwei Heften. Leipzig, Theodor Thomas. Gr. 8. à 1 M.

Secrétan, Ch., Sociale Schriften. Freiburg i. Br., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Tibesar, B. L., Fr. W. Weber's Dreizehnlinden. Zweite Auflage. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 8. 1 M. 20 Pf.

Turner, A., Die strahlende Materie. Leipzig, Theodor Thomas. 8. 1 M.

Wagner, C., Die geschlechtlich-sittlichen Verhältnisse der evangelischen Landbewohner im Deutschen Reiche. II. Band. Mittel-, West- und Süddeutschland. 1. Lieferung. Leipzig, Reinhold Werther. Gr. 8. 1 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 31. — 30. Juli 1896.

Zur Bismarck-Literatur.

II.

Es war schon früher in d. Bl. von Dr. Hans Blum's Bismarck-Biographie *) die Rede. Damals waren nur die vier ersten Bände erschienen, nur ein fünfter sollte noch folgen, der mit dem achtzigjährigen Geburtstage des Fürsten abzuschließen bestimmt war. Man konnte voraussehen, daß es bei diesem ursprünglich in Aussicht genommenen letzten Bande nicht bleiben würde; wie sollte der Zeit von 1871 an, die doch die größere Hälfte von Bismarck's politischem Wirken umfaßte, nur ein Viertel des Raumes wie der ersten Hälfte gewidmet sein, nur soviel als etwa die im Vergleich dazu unwichtige Periode bis 1853 schon für sich in Anspruch genommen hatte! So ist denn zum fünften noch ein sechster Band gekommen, und dabei hat sich der Verfasser nach seiner Versicherung (V, S. V) überall thunlichster Kürze befleißigt. Er gesteht damit selbst zu, daß ein Hauptmangel des Werks in dem vom Verfasser gewollten und von der Kritik auch zum Theil anerkannten Vorzuge möglichster Vollständigkeit besteht. Es wird ja sicher dem Leser nicht uninteressant sein, zu wissen, wo Bismarck zu verschiedenen Zeiten geweilt hat, wann in Schönhausen, wann in Varzin, wann in Friedrichsruh, oder wo und wann zu politischen Zwecken, auch wol wann und wo er „der Jagdgöttin Diana reichliche Opfer dargebracht hat"; aber so ungeheuer wichtig namentlich im Vergleiche zu dem eigentlichen Inhalte dieses reichen Lebens sind alle diese Vorgänge doch nicht, daß sie nicht etwa in einem kurzen Regestenverzeichniß hätten untergebracht werden können. Es würde dem Werke zu größerer Kürze und zu größerer Bedeutung verholfen haben, wenn es von vornherein auf die Scheidung der politischen Entwickelung und Thätigkeit einerseits und der persönlichen und Familienverhältnisse andererseits angelegt worden wäre. So kommt infolge der rein chronologischen Anordnung, wenn auch in den einzelnen Kapiteln durch besondere Abschnitte gesondert, Politisches und Persönliches immer durcheinander und stört den Gesammteindruck, den man so wie so bei dem Mangel eines einheitlichen Gesichtspunktes nur schwer zu gewinnen vermag. Es geht damit Hand in Hand eine gewisse Kritiklosigkeit, die schon früher erwähnt wurde, ein Mangel an Kritik nicht gegenüber den Quellen und sonstiger Ueberlieferung, sondern den Thatsachen gegenüber und ihrer Bedeutung, ein Mangel, der durch den nationalliberalen Standpunkt des Verfassers nicht aufgewogen wird. Jedenfalls aber ist auch trotz dieser mehr principiellen Ausstellungen die Arbeit Blum's mit großem Danke anzunehmen. Mit erdrückender Wucht prägt das massenhaft zusammengetragene Material dem Leser die Bewunderung für die schier übermenschliche Arbeits- und Schaffenskraft des größten aller Deutschen und die dankbare Erinnerung an die Zeit ins Herz, da noch Deutschland und Europa seinem Willen gehorchen durften.

Der fünfte Band umfaßt die Jahre 1871—79, deren pièce de résistance natürlich der Culturkampf bildet. Seit der Einigung der norddeutschen Staaten unter einem protestantischen Regiment lag er in der Luft; er wurde eingeleitet durch das am 8. December 1869 zusammentretende Vaticanische Concil, das mit seiner Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas am 18. Juli 1870 dem werdenden Deutschen Reiche ebenso gut den Krieg erklärte, wie es am folgenden Tage Frankreich that. Bekanntlich haben ja auch diese Ereignisse ihren innern Zusammenhang. Schon im Februar 1869 hatte die „Civiltà cattolica" die päpstliche Infallibilität als einen Gegenstand heißer Sehnsucht aller Katholiken entdeckt, ebenso wie die Auffrischung des herrlichen Syllabus Pius' IX. vom 8. December 1864, in dem aller Wissenschaft das Verdammungs-

*) Fürst Bismarck und seine Zeit. Von Dr. Hans Blum. Fünfter und sechster (letzter) Band. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1895. Gr. 8. Jeder Band 5 M.

urtheil gesprochen und nach alter Gepflogenheit wieder einmal von der gänzlichen Unterordnung des Staates und der Wissenschaft unter den Papst die Rede gewesen war. Die hochpolitische Natur des so angekündigten Schrittes erkannte zuerst der damalige bairische Ministerpräsident, unser heutiger Reichskanzler, Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst, bekanntlich selbst Katholik, und machte in einem Rundschreiben an die Mächte vom 9. April 1869 diese darauf aufmerksam, zugleich auf die Zweckmäßigkeit eines rechtzeitigen einheitlichen Vorgehens hinweisend. Da die eigentlichen katholischen Vormächte, Oesterreich und Frankreich, ablehnten, so konnte auch Bismarck nicht daran denken, allein und noch dazu als Vertreter einer ketzerischen Macht einen bei den obwaltenden Verhältnissen offenbar aussichtslosen Protest anzumelden, als am 3. Januar 1870 369 Mitglieder des Concils an den Papst die Bitte richteten, doch die Unfehlbarkeit zu beschließen. Daß er mit Hohenlohe über die Bedeutung der Frage Einer Meinung war, geht aus seinen Instructionen an den damaligen Gesandten beim römischen Stuhle, den Grafen Harry Arnim, hervor, ebenso aber auch, daß er im Einverständniß mit dem König Wilhelm zunächst nur an eine zuwartende und möglichst versöhnliche Stellungnahme dachte (s. Blum, „Bismarck", IV, 214 fg.). Diese Politik den immer wachsenden Prätensionen Roms gegenüber beizubehalten, erlaubte Bismarck weder die Machtstellung des neugegründeten Reichs noch das Auftreten der eigens zur Unterstützung jener Prätensionen geschaffenen Centrumspartei. Man hat es Bismarck oft zum Vorwurfe gemacht — es ist hier natürlich nicht vom confessionellen, sondern vom praktisch-politischen Standpunkte die Rede —, daß er den Culturkampf heraufbeschworen habe, er hat sich wol selbst ab und zu absprechend darüber geäußert, sei es aus Politik, sei es in Augenblicken der Ermüdung. Aber wer immer sine ira et studio die Verhältnisse abwägt und die thatsächliche Entwickelung prüft, muß ohne weiteres zugeben, daß dieser Kampf mit Rom und der undeutschen deutschen Geistlichkeit kommen mußte, daß niemand berufener war ihn zu führen als Bismarck, und daß, wenn er es auch nicht zu einem Siege, sondern nur zu einem Compromiß gebracht hat, der wirklich intelligente Theil der Nation ihm auch so immer neuen Dank dafür schuldet, die höchsten Güter unsers geistigen Lebens behütet zu haben. Wer will es ihm, dem warmherzigsten aller Patrioten, übel nehmen, wenn er bei Aufnahme jenes Kampfes — und das gar nicht mit Unrecht — bei der Mehrzahl der deutschen Katholiken wenigstens einen kleinen Theil des eigenen Empfindens nach den herrlichen Thaten von 1870/71 voraussetzte, freilich, um sich in dieser Richtung von den Römlingen und solchen, die es durch geistliche Verhetzung geworden waren, arg getäuscht zu sehen. Ueber alle diese Dinge kann man sich im neunten Buche des fünften Bandes bei Blum unterrichten; eine größere Sichtung und vielleicht auch die gleich hier zu gebenden Ergebnisse und Wandlungen des Kampfes bis 1886 wären wol zu wünschen gewesen. Das zehnte Buch bringt zunächst, an interessanten Einzelheiten reich, den Berliner Congreß von 1878 und im zweiten Kapitel die Entstehung des Socialistengesetzes. Angesichts des Hödel'schen und des Nobiling'schen Attentats wurde es endlich möglich, das Socialistengesetz durchzubringen, das bekanntlich zweischneidig gewirkt hat, doch aber wesentlich auch deshalb, weil man sich vor den von Bismarck ursprünglich verlangten letzten Consequenzen fürchtete, socialdemokratischen Staatsbürgern das active wie passive Wahlrecht zu entziehen, und Beamten die Betheiligung an der socialistischen Politik bei Strafe der Entlassung ohne Pension zu verbieten. Das erscheint uns auf den ersten Blick kaum vereinbar mit den Anschauungen des 19. Jahrhunderts. Wol möglich; aber nicht so unvereinbar mit den wirklichen Verhältnissen. Seit Aufhebung jener Socialistengesetze haben wir immer mehr gelernt, wie gefährlich es ist, dem Ewigblinden des Lichtes Himmelsfackel zu unbeschränktem Gebrauch zu leihen, und haben soeben in Sachsen eine Aenderung des Wahlrechts vollzogen, die auf den Bismarck'schen Gedanken in praxi hinausläuft. Die mancherlei Kämpfe im Gefolge des Gesetzes, die Frictionen mit Hofkreisen, das zunehmende Misverständniß mit Stosch veranlaßten bekanntlich am 27. März 1877 das Entlassungsgesuch Bismarck's, das nur darum erwähnt werden soll, weil es jene herrliche königliche Antwort vom 7. April hervorrief, jenes an den Rand des Entlassungsgesuchs geschriebene „Niemals". Dies „Niemals" galt zur Freude wahrer Patrioten, solange des alten Kaisers Auge noch wachte. Welche Segnungen dem Deutschen Reiche nach innen und außen dadurch zutheil wurden, davon erzählen die letzten Kapitel des fünften Bandes und die ersten vier Kapitel des elften Buchs im Schlußbande. Dann berichtet das erste Kapitel des zwölften Buchs von den Unterströmungen, die während der hunderttägigen Herrschaft des unglücklichen Kaisers Friedrich III. (9. März bis 15. Juni 1888) Bismarck's Stellung zu unterwühlen strebten.

Die Anfänge der Regierung Kaiser Wilhelm's II. schienen wieder in die Bahnen des Großvaters, dessen er ja immer gedachte, einlenken zu wollen; mit einem male geschah das für den Fernerstehenden ganz Unerwartete, die Entlassung Bismarck's am 20. März 1890. Es ist nicht nöthig, daß wir wieder an die alte Wunde rühren. Genug, daß das von Blum zusammengestellte Material mit Takt und Besonnenheit gesammelt worden ist, soweit es dem zeitgenössischen Historiker nach zum größern Theile einseitiger Information möglich gewesen ist; genug ferner, daß die Entwickelung unserer Geschichte in diesen letzten sieben Jahren dem Manne nur allzu recht gegeben hat, der in den optimistischen Plänen des jugendlichen Herrschers das Heil der Zukunft unsers Reichs nicht zu erblicken vermochte. — Blum's Bericht über Bismarck's Leben nach der Entlassung schließt ab mit der herrlichen Feier des 80. Geburtstags, herrlich vor allem auch durch

die völlige Versöhnung des Kaisers mit seinem Kanzler, und mit der Registrirung der noch nach der Feier bis Anfang Juni 1895 dem Fürsten gewordenen Huldigungen. Wir entnehmen aus dem Schlußwort gern den Satz: „Sein ganzes Lebenswerk ist nichts anderes als die mühevollste und hingebendste Anwendung der Lehre vom kategorischen Imperativ zu befruchtender That. Nicht die schweren Fesseln der Krankheit, nicht der blinde Haß der Gegner, nicht die Umtriebe einflußreicher höfischer Neider, nichts vermag ihn abzuhalten von der kategorischen Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes."

Desselben Verfassers „Bismarck's Mahnworte *) an das deutsche Volk" sollen nach der Einleitung den in Bismarck's Reden gleich einem Nibelungenhort verborgenen Goldschatz von Gedanken weitern Kreisen zugänglich machen. Verfasser meinte, die Anordnung des Stoffs am besten nach der Zeit der Mahnworte treffen zu sollen. „Wären die Worte stofflich gruppirt worden ... so hätten sich sehr ermüdende Wiederholungen derselben geschichtlichen Ereignisse nicht vermeiden lassen." Wir sind der gerade entgegengesetzten Meinung; denn wenn man sich nach einem Mahnworte des großen Mannes umsieht, möchte man doch gern an einer Stelle alles beisammen haben, was er über einen bestimmten Gegenstand maßgebend geäußert hat. Solch Buch wird immer mehr ein Nachschlagebuch zu praktischen Zwecken als eine fortlaufende Lektüre bilden können. Nach dieser Rücksicht ist glücklicherweise durch ein nach Stichworten geordnetes alphabetisches Register Sorge getragen. Ein Register fehlt übrigens, wie mit Bedauern bemerkt werden muß, dem ersterwähnten sechsbändigen Werke Blum's über Bismarck gänzlich.

Von Karl Wippermann's **) Gedenkbuch zum 80. Geburtstage des Fürsten Bismarck ist schon bei einer Besprechung des zweiten Bandes des „Bismarck-Jahrbuchs" die Rede gewesen. Es soll aber nochmals daran erinnert werden, weil die hübsche Ausstattung und der billige Preis des Buchs ihm vor jener doch immerhin etwas kostspieligen Publication den Vorzug einräumt.

Aus den bei Gelegenheit seines 80. Geburtstags vom Fürsten gehaltenen Reden hat Johannes Penzler ***), dessen früher an dieser Stelle empfohlene „Marksteine von Bismarck's Lebenswege" schon die dritte Auflage erlebt haben, eine nach sachlichen Gesichtspunkten gemachte Auslese zusammengestellt. Er rechtfertigt sein Unternehmen damit, daß er die Worte Bismarck's mit Perlen und köstlichen Steinen vergleicht, die man beliebig nach Gehalt und Farbe ordnen könne. Wir sind zwar mit der Anordnung nach Materien einverstanden, halten aber alle solche aus dem Zusammenhange gerissenen Wendungen für ein heikles Ding, was auch oben schon zu der Blum'schen Arbeit hätte bemerkt werden können.

Der Gedanke, eine nach dem sachlichen Inhalte geordnete Ausgabe der Reden Bismarck's zu schaffen, ist entschieden verdienstlich. Die von Hans Kraemer *) besorgte hat diesen Gedanken verwirklichen wollen. Freilich bringt sie nur eine Auswahl der Reden und auch diese nicht immer vollständig. Es ist eine misliche Sache um eine solche Auswahl: dem kundigen Leser erscheint manches überflüssig, anderes entbehrt er ungern. Jedenfalls kann jemand, der sich rasch über Bismarck's Art zu sprechen oder über seine Ansichten von dem und jenem Gegenstand orientiren will, hier vieles finden, und der billige Preis wie die hübsche Ausstattung lassen es zum Geschenk für einen ins Leben hinaustretenden jungen Mann, der gern über vaterländische Geschichte etwas an der Hauptquelle schöpfen möchte, recht wohl empfohlen sein.

Eine interessante, wenn auch räumlich beschränkte Arbeit ist die Broschüre eines Herrn H. von R. **): „Kaiserin Eugenie und Bismarck." Sie wendet sich gegen Sybel's kurz vor seinem Tode veröffentlichte Schrift: „Neue Mittheilungen und Erläuterungen", in denen er zum Befremden und misbilligenden Staunen deutschgesinnter Männer die Schuld an dem Kriege von 1870/71 gänzlich von Napoleon's und Eugenie's Schultern abzuwälzen suchte und so natürlich der socialdemokratischen Anschauung Vorschub leistete, als ob Bismarck leichtfertigerweise den Krieg vom Zaune gebrochen habe. Gewiß hat Sybel diesen Gedanken selbst nicht gehegt; er ergibt sich aber für Leute von böswilliger Gesinnung ohne Schwierigkeit als Consequenz jener Anschauung. Sybel sucht nachzuweisen, daß die Kaiserin erst seit dem Jahre 1865, nach dem ersten stärkern Anfall der quälenden Krankheit Napoleon's, angefangen habe, sich um Politik zu kümmern, lediglich um den Gemahl in seinen Regierungssorgen bei seiner geschwächten Kraft zu unterstützen. An der Hand der Berichte des damaligen Ministers Thouvenel weist H. von R. nach, daß Eugenie sich schon 1860 sehr lebhaft um die Politik gekümmert hat — nahm sie doch theil an den Ministersitzungen — und zwar kümmerte sie sich darum durchaus im päpstlich-ultramontanen Sinne. Man kann sich vorstellen, welche peinliche Lage daraus sich für Napoleon ergab, den die Entwickelung der Verhältnisse in das Lager des großen Sünders Victor Emanuel und des noch größern Sünders Cavour drängte. Dafür gibt die nach Thouvenel's Aufzeichnungen auf Seite 10 fg. der Broschüre gegebene kostbare Geschichte Aufschluß, die wir leider des Raumes wegen nicht in extenso wiedergeben können. Aber auch für die polnische Frage 1863

---

*) Bismarck's Mahnworte an das deutsche Volk. Von Dr. Hans Blum. Erlangen, Palm u. Enke. 1895. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

**) Fürst Bismarck's 80. Geburtstag. Ein Gedenkbuch. Von Karl Wippermann. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1895. Gr. 8. Geb. 3 M.

***) Bismarck's Dank. Auswahl aus Fürst Bismarck's Ansprachen nach seinem 80. Geburtstage. Von Johannes Penzler. Leipzig, Otto Wigand. 1895. 8. 1 M. 20 Pf.

*) Reden des Fürsten Bismarck aus den Jahren 1847—95. Von Hans Kraemer. Zwei Bände. Halle a. S., O. Hendel. 1895. 8. Jeder Band 1 M. 50 Pf.

**) Kaiserin Eugenie und Bismarck. Von H. von R. Berlin, E. Pelschus u. Comp. 1895. Gr. 8. 80 Pf.

und die unselige mexikanische Expedition weiß H. von R. die Mitwirkung der Kaiserin zu erweisen, sodaß wir von ihrer Stellung zur französischen Politik auch in den folgenden Jahren eine ganz andere Anschauung erhalten, als Sybel sie uns vermitteln will. Ganz mit Recht wird an der Hand significanter Aeußerungen der Kaiserin und indirect durch ihr Betragen nachgewiesen, wie die am 14. Juli so plötzlich eingetretene Wendung vom Frieden zum Kriege lediglich ihrer Einwirkung zuzuschreiben sei, wie das auch jeder Unbefangene sich sagen mußte, der den Bericht hierüber seinerzeit bei Sybel gelesen hat. Interessant ist die Mittheilung von der nach einer Bartholomäusnacht lüsternen protestantenfeindlichen Gesinnung der Kaiserin, die sie einmal sogar Bismarck gegenüber zum Ausdrucke gebracht habe, als dieser in den Tuilerien als Gast weilte (S. 29), und daß man in protestantischen Theilen des Elsaß vor dem Ausbruch des Kriegs allgemein vorbereitet war auf eine protestantenfeindliche Kundgebung der katholischen Bevölkerung, die von Paris aus von Leuten der Umgebung der Kaiserin systematisch aufgehetzt wurde (S. 26 fg.).

Konrad Sturmhoefel.

Shakespeare-Schriften.

1. William Shakespeare. Von Georg Brandes. Lieferung 4—12. (Schluß.) München, A. Langen. 1896. Gr. 8. Jede Lieferung 1 M. 75 Pf.
2. Shakespeare-Studien. Von Richard Koppel. Erste Reihe. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1896. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Der Bacon-Bacillus. Zur Beleuchtung des Shakespeare-Bacon-Unsinns ältern und neuesten Datums. Von Dr. J. Schipper. Wien, W. Braumüller. 1896. Gr. 8. 1 M.
4. An-Dante. Divina Commedia als Quelle für Shakespeare und Goethe. Drei Plaudereien von B. Graese, Pastor. Leipzig, G. Fock. 1896. 12. 80 Pf.

Georg Brandes' „William Shakespeare" (Nr. 1), dessen drei erste Lieferungen wir in Nr. 39 d. Bl. f. 1895 besprochen haben, liegt nun in zwölf Heften abgeschlossen vor uns, ein reiches Bild eines fruchtbaren Dichterlebens, dem die Werke des Dichters selbst die feinsten und bezeichnendsten Züge geliehen haben. „Shakespeare", sagt unser Verfasser, „ist nicht: sechsunddreißig Schauspiele und einige Gedichte bunt durcheinander gelesen, sondern ein Mensch, der gefühlt und gedacht, sich gefreut und gelitten, gegrübelt, geträumt und gedichtet hat" (S. 1000). Gerade jenen trockenen Seelen, die nichts glauben können, was keine Chronik und kein Archiv sagt, und jenen unwissenden Dilettanten gegenüber, die zwischen den wenigen Zeilen der überlieferten Shakespeare-Biographie ihre windigen Combinationen aufbauen, will Brandes beweisen, daß es „ausschließlich unser eigener Fehler" sei, wenn wir durchaus von Shakespeare nichts wissen wollen. Freilich liegt in der Methode von Brandes, das Leben des Dichters aus seinen Werken herauszulesen, auch eine große Gefahr, zumal wenn es sich um einen dramatischen Dichter handelt, dessen Stärke eben die Mannichfaltigkeit und objective Zeichnung der Charaktere sein muß, die er uns vorführt. Was Hamlet sagt, muß nicht Shakespeare's Meinung sein; an einer andern Stelle sagt er vielleicht das Gegentheil mit ebenso vieler Wärme. Gewiß! Der Dichter muß viele Farben auf seiner Palette haben; wenn er aber zu einer Zeit vorzugsweise diese und zu anderer Zeit mit gleicher Vorliebe eine andere gebraucht, so werden wir nicht unrecht urtheilen, wenn wir daraus auf eine bestimmte Färbung seiner Empfindung und Anschauung für diese oder jene Periode seiner Entwickelung schließen. Es müssen dabei nur die feststehenden Thatsachen in der Lebens- und Zeitgeschichte des Dichters mit ihrem ganzen Gewichte in Anrechnung kommen. Geschieht dies, so bewegen wir uns durchaus innerhalb des zulässigen und jedem Geschichtschreiber zu gewährenden Spielraums der Combination und Muthmaßung. Man kann nun wol die Frage aufwerfen, ob diese nothwendigen Zugeständnisse es dem Verfasser erlauben konnten, anzunehmen, daß Shakespeare zu Ophelia, Desdemona und Cordelia seine bestimmten „Modelle" gehabt habe, daß „König Lear" in Sturmnächten geschrieben worden, und daß die schwarze Dame der Shakespeare'schen Sonette das Vorbild der Kleopatra sei (S. 638 und 627). Würde auf solche Conjecturen ein wichtiges Stück der Biographie unsers Dichters aufgebaut, so würden wir vielleicht die Construction derselben zu gewagt finden. Aber Brandes verfährt nicht so. Er stellt das Thatsächliche aus dem Leben des Dichters und seiner ganzen Umgebung in ein möglichst helles Licht, sodaß wir, der schon besprochenen Compositionsweise des Verfassers gemäß, manchmal bis ins Kleinste ausgeführte Cultur- und Zeitbilder erhalten, so z. B. zum Beginn des dritten Theiles; dann erst setzt er die so ans Licht gestellten Vorgänge aus dem äußern Leben des Dichters und die wahrscheinlichen Wirkungen seiner Umgebung in Beziehung zu den in derselben Zeit besonders hervortretenden Stimmungen seiner Dichtung, und dadurch wird nun von einer Seite nach der andern ein noch helleres Licht geworfen, das uns ermöglicht, die Dinge, deren objectiven Bestand der Geschichtschreiber bereits dargethan hat, klarer und tiefer zu erfassen. Wer endlich den Dichter recht verstehen will, muß in Dichters Lande gehen, d. h. er muß Phantasie haben wie jener; er muß die Dinge so auf seine Einbildungskraft wirken lassen, wie sie das Gemüth des Dichters ergriffen haben; er muß etwas von dessen Geiste in sich tragen. Das ist bei Brandes durchaus der Fall,

und so ist seine Shakespeare-Biographie wirklich ein Kunstwerk geworden, an dem wir eigentlich nur Eines auszusetzen finden — eine gewisse Unfertigkeit und Ungleichheit des sprachlichen Ausdrucks. Eine zweite Auflage des Buches sollte diesem Punkte eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden.

Der erste Theil unserer Shakespeare-Biographie führt bis in die ersten Jahre des 17. Jahrhunderts, zu „Was ihr wollt" (S. 1—336). Der „Kaufmann von Venedig" läßt uns einen Blick in den Geschäftsmann Shakespeare thun, der jetzt durch Geldangelegenheiten mit seiner Heimat so eng sich wieder verbindet, daß wir es begreifen, daß er der Hauptstadt den Rücken kehrte, sobald es ihm möglich war. Wichtig ist hier die Darlegung, daß Shylock, der für uns etwas Pathetisches an sich trägt, für Shakespeare's Publikum nur eine komische Figur war. „Heinrich V." gilt Brandes als eins der liebenswürdigsten Dramen Shakespeare's; aber er tadelt die Mängel des Stückes mit ziemlicher Schärfe, glaubt auch, daß das Nachspiel der Tetralogie, zu der jenes Drama gehört, die „Lustigen Weiber von Windsor", eine dem Dichter abgedrungene Arbeit sei. Die Darstellung der in „Heinrich IV." vorkommenden Charaktere zeigt die Kunst unsers Verfassers in der ästhetischen und psychologischen Analyse in besonders vortheilhaftem Lichte. Er sieht in den Schöpfungen Shakespeare's, die um die Wende des Jahrhunderts entstanden sind, Zeugnisse der glücklichsten Geistesfrische des Dichters. Zu weit geht seine Kritik jedoch, wenn er (S. 306) von dem Mangel an „äußerer Erfindungsgabe" desselben spricht. Auch in dieser Zeit ist Shakespeare eigentlich nur damit beschäftigt, Stoffe, die ihn oder das Publikum interessirten, in die dramatische Form zu gießen. Er will nicht erfinden; seine Kunst besteht darin, daß er Personen und Umstände, die der von außen aufgenommene Stoff ihm gibt, in die anschaulichste Wirklichkeit versetzt. Er erfindet weder Personen noch Begebenheiten; aber er stellt beide so dar, wie sie im wirklichen Leben sich müssen gezeigt haben.

Der zweite Theil behandelt die großen dichterischen Offenbarungen Shakespeare's, den „Julius Cäsar", den „Hamlet", „Maß für Maß", „Macbeth", „König Lear", „Antonius und Kleopatra". Man ist begierig zu erfahren, wie Brandes den „Hamlet" auffassen wird. Er sieht in diesem Drama das Zusammenwirken gegebener geschichtlicher Momente mit der Lebenserfahrung und Stimmung des Dichters, das in dem Werke desselben noch manchen nicht auflösbaren Rest zurückgelassen habe. Die Unfähigkeit Hamlet's zu handeln komme von dessen schrecklicher Enttäuschung her, die seinen Sinn gefangen nehme und den Rachegedanken in ihm zurückdränge. Der Reiz, den diese Tragödie ausübe, liege gerade in ihrer Dunkelheit; der moderne Mensch, den Hamlet darstellt, sei eben wie er getheilt zwischen Ideal und „Umwelt" (S. 527). Wir heben dieses Urtheil, mit dem wir uns nicht ganz einverstanden erklären können, hervor, weil es zeigt, daß neben der lebhaften Combination, die man dem Verfasser vielleicht vorwerfen wird, ihm auch ein bemerkenswerther Grad von besonnener Zurückhaltung eigen ist. Die Zeit, in welcher „Hamlet" entstanden ist, wird eigentlich charakterisirt durch die Sonette. Sie erklären die ernster gewordene Stimmung des Dichters, der in jenen Gedichten sein Herzensbekenntniß ausspricht. Er hat eine herbe Enttäuschung erfahren, und er schildert nun auch in seinen Dramen Charaktere, welche in hohem Streben Schiffbruch erleiden wie Brutus und Hamlet. Im „Macbeth" findet Brandes, vielleicht infolge gewisser Mängel der Ueberlieferung des Textes, nicht ganz den Herzschlag seines Dichters. Um so mehr befriedigt ihn „Othello", in dem aber Jago die eigentlich große Persönlichkeit ist. „König Lear" ist die „größte, umfangreichste und großartigste Aufgabe", die Shakespeare bisher sich gestellt hat. Aber seine Stimmung wird noch tiefer und düsterer, als sie dort sich darstellt; denn in „Antonius und Kleopatra" führt er uns einen ganzen Weltuntergang vor Augen.

Der dritte Theil des Brandes'schen Buches führt uns in die verdrossenste und innerlich zerrissenste Zeit Shakespeare's, der aus den Verhältnissen, die ihn in London umgeben, um jeden Preis sich herausreißen will. „Troilus und Cressida", eigentlich eine Parodie des classischen Alterthums, das auch von Shakespeare nicht begriffen wurde, zeigt zugleich dessen Abneigung gegen seine gelehrten Genossen; denn damals begann Chapman seinen „Homer" zu veröffentlichen. Im „Coriolan" findet Brandes die hochconservative Ueberzeugung des Dichters ausgesprochen, tadelt aber die Nachlässigkeit in der Ausarbeitung. „Timon von Athen" ist nicht ganz Shakespeare's Schöpfung, erinnert aber im einzelnen an „Antonius und Kleopatra" und an „Coriolan". Shakespeare hat jetzt das Schwerste, was sein Herz bedrückte, ausgesprochen. Es zieht nun die durchsichtig kühle Luft des Lebensherbstes durch sein Gemüth. In seinen folgenden Dichtungen treten besonders vier Frauengestalten hervor, die uns zu milder Rührung stimmen. „Perikles" ist zwar nicht Shakespeare's Werk, der nur an einzelne Theile dieses Dramas seine Hand angelegt hat; aber die schöne Gestalt der Marina ist seine Schöpfung, in der die Miranda im „Sturm" schon vorgebildet ist. Auch in „Heinrich VIII." erscheint Shakespeare nur als Bearbeiter einzelner Scenen. In „Cymbeline" erreicht er seine volle dichterische Höhe, obgleich das Stück ohne rechte Sorgfalt ausgearbeitet ist. Einzelne Züge in demselben zeigen sogar, daß der Dichter „selbst auf dem Gipfel seiner Reife keine vollständige Sicherheit des Geschmackes erreichte" (S. 917). Das „Wintermärchen" ist auch nicht ganz fein durchgearbeitet; aber es zeigt in Hermione und Perdita des Dichters höchste Kunst und reinste Stimmung. Außerordentlich sorgfältig ist die Arbeit im „Sturm", der für die Hochzeit der Prinzessin

Elisabeth mit dem Kurfürsten von der Pfalz geschrieben ist. Shakespeare nimmt durch Prospero Abschied von seiner Kunst. Als vier Monate darauf das Globe-Theater abbrannte, hielt ihn nichts mehr in der geräuschvollen Hauptstadt zurück.

Ueber Shakespeare's Heimfahrt und seine letzten Lebensjahre berichtet Brandes in dem leichten Ton des Geschichtschreibers, der sich in seinen Gegenstand so eingelebt hat, daß die Spärlichkeit und Unwahrscheinlichkeit der Ueberlieferung ihn nicht mehr beirrt. Wir fühlen dem Verfasser aber auch die Freude an dem Gelingen seiner mühsamen Arbeit an, durch die des Dichters „wundervolle Gestalt aus seinen Büchern mit großen, sichern Umrissen, mit der frischen Farbe des Lebens vor den Augen eines jeden emporsteigt, der sie mit offenem, empfänglichem Gemüth, mit gesundem Verstand und mit einfachem Sinn für Genie liest" (S. 1001).

Wenn für die Lebensgeschichte unsers Dichters in unserer Zeit so viel Gutes an den Tag getreten ist, so widmet sich der Fleiß unserer Gelehrten mit nicht weniger erfreulichem Erfolg der Ausdeutung seiner Worte. Richard Koppel's „Shakespeare-Studien" (Nr. 2) geben davon einen rühmlichen Beweis. Obwol nur für philologisch gebildete Leser bestimmt, dürften sie doch auch dem Laien zeigen, wie ersprießlich derartige Kleinarbeit für das Verständniß des Dichters im allgemeinen werden kann. Sie ist in diesem ersten Heft, das der Verfasser uns vorlegt, dem „Macbeth" gewidmet. In der fünften Scene des ersten Actes liest Lady Macbeth den Brief, in dem ihr Gemahl ihr von seiner Begegnung mit den Hexen berichtet. Ihr Selbstgespräch schließt mit Versen, die in der üblichen Uebersetzung besagen, daß es den Anschein habe, als hätten überirdische Mächte ihrem Gatten die Krone aufs Haupt gesetzt. Diese Worte stimmen nicht recht zu Lady Macbeth's zuversichtlichem Tone, der uns gleich ahnen läßt, daß sie den vielleicht zu milden Gatten zu dem schrecklichen Entschlusse bringen werde, den die sichern Schicksalszeichen der ehrgeizigen Frau sofort eingegeben haben. Eine genaue Untersuchung des Wortlautes stellt nun heraus, daß Lady Macbeth etwas ganz anderes sagt. Das englische Wort to seem hat nicht nur die Bedeutung „scheinen", sondern auch „ein (sicheres) Zeichen geben". Damit gewinnen die angegebenen Worte den zu Lady Macbeth's Gedanken vollständig stimmenden Sinn: „Der Himmel hat durch seine Zeichen es sichtbar werden lassen, daß er Macbeth die Krone bestimmt hat." An einer andern Stelle führt der Verfasser aus, daß verschiedene örtliche Beziehungen im „Macbeth" mit der scenischen Auffassung, die wir den Shakespeare'schen Bühnenstücken unterschieben, sich nicht vereinbaren lassen. Es zeigt sich, daß der Gebrauch der englischen Bühne des Elisabethanischen Zeitalters die Theaterdichter daran gewöhnt hat, die örtlichen Verhältnisse nicht mit der realistischen Bestimmtheit zu behandeln, an welche die moderne Bühne uns gewöhnt hat. Das veranlaßt den Schreiber dieser Zeilen, wieder darauf hinzuweisen, daß man Shakespeare schuldig ist, seine Stücke nicht unsern Bühnenverhältnissen in der schonungslosen Weise aufzuopfern, die den Zusammenhang der Handlung und der Scenen vollständig zerreißt und den Dichter nur allzu oft geradezu Widersinniges sagen läßt. Wenn man sich nicht dazu entschließen kann, Shakespeare ein für allemal nur auf der „Shakespeare-Bühne" aufzuführen, die es erlaubt, die Scenenfolge der Stücke unverändert zu lassen, so sollten doch von Zeit zu Zeit Aufführungen dieser Art für diejenigen gegeben werden, welche Shakespeare wirklich verstehen oder verstehen wollen. Das würde wol auch dazu dienen, jene mimischen Virtuosen, die aus Hamlet einen wahnwitzigen Visionär machen, von Shakespeare's heiliger Kunst fernzuhalten.

Von der Shakespeare-Bacon-Hypothese haben wir unsere Leser oft genug unterhalten. Der Verfasser des „Bacon-Bacillus", Dr. J. Schipper (Nr. 3), bringt zwar auch wie die bisherigen zahlreichen Schriften, welche dieser dilettantisch aufgeworfenen und behandelten Streitfrage sich gewidmet haben, eine Geschichte derselben und zwar eine sehr genaue und eingehende; der Schwerpunkt ruht aber bei Professor Schipper auf dem positiven Theile des Themas: er zeigt uns, daß für Bacon als Verfasser der Shakespeare-Dramen gar keine Beweistitel vorliegen, für Shakespeare aber eine große Menge innerer und äußerer Zeugnisse, die nur der Unwissende übersehen kann. Mit Recht sagt der Verfasser, daß es gar nicht gleichgültig sei, ob die Dramen, die unter Shakespeare's Namen gehen, von einem liebenswürdigen, rechtschaffenen Manne herrühren oder von einem so anfechtbaren Charakter, wie es der Bacon's gewesen ist. Mit vieler Wärme tritt Schipper nun für Shakespeare ein, und während er denjenigen, die den Schwan von Avon anfechten, die Leerheit ihrer Argumente vorhält, liegt ihm doch noch mehr daran, dem Dichter, den er kennt, die lebendigen Züge zu geben, die jeder in dessen Werken finden kann. Bormann, dessen Verdienste als Dialektdichter der Verfasser anerkennt, veranlaßt ihn zu dem Scherze, Anzengruber's Theaterstücke diesem abzusprechen und sie dem Philosophen Robert Zimmermann beizulegen. Man sieht, daß das mit dem nämlichen Rechte geschieht, mit dem man Bacon zum Dichter des „Hamlet" gemacht hat. Der Scherz geht aber weiter: eine Modenzeitung hat dieses von Schipper zuerst in der wiener „Freien Presse" zum besten gegebene Quiproquo „allen Ernstes als eine neue, wichtige literarhistorische Entdeckung" behandelt.

Bormann's Lorbern haben, wie es scheint, den Pastor B. Graefe (Nr. 4) nicht schlafen lassen. Er ist sechzig Jahre alt; nun hat ihm Geheimrath Wiese gesagt, in diesem Alter könne man schon noch etwas schaffen (S. 7): die „Dante-Plaudereien" des guten Pastors sind davon die harmlose Folge. Graefe beweist, daß

Goethe und Shakespeare in Dante ihre Inspirationen geschöpft haben. Wilhelm Meister ist Dante selbst, d. h. der maëstro. Das Land, nach dem sich Mignon sehnt, ist die „Divina commedia". Der Harfner heißt Augustin, Serlos Schwester Aurelie. Diese Namen finden sich vereinigt beim Verfasser der „Civitas dei", Aurelius Augustinus; im Lichte des heiligen Augustinus hat aber Dante die christliche Welt dargestellt u. s. w. Das sind harmlose Dinge; aber es ist rücksichtslos unserer Jugend gegenüber, wenn Pastor Graefe in Goethe's „Pädagogischer Provinz" Dante's „Purgatorio" sieht. Shakespeare hat sich ebenso aus Dante seine Stoffe, Namen und Gedanken geholt. Der Marcellus im „Hamlet" ist wieder der heilige Augustinus; Bernardo ist Bernhard von Clairvaux; Horatio ist Horatius, der römische Dichter; Laertes führt auf Homer; Ophelia (ophis die Schlange, Helios der Dichtergott Apollo) ist Dante's Beatrice; Rosenkrantz und Güldenstern sind nur „schmückende Bezeichnungen für Dante". Doch genug! Wir rufen dem Leser zu, was jene heilige Stimme dem Augustinus gesagt hat: „Nimm und lies!" Nur möchten wir wünschen, daß Pastor Graefe nicht auch die deutsche Sprache so gewaltsam behandelt hätte, wie er Goethe und Shakespeare behandelt. Daß „der Kanonendonner den Hamlet erzittert" ist dafür nicht die einzige Probe in dem schnurrigen Buche.

Ernst von Sallwürk.

Naturwissenschaftliche Schriften.

Die deutschen Meere und ihre Bewohner. Von Dr. phil. William Marshall. Leipzig, A. Twietmeyer. 1896. Gr. 8. 24 M. Auch in Lieferungen à 1 M.

Unter den beschreibenden Naturwissenschaften hat die Biologie der Meere seit alters her in weiten Kreisen das größte Interesse zu erregen vermocht. Und das ist nicht wunderbar; pflegt doch gerade das Geheimnißvolle, was über dem Meere mit seinen Tiefen ruht, das Menschenkind eigenartig zu fesseln und mächtig zu beeinflussen. Was dort unten „in purpurner Finsterniß", wie der Dichter meint, wirkt und lebt: wer möchte es nicht schauen und erforschen, wer möchte nicht wenigstens von ihm hören und es kennen lernen!

Im letzten Viertel des laufenden Jahrhunderts hat das Wissen vom Meere sich sehr erweitert. Durch die großen wissenschaftlichen Expeditionen in den siebziger und achtziger Jahren haben wir erst wirkliche Kenntniß von den Tiefen und Höhen auf dem Grunde des Oceans erhalten, und Einsicht in das Leben seiner Thier- und Pflanzenwelt. Nicht minder bedeutungsvoll haben, vorzüglich in letzter Hinsicht, die biologischen Stationen gewirkt, unter denen wiederum der großen biologischen Station bei Neapel die Krone gebührt.

Das neue Werk des seit lange wohlbekannten naturwissenschaftlichen Schriftstellers William Marshall, Professors der Zoologie in Leipzig, behandelt die deutschen Meere. Er schreibt:

> Wenn diese Bühne auch nicht so großartig ist wie jene an Europas Westküste, nicht so formen- und farbenreich wie die an den europäischen Gestaden des Mittelmeeres, — wenn auch eine verhältnißmäßig nur kleine an ersten Kräften arme Truppe auf ihr agirt, so ist sie doch mit den an ihr wirkenden Darstellungen interessant genug, sie genauer kennen zu lernen. Und sie ist für uns doppelt interessant, weil sie eben eine deutsche Bühne mit deutschem Personal ist, unter dem nur selten einmal und zu kurz, um das Ensemble störend zu beeinflussen, ein Gast von auswärts auftaucht.

In vierzehn Kapiteln auf 814 Seiten behandelt der Verfasser den sehr reichen Stoff. Er beschreibt zunächst den Strand mit seinen Dünen und Pflanzen. Er behandelt das große Gebiet der Küstenthiere und der vielen Wesen, die halb am Lande und halb im Wasser ihr Dasein führen; um uns endlich mit den eigentlichen Meeresbewohnern, den Fischen, mit den Vögeln, die den Strand beleben, und den Säugethieren, soweit es Bürger des Meeres sind, bekannt zu machen.

William Marshall's Werk ist nichts weniger als eine methodische Schrift, die sich einer strengen Systematik befleißigt. Wir möchten die ganze Darstellung und den Stil geradezu als burschikos, d. h. durchaus im guten Sinne des Wortes, bezeichnen. Eine unendliche Menge Gelehrsamkeit schüttet der berühmte Zoologe über den Leser aus, aber mit so leichter Hand, in so geschickter Weise, mit frappirenden Geschichtchen und neckenden Bemerkungen durchflochten, daß man von der Lektüre in Fesseln geschlagen wird und fast willenlos eine überreiche Wissensnahrung in sich aufnimmt. Marshall wendet sich häufig persönlich an den Leser, er apostrophirt ihn wiederholt, daß man zu der Empfindung gelangt, an seiner Seite am Meeresufer zu beobachten und zu untersuchen.

Ein Beispiel mag das zeigen. Marshall spricht von den Hohlthieren und beschreibt die Verbreitung der Seerosen:

> Ich war an einem schönen Sonntagmorgen im Mai 1868 — ich werde den Tag nie vergessen — sehr früh von Leiden nach Katwyk gegangen und begab mich auf den langen Steindamm, der die Mündung des Rheins flankirt, um mit meinem Hakenstock Tang aus dem beim Beginn der Flut leise plätschernden Uferwasser zu fischen, den ich dann auf allerlei kleines Gethier absuchen wollte. Da erblickte ich auf einer abgerundeten Steinplatte nur wenige Zoll unter Wasser vier röthliche Sternblumen mit drei Reihen von Strahlenblättern um den etwa vier Centimeter breiten Kelch. Hurrah, das sind Actinien! Ich war ja noch so jung, und mein Herz klopfte wie vorher nur zweimal in meinem Leben, als ich als Primaner am Brocken einen äußerst seltenen und für die Harzfauna neuen Bockkäfer (Callidium insubricum) und als Quartaner bei Muggendorf in der

Fränkischen Schweiz meinen ersten Apollofalter fing. So kann das Herz schon lange nicht mehr klopfen, denn

auch mich hat zum Manne geschmiedet
die Zeit und das eherne Schicksal. —

Ja, das waren Actinien, und zwar die schöne Pferdeactinie (Actinia equina), die Gott weiß wie! zu diesem Namen bei Linné gekommen ist. Sie heißt auch weit passender Mesembryanthemum, „Mittagsblume", aber dieser schöne von Ellis herrührende Name ist jüngern Datums als der nichtssagende Linné's und muß daher nach der Gepflogenheit der Wissenschaft vor diesem zurücktreten; denn die Gesetze der Priorität sind bis zur Verrücktheit unerbittlich.

Aber nicht nur zur Vermehrung unserer Kenntnisse dient das Buch, es strebt auch hervorragend praktischen Zielen zu. Wir finden in ihm unter anderm über die Zucht und die Verbreitung, ja sogar über die Zubereitung der hervorragendsten Seethiere Aufklärung. Es sind ganz prächtige Bilder, welche der Verfasser beispielsweise von der Auster, von der Seemuschel, vom Hummer, vom Stockfisch und vielen andern Bewohnern des Meeres entwirft. Die Eigenart des neuen Werkes ist eben nur durch Beispiele zu charakterisiren. Es läßt sich hier nichts um- und beschreiben, dazu tritt der Verfasser selbst zu lebhaft hervor; alles ist subjectiv. So schreibt er vom Hummer:

Der Hummer ist ein kecker, gewaltiger Räuber, der aber auch Aas genießt. Er frißt während des ganzen Jahres, während unser Flußkrebs, der mehr von den Jahreszeiten abhängig ist, eine Fastenperiode hat; nur kurz vor der Häutung verliert er, wie alle Thiere, die diesen Vorgang durchzumachen haben, den Appetit. Nach verschiedenen Beobachtungen verscharrt er Theile seiner Beute, die er nicht verzehren kann, und bewacht sie sorgsam.

Der Hummer ist das wichtigste Nährthier aus der Klasse der Krebse, und ich habe wol Leute kennen gelernt, die von Haus aus keine Austern essen konnten, aber solche, die von vornherein einen Abscheu gegen ihn gehabt hätten, sind mir noch nicht vorgekommen. Lehnt ja einmal jemand den Genuß ab, so kann man sich darauf verlassen, daß er einmal zu viel von ihnen gegessen hat, oder daß er aus Erfahrung weiß, daß sie ihm überhaupt nicht gut bekommen. Ich für meine Person esse zwar Austern lieber, bin aber weit davon entfernt, den Hummer zu unterschätzen, wie ich denn im allgemeinen Seethieren als Eßwaaren gegenüber ein sehr weites Herz habe und sie wie der alte Graf Marsigli culinarisch-systematisch in zwei große Gruppen theile: in solche, die man essen kann, und in solche, die man nicht essen kann.

Es ist ein tröstliches Bewußtsein, daß wir Deutsche, seitdem Helgoland deutsch geworden ist, vaterländische Hummern verspeisen können.

Drollig sind die Bemerkungen über die Austern und Miesmuscheln:

Es bleiben uns nun noch zwei in deutschen Meeren vorkommende Muscheln zu betrachten übrig, aber diese beiden sind die wichtigsten von allen, — es sind die Austern und die Miesmuscheln:

Debout, ihr Cavaliere!
Ihr Pagen und Hadschiere,
Reißt auf die Flügelthür!
Mit einem Zauberschlage
Wird itzt die Nacht zum Tage, —
Die Auster tritt herfür!

Die Auster ist wol in den meisten Sprachen weiblichen Geschlechts, nur bei den alten Griechen war sie sächlich, ostreon, aber die Römer gaben dem Namen geschmackvoll die weibliche Form „ostrea". Und hat sie nicht in der That was Weibliches, wie sie daliegt in üppiger Fülle, blond und geschmeidig, lieblich und lusterweckend vor uns in ihrer Schale, ein köstliches Kind des uralten Okeanos, Aphrodite Anadyomene? Ja, sie ist weiblich und theilt mit dem Weibe und dem Ei die Eigenschaft, daß sie das Köstlichste und das Fürchterlichste ihrer Gattung sein kann. „Was ist der Greuel aller Welt", ruft Moritz Busch aus, „verglichen mit einer verdorbenen Auster!" . . . . Und weiter: aber frisch und lebend muß eine Auster gegessen werden.

Austern, wenn ihr sie nicht frisch genoßt,
Wahrhaftig eine schlechte Kost —

sagt Goethe, und ich kenne kaum ein jämmerlicheres Gericht als amerikanische Dosenaustern. Ich empfinde sogar immer ein gewisses Bedauern, wenn ich Austern mit Sauerkraut essen muß. Nein, frisch will ich die Austern haben, frisch und nicht zu wenig.

Die alten Römer verstanden sich brillant aufs Austernessen und hielten sie mit Schnee und Eis, die aus den Alpen bezogen wurden, frisch. „Der Luxus", sagt Plinius, „ersann, die Austern in Schnee zu hüllen und so die Spitzen der Berge mit der Tiefe des Meeres zu vereinen." Es gab im alten Rom so vorzügliche Austernkenner, daß sie, wie unsere ausgelernten Weintrinker, schmeckten, woher eine Auster stamme. Sehr große Exemplare nannte man dreibissige oder dreihappige.

In dieser Weise entwickeln sich die Schilderungen weiter über die vielen hundert Seiten fort, aber ohne sich je im Ausdruck zu wiederholen, immer neu und interessant, oft witzsprudelnd und stets lehrreich; die Stilgewandtheit des Verfassers ist wirklich zu bewundern!

Die Ausstattung des neuen Werkes dürfte auch den höchsten Anforderungen entsprechen. Papier und Druck sind geradezu vortrefflich. Eine sehr große Anzahl guter Zeichnungen und mehrere schöne Farbentafeln unterstützen das Verständniß des Textes und erhöhen die Freude an William Marshall's prächtigem Werk.

Franz Bendt.

Aus der Erzählungsliteratur.

1. Erzählungen eines Effendi. Von Rudolf Lindau. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1896. 8. 2 M.
2. Heiteres und Weiteres. Kleine Geschichten. Von Ernst von Wolzogen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1896. 8. 2 M.
3. Die Kugelsucherin. Roman. Von Maximilian von Rosenberg. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1896. 8. 5 M.
4. Ihr Sieg. Roman. Von Klaus Rittland. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1896. 8. 5 M.
5. Oberlehrer Gesenius. Roman. Von Osterloh. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1896. 8. 4 M.
6. Lebensräthsel. Roman. Von E. Juncker (Else Schmieden). Dritte Auflage. Berlin, Otto Janke. 1896. 8. 2 M.
7. Seemannsliebe. Novellen. Von Helene Pichler. Berlin, Freund u. Jeckel. 1896. 8. 3 M.
8. Der Tod. Eine Studie. Von Ignatz Dabrowski. Aus dem Polnischen übertragen von Raphael Löwenfeld.

Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt. 1896. 8. 3 M.

Rudolf Lindau ist als guter Erzähler bekannt. Auch in den „Erzählungen eines Effendi" (Nr. 1) bewährt er diesen Vorzug, den er besonders an Stoffen aus fremden Ländern und Welttheilen zu zeigen vermag. Als ein im besten Sinne weitgereister Mann versteht er es, sich in den Anschauungs- und Gefühlskreis auch entlegener Völker und Menschen zu versetzen und auch im fremdesten Gewande das allgemein Menschliche zu entdecken; und er erzählt uns das mit solcher Ruhe und Klarheit, daß sich auch dem Leser jenes Gefühl des Mannes mittheilt, den die reiche Weltkenntniß und Erfahrung ebensowol zum Horazischen Nil admirari, wie die genaue Einsicht in das Menschenherz zum Terenzischen Wahlspruch: „Nil humani a me alienum puto" gebracht hat. Und so sprechen denn die Geschichten, deren Einkleidung in „Erzählungen eines Effendi" ganz vorzüglich durchgeführt ist, ebenso die Phantasie wie das Gefühl des Lesers an, mag uns nun Lindau die Empfindungen des rosseliebenden Manßur vom Stamme der Annesie schildern, oder den lieblichen Liebestraum zwischen dem Effendi und der schönen Salihah vom Stamme des Propheten, oder den kühnen Heldensinn des Knaben Hassan, der von Ehrgeiz brannte, ein Held zu sein. Eine hübsche Zugabe bilden die drei „türkischen Geschichten", von denen besonders die mittelste, „Der verwandelte Esel", von köstlichem Humor getragen ist; die lustige Schlußwendung ist auf das feinste vorbereitet und herausgearbeitet.

Eine seltsame Mischung von Heiterm und Ernstem, ja Schaurigem, bringt das an zweiter Stelle genannte Werk, das wol eine Sammlung früher veröffentlichter Geschichten ist; wenigstens entsinne ich mich, das Pracht- und Bratenstück des Bandes, „Die Gloria-Hose", vor manchem Jahr in Stettenheim's „Humoristischem Deutschland" gelesen zu haben. In dieser Erzählung tritt die Neigung Ernst von Wolzogen's zum stark Aufgetragenen, Seltsamen und Bizarren am wenigsten stark hervor, und die Schilderung des ruhig und harmlos in seiner Weltabgeschiedenheit dahinlebenden Dorfpfarrers gibt dem Ganzen etwas Rührendes und dadurch wirklich Humoristisches; aber die andern Geschichten sind fast alle auf so seltsamen Voraussetzungen aufgebaut oder weisen so wunderlich verschrobene Charaktere auf, daß man zu behaglichem Genusse nicht recht kommt, wenigstens ist das so in „Veit Zeisolin's Galgenfrist" und der Geschichte „Ein Derwischlied"; am besten mag von den übrigen Geschichten noch „'s Meikatel" und der „Sexack" gefallen, auch „Werther's Leiden in Sexta" ist, wenn auch vielleicht ein wenig stark aufgetragen, doch eine gute und — wie bei solchem Stoff immer — ergreifende Schilderung des Seelenlebens eines unverstandenen Knaben. Im ganzen sind die hier gezeichneten Bilder aus dem Leben zu sehr mit dem Hohlspiegel aufgefangen.

Der Roman „Die Kugelsucherin" von Maximilian von Rosenberg (Nr. 3) hat den Vortheil eines eigenartigen Hintergrundes: diesen bildet das Gewerbe der Kugelsucher, die sich mit dem Aufsuchen der Sprengstücke auf den Artillerieschießplätzen befassen und daraus unter Mühen und Gefahren einen kärglichen Verdienst ziehen. Gibt schon diese Beschäftigung Gelegenheit zur Schilderung spannender und aufregender Vorgänge, so weiß der Verfasser auch sonst die Erzählung, trotz der epischen Breite, mit der sie dahinfließt, spannend und stellenweise aufregend zu gestalten, indem er auch einen Criminalfall mit hineinzieht, dessen Ver- und Entwickelung zwar ziemlich einfach ist, aber doch zu mancherlei Emotionen Gelegenheit gibt. Von der Gefährlichkeit des geschilderten Gewerbes gibt wol die Anweisung ein anschauliches Bild, die der alte Wohlfahrt, der Vater der Heldin, seinem Sohne gibt:

Schnell auf den Punkt los, wo das Geschoß aufgeschlagen, hinwerfen und nach vorn blicken. Die Stücke fliegen nach vorn, kratzen den Boden auf, du siehst es leicht von hinten und weißt, wo sie liegen. Brauchst dann nur zu suchen mit dem Stock. Nie von vorn auf das Geschoß zulaufen, wenn es noch nicht gesprungen ist, 's bringt Gefahr! Lieber abwarten, muß nach wenigen Secunden springen, wenn's kein Blindgänger ist. Ist's aber ein Blindgänger — hier leuchteten auch die Augen des Alten auf, als spräche er von dem köstlichsten Schatze —, dann wie der Blitz auf die Stelle zu und daneben nieder, kein Mensch darf dem den Fund streitig machen, der zuerst die Stelle erreicht hat! Dann vorsichtiges Graben, die Spitze des Geschosses frei machen und nicht daran stoßen. Das Geschoß aufrichten und so tragen; 's ist ein kostbares, aber gefährliches Ding, muß behandelt werden wie ein rohes Ei!

Das Glück eines solchen Fundes scheint dem Alten bald zutheil werden zu sollen:

„Ein Blindgänger!" klang es da mit jubelndem Aufschrei neben ihm. Mit jugendlicher Schnelligkeit sprang der Vater auf und stürzte mit großen Sprüngen auf die Stelle los, wo sie das Geschoß hatten aufschlagen hören. Wie aus einem Traum erwachend, erhob sich langsam Joseph und wollte folgen. Da zuckte er zusammen und taumelte zurück. Vor ihm stieg es plötzlich auf, eine Feuersäule, wie aus dem Krater eines Vulkans; ein ohrzerreißender Krach, der Erdboden bebte, eine Wolke emporgehobener Erd- und Rasenstücke flog gegen ihn heran und überschüttete ihn, es klackte und klapperte, als fielen aus der Höhe Steine nieder, dazwischen ein schmerzvoller Aufschrei, und dann wurde es still.

Den Alten hat das Schicksal ereilt, das er immer erwartet hat und erwarten mußte:

Wenn's mich einmal trifft, hier oder da, 's kann bald sein, 's kann noch 'was dauern, wie's über mich bestimmt ist, ich weiß es nicht, mag's auch nicht wissen.

Und nicht blos äußerlich, auch seelisch müssen die Hauptgestalten des Romans allerlei Kämpfe und Aufregungen durchmachen, bis sie nach Beseitigung der von außen geschaffenen und der in ihrem Innern erwachsenden Hindernisse in den Hafen des Eheglücks einlaufen. Dem Vorwurf, daß die Heldin des Romans in äußern und innern Vorzügen über dem Durchschnitt ihrer Umgebung steht, könnte der Verfasser mit dem Hinweis be-

gegnen, daß sie ihrer Abstammung nach doch nicht so recht zu den Kugelsuchern gehöre.

Der Klaus Rittland'sche Roman „Ihr Sieg" (Nr. 4) ist eine breit angelegte Erzählung, deren Mittelpunkt die Geschichte einer Ehe ist zwischen einem durch Schicksal und Menschen verwöhnten Künstler und einem Mädchen aus adeligem Hause, das durch diese Ehe in einen ganz andern Boden, als ihre Heimat war, verpflanzt wird. Die Ehe, die erst sehr glücklich zu verlaufen scheint, wird immer kälter; ja sie steht auf dem Punkte getrennt zu werden, da erblindet der Gatte, und mit heldenmüthiger Selbstüberwindung verzichtet die Frau auf ein Glück, das ihr die winkende Freiheit bieten zu wollen scheint, und widmet ihre fernern Tage dem Erblindeten. Mit dieser Geschichte sind nun eine ganze Reihe von Nebengeschichten verbunden, von denen die hervorragendste eine Criminalgeschichte ist, in der ein unschuldig zu lebenslänglichem Zuchthaus Verurtheilter wieder zu Ehren kommt — Nebengeschichten, deren Zusammenhang mit dem Hauptthema nicht immer ein zwingender ist, die aber von dem geschickten Erzähler klug hineingeflochten sind. Der Verfasser ergeht sich offenbar gern und mit Behagen im Erzählen, wozu er sich durch das Wander- und Reiseleben, das er das Ehepaar führen läßt, immer neuen Hintergrund und immer neue Personen schafft, von denen freilich ein Theil bald wieder von der Bildfläche verschwindet. Aber im ganzen hält der Verfasser den Faden fest, und seine Entwickelung des Verhältnisses der Gatten zueinander in seinen mannichfachen Stufen ist mit Geschick und Feinheit dargestellt. Nur mitunter droht unter der Fülle des Beiwerks die Haupthandlung zu stocken; man könnte dann den Verfasser beinahe in dem Verdacht haben, daß er ähnlich wie die Schriftstellerin Fräulein Pfendt, die er in Kairo als Staffage mit auftreten läßt, den von ihm gelegentlich gesammelten Stoff mit verwendet, weil Stimmung darin liegt. Aber jedenfalls versteht Klaus Rittland Haupt- und Nebensachen gleich gut zu erzählen, sodaß man ihm bis zuletzt mit Interesse folgt.

Als einen guten Roman muß man auch „Oberlehrer Gesenius", von Osterloh (Nr. 5), gelten lassen, in dem sich die Verfasserin wiederum als eine gewandte, feingebildete Schriftstellerin zeigt. Es ist die Geschichte eines weltfremden Mannes, der durch die berückende Schönheit einer Weltdame gefesselt, sich diese freit, während sie ihn nimmt, weil sie sich nach dem Tode ihres ersten Gatten, mit dem sie ein Reise- und Nomadenleben geführt hat, sehr einsam fühlt und ihr der Sinn augenblicklich nach einer friedlichen Häuslichkeit steht. Daß diese Ehe unglücklich werden muß, sehen sowol die übrigen Personen des Romans wie der Leser mit voller Gewißheit voraus; und hierin liegt vielleicht der größte Mangel der Composition; wir können für den Helden, der so blind in sein Verderben rennt, keine rechte Theilnahme fassen; und auch die Art, wie er sich daraus befreit, zeigt ihn ebenso haltlos dem Sturme der Leidenschaft preisgegeben, wie da er sich gefangen gab. Die Schilderung, wie der Held in der Verzauberung der Ferienidylle, während er mit der Stieftochter allein haushält, von der Liebe zu dieser allmählich umsponnen wird, ist fein und stimmungsvoll; aber daß er sich schließlich von dem wilden Traum, sie besitzen zu können, völlig beherrschen läßt, das erscheint der Verfasserin selbst als etwas zu stark, und sie nimmt deshalb eine Nervenüberreizung zu Hülfe, die ihn auf ein paar Jahre in eine Kaltwasserheilanstalt führt. Damit aber ist die Theilnahme für den Helden getödtet: entweder behauptet er bei gesunden Sinnen, „den Vorurtheilen zum Trotz", mit seiner Stieftochter noch einmal glücklich sein zu können, wie andere Menschen, und dann weiß er weniger von der Welt, als einem Manne in seinem Alter und seiner Stellung erlaubt ist, oder es ist bereits der Anfang geistiger Störung, und dann ist unser Mitleid nicht mehr das reine, das die künstlerische Schöpfung hervorrufen soll, es ist mit dem verwandt, das etwaige Mittheilungen ähnlichen Inhalts aus der Welt der Wirklichkeit in uns erregen, es wirkt also nicht befreiend, sondern beklemmend, soweit wir nicht überhaupt mit einem Achselzucken daran vorbeigehen. Diese Hineinziehung eines krankhaften Zustandes ist vielleicht eine Anpassung an die moderne Richtung, deren unbewußten Einfluß man auch in der trüben, mattherzigen Atmosphäre, die über dem Ganzen liegt, erkennen mag. Es ist eigentlich kein Mensch darunter, an dem man seine rechte Freude haben könnte; allenfalls das zweite Liebespaar, der Doctor Orthmann und eben jene Stieftochter, eine ganz hübsche Variante des „Häßlichen Entlein"-Typus, der ja immer etwas Anziehendes hat. Von dieser grauen Stimmung ist auch die Schilderung der Schulwelt überzogen, was wol im Aufbau des Romans mit begründet sein kann, da die Welt, in die die Heldin tritt, möglichst eng und bedrückend geschildert werden soll. Hier ist aber wol ohne zwingenden Grund des Guten etwas viel gethan; denn in diesem Kreise würde sich auch eine minder weltlich und äußerlich gesinnte Frau als Valerie nicht wohl fühlen, und diese würde auch einem weniger eng denkenden und fühlenden Kreise innerlich stets fremd bleiben. — Es ist, als vermißte man in dem ganzen Buche eine herzliche Theilnahme der Verfasserin für ihre Gestalten, eine wohlwollende Liebe für sie; und dadurch wirken die vielen feinen Beobachtungen und hübschen Einzelheiten nicht so, wie sie es sonst vermöchten und verdienten. Daß wir ein gutes Buch von einer guten Schriftstellerin vor uns haben, das tritt ja überall hervor und sei auch nochmals hervorgehoben.

Ein jedenfalls gern gelesener Roman ist „Lebensräthsel" von E. Juncker (Nr. 6), da er schon in dritter Auflage vorliegt. In der That versteht es die Verfasserin, spannend zu erzählen; den Mittelpunkt der Handlung bildet ein Geschwisterpaar, das durch den Ungestüm seiner eigenwilligen Leidenschaft die von ihm Geliebten in Lei-

den und Unglück stürzt. Und wenn hierbei der Gatte der Schwester durch die einzige und erste Pflichtversäumniß, zu der die selbstisch-rücksichtslose Liebe der Frau ihn verleitet, ein tragisches Ende findet, während es dem Bruder gelingt, die durch seine wilde Leidenschaftlichkeit tief verletzte Gattin sich wieder zu versöhnen, so will wol die Verfasserin in der Benennung des Romans: „Lebensräthsel“, es selbst zum Ausdruck bringen, daß solche Fügungen uns räthselhaft erscheinen müssen. — Der Versuch, uns diese Widersprüche der Weltordnung durch den Mund des Predigers Dossow erklären und lösen zu lassen, erscheint nicht als geglückt. Die Verfasserin hat offenbar in diesem um seiner freien Anschauungen willen verfolgten Geistlichen eine besondere Lieblingsgestalt dargestellt; und in der That ist ja solch ehrwürdiger Pfarrherr mit seiner Kenntniß des Menschenherzens und seinem Herzen voll Liebe eine gern gesehene Gestalt im Leben und im Romane; er würde noch individueller wirken, wenn der Punkt, der ihm die Verfolgung durch die Behörden zuzieht, klarer herausgestellt wäre; und er würde unserm menschlichen Empfinden vielleicht auch noch näher treten, wenn er bei der Bestattung seines einzigen Sohnes, eben jenes Kapitäns, der seine erste Pflichtverletzung so grausam büßen muß, nicht eine so schöne und das Schicksal des Sohnes zu beweglicher Ermahnung verwendende Rede zu halten im Stande wäre. Es ist eben nicht Prediger Dossow, der zu den Matrosen spricht, die ihren Kapitän bestatten, sondern E. Juncker, die den Lesern ihres Romans die Moral von der Geschichte auseinandersetzt. Und das wäre gar nicht nöthig; denn man muß dem Roman das Lob zollen, daß er eben jene erschütternde Tragik des Lebens lebenswahr darstellt und dem halbwegs mitfühlenden Leser zu vollem Bewußtsein und — soweit möglich — Verständniß bringt; ich sage nicht: zu vollem Verständniß, denn mit dem Verständniß muß hier Selbstbescheidung Hand in Hand gehen.

Die See, die in dem eben besprochenen Roman der Schauplatz der furchtbaren Schlußkatastrophe ist, bildet für alle drei Geschichten von Helene Pichler's „Seemannsliebe“ (Nr. 7) den Hintergrund. Man kann freilich nicht sagen, daß in ihnen frische, stärkende Seeluft wehte, daß frische, kräftige, lebendige Männlichkeit sich hier auslebte; es geht durch alle drei Geschichten ein Zug des Ausgeklügelten, Ausgedachten, es fehlt ihnen schöne satte Wirklichkeit. Die erste behandelt das ja immer wieder zur Lösung auffordernde Problem, ob man einem hoffnungslos Kranken, der von Schmerzen bis zur Unerträglichkeit gepeinigt wird, auf seinen eigenen dringenden Wunsch die Erlösung durch den allbefreienden Tod verschaffen darf. Die Verfasserin beantwortet die Frage durch den Mund einer ihrer Gestalten für den vorliegenden Fall glattweg mit Ja; es ist freilich für den Unbefangenen kein ganz einwandsfreier Richter, der so entscheidet: es ist die von der Frau, der der Mann auf flehentliches Bitten die einschläfernde Arznei gereicht hat, selbst zu ihrer Nachfolgerin in der Ehe Bestimmte, die den Selbstanklagen des Mannes und der Verurtheilung des Freundes gegenüber frisch und frei für die Richtigkeit der That eintritt. Aber es ist eine eigene Sache damit. Und wenn die Umstände zehnmal der Art sind, daß wir mit dem Verstande denen beistimmen müssen, die es für eine That der Barmherzigkeit erklären, den Willen der Sterbenden zu erfüllen — mit dem Gefühl kommen wir doch nicht darüber hinweg. Der Unbefangene wird sagen: wenn die beiden ein auf diesem Boden gegründetes Glück genießen können — gut, wir wollen keinen Stein auf sie werfen; aber daß sie es können, das wird wol die meisten zu staunendem Kopfschütteln bewegen. Führt diese Geschichte einen Kampf gegen vermeintliche allzu große Sentimentalität, so stürzt sich die dritte selbst tief in diese Empfindung hinein. Sie besteht aus Briefen, die ein Seemann von der Fahrt an seine Braut, eine Binnenländerin, mit der er sich ziemlich schnell verlobt hat, schreibt, und die für einen Seemann sehr schön, fast zu schön sind; während er sich aber in seinem künftigen Glücke berauscht, bekommt seine Braut das Warten satt und nimmt einen andern. Es ist ein bischen gar zu weiche Seeluft in dieser Geschichte. — Die beste ist die zweite, wenn sie auch kein ganz neues Motiv hat, das sie aber neu gestaltet und gut ausführt. Der etwas täppische Cord, den der gewandtere Jost bei seinem Weibe Antje, wie schon in der Jugend beim Mädchen, auszustechen weiß, und der dann, indem er den frühern Jugendfreund mit eigener Lebensgefahr rettet, sich sein Weib wieder zurückgewinnt, ist eine sympathische und gut gezeichnete Gestalt; hier haben wir Seeluft, Seemannsblut und Seemannssinn. Diese Geschichte rechtfertigt die Erwartungen, die der Titel des Buches erregt, am meisten.

Das letzte der vorliegenden Bücher, „Der Tod“, von Ignatz Dabrowski (Nr. 8), ist schwer mit den hier besprochenen Büchern zusammenzustellen; denn es gehört weder zur Erzählungsliteratur noch zur Unterhaltungslektüre. Wenigstens könnte man es zu diesem Zwecke kaum empfehlen. Es ist weder Roman, noch Erzählung, noch Novelle. Ich möchte beinahe die Worte eines überschwenglichen Recensenten anwenden, der den Streit darüber, ob „Guntram“ von Strauß Oper oder Musikdrama oder was sonst sei, dahin entscheidet, es sei keins von dem allen, es sei „ein Werk schlechthin“, und der es dann später als das „unerbittlichste Kunstwerk“ der Neuzeit charakterisirt. Eine Studie könnte man es allenfalls nennen, diesen Versuch einer psychologischen Kunstfertigkeitsleistung (um nicht Kunststück zu sagen), dieses Tagebuch eines Schwindsüchtigen, das zwei Monate umfaßt und in das er von seiner Erkrankung bis zu dem Augenblick kurz vor seinem Tode alles eingetragen hat. Und „unerbittlich“ ist dieses „Kunstwerk“, indem es uns von den Furchtbarkeiten, die ein solches Krankenlager hat, keine erläßt, weder die physischen noch die seelischen. Wir

begleiten den Unglücklichen an der Hand seiner Aufzeichnungen durch alle Stadien seiner rasch verlaufenden Krankheit, die Qualen der Ungewißheit und die Qualen der Gewißheit über sein Schicksal, seinen Kampf gegen das Sterbenmüssen, seine peinvollen Versuche, sich über das Räthsel des Todes klar zu werden, seine traurigen Rückblicke auf ein in harten Kämpfen ums Dasein hingebrachtes Leben; man wird mit dem Unglücklichen zu Boden gedrückt und in das Element des Lebens hineinversenkt bis zum Trübsinn. Ich habe das Buch nicht lesen können, ohne mir dazwischen ein paar Tage Erholung zu gönnen. Es fehlt ja nicht völlig an rührenden und versöhnenden Zügen; solche sind die zarte, rücksichtsvolle Freundschaft der beiden Pfleger des armen kranken Studenten, sein Freund und seine Schwester, und deren still keimende Liebe; mit Rührung sehen wir, wie beim Herannahen des Todes dem zwischen dem alten Glauben der Kindheit und dem Unglauben des vermeintlichen Mannes Hin- und Herschwankenden die Letzte Oelung Frieden gewährt; erleichternd wirkt das letzte Auffflackern der Lebenshoffnung kurz vor dem Tode, das ja dieser Krankheit eigen zu sein pflegt. Und so entläßt uns der dichtende Psychologe mit dem Troste eines wehmüthigen Lächelns darüber, daß auch dem jungen Philosophen, der über alles so klar zu sehen meint, eine gütige Hand das Letzte gnädig verhüllte. — Aber auch durch diesen lindernden Schluß wird der Widerspruch nicht beschwichtigt, der sich während der ganzen Lektüre im Innern des Lesers gegen die Thatsache eines solchen Buches erhebt. Ich sehe ab von einem Einwande, der der gewählten Form gegenüber naheliegt. Wer eines Schwindsüchtigen Tod aus eigener Anschauung kennt, der wird unerbittliche Lebenswahrheit des Dargestellten gern anerkennen; aber eins wird er sicher nicht glauben, daß ein solcher ein solches Tagebuch und bis zum letzten Augenblick habe führen können. Gegen diese realistische Einwendung wird sich der Dichter damit vertheidigen können, daß er um höherer Zwecke willen hier diese Wahrscheinlichkeitsrücksicht außer Acht gelassen habe. Aber da erhebt sich die Frage, welches diese Zwecke sind? Liegen sie wirklich noch auf dem Gebiete der Kunst? Die eindringende Schärfe der Beobachtung und Zergliederung des Seelenlebens muß man bewundern; aber wenn es sich um genaueste Beobachtung des schrecklichen Vorgangs allmählichen Hinsterbens, der unaufhörlichen Abnahme der körperlichen Kraft, um den wochenlang fortgesetzten Sterbeproceß handelt, so fragt man sich doch: wozu lohnt es sich, solche Beobachtungen zu machen, zu schreiben, zu übersetzen, zu lesen?

Gewinnen wir daraus irgendwelche Förderung, irgendwelche Erhebung, irgendwelchen Genuß? Zur Unterhaltung kann solch Buch doch unmöglich bestimmt sein, man müßte denn auf dem Standpunkte derer stehen, denen Vivisectionen interessant und vergnüglich sind. Zur Verbreitung der Kenntniß der Menschenseele? Soll es zur Lösung des Räthsels vom Tode beitragen? Ich kann mir nur zwei Zwecke denken. Entweder es soll zur Bewunderung der zergliedernden Beobachtungs- und Darstellungsgabe des Herrn Dombrowski (so würde man ihn deutsch wol richtiger schreiben) Gelegenheit geben; und dieser Zweck scheint ja stellenweise erreicht zu sein, denn sonst würde es Raphael Löwenfeld in Berlin nicht übersetzt haben —, oder es soll durch seine eindringliche Schilderung der schrecklichen Krankheit dazu anspornen, daß man alles thue, um die Menschheit von dieser Geißel zu befreien. Mit diesem Zwecke aber schiede das Buch auch äußerlich aus dem Gebiet der „schönen" Literatur aus, während man ihm vom humanitären Standpunkt aus allen Erfolg wünschen müßte.

M. Rachel.

Lyrisches und Verwandtes.

1. Ausgewählte Gedichte von Adolf Brieger. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1896. 8. 2 M.

Der Inhalt ist sehr mannichfaltig und weist hin auf einen bewegten und gebildeten Geist. Lieder, welche die Liebe, die Natur, die Jahreszeiten, die Großstadt, Freunde und vieles andere besingen, wechseln ab mit phantasievollen Balladen und Zeitgedichten, in denen dem deutschen Patriotismus ein männlicher starker Ausdruck verliehen und manche moderne Strömung mit dichterischem Auge betrachtet wird. Die Gedichte umfassen ein Menschenalter und machen überall den Eindruck des Erlebten. Nirgends läßt sich's der Verfasser an dürrer Reflexion genügen, sondern Stoffe und Gedanken werden umgesetzt in Bilder, also in Poesie. Er beherrscht Rhythmus und Sprache vollkommen, seine Strophen sind schön gebaut, sie haben Farbe und Stimmung. Ein abgeklärter, ruhiger Ton, eine sinnige, echt humanistische Betrachtungsweise ist ihm eigen. Und so folgt man ihm gern in diesen zerfahrenen Zeiten. Wir waren schon einmal bei Besprechung der Dichtung „Stirb und werde" von Brieger in der Lage, in d. Bl. auf sein dichterisches Können hinzuweisen. Und nun bestätigt er mit seiner lyrischen Sammlung unser damaliges Urtheil. Aufs gerathewohl eine Probe:

Eine Todtenfeier.

Ich bin so hoch hinaufgestiegen;
Die Nacht ist mild und sternenhehr;
Tief unter meinen Füßen liegen
Waldkuppen, ein entschlaf'nes Meer;
Und leise klinget, wie in Träumen,
Ein Lied aus ferner Jugendzeit,
Ein Rauschen her aus jenen Räumen
In meine Bergeseinsamkeit.

Mein todtes Kind, dir näher bin ich,
Nun unter mir die Welt versank!
Im Nachtwind weht so süß und innig
Der liebsten Stimme trauter Klang.
Vom Meer der Wälder braust es lauter,
Und wie in ew'gen Traum gewiegt,
Fühl' ich, wie zärtlicher und trauter
Sich deine Seel' an meine schmiegt.

Da riefen laut mich die Genossen;
Fort ging es durch den düstern Wald.
Vor meiner Seele war zerflossen
Die engellieblichе Gestalt.
Der Nachtwind trocknete die Thränen;
Doch tödlich bang, wie nie zuvor,
Schwoll mir ein namenloses Sehnen
Wie Meeresflut ums Herz empor.

2. 'Bin, der Schwärmer. Idyll von J. V. Widmann. Mit Zeichnungen von Fritz Widmann. Frauenfeld, J. Huber's Verlag. 1896. 16. Geb. 2 M. 40 Pf.

'Bin — Sabinus — der Pfarrerssohn, ist ein wackerer, frohsinniger Fant; „jung und dumm", aber nicht zu jung und nicht zu dumm, sondern angenehm und liebenswürdig just so, wie er ist. Die Schwärmerei ist seine zweite Natur, eigentlich seine erste; er ist Poet, noch dazu Romantiker. Sein noch fast knabenhaftes Herz neigt zur Liebe, und wenn es davon voll ist, so geht ihm der Mund über — immer in Versen und Reimen. Widmann zeigt uns in seinem Gedicht das Bild dieses 'Bin und damit verbunden schildert er ein reizendes Liebesabenteuer, das sein Held zu bestehen hat. Es endet weder mit Hochzeit noch mit Tod; es ist eben nur eine Episode in dem Leben des schwärmenden Poeten. Das Ganze ist ein Idyll, und dem jungen 'Bin wird das schmerzlich-süße Herzenserlebniß ein willkommener Gegenstand dichterischer Anregung.

So heißt es gegen das Ende. Widmann spielt auf dem feinen Instrument der Verssprache als gewandter Virtuose. Die leicht hinfließenden iambischen Quinare fügen sich zu achtzeiligen Strophen zusammen mit sich umarmenden Reimen. Mit dem Humor hat sich die Anmuth auf das gefälligste vereinigt.

3. Unser Weg. Gedichte zweier Freunde. Von Georg Barthel Roth und Uhlmann-Bixterheide. Köln, J. G. Schmitz. 1896. 8. Geb. 3 M.

Die beiden genannten Freunde haben ihre Gedichte in einem Bande herausgegeben, und jeder den andern eine besondere Abtheilung gewidmet. Das Können des erstern, Georg Barthel Roth's, zeigt sich am entschiedensten in den „Zeitgedichten". Sie sind von stark patriotischem Geiste durchweht, eine kerndeutsche Gesinnung zeichnet sie aus. Der deutsche Kaiser, Fürst Bismarck, der Niederwald, Erinnerungen an den großen Krieg und ähnliche, jedem wahren Deutschen ans Herz gewachsene Stoffe werden in schwunghaften Strophen behandelt, wenn auch mehr rhetorisch als poetisch, wozu in diesem Falle allerdings die Versuchung nahe lag. Schade, daß der so herzhaft empfindende Verfasser nicht auch dem internationalen Schwindel, dem größten Feind des Deutschthums, an den Leib gerückt ist. — Zart in Form und Ausdruck sind die Liebes- und reinen Stimmungsgedichte. Wir haben manches hübsche Stück darunter gefunden.

Der zweite der Compagniepoeten, Uhlmann-Bixterheide, trägt kein wesentlich anders geartetes lyrisches Gesicht. Die stolz patriotischen Gedichte fehlen; im übrigen zeigt sich stofflich und formell eine gewisse Familienähnlichkeit. Der Autor ist modern, aber ohne Koketterie und ohne das dünkelhafte Geschrei und Gespei, das wir bei den „Modernsten" gewohnt sind. Er besingt leicht und liebenswürdig seine Liebe und weiß „Allerlei vom Wege" zu pflücken; z. B.:

Sei still, wenn auch ein schöner Traum
Dich noch umkreist, —
Viel dürres Laub — ein wenig Blütenschaum:
Was Leben heißt! —

Sei still, wie dort im Rohr
Die Halme wehn,
Ein fahles Blatt, wächst du empor!
Um zu vergehn! —

4. Ich liebe dich! Gedichte von Alfred Biehler. Heidelberg, J. Hörning. 1896. 12. Geb. 3 M.

Zierlich, wie die Ausstattung, sind die Gedichte, kleine, filigranartige Arbeiten, ohne berückende Originalität, ohne hinreißende Kraft, aber reinlich und gefeilt. Jedenfalls ist der Verfasser kein Dilettant, sondern ein Poet. Als Probe stehe hier:

Vergilbte Blätter.

Aus längst vergilbten Blättern
Grüßte ein sonnig Glück,
Aus längst vergilbten Blättern
Weinte ein bös Geschick.

Aus längst vergilbten Blättern
Sprach es von Lieb' und Treu —
Daß in vergilbten Blättern
Alles begraben sei.

5. Buch der Lieder. Von Julius Gersdorff. Im Selbstverlag. Leipzig 1896.

Das Buch beginnt mit einem Verzeichniß von 42 in dem vorliegenden Hefte enthaltenen Liedern, welche componirt worden und im Musikverlage erschienen sind. Damit sind die Gedichte selbst gekennzeichnet: sie sind einfach, singbar, liedmäßig. Wenn tiefe Gedanken, starke Empfindung, stürmende Leidenschaften fehlen, wenn man nirgends den großen Pulsschlag der Zeit verspürt, so ist dafür manches Sinnige und Duftige vorhanden. Allerdings, aus dem Gleise des Herkömmlichen kommt der Verfasser nicht heraus. Was tausendmal gesungen wurde, singt er wieder. Da kommt der Frühling, da lockt der Mai, da blaut das Veilchen, der Friede Gottes ruht am Sonntagmorgen über der Natur, die Abendglocken läuten und

Die hellen Sterne flimmern
Am blauen Himmelszelt,
Kein Lüftchen will sich regen,
So stille ist die Welt.

Und in dem heil'gen Schweigen
Vom Herzensgrund sich hebt
Ein tiefempfunden Beben,
Das auf gen Himmel schwebt.

Ein wenig deutsches Volkslied, ein wenig Goethe, ein wenig Uhland, ein wenig Mörike, ein wenig Julius Gersdorff. Nun, man kann sich die alten Töne gefallen lassen, wenn sie nicht falsch gesungen werden.

6. Deutsche Gedenkblätter von P. P. Chrusen. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlag. 1896. 8. 1 M. 20 Pf.

Die löbliche Tendenz des Buches ist durch die Schlußstrophe ausgedrückt:

Und was auch Deutschland noch beschieden,
Getrost geloben wir aufs neu:
Wir sind vereint in Krieg und Frieden,
Wir bleiben reichs- und kaisertreu!

Das ist schöner gedacht als ausgedrückt. Das Beste ist, daß hin und wieder der Humor seine gesunden Glieder reckt, so in der Sylvesterphantasie „Panorama", in dem Gelegenheitsstück „Die deutsche Feldpost" und in dem juridischen Dramolet „Das neue Gesetzbuch". Das Gedicht „Zwei Kaiser-Gräber" ist eine Verherrlichung der Kaiser Wilhelm und Friedrich — auch wieder besser gemeint als gerathen.

7. Leben, Lieben, Singen. Von Franz Lindheimer. Heidelberg, J. Höruing. 1896. Gr. 8. 3 M.

Der Inhalt ist bunt. Liedern folgen Sonette, Terzinen, Epigramme, Monologe und Dialoge. Aber er ist nicht bedeutend und die Form ist oft recht mangelhaft. So heißt es im Prolog:

Ihr Freuden und ihr Leiden,
Die meine Brust gemessen,
Ihr tönt in bunten Kreiden,
In Rosen und Cypressen.

Was sind das für wunderbare Kreiden, die tönen können? Ein boshafter Recensent könnte sich leicht den billigen Spaß machen, manch unfreiwillig Komisches aufspazieren zu lassen. Der Verfasser liebt eine gewisse lapidare Kürze, das Gedicht „Begegnung" z. B. hat nur die vier bedeutungsvollen Zeilen:

Mädchen, das ich heute sah,
Danaë,
Wär' ich Zeus, ich wär' dir nah,
Semele!

Dieses Wünschen mag „göttlich" sein — doch Poesie ist es nicht. Ueberhaupt Poesie — das dicke Buch ist eine Privatspielerei.

8. Reckenspäße. Eine heitere Märe von Karl Merwart. Mit Benutzung einer altfranzösischen Sage. Leipzig, Literar. Anstalt, August Schulze. 1896. 12. 1 M.

In hübschen gereimten fünffüßigen Jamben geschrieben, liest sich das kleine Gedicht recht angenehm. Eine an Kaiser Karl und seine Recken anknüpfende Sage wird in freier Ausgestaltung launig und frisch erzählt — übermüthige Reckenspäße, die ins Pikante übergreifen, ohne trivial zu werden. Fritz Lemmermayer.

Feuilleton.

Seit Jahren ist Karl Bleibtreu thätig, das Mythengewebe, welches bereits die Thaten von 1870—71 zu verhüllen beginnt, mit scharfer Kritik zu zerreißen und der Wahrheit zum Siege zu verhelfen, nicht selten in scharfem Gegensatz zu der amtlichen Darstellung, die der Deutsch-Französische Krieg in dem in seiner Art classischen Werke der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabs gefunden hat. In einem stattlichen Bande von 418 Seiten hat er die Ergebnisse seiner kritischen Nachprüfung unter dem Titel „Kritische Beiträge zur Geschichte des Krieges 1870—71" (Jena, H. Costenoble, 1896) zusammengefaßt. Im Vorwort nimmt er für sich die Ehre in Anspruch, „den ersten Versuch einer absolut unparteiischen Geschichte des großen Feldzugs gewagt zu haben". Ob ihm diese Ehre von allen Seiten zuerkannt werden wird, steht dahin: soweit wir wissen, sind Bleibtreu's militärische Ansichten, die doch nur die eines Civilisten mit einiger militärischer Erfahrung sein können, von fachmännischer Seite sehr häufig angegriffen worden. Wir bescheiden uns, in diesen Dingen nichts zu wissen, bekennen aber, daß wir Bleibtreu's Buch mit großem Interesse gelesen haben. Indem es sich mit vielen landläufigen Anschauungen in Widerspruch setzt, regt es zu eigenem Nachdenken an. Nichts liegt Bleibtreu ferner, als die deutsche Tüchtigkeit bemängeln zu wollen; seine Tendenz ist durchaus patriotisch: er will dadurch, daß er auch dem Feinde gerecht wird und auf seiten der deutschen Heeresleitung gewisse, bisher bestrittene Fehler hervorhebt, die überlegene Charakterstärke des begeisterten deutschen Heeres in um so helleres Licht stellen, die den Sieg auch über einen tapfern und mit einem weit bessern Gewehr ausgerüsteten Feind selbst da an die deutschen Fahnen heftete, wo die oberste Heeresleitung nicht jedem Erforderniß des Augenblicks gerecht wurde. Sehr scharf urtheilt Bleibtreu über Moltke in dem besondern Abschnitte: „Die Moltke-Legende." Für ihn liegt die Bedeutung Moltke's nicht auf dem Schlachtfelde, sondern in der Art und Weise, wie er Mobilisirung und Aufmarsch miteinander verschmolz und durchführte; von den strategischen Maßnahmen des greisen Generalstabschefs sagt er, daß sie sämmtlich nicht durch genialen Calcul, sondern durch Glücksschiebungen und stürmische Energie der Truppen geglückt seien. Wir können, offen gestanden, dem Verfasser bis zu dieser Elimination der strategischen Meisterschaft Moltke's nicht folgen; das verbietet uns das Urtheil der militärischen Mitarbeiter des großen Schlachtendenkers und die Ehrfurcht vor dem Feldherrn, der drei Kriege gewann und die größten Beweise seiner Feldherrntüchtigkeit erbracht hat in Siegen, deren gleichen die Weltgeschichte doch nur wenige kennt. An den großen Männern des eigenen Volkes zu mäkeln, ist ein Fehler, der einer üblen Seite des deutschen Charakters entspringt; es ist besser, ihn abzuthun als ihm nachzugeben. Jedes Volk bedarf der Helden zur eigenen Erbauung und zur Nacheiferung.

— Wir haben die Leser d. Bl. in Nr. 21 auf die Schrift Dr. P. Laband's über die lippesche Erbfolge aufmerksam gemacht. Jetzt ist die Gegenschrift des Anwalts der biesterfelder Linie erschienen. Ihr Titel ist: „Ebenbürtigkeit und Thronfolge-

recht der Grafen zur Lippe-Biesterfeld", ihr Verfasser der Geh. Justizrath und ordentl. Professor der Rechte an der Universität Berlin, Dr. S. Kahl. Was wir in unserer Anzeige von Laband's Schrift andeuteten, daß er den Beweis für die Unebenbürtigkeit des Fräulein Modeste von Unruh, die die Gegenpartei behauptet, nicht erbracht habe, wird durch die vorliegende Schrift bestätigt. Klipp und klar wird hier der Beweis der Ebenbürtigkeit geführt und mit allen nur wünschenswerthen Documenten das unantastbare Erbfolgerecht des Grafen Ernst zur Lippe-Biesterfeld erwiesen. Gibt also das Recht, wie doch von einem aus Juristen unter fürstlichem Vorsitz geleiteten Schiedsgericht zu erwarten ist, den Ausschlag, so wird die biesterfelder Linie beim Aussterben der detmolder Linie succediren müssen, und sie darf sich beglückwünschen, in Geheimrath Kahl einen so schneidigen Vertreter ihres Rechts gefunden zu haben. Es fehlt in der Kahl'schen Schrift an jeder willkürlichen Rechtsconstruction, logisch schließt sich ein Glied an das andere an, und selbst dem Laienverstande ist es möglich, an der Hand des bewährten Führers in dieses von den Gegnern erbauten Rechtslabyrinthes sich hinein- und aus ihm wieder herauszufinden. Je näher die Entscheidung kommt, um so erwünschter ist es, daß jeder einzelne Deutsche sich mit dem Gegenstande des Streites vertraut mache. Die Sache hat längst aufgehört, res unius zu sein, sie ist die Sache des lippischen Völkchens geworden, das an dem Rechte der reichsgräflichen Linie mit felsenfester Ueberzeugung festhält und sich dieses Recht nicht durch juristische Spitzfindigkeiten hinwegdisputiren lassen mag. Es ist im Interesse unserer monarchischen Institutionen überhaupt, die Anhänglichkeit der einzelnen Volkstheile an die Dynastie, von welcher sie regiert werden, zu stärken; wo man diesen Factor misachtet, da leidet das monarchische Bewußtsein selbst einen Schaden, dessen Wirkungen unberechenbar sind. Mit besonderer Anerkennung heben wir hervor, daß Kahl würdig die persönlichen Angriffe seines Gegners abwehrt in dem Bewußtsein, daß keine Beleidigung ihn erreichen kann in einem ehrlichen Kampfe um das Recht seines Clienten. Nicht mit Unrecht hat er zum Motto seiner Schrift im Hinblick auf die oft maßlosen Anwürfe Laband's die Worte Antonio's gewählt: „Durch Heftigkeit ersetzt der Irrende, was ihm an Wahrheit und an Kräften fehlt." Man darf mit Spannung der Wirkung dieser Schrift entgegensehen.

— Der Verlag der großen illustrirten naturwissenschaftlichen Werke, von denen „Brehm's Thierleben" eine so weite Verbreitung und eine so verdiente Beliebtheit sich verschafft hat, und anderer populärer Bücher großen Stils beginnt mit dem Buche Richard Wülker's: „Geschichte der englischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart" (Leipzig, Bibliographisches Institut, 1896; 14 Lieferungen zu je 1 M. mit 150 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 11 Facsimilebeilagen) eine Sammlung literaturgeschichtlicher Darstellungen, welche ebenso wie jene frühere Reihe das Bedürfniß des gebildeten Laien befriedigen und dabei allen wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht werden, zugleich aber durch reiche Illustration eine anschauliche Vorstellung von den Gegenständen geben sollen, welche sie behandeln. In der literaturgeschichtlichen Darstellung steht der Illustration selbstverständlich nicht die Bedeutung zu, welche sie in einem naturwissenschaftlichen Buche beanspruchen kann, obwol Bildnisse der Schriftsteller und Facsimiles von Handschriften und alten Drucken gerade den Laien außerordentlich interessiren. Um so wichtiger ist es, daß die Bearbeiter dieser Serie ihre Sachkunde auf dem Gebiete, das sie hier vertreten, vor der gelehrten Welt schon aufs beste bewährt haben. Von Professor Wülker insbesondere wissen wir, daß er nicht blos einer unserer tüchtigsten Kenner der angelsächsischen oder, wie man jetzt zweckmäßiger sagt, der altenglischen Literatur und Sprache ist, sondern auch das weite Gebiet der mittlern und neuen Literatur vollständig beherrscht, wie er denn auch in die Streitfragen, welche gegenwärtig an Shakespeare's Namen sich knüpfen, auf das lebhafteste eingegriffen hat, während die jungen Philologen gewöhnt sind, durch seine Bücher in die frühern Perioden der englischen Literatur sich einführen zu lassen. Wir gedenken seinem Buche, wenn es abgeschlossen sein wird, eine eingehende Besprechung zu widmen.

— Der Verfasser des schön geschriebenen Vortrags „Milton's Jugendjahre und Jugendwerke", Immanuel Schmidt (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. [vorm. J. F. Richter], Heft 243 der Neuen Folge von Virchow-Wattenbach's „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge"), gibt uns gewissermaßen ein Gegenbild zu der landläufigen Vorstellung von dem düstern blinden Dichter, der seinen unwilligen Töchtern Verse dictirt. Er behandelt nicht jenen Milton, der der puritanischen Revolution seine Feder geliehen hat; es ist der junge Künstler, der von dem heitern Altengland noch die bewegliche Frische hat, die ihn mit offenen Sinnen der weiten Welt entgegenwandern läßt; ihr weiß er alles abzugewinnen, was sie an wirklich Edlem, Hohem und Schönem bieten kann. Der Hauptnachdruck unserer Schrift liegt nun in dem Nachweise, daß Milton bei allem sittlichen Ernste, den schon seine frühe Jugend offenbart, doch sein reiches Gemüth nie so einengen und erstarren ließ, wie es der Puritanismus seiner Zeit gewollt hat. Milton besaß eine tiefe künstlerische Anlage und ein äußerst regsames Gemüth. In Deutschland weiß der gebildete Laie in der Regel nur, daß sein „Verlorenes Paradies" in einer Wendezeit unserer vaterländischen Literatur ein großes Gewicht in die schwankenden Wagschalen geworfen hat; möge man nun auch den jugendlichen Freund der Musik kennen lernen, die damals in England noch eine glückliche Heimat besaß, den gewandten Dichter italienischer Sonette und sinniger scenischer Spiele.

Bibliographie.

Ankeken, E., Marcus Heller. Novelle. München, Seitz u. Schauer. 8. 1 M. 50 Pf.

Aus Deutschlands Vergangenheit nach 1870 für Deutschlands Zukunft. Politische Epigramme. München, Staegmeyer'sche Verlagshandlung. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Baumann, O., Die Insel Mafia. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Bayersdorfer, A., Heitere Jugendzeit. Humoristisches. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (H. Krüger). Schmal 8. 1 M.

Dukmeyer, F., Die siebente Großmacht oder der Schatten. Leipzig, Ernst Wiest Nachfolger. 8. 1 M. 50 Pf.

Flechsig, P., Gehirn und Seele. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 5 M.

Fred Graf Frankenberg's Kriegstagebücher von 1866 und 1870/71. Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gr. 8. 5 M.

Friedrich, G., Die höhern Schulen und die Gegenwart. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag, Ernst Hoppe. Gr. 8.

Gleye, Maria Carlita, Lieder einer Livländerin. Zürich, Verlag von Stern's liter. Bulletin der Schweiz. 8. 2 M. 40 Pf.

Kobell, Louise v., Marie Alphonse. Erzählung. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 8. 2 M. 25 Pf.

Lampert, F., Des Thürmers Töchterlein von Rothenburg. Zweite Auflage. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 8. Cart. 1 M. 60 Pf.

Moeller, O. M., Gold und Ehre. Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Morgengrauen. Zürich, Verlag von Stern's liter. Bulletin der Schweiz. Schmal. 8. 2 M. 20 Pf.

Rehtwisch, E., Die Bewegung im Weltraum. Zweite Auflage. Berlin, F. Schneider u. Comp. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Riezler, S., Geschichte der Hexenprocesse in Bayern. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Gr. 8. 6 M.

Rolfs, W., Unsre Volksfeste. Leipzig, F. W. Grunow. 8.

Schmarsow, A., Zur Frage nach dem Malerischen. Leipzig, S. Hirzel. Gr. 8. 2 M.

Spahn, M., Verfassungs- und Wirthschaftsgeschichte des Herzogthums Pommern von 1478 bis 1625. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 M. 60 Pf.

Syrkin, N., Geschichtsphilosophische Betrachtungen. Berlin, Friedrich Gottheiner. Gr. 8.

Thudichum, G., Weib oder Persönlichkeit. München, Staegmeyer'sche Verlagshandlung. Gr. 8. 1 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. —— Nr. 32. —— 6. August 1896.

Detlev von Liliencron.

Im Jahre 1884 erschien ein kleines Gedichtbuch, das vom W. Friedrich'schen Verlage in Leipzig versandt wurde. Jetzt, zwölf Jahre später, macht sich dasselbe kleine Gedichtbuch in einem neuen Kleide noch einmal auf den Weg. Inzwischen ist der Name, den es trägt, berühmt geworden; es hat eingegriffen in die Bewegungen der Zeit; es wurde für die junge Generation zu einem halben Evangelium; es erzwang sich auch die Anerkennung der ältern. Das kleine Buch, das ich meine, sind die „Adjutantenritte" *) des holsteinischen Freiherrn Detlev von Liliencron.

Ehe ich daran gehe, diese Gedichtsammlung vom rein ästhetischen Standpunkt aus zu betrachten, möchte ich die zwei Punkte hervorheben, die ihre historische Bedeutung ausmachen. Zunächst die Stellung zu den Jüngstdeutschen und ihre Einwirkung auf sie.

Detlev von Liliencron gilt heute ziemlich allgemein als das Haupt der „Modernen". Ernst von Wildenbruch steht heute ganz im Lager der Alten. Und doch kämpften beide Schulter an Schulter, und doch war es die gleiche Welle, die sie hochtrug. Ihr Schwert war immer verschieden, aber einst schlugen sie nach Einer Richtung. Das war damals, als nach den siebziger Jahren die Reaction gegen den Pessimismus und Materialismus der Zeit eintrat. Als die Fernwirkungen des nationalen Krieges von 1870 begannen, als in Deutschland der entscheidende Umschwung sich vollzog zu einer nationalen Politik, zu einer nationalen Literatur, als das nationale Bewußtsein erwachte, als sich Fürst Bismarck zum Schutzzoll bekehrte, als das Socialistengesetz genehmigt, der Kyffhäuserverband des Vereins deutscher Studenten gegründet, der Antisemitismus von Treitschke in der akademischen Jugend geweckt, durch Stöcker und die Gründung der christlich-socialen Partei in weitere Kreise getragen wurde, als in dem mächtigen Anschwellen der nationalen Strömung die Socialdemokraten auf einen Schlag über 50000 Stimmen verloren. Dieser neue nationale Lebensgehalt, durch den glücklichen Krieg gewonnen, gärte vornehmlich in der Jugend. Der Jugend verdankt Ernst von Wildenbruch seine ersten Erfolge, die ihn zu Anfang der achtziger Jahre so plötzlich berühmt machten. Ich habe in d. Bl. gezeigt, wie national sich die auftretende literarische Jugend präsentirte. Und das Nationale war es, das sowol Liliencron wie Wildenbruch mit dieser Jugend verband. Das letzte Gedicht der „Adjutantenritte" trägt die Ueberschrift: „Es lebe der Kaiser!"

Aber wenn man die Arent'sche Anthologie „Moderne Dichter-Charaktere", in der Wildenbruch wohl, Liliencron nicht vertreten ist, genauer ansieht, wird man bald finden, was die dort versammelten Jungen von den beiden genannten Dichtern trennt. Nämlich in erster Linie das sociale, in zweiter Linie das religiöse Gefühlselement. Wildenbruch sowol wie Liliencron kennen das ursprünglich nicht. Sie haben absolut kein sociales Empfinden oder gar ein sociales Programm, während die Jugend sofort bei ihrem Hervortreten sociale Ideale neben dem nationalen aufstellte. So ist es nicht nur ihr Alter, das sie von den Jüngsten schied. Sie waren Vorläufer der Modernen, aber selbst nicht, wie es damals verstanden wurde, modern. Sie waren die Mittler zwischen der alten und jungen Generation.

Heute ist es, wie gesagt, anders. Die Jugend schritt vorwärts. Liliencron begleitete sie. Wildenbruch blieb stehen. Der Dichter des „König Heinrich" ist derselbe wie der des „Harold"; nur in sich fester vielleicht geworden. Der Dichter des „Poggfred" aber ist nicht mehr derselbe wie der der „Adjutantenritte".

Das ist also die historische Bedeutung der Gedichtsammlung, daß sie neben Wildenbruch's Dramen ein Symptom

*) Adjutantenritte. Von Detlev von Liliencron. Zweite Auflage. Berlin, Schuster u. Loeffler. 1896. 8. 2 M.

war für das Erwachen des nationalen Geistes in der deutschen Literatur.

Und der zweite bedeutsame Punkt: hier war die Richtung nach vorwärts angegeben, hiermit war die Entwickelung eingeleitet, die unsere Lyrik durchmachen mußte, um nicht allmählich im Formalismus zu erstarren. Emanuel Geibel und seine Gilde hatten den Hauptaccent auf das Musikalische gelegt. Theodor Storm, Geibel's Antipode und literarischer Gegner, konnte es trotz aller Flüche nicht ändern, daß Geibel und nicht er der Dichter der Zeit genannt wurde und auch war. Storm räumte dem Charakteristischen mindestens ebenso viel Berechtigung ein wie dem Musikalischen, manchmal sogar mehr. Und Liliencron nun schließt sich ihm ganz an; mit ihm siegt Storm über Geibel. Dieser hatte die Gegenwart beherrscht, der andere sollte die Zukunft beherrschen.

Auf den Schultern Storm's also steht Liliencron. Dadurch wird er auch der Mittler der ältern und der jüngern Generation. Und er führt gleichzeitig Storm fort, indem er den Hauptaccent jetzt, im radikalen Gegensatz zu Geibel, ganz und gar auf das Charakteristische verlegt. So bricht er wol theilweise Traditionen, aber er baut doch auch wieder auf Traditionen, und so darf man seiner Lyrik getrost das Prognostikon stellen, daß auch sie einst Tradition, einst eine jener Schichten sein wird, welche die Geschichte bilden.

Wir kämen nun zu einer Würdigung des Buchs vom ästhetischen Standpunkt. Da sei es mir gestattet, eine Bemerkung vorauszuschicken. Wenn ich für eine jüngstdeutsche Zeitschrift schriebe, könnte ich über Liliencron sprechen wie in d. Bl. vielleicht über Goethe. Das heißt: ich dürfte getrost alles als bekannt voraussetzen, was er je veröffentlicht hat; ich brauchte nicht mehr zu beweisen, daß er ein großer Lyriker ist, sondern nur nach einer Formel für sein Wesen zu suchen. An dieser Stelle jedoch, glaube ich, ist eine andere Aufgabe nothwendiger und verdienstvoller; hier ist für viele Leser der Name Detlev von Liliencron noch ein Schall ohne Inhalt; hier heißt es überhaupt erst zeigen, daß der Mann ein deutscher Dichter ist, daß er verdient, daß man sich mit ihm näher beschäftige. Da muß der Kritiker also oft hinter den Poeten zurücktreten und sich durch die Worte des Dichters zum Wohle des Dichters den Raum beschränken lassen.

Liliencron's Gedichte sind Liliencron's Leben. Man wirft diese Phrase jetzt jedem Menschen an den Kopf, der poetische Anwandlungen hat; man liest jeden Augenblick Goethe's wahren, aber nicht äußerlich zu nehmenden Ausspruch vom Werth der Gelegenheitspoesie; man glaubt, das höchste Lob zu spenden, wenn man eine Lyrik „erlebt" nennt. Es hängt das mit dem Wahrheits- oder besser: Wirklichkeitsdrange der modernen Literatur zusammen. Daß ein Erlebniß nur dann künstlerischen Werth hat, wenn es innerlich ergriffen und befruchtet hat, wenn das Zufällige daraus ausgeschieden ist, daß es fast immer nur die Stimmung gibt oder eine kleine Stoffnuance, fast nie jedoch den Stoff, das ist den meisten jüngern Dichtern unbekannt. Bei Liliencron kann man beide im Ueberfluß finden, die echte (Goethe'sche) Gelegenheitspoesie und die falsche. Und daß sich die erstere in seinen beiden ersten Gedichtsammlungen häufiger findet als in den letzten, hängt mit seiner ganzen, bald näher zu kennzeichnenden Entwickelung zusammen.

Der Offizier Liliencron und der Jäger Liliencron treten in den „Adjutantenritten" am schärfsten hervor. Der Offizier nicht nur in den mannichfachen Soldaten- und Kriegsgedichten, die zu dem ebenso hübschen wie absonderlichen Titel führten. Sondern der Offizier auch in dem prächtigen Blick für das Reale, in der manchmal etwas „feudalen Schneidigkeit" des Tons, in der freien Sicherheit der Bewegung, die doch Schranken respectirt und den guten Geschmack nicht oft verletzt. Der Jäger Liliencron wiederum vor allem in der wundervollen Naturbeseelung. Für das Kleinste seiner holsteinischen Landschaft hat er Augen, wie sie seit der Droste und Storm nicht mehr dagewesen sind, mit einer Frische, mit einer Kraft und Plastik zeichnet er, mit einer fabelhaften Sicherheit rafft er die drei prägnantesten Züge einer Gegend, eines Fleckchens zusammen, daß man, ohne durch Nebensächliches gestört zu werden, mit einem Blick die ganze Scenerie überschaut. Er ist Naturalist genug, um nicht die discrete Keuschheit der Natur zu stören und sie idealisirend zu übermalen, zu „verschönern", und doch wieder Künstler oder meinetwegen auch Idealist genug, um nur ausgelesene Natur zu geben.

An Beispielen dafür ist solch Ueberfluß, daß man das Büchlein nur aufzuschlagen braucht, um sich eine beliebige Anzahl zusammenzulesen. Mit Absicht möchte ich gerade die Naturschilderungen Liliencron's in erster Reihe hier berücksichtigen. Nicht nur, daß sie eine Ahnung von der meisterhaften Gestaltungskraft dieses Dichters wach rufen werden, sie zeigen auch am besten den Zusammenhang Liliencron's mit Storm, demjenigen Künstler, der ja das Wesentliche der Natur am feinsten ergriff und festhielt. Und wie Storm lauscht auch Liliencron gerade der Heide ihre geheimsten Reize ab. Beide zeigen sich darin als echte Söhne des Nordens. Wie wunderbar bannt Liliencron die Mittagsschwüle:

Die Mittagssonne brütet auf der Heide,
Im Süden droht ein schwarzer Ring,
Verdurstet hängt das magere Getreide,
Behaglich treibt der Schmetterling.
Ermattet ruhn der Hirt und seine Schafe,
Die Ente träumt im Binsenkraut,
Die Ringelnatter sonnt in trägem Schlafe
Unregbar ihre Tigerhaut . . .

Hier ist jeder neue Satz fortführend, nicht nur eigenartig und selbst beobachtet, sondern auch im höchsten Grade bezeichnend, ist nicht nur schön an sich, sondern auch schön im Rahmen des Ganzen. Wie plastisch wirken die einzelnen Attribute, wie ist die brütende Ruhe anschaulich wiedergegeben, und doch wiedergegeben durch Verba der

Bewegung! Und wie schließt sich die Kette, wenn in der dritten Strophe dann Sturm und Wetter über die Heide ziehen, vorbereitet durch die zweite Zeile des Gedichts: „Im Süden droht ein schwarzer Ring“.

Ganz nebensächlich eingestreut finden sich drei- oder vierzeilige Naturschilderungen in andern Gedichten, die mit genau derselben Macht und Kraft die entgegengesetzte Stimmung festhalten:

Und eine Oede, nordisch unbehaglich,
Durchfror die Landschaft. Krähen stolperten
Laut krächzend übern Garten. Schläfrig zog
Am Horizont die Mühle ihre Kreise ...

Der Ausdruck „stolperten“ ist der ganze Liliencron. Storm hätte sich noch vor der poetischen Anwendung dieses Wortes gescheut; er hätte vielleicht „flogen“ gesagt. Wer aber einmal diesem — nun eben: „Stolpern“ der Krähen über den Schnee oder Rasen zugesehen hat, der wird die meisterhafte Treffsicherheit Liliencron's in der Wahl des Ausdrucks bewundern müssen.

Herrlich sind daneben die von dem Offizier geschriebenen Schlachtenbilder. Und drittens die kleinen Don Juanerien. Liliencron selbst hat diese „Drei grünen Fleckchen im Lebenssande“ einst bezeichnet:

... Auf nassem Hengst in Qualm und Tod und Wunden
Des Feindes Skalp am Sattel festzustecken,
Behaglich nach der Jagd mich mit den Hunden
Zum Frühstück unterm Heidbusch auszustrecken,
Geheim mit meinem Mädchen kurze Stunden
Der süßen Sünde Abgrund zu entdecken ...

Es kommt dazu viertens noch ein phantastischer Zug, ein „doppeltes Gesicht“, ein visionäres Sehen, wie man es in der norddeutschen Tiefebene häufig findet.

Die zweite Auflage der „Adjutantenritte“ ist im großen und ganzen gegen die erste nicht sehr verändert. Einige kleine Correcturen sind angebracht, und die eine davon möchte ich hier mittheilen, weil sie besser als hundert Worte dem Leser die Wandlung vermitteln kann, die der Dichter in diesen zwölf Jahren durchgemacht hat. In der ersten Ausgabe war zu lesen:

Zwergobst verkroch ins Blatt sich, grün vor Schreck,
Ein Städtchen lag . . . .
Am ganz verschlammten Hafen im Versteck.

In der neuen zweiten heißt es:

Zwergobst verkroch ins Blatt sich, grün vor Schreck,
Ein Städtchen lag . . . .
Am ganz verschlammten Hafen tief im Dreck.

Da haben wir in nuce den neuen Liliencron. Und wie sieht der aus? Nun: die Ueberschätzung des Charakteristischen, der reinen Wirklichkeit für die Poesie ließ ihn bald alle Formen sprengen, er respectirte keine Schranken mehr, er wurde salop im Ton, schrieb am liebsten freie Rhythmen und ward aus einem Grandseigneur der Poesie ein Anarchist der Poesie. Der Offizier schwand, wenigstens alle guten Seiten: das Freiheitlich-Frische im Gesetzmäßigen. Die Phantasie wurde zur Phantastik gehetzt, je toller es wurde, desto besser, die dichterische Freiheit ward zur Willkür. Und mit verstimmender Absichtlichkeit wurde eine „Natürlichkeit“ herausgekehrt, die nicht mehr echt war, die sich zu documentiren glaubte durch Worte wie „Dreck“ und ähnliche, dadurch, daß sie vor nichts zurückscheute. Das Grandseigneurhafte ist längst verschwunden, und mit echtem und tiefem Schmerze kann nur jeder Freund unserer Dichtung beklagen, daß Liliencron von den Jüngsten verdorben wurde.

Ja, von den Jüngsten. Denn er hat ihnen viel Gutes gegeben, aber leider mehr Schlechtes von ihnen angenommen. Was sein Leben und vielerlei kleinliche Sorgen zu dieser Wandlung beigetragen, das zu untersuchen ist hier nicht der Ort. Schon mit seinem „Heidegänger“ begann die Phase, die ihn von vielen seiner wahrsten Freunde schied. Es begann eine gewisse Zuchtlosigkeit, ein Mangel an poetischer Energie, ein Experimentiren. Wenig reine Kunstschöpfungen hat er seitdem veröffentlicht; er ist radicaler, moderner geworden. Und die Don Juanerien nahmen kein Ende. Seine ganze Liebesauffassung hat etwas Leeres, etwas Tändelndes, wenn auch herzlich Tändelndes. Daneben wiederholen sich mit rührender Unvermeidlichkeit die Klagen über das Dichterelend. Aber Liliencron bewundert doch die Hohenzollern. Und wie sagte König Friedrich? „Fähnrich, wenn Er stirbt, so sterb' Er ruhig.“

Ich weiß, daß mir diese Bemerkungen bei den Modernen, bei denen ich so wie so schon schlecht angeschrieben bin, ganz und gar den Hals brechen werden. Die Herren (und Liliencron stimmt darin ganz mit ihnen überein) halten im Grunde ihres Herzens jeden, der die „Deutsche Rundschau“ noch immer lieber liest als die „Neue Deutsche Rundschau“ für ein bedauerliches Individuum aus der Steinzeit, und jeden Professor gar für eine Abart von Cretin. Daß man Talent zum „Professor“ hat, ist für viele der Jüngsten und auch für viele ältere Moderne — ich scherze nicht — die größte Beleidigung. Aber schließlich stehe ich nicht hier, um die Trompete anderer zu blasen, sondern meine eigene. Und nichts schmerzlicher, als wenn man einen Lyriker, der alle andern jüngern und theilweise auch ältern übertraf, so schleudern sieht. Man muß natürlich nicht glauben, daß hier in den „Adjutantenritten“ alles gut und in den spätern Büchern, vom „Heidegänger“ an, alles schlecht ist. Nein, auch später trifft man noch auf Offenbarungen einer großen und im Grunde reinen Dichterkraft. Liliencron's Unglück war die moderne Bewegung. Er war von Anfang an so ganz Natur, daß man nur zu fürchten brauchte, die Kunst würde bei ihm einmal zu kurz kommen; nicht aber, er würde mal unnatürlich und süßlich oder allzu formalistisch werden. Die erste Befürchtung, die auch Storm hegte, ist eingetroffen.

Aber genug davon. Zu dem Büchlein, von dem wir ausgingen, wollen wir zurückkehren. Man kann es nicht warm genug jedem ans Herz legen. Es wird immer ein Markstein in der Entwickelung unserer lyrischen Dichtung bleiben.

Karl Busse.

Neuere deutsche Geschichtswerke.

Die exacte kritische Methode, auf welcher die Blüte der deutschen Geschichtschreibung im 19. Jahrhundert in erster Linie beruht, ist für alle Zeiten untrennbar mit einem grundlegenden und tiefgelehrten Werke über die Geschichte Roms verbunden. Das Erscheinen der ersten Auflage von Barthold Georg Niebuhr's „Römischer Geschichte" (1811) bezeichnet den Anfangspunkt einer neuen Epoche der Geschichtschreibung, welche in ihrer weitern Entwickelung dann namentlich durch Ranke und seine Schule die von Niebuhr mit genialem Scharfblicke für die römische gefundenen methodischen Grundsätze auch auf die neuere Geschichte übertrug.

Die große entscheidende Bedeutung der kritischen Arbeit Niebuhr's nicht allein für die römische Geschichte, sondern auch für die Geschichtsforschung überhaupt beruht vor allem darauf, daß er die Entwickelungsgesetze der geschichtlichen Ueberlieferung vorahnend erkannte und dann an dem großen Beispiele der römischen Geschichte zur Anschauung brachte. Während man bis zu Niebuhr's Zeit entweder die ganze Ueberlieferung der römischen Historiker auf Treu und Glauben hingenommen oder auf Grund der zahlreichen in ihr enthaltenen Widersprüche völlig verworfen hatte, fand Niebuhr zuerst den Weg, aus der spätern Ueberlieferung, die vielfach auf nicht verstandenen ältern Nachrichten beruhte, die echten und wahren Bestandtheile herauszuschälen und aus den erhaltenen spätern die verloren gegangenen ältern Quellen zu reconstruiren. Der von ihm gefundene Weg führte nun bei der Sammlung der Geschichtsquellen zur deutschen Geschichte, wie sie in den „Monumenta Germaniae historica" unternommen wurde, zu glänzenden Ergebnissen, welche zugleich eine völlige Bestätigung der von Niebuhr angewandten Methode erbrachten. So ist die von Niebuhr angeregte Erforschung der römischen Quellenüberlieferung von dauernder und entscheidender Bedeutung für die weitere Entwickelung der deutschen Geschichtsforschung wie der geschichtlichen Wissenschaft überhaupt geworden.

Es ist daher nicht wunderbar, daß diese Forschung sich immer und immer wieder jenen von Niebuhr aufgeworfenen quellenkritischen Problemen zuwandte, d. h. immer wieder von neuem die römische Geschichte, an der sie zuerst die neue Methode des Arbeitens kennen gelernt hatte, zum Gegenstande intensiver Studien machte. Nicht immer haben sich dabei die Einzelergebnisse Niebuhr's, der im großen und ganzen noch sehr conservativ vorgegangen war, bestätigt; man kann im Gegentheil noch heute die führenden Gelehrten auf dem Gebiete der römischen Geschichte als Anhänger und als Gegner Niebuhr's classificiren; aber in der Arbeitsmethode stehen die einen wie die andern auf der von ihm geschaffenen Grundlage.

Unter den auf dieser Grundlage gewonnenen Gesammtdarstellungen der römischen Geschichte darf trotz der beherrschenden Stellung, welche die umfassenden und genialen Arbeiten Theodor Mommsen's sich bei Gelehrten wie bei Laien erworben haben, doch auch derer nicht vergessen werden, welche, oft in ausgesprochenem Gegensatze zu diesem hervorragenden Forscher, ihre eigenen und selbständigen Bahnen gegangen sind. Unter diesen beansprucht neben Karl Wilhelm Nitzsch, dessen römische Geschichte ihren eigenthümlichen Werth namentlich in der Darlegung der wirthschaftlich-socialen Elemente der römischen Geschichte hat, auch Wilhelm Ihne eine hervorragende Stellung, die ihm in den Kreisen der Fachgenossen wie aller derer, welche sich eingehender mit der großartigen staatlichen und rechtlichen Entwickelung des alten Rom beschäftigten, eine selbständige Bedeutung sichert. In wie hohem Maße das der Fall ist, zeigt sich unter anderm darin, daß seine römische Geschichte trotz ihres sehr großen Umfanges und der recht hohen Anforderungen, welche sie an das Verständniß des Lesers stellt, und trotz der großen Verbreitung, welche Mommsen's römische Geschichte allenthalben gefunden hat, es doch zu einer zweiten Auflage gebracht hat, von der jetzt der zweite Band vollendet vorliegt:

1. Römische Geschichte. Von Wilhelm Ihne. Zweiter Band. Vom ersten Punischen Kriege bis zum Ende des zweiten. Zweite umgearbeitete Auflage. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1896. Gr. 8. 4 M.

Wir haben unsere Leser über Wesen und Eigenart dieses auf den umfassendsten Studien beruhenden und dabei doch in eine fesselnde und anregende Form gekleideten Werkes im wesentlichen schon bei dem Erscheinen des ersten Bandes zu unterrichten versucht (vgl. Nr. 12 d. Bl. f. 1894). Der zweite Band entspricht auch in seiner Neubearbeitung durchaus den Erwartungen, welche der erste erweckt hatte. Mit einer umfassenden Kenntniß des Quellenmaterials verbindet der Verfasser eine tiefdurchdachte und auch auf sonst minder beachtete Seiten des römischen Wesens sich erstreckende Gesammtauffassung der römischen Geschichte, welche durch ihre Eigenart und Selbständigkeit dem so oft behandelten Stoff doch noch eine Fülle neuer Seiten und Gesichtspunkte abzugewinnen versteht. Und gerade bei der Darstellung des heroischen Kampfes zwischen Rom und Karthago, welche den Gegenstand dieses zweiten Bandes bildet, entfalten sich alle glänzenden Vorzüge dieses Werkes zu ihrer vollen Höhe. Dabei hat sich der Verfasser bemüht, beiden großen Weltmächten, deren weltgeschichtlichen Kampf er schildert, in gleicher Weise gerecht zu werden. Man wird neben seiner Darstellung der Entwickelung der römischen Verfassung und Verwaltung auch seine mit offenbarem tiefen Verständniß geschriebenen Darlegungen

über die ganz eigenartige und oft unterschätzte Bedeutung der karthagischen Weltmacht mit stets wachsendem, nie erlahmendem Interesse lesen, zumal Ihne nach dem Vorbilde von Nitzsch auch den wirthschaftlichen Grundlagen der historischen Vorgänge eine größere Aufmerksamkeit widmet, als das sonst zu geschehen pflegt. Mit großem Nachdruck und vollem Recht betont er bei der Beurtheilung der geschichtlichen Bedeutung und der historischen Leistungen des karthagischen Staates die Thatsache, daß wir über diese im wesentlichen nur durch römische und griechische, nicht aber durch karthagische Quellen unterrichtet werden; daraus erkläre sich nicht allein das Dunkel, das über viele Einrichtungen der karthagischen Verfassung herrscht, sondern auch die Unterschätzung, welche bei der Schilderung des Kampfes zwischen Rom und Karthago sehr oft dem letztern Staat zutheil wird. Karthagos politischen und wirthschaftlichen Leistungen wird auch Ihne in der That in höherm Maße gerecht als mancher andere Forscher. Eine je höhere Bedeutung man daher im Gegensatz zu augenblicklich herrschenden Strömungen dem Bildungswerthe der antiken Geschichte nach dem Vorgange der ältern pädagogischen und geschichtlichen Auffassung zuschreibt, eine um so größere Verbreitung wird man diesem auf gründlichsten Studien und größter verständnißvoller Vertrautheit mit der antiken Cultur beruhenden Werke zu wünschen geneigt sein.

Wenden wir uns nun von der alten Geschichte zu der des Mittelalters, so ist es vor allem im Interesse der allgemeinen historischen Bildung mit großer Freude zu begrüßen, daß die große illustrirte „Spamer'sche Weltgeschichte" in ihrer neuen Auflage nunmehr auch diesen Theil der geschichtlichen Entwickelung in Angriff genommen hat:

2. Spamer's Illustrirte Weltgeschichte. Mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte. Neu bearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Professor Dr. Otto Kämmel. Dritter Band. Geschichte des Mittelalters. Erster Theil. Von der Völkerwanderung bis zu den Kreuzzügen. In dritter Auflage neu bearbeitet von Professor Dr. Otto Kämmel. Leipzig, O. Spamer. 1896. Gr. 8. 8 M. 50 Pf.

Wir haben die eigenthümliche Bedeutung dieses umfassenden populärwissenschaftlichen Werkes, welches eine wahre Fundgrube reichsten historischen Wissens darstellt, schon bei der Beschreibung der frühern, das Alterthum und die neuere und neueste Zeit umfassenden Bände eingehend klar zu legen gesucht. Sie besteht nicht allein, ja nicht einmal vorwiegend in der Thatsache, daß sie im Text wie im bildlichen Apparat neben den historischen Ereignissen die Culturzustände auf allen Gebieten menschlicher Geistes- und Arbeitsthätigkeit in umfassender Weise berücksichtigt, sondern vor allem in der Art, wie sie es thut. Auf keinem andern wissenschaftlichen Gebiete hat geistloser und öder Dilettantismus soviel Verwirrung und Schaden angerichtet, wie auf dem der Culturgeschichte. Eine Zeit lang schien er sich dieses Gebiet als seine vorzüglichste Domäne in einem Maße ausgesucht zu haben, daß die Fachhistoriker allem, was Culturgeschichte sich nannte, mit einem nicht ganz unberechtigten Mistrauen gegenüberstanden. Hier hat erst die neueste Zeit Wandel geschaffen, indem hervorragende sachkundige Gelehrte auf Grund der sorgfältigsten Forschungen in den originalen Quellen und Ueberresten der Vergangenheit eine Seite der Culturarbeit nach der andern in Angriff nahmen und zu wirklich wissenschaftlicher Selbständigkeit in Methode und Auffassung erhoben, wie das in neuester Zeit namentlich bei der Wirthschafts- und Socialgeschichte der Fall war, die nach langer, fast völliger Vernachlässigung durch Männer wie Nitzsch, Inama-Sternegg und Lamprecht zu einer der hervorragendsten Richtungen unserer modernen Geschichtsforschung umgestaltet worden ist und auch auf die populärwissenschaftlichen Darstellungen allmählich einen Einfluß zu gewinnen beginnt, der sich von dem früher herrschenden Dilettantismus in vortheilhafter Weise abhebt. Dieser wissenschaftlich-culturhistorischen Richtung auch in weitern Kreisen des gebildeten Publikums zum Durchbruch verholfen zu haben, darin besteht das vornehmste Verdienst der Spamer'schen „Illustrirten Weltgeschichte", deren neuester, die erste Hälfte des Mittelalters bis zum 12. Jahrhundert umfassender Theil jetzt vorliegt. Der Verfasser, Professor Dr. Otto Kämmel, hat sowol durch seine Leitung dieses ganzen groß angelegten Unternehmens, wie durch seine vortreffliche deutsche Geschichte den Nachweis nach jeder Richtung erbracht, daß er der schwierigen Aufgabe vollkommen gewachsen ist, und hat das auch in dem vorliegenden Bande durchaus bewiesen. Alle Seiten der Culturarbeit der Menschheit, die wissenschaftliche und künstlerische wie die materielle und wirthschaftliche, werden mit gleichem Verständniß und gleich eingehend berücksichtigt. Und in stets wachsendem Maße zeigt es sich, wie gerade diese Richtung der historischen Darstellung durch den reichen bildlichen Apparat, der mit sorgfältiger und sachkundiger Auswahl der vorhandenen gleichzeitigen bildlichen Darstellungen und erhaltenen Alterthümer nicht mit dilettantischer Phantasie, sondern auf dem Wege mechanischer und völlig getreuer Reproduction hergestellt ist, unterstützt und historischer Sinn und historisches Verständniß dadurch geweckt und erheblich gefördert wird. In beiden Beziehungen reiht sich dieser Band seinen Vorgängern in jeder Weise würdig an.

In scharfem Gegensatz zu diesem, die gesicherten Resultate sorgsamer Forschung zu einem zusammenfassenden Bilde des Mittelalters verwerthenden Werke steht eine sonderbare, theils ethnographische, theils historische Specialstudie, welche sich mit einem angeblich noch vorhandenen völkerschaftlichen Reste aus der Periode der großen Völkerwanderung oder der spätern Ungarnzüge beschäftigt und die mehr der Curiosität als ihres wissenschaftlichen Werthes wegen Erwähnung verdient:

3. Die Hunnen im schweizerischen Eifischthale und ihre Nachkommen bis auf die heutige Zeit. Von Anton Karl Fischer. Zürich, Artist. Institut Orell Füßli, Verlag. 1896. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Der Verfasser sucht mit scheinbar großer Gelehrsamkeit die schon vor ihm wiederholt aufgestellte Hypothese als historisch wahr zu erweisen, daß die einen eigenthümlichen Dialekt sprechenden, in Kleidung, Sitte und Art von den Umwohnern vielfach abweichenden Bewohner des Eifischthales im Canton Wallis mit den Magyaren Eines Stammes und Nachkommen der alten Hunnen seien, von denen ein Theil in dieses abgelegene Thal versprengt und dort seßhaft geworden sei. Bei seiner Beweisführung stellt er sich hier wie in Bezug auf die ethnographischen Ansichten über die Ungarn selbst in bewußten scharfen Gegensatz zu der gesammten bisherigen Forschung, operirt aber dabei mit so stark phantastischen Beweisgründen, und wirft eine Fülle wissenschaftlicher Einzelergebnisse in so systemloser Weise durcheinander, um seine Hauptthese zu erweisen, daß eine wissenschaftliche Discussion mit ihm, trotz seiner offenbar großen Belesenheit und der großen Mühe, die er auf seine sprachvergleichenden, ethnographischen und localen Forschungen verwendet hat, gar nicht möglich ist. Der Werth des mit großem Fleiße gearbeiteten und lebendig, wenn auch etwas kunterbunt durcheinander geschriebenen Buches liegt daher so gut wie ausschließlich in seinen ansprechenden Schilderungen der Natur jenes großartig einsamen Gebirgsthales und seiner merkwürdigen Bewohner, deren Abstammung und Eigenart aber nach seinen Erörterungen ebenso räthselhaft und dunkel bleibt wie vorher.

Zur neuern Geschichte liegt eine ansprechend und lebendig geschriebene Abhandlung über eine der Lieblingsgestalten unsers Volkes unter den Fürstinnen deutscher Abstammung, die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans, geborene Prinzessin von der Pfalz, im Volksmunde allgemein „Liselotte" genannt, vor:

4. Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orléans. Vortrag, gehalten zu Heidelberg in der Universitätsaula am 19. März 1895. Von J. Wille. Heidelberg, G. Koester. 1895. Gr. 8. 1 M.

Was diese Fürstin vor allem zu einer Lieblingsgestalt der historischen Forschung wie des weitern gebildeten Publikums gemacht hat, ist vor allem die Energie und Festigkeit, mit der dieses deutsche Fürstenkind inmitten der französischen Sittenverderbniß, in welche sie durch ihre Verheirathung mit dem Herzoge Philipp von Orléans hineinversetzt wurde, sich seine deutsche Eigenart, sein gesundes, kräftiges, einfaches, oft derbes Wesen zu bewahren und auch am Hofe eines Ludwig XIV. zur Geltung zu bringen gewußt hat. Dieses ihr ursprüngliches und innerlich wahrhaftes Wesen spricht sich namentlich in ihrem Briefwechsel mit ihren deutschen Verwandten aus, der, durch den Druck zugänglich gemacht, immer und immer wieder gelesen, citirt und verwerthet worden ist. Freilich ist dann ihr Bild infolge der dadurch hervorgerufenen Vorliebe oft auch gar zu günstig und optimistisch gezeichnet worden, sodaß eine unbefangene Würdigung ihrer Persönlichkeit in knappem Rahmen nicht ganz leicht ist. Der Verfasser hat diese Aufgabe in seiner kleinen anspruchslosen und für ein weiteres Publikum berechneten Skizze ganz glücklich zu lösen verstanden. Den Ergebnissen der nicht gerade spärlichen Forschung über die Herzogin neue Züge hinzuzufügen, ist er, der ganzen Art seines Zweckes entsprechend, nicht bestrebt gewesen, wol aber hat er diese Ergebnisse zu einem lebensvollen Bilde zusammengefaßt und namentlich auch aus dem vielbesprochenen Briefwechsel mit großem Geschick diejenigen Stellen angeführt und verwerthet, welche für eine erschöpfende Erkenntniß des Wesens und Charakters der Herzogin von besonderm Werthe sind. Wer sich also über deren eigenartige und interessante Persönlichkeit kurz und zuverlässig unterrichten will, ohne in die Tiefen der Forschung herabzusteigen, dem kann die kleine Arbeit angelegentlichst empfohlen werden.

Für die Geschichte des 18. Jahrhunderts, und zwar in erster Linie für die russische, stellt ein soeben veröffentlichtes Memoirenwerk eine interessante und als Geschichtsquelle wichtige Bereicherung dar:

5. Die Memoiren des Grafen Ernst von Münnich. Herausgegeben sowie mit Einleitung und Biographie des Verfassers versehen von Arved Jürgensohn. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1896. Gr. 8. 5 M.

Der Verfasser dieser Memoiren ist der Sohn des berühmten aus Oldenburg gebürtigen russischen Generalfeldmarschalls Grafen Burchard Christoph von Münnich (1683—1767), der in der russischen Kriegs- wie politischen Geschichte eine ebenso hervorragende als wechselvolle Rolle gespielt hat, über welche diese, lange vergeblich gesuchten Memoiren des Sohnes manchen neuen werthvollen Aufschluß geben. Zugleich werfen sie interessante Schlaglichter auf die führenden Gesellschaftsschichten und die Hofkreise in Rußland unter den Kaiserinnen Anna und Elisabeth, und sind so eine wichtige Quelle für die gesammte russische Geschichte jener Zeit. Entstehung, Bedeutung und historischer Werth der Memoiren sind von dem Herausgeber in einer mit sorgfältiger Kritik geschriebenen Einleitung, welche zugleich eine lebendig geschriebene Biographie des jüngern Grafen von Münnich enthält, eingehend dargelegt worden. Namentlich für die Zeit der Kaiserin Anna (1730—40) und ihres allmächtigen Günstlings Biron ist diese Memoirenveröffentlichung ohne Zweifel von hervorragender Bedeutung und geeignet, das Bild, welches die historische Forschung bisher von dieser Periode entworfen hat, in manchem nicht unwesentlichen Zuge zu vervollständigen oder zu modificiren. Freilich wird man, wie stets bei Memoirenwerken von Persönlichkeiten, die an den Ereignissen selbst in hervorragender Stellung betheiligt waren, manche Angaben des Verfassers, welche sich auf seines Vaters und seine eigenen persön-

lichen Verhältnisse beziehen, nur mit einiger Vorsicht aufnehmen und erst an der Hand anderer, authentischer Quellen prüfen müssen. Der volle Werth dieser Veröffentlichung wird erst nach einer solchen, auf die Einzelheiten sich erstreckenden kritischen Prüfung festgestellt werden können. Auf der andern Seite aber gibt natürlich gerade diese subjective Färbung den Aufzeichnungen ein lebhaftes und interessantes Colorit, welches den Reiz der Lektüre ebenso erhöht, wie es zur vorsichtigen Kritik des Gebotenen herausfordert. In jedem Falle werden alle Kenner und Freunde der russischen Geschichte dem Herausgeber für die sachkundige und verständnißvolle Veröffentlichung dieses interessanten Memoirenwerkes gewiß dankbar sein.

Georg Winter.

Dramaturgische Schriften.

1. Vorspiele auf dem Theater. Dramaturgische Skizzen. Von Paul Lindau. Dresden, Verlag des Universum. 1895. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Das Buch von Lindau stellt sich als eine Sammlung von Plaudereien über das Theater dar, die der Unterhaltung dienen sollen, reichlich mit mehr oder minder bekannten Anekdoten gewürzt sind, und nebenbei in aller Oberflächlichkeit belehren. Niemand wird von Lindau ein ernsthaftes Werk über irgendeinen Zweig der Kunst erwarten; aber aus seiner Theatererfahrung heraus vermöchte er ein sehr nützliches Buch zu schreiben, das uns das deutsche Theater, so wie es ist, vorführen könnte. Da er sich wohl davor hütet, so gibt Lindau in drei Abschnitten: „Regie- und Inscenirung“, „Dichter und Bühne in Deutschland und Frankreich“, „Ueber die Kunst des Schauspielers“, einige zufällige und zahme Bemerkungen über die Thätigkeit des Dichters, Darstellers und Spielleiters, greift ergiebig zu eigenen frühern Feuilletons über die französische Bühne zurück, umschreibt eine ziemlich alltägliche Abhandlung Coquelin's des Aeltern über die Kunst des Schauspielers, und bestreitet in der Hauptsache die Kosten des Interesses mit kleinen mittelmäßig vorgetragenen Geschichten und mit einer novellistischen Einkleidung mancher Erlebnisse. Im ganzen also eine nicht bedeutende Veröffentlichung, bei der man nichts gewinnt oder verliert, man mag sie lesen oder nicht. Was an Lindau freilich nicht befremden kann, aber doch immer wieder nicht angenehm auffällt, das ist der Mangel an männlichem Feuer, an wahrer innerer Theilnahme für die Kunst und das Theater. Man empfängt aus dem Buche den Eindruck, daß diese Interessen ihm nicht höher stehen als irgendeine andere standesgemäße Unterhaltung. Bringt man Lindau's farblose Darstellung mit den kräftigen, von Schwung und Charakter erfüllten Theaterschriften Laube's zusammen, so fühlt man erst den ganzen Abstand und wird sich der nicht weitreichenden Bedeutung dieser „Vorspiele auf dem Theater“ bewußt. Sie eignen sich dazu, flüchtig gelesen zu werden, wie andere Verdauungslektüre; ob der gegenwärtige Intendant des meininger Hoftheaters sie zu diesem Zwecke geschrieben hat, steht dahin.

2. Dramatische Handwerkslehre. Von Avonianus. Berlin, Verlag von Hermann Walther. 1895. Gr. 8. 5 M.

Avonianus, in dessen Pseudonym der Name Shakespeare's, des „Schwans vom Avon“ anklingt, hat ein gut gemeintes Werk geschrieben, das jeder dramatische Anfänger nicht blos lesen, sondern sogar kaufen sollte, weniger um brauchbare Kenntnisse für sein Fach zu erwerben, als sich vor Enttäuschungen zu bewahren. Es ist insofern ein nützliches Buch, das sich praktische, doch darum nicht ganz niedrige Ziele steckt; auch der Kenner der deutschen Theaterverhältnisse liest es mit Vergnügen, oft mit heimlichem Lächeln und innerlicher Belustigung; aber er wird im ganzen den Werth des Buchs nicht sonderlich hoch anschlagen, denn der Verfasser versteht sich gut auf das Praktische, das Handwerksmäßige der Kunst, schlecht aber auf die Kunst und die Künstler selbst. Er ist ein vielgewandter Schriftsteller, der sich stellenweise mit seiner Offenheit und Derbheit brüstet, der sich als Strebender und Irrender selber bekennt, und in der Darstellung seiner doppelten Bekehrung von einem Idealisten zu einem Anhänger der naturalistischen Lehre und endlich zu einem Kritiker derselben einen ziemlich werthvollen Beitrag für das literarische Leben der Zeit liefert. Betrachtet man das Buch also vom geschichtlichen Standpunkte als eine verhältnißmäßig offene Bekenntnißschrift, so darf man es unter den wichtigern Zeichen der Zeit nennen; stellt man sich auf den Standpunkt des Künstlers, so wird einem das Werk gründlich misfallen, denn der es schrieb, ist ein Philister und ein ganz hervorragender Nichtkünstler, trotz der Freiheit seiner Anschauungen und mancher richtigen Beobachtung über Kunstwerke; nimmt man endlich den Standpunkt ein, daß hier ernsten Anfängern nützliche, praktische, handwerksmäßige Belehrung geboten, und vorwitzigen Anfängern ein deutliches Warnungszeichen aufgerichtet werden soll, so kann man sich des aufgeweckten Handwerkers freuen und ihm den Weg erleichtern, um zu möglichst vielen Belehrungsbedürftigen zu sprechen. Der Werth des Buchs von Avonianus liegt gar nicht im Systematischen, sondern in vielen kleinen Sätzen und Lehren, in der erbarmungslosen Abschilderung unsers Theaterlebens; es lohnt nicht, nachdem man einmal das

Buch im ganzen gekennzeichnet hat, gegen Einzelheiten anzukämpfen, sondern einige jener Wahrheiten herauszuheben und zu verbreiten, die zwar oft Weisheiten von der Gasse sind, aber ernsten und gar weltfremden Dramatikern nicht selten unbekannt bleiben. Gutzkow hat bekanntlich gesagt, man müsse ein Held sein, um ein Stück zu schreiben, aber ein Knecht, um es zur Aufführung zu bringen. Avonianus sagt, daß das sicherste Mittel, um die Annahme eines Stückes zu verhindern, ist, es irgendwo ins Blaue hinein einzureichen. Der persönliche Verkehr mit einflußreichen Fachleuten ist aus diesem und aus hundert andern Gründen dem Anfänger ganz unerläßlich. Wer erst beginnt, auf den Mißverstand der stumpfsinnigen Theaterleitungen die Schuld zu wälzen, und damit endigt, auf die Juden zu schimpfen, aus dem wird nie etwas. Der Anfänger muß mit einer Wahrscheinlichkeit von 10000 zu 1 darauf rechnen, daß, wenn seine Stücke zurückgewiesen wurden, dies daran lag, daß sie technisch nichts werth waren. Auf der Bühne siegt ein für allemal nur die Routine. (?!) Stücke, die blos von ihrem Dialog leben wollen, ermüden tödlich und sind die schlechtesten, die es gibt. Noch eine andere Warnungstafel richtet Avonianus diesmal mit vollem Recht auf: In Wirklichkeit ist kein Stoffgebiet dem Anfänger so gefährlich wie das geschichtliche. Der Rathschlag allerdings, den er nun ertheilt, ist höchst philiströs: Lies alte Kalender, in denen Anekdoten stehen, die sind für dich brauchbar zur dramatischen Bearbeitung, die Weltgeschichte ist es nicht; vor allem lies und ergründe das „Glas Wasser“ von Scribe. — Gewiß kann man viel daraus lernen, wie man manches machen soll, doch noch viel mehr, wie man vieles nicht machen soll. Scribe's Art ist von vornherein die Verneinung einer lebenskräftigen modernen Dichtung. Was Avonianus theils von ablehnender, theils von schöpferischer Kritik gibt, über Ibsen's „Nora“, über Sudermann's „Ehre“, Fulda's „Talisman“ oder Shakespeare's „Hamlet“, verdient keine besondere Beachtung. Die letzten Kapitel des Buchs über den Humor, unmoderne und moderne Technik, den Dramatiker als Erzieher, die heutige Krisis, Shakespeare und der freie Wille stehen auch an praktischer Brauchbarkeit unter den ersten: Was ist ein Dramatiker, was ist ein Stoff, die Wahl des Stoffs, der Anfang, die Einführung und Vorbereitung? Der Weisheit letzter Schluß, den Avonianus findet und den er mit mehr als prophetischer Bestimmtheit verkündet, lautet folgendermaßen: daß der Dichter, der uns aus unserer unerträglichen dramatischen Verfahrenheit heraushilft, entweder ein Lustspieldichter oder daß er überhaupt nicht sein wird. — Wer's nicht glaubt, bezahlt einen Thaler.

3. Faust. Tragödie von Goethe. Für die Bühne in drei „Abenden“ eingerichtet von A. Wilbrandt. Wien, Verlag der Literarischen Gesellschaft. 1895. Gr. 8. 4 M. 20 Pf.

Wilbrandt hat im Januar 1883 den ganzen „Faust“ mit größtem Erfolg auf dem Wiener Burgtheater, dessen Leiter er war, zur Aufführung gebracht. Was der Theaterdirector für den Zuschauer gethan, das hat er auch für den Leser gethan. In der Gestalt, die Wilbrandt dem großen Faust-Drama gegeben hat, ist es möglich, die gewaltige Dichtung rein und wahrhaft zu genießen, auch wenn man nicht zu den Gelehrten, den Kennern gehört, die sich durch den zweiten Theil mit der Fackel des tiefsten Studiums hindurchwinden. An zwei Beispielen sei die Wilbrandt'sche Bearbeitungsweise klar gemacht. Da der Pudel nicht gut auf der Bühne erscheinen kann, so läßt Wilbrandt, während Faust noch mit Wagner auf „jenem Steine“ spricht, hinter dem Rücken Faust's den Teufel emportauchen, in derselben Gestalt, die er im Vorspiel im Himmel gehabt hatte. Nach geheimnißvoll bedrohender Geberde verschwindet er wieder, Faust und Wagner steigen herab, die Scene mit dem Pudel beginnt, der unsichtbar hinter jener Erhöhung bleibt. Wagner und Faust gehen durch das Thor in die Stadt zurück; sobald sie verschwunden sind, tritt Mephisto hinter der Erhöhung hervor, jetzt im schwarzen Scholarengewand; vom Mond beleuchtet, hinkt er ihnen nach, in die Stadt hinein. — Wichtiger ist die Inscenirung des Helena-Acts im zweiten Theile. Zuerst waltet tiefste Finsterniß, die sich langsam erhellt zur Halbnacht des „unerfreulichen, grautagenden, ungreifbarer Gebilde vollen, überfüllten, ewig leeren Hades“. Helena und ihr Gefolge ruhen wie leblose Schatten, langsam erwachen sie, wie von einem Traumgefühl geweckt. Zuerst regt sich Helena, nach ihr die andern; Mephisto erscheint als Phorkyade, die Märchenhandlung beginnt. Wie den Anfang, so müssen wir auch das Ende des Traumes erblicken. Helena verschwindet vor Faust, in demselben Augenblick sinken alle Frauen der Helena zu Boden und in sich zusammen, als wären sie wieder Schatten geworden. Plötzlich tritt tiefe Finsterniß ein, und der herrliche Märchentraum ist zu Ende. — Wilbrandt hat von jeher die feine Hand des Künstlers besessen, er war von unsern Theaterleitern der poesievollste, unter unsern Dichtern ist er einer der bedeutendsten und gedankenreichsten, aber seine dichterische Eigenart und die Größe seiner Ziele ist nur von wenigen anerkannt. In der Bearbeitung des „Faust“ hat er sich als feinfühlender und künstlerisch nachschaffender Dramaturg gezeigt. Man könnte beklagen, daß eine solche hohe geistige Kraft für das deutsche Theater feiert, wenn man nicht wüßte, daß sie dadurch die Muße findet, eigene werthvolle Werke in froher Schöpferlaune hervorzubringen.

Friedrich Kummer.

Neue Romane und Novellen.

1. Schatten der Vergangenheit. Roman. Von Reinhold Ortmann. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1896. 8. 4 M.
2. Schüchterchen. Roman. Von Anton Freiherrn von Perfall. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1896. 8. 4 M.
3. Vergiftete Pfeile. Roman. Von C. von Brewitz. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1896. 8. 4 M.
4. Oberpfälzische Geschichten. Von J. Baierlein. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1896. 8. 4 M.
5. Ein Frauenhaar. Roman. Von Adelaide Freifrau von Puttkammer-Schickerwitz. Breslau, Ed. Trewendt. 1896. 8. 2 M. 50 Pf.
6. Aus den Papieren eines schlesischen Edelmanns. Erzählungen. Von Erdmann Christian. Breslau, Ed. Trewendt. 1896. 8. 3 M.
7. Gesammelte Erzählungen. Von Wilhelm Raabe. Zweiter Band. Berlin, Otto Janke. 1896. 8. 4 M.

Reinhold Ortmann hat sich in seinem neuesten Roman „Schatten der Vergangenheit" (Nr. 1) einen packenden Conflict zum Vorwurf genommen und im ganzen mit Geschick gelöst. Der junge Forstbeamte Eckartstein hat im Zustande der Nothwehr seinen Oberförster erschossen. Der Thäter ist unentdeckt geblieben und Eckartstein hat sich aus mehrfachen — nicht ganz stichhaltigen — Gründen, besonders aus Rücksicht auf die Witwe, den Gerichten nicht gestellt. So hat er zwanzig Jahre mit dem Gewissenswurm im Innern gelebt, da findet er — hier setzt die Geschichte ein — die beiden Kinder des Getödteten in bitterer Noth. Er nimmt sich ihrer liebevoll an, führt sie in sein Haus und gibt dem jungen Rolf seine Tochter Nelly. Da erfährt dieser wenige Tage vor der Hochzeit, daß sein künftiger Schwiegervater der Mörder seines Vaters ist. Seine Schwester Elfriede hat das furchtbare Geheimniß schon früher erfahren und augenblicklich das Haus Eckartstein's verlassen; sie hat aber nicht den Muth gefunden, es ihrem Bruder zu sagen, um nicht sein Liebesglück zu zerstören.

Nun droht alles zusammenzustürzen — da tritt der Tod dazwischen und nimmt den Geschwistern das Rächeramt ab. Im Opfertode für Elfriede's bedrohtes Leben sühnt Eckartstein seine Schuld. Die beiden Geschwister begraben das Geheimniß, und am Schlusse sehen wir zwei glückliche Paare.

Man kann dem Verfasser das Lob nicht vorenthalten, daß er trotz einzelner Weitschweifigkeiten, wie im Eingange und in den Kapiteln, die in der Schweiz spielen, spannend erzählt und seine Charaktere lebendig gestaltet. Auch die Lösung befriedigt und zeugt von feinem Gefühl des Erzählers. Er versteht es ganz anders unsere Theilnahme zu erwecken als Spielhagen, der in seinem neuesten Roman denselben Conflict behandelt. Unwahrscheinlich erscheint uns jedoch der endlos lange Brief, den Eckartstein an seinen Freund Gersdorf unmittelbar nach der That schreibt. Diesen Brief sendet nach zwanzig Jahren der Sohn Gersdorf's an Rolf, um an dem glücklichern Nebenbuhler Rache zu nehmen!

Auch Freiherrn Anton von Perfall's neuer Roman „Schüchterchen" (Nr. 2) gehört zu den bessern Erscheinungen. Das Motiv ist nicht neu: Ein, natürlich genialer, junger Maler Decaro heirathet ein schüchternes, in kleinbürgerlichen Verhältnissen aufgewachsenes Backfischchen, geräth dann in die Netze eines üppigen „Vollblutweibes", der gleichfalls genialen Schauspielerin Warwara Onegin, die dann einen reichen Fürsten heirathet, und kehrt endlich geläutert in die Arme seines Weibes zurück. Eine oft erzählte Geschichte, die gleichwol in Perfall's Darstellung bis zum Schlusse fesselt. Der schwankende Maler Decaro freilich zieht uns nicht sonderlich an, wenn auch seine Besserung und Läuterung leidlich motivirt ist; um so mehr wirkt die Charakterentwickelung der Heldin, die eine Fülle feiner Züge aufweist. Auch die Nebenfiguren sind wohlgelungen. In einzelnen Kapiteln weht eine schwüle, sinnliche Atmosphäre; diese Warwara hat etwas von den Pelzgestalten Sacher-Masoch's an sich — doch verweilt der Erzähler nicht mit dem Behagen gewisser Autoren in dieser Luft, diese Darstellung ist ihm nicht Selbstzweck.

Dem Sensationsbedürfniß des Publikums kommt der Roman „Vergiftete Pfeile" von C. von Brewitz (Nr. 3) entgegen, der, natürlich mit vollständiger Namens- und Ortsveränderung, die Affaire Kotze-Schrader behandelt. Er darf der Theilnahme der großen Menge sicher sein, so sehr auch gewiß viele mit uns diese unkünstlerische Ausbeutung actueller Skandalgeschichten misbilligen werden.

Die Handlung ist nicht übel erfunden, und bis auf einzelne Unwahrscheinlichkeiten durch alle Verwickelungen geschickt durchgeführt, sodaß man — sogar wider Willen — in Spannung bleibt. Die Charakteristik der Personen erfüllt Durchschnittsanforderungen, die Sprache nicht immer.

Das Buch wird natürlich Absatz finden, höhern künstlerischen Werth hat es nicht.

Wenn uns der „Kürschner" nicht eines Bessern belehrte, würden wir die „Oberpfälzischen Geschichten" von Joseph Baierlein (Nr. 4) für den Versuch eines Anfängers halten und demgemäß milde beurtheilen; nun erfahren wir aber, daß ihr Verfasser schon eine ganze Reihe von Erzählungen und Jugendschriften geschrieben hat. Nach diesem letzten Erzeugniß zu urtheilen bedauern wir nicht, jene Werke nicht zu kennen. Selten sind uns Geschichten begegnet so dürftig in der Erfindung, so unwahrscheinlich und mangelhaft in der Charakterzeichnung, so wirkungslos in den Versuchen Humor zu entfalten. Furchtbar auf die Dauer wirkt die Unsitte des Erzählers, fortwährend die Geschichte zu unterbrechen durch Bemerkungen wie: „Meine ungelenke Feder ist nicht im Stande...", „Zürne mir nicht, geneigte Leserin, wenn ich...", „Wir müssen es uns versagen..." u. dgl. m. Für jeden Fluch und derben Ausspruch seiner Personen bittet er artig um Entschuldigung.

Die deutsche Sprache mishandelt der Verfasser nur zu oft. Von allerlei süddeutschen Wendungen, wie „vergessen auf etwas" wollen wir schweigen, aber einen „verkostgeldeten Waisenknaben", Wörter wie „Koramisirung", Ausdrücke wie „er erhält das leere Nachsehen", „er geht dem Flusse entlang", „er macht sich vorstellig", d. h. er stellt sich vor, und vieles dieser Art sollte man sich eigentlich nicht gefallen lassen.

Auch die Freifrau Adelaide von Puttkammer-Schickerwitz denkt sehr selbstherrlich über die Sprache. Ihr Roman „Ein Frauenhaar" (Nr. 5) ist eine rührsame und wundersame Geschichte aus dem 16. Jahrhundert von edeln Rittern und sittsamen Edelfräulein, von bösen katholischen Priestern, die kein Verbrechen scheuen, wenn es gilt, den guten Magen der Kirche zu füllen — das rechte Lesefutter für Backfische und sentimentale Secundaner.

Es ist eine harte Arbeit, sich durch so viel Unnatur durchzulesen, vor allem aber, diese gezierte und geschraubte Ausdrucksweise zu ertragen. Die Verfasserin scheint den iambischen Rhythmus sehr zu lieben und sagt drum: „wenn sie sich weiß mit ihm vereint für alle Ewigkeit". Solch unnatürliche Vorstellung findet sich fast auf jeder Seite. Auch sagt sie nicht „der grüne Wald", sondern der Wald der grüne, die Maid die holde u. s. w.

Schöne Formen wie selbsten, umsonsten, fürtrefflich, herziglich, gütiglich, solcher statt er und manches andere verleihen der Sprache das nöthige alterthümliche Gepräge; ob die schweren grammatischen Fehler dem gleichen Zwecke dienen, läßt sich nicht sagen.

Auch Erdmann Christian setzt sich in seinen zwei Erzählungen (Nr. 6) über Regeln und Gesetze der deutschen Sprache kühn hinweg. So sagt z. B. ein junger Gardeoffizier zu einer Hofdame: „Sind Sie doch nicht so grausam zu mir"; es heißt grundsätzlich „der Excellenz", der Unterschied zwischen „herein und hinein" wird nicht beachtet, und ähnliche Fehler gibt es in Menge. Und für diese Mängel entschädigt weder der Inhalt noch die Kunst der Darstellung. So beginnt die erste Erzählung „Drei Generationen": „Es war im Jahre 1863. Die Liesel und der Fritz, sie sitzen auf der Birkenbank . . . u. s. w." Aber von diesem Paare erfahren wir nichts weiter, wohl aber ein Langes und Breites von Aeltern und Großältern und denselben Generationen im Grafenschlosse — eine Reihe von recht alltäglichen und vormärzlichen Liebesgeschichten, die nur vereinzelt einmal durch einen Anlauf zu humoristischer Darstellung einiges Interesse erwecken. Von den zahlreichen Gedankenlosigkeiten und Geschmacklosigkeiten nur ein Beispiel: Eine der zahlreichen Heldinnen der Geschichte ist in eine Gänseheerde gerathen und jammert entsetzlich: „Da kommt, wie Lohengrin aus den Wolken, allerdings nicht auf einem Schwan, sondern auf einem Esel der kleine Fritz Schilder die Straße entlang geritten."

Die zweite Geschichte: „Die Bessarabierin", spielt theils in Baden-Baden, theils in Südrußland, leistet an Unwahrheit und Unwahrscheinlichkeit das Menschenmögliche und führt uns eine Reihe unglaublicher Charaktere vor, über die man sehr gegen die Absicht des Verfassers theils lächeln muß, theils nicht lachen kann.

Und nun nach all dem Wust und all der Unnatur — von der armen mishandelten deutschen Sprache ganz zu schweigen — eine wahre Erquickung und Erfrischung, etwas von Wilhelm Raabe (Nr. 7), der zweite Band seiner „Gesammelten Erzählungen". Enthielt schon der erste Band, den wir kurz vor Weihnachten anzeigten, einen herrlichen Schatz echter dichterischer Phantasie, warmen Gemüths und tiefster Menschenkenntniß, so ist der zweite Band fast noch reicher, und haben wir schon jenen dringend empfohlen, so thun wir es mit diesem noch mehr. Er enthält elf Erzählungen aus den verschiedensten Zeiten vom 13. bis 19. Jahrhundert. Ueberall ist unser Dichter gleich zu Hause, stets trifft er die echte und rechte Grundfarbe, den stimmungsvollen Ton. Wir leben mitten drin in der Fülle der Begebenheiten, aus der er seine Fabel herausspinnt, wir sind nicht blos Zuschauer.

Denen aber, die glauben, sie kennen den ganzen Raabe, wenn sie zwei oder drei Werke von ihm gelesen haben, möchten wir diesen Band ganz besonders empfehlen, denn er zeigt uns den Dichter in seiner ganzen Vielseitigkeit, in dem Reichthum und der Mannichfaltigkeit seiner Kunstformen. Man vergleiche nur einmal die Art, wie der Pfarrer Leutenbacher das Geschick der Else von der Tanne erzählt, und wie in „Des Reiches Krone" der nürnberger Patriciersohn des 15. Jahrhunderts von seiner Jugendliebe berichtet mit dem köstlichen Bericht des Schulmeisters über die Revolution in Bützow, oder den des Juristen im „Deutschen Mondschein". Man vergleiche den schlichten Chronikenstil der ersten Erzählung: „Die Hämel'schen Kinder", mit dem tollen Uebermuth und derben Humor der „Keltischen Knochen", mit der düstern Geschichte „St. Thomas", über der etwas von dem Pesthauch der tropischen Sonnenglut lagert, mit der erquickenden Frische und Heiterkeit in der Erzählung „Der Marsch nach Hause".

Es ist unmöglich, den ganzen Reichthum dieses Bandes hier auch nur anzudeuten, nur dringend empfehlen können wir nochmals dieses Buch allen Lesern, die höhere Ansprüche stellen, die bei ihrer Lektüre nicht blos eine müßige Stunde todtschlagen wollen.

Wir geben für diesen einen Band Raabe'scher Erzählungen sämmtliche oben besprochenen Romane gern dahin und ein Dutzend ägyptischer und Völkerwanderungs-Romane obendrein.

Robert Lange.

Neue Lyrik.

1. Gedichte von Ernst Planck. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1896. 16. Geb. 2 M.
2. Gedichte von Paul Wertheimer. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 1896. 8. 2 M.
3. Verse. (1892—96.) Von Richard Schaukal. Brünn, R. M. Rohrer. 1896. 12. 2 M.
4. Gedichte von Richard Zoozmann. Erster Band: Lieder, Romanzen und Balladen. Vierte vermehrte und veränderte Auflage. Zweiter Band: Neue Dichtungen, Aus Herz und Welt. Dritte vermehrte und veränderte Auflage. Leipzig, P. Friesenhahn. 1896. 12. In Leinw. cart. jeder Band 4 M.
5. Singen und Ringen. Ausgewählte Gedichte von Johann Alboth. Zürich, Verlag von „Stern's literar. Bulletin der Schweiz". 1896. 8. 1 M.
6. Gesammelte Gedichte von Stine Andresen. Herausgegeben von K. Schrattenthal. Zweite vermehrte Auflage. Bielefeld, Schriften-Niederlage der Anstalt Bethel. 1896. 8. 2 M. 25 Pf.

Es ist wol kein bloßer Zufall, daß unter dem halben Dutzend neuer Gedichtsammlungen so ziemlich alle Arten von Dichtern vertreten sind: die Sänger der alten Tonart wie die der modernen, die wirklichen Dichter und die Dilettanten, die Kunstdichter und die Volksdichter. Da ist ein Sänger, der auch nicht mit einer Wendung verräth, daß es eine moderne Dichtung gibt (Nr. 1); da ist ein anderer, der ganz und gar im modern poetischen Jargon aufgewachsen ist, und wol gar nicht anders mehr kann, als in dieser poetischen Form sich bewegen (Nr. 2); da ist ein dritter, der alle Spielarten und Unarten der modernen Dichtung zeigt (Nr. 3), und ein vierter, bei dem sich diese mehr und mehr abgeklärt hat, ohne daß er den Modernen im geringsten verleugnete (Nr. 4); dazu gesellt sich der wohlmeinende Dilettant (Nr. 5) und zuletzt, denn ohne das geht's heutzutage nicht mehr ab, stellt sich auch eine Naturdichterin mit hübscher Begabung ein (Nr. 6).

Es ist hieraus ersichtlich, daß von einem modernen Stil der Lyrik, der sich etwa in den letzten fünfundzwanzig Jahren herausgebildet oder gar eingebürgert hätte, keine Rede sein kann. Ja es ist sogar zu vermuthen, daß mehr und mehr eine Rückbildung des Wild-Modernen in das Zahm-Alte stattfindet, wogegen wir, wenn es vernünftig geschieht, natürlich gar nichts einzuwenden haben. An einem der zu besprechenden Dichter, an Richard Zoozmann, kann man das recht gut beobachten, und dieser Dichter ist einer der wenigen, deren Dichtungen neue Auflagen erleben.

Wenn die „Gedichte" von Ernst Planck (Nr. 1) vor vierzig Jahren erschienen wären, ich glaube, der Dichter würde sich mit einem Schlage einen ehrenvollen Platz in der deutschen Lyrik errungen haben. In dieser Sammlung ist alles sauber und reinlich wie in einem wohlaufgeräumten Stübchen; da ist keinerlei Uebermaß und Untermaß, nichts Großes irgendwelcher Art, aber auch nichts allzu Kleinliches; keine neuen, geschweige modernen Stoffe, oder auch nur alte in modernem Gewande, sondern die lieben vertrauten Klänge der funfziger und sechziger Jahre, wie sie bei den schwäbischen Dichtern jener Zeit zu hören sind. Der Dichter ist wol ein Schwabe und könnte sogar ein würtembergischer Pfarrherr sein. Auch die Form ist durchaus sauber und gefällig, und ein Gedicht von so liebenswürdiger Art wie das andere. Ruhe und Frieden, idyllisches Behagen spricht aus diesen Versen eines Dichters, der offenbar mehr Liebes als Leids in der Welt erfahren hat, der abseits der großen Heerstraße sich seines Lebens und der Natur freut, und in dem nichts das Gleichmaß der Stimmung und den Fluß des wohllautend dahingleitenden Verses stört. Ein Gedicht mag die Tonart zeigen, aus welcher eigentlich alle gehen:

Morgenwanderung.

Wie strömt so tief des Himmels Blau!
Der Nebel ist zergangen,
Er netzt als blasser, zarter Thau
Mir leise noch die Wangen.
Wie blitzt die junge Sonnenglut,
Durchwärmt der Trauben köstlich Blut,
Die dort am Hügel prangen.

Vom Waldessaum herüberstreift
Der Wind und flüstert Grüße,
Wirft eine Frucht voll ausgereift
Mir rauschend vor die Füße:
Und liebst du auch den edeln Brauch?
O Morgenduft? O Lebenshauch!
O Wanderlust, du süße.

Vor vierzig Jahren war es noch nicht nöthig, daß uns die Dichter etwas anderes gaben als gute Gedichte. Vor hundert Jahren haben unsere Dichter, d. h. eigentlich blos Goethe, in guten Gedichten der Welt ungeheuer viel gegeben, weil sie etwas geben konnten, und nachher sind noch zwei oder drei gekommen, die mit Goethe um den Kranz rangen. Was uns Planck gibt, ist Poesie; aber es ist eigentlich nichts dahinter.

Die ersten lyrischen Flügelschläge sehen wir in Paul Wertheimer's „Gedichten" (Nr. 2); es ist aber nicht die Geibel'sche Luft, sondern die moderne, durch die er segelt. Und auch schon die Unarten der modernen Dichtung drängen sich herein: Unklarheiten, sodaß der Leser oft nicht recht weiß, was der Dichter eigentlich will, unfertige Bilder, sonderbare Beiwörter, wie „bleicher Maienwind", satzlose Verse, sinnlose Gedankenstriche u. s. w. Es ist wirklich schwer zu sagen, was aus diesem Dichter werden wird; ich glaube, es kommt darauf an, ob die Großstadt ihn bezwingt oder er die Großstadt. Daß er dichterisches Talent hat, ist nicht zu bestreiten; wie weit es aber reicht und auf welchem Gebiet es sich entfalten wird, das zu sagen genügen die wenigen Gedichte dieser Sammlung nicht. Ich gebe eins:

Der Gast.

Nacht. Ans Fenster schlagen wilde Tropfen.
Vor der Thür ein zages — starkes Klopfen.

Ob der Wind um Klostermauern gleitet?
Ob ein später Gast so irrend schreitet? — —

Nacht. Und ihrem Schos entsteigen Nattern,
Gierig, jungen Raub sich zu ergattern.

Und sie ringeln, strecken sich im Kreise
Um mein Lager. Und sie zischeln leise — — —

Durch des grauen Klosters weite Hallen
Seh' ich fern der Sorgen Meister wallen:

Dürr und kahl, den Knochenstab in Händen,
Braun die Kutte, schlägt um dürre Lenden.

Aus dem nackten Schädel starren Augen,
Die verlangend sich ins Leere saugen.

Durch die Gänge schlürft er. Scharfes Spähen.
Horch! er zögert. Starr die Nattern stehen — —

Nacht. Ans Fenster schlagen wilde Tropfen.
Vor der Thür ein zages — starkes Klopfen.

Haben wir E. Planck's Gedichtsammlung mit einem wohlaufgeräumten Stübchen verglichen, so sind Richard Schaukal's „Verse" (Nr. 3) der höchst unordentlichen Wirthschaft eines Junggesellen zu vergleichen. Genialer mag's hier aussehen, aber wohler ist es dem Menschen doch dort. In Unordnung sind bei Schaukal die Gefühle wie die Verse; überwiegend sind die Gefühle des Schmerzes. Aber man glaubt nicht recht an diesen Schmerz; denn er ist Katzenjammer, und der Katzenjammerige ist am drolligsten, wenn er ernst genommen sein will. Ich glaube, sein Selbstbekenntniß „Noch immer" ist trotz der letzten Verse wahr:

Ich bin der alte krause Träumer noch,
Trag' ich auch jetzt den Säbel an der Seite.
Ich bin noch immer Pierrot der Zweite,
Der vor dem Mond auf allen Vieren kroch.

Und bin mit mir zerfallen und vergrämt
Und bin ein Sklave meiner kleinen Leiden.
Mir muß kein Mensch die Flügel mehr beschneiden:
Die sind schon längst gebrochen und gelähmt.

Ich bin wie sonst ein Stimmungsakrobat,
Belüg' mich selbst und mit mir alle Leute.
Ich jag' noch immer mit der Verse Meute
Auf der Gefühle weichem Wiesenpfad.

Die letzten zwei Zeilen zeigen, wie leicht die Anschauung, das Bild bei den Modernen ins Geschmacklose geräth; ich könnte davon Dutzende von Proben aus Schaukal geben. In andern Gedichten wird aus der Anschauung einfach eine Allegorie, wie in „Raub" oder „Nacht", oder eine Mischung aus beidem, wie in dem Gedicht „Der Adler". Und wo die Allegorie anfängt, da hört die Poesie auf. Ebenfalls ganz modern sind die Wortzusammensetzungen, die poetisch fein sollen, wie „nachttiefdunkle Scheiben" oder gar „rundgepurpurte Augen", und noch schöner „augenringeinteressantes Dichterantlitz". Und neben diesem vermeintlich hohen dichterischen Stil, auch wieder modern, vollkommene Prosa in Versform. Kein Mensch kommt auf den Gedanken, daß es Verse seien, wenn er folgende als Prosa gedruckt liest:

Ein Blumenzimmer des Empire im Dämmerschatten. Das Licht der Gasse gleitet auf den glatten Parkets bis unter die Chaiselongues. Verzierte große Wandspiegel glitzern auf und sinken wieder in blaues Dunkel.

Den Schluß der Sammlung macht eine größere Dichtung, ein Mysterium „Pierrot". Der Dichter hat sich selbst verloren, das ist wol der Sinn, und findet sich nach tollem Jagen und Hasten wieder in der Liebe zu einem reinen Mädchen aus dem Volke. Vielleicht ist das Mysterium auch noch viel tiefsinniger, als ich ahne. Neu war mir, aber es ist ja auch wieder echt modern, daß die Muse, die sich früher zu den Dichtern neigte, höchstens sie küßte, sich nun gleich zu ihnen ins Bett legt: ist das nun tief dichterische Anschauung, Allegorie oder Schamlosigkeit?

Eine stattliche Anzahl Gedichte enthalten die zwei starken Bände von Richard Zoozmann (Nr. 4). Er scheint hier das meiste aus seinen frühern Dichtungen mit neuen zusammengestellt zu haben; ein dritter Band wird „Ausgewählte Gedichte" bringen. Wir sind an unsern jungen Dichtern große Fruchtbarkeit gewöhnt; nicht immer aber sind die Früchte der Mehrzahl nach so reif wie bei Zoozmann. Und doch scheint Zoozmann nicht zu jenen zu gehören, die nach Form und Inhalt mühelos produciren; es hängt seinen Gedichten eine gewisse Schwere, sogar Unbeholfenheit an, und die Fülle der ihm zuströmenden dichterischen Stoffe scheint er manchmal nur mühsam zu bewältigen. Man hat in seinen Gedichten so ziemlich die ganze moderne Poesie, und wenn von einem modernen dichterischen Stil überhaupt die Rede sein kann, so besitzt ihn Zoozmann. Weniger als irgendein anderer verfällt er in die alten Töne, und während bei andern Modernen ihr dichterisch Bestes häufig zugleich das Unmodernste ist, ist es bei Zoozmann umgekehrt.

Am originellsten scheint mir Zoozmann in den Balladen zu sein. Die moderne Ballade (d. h. alte, sogar romantische Stoffe in moderner Behandlung und ganz moderne, aus der Zeit herausgegriffene) findet an ihm einen Hauptvertreter, und sogar ein Stück Humor fehlt nicht in ihnen. Diese Balladen, Legenden, Romanzen füllen fast den ganzen ersten Band und sichern ihm gewiß noch weitere Auflagen. Der erste Theil dieses Bandes besteht aus „Liedern im Volkston". Der Dichter verzeihe uns, aber das ist nur scheinbar Volkston; das ist theils Baumbach, aus dem Salonfähigen ins derb Sinnliche übersetzt, theils Heine, allerdings gerade in dem, was man an ihm volksmäßig heißt. Auch besteht der Volkston nicht darin, daß man bare Prosa als Verse ausgibt und ein Lied beginnt:

Am Pfingsten-Nachmittage
Stieg ich die grünen Höh'n
Hinan zum schattigen Hage;
Die Vögel sangen schön.

Allerdings klingt fast in einem jeden dieser Lieder ein echter, nicht blos irgendwelchem ältern oder neuern Volksliede nachgeahmter Volkston an. Auch hier steht Zoozmann einzig unter den Modernen da; denn eigentlich gibt es nichts, was dem Wesen der „Moderne" mehr widerspräche als „Lieder im Volkston".

Der zweite Band gibt das „Intimere", das Innenleben des Poeten. Wir können auch hier feststellen, daß das „Milieu" — man kommt bei den Modernen unwillkürlich in ihren Jargon hinein —, der modernen Natur- und Herzenspoesie hier zu finden ist. Oder anders ausgedrückt: wer die moderne Poesie nach dieser Seite hin kennen lernen will, dem wird dieser Band die besten Dienste leisten. Ich glaube, er zeigt die moderne Poesie auf ihrer Höhe. Damit ist freilich dem Dichter der Ruhm der Originalität geraubt. Aber es ist in der modernen Poesie eben nicht anders als in der Geibel'scher Observanz: es bildet sich eine Durchschnittsatmosphäre, und man kann die größern und die kleinern Dichter, die darin athmen, in einzelnen ihrer Schöpfungen ruhig miteinander austauschen, ohne daß jemand die Verwechselung merkt. Originell sind die Modernen nur in der Abgrenzung gegen die Alten, nicht gegeneinander.

Ich hatte hier die Pflicht, einen ernst zu nehmenden Dichter mit zwei gewichtigen Bänden zu besprechen, darum will ich mit einem Geständniß nicht zurückhalten: es sträubt sich in mir etwas gegen diese ganze moderne Dichtung, auch in ihren besten Vertretern; denn es ist etwas bei ihnen dichterisch — im weitesten Sinn — nicht vollgültig, so begabte Poeten sie sein mögen. Ich kann mir nicht helfen: aber die Goethe'sche und Mörike'sche Lyrik ist und bleibt mir der vielleicht unbewußte Maßstab, und wer damit gefühls- und ästhetisch-verstandsmäßig erfüllt ist, dem erwecken zwei dicke Bände moderner Poesie ein gelindes Grauen. Daß ich trotzdem der Zoozmann'schen Poesie gerecht geworden bin, gibt vielleicht sogar der Dichter selbst zu.

Nachdem ich einen Zoozmann auf verhältnißmäßig so kurzem Raum habe besprechen müssen, wäre es unrecht, dem Dilettanten Johann Alboth (Nr. 5) mehr als zwei Worte zu leihen. Es ist ja alles gut gemeint und manches gar nicht übel. Aber Alboth gehört zu jenen Leuten, die aus allem ein Gedicht machen, denen aber noch nie im Leben etwas zum Gedicht geworden ist.

Und nun die Naturdichterin Stine Andresen (Nr. 6). Ich habe schon früher wiederholt dargelegt, daß ich keine Ader von Sentimentalität für arme Bäuerinnen, die dichten, besitze, und daß die Kritik sich absolut nicht durch Mitleid mit dem Unglück beeinflussen lassen darf. Ich halte ferner noch immer Johanna Ambrosius für eine Dichterin, trotz aller am Aeußern ihres Daseins herumnörgelnder Kritik und trotz der Versuche, ihr vom hohen Gaul der Aesthetik herab beizukommen. Aber nächstens wird mir es mit den Naturdichtern und Naturdichterinnen auch zu viel. Stine Andresen ist als Dichterin nicht besser und nicht schlechter als hundert andere deutsche Dichter, nach denen kein Hahn kräht; und wenn ihre Gedichte nicht mit dem Anspruch, etwas Besonderes zu sein, auf den Markt geworfen worden wären, so würde ich sie in die dunkelste Ecke meines dunkelsten Zimmers verbannt haben, wo die Gedichte derer aufgestapelt sind, die man einmal liest und bespricht, um ihren Namen gänzlich zu vergessen. Und das kam so. Beim ersten Aufschlagen fiel mir das Gedicht „Ein Abschiedsgruß" ins Auge, und dieses beginnt:

> Von jeher war dem Volk der Inselfriesen
> Das weite Meer ein segensreiches Feld.
> Es war sein Platz, auf den es angewiesen,
> Drauf seines Lebens Unterhalt gestellt.
>
> Doch als es mit der Seefahrt ging zurücke,
> Da ward der Inselfriesen Klage laut.
> Zum Meere schweiften traurig ihre Blicke,
> Auf das sie stets so hoffnungsvoll geschaut.

Das ist einfache Reimerei, und derartiges findet sich oft in diesen Gedichten, dafern nicht die poetische Phrase, die allmählich auch zu den Naturkindern durchgesickert zu sein scheint, den Mangel an wirklicher Poesie verdeckt. Vielleicht entdeckt in Kürze wieder jemand, daß Stine Andresen gar kein Naturkind ist, sondern mit der Milch lyrischer Gefühlsart aus so und so viel Krügen deutscher Dichter getränkt wurde von Kindesbeinen an. Uebrigens steht Stine Andresen dichterisch mindestens so hoch wie ein halbes Hundert deutscher Dichter männlichen und weiblichen Geschlechts, die allein in den letzten 365 Tagen ihre Dichtungen die Schwärze der Druckpresse haben erblicken lassen. Wenn und weil sie eine Naturdichterin ist, kommt ihr natürlich eine bessere Note zu als den Herren Alboth und Genossen; aber wenn sie unter funfzig die erste ist, so ist sie noch lange nicht eine dichterische Erscheinung, die in die Zahl deutscher Dichter einzureihen wäre.

Richard Weitbrecht.

Feuilleton.

Aus der neuesten französischen Literatur heben wir Folgendes hervor:

Der Vicomte Melchior de Vogüé von der Französischen Akademie hat unter dem Titel „Devant le Siècle" eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht, die wir unbedenklich für die besten Essays halten, die in den letzten Jahren in Frankreich geschrieben worden sind (Paris, Armand Colin u. Comp.). Vogüé ist ja ein Meister des Stils und beherrscht als Kritiker die Philosophie in gleichem Maße wie die Geschichte und die Literatur. Was aber seinen kritischen Betrachtungen einen wohlthuenden und eigenartigen Zug verleiht, ist der Umstand, daß überall die Vornehmheit seiner Gesinnung und das warme lebendige Nachempfin-

den der Ereignisse durchbricht, die er uns vorführt. Das zeigt sich besonders in seinen „Gedanken an der Bahre Hippolyte Taine's" (5. März 1893), in denen er dem Meister ein schönes Denkmal setzt, ferner im philosophischen Vermächtniß Pasteur's („Le Legs philosophique de Pasteur") und in seinem Dank an Hérédia („Remerciment au Poète des Trophées"). Wie unparteiisch seine vornehme Denkart urtheilt, erkennen wir an den Artikeln „Deux Bronzes", wo er der Germania auf dem Niederwald als typischen Ausdruck germanischen Wesens Dubois' Jeanne d'Arc auf den Elysäischen Feldern gegenüberstellt; und endlich an dem Artikel „Premier Septembre", in dem er uns seine Theilnahme am letzten Kriege erzählt, bis er mit dem Kaiser in Gefangenschaft gerieth. Doch schweift sein Blick auch weiter zurück, und manch scharfes Streiflicht wirft er auf die erste Republik, auf das Kaiserthum von Napoleon's Gnaden und das Ultrakönigthum der legitimistischen Bourbonen in den Aufsätzen „Un Agent secret de l'Emigration", „Un Plaidoyer pour le Directoire", „Un Portrait de Napoléon" und „Le Procès du Maréchal Ney", Aufsätze, die durch die Lektüre jüngst erschienener Werke angeregt worden sind. Wer sich einmal recht lebhaft in jene Zeiten zurückversetzen will, wird Vogüé's Berichte mit hoher Befriedigung lesen. Wer eigene Studien treiben will, dem steht jetzt eine reiche Memoirenliteratur zu Gebote, die eine Fülle neuer Zeugnisse zur Geschichte bietet. Wir denken da an die vielen dickleibigen Bände, die die Napoleonitis, an der Frankreich noch immer leidet, hervorgebracht hat, und zumal an die „Mémoires de Larevellière-Lépaux. Publiés par son Fils" (3 Bände, Paris, Librairie Plon, E. Plon, Nourrit u. Comp.). Das Buch hat seine Geschichte. Larevellière war bekanntlich Mitglied des Directoriums gewesen. Als er 1824 den natürlichen Tod starb, nachdem er politisch schon lange todt gewesen, hinterließ er seinem Sohne Ossian seine Aufzeichnungen mit dem Auftrag, sie zu veröffentlichen, ohne irgendwelche Veränderungen an dem Texte vorzunehmen. Aus politischen Gründen führte aber Ossian die Drucklegung unter dem Julikönigthum, der zweiten Republik und dem zweiten Kaiserreich nicht aus. Als Napoleon abgesetzt war, ging er endlich daran, den väterlichen Willen zu erfüllen, doch er starb darüber. Wegen der heftigen Ausfälle Larevellière's gegen den großen Carnot unterblieb dann die Veröffentlichung aus Rücksicht auf Sadi Carnot, und erst mit dem tragischen Ende des unglücklichen Präsidenten fiel das letzte Hinderniß für Ossian's Erben. Nun endlich wurde der Welt der Einblick in die vielgenannten Memoiren des großen Mannes verstattet und — ziemlich enttäuscht wird sie sie beiseitelegen. Aber gerade darin, daß sie enttäuschen, liegt ihr Werth, denn da der Mensch mit seinen größern Gegnern wächst, hatte die Welt Larevellière bisher mit dem Maße eines Carnot und eines Napoleon gemessen und überschätzt. Nur zu hoch hatte sie es ihm angerechnet, daß er 1798 dem ungeduldigen Napoleon mit Entlassung drohte, und daß er einst als Abgeordneter in den hohlen Phrasen der Vorrevolution, wo jeder Stiefelputzer von den nouvelles lumières und dem état présent des esprits schwatzte, den Muth fand, einem Ceremonienmeister des Königs nachdrücklich einige unangenehme Wahrheiten zu sagen. In Wahrheit ist Larevellière herzlich unbedeutend gewesen, und wenn er es bis zur höchsten Gewalt gebracht hat, so verdankt er es wesentlich dem Umstande, daß er keine Feinde gehabt hat. Wir meinen: will man ihn recht verstehen, so darf man auch nicht vergessen, daß er buckelig war. Die Buckeligen aber sind ehrgeizig, eitel und neidisch. Als der junge Larevellière auf der Schule bei der Preisvertheilung gegen einen Adeligen unterliegt, schreibt er ein Pamphlet, worin er den Adel heruntermacht. Als Deputirter hat er nichts Eiligeres zu thun, als die Abzeichen der Adeligen, den Degen und den buntfarbigen Rock, anzulegen. Und wenn später große Umwälzungen vor sich gehen, so schreibt er sie wesentlich seiner Einwirkung zu, und doch konnte er schließlich den Siegeslauf eines Napoleon nicht hemmen! Gegen den Riesengeist des großen Corsen konnte sein kleinliches Gemüth nicht aufkommen. Er zog sich grollend zurück und schrieb seine Memoiren im Stile dessen, der in seine Jugend hineinragt, im Stile — freilich im abgeblaßten — Jean Jacques Rousseau's. Eins wollen wir übrigens nicht vergessen zu seiner Ehre hervorzuheben: als Larevellière von der politischen Schaubühne abtrat, ging er so arm von dannen, als er gekommen war, eine seltene Ausnahme in jenen Zeiten, wo fast jeder mein und dein unterschiedlos gebrauchte.

Aus der „Petite Bibliothèque-Charpentier" (Paris, G. Charpentier u. E. Fasquelle, 1896) liegt uns eine Sammlung von „Contes Choisis" von Paul Arène vor, die Maurice Eliot mit zwei Zeichnungen verschönt hat. Es sind im ganzen dreiundzwanzig, und es ist schwer zu sagen, welcher von ihnen der Preis gebührt, weil jede ihre Vorzüge hat. Sie spielen zu allermeist auf dem Lande und entlehnen da charakteristische Scenen aus dem Leben der kleinen Leute, wie z. B. der Bauern, die von früh bis spät um ihr kärgliches Brot in harter Arbeit ringen müssen. Es ist ein buntes Gemisch meist ergötzlicher Charaktere und Geschichten, doch fehlen auch solche nicht, die ernst oder gar düster ausklingen. Da ist der Bauer Pitalugue, der um die Früchte seiner Arbeit vom Spielteufel betrogen wird; da ist der träumerische Knabe Estevanet, dessen Lieblingsmärchen das Märchen von den sieben Töchtern des Ungeheuers ist, und der als Maler an den „ogresses" der Hauptstadt zu Grunde geht; oder das alte Ehepaar Peyrolles, das sich gern, als es einst von einem kleinen Gütchen seine Rente persönlich abheben will, mit einem magern Hahn abfinden läßt, weil die Lage ihres Zinsbauern zu ärmlich ist; kurz, der Dichter besingt in heitern wie in ernsten Weisen die Freuden und die Noth des Lebens. So rotten sich im Jahre VI oder VII der Republik die Einwohner des Städtchens Canteperdrix zusammen, überfallen einen unter bewaffneter Bedeckung beförderten Staatsschatz und tödten grausam die zufälligen Zeugen ihrer blutigen That („L'Arrestation du Trésor"). In dem Städtchen Puy-Brun hörte der alte Glöckner Jean Joseph Moutte nachts beim Vorübergehen an der Sakristei allemal ein unheimliches Geräusch, wie wenn die Blätter eines Buches umgewendet würden. Jean Joseph beachtete es nicht weiter, doch einmal wagte er sich hinein, und zu seinem Entsetzen sieht er, wie im Kirchenbuch von unsichtbarer Hand eine Seite aufgeschlagen wird, auf der der Geburtseintrag seiner Frau geschrieben steht. Vierzehn Tage darauf war sie todt. Seit der Zeit stieg er nicht mehr allein auf den Glockenthurm; aber als er einst seinen Begleitern dieses Vorkommniß erzählte, lachten sie ihn aus. Doch am Todtensonntag hörten auch sie das Geräusch, öffneten die Thür und fanden das Buch offen bei Jean Joseph's Namen. Da stürzte der greise Glöckner vom Schlage getroffen zusammen.

Mit Paul Arène kann sich Marcel Prévost als Erzähler wol messen, und als Psycholog, insbesondere als Psycholog des Frauenherzens hat er sogar noch viel vor ihm voraus. Wer einmal eine Antwort haben will auf die Frage: Was ist das Weib?, und sich nicht begnügen will mit Hamlet's summarischem Urtheil: Frailty, thy name is woman, dem rathen wir, Prévost's „Kamerad Eva" zu lesen (in autorisirter Uebersetzung in Albert Langen's Verlag, Paris, Leipzig, München, 1896). Wie ein Fliegenauge sich aus hundert einzelnen Augen zusammensetzt, so führt uns hier Prévost des Weibes Schwachheit in ihren vielfältigen Erscheinungsformen vor:

> Nimm alle Fehler dieser weiten Erde,
> Die Thorheit und die Eitelkeit, die Schwäche,
> Die List, den Trotz, Gefallsucht, ja, die Habsucht,
> Vereine sie, so hast du dieses Weib.

Doch fehlt neben diesem Weibe auch das andere nicht, das edel, hülfreich und gut ist und dem Manne den Ruf abzwingt:

> Wohl uns, daß es ein Weib ist!

Prévost's „Wolfs-Anna“ setzt ihr Leben ein, um ihren Geliebten vor den Zähnen gieriger Wölfe zu retten; Gräfin Eva findet am Krankenbette ihres Kindes den Edelmuth wieder, ihrem Gatten einen Fehltritt zu verzeihen, den er aufrichtig bereut, und Zabeau, die Dirne, wird der Menschlichkeit wiedergegeben, indem sie nach dem Verlust ihres Lieblingskindes in aufopfernder Liebe das andere pflegt, das verkrüppelt und verwahrlost bis dahin irgendwo in der Provinz sein halb thierisches Dasein gefristet hat. — Lustiger als Prévost's Geschichten sind Octave Pradels' „Gaillardises“ („Les Auteurs Gais“, Paris, E. Flammarion), deren Komik durch Moloch's humorvolle Zeichnungen nur erhöht wird. Diese lustigen Schnurren sind gewissermaßen Abkömmlinge der Fableaux des Mittelalters, die der fahrende Sänger zur Ergötzung der „Herrengesellschaften“ vortrug, und die mit ihren scharfen Spitzen gegen die Schwächen der Menschen des Heiterkeitserfolges sicher waren. Wie das Epos zum Roman geworden, so hat sich das Fableau zur Prosaschnurre entwickelt. So herrscht denn auch in Pradels' Geschichten ein zwar derber, aber kerngesunder Humor vor. Sie würden verlieren, wollten wir sie wiedererzählen, darum wollen wir nur zur Empfehlung wahrheitsgemäß berichten, daß wir beim Lesen oft aus vollem Halse gelacht haben. Den Band beschließt übrigens eine comédie bouffe in einem Acte: „La Succession Beaufignard“, mit folgendem ergötzlichen Motiv: Ballembois verweigert Beaufignard's Sohn die Hand seiner Tochter, weil dieser ihm zu arm ist. Als er unter der Hand hört, daß den Beaufignards eine kolossale Erbschaft in Amerika sicher ist, will er sich den reichen Eidam nicht entgehen lassen und bestimmt seine Tochter, ihren schüchternen Geliebten zu entführen. Mit innerer Freude liest der Schlauberger die Nachricht, daß die Entführung mehr als geglückt ist, da erfährt er, daß die amerikanische Erbschaft eitel Hirngespinst ist, und er muß nun um der Ehre seiner Tochter willen Ja und Amen sagen. Wem fiele da nicht Lafontaine's Wort ein: „C'est un double plaisir de tromper le trompeur“?

Weit über Arène, Prévost und Pradels steht aber Aurélien Scholl mit seinen „Tableaux Vivants“ (Paris, „Bibliothèque-Charpentier“, G. Charpentier u. E. Fasquelle, 1896). Wie jene sind auch sie aus dem vollen Menschenleben herausgegriffen, aber sie sind schärfer gezeichnet und tiefer aufgefaßt, weil Scholl die Welt mit den Augen des Naturforschers und Philosophen ansieht. Daher sind seine Geschichten auch viel gehaltvoller, und wir würden die ganze Sammlung — es sind vierunddreißig — in ihrer Art für vollkommen erklären, wenn nicht einige darunter wären, in denen dem Geschmacke des Lesers viel zugemuthet wird (so z. B. „Une Nuit d'Amour“). Abgesehen davon, bieten sie aber in ihrer Lebenswahrheit eine Fülle von Erkenntniß, die uns aus dem Thun und Treiben von Menschen aller Stände, ja selbst aus dem Thierleben dargeboten wird, und die bald heiter, bald schonungslos, ohne verletzend zu wirken, Schäden in Staat, Kirche und Gesellschaft bloßlegt. So richtet sich gegen die Corruption in der Verwaltung „Un Fusilé“, „Une Soirée Parisienne“ schildert in ergötzlicher Weise, wie Schriftstellerruhm gemacht wird, und gegen religiösen Fanatismus kämpft „Le Dernier Miracle“. Diese letzte Geschichte gehört zu dem Besten, was wir auf dem Gebiete gelesen haben. Der Professor der Philosophie Brénier besucht seinen Onkel, den Abbé Myriex. Zum Abendbrot hat der Onkel zwei befreundete Geistliche eingeladen, die noch keinen Freidenker gesehen haben. Die Unterhaltung bewegt sich zunächst auf Gemeinplätzen. Schließlich wird der Professor aufgefordert, seine Ansicht über die Regierung des Weltalls zu äußern. Als er im Verlaufe seiner Darlegung die göttliche Vorsehung leugnet, kann der Abbé nicht mehr an sich halten und ruft zornigen Blicks dem Neffen zu: „Fürchtest du denn nicht, daß Gott dich zunichte macht?“ Ruhig antwortet der Neffe: „Nicht nur fürchte ich das nicht, sondern ich leugne sogar, daß er die Macht hat, es zu thun. Ich fordere deinen Gott heraus, mich binnen zehn Minuten zu tödten!“ Als nach Verlauf der Frist Brénier noch immer unversehrt dasteht, greift der Pfarrer in seiner fanatischen Wuth zum Brotmesser, und mit den Worten: „Da ist es, das Wunder, Gott selber bewaffnet meinen Arm“, stößt er es seinem Schwestersohne zweimal ins Herz. — Der Mörder wurde, wie das heutzutage beliebt ist, zunächst auf einige Zeit in eine Irrenanstalt gesteckt und erhielt später eine Stellung in Belgien, wo er hoffentlich weniger wunderthätig wirkt.

Von Gyp ist in d. Bl. schon oft gesprochen worden. Daß sich unter diesem Namen eine Dame der hohen Gesellschaft verbirgt, die gleich ursprünglich als Schriftstellerin wie als Malerin ist, ist auch in Deutschland schon lange kein Geheimniß mehr. Jetzt wird der Schleier durch Gaston Bonnefort vollständig gelüftet, denn in dem Sammelwerke „Nos Grandes Dames“ (Paris, Ernest Flammarion) veröffentlicht er soeben ein von Alfred Montader prächtig illustrirtes Heft, das uns einen Einblick gestattet in das wohnliche Heim der Madame la Comtesse de Mirabeau-Martel, denn diese und keine andere ist Gyp. Wer in der „Revue encyclopédique“ vergangenes Jahr die Skizze ihres Selbstporträts gesehen und aus ihrem eigenartigen Namenszug auf den Charakter der Schreiberin geschlossen hat, wird in der geschmackvoll einfach gekleideten Herrin des Hauses mit dem energischen Profil die Schriftstellerin wiedererkennen, die so lebhaft zu plaudern und so scharf zu beobachten versteht. Und doch ist ihr auch ein melancholischer Zug deutlich ins Gesicht geschrieben. Dem Wesen dieser Frau entspricht die Einrichtung der in tiefer Parkeinsamkeit stehenden Villa. Die untern Räume anheimelnd, geschmückt durch einen geläuterten Geschmack für alle Arten Kunstgegenstände, der obere Stock ein einziger großer Raum, der zugleich Wohn-, Schlaf-, Bade- und Arbeitszimmer ist und Bibliothek. Sage mir, wie du wohnst, und ich will dir sagen, wie du bist. Die Frau, die hier Alleinherrscherin ist, erhebt sich um neun Uhr, reitet spazieren, malt solange es hell ist, und schriftstellert bis drei Uhr morgens. Die Regelmäßigkeit ihrer Lebensweise, die keine Vorschriften der Convenienz kennt, sichert ihr jenen gesunden Geist und klaren Blick, der den meisten ihrer Genossen und Genossinnen abgeht. Auf so gesundem Boden gedeiht freilich kein Symbolismus oder Impressionismus, und das macht uns die Schriftstellerin nur um so lieber.

M. M.

Bibliographie.

Aubel, H., Genzianen und Karolinen. Ein Spaziergang durch die Eifelberge. Frankfurt a. M., Gebr. Knaur. 8. 1 M. 80 Pf.

Bienenstein, K., Feindschaften. Zürich, Verlag von Stern's liter. Bulletin der Schweiz. 8. 1 M. 60 Pf.

Essays von Georg Brandes. Moderne Bahnbrecher. Leipzig, H. Barsdorf. Gr. 8. 4 M.

— — Menschen und Werke aus neuerer europäischer Literatur. Leipzig, H. Barsdorf. Gr. 8. 5 M.

Hecht, H., Gedichte. Oranienburg, Ed. Freyhoff's Verlag. 8. 2 M.

Simplicissimus-Album. Erstes Heft (April — Juni 1896). Luxus-Ausgabe. München, Albert Langen. Folio. 3 M.

Tschiedel, J., Aus der italienischen Sagen- und Märchenwelt. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). Gr. 8. 60 Pf.

Van Horst, H., Verbotene Frucht. Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Weltner, A. J., Mozart's Werke und die Wiener Hof-Theater. Wien, Adolf W. Künast. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Wenckstern, A. v., Marx. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 5 M. 20 Pf.

Werner, P., Aus dem Lande der Gegensätze. Englische Reisebriefe. Dessau, Paul Baumann. Gr. 8. 2 M.

Wittmann, B., Kurzer Abriß der schwedischen Geschichte. Breslau, Wilhelm Koebner. Gr. 8. 2 M.

Zwischen Scylla und Charybdis. München, Staegmeyer'sche Verlagshandlung. Gr. 8. 30 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 33. — 13. August 1896.

Rococo.

Schon zweimal hat Karl Frenzel uns die Resultate seiner culturhistorischen Studien über die französische Rococozeit in Einzelbildern von feinem Pinselstrich und gesättigtem Colorit vorgelegt: in seinen „Dichtern und Frauen" (1859—66) und in „Renaissance und Rococo" (1876), wie die Titel der Aufsätze: „Manon Lescaut", „Beaumarchais", „Julie Lespinasse", „Louise d'Epinay und J. Jacques Rousseau", „Aissé", „Aus Voltaire's Leben", „Voltaire's Trauerspiele" in jenem, „Diderot", „Pariser Gesellschaftsleben" in diesem Buche, zeigen. Auch dichterisch hat er diese Zeit erfolgreich nachzugestalten versucht in den Romanen „Watteau", „La Pucelle" und in der Novelle, deren Heldin Madame Roland ist.

Im letzten Jahre ist wieder ein Band von ihm unter dem Titel „Rococo" erschienen *), der sich ausschließlich mit Frankreich beschäftigt. Drei Aufsätze darin gruppiren sich um Rousseau als gemeinsamen Mittelpunkt; der eine behandelt Frau von Warens, die wohlthätige Freundin seiner Jugend, sein Mütterchen, dann seine Geliebte, deren Lebenslauf und Charakter in jüngster Zeit von dem Appellationsgerichtsrath François Mugnier in Chambéry **) einer objectivern Beurtheilung unterzogen worden ist, als sie der Philosoph selbst von den Personen seines Bekanntenkreises in den „Confessions" zu geben befähigt war. Seine Eitelkeit und Ueberhebung, sein von Natur reizbares, dann verbittertes und schließlich am Verfolgungswahn erkranktes Empfinden haben es ihm fast zur Unmöglichkeit gemacht, getroffene Porträts von den Menschen seiner Umgebung zu zeichnen. Das vorliegende ist wol das einzige, dessen Züge nur wenig von denen der Wirklichkeit abweichen. Bei der Bedeutung, welche diese Frau für Rousseau's Leben gehabt hat — hat sie doch seine Auffassung des Weibes bestimmt —, ist es ein verdienstliches Werk des Verfassers, eine auf authentische Quellen gegründete Anschauung von ihrem Wesen zu geben. Wir müssen sie uns vorstellen als eine Frau von ebenso stark entwickeltem animalischem wie geistigem Leben, ebenso beweglich wie unzuverlässig, ebenso sinnlich wie wankelmüthig, und von jener aus dem Temperament herrührenden Gutmüthigkeit, die so häufig mit Herzenskühle verbunden ist und so wenig mit wahrer Humanität zu thun hat.

Nachdem sie sehr jung geheirathet und dreizehn Jahre in einer sie nicht befriedigenden Ehe in Vevey gelebt hat, entfernt sie sich von ihrem Manne mit dessen jungem Gärtner, ihrem Liebsten, um nie wieder zum Gatten zurückzukehren. Außer Stande, von dem geringen ihr zur Verfügung stehenden Gelde zu leben, tritt sie in Annecy zur katholischen Kirche über und gründet ihre Existenz auf eine Pension, die ihr der König von Sardinien aussetzt, und die Mildthätigkeit der geistlichen Würdenträger. Durch ihre gesellschaftliche Gewandtheit, ihre geistige Lebendigkeit und nicht zum wenigsten durch ihre üppige Schönheit weiß sie, selbst ohne tiefere Bildung, die gebildeten und die kirchlichen Kreise in ihr Haus zu ziehen, während sie das intime Verhältniß mit dem Gärtner, nunmehr ihrem Haushofmeister, so geschickt zu verbergen weiß, daß ihr Ruf nicht leidet. Nur Rousseau, der als halbwüchsiger Junge in das Haus der dreizehn Jahre ältern Frau gekommen ist, erlangt nach Jahren durch einen Zufall Einblick darein. Beliebt wie er bei Frau von Warens ist durch seine auffallenden Geistesgaben und die ihr gewidmete Verehrung, weiß er sich an die Stelle des Beneideten zu setzen, der bald nach der Entdeckung der Untreue seiner Herrin und zum Theil infolge derselben stirbt. Nach wenigen Jahren wird sie des launenhaften Jünglings müde, der damals schon den eingebildeten Kranken spielte, und setzt ihm einen frischen, derben Burschen als Verwalter des kleinen Gütchens, das sie bei Chambéry erstanden hat, an die Seite. Mehrere Jahre,

*) Rococo. Von Karl Frenzel. Zweite Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1895. Gr. 8. 5 M.

**) Madame de Warens et J.-J. Rousseau. Von François Mugnier. Paris, Calman-Lévy. 1896. 8. 3 fr. 50 c.

die er mit Unterbrechungen bei der frömmelnden Phryne verbrachte, ertrug Rousseau die unwürdige Lage. Erst 1741 riß er sich für immer von ihr los, und 1754 sah er sie noch einmal als arme alte Frau wieder, als er der Therese Levasseur, die er in einem ihm bekannten Hause als Dienerin gesehen und zu seiner Geliebten erkoren hatte, die Stätten seiner Jugend zeigte. Im Jahre 1762 ist Madame Warens in den traurigsten Verhältnissen nach langem Leiden gestorben.

Ohne Erziehung, zeitweise vagabundirend und dann unter dem bedenklichen Einfluß der Frau von Warens aufgewachsen, kann sich Rousseau in die bessern, ja, man darf sagen, die besten Kreise, denen er sich später als berühmter Schriftsteller in Paris anschließt, nicht einleben. Daß wir uns unter den besten Kreisen in dem Frankreich des 18. Jahrhunderts nicht solche zu denken haben, in denen, wie in unserer wirklich guten Gesellschaft, das geschlechtliche Decorum mit einer gewissen Strenge aufrecht erhalten wird, steht fest. Aber gegenüber jenen höchsten Ständen, in denen die vollendetsten Formen einer rein äußerlichen Gesittung das thierische Triebleben nicht verhüllen konnten, darf man eine Gesellschaft, die einem durch geistige und künstlerische Bestrebungen veredelten Epikuräismus huldigte, eine gute nennen. Es ist von jenen Kreisen, die aus den Elementen des unvermögenden Adels, der hohen Finanz und der philosophischen und künstlerischen Geistesaristokratie sich bilden, der angeregteste, in welchen Rousseau eintritt: der der Louise von Epinay.*)

Unter den Salonköniginnen jener Zeit ist Louise von Epinay die anziehendste Gestalt. Wenn auch sie thut, was alle thun, so sind die Umstände, unter denen sie die eheliche Treue bricht, so mildernder Natur, so liegt ihr ein rein sinnliches Verlangen so fern, daß die Treue und Hingebung, die sie in der ungesetzlichen Liebe zeigt, die Gemüthserhebung und Geistesbefreiung, die sie in ihr sucht, mit ihrem Fehltritt fast aussöhnt. Wir können die Liebe verstehen, mit der Frenzel diese weniger schöne als zarte, durchgeistigte Frauengestalt gezeichnet hat. Nachdem sie als arme Adelige aus Neigung den reichen Sohn eines Generalpächters geheirathet hat, muß sie nach kurzer Glückestäuschung in ihrem Mann einen rücksichtslosen Verschwender und Wüstling erkennen, der aus seinem außerehelichen Genußleben vor seiner Frau nicht einmal ein Geheimniß macht. Epinay selbst führt jenes verschmitzte und verkommene Frauenzimmer, ein Fräulein d'Ette, in sein Haus ein, das sich des Vertrauens der unerfahrenen Frau bemächtigt und sie raffinirt auf die Bahn der Untreue hinleitet, die ihr als Mitwisserin einen festen materiellen Halt in dem reichen Hause sichert. In der langen Zeit von ihrer Trennung von ihrem verächtlichen Manne bis zu ihrem Tode hat sie nur zwei Verhältnisse gehabt, von denen das zweite mit Grimm das denkbar geistigste war: unter dem Einfluß dieses zwar nicht fehlerfreien, aber hochgebildeten und vornehm gesinnten Mannes hat sich jene feine schriftstellerische Begabung entwickelt, die uns mit ihrem freien wie milden Denken, mit ihrem psychologischen Scharfblick und mit ihrer wunderbar leichten, schmiegsamen Darstellungsform in ihren Briefen, ihren Memoiren und in vielen Artikeln der von Grimm zwanzig Jahre lang geleiteten „Literarischen Correspondenz" noch heute entzückt.

Im Jahre 1749, als sein Name durch die preisgekrönte Schrift über den Einfluß der Künste und Wissenschaften auf die Sitten zuerst in der literarischen Welt genannt wurde, wurde Rousseau, ein ärmlich gekleideter, demüthiger, gesellschaftlich unfertiger Mann, in den Salon der Madame d'Epinay eingeführt. Sein Ruf wuchs in den funfziger Jahren infolge des Erscheinens einiger kleinerer Schriften, in denen er die Ideen seines „Emile" und seines „Contrat social" im voraus skizzirte. Und die gute Madame d'Epinay, die den originalen Denker gern in ihrer Nähe haben wollte, ließ dem Bedürftigen die bekannte Einsiedelei im Walde von Montmorency, nicht weit von ihrem Schlosse La Chevrette einrichten. Hier, im Verkehr mit den vornehmsten Encyklopädisten, von edeln Frauen gefeiert, hätte Rousseau ein glückliches Leben führen können, wenn seine sociale Uncultur in Verbindung mit seinem Hochmuth und seiner krankhaften Reizbarkeit, der Vorbotin seines spätern Verfolgungswahnsinns, den Verkehr mit ihm nicht aufs höchste erschwert hätte.

Während er einerseits die Geschmacklosigkeit beging, seine derbe Therese Levasseur in die Einsiedelei mitzunehmen, hatte er andererseits den Muth, sich um die Gunst der Marquise d'Houdetot zu bewerben, der häßlichen, aber wegen ihres Geistes und ihres beweglichen Gemüths gefeierten Cousine der Frau von Epinay. Inwieweit die Marquise auf ihren einsamen Waldgängen, in einer ihrer naturschwärmerischen Verzückungen ihm ein Recht dazu gegeben hatte, läßt sich nicht feststellen: jedenfalls erhob Rousseau mit schamloser Offenheit Ansprüche ihr gegenüber, welche sie mit Entrüstung von sich wies. Da er den in Deutschland abwesenden St.-Lambert, den Liebhaber der Marquise, noch dazu seinen intimsten Freund nannte, so erregte seine Treulosigkeit allgemeine Entrüstung. Denn wenn in den höhern Ständen des damaligen Frankreich das eheliche Gelübde auch für keinen der Contrahenten Verbindlichkeit zu haben schien, so galt doch, wenigstens in dem sittlich relativ hochstehenden Kreise, dem Rousseau angehörte, die Treue in außerehelichen Verhältnissen für preiswürdig, und die von Rousseau behauptete Untreue der Marquise gegen St.-Lambert würde ihr einen Makel angeheftet haben, der ihre Stellung erschüttert hätte. Wenn ferner die Veranlasser der ehelichen Untreue kaum ein Vorwurf traf, so hielt man es doch für schmählich, dem Freunde die

*) Ihr Leben ist neuerdings von Lucien Perey und Gaston Maugras beschrieben worden auf Grund neu herausgegebener Correspondenzen und eines kürzlich entdeckten Manuscripts ihrer Memoiren, das viel vollständiger und umfassender ist als das früher allein bekannte und benutzte, nach welchem auch Frenzel seinen frühern Essay geschaffen hat.

Geliebte, der Freundin den Liebhaber zu rauben. Daß freilich ein Mann wie Rousseau, der die Existenz der eigenen Kinder nur als eine Last empfand, die er auf das Findelhaus abwarf, sich dem Freunde zur Treue verpflichtet gefühlt haben sollte, ist nicht anzunehmen.

Ueberhaupt ist es eine Erscheinung, die zu denken gibt, daß dieser theoretische Weltverbesserer und Menschheitsbeglücker von allen jenen zartern Empfindungen, welche die höher entwickelte Menschlichkeit kennzeichnen, entblößt war; daß mit der Gefühlsekstase, in die er bei Betrachtung schöner Natur sich wollend hineinschwelgte, jene vollkommene Herzensroheit Hand in Hand ging, welche seine Handlungen leitete. Das Gefühl der Dankbarkeit war ihm gänzlich versagt. Wenn nicht die Freundschaft, so hätte die Dankbarkeit ihn abhalten sollen, Menschen zu veruneinigen und vor der Welt bloßzustellen, die ihm eine sociale und materielle Existenz geschenkt hatten. Aber wie er zuerst die Marquise d'Houdetot beschimpft hatte, so wandte er sich, als Louise von Epinay zwischen ihm und ihrer Cousine vermitteln wollte, mit den schlimmsten Verdächtigungen gegen seine Wohlthäterin selbst. Und dabei dachte er nicht daran, den Genuß ihrer Wohlthaten aufzugeben; er wohnte noch ein Jahr in ihrer Eremitage, und verließ sie auch dann nur nach einer directen Aufforderung, zu welcher sich die gutmüthige Frau endlich entschloß. Ein Brief Grimm's, der ihm das Schmachvolle seines Benehmens deutlich machte und jede fernere Berührung mit ihm ablehnte, hatte keinen Eindruck auf ihn gemacht. Uebrigens kostete dieses unverantwortliche Verhalten ihm die Freundschaft Diderot's, des bedeutendsten und edelsten Geistes unter den Encyklopädisten. Nachdem Rousseau so seine Ausstoßung aus dem Kreise, auf welchen allein er durch die Tendenz seiner Schriften angewiesen war, selbst veranlaßt hatte, blieb ihm nichts als die armselige Genugthuung, in seinen „Confessions" die Frau von Epinay mit Schmutz zu bewerfen, Grimm lächerlich zu machen und eine Anzahl seiner andern Freunde herabzusetzen.

Grimm bewahrte der Frau von Epinay seine Liebe bis an ihren Tod im Jahre 1783 und pflanzte sie fort auf die Kinder und Enkel des Generalpächters Epinay. Denn er überlebte sie, alle seine Freunde und den Untergang des alten Frankreich. Er starb erst 1807 in seinem Vaterlande, in Gotha, und die Enkelin der Geliebten seines Lebens umstand mit ihren Töchtern sein Sterbebett.

In einem besondern Essay wird Grimm's Bild nach dem Buche von Edmond Scherer *) erweitert. Wir sehen, wie der deutsche Pfarrerssohn zum Scepterträger der geistigen Bewegung in Frankreich wird als Leiter der „Literarischen Correspondenz" und als der mit Orden, Titeln und Adel geschmückte Höfling Katharina's II. endet. In welcher Gestalt wir ihn höher zu schätzen haben, ob als Literaten oder Höfling, kann keine Frage sein, auch wenn wir nicht wissen, daß der „diplomatische" Agent für die Kaiserin von Rußland nicht blos Bücher, Bilder, geschnittene Steine und antike Münzen zu beschaffen, sondern auch Seidenstoffe, Bonbons und Schminke einzukaufen hatte; daß der russische Oberst, der niemals in den Reihen oder vor der Front einer Truppe gestanden hatte, seine Uniform nur zum Spott der wirklichen Militärs trug; und daß der deutsche Reichsbaron Grimm von Grimhof „glücklich ist, nur ein Erdenwurm zu sein", da er so „um so mehr dazu geschaffen sei, zu den Füßen Katharina's zu kriechen". Für ihn, wie für viele seiner Freunde, war eine solche Stellung eine Erhöhung; wie er selbst keinen Augenblick sich bedenkt, die literarische Herrscherwürde niederzulegen um einer untergeordneten Hofstellung willen, so läßt keiner seiner Freunde ein Wort der Verwunderung über diesen Schritt hören.

Heute, wo das gleiche Recht für alle zu den Grundgesetzen der Staaten gehört, und die wahre, die innere Menschenwürde für jeden erreichbar ist, darf man erstaunen, wenn ein geistig und sittlich bedeutender Mensch eine besondere Empfänglichkeit für jene äußern Ehrungen zeigt, die bekanntermaßen keineswegs die Tüchtigkeit allein erwirbt. Im vorigen und den frühern Jahrhunderten existirte die menschliche Gleichberechtigung nur als christliches Ideal, das seine Verwirklichung im Himmel finden sollte; für die Erde war der Gedanke des gleichen Rechts noch nicht gedacht; erst Rousseau und in Abhängigkeit von ihm die Französische Revolution machen ihn zum Gemeingut der Culturvölker. Für die Kinder dieser Zeiten war es natürlich, die Höchstgestellten mit einer Art von göttlichem Nimbus umkleidet zu sehen. Man sollte daher das Prädicat der Servilität an Geschöpfe vergangener Zustände nicht so verschwenderisch austheilen, als man es gewöhnlich thut, und es nur da verwenden, wo die Liebedienerei und Unterwürfigkeit auch vor verwerflichen Handlungen nicht zurückschreckt; Grimm's harmlose Servilität war weiter nichts als die natürliche Aeußerung des herrschenden Zeitgeistes, und konnte sehr wohl bestehen mit der Freiheit des Denkens auf nichtpolitischen Gebieten und mit der Gesinnungsnoblesse, die dieser Mann in allen seinen persönlichen Verhältnissen bewährt hat. Gerade mit seinen scheinbar widerspruchsvollen Eigenschaften ist er ein hervorragend typischer Vertreter der Rococozeit.

Bekanntlich liegt er in dem Dörfchen Siebleben bei Gotha begraben. Gustav Freytag, der einstige große Einsame von Siebleben, hat sein Grabmal restauriren lassen und liegt jetzt nicht fern von ihm zur ewigen Ruhe gebettet.

Neben die Repräsentantin der besten Gesellschaft, einer Mischung der Geburts-, Geld- und Geistesaristokratie, neben die bezaubernde Louise von Epinay stellt Frenzel eine berühmte Salondame aus den höchsten

*) Melchior Grimm. Von E. Scherer. Paris, Calman-Lévy. 1887. 8. 7 fr. 50 c.

Kreisen, die Marquise Du Deffand.*) — Welch ein anderes Bild!

Von pikanter Schönheit, geistreich und witzig, von feurigem Temperament und glühender Lebenslust, dabei ohne jedes sittliche Feingefühl und tieferer Empfindung unfähig, ist sie die geborene Courtisane. Nachdem sie, wie alle Mädchen ihres Standes, eine oberflächliche Erziehung genossen hat, tritt sie, wie die meisten, aus dem Kloster in die Ehe mit einem ungeliebten Manne. Sie will das Leben genießen, weiter nichts, und wird unter den leichtsinnigen Frauen ihres Gesellschaftskreises die leichtsinnigste. Da der Mann die autoritative Stellung eines Statthalters einnimmt, muß die Trennung von Tisch und Bett sehr bald erfolgen. Die Zahl und Qualität ihrer Liebhaber festzustellen ist bisher nicht versucht worden; auch der Regent soll vierzehn Tage lang zu ihnen gehört haben. Nachdem sie zehn Jahre hindurch von einer Hand in die andere gegangen ist und den Becher der Sinnenlust in gierigen Zügen zur Hälfte geleert hat, macht sie in einer momentanen Abspannung einen neuen Versuch des Hausfrauspielens. Sechs Wochen hält sie es neben ihrem gutmüthigen Manne aus; dann wird ihr das Verhältniß unerträglich langweilig, der Mann muß wieder aus dem Hause, und der Liebhaber hinein. Nun beginnt die Freudenjagd von neuem; dieser hohle Weiberkopf kennt kein anderes Lebensziel als unablässigen Genußwechsel und wüthende Abwehr der Langeweile, die ohne jenen verheerend in sie einziehen würde.

Als der Becher endlich bis zur Neige geleert ist, und als die Aerzte ein schweres, zur Erblindung führendes Augenübel festgestellt haben, gründet sie, dreiundfunfzig Jahre alt, einen Salon im Kloster St.-Joseph. Hier verkehren die höchsten Spitzen der Gesellschaft; von Geistesgrößen, Schriftstellern, Dichtern, Malern, Schauspielern verirrt sich nur selten einer hierher, der einzige d'Alembert ausgenommen, den jedoch ihre Gesellschaftsdame, die spätere Salonkönigin Julie Lespinasse, fesselt. Das intellectuelle Niveau dieses Salons ist ungleich tiefer als das des Epinay'schen: man kommt zur Marquise Du Deffand, um sich an ihrem satirischen Witz, ihrer Spottsucht, ihrer Bosheit zu belustigen und den Klatsch, den Hof-, den Stadt- und den Theaterklatsch, auszutauschen. Uebrigens erlahmt die Vergnügungssucht der blinden Marquise bis ins höchste Alter nicht, und junge Männer, wie Horace Walpole, müssen gestehen, daß ihnen die Körperkraft mangelt, um die Strapazen auszuhalten, welche die Greisin sich auferlegt.

Im Alter von achtundsechzig Jahren entdeckt sie in sich, wie Frenzel sagt, etwas, das ihr bisher gefehlt hat: ein Herz. Der Mann, welcher sie zu dieser Entdeckung hinführt, ist der ebengenannte, zwanzig Jahre jüngere Engländer, der nachmalige Verfasser des berüchtigten Romans „Das Schloß von Otranto". Vergeblich wehrt er sich anfangs gegen die Zärtlichkeitsbeweise der Matrone, die selbstverständlich ohne sinnlichen Egoismus sind, aber sich doch in den Formen jugendlichster Galanterie geben. Schließlich ergibt er sich der bezwingenden Liebenswürdigkeit der Marquise und wird ihr Freund, sodaß das unsaubere Leben dieser Frau zuletzt noch ein reines Verhältniß zu verzeichnen hat.

Aber hatte sie wirklich das Herz, das ihr die Natur versagt zu haben schien, doch endlich noch in sich entdeckt? — Es ist unzuläßig, ohne zu den Quellen hinabzusteigen, der Meinung eines vollendeten Sachkenners eine eigene entgegenzustellen. Sonst möchte ich eine Anzahl anderer Erklärungen für dieses merkwürdige Verhältniß für möglich halten: wie wäre es z. B., wenn sie die Oede ihres Alters getrieben hätte, das fortgestoßene Mutterglück noch zu guterletzt aufzusuchen, und wenn sie in ihrer degenerirten Phantasie keine andere Ausdrucksform für diese Empfindungen gefunden hätte als die abgebrauchten einer verblichenen Galanterie? Oder könnte sie nicht dieselbe Rolle auf dem Gebiete der Liebe gespielt haben wie die sprichwörtlichen alten Betschwestern auf dem Gebiete der Religion? Könnte sie nicht, nachdem sie ihr Leben lang der Aphrodite Pandemos geopfert hatte, das verzweiflungsvolle Gefühl der verlorenen Kraft und Macht zum entsagungsreichen Dienste der Aphrodite Urania hingeführt haben? —

Wenn wir die Lebensbeschreibungen von Watteau, dem Schöpfer der farbenfrischen, idealisirten Abbilder des Rococolebens, und von Lesage, der seiner Zeit als der erste den kritischen Spiegel vorhielt, als „Büsten" betrachten dürfen, so schließt das Buch mit einem anschaulichen Vollbilde, der Apotheose und dem darauf folgenden Tode Voltaire's, in dem sich der Höhepunkt der Rococoentwickelung darstellt.*) Der Anblick des Greises, der seine letzte Kraft zusammennimmt, um die Zeichen der Verehrung tragen zu können, mit denen ihn sein Volk überschüttet, und dann gleichsam unter der Wucht seiner Liebkosungen zusammenbricht, ist erhebend und tragisch zugleich. Was darauf folgt, die Behandlung der irdischen Ueberreste Voltaire's, ist freilich ein Satyrspiel, wie es in dieser Widerwärtigkeit wol nur von einer Nation aufgeführt werden konnte, in der auch die natürlichste Empfindung der Lebenden, die Pietät vor den Todten, über die Leidenschaft keine Gewalt hat.

Unter den zahlreichen culturhistorischen Schilderungen, welche die Erzählung der Lebensläufe unterbrechen, findet sich die folgende prägnante Charakteristik der Rococoperiode: „Der Glanz und Schimmer der Oberfläche kann für den tiefer Blickenden den geringen Gehalt und das Eintönige des Untergrundes nicht auf die Dauer verbergen. Die Mittelmäßigkeit der Talente, die Kleinlichkeit der Interessen, die Unbedeutendheit und das Scha-

*) Das Leben dieser Frau ist öfters geschildert worden; in neuester Zeit von Lucien Perey in „Le Président Hénault et Madame Du Deffand" (Paris, Calman-Lévy. 1893. 8. 7 fr. 50 c.)

*) Nach Desnoiresterres, Voltaire, son retour et sa mort. Paris, Didier u. Comp. 1876. 8. 7 fr. 50 c.

blonenhafte der Schöpfungen herrschen vor. Groß ist das Rococo nur in der Kleinkunst. Für unsere Anschauungen fällt vor allem die Abwesenheit aller gemeinnützigen Zwecke und Anregungen, eines jeden Versuches, die Bildung in den Volksmassen zu verbreiten und ihre Wohlfahrt zu heben, trotzdem die Worte Menschlichkeit und Menschenfreundlichkeit in aller Munde sind, der Mangel aller ethischen Bestrebungen auf. Ueber die witzige und gefällige Unterhaltung, über das Fangballspiel mit der Nichtigkeit und den Wettkampf persönlicher Eitelkeiten und Eifersüchteleien kommen diese Salons nicht hinaus: sie verzichten nicht nur auf jede Wirkung ins allgemeine, sie ahnen nicht einmal, daß es eine solche Wirkung in die Weite und die Tiefe geben könnte."

Was den Vorzug des Frenzel'schen Werkes ausmacht, ist die künstlerische Art, mit der die einzelnen Porträts gezeichnet werden. Wie oft werden ähnliche Aufgaben handwerksmäßig gelöst, durch mechanische Zusammenstellung einzelner Charakterzüge, durch anekdotenhaftes Aneinanderreihen der merkwürdigen Lebensvorgänge, d. h. durch eine Darstellungsart, die uns nicht mehr Genuß und Erleuchtung gewährt als eine Scott'sche Personal- oder Localschilderung. Frenzel schaut den Gegenständen seiner Kunst in den Kern ihres Wesens; und die Grundrichtung ihrer Natur tritt überall hervor aus den ihr zum Theil gleichartigen, zum Theil widersprechenden Einzelzügen, die als Licht und Schatten auf dem Gemälde vertheilt sind. Mit dieser künstlerischen Behandlung der Aufgabe hängt auch die Liebe zusammen, die der Schöpfer für seine Neubeseelungen empfindet, und die sich nicht in unwahrer Schönfärberei, sondern in der vollkommenen Assimilation des fremden Wesens zeigt. So ist das Meisterporträt der Louise von Epinay entstanden, das wir als die Krone des Buches bezeichnen müssen; so das Bild der Marquise Du Deffand, das dem innigen Verehrer der erstern gewiß größere Schwierigkeiten bereitet hat und daher wol als die größere Kunstleistung zu betrachten ist.

Ich habe geglaubt, an das Buch herantreten zu müssen wie an eine ernste Gelehrtenarbeit, und ich habe bei der Lektüre die Studien, die Collationen und die Combinationen des Historikers vollkommen vergessen und gelesen mit der genußvollen Eile, mit der man eine fesselnde Dichtung in sich aufnimmt. Die lebendige, farbenprächtige Darstellung, das verführerische Gewand, in das der Verfasser seine gediegenen culturhistorischen Forschungen zu kleiden weiß, verleiht diesen Gemälden des französischen Rocolebens, verglichen mit ähnlichen Leistungen in unserer Sprache, einen eigenartigen Zauber.

H. C.

Nationalökonomische Schriften.

1. Geschichte der Sklaverei und der (!) Hörigkeit. Von John Kells Ingram. Rechtmäßige, deutsche Bearbeitung von Leopold Katscher. Dresden, Carl Reißner. 1895. Gr. 8. 4 M.

Es wäre für den Ruf des Verfassers besser gewesen, wenn nicht nur die Uebersetzung, sondern überhaupt die Herausgabe des Buchs in der vorliegenden Form unterblieben wäre. Man hat das Gefühl, als ob ein halbfertiges Manuscript zur Veröffentlichung gelangt wäre, an dem die letzten Zeilen vor einer ganzen Reihe von Jahren geschrieben worden sind; das zeigt schon das Quellenverzeichniß, das so unvollständig wie möglich ist und fast ausschließlich uralte Literatur verzeichnet; das geht ferner aus dem „Anhange" hervor, in dem so wichtige Probleme, wie „die Sklaverei als ein Industriesystem", kurzer Hand noch schnell abgehandelt werden; das erhellt schließlich aus der flüchtigen, skizzenhaften Form der Bearbeitung. Gegen die Absicht, eine Geschichte der Sklaverei und Hörigkeit in einzelnen Essays dem gebildeten Laien darzubieten, läßt sich nichts einwenden; sie ist sogar sehr verdienstlich zu nennen, von einer Durchführung dieser Absicht auf den 200 Octavseiten des vorliegenden Werks kann aber keine Rede sein, der Titel hätte höchstens lauten dürfen: „Beiträge zur Geschichte der Sklaverei und Hörigkeit."

Am besten gelungen sind die Darstellungen des Wesens der Sklaverei im Alterthum, in denen scharf unterschieden wird zwischen dem Wesen der Sklaverei im alten Rom und Griechenland. Es folgen dann die Kapitel, die von dem Uebergange aus der Sklaverei zur Hörigkeit und Leibeigenschaft, und von deren Aufhebung in den Culturländern handeln. Von den Theilen des Werks, die vom „afrikanischen Sklavenhandel und der Negersklaverei", von der „Beseitigung des colonialen Sklavenhandels", von der „Abschaffung der Negersklaverei", von der „Sklaverei im mohammedanischen Orient" handeln, muß man sagen, daß sie außerordentlich oberflächlich sind. Vom afrikanischen Sklavenhandel bekommen wir nur einige aphoristische Notizen, die bis zum Ende des 18. (!) Jahrhunderts gehen; daß nach dieser Zeit auch noch mit Sklaven gehandelt wurde, hören wir gelegentlich auch, aber in einem ganz andern Kapitel, das ebenfalls eine Benutzung des neuern und neuesten Thatsachenmaterials vollständig vermissen läßt. Der Kampf gegen die afrikanischen Menschenräuberei wird uns unter dem Stichworte „Die Sklaverei im mohammedanischen Orient", wo man etwas ganz anderes zu finden hofft, geschildert, und der Kreuzzug des Cardinals Lavigerie kommt dabei ziemlich gut weg. Wie bekannt ist, forderte der Cardinal auf, eine Truppe von 500 bis 600 Mann nach Afrika

zu schicken, um „die 200 bis 300 Menschenräuber, welche die Länder um die großen Seen herum unsicher machen", auszurotten. Ingram erwähnt nun allerdings, daß erfahrene Kenner der afrikanischen Verhältnisse der Ansicht waren, daß ein solches Vorgehen nutzlos sei, da es den Sklavenhandel nur auf andere Bahnen drängen würde, daß sie vielmehr befürworteten, man sollte eine Kette oder vielmehr ein dichtes Netz von Stationen ausspannen, von denen aus für den Schutz der Eingeborenen eingetreten werden könne; aber er mißt diesen Argumenten nicht viel Beweiskraft bei, sodaß es nothwendig ist, festzustellen, daß der Cardinal Lavigerie ein ganz unklarer Ideologe war und sein Kreuzzugsplan mit 5—600 Mann heller Wahnsinn.

Man sollte annehmen, daß in einer „Geschichte der Sklaverei" dem wichtigsten Kapitel, der Sklaverei in Afrika selbst, ein breiter Raum eingeräumt sei, und wird in dieser Annahme das Kapitel aufschlagen, das „Der afrikanische Sklavenhandel und die Negersklaverei" betitelt ist. Doch weder an dieser Stelle noch sonstwo steht ein Wort darüber, sodaß dem, der darüber noch nicht unterrichtet ist, die Mittel benommen sind, das Wesen der Negersklaverei in Afrika kennen zu lernen und damit einen Maßstab zu gewinnen zur Beurtheilung des Werthes oder Unwerthes der Antisklavereibewegung von heute.

Wenn das vorliegende Buch von einem unbekannten Autor herrührte, dürfte man es milder beurtheilen, so aber hat es Herrn John Kells Ingram zum Verfasser, der auf dem Titelblatte bemerkt, daß er Präsident der Königlich Irischen Akademie ist und die Geschichte der Volkswirthschaft geschrieben hat. Von einem solchen Manne kann man mit Recht mehr erwarten als eine mühsam zusammengefügte, ungeordnete und dazu noch unvollständige Excerptensammlung. Zu alledem ist das englische Buch einem sehr oberflächlichen Uebersetzer in die Hände gefallen.

2. Der Arbeiterstand und die Socialdemokratie. Zwei Reden, gehalten in öffentlicher Versammlung des Evangelischen Arbeiterbildungsvereins zu Leipzig am 27. März 1896 von Geh. Hofrath Professor Dr. Sohm und Max Lorenz, Redacteur der socialdemokratischen Leipziger Volkszeitung. Leipzig, Reinhold Werther. 1896. Gr. 8. 60 Pf.

Dem, der unter den Hörern der Versammlung des leipziger Evangelischen Arbeitervereins gesessen hat, mag größerer Gewinn und größere Befriedigung erwachsen sein als dem Leser der dort gehaltenen Vorträge, deren Herausgabe, wenn wir nicht irren, die Ziele einer Flugschrift verfolgt. Professor Sohm entwickelt in seinem Vortrage in seiner freimüthigen Weise kurz die Bedeutung der Arbeiterfrage in der Gegenwart und die Ziele, die eine Arbeiterbewegung zu erreichen suchen müsse, nämlich außer der garantirten rechtlichen Freiheit aller, auch des Arbeiters, für diesen auch die Theilnahme an der bürgerlichen Freiheit zu erlangen. Sohm betont den Charakter der Arbeiterfrage als einer Rechtsfrage besonders stark und weist die Auffassung zurück, daß sie eine Frage christlicher Lebensauffassung sei, oder daß die Schaffung von Wohlfahrtseinrichtungen oder christliche Liebesthätigkeit der Gesellschaft über ihre Lösung hinweghelfe. Sohm führt aus, daß die Frage: Wie kommt der Arbeiter zur Freiheit eines Bürgers? von der Socialdemokratie falsch beantwortet werde, und daß die Führung des Arbeiterstandes durch die Socialdemokratie falsch sei. Die Beantwortung der Frage ist falsch, weil die Socialdemokratie erklärt, nur der Umsturz, nicht die Reform könne diese Gleichberechtigung bringen, und daß diese Revolution ein Staatenbild gleichsam heraufzaubern werde, in dem das Glück der Menschen vollendet ist. Falsch ist diese Antwort auf die Frage auch darum, weil sie eine Aenderung der wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse für möglich hält ohne innere Aenderung der Gesellschaft. Unheilvoll ist die Führung der Socialdemokratie, weil sie dem Arbeiterstande die irdischen Güter verheißt, ihm aber zugleich die ewigen Güter nimmt: die Behauptung, das Christenthum sei in Wahrheit nur ein Mittel, um die Klassenherrschaft aufrecht zu erhalten, ist eine Unwahrheit. Die eigentliche und größte Aufgabe des Christenthums liegt nicht im Dienste für den Staat, ist nicht die, daß der Staat lebe, sondern daß der einzelne Mensch lebe. Schließlich bedeutet die Socialisirung der Gesellschaft und des Eigenthums die Knechtung des Einzelnen durch die Gesellschaft. Fehlt bei dem socialen Reformwerke die Religion, so bleiben nur die egoistischen Triebfedern für menschliches Handeln; alle sittlichen Kräfte sind vernichtet. Sociale Reform ist nur im Bunde mit dem Christenthum möglich.

Die Gedanken Sohm's enthalten nichts Neues; das war zu dem Zwecke, dem seine Ausführungen dienen sollten, auch gar nicht nothwendig. Ob sie in ganzem Umfange richtig sind, darüber ließe sich streiten, indessen lassen wir das auf sich beruhen, da das Hauptinteresse an jenem Vortragsabend nicht Sohm, sondern Max Lorenz beanspruchte, der die Socialdemokratie gegen die erhobenen Vorwürfe vertheidigte, eine Vertheidigung, die ein wahres Meisterstück von Sophistik ist. Zur Grundlage seiner Replik macht er das charakteristische Wort: Alles fließt! und erklärt, daß die Socialdemokratie den sogenannten „Zukunftsstaat" nicht will, weil ihn eine glückhoffende Phantasie sich als schön und gut in prunkenden Farben ausmalt, sondern sie erstrebt die neue Gesellschaftsordnung, weil sich eine solche mit Naturnothwendigkeit aus der heutigen herausentwickeln muß, weil die heutige sterben, sich umwandeln muß, so wie alle übrigen Gesellschafts- oder Staatsformen sich umgewandelt haben. Was kommt, ist auch durchaus nichts Ewiges, Endgültiges, und wird von der Socialdemokratie auch nicht als ein eitel glückseliger Zustand dargestellt. Max Lorenz bestreitet, daß die Socialdemokratie jeder praktischen Reformthätigkeit feindlich gegenüberstehe und nur die Zeit abwarten wolle, bis das Alte zusammen-

gebrochen ist. Er muß allerdings zugeben, daß es eine solche Richtung innerhalb der Socialdemokratie gibt, er selbst ist der Ansicht, daß bereits in der heutigen Gesellschaft die Keime der künftigen in mannichfaltiger Form und großer Zahl vorhanden sind und gepflegt werden müssen. „Erkennt man die modern-wissenschaftliche Idee der Entwickelung an, und so auch den ständigen Fluß aller Dinge, so können wir nicht für die Gegenwart kämpfen, nicht für die Aufrechterhaltung gegenwärtiger Gesellschaftsformen.“ — Man sieht, was für Verwirrung Begriffe in unklaren Köpfen anrichten können! Das was Lorenz hier mit dürren Worten unter vollständigem Nichtverstehen des Entwickelungsbegriffes ausspricht, ist der entsetzliche Gedanke, daß alle Arbeit fruchtlos ist, alles Streben nur Erfolge zeitigen kann, die sofort wieder vernichtet werden müssen, da alles fließt. Lorenz negirt damit auch die Berechtigung seiner eigenen Bestrebungen und der seiner Genossen. Der Begriff der politischen und ökonomischen Entwickelung bedeutet doch nicht, daß alle Zustände und Einrichtungen fallen müssen und gewandelt werden im Flusse der Dinge, sondern der Werdeproceß läßt jederzeit einen Theil des Gewordenen als festen Zuwachs zur Cultur zurück, und nur was morsch, was abgestorben ist, wird durch Neues ersetzt. Daher handelt es sich nicht um Beseitigung der gesellschaftlichen Zustände an sich, sondern vorher ist zu untersuchen, was von diesen Zuständen wirklich der Entwickelung hinderlich und darum durch Besseres zu ersetzen ist. Von dieser gewissenhaften Prüfung will die Socialdemokratie natürlich nichts wissen, und decretirt der Einfachheit halber das Axiom von der nothwendigen Unmoralität unserer gegenwärtigen Gesellschaft: dann kann man ohne Scrupel die Existenzberechtigung alles Bestehenden verneinen.

Max Lorenz beschäftigt sich sodann mit der Stellung der Socialdemokratie zum Christenthum und sagt unter anderm:

Das Christenthum setzt ein geistiges Wesen voraus, das alles geschaffen hat und erhält und zusammenhält. Diese zusammenhaltende Kraft, die die Dinge eint und ausgleicht, nennen wir, sobald sie zum Bewußtsein kommt, Liebe. Die Liebe ist die vornehmste, unerläßlichste Eigenschaft jenes göttlichen, schöpferischen Geistes. Sie ist aber auch eine unerläßliche sociale Tugend, ohne die auf die Dauer eine Gemeinschaft von Menschen gar nicht denkbar ist. Der von Liebe getragene und erfüllte göttliche, alles durchdringende und verbindende Geist der Liebe, der dem Menschen überall sich offenbart, erscheint im Gebiete der wirthschaftenden Menschen als Geist socialer Natur, die Idee der Liebe manifestirt sich hier als sociale Idee. Der Christ glaubt und bekennt einen persönlichen Gott, der Individuum ist und sich in allem persönlich individuell widerspiegelt. Das Christenthum enthält in sich neben der socialen auch die Individualitätsidee. Und als Person hat sich Gott, nach christlicher Anschauung, am deutlichsten offenbart, entäußert in Christ, der Mensch gewordenen Liebe. Die Lehre dieses Christus, die christliche Idee, die sociale und die Individualitätsidee, scheinen durch den Kapitalismus heute fast zur Vernichtung gebracht, indem er die unüberbrückbare Kluft zwischen arm und reich schuf und damit die sociale und ideelle Gemeinschaft aufgehoben hat, sodaß das Wort, daß wir alle „Gottes Kinder“ heißen, zum Spotte geworden ist. Und nicht nur die sociale, auch die Individualitätsidee fällt dem Kapitalismus zum Opfer; der Arbeiter, der Tag für Tag an die Fabrik gebannt ist, kann kaum eine Individualität aus sich herausbilden, und selbst der Kapitalist hat aufgehört, Persönlichkeit im tiefen und hohen Sinne des Wortes zu sein; wie der Arbeiter an die eiserne Maschine, so ist der Kapitalist an das goldene Kapital gekettet, das er zu besitzen glaubt, und das doch ihn besitzt. Allein verstandesgemäße Thätigkeit befriedigt den Menschen nicht, Wissen und Wissenschaft allein genügen nicht, der Seele ihren Frieden, ihren Ankergrund zu geben. Der Verstand mit all seinem Klügeln und vermeintlichen Wissen hat im Laufe der Jahrtausende doch schon allzu viel Bankrott erlitten, als daß wir darauf so gar sehr noch pochen sollten. Der Mensch hat wol einmal das Bedürfniß, das „kluge“ Denken beiseitezulassen, den Verstand in die Ferien zu schicken und dann seiner Seele einen Festtag zu bereiten, aufzugehen im All, einzugehen in sich selbst, sich zu prüfen, zu lauschen auf Stimmen und Regungen im tiefgeheimsten Innern. Aber der Arbeiter hat bekanntlich keine Ferien, und unsere Fabrikordnungen lassen der Arbeiterseele wenig Zeit, sich ein Fest zu bereiten. Schließlich ist der lebensvolle, strömende Inhalt des Christenthums in der eingeengten Form der Kirche nur allzu oft erstarrt und unwirksam gemacht. Die Kirche selbst hat heute zum Theil ein Bündniß mit dem Todfeind des Christenthums, dem Kapitalismus, geschlossen. Unter solchen Umständen, wo Kirche und Religion nur allzu leicht als eins und dasselbe angesehen werden müssen, wo die Kirche zum großen Theil im Gegensatz zu dem arbeitenden, für seine vorenthaltenen Rechte kämpfenden Volke getreten und ein Bündniß mit den diese Rechte vorenthaltenden Gewalten eingegangen ist, in Zeiten, in denen die Kirche, — nicht die Religion — in der That als eine ideelle Widerspiegelung materiell-kapitalistischer Zustände erscheint — da ist es schon aus praktischen Gründen selbstverständlich und angebracht, daß eine politische Partei sich auf ihr ureigenstes Gebiet beschränkt und von einer Verquickung mit religiösen Bestrebungen absieht. Nicht nur die politische Partei, auch die Religion fährt am besten dabei.

Lorenz schließt mit dem Appell:

Machen Sie das Christenthum wieder lebendig, erweisen Sie, daß es noch lebendig ist, daß es mit belebender, heilender Kraft alles zu durchdringen vermag, führen Sie die christliche Idee wieder von unerreichbaren Wolken auf die Erde unter die Menschen herab, geben Sie ihr wieder Fleisch und Blut, Wirken und Handeln, nehmen Sie ihr das Schattenhafte, Gespenstische. Und dann wollen wir ja sehen, welche werbende, überzeugende Kraft der christlichen Idee auch heute noch innewohnt, wie weit sie sich in Werken christlicher Liebesthätigkeit umzusetzen vermag. An ihren Früchten wollen wir sie erkennen.

Wir wollen uns auf eine Kritik der Darstellung des Christenthums, wie sie Lorenz gibt, nicht einlassen, sondern zunächst nur das zweite Sophisma herausheben, dessen er sich schuldig macht. Wenn Lorenz ausdrücklich von „einem lebensvollen strömenden Inhalte des Christenthums“ spricht, der nun in der Form der Kirche erstarrt sei, wenn er aussagt, daß die Kirche einen Bund mit dem Kapitalismus geschlossen habe, so könnte man es allenfalls logisch finden, daß die Socialdemokratie in ihr Programm einen Satz aufgenommen hätte: „Die Zugehörigkeit zu einer kirchlichen Gemeinschaft ist Privatsache“, aber der Satz: „Religion ist Privatsache“, ist nach der Lorenz'schen Auseinandersetzung falsch, vollständig unlogisch. Ueber das, was Lorenz in dem Evangelischen

Arbeitervereine über das Christenthum ausführte, läßt sich reden, und Sohm stellt in dem Schlußworte der Discussion fest, daß es als sehr erfreulich zu bezeichnen sei, daß alle socialdemokratischen Redner sich auf den Boden des Christenthums gestellt hätten. Dies scheint mir etwas optimistisch gedacht zu sein. Die ganze Rede Lorenzens ist inhaltlich und formell von taktischen Rücksichten eingegeben. Daß mit atheistischen Rodomontaden in jener Versammlung ein Erfolg nicht zu erzielen war, mußte den socialistischen Wortführern von vornherein klar sein, daher warfen sie den Köder der Reform- und Religionsfreundlichkeit aus. Wenn die Ansichten des Redners thatsächlich aus ehrlicher Ueberzeugung geflossen sind, so setzt er sich zu dem Inhalte und dem Tone der von ihm geleiteten Zeitung in den denkbar schärfsten Widerspruch, und er verschweigt die Thatsache, daß die Anschauungen, die er geäußert hat, im besten Falle nur von einer kleinen Minderheit der Partei vertreten werden. Wenn er sagt: „Ich will allerdings zugestehen, daß es vielleicht (!) in der Partei eine Richtung geben mag (!), die erst das Alte völlig zusammenbrechen lassen will, die den einzelnen Proletarier nur erziehen und kräftigen will für den Tag des Zusammenbruchs" (Nachsatz fehlt) —, so ist das eine völlige Verdrehung der thatsächlichen Verhältnisse.

So interessant auch die Gegenüberstellung der Reden von Sohm und Lorenz in der Flugschrift ist, zu Agitationszwecken scheint mir diese für die Evangelischen Arbeitervereine ganz ungeeignet zu sein, weil eben in der Rede von Lorenz mit so außerordentlicher Geschicklichkeit Wahres mit Falschem gemischt ist, und aus richtigen Prämissen falsche Schlüsse gezogen werden.

3. Beseitigung der Klassengegensätze. Vortrag von M. von Egidy. Hannover, Adolf Sponholtz. 1896. Gr. 8. 40 Pf.

Ebenso wie Max Lorenz leitet auch M. von Egidy seinen Vortrag mit einer Betrachtung über die Wirksamkeit des Entwickelungsprincips und die Macht der Liebe ein, und es sei gestattet, um den Gegensatz der beiden Persönlichkeiten und Auffassungen markant nebeneinanderzustellen, die Stelle wörtlich wiederzugeben:

Wir sprechen von einer Weltordnung; von einer göttlichen, uns heiligen Weltordnung; uns heilig wegen ihrer vollkommenen Gesetzmäßigkeit, uns heilig wegen ihrer Unabänderlichkeit. Unabänderlich aber nur an sich; unabänderlich nur insofern, als Menschen an dem Willen der Allmacht, an dem heiligen Gesetz, wie es von Ewigkeit her gegeben ist und sich in die Ewigkeiten hin vollenden wird, nichts wandeln können. In sich aber nicht unabänderlich; in sich bedeutet Weltordnung: unausgesetzte Wandlung, Entwickelung, Vervollkommung. Wir Menschen nicht nur Träger, wir Menschen Vollstrecker des Entwickelungsgedankens; wir Menschen die Werkzeuge des heiligen Allmachtsgesetzes. Darum: Ordnungsmenschen sind die, die sich in den Dienst der Entwickelung, der Vervollkommnung, stellen; die aber, die sich einer Vervollkommnung unserer Zustände widersetzen, widerstreben Gottes Ordnung; „die aber widerstreben", das wissen wir alle, „werden über sich ihr Urtheil empfangen".

Die Entwickelung bewegt sich in einer Spirale aufwärts; sie berührt in jedem Augenblick Punkte der Verticalen; das sind die Begleiterscheinungen des Entwickelungsganges der Menschheit; und weil die Spiralen immer höher, immer lichter werden, so nehmen die Begleiterscheinungen immer vollkommenere Formen an. Die rohe Gewalt weicht, der Misbrauch der Macht wird allmählich verschwinden: Die Liebe löset die Gewalt ab. An Stelle eines — man sagt geschichtlich gewordenen — Rechtsbegriffes, der dem vollkommenen evangelischen Bewußtsein nicht entspricht, tritt die vollkommenere, tief empfundene Gerechtigkeit.

M. von Egidy entwickelt im Rahmen des Vortrages ein volkswirthschaftliches Reformprogramm, ohne allerdings seine Forderungen zu begründen. Sein Programm ruht auf den Postulaten des Rechtes auf ein menschenwürdiges Dasein und des Rechtes auf Arbeit. Zu diesem Zwecke muß nicht nur die Gemeinsamkeit, sondern auch das Ich gemodelt werden und die Bedingung für den Erfolg, ja auch nur für den Beginn der Reformarbeit ist der Friede der Culturvölker, die kriegslose Zeit ohne waffenstarrende Heere. Die Grundform der Arbeitsorganisation muß die Werkgenossenschaft werden, nicht in einem großen Rahmen centralisirt, sondern decentralisirt, und auch nicht auf den Beitrittszwang jedes Erwerbsthätigen aufgebaut, sondern auf die Freiwilligkeit. In diesem Wirthschaftssystem gibt es nur eine directe Steuer, die gerecht progressive Einkommen- oder Besitzsteuer (Einkommen- *oder* Besitzsteuer??). Alle Zölle, einerlei ob aus fiscalischen Rücksichten oder der Industriepflege wegen aufgelegt, können und müssen dann verschwinden. Uebernimmt die Gemeinsamkeit die Pflicht, ein Recht auf das Dasein zu gewährleisten, so muß sie sich auch vergewissern, ob sie sie erfüllen kann, und die einzige Möglichkeit ruht darin, daß die Gemeinsamkeit, das deutsche Volk, Eigenthümer des Grund und Bodens wird. Aus diesem Nationalgrundbesitz wird der Einzelne gegen ein Entgelt mit so viel belehnt, als er nutzbar machen kann, und die Gemeinsamkeit ist verpflichtet, zunächst alle heimischen Bodenerzeugnisse zu verwerthen. Auch die Währungsverhältnisse werden durch die Neuordnung der Dinge berührt, es wird nicht mehr, wie Egidy meint, eine Doppel- oder eine Goldwährung, sondern eine Brotwährung geben, ohne daß der Verfasser angäbe, was er darunter versteht u. s. w. u. s. w. — Was hat der ganze Vortrag für einen Zweck? fragte ich mich vergeblich, zumal die Neuordnung, wie sie sich Egidy hier ausmalt, ohne einen neuen, fruchtbaren Gedanken alten, längst bekannten hinzuzufügen, auch ohne Beseitigung der Klassengegensätze denkbar ist. — So sehr man auch den sittlichen Ernst des Herrn von Egidy anerkennen muß, so wenig darf verschwiegen bleiben, daß er immer mehr in die Gefahr geräth, zu verflachen, ein Redner für Volksversammlungen im herkömmlichen Sinne des Wortes zu werden. Dies Ende wäre des Anfangs nicht werth gewesen.

4. Staatssocialismus und Anarchismus; inwieweit sie übereinstimmen und worin sie sich unterscheiden. Von Levy R. Tucker (Herausgeber der „Liberty" in Neuyork). Ins Deutsche übertragen von Georg Schumm. Berlin, B. Zack. 1895. 8. 20 Pf.

Das dünne, 14 Seiten umfassende Heftchen ist eine vollständig werthlose Flugschrift in ungenügender deutscher Uebersetzung. Der Verfasser bezeichnet als Staatssocialismus „die Doctrin, daß (!!) alle menschlichen Angelegenheiten unter der Leitung des Staats stehen sollen unbekümmert um individuelle Wahl"! Im Gegensatze zu dem Begriffe, den wir mit dem Worte verbinden, wird unter Staatssocialismus der Marxismus verstanden und widerlegt. Dieser falschen Lehre stellt der Verfasser als richtiges ökonomisches Princip den Anarchismus gegenüber, „die Doctrin, daß (!!) alle menschlichen Angelegenheiten unter der Leitung (?) von Individuen (?) oder freiwilligen Associationen stehen sollen, und daß der Staat abgeschafft werden sollte". Die Definitionen sagen schon genug.

5. Aus gärender Zeit. Eine Studie aus dem Leben von Franz von Nemmersdorf. Stuttgart, Druckerei und Verlagshaus Dr. Foerster u. Comp. 1895. 8. 2 M.

Das Buch zerfällt in drei Abtheilungen: „Modernes Leben", „Modernes Lieben", „Modernes Denken", in denen so ziemlich alle Wissenschaft abgehandelt wird in krausen, aphoristischen Bemerkungen mit eingestreuten Anekdoten und Erzählungen. Neben manchem wahren Worte finden sich viele unverdaute Lesefrüchte, die ohne viel innern Zusammenhang unter einer Kapitelüberschrift nebeneinandergesetzt sind. Bekanntlich verbarg sich hinter dem Pseudonym eine Dame, die am 4. Juni 1896 in München verstorbene Baronin von Reizenstein.

L. O. Brandt.

Schriften aus und über Oesterreich-Ungarn.

1. Die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie. Geographisch-statistisches Handbuch ... von Professor Friedrich Umlauft. Dritte umgearbeitete und erweiterte Auflage. Wien, A. Hartleben. 1896. Lieferung 1—5. Gr. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Das mit den vorliegenden Lieferungen in seiner dritten reich vermehrten Auflage erscheinende Werk hat sich längst als vortreffliches geographisches Handbuch bewährt. Es sind nun dreizehn Jahre her, daß die zweite Auflage erschienen ist und so die Neuauflage geradezu nothwendig geworden, zumal die Veränderungen, welche in diesem Zeitraum auf allen Gebieten, namentlich in statistischer Beziehung, eingetreten sind, verzeichnet werden müssen. Der Verfasser hat es an nichts fehlen und der neuen Auflage seines Werkes jede mögliche Sorgfalt zutheil werden lassen, wie schon diese ersten Lieferungen nachweisen. Es war für ihn keine leichte Arbeit, das große Material zu bewältigen, welches die Erfolge der Untersuchungen und Forschungen des letzten Jahrzehnts umfaßt, die ja, wie auf allen Gebieten, so auch auf denen der Geographie, Ethnographie, Statistik u. s. w. eifrig betrieben wurden. Professor Umlauft hat in der That jede neu gewonnene Kenntniß auf das gewissenhafteste berücksichtigt. Aber auch der strebsame Verleger hat dem Werke eine neue verschönerte und in jeder Richtung verbesserte Gestalt gegeben. Es sind vorzüglich ausgearbeitete Karten beigefügt worden, von denen schon diese ersten Lieferungen jene der „Alpen", der „politisch-geographischen Gestaltung Oesterreich-Ungarns", die Karte „Dalmatiens und des Occupationsgebiets" und jene „Ober- und Niederösterreichs" enthalten. Auch zahlreiche Abbildungen in vortrefflicher Ausführung zieren das Werk und erläutern den Text. Dieser selbst beginnt nach einer kurzen Darlegung der politischen und territorialen Geschichte mit dem „Allgemeinen Theile", welcher sich der physischen Geographie, der Bodengestaltung und insbesondere in den erstern Lieferungen dem Alpengebiete zuwendet, die weitern Abtheilungen behandeln den Karst, das böhmisch-mährische Hochland und die Karpaten. Der Anlage des Ganzen nach folgte in den frühern Auflagen nach jedem geographischen Abschnitte eine Reihe von Charakterbildern aus den Federn hervorragender bedeutender Schriftsteller. Auch in der neuen Auflage hat der Verfasser dieselben beibehalten; es werden hier: das Thal Gastein, der Pasterzengletscher, eine Glocknerfahrt, das Dachsteingebirge, das Karstgebiet Dalmatiens, der südliche Böhmerwald u. s. w. in Aufsätzen aus den berufensten Federn geschildert. Von den beigegebenen Vollbildern sind die Ansichten des Dürrensees, von Ofen, der Lomnitzer Spitze und der Stadt Innsbruck ganz besonders hervorzuheben. Für die Bewohner Oesterreich-Ungarns wird dieses Werk nach seiner Vollendung ein werthvolles Handbuch bilden, dem Nichtösterreicher wüßten wir kein besseres geographisches Buch über den Kaiserstaat zu empfehlen.

2. Styriaca. Gedrucktes und Ungedrucktes zur steiermärkischen Geschichte und Culturgeschichte. Neue Folge. Von Joseph von Zahn. Graz, Ulrich Moser. 1896. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Die erste Reihe der unter dem Sammeltitel „Styriaca" von Joseph von Zahn herausgegebenen Aufsätze erschien im Jahre 1894, und diese kleinen formschönen, fein ausgeführten Culturbilder, die sich Stoffen aus der Geschichte der Steiermark zuwenden, wurden seinerzeit an dieser Stelle gebührend hervorgehoben. Auch der Neuen Folge, welche nunmehr in dankenswerther Weise erschienen ist, gebührt das gleiche Lob, und jeder Freund culturgeschichtlicher Lektüre wird an diesen hübschen und gediegenen Aufsätzen seine Freude haben. Es sind deren zehn, sie betreffen die verschiedensten Gegenstände aus dem sittengeschichtlichen Leben in der Mark, oder Vorgänge, welche sich auf die Steiermark beziehen. So behandelt der erste Aufsatz: „Steirische Enclaven in Friaul", ver-

schiedene von steiermärkischen Adeligen gegründete Burgen und Städte auf eigentlich italienischem Boden, auf einem Boden, „wo einstmalen der Ruf Steiermarks, und dann Oesterreichs, Widerhall in stamm-, sprach- und rechtsverwandten Seelen gefunden, und wo man vor mehr als siebenhundert Jahren sich gern rühmte, ihr «Herr» sei des Patriarchates Ehrenschenk, und die letzte und beste Hülfe, wenn die welschen Edelleute es dem Kirchenfürsten zu bunt trieben, käme von ihm"; das Patriarchat ist jenes von Aquileja. Natürlich sind heute von manchen jener Bauten nur spärliche Reste und Ruinen übrig, die besprochenen Enclaven Ragogna, Spilimbergo, Pordenone, schildert uns der Verfasser in ihrer geschichtlichen Entwickelung überaus anschaulich; auch weiß er zahlreiche historisch werthvolle Einzelheiten aus dem Leben der lange verflossenen Jahrhunderte einzuflechten. Die Skizze „Was man von Steiermark im Mittelalter erzählte" berichtet aus verschiedenen seltenen Quellen, welche Beobachtungen Reisende und Topographen jener Zeit über das Land und verschiedene Städte desselben veröffentlichten, wobei es natürlich zu mancher heutzutage seltsam genug erscheinenden Bemerkung der Beobachter kommt. In dem Aufsatze über „Spielstätten" bietet sich eine fesselnde etymologische Untersuchung, welche uns mit jenen alten Stätten bekannt macht, wo die Besitzer der Höfe in der Vorzeit ihre Zusammenkünfte zur Berathung gemeinsamer Angelegenheiten hatten und auch wol Proben in Wehr und Waffen und männliche Uebungen pflegten oder sogar Tänze abhielten, daher der Name sich vielfach in den daselbst entstandenen Orten als Orts- oder Flurname der Stätte erhalten hat, wie z. B. in den Ortsnamen Spielberg, Spieleck, Spielau, Spielfeld u. s. w., oder in Tanzberg, Tanzeck, Tanzstatt und in ähnlichen Zusammensetzungen. Von den übrigen mehr oder weniger ausführlich gehaltenen Stücken des Buches seien noch etwa hervorgehoben jenes über „Buchdruckernöthe", das uns die vielfachen Anfeindungen zeigt, denen im 16. Jahrhundert von seiten der Regierung die Buchdrucker im Lande ausgesetzt waren. Großer Aufmerksamkeit werth, in den weitesten Kreisen, besonders für Sammler seltener Bücher, ist die Lebensbeschreibung Martin Zeiller's, jenes Topographen und Schriftstellers im 17. Jahrhundert, dessen Werke durch die berühmten Kupferwerke Merian's in alle Welt hinausgegangen und heute als bibliographische Seltenheiten hoch geschätzt sind. Martin Zeiller ist auf steirischem Gebiete geboren, woraus sich die Darstellung in diesem Buche rechtfertigt. Es finden sich noch Aufsätze unter den Titeln: „Landprofosen", „Gülthöfe", „Gnadengaben", „Ein Edelhof", alle durch ihre Stoffe und die anregende Ausführung von hohem Interesse für den Geschichtsfreund. In solcher Weise belehrt zu werden ist überhaupt ein Vergnügen für den Leser, und man kann nur wünschen, daß noch manche Folge solcher „Styriaca" aus der feinen Feder des Verfassers uns geboten werde. Martin Zeiller's Porträt nach altem zeitgenössischen Kupferstich ist dem Bande als Titelbild vorgesetzt.

3. Deutsche Culturbilder aus Ungarn. Von Adam Müller-Guttenbrunn. Zweite Auflage. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 1896. 8. 3 M.

Adam Müller-Guttenbrunn's Name ist in jüngster Zeit in der wiener Raimund-Theaterangelegenheit, in der ihm, dem Theaterdirector, schweres Unrecht geschehen ist, vielfach genannt worden. An dieser Stelle haben wir es nun allerdings mit dem Topographen und Sittengeschichtsforscher Müller-Guttenbrunn zu thun, als welchen den Verfasser hervortreten zu sehen viele von denen sehr überrascht sein werden, die jene unerquickliche Theateraffaire eifrig verfolgt haben. Müller-Guttenbrunn ist ein vornehmes schriftstellerisches Talent und hat sich als solches nicht nur auf dramatischem und novellistischem Felde, sondern auch auf jenem des Essay schon seit Jahren bewährt. In dem hier vorgelegten Bande schildert er in trefflicher Art zunächst die Deutschen im Temescher Banat, auf jenem von ungarischem Gebiete umgebenen Boden, der z. B. auch Csatád, die Geburtsstadt unsers unsterblichen unglücklichen Dichters Lenau, trägt. Der Verfasser macht uns in knappen Zügen mit dem Charakter des biedern Völkchens der „Schwaben" — also werden die deutschen Ansiedler daselbst bezeichnet, obwol sie nicht gerade von Schwaben eingewandert sind — bekannt, schildert dessen Bedrängniß durch das ungarische Element ringsum, aber auch dessen treues Festhalten am alten deutschen Brauche und der Sitte der Väter. In dieser Beziehung erscheinen von besonderer Wichtigkeit die Mittheilungen über das Dorfleben, welche uns den Bauer in seiner Beschäftigung als Ackersmann, beim fröhlichen Volksfeste, bei der „Kirchweih" und in der Spinnstube vorführen, wo die Burschen den fleißigen Spinnerinnen Gesellschaft leisten und manche alte Sitte von alters her sich erhalten hat. Auch mit eigenartigen Bräuchen, welche zu Weihnachten, Neujahr, Dreikönig und beim Hochzeitsfeste üblich sind, macht uns der jenem Gebiete, das er so genau kennt, selbst entstammende Verfasser bekannt. Den eigenen Erinnerungen aus der Heimat entnommen sind auch die anmuthigen Aufsätze: „In der Dorfschule", „Unsere Fraala", „Die Macht der Heimat", in welchen mancher Beitrag zu seiner Jugendgeschichte vom Autor geboten erscheint. Die Skizze „Im Geburtsorte Lenau's" ist für den Literarhistoriker von höchst schätzenswerther Bedeutung; der Ethnograph wird in den beigegebenen Darstellungen über die Nachbarn der dortigen Deutschen: „Die Walachen" und „Die Serben" im Banat, viel des Bemerkenswerthen finden. Auch die geschmackvolle Darstellung muß jedem Leser des höchst empfehlenswerthen Buches erfreuen. Wir können diese Empfehlung nicht beschließen, ohne des strebsamen Verlegers dieses Buches zu gedenken, welcher gerade österreichische begabte Schriftsteller seinem Verlage einverleibt

und in der kurzen Zeit des Bestehens seines Geschäftes schon eine ganze Reihe höchst werthvoller Werke auf verschiedenen Gebieten dem Publikum geboten hat, wie das eben ausgegebene „Verlagsverzeichniß von Georg Heinrich Meyer in Leipzig“ am besten darlegt. Auch die hübsche, saubere Ausstattung dieser Verlagswerke macht einen außerordentlich gefälligen Eindruck. Dem vorliegenden Buche Müller-Guttenbrunn's sind einige Volkstrachtenbilder beigegeben, die als überaus willkommen bezeichnet werden müssen.

4. Geflügelte Worte aus und über Oesterreich. Von Argus. Ein Supplement zu Büchmann's Geflügelten Worten. Wien, Friedrich Schalk. 1896. 8. 60 Kr.

Der Verfasser hat Professor Büchmann im Laufe von zehn Jahren zahlreiche Ergänzungen für sein Werk geliefert. Viele davon hat Büchmann in seine Sammlung aufgenommen; jedoch die Mehrzahl derjenigen, die sich auf Oesterreich beziehen, regelmäßig mit dem Bemerken zurückgewiesen, daß sie in Deutschland zu wenig bekannt seien. Diesem Umstande, welcher in der Vorrede erwähnt wird, verdanken wir die Herausgabe des vorliegenden Büchleins, das nicht nur jene „zurückgewiesenen“, sondern auch die von Büchmann aufgenommenen Citate aus Oesterreich enthält. So sehr wir jede Ergänzung des trefflichen Buches von Büchmann begrüßen, so scheint uns doch selbst in Oesterreich manches von dem zur Ergänzung Gebrachten nicht ganz die Bezeichnung eines geflügelten Wortes zu verdienen, z. B. Ausdrücke wie der „Kartätschenfürst“, „Hyäne von Brescia“, „Trinkgeldmänner“, „Coalitionsnichte“, „Wurschtkesselpartei“ sind wol in verschiedenen Kreisen bekannt oder enthalten Bezeichnungen, die von gewissen politischen Parteien vorübergehend gebraucht werden, sie dürften aber selbst auf österreichischem Boden nach einem Jahrzehnt kaum mehr verständlich sein. Die Citate aus Nestroy: „Ich glaub' von jedem Menschen das Schlechteste, selbst von mir, und hab' mich selten getäuscht“, „Eine Maß Wein macht wärmer als drei Ellen Barchent“, „Freund, wenn einer von uns das Opfer sein soll, so sei du es“, und ähnliches können wol auf wirkliche Bedeutung als geflügeltes Wort nur in Wien Anspruch machen. Verschiedene persönliche Bemerkungen, welche über den Begründer des einen oder des andern dieser Worte und Sätze gemacht werden und allerlei Ausfälle enthalten, sind auch nicht eben im Sinne des streng objectiven Büchmann und seines Werkes. Das Büchlein macht dadurch mitunter den Eindruck einer Streitschrift, die es durchaus nicht sein will. Warum der Verfasser: Argus, nicht seinen wahren Namen genannt hat, ist nicht recht klar. Mit diesen Bemerkungen soll natürlich durchaus nicht die Brauchbarkeit des Schriftchens, welche durch ein Namen- und Citatenverzeichniß erhöht wird, angezweifelt werden.

5. Literarisches Jahrbuch. Centralorgan für die wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Interessen Nordwestböhmens und der deutschen Grenzlande. Begründet und herausgegeben von Alois John. Vierter bis sechster Band. 1894—96. Leipzig, Th. Leibing. 1894—96. 8. Band 4 und 5 je 1 M. 80 Pf. cart.; Band 6: 2 M. cart.

Das vorliegende Jahrbuch hat sich die Aufgabe gestellt, die literarischen und künstlerischen Bestrebungen des nordwestlichen Böhmens ins Auge zu fassen, auch eine Jahresübersicht über alles zu veröffentlichen, was in dieser Beziehung bemerkenswerth erscheint; zumal das Gebiet von Eger und dessen Umgebung wird in John's Jahrbuche ganz besonders berücksichtigt. Die Aufsätze wenden sich der Literaturgeschichte, Volkskunde, Kenntniß der Mundart u. dgl. zu, auch die Kunstpoesie überhaupt ist in den Jahrgängen durch mehrere Gedichte vertreten. Der Herausgeber Alois John selbst veröffentlicht im vierten Bande einen instructiven Aufsatz über „Das Egerland und seine Dialektdichtung“, ferner ist darin die Biographie des Dialektdichters Graf Clemens Zedwitz-Liebenstein enthalten, die hübsche Skizze „Im Oberammergau des Böhmerwaldes“ von J. Peter und der „Brief Goethe's an Bergmeister Lößl“, mitgetheilt von W. Freiherrn von Biedermann, seien aus dem Inhalte dieses Jahrganges noch besonders hervorgehoben, aus dem nächsten etwa das „Meisterlied auf Wallenstein's Tod“ von Dr. J. Bolte, „Die Heimat Walther's von der Vogelweide“ von A. A. Naaff, welcher Aufsatz Hallwich's Hypothese, daß Walther der Abstammung nach ein Böhme gewesen, behandelt, und die Zusammenstellung „Aus Goethe's Tagebüchern“. Der jüngste Jahrgang 1896 weist neben einer archäologischen Arbeit Wolkan's: „Goldhammer's Beschreibung von Eger aus dem Jahre 1584“, noch manches bemerkenswerthe Stück auf, auch eine „Kritische Rundschau“, welche die neuesten Schriften, Aufsätze aus Zeitschriften u. s. w. bespricht, soweit sie das Gebiet betreffen, das in den Umkreis des Jahrbuches fällt. Diese kritische Rundschau ist sehr schätzenswerth und fehlt auch den erwähnten frühern Jahrgängen nicht. Unangenehm berührt der nicht feine polemische Ton, welcher in Aufsätzen gegen die Prager Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst angeschlagen wird und diese doch überall hoch angesehene Vereinigung zu verunglimpfen sucht; in dem Nekrolog (1896) wird der verdienstliche verstorbene Forscher Gradl aus Eger ebenfalls in Ausdrücken besprochen, welche man nicht einmal einem Lebenden, geschweige denn einem Todten gegenüber anwenden soll. Eine derartige — Kraftsprache dürfte die Verbreitung des an und für sich sehr schätzbaren Jahrbuchs nicht fördern.

Anton Schlossar.

Dramatische Werke.

1. Dramatische Werke von Franz Nissel. Dritte Folge. Nebst einem Anhang: Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1896. 8. 5 M.

Man darf füglich von einer „Entdeckung" Franz Nissel's sprechen, die sich mit der Herausgabe seiner gesammelten Werke vollzogen hat. Karoline Nissel, die Schwester des verstorbenen Dichters, mag auf diesen Erfolg voll berechtigten Stolzes blicken. Wo man auch in der letzten Zeit die Dramen Nissel's erwähnt fand, überall grüßte den todten Dichter eine Ehrung, in die sich ein leiser Klang des Bedauerns mischte, daß man so spät seinen Werth erkannt hatte. Und mit Recht wurde Franz Nissel so geehrt. Es ist zu hoffen, daß sein Name in der Geschichte des deutschen Schriftthums noch glänzen wird, wenn man die gleißenden Namen derer nicht mehr kennt, die die Modeberühmtheiten seiner Zeit waren. Es ist eigen zu beobachten, wie Nissel gegenüber der Streit zwischen alter und neuer Kunst verstummt. Ein jeder fühlt, daß er es bei Nissel wirklich mit einem Dichter zu thun hat, und so stark ist dieser Eindruck, daß man gern der Kunst die Ehre gibt und die Partei vergißt. Gerade dem letzten Bande, der hier vorliegt, kommt das stille, hohe Ansehen eines wahren Dichters zugute. Dieser Band enthält nicht mehr die reifen großen vollendeten Werke wie die frühern Bände; es sind Nebenwerke und Bruchstücke, die den Kenner zum Genuß auffordern. Dennoch erhält man nicht den Eindruck des Schwachen und Ueberflüssigen. Derselbe warme, reine Dichterhauch durchzieht auch diese Werke, dringt in ihre feinsten Formen ein, und mit Vergnügen sieht man die Welt in dem Spiegel des klaren Dichtergeistes. Es ist damit die letzte Probe auf das ohnehin nicht zweifelhafte Urtheil gemacht, daß Nissel ein wahrer Künstler gewesen ist. Von den drei vollendeten Dramen dieses Bandes ist keins nur für das stille Lesen berechnet. Der interessanteste Versuch ist eine phantastische Dichtung aus den funfziger Jahren „Ein zweites Leben", weil hier der junge tragische Verfasser den Anlauf zu einem volksthümlichen Stücke nahm. Ein braver Philister von sechsundfunfzig Jahren wird vom Teufel zu einem jungen Menschen umgewandelt. Ein zweites Leben bricht an; aber Quirinus, der nun seine Jugend genießen und aufs beste ausnutzen will, begeht so viel thörichte Streiche, daß er die Bedingung des Vertrags mit dem Teufel nicht erfüllen kann, wenigstens aus einer großen Frage seines Lebens rühmlich hervorzugehen. Er ist also dem Bösen verfallen, der ihn aber verschmäht, denn Leute dieses Schlags scheinen selbst dem Teufel nur zu einem Schabernack gut genug zu sein. So ist es denn auch: das zweite Leben war blos das Gaukelspiel einer einzigen Nacht. Das Stück ist witzig, flott und gewandt durchgeführt.

Sorgfältiger behandelt und von tieferer Charakteristik, aber dabei ebenfalls volksthümlich ist das Schauspiel „Ein Wohlthäter", mit dem der Dichter den Eintritt in den Spielplan des Burgtheaters gewann. Es ist ein Charakterstück, das ungefähr zwischen den Stücken Raimund's und Anzengruber's in der Mitte steht. Die sorgsame Feilung der Einzelheiten ist größer als bei Anzengruber, aber die dramatische Kraft und die unmittelbare Beziehung aufs Leben geringer. Der Gang der Handlung und die Charakteristik entbehrt nicht einer gewissen Spitzfindigkeit. Der Bauer Johann Kürbner hat manche Schwächen, unter andern die, daß er an Wohlthaten, die er erwiesen hat, unausgesetzt erinnert, ist aber demungeachtet ein ganzer Kerl und ein Ehrenmann. Sein Gegenspieler, der junge Andres, geräth in einen heftigen Zwiespalt mit ihm, aber die beiden Hitzköpfe werden vom Schicksal erzogen und versöhnen sich nach schmerzlichen Erfahrungen, die zu einem glücklichen Ende führen.

Das dritte vollendete Drama des vorliegenden Bandes führt den Titel „Rudolf von Erlach", es ist das einzige in Versen. Auch hier begegnet man einer reichen Charakteristik, vornehmlich des Helden. Man fühlt, daß dieses Stück keineswegs eine Nachahmung der sogenannten Jambendramen ist, sondern einem selbständigen Dichtergeist entsprossen ist, der es sogar zu einem eigenthümlichen Stil gebracht, das Höchste also erreicht hat. Die Führung der Scenen, die Sprache, die stille Entfaltung der Charaktere zeigen die Hand des Meisters. Bemerkenswerth gut durchgeführt sind z. B. die Volksscenen. Eine Darstellung hat das Drama bisher noch nicht gefunden, die Zeit ist dem geschichtlichen Stück abhold, denn es gibt wenige dieser Gattung, die wie die Nissel'schen Dramen eigenartig und dichterisch werthvoll sind. — In den Bruchstücken ist wenigstens eine Scene aus „Mohammed" hervorragend. — An diese dramatischen Arbeiten schließt sich eine Reihe von Gedichten, darunter mögen „Verwehte Blätter" und „Eid" Erwähnung finden.

2. Veronika. Schauspiel in drei Aufzügen von Emilie Ringseis. Vierte, verbesserte Auflage. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1896. 8. 1 M. 40 Pf.

Das Drama ist zum ersten mal im Jahre 1854 erschienen. Will man es recht verstehen, so muß man es nicht kritisch, sondern geschichtlich auffassen, was kaum mit dem Zweck d. Bl. zu vereinigen ist, und was vor allen Dingen das Drama auch gar nicht verdient. Es dankt einer religiösen Hingabe an den Heiland den Ursprung, und das ist das Schönste, wodurch es ausgezeichnet ist. In Hinsicht auf Charakteristik ist es herzlich schwach, auch wenn man es als Werk seiner Zeit auffaßt. Die Dichterin spricht gleichmäßig fast aus allen Personen, sie trägt keinen Augenblick Bedenken, in einen Monolog ein geistliches Lied mit Reimen und Strophen einzuflechten. Die Handlung ist geringfügig. Wir befinden uns zur

Zeit der Kreuzigung Christi in Jerusalem. Die Heldin ist die Gattin eines Mitgliedes des Hohen Rathes. Ihre Charakteristik spottet jeder Wahrheit, jedes dichterischen Zuges. Der Herr läßt ihr bei seinem letzten Gange sein Bildniß auf dem Schweißtuch zurück. Vielleicht, daß Fromme sich an solchen Dramen erbauen können, mit dem Wesen des Dramas oder mit der Kunst hat ein Werk wie das der 1895 verstorbenen Emilie Ringseis nicht das mindeste gemein. Es zeigt sich die tiefe Wahrheit des Goethe'schen Wortes aufs neue, daß die Religion oft nur die Poesie der Unpoetischen ist.

3. Die Tochter Salomo's. Ein dramatisches Gedicht in fünf Acten von Konrad von Blumenthal. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn. 1896. 8. 2 M.

Das vorliegende dramatische Gedicht ist unbedeutend. Der Verfasser hat verschiedene Gedanken darin verkörpern wollen, die ihm als Mitglied der Deutschen theosophischen Gesellschaft besonders am Herzen lagen; aber diese Verkörperung ist nur in mangelhafter Weise gelungen. Der Stoff ist in keinen rechten Fluß gebracht, noch viel weniger dramatisch belebt, die Charaktere verrathen eine völlig ungeübte Hand. Die Handlung selbst ist ohne jedes Geschick aufgebaut; die Ränke der Priester, die darin eine Rolle spielen, dürften in dieser Plumpheit selbst nicht mehr in Opern verwendet werden. Man wird billig urtheilen müssen, wenn ein Dichter den weisen König Salomo auftreten läßt; aber Ehrenpflicht dürfte es doch sein, ihn mit etwas mehr Geist, Charakter und Gewalt über das Gemüth auszustatten, als dies hier geschehen ist. Dafür tritt Issa, der weise Königssohn aus Indien, der gleichsam vom Wesen Jesu Christi angehaucht ist, mehr in den Vordergrund, doch vermag der Verfasser nicht zu gestalten und andern leuchtend vor die Seele zu führen, was er ernst und rein im Innern empfindet. Mag er ein Meister in theosophischen Dingen sein, Dramatiker und Dichter ist er nicht.

4. Dorando. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Taefflinger. Leipzig, K. F. Pfau. 1896. 8. 3 M.

Das Stück spielt in Frankreich unter dem fabelhaften König „Alois", die Zeit ist völlig unbestimmt, denn man erhält folgende Zeitangaben: daß der General Dorando am 12. März vorigen Jahres den Major Marietta am Tamaro geschlagen, am 17. Juni den Marschall Alfieri in der Ebene von Novara, am 3. August bei Peschiera besiegt habe und was dergleichen Unsinnigkeiten mehr sind. Das Stück steht unter aller Kritik. Der General hat mit mehrern Regimentern zu den Italienern übergehen wollen, ist aber entlarvt und gefangen worden. Seine Gattin sagt darüber Folgendes: „Was hat er denn Großes gemacht? Ein wenig mit Soldaten gespielt, ein wenig dem Feinde gezeigt, welche Vortheile es ihm verschaffen könnte, wenn er ihm ein paar solcher Ritter zuführte — was Rechts!" — Daran wird man wol die Klaue des Löwen erkennen und seine Spuren scheuen. Das Beste an dem Drama ist der Umstand, daß es ein Erstlingswerk ist; aber Taefflinger droht in einer Einleitung, daß schon in Zwischenräumen von einigen Monaten fernere Stücke folgen könnten, doch hinge das lediglich von seinen Umständen und Launen ab. Hoffentlich wird er auch darin dem Löwen gleichen, daß er nur ein Junges hat. — Die Brüder Grimm haben an jener berühmten Luther'schen Erklärung des zweiten Artikels, die aus einem einzigen wundervollen Satze besteht, die Sprachgewalt des großen Mannes nachgewiesen. Ein Satzungeheuer wie das folgende von Taefflinger herrührende dürfte selbst Wustmann noch nicht vorgekommen sein:

Aus diesen wechselseitigen Beachtungen und den daraus entsprungenen öffentlichen Urtheilen doch, wie meiner auf beide gerichteten Aufmerksamkeit und gleichzeitig den, durch diejenigen, welche sich in der Ausübung der dramatischen Poesie bisher bewährt, wie von denen, die derselben in geistiger Beziehung nahe gestanden, hervorgebrachten theoretischen Anschauungen mußte unwillkürlich der Quell zu eigener Schlußziehung entstehen, und ich wage zu bemerken, daß sich weder aus dem theoretischen Schluß der einen, noch aus dem kritischen Geschwätz der andern eine bestimmte Grundregel noch ein wesentlicher Endzweck für die-, resp. derselben aufstellen ließe — daß also aus diesem Hin- und Widerreden kaum eine wesentliche Grundanschauung, viel weniger noch eine segenbringende Förderung unserer dramatischen Poesie zu erhoffen übrig bliebe, die doch mit aller Gewalt von unserm vorlauten Kritikergeschlecht herangewitzelt werden zu sollen scheint —, wo man nicht gerade einen oder zwei herausgreifen wollte, um durch die Schiefheit und Zweideutigkeit der Urtheile der andern, das Urtheil dieser einzelnen vor Entstellungen zu retten.

5. Liebelei. Schauspiel in drei Acten von Arthur Schnitzler. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1896. 8. 2 M.

Arthur Schnitzler ist den Lesern d. Bl. kein Unbekannter. Vor einiger Zeit konnte sein Schauspiel „Das Märchen" mit Anerkennung besprochen werden, es enthielt in vielseitiger Charakteristik eine Anzahl wiener Gestalten, die mit sicherer Hand und scharfem Verstand zu der Idee des Stücks in Beziehung gebracht waren. Diesmal ist die Handlung ganz schlicht, wenige Personen treten auf, aber die Beobachtung des Lebens und das warme Gemüth fesseln ungemein. Das Stück wurzelt ganz und gar im Wienerischen, aber es reicht hinauf ins Ewig-Menschliche. Verhältnisse, wie sie hier geschildert werden, sind nur in Wien so frei und harmlos möglich, allerdings auch hier nur so gedankenlos und so naiv unsittlich. Fritz Lobheimer, ein junger reicher Mann, hat ein Verhältniß zu Christine, der Tochter eines Violinspielers am Josephstädter Theater. Er betrachtet die Beziehung als angenehme Abwechselung, denn er unterhält auch mit einer verheiratheten „dämonischen" Dame aus der wiener Gesellschaft ein Verhältniß, allerdings mit innerm Grauen. Bei einem kleinen Abendessen, wo Christine und ihre allerliebst verdorbene Freundin Mizi nebst deren Geliebten anwesend sind, bricht das Verhängniß herein: der Gatte der treulosen Dame fordert Fritz. Aber dessen Verhältniß zu Christine hat sich fast gegen seine Absicht

schon vertieft und veredelt. In schmerzlicher Bewegung besucht er Christine bei ihrem Vater, und Fritz erkennt erschüttert die innige Liebe des Mädchens zu ihm. Von einem Freunde Fritzens erfährt sie nach einigen Tagen von dem Duell und gleichzeitig den Tod ihres Geliebten. Der Ausbruch der Leidenschaft des einfachen Mädchens, dem damit ihr alles genommen worden ist, und das nun weiß, daß ihr Geliebter für eine andere Frau in den Tod gegangen ist, ohne daß sie sein Angesicht jemals wiedersehen wird, ist schön und tief und wahr empfunden. Das ganze Schauspiel ist außerordentlich einfach, es beruht auf einer intimen Kenntniß der Menschen und des Lebens in Wien, aber es würde nicht besonders hochzustellen sein, wenn nicht alle Einzelheiten und Kleinigkeiten so rein zusammengestimmt wären und wenn man die Liebe nicht fühlte, die diese Menschen geschaffen hat. Daß von einem solchen wohlgelungenen, aber immerhin kleinen Kunstwerk noch ein weiter Schritt zu einem Meisterwerk sei, das zu sagen ist eine unerfreuliche kritische Pflicht, die aber erfüllt werden muß, auch wenn sich der Dichter darüber gar nicht im Zweifel befinden sollte.

6. Ueber unsere Kraft. Schauspiel in zwei Theilen von Björnstjerne Björnson. München, Albert Langen. 1896. 8. 3 M.

Die deutsche Originalausgabe eines sehr bedeutenden Werks des norwegischen Schriftstellers liegt vor uns. Es ist nicht unsere Aufgabe, dieses Werk selbst zu besprechen, es soll blos die deutsche Uebersetzung hier angezeigt werden, und das kann mit berechtigtem Lobe geschehen. Der Titel theilt uns nicht mit, wer die Uebersetzung gegeben hat, gleichviel, sie dringt tief in das eigenartige Werk ein und ist in einer künstlerisch beherrschten Sprache geschrieben. Von Björnson's Dramen selbst muß man mit höchster Achtung sprechen, auch wenn nicht alles, was an Gedanken darin liegt, dichterisch bewältigt worden ist, vermuthlich auch der Deutlichkeit wegen nicht bewältigt werden sollte und konnte. Friedrich Kummer.

Feuilleton.

Der „Geschichtliche Ueberblick über die Entwickelung der Philosophie bis zu ihrer letzten Phase“, ein Leitfaden für allgemein Gebildete und Studirende der Hoch- und Mittelschulen, von Dr. Richard Wahle, Privatdocenten an der Universität Wien (Wien, W. Braumüller), betrachtet nicht die Darlegung des geschichtlichen Materials als seine Hauptaufgabe, sondern will zeigen, „wie alle philosophischen Versuche in dem Umkreise aller Möglichkeiten aufgetreten sind und keinen Halt gefunden haben“; „durch einen gedrängten Ueberblick über die Geschichte der Philosophie soll hier die Ueberzeugung gesichert werden, daß alle Metaphysik . . . sich vollkommen entwickelt und zum Abschluß gebracht hat“. Aber der Verfasser verfolgt dabei noch einen andern Zweck. Er möchte als Factoren, die den Gang der Philosophie bestimmt haben, von außen kommende und zufällige Anregungen möglichst ganz ausgeschlossen wissen und in ihm einen wesentlich nach innern Gesetzen sich entwickelnden Proceß erkennen. Das drückt er folgendermaßen aus: „Wir möchten dem Gedanken nachgehen, daß die ganze Philosophie, die wir vorzugsweise die unsere nennen — sagen wir die europäische — sich wie ein individualisirter geistiger Keim, im wesentlichen unabhängig von seinem Milieu, erschlossen und alle einem solchen innewohnenden Gestaltungen aus sich heraus zur Ausbreitung gebracht hat. Wir wollen daran glauben, daß die Philosophie wesentlich eine Selbstbewegung des Denkens um die nothwendig gegebenen Inhalte herum gewesen ist. Sie soll so angesehen werden, als wäre sie das Denkoperat eines einzigen Ingeniums, eines einzigen Kopfes, der die Welt zu betrachten, sie verständlich zu machen, bestrebt ist, der von dem Auffallenden gefangen genommen wird, dann in sich, nach allgemeiner Menschenart, umfassende, weitgehende, extreme Ansichten concipirt, in sich auch die zwingende Logik hat, Einseitigkeiten schließlich wieder zurückzuweisen, und mit seinen Betrachtungen in einer naturgemäßen Reihe weiter schreitet, bis alle möglichen Versuche erschöpft sind.“ So ansprechend an sich der Gedanke ist und so natürlich auch, so ist doch die consequente Durchführung nicht ohne Zwang möglich. Der Verfasser ist sich bewußt, die Lehren der einzelnen Philosophen „in geradezu brutaler, wenn auch ausreichender Kürze“ vorgeführt zu haben, meint aber zugleich, diese Denker seien doch „nur Punkte in der durch sich selbst nothwendigen Aufrollung der philosophischen Ideen“. Ausdrücke wie „X-beliebigkeit“ und „weiß Gott noch welche kindischen Beobachtungen“, nämlich des Thales, hätte er besser vermieden. Er hat seine Schrift unter andern auch für Studirende der Mittelschulen bestimmt. Doch dürften diese nicht viel damit anzufangen wissen.

— Die Stellung der Frau im modernen Leben ist eins der schwierigsten Probleme. Jeder ehrlich Denkende wird es nicht nur als berechtigt, sondern auch als wünschenswerth anerkennen, wenn Frauen dazu und zur Wahrung ihrer Rechte das Wort ergreifen. Aber es muß in sachlicher Weise geschehen. Das ist aber in dem Buche von Johanna Löwenherz: „Prostitution oder Production, Eigenthum oder Ehe?“ (Neuwied, Im Selbstverlag der Verfasserin, 1895) nicht der Fall. Die Verfasserin ergeht sich in rücksichtslosem und leidenschaftlichstem Tone ironisch, spöttisch, witzelnd über die verderbte und verblendete Männerwelt. Noch bedenklicher erscheint, daß sie ihr Material kritiklos überall her zusammenrafft. Auf einer gelegentlichen mündlichen Aeußerung jemandes baut sie schwerwiegende Anklagen auf. Ihr Eifer macht sie völlig blind. Wir kennen so viele tüchtige Frauen auf allen Gebieten, namentlich auch auf dem der Literatur. Die Verfasserin aber wittert überall nur das Streben des Mannes, die Verdienste der Frau todtzuschweigen. Das führt sie mitunter dazu, ihr Pulver an ganz ungeeigneter Stelle zu verschießen, z. B. in der Beurtheilung der Roswitha von Gandersheim: „In dieser Wüste“ — sagt sie — „war sie wie die Oase; erquickend, voll quellfrischen Lebens. Ihre sieben Schauspiele sind schön, originell, feurig und zart, höchsten dramatischen Lebens voll, voll tiefer Menschenkenntniß und Wahrheit, voll Laune, Geist, voll Phantasie und Gemüth. Manche Scenen und Bilder prägen sich dem Leser für ewig (!) ein, und es ist beinahe gewiß, daß Roswitha ihre Dramen auch im Kloster aufführen ließ und sie nur für die Aufführung schrieb u. s. w.“ Diese Ueberschwenglichkeit wirkt überaus komisch. Zugleich erklärt die Verfasserin, im „Brockhaus von 80“ den Namen der Dichterin vergeblich gesucht zu haben; ob er darin steht (natürlich!), sie weiß es nicht, aber ein berühmter Tenor — den sie mit Namen nennt — steht darin, „das wissen er und ich ganz genau!!“ Wenn die Ver-

fasserin belehren und bessern will, was in der That in mancher Beziehung nothwendig ist, so muß sie in würdigerm Tone reden. Gern wird man ihr dann den Ausputz mit allerlei zweifelhafter Gelehrsamkeit schenken. Sie corrigirt z. B. den Namen eines athenischen Festes im Druckfehlerverzeichniß wieder falsch und leistet sich folgende Redewendung: „Aber hieße Roßwitha Roßvitus! — ja, das wäre was anderes. Quod licet bovis (!), non licet der Roßwitha!", und als wollte sie die Wahrheit des Spruches erhärten, citirt sie: mulieres (!) taceat in ecclesia!

— Eine sehr zeitgemäße Untersuchung stellt der Professor an der kaiserlichen Universität Jurjew (Dorpat) Dr. A. Rauber, an in seiner Broschüre „Fragen der Liebe" (Leipzig, Ed. Besold, 1895). Diese Studie ist der Dichtkunst des scheidenden Jahrhunderts gewidmet. Denn „ein ansehnlicher Theil unsers Liebeslebens und unserer Liebesliteratur, vor allem jener, welcher auf die Gesammtheit der Bevölkerung unmittelbar zu wirken berufen ist, beruht, wie sich leicht zeigen läßt, auf falschen Voraussetzungen, auf mangelnder Kenntniß des Zusammenhanges der Dinge und auf Unwissenheit über die wahren Werthe. Er entstammt also verderbten Quellen, welche weit eher geeignet sind, Sehende blind, als Blinde sehend zu machen, und welche schon allzu lange fortfahren, viele sich ihnen anvertrauende unverdorbene, reine Herzen in ihren trüben Fluten zu begraben". Dem subjectiven Ermessen des Einzelnen will der Verfasser die wohlbegründete Erkenntniß entgegenstellen, die er allein von der Wissenschaft der Biologie erwartet. Nach deren Gesetzen bilden Mann und Weib nicht mehr zwei voneinander unabhängige Individuen, sondern ein biologisches System. „Die Function dieses Systems ist nicht Selbstzweck, gilt nicht in erster Linie den Aeltern, sondern der Nachkommenschaft, dem Kinde." Danach bestimmt sich die Dauer der eingegangenen Verbindung und ihre Form, nämlich die der „sanctionirten Ehe". Der Verfasser verkennt nicht, daß auch die sogenannte „freie Ehe" den Grundsätzen der Biologie entsprechen kann, aber er befürchtet doch bei ihrer Einführung Gefahren, die sich in erster Linie dem Weibe fühlbar machen würden. Die Erörterung dieser Fragen gibt dem Verfasser Veranlassung, Streiflichter auf die moderne Poesie zu werfen und insbesondere seine Stellung zu Tolstoi's Entsagungstheorie zu bezeichnen. Wir können seine klaren und besonnenen Darlegungen allen Männern warm empfehlen.

— Recht unterhaltend plaudert über eine ganze Reihe das Theater und verwandte Gebiete betreffender Fragen Eugen Isolani in seinen „Allerlei Betrachtungen vor und hinter dem Vorhang" (Leipzig, R. Friese, Sep.-Cto., 1896). Die einzelnen Kapitel haben folgende Ueberschriften: „Die Taufe am Schreibtisch". I. „Vom Titelgeben". II. „Pseudonymität und Anonymität". III. „Die Personentaufe", „Das Lesecomité", „Die Première", „Zur Kritik der Kritik", „Was bleibt für den Darsteller?", „Ueber das Alter auf der Bühne", „Der Kastengeist (Souffleur)", „Kunstbegeisterung", „Die Reclame in der Kunst", „Bratenkünstler", „Deutsche Theaterfürsten", „Laienbetrachtungen im Concertsaal", „Musiker und Thiere". Man sieht, ein ziemlich reicher Inhalt, in dem erzählende Partien mit kritisirenden abwechseln. Natürlich werden die einzelnen Gegenstände nicht erschöpft. Leicht mag der Leser selbst manches ergänzen. Zweimal nimmt der Verfasser seine Belege aus dem Alterthum, wo er auch sonst noch manche Ergänzung seines Materials, z. B. für das Kapitel „Musiker und Thiere", hätte finden können. Ueber manche seiner Aeußerungen läßt sich streiten. Daß ein Dichter einen einfachen Handwerker nicht Kurt nennen könnte, sehen wir nicht ein. Rosegger führt allerdings den Vornamen „Petri Kettenfeier", nennt sich aber jetzt Peter. „Den Pathos" (S. 106) hätte der Verfasser nicht schreiben sollen.

— Sudermann's „Stille Mühle" ist vor kurzem bei Calman-Lévy in Paris in französischer Uebersetzung erschienen, und wiewol man findet, daß unser Landsmann Werke von größerer Tragweite geschrieben hat, findet „Le Moulin Silencieux" doch vielen Anklang wegen der Klarheit und Knappheit des Ausdrucks, wo jedes Wort an seinem Platze steht, und wegen der scharf umrissenen Zeichnung der Charaktere. — Auch Richard Wagner hat einen neuen Uebersetzer gefunden in Jacques d'Offoël (Paris, Fischbacher, 1896), und man rühmt seinem Werke allgemein nach, daß es die erste wirklich französische Uebersetzung des großen „Dichters" biete, die mehr als alle andern die Eigenschaft besitze, daß der Text gesungen und gelesen, d. h. recitirt werden könne.

Bibliographie.

Achleitner, A., Grenzerleut'. Bilder aus den Alpen. Berlin, Verein für deutsches Schriftthum. 8. 3 M.

Boyle, R., Shakespeare, der Verfasser seiner Dramen. Zittau, Pahl'sche Buchhandlung (A. Haase). Gr. 8. 1 M.

Brandies, B., Absonderliche Geschichten. Leipzig, Robert Friese, Sep.-Cto. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Bürgerliches Gesetzbuch für das Deutsche Reich. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhaltung. 8. 2 M. 20 Pf.

Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Herausgegeben von L. Quidde. Zwölfter Band. Zweites Heft. Freiburg i. Br., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Gr. 8.

Dougall, L., Der Zeitgeist. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 2 M.

Duimchen, Th., Die Kunst. Novellen und Skizzen. Leipzig, Robert Friese, Sep.-Cto. Gr. 8. 3 M.

Finck, H. T., Wagner und seine Werke. Zwei Bände. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt von S. Schottlaender. 12. 6 M.

Gerling, W., Florian Geyer. Drama. Leipzig, Ernst Wiest Nachf. Gr. 8.

Häfker, H., Was sagt Shake-speare? Berlin, Schuster u. Loeffler. 8.

Henrich-Wilhelmi, Hedwig, Eine Sünderin. Drama. Leipzig, Ernst Wiest Nachf. Gr. 8.

Jahn, H., Aus Deutschlands großen Tagen. Erlebnisse eines 24ers im deutsch-französischen Kriege. Zweiter Band. Braunschweig, Albert Limbach. Gr. 8. 4 M.

Isolani, E., Merkwürdige Leute. Lebensbilder und Skizzen. Leipzig, Robert Friese, Sep.-Cto. Gr. 8. 2 M.

Karlweis, C., Der kleine Mann. Wiener Schwank. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Krüger, G., Die Entstehung des Neuen Testamentes. Freiburg i. Br., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Gr. 8. 60 Pf.

Laßwitz, K., Gustav Theodor Fechner. Stuttgart, Friedrich Frommann's Verlag (E. Hauff). Gr. 8. 1 M. 75 Pf.

Lauchert, F., Des Gottesfreundes im Oberland (Rulmann Merswin's) Buch von den zwei Mannen. Bonn, P. Hanstein's Verlag. Gr. 8. 2 M.

Loti, P., Jerusalem. Berlin, Schuster u. Loeffler. 8.

Masson-Forestier, Remords d'Avocat. Paris, Armand Colin u. Comp. 8. 3 fr. 50 c.

Münch, W., Vermischte Aufsätze über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst an höheren Schulen. Zweite Auflage. Berlin, R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder). Gr. 8. 6 M.

Muth, R. v., Deutsche Dichtung in Oesterreich. Wiener-Neustadt, Anton Folk. 4.

Ott, K., Ueber Murner's Verhältniß zu Geiler. Bonn, P. Hanstein. Gr. 8. 2 M.

Pölle, F., Wie bezeichneten die alten Griechen den Witz? Leipzig, B. G. Teubner. Gr. 8. 1 M.

Reinecke, C., Die Beethoven'schen Klavier-Sonaten. Leipzig, Gebr. Reinecke. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Schlossar, A., Nicolaus Lenau's Briefe an Emilie von Reinbeck und deren Gatten Georg von Reinbeck. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. Gr. 8. 4 M.

Schmitz, F., Der Neußer Krieg 1474—1475. Bonn, P. Hanstein. Gr. 8. 2 M.

Schneider, F., Des Alpenkönigs Gericht und andere Märchen. Prag, H. Dominicus (Th. Gruß). 8. 1 M.

Schoenfeld, E. D., Gretter der Starke. Berlin, Schuster u. Loeffler. 4. Geb. 5 M.

Wehner, A., Die Glocke, ein Symbol menschlicher Vereinigung. Leipzig, A. Wehner. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Wollny, F., Zum Schutze der Psychologie. Leipzig, Oswald Mutze. Gr. 8.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Yeast, ein Problem,

oder

Was Herr Lancelot Smith dachte, sprach und that.

Roman von

Charles Kingsley.

Aus dem Englischen übersetzt von **P. Spangenberg.**

Mit einer Einführung von Professor **Dr. Richard Wülker.**

Zweite Auflage. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Dieser zum ersten male ins Deutsche übersetzte Roman Kingsley's hat seiner Vorzüge wegen so freundliche Aufnahme gefunden, daß bald die zweite Auflage nöthig geworden ist. Mit Shakespeare'scher Energie zeichnet der Verfasser Gestalten aus den verschiedensten Gesellschaftskreisen des heutigen England; seine Seelengemälde sind von höchster psychologischer Feinheit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Durch das Britische Reich.

Südafrika—Neuseeland—Australien—Indien—Oceanien—Canada.

Mit einem Anhang:

Der Brand des Packetschiffes „France".

Von

Alexander Grafen von Hübner.

Zweite Auflage. Mit einer Karte. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Eine um die Hälfte des frühern Preises ermäßigte zweite Auflage des Werks, in welchem der Verfasser des vielgelesenen Werks „Ein Spaziergang um die Welt" die neue Weltreise schildert, die er in den Jahren 1883 und 1884 ausgeführt hat. Scharfe Beobachtung, weiter Blick, vielseitigste Kenntniß und vollendete Kunst der Darstellung verleihen seinen Aufzeichnungen ein ungewöhnliches Interesse und hervorragenden, dauernden Werth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ueber den Polarkreis.

Von

Th. von Bayer*.

Mit 5 Abbildungen und 1 Karte.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses Werk der den allerhöchsten Kreisen angehörenden Verfasserin schildert eine Reise nach dem nördlichen Norwegen und verbindet damit eine auf sorgfältigen Beobachtungen und Forschungen beruhende Darstellung von Land und Leuten.

„Petermann's Geographische Mittheilungen" schreiben darüber: „Wir kennen kein Buch, das Norwegen und besonders den Norden dieses Staates mit gleichem Geschick behandelt."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinrich Schliemann's Selbstbiographie.

Bis zu seinem Tode vervollständigt.

Herausgegeben von Sophie Schliemann.

Mit einem Porträt in Heliogravüre und 10 Abbildungen.

8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Eine Einzelausgabe der sehr interessanten und charakteristischen Selbstbiographie des berühmten Entdeckers von Troja, welche allen, die über seinen merkwürdigen Lebensgang und seine erfolgreiche Thätigkeit Näheres zu wissen wünschen, zu empfehlen ist.

Ein neues Bildniss Schliemann's in Heliogravüre und Abbildungen der Hauptstätten seiner Wirksamkeit (Troja, Mykenae, Tiryns) schmücken das Werk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein Jahr meines Lebens.

1848—1849.

Von

Alexander Grafen von Hübner.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses Werk des berühmten österreichischen Diplomaten und geistreichen Schriftstellers, sein Tagebuch aus ereignißvoller Zeit, hat durch die eingehende Schilderung des Aufstandes in Oberitalien, sowie der wiener Revolution von 1848 und der Thronbesteigung Kaiser Franz Joseph's allgemeine Aufmerksamkeit erregt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Gottfried August Bürger.

Neue vollständige Ausgabe.

Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von **Julius Tittmann.**

Zweite Auflage.

8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

(Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.)

Eine durch literarische Einleitung und zweckmäßige Anmerkungen ausgezeichnete vollständige Ausgabe der Gedichte Bürger's.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 34. — 20. August 1896.

Ada Negri.

Es ist nicht blos eine Zeitungsphrase, daß die weitern Schöpfungen eines Dichters mit Spannung erwartet werden. Man durfte in der That gespannt sein auf einen Band Gedichte der so schnell zu fast europäischer Berühmtheit gekommenen italienischen Dichterin Ada Negri.*) Denn ganz von selbst knüpften sich an den ersten Band die Fragen: wird die dichterische Entwickelung Ada Negri's halten, was jene ersten Gedichte versprochen haben, werden die weitern Gedichte einen Fortschritt in der dichterischen Entwickelung, eine Vertiefung und Erweiterung des Horizontes zeigen? Wir bejahen die erste Frage unbedingt, die zweite mit gewissen Einschränkungen; denn ihr Stoffgebiet ist im wesentlichen das gleiche geblieben: Mitleidspoesie ist der Grundzug auch dieses Bandes, und mitleidiger konnte die Negri'sche Poesie eigentlich nicht mehr werden, als sie sich schon im ersten Bande zeigte. Auch von einer eigentlichen Vertiefung in die Probleme ist nicht die Rede. Wir meinen hier selbstverständlich nicht die socialen Probleme, sondern die dichterisch erfaßten. Ada Negri packt ihre Stoffe in diesem Bande genau so an und bewältigt sie mit der gleichen dichterischen Geschicklichkeit wie dort, soweit sie dieselben nicht im Feuer ihres dichterischen Genius in Poesie umschmilzt. Und davor möchten wir doch warnen, daß man jene Geschicklichkeit nicht mit den Kunstwerken aus dieser Esse verwechsele. Die ganze Art der Italienerin Ada Negri legt die Verwechselung manchmal sehr nahe. Man braucht aber nur die oft wiederkehrenden, durch mehrere Strophen sich durchziehenden langen Sinn- und Satzperioden zu beachten, um zu bemerken, daß auch hier nicht alles dichterisches Gold ist, was sich so glänzend darstellt. Auch dringt vielleicht mehr als im ersten Bande Prosa ein. In dem Gedicht „Ein Kind", das den ganzen Jammer des Daseins eines Arbeiterkindes in Verse faßt, über die man Blut weinen könnte, findet sich die Strophe:

> Allmählich ward er schwach. Verhängnißvoll
> Ist Kindern diese Luft, knapp und verdickt,
> Die ihnen in die trocknen Kehlen Staub
> Und schlechte Stoffe drückt.

Wenn da nicht die Uebersetzerin gesündigt hat — ich komme nachher darauf —, so ist ein solcher Vers eines Dichters schlechterdings unwürdig. Das ist Stümperpoesie!

Eine Erweiterung ihres Stoffgebiets ist insofern vorhanden, als dieser Band auch etwas Poesie des weiblichen Herzens, wenn auch nur in bescheidenstem Umfange, enthält. Der Deutsche ist vielleicht in diesem Stück anspruchsvoller als andere Leute; ich sage nicht: neugieriger. Aber wirklich: sociale Mitleidspoesie wird auf die Dauer eintönig. Wir sind gewiß die letzten, die von einem Dichter verlangen, daß er etwas singe, was er nicht innerlich erlebt hat, also z. B. von Ada Negri Liebespoesie, wenn die Liebe bisjetzt eben keine Rolle in ihrem Leben gespielt hätte. Daß dies doch der Fall, läßt dieser neue Band wenigstens ahnen, wenn es auch für diese unsinnliche Frau charakteristisch ist, daß sie sich öfters einen Sohn wünscht, den sie als Kind eines neuen Geschlechts erziehen möchte, aber von all dem schweigt, was im Menschen- und vollends im Frauenherzen vorzugehen pflegt, ehe es so weit ist.

An ganz großartig geschauten socialen Bildern ist kein Mangel. Es wird kaum einen andern Poeten geben, der uns das Elend dichterisch so ins Herz drückt wie Ada Negri. Ich nenne „Die Tochter der Luft", das oben genannte „Ein Kind", „Ausstand" und andere. Auch an schönen dichterischen Einzelheiten fehlt es nicht. Sie sind um so höher anzuschlagen, als sich die Dichterin mit dem

*) Stürme (Tempeste). Gedichte von Ada Negri. Ins Deutsche übertragen von Hedwig Jahn. Berlin, Alexander Duncker. 1896. 8. 3 M.

Undichterischesten beschäftigt, was es gibt: mit der Maschine. Aber man höre aus dem Gedicht „Ausstand“:

In tiefen Schlummer sank
Ein jedes Triebwerk jetzt;
Doch fletscht es noch die Zähne scharf und blank,
Die tödlich wol manch Leben schon verletzt.

Die Riemen, die einst unaufhörlich sich
Rastlos im Kreis bewegt,
Stehn da wie eine Schildwacht feierlich,
Die auf der Lauer kaum den Athem regt.

Oder aus ganz anderm Gebiet in „Ego sum“:

Es bleibt, wenn alles fliehn will und vergehen,
Treu und lebendig doch
Ein Traum, ein Hälmchen Grün in uns bestehen,
Ein Rosenblättchen noch;

Ein Keim, der fruchtbar sich beginnt zu regen
In düstrer Seele Nacht,
Der uns verheißet reichen goldnen Segen
Von künft'ger Erntepracht.

Hierbei darf man allerdings nicht mit der Sonde in die dichterische Anschauung eindringen, sonst findet man, daß die Häufung der Bilder nur abschwächt und daß einem die Vollziehung widersprechender Vorstellungen zugemuthet wird: es bleibt ein Traum, ein Hälmchen Gras, ein Rosenblättchen und zuletzt ein Keim!

Die Uebersetzung steht offenbar nicht auf der Höhe des Originals. Doch wer kann das verlangen! Auffallend sind häufige unerträgliche Inversionen, namentlich in der Klippe aller Dichter und Uebersetzer, in den Wennsätzen, wo das Verbum eben einfach an das Ende des Satzes gehört. Denn zu sagen: „Wenn ist dem so“ statt „Wenn dem so ist“, das ist für ein deutsches Sprachgefühl einfach scheußlich. Weniger auffallend, aber ebenfalls undeutsch ist die Inversion, wenn ein Gedicht anfängt:

„Ein Frösteln ich bei euch, ihr strengen Bücher, fühle“ — fühle steht hier doch blos am Ende der Zeile um des Reimes willen. Dazu kommen viele höchst gleichgültige Reimworte: „Entgegen wollt' auch ich — — — Schien es am Boden festzuhalten mich“, oder gar „daß man niederfallen

In Schlamm und Elend kann,
Verlassen sein von seinen Freunden allen,
Und daß kein Wesen man,
Das an uns glaubt u. s. w. —

Dies übrigens freilich, zur Entschuldigung der Uebersetzerin gesagt, in eine Satzperiode, die sich durch fünf vierzeilige Strophen durchzieht!

Man kann fremde Dichter nach Uebersetzungen überhaupt blos im allgemeinen beurtheilen, und ich bedauere lebhaft, nicht das Original zugleich zur Hand zu haben. Denn ohne das hat man eigentlich gar kein Recht, Einzelheiten zu loben oder zu tadeln. Das ist mir mehr als je zum Bewußtsein gekommen, als ich das erste Gedicht dieser Sammlung bei Hedwig Jahn und bei Karl Henckell *) verdeutscht las. Ich stelle beide Uebertragungen hintereinander:

Karl Henckell:

An dich, Mutter.

Ja, ich bin stark. — Auf meinem stein'gen Pfade
Brach mir zwar mancher Glaube schon in Stücke;
Und doch mit stolzem Blicke
Steig' ich zum morgenleuchtenden Gestade.

Ich bot die Brust den harten Unglücksschlägen,
Bot Trotz des Hasses unversöhntem Grollen;
Der Noth, der martervollen,
Warf Kraft von hundert Leben ich entgegen.

Nicht eine Thräne floß dem Schicksalsstreiche,
Nichts beugt die Stirn mir, die Gedanken nieder
Ja, stark bin ich jetzt wieder
Und bin im Sturm die ungebrochne Eiche.

Ein neu Gebot von Welt- und Menschenliebe
Erbraust in meinem Lied, und neue Thaten,
Unsterblich wie die Saaten
Und wie des Sonnenkusses ew'ge Triebe.

. . . O Mutter, segne mich! — Dir gilt mein Kämpfen,
Und dir allein mein hoffend Widerstehen.
Wenn unter blut'gen Wehen
Schmerz mir die Kehle schnürt, und wenn in Krämpfen

Der Qual und lechzend grausen Athemzügen
Der Geist zu springen droht in Finsternissen,
Wenn todeswund zerrissen
Die Kraft, die mich durchflammt zu hohen Flügen,

Seh' ich dich, Mutter, an. — Und so erhaben
Erscheinst du mir, das Haupt emporgerichtet
Und um die Stirn geschlichtet
Des weißen Haars verehrungswürd'ge Gaben;

So rein erscheinst du mir in deinen alten,
Von heil'ger Ruhe milderfüllten Tagen,
Du, die viel Leid ertragen
Und Aeußerstes vom Leben ausgehalten;

So glänzt dein Auge noch ins Weltgewühle,
Und Würde lächelt dir vom Angesichte
Mit so verklärtem Lichte,
Daß ich durch dich mich auferstanden fühle.

Und Fleisch von deinem Fleische bin ich wieder,
Kraft deiner Kraft, o Wahre, Segenreiche!
Hoch hebt ihr Haupt die Eiche
Und rauscht den Stürmen ihre starken Lieder.

Hedwig Jahn:

Für dich, Mutter.

Stark bin ich, das ist wahr. — Auf stein'gen Wegen
Ward Glaube mir und Seele arg verletzt;
Doch stolz steig' ich noch jetzt
Empor, dem lichten Morgenroth entgegen.

---

*) Ada Negri. Ein Vortrag von Karl Henckell. Zürich, Karl Henckell u. Comp. 1896. Gr. 8. 50 Pf.

Die Brust hab' ich den Wunden preisgegeben,
Herausgefordert unversöhnten Haß;
Beim Schmerzensübermaß
Bäumt' ich mich auf mit Kraft von hundert Leben.

Nie klagt' ich, wenn auch Leid mich hart erschüttert,
Nichts beugt die Stirn mir, den Gedanken klar,
Stark bin ich, das ist wahr,
Ich bin die Eiche, die im Wind nicht zittert.

Und neuer Liebe Machtgebot, zur Wonne
Von Mensch und Dingen, bebt durch meinen Reim,
Urewig wie der Keim
Des Saatkorns, wie der Kuß der Lebensspend'rin Sonne.

... O Mutter segne mich. — Um deinetwillen
Nur kämpfe, hoffe, harr' ich aus voll Muth,
Wenn stürmisch wallt mein Blut
Und ich die Thränen kaum vermag zu stillen,

Wenn düstere Begierde in mir waltet,
Mein Geist sich zur Empörung wild entfacht
Und meiner Tugend Macht,
Die in den Adern glüht, mir fast erkaltet.

Betracht' ich dich, o Mutter. — Es umschweben
Dir Einsamen, Stolz und Erhabenheit,
Die Stirne hoch und breit
Dir von ehrwürd'gem, weißem Haar umgeben.

So rein erschienst du mir im stillen Frieden
Den dir das hohe Alter freundlich bot,
Nachdem dir größte Noth
Und bitt're Seelenkämpfe einst beschieden.

So würdevoll ist Miene und Geberde,
So klar und hell erstrahlt dein Augenlicht,
So mild dein Angesicht,
Daß ich durch dich ein neues Wesen werde.

Und Fleisch von deinem Fleische werd' ich wieder,
Du Heil'ge, Wahre, deine Kraft verleiht
Mir Kraft, die neu mich weiht
Zur stolzen Eiche, die kein Wind beugt nieder.

Welches Gedicht ist nun von Ada Negri? Schon der Form nach? Die eine Uebersetzung hat nur weiblichen Reim, in der andern wechseln männliche und weibliche, was bekanntlich für den Eindruck ungemein viel ausmacht. Der dichterische Ausdruck, ja der Gedanke ist in beiden oft so verschieden, daß man wirklich nicht weiß, was die Dichterin gemeint hat. Daß die Pointe des ganzen Gedichts in den Schlußzeilen eine in beiden Uebersetzungen verschiedene ist, leuchtet auf den ersten Blick ein. Ich glaube, Hedwig Jahn übersetzt sinngetreuer, dafür aber nüchtern und prosaischer. Der Uebersetzung Henckell's merkt man den Dichter an und zwar den mit Ada Negri im innersten Herzen mitfühlenden Dichter. Dieser Umstand hat ihn wol zu seinem Vortrag über Ada Negri veranlaßt. Derselbe enthält denn auch mehr social-ethisches Mitgefühl mit der Dichterin als den ästhetischen Nachweis ihrer Bedeutung. Henckell klebt durchaus am Stofflichen der Dichtungen, und wir vermuthen, daß die Dichterin, wenn sie, wohlgemerkt bei derselben dichterischen Bedeutung, mit aristokratischer Manier sänge, schwerlich in Karl Henckell einen Lobredner gefunden hätte. Es gibt heutzutage Leute, namentlich Dichter, die sofort in Entzücken gerathen, wenn jemand declamirt wie Ada Negri (Henckell, S. 31): „Wärst ein Plebejer du!" oder wenn ein Dichter das sociale Elend besingt, obgleich sie selbst davon vielleicht wenig am eigenen Leibe erfahren haben.

Daß sich Henckell's Vortrag in Uebertreibungen bewegt, ist ja selbstverständlich. Wenn er aber behauptet, daß es Leute gebe, welche „eine zwanzigjährige Promethidin, Ada Negri, an einem achtzigjährigen Olympier, Wolfgang Goethe, messen", so bitte ich mir doch Namen aus. Ich glaube, so thöricht ist heutzutage keiner mehr; und wenn einer für jede Art von deutscher Lyrik den jungen Goethe als Maßstab nähme, so könnte ich bei dieser Incarnation deutscher Lyrik erst nicht viel einwenden. Derselbe Henckell aber braucht den alten Goethe als Eideshelfer und schließt seinen Vortrag mit einem „allerdings richtig zu verstehenden" Wort Goethe's: „Die Nationalliteratur hat heute keinen großen Sinn mehr; die Zeit der Weltliteratur ist gekommen, und jeder muß heute arbeiten, diese Zeit zu beschleunigen." Das also wäre das Ergebniß davon, daß einmal wieder irgendwo in der Menschheit eine Dichterin erstanden ist, wie Ada Negri, welche die ganze Welt zu ihren Füßen sieht! Wenn die Dichter, welche nur in ihrem Volksthum ihre Größe haben und uns aus demselben verständlich sind — und eine solche Dichterin ist auch Ada Negri —, den Ast, auf dem sie sitzen, mit Vorsatz absägen wollen, so mögen sie es thun. Sie purzeln dann ins Bodenlose der Kosmopoliterei, und das Ding, genannt Kosmopolitismus, verschlingt sie so gründlich, daß in ihrem Vaterlande in Kürze kein Hahn mehr nach ihnen krähen wird.

Richard Weitbrecht.

Biographische Literatur.

1. Ein Achtundvierziger. Erlebtes und Erdachtes. Von Philipp Wagner. Zweite Auflage. Leipzig, Rob. Claußner's Verlagsanstalt. 1895. 8. 3 M. 50 Pf.
2. Wilhelm von Humboldt als Staatsmann. Von Bruno Gebhardt. Erster Band: Bis zum Ausgang des Prager Congresses. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1896. Gr. 8. 10 M.
3. Geisteshelden. (Führende Geister.) Eine Sammlung von Biographien. Herausgegeben von Dr. Anton Bettelheim. Dreiundzwanzigster Band: Görres. Von J. N. Sepp. Berlin, E. Hofmann u. Comp. 1896. 8. 2 M. 40 Pf.

Im Jahre 1884 erschien unter dem Titel „Ein Achtundvierziger. Erlebtes und Erdachtes" eine Autobiographie von Philipp Wagner. Der Zweiundsiebzigjährige beabsichtigte, sich damit „vor seinem herannahenden Ende sein eigenes Monument zu setzen". Man könnte nichts dagegen einwenden, wenn er das Büchlein als Manuscript gedruckt seinen Kindern und Freunden in die Hand gegeben hätte; was aber in aller Welt sollen diese Erinnerungen vor dem Forum der Oeffentlichkeit? Die Verlagsanstalt von R. Claußner in Leipzig hat im vorigen Jahre eine zweite Auflage des Buchs veranstaltet (Nr. 1): der Tod Wagner's, am 22. Januar, hat ihr wol die Veranlassung dazu gegeben. Wer ist Philipp Wagner? Nur einem kleinen Kreise von Freunden wird er bekannt sein, und wer ihn nicht kennt, hat nicht allzu viel verloren. Die Autobiographie lehrt ihn uns kennen als einen Menschen, dem jede Schranke der Sittlichkeit und Religion zuwider war, der sich kühn über alle „Vorurtheile" hinwegsetzte und immer nur seinem innern Drange, nicht selten seinen unklaren Trieben und Gefühlen folgte, stets das Bedürfniß hatte, eine Rolle zu spielen, und sich in dem Wahne glücklich fühlte, daß er berufen sei, ein freies Menschenthum vorzubereiten! Er war offenbar eine Rousseau'sche Natur, ein Spielball seiner Launen und einer ungezügelten Phantasie. Wenn schließlich aus ihm doch noch ein brauchbarer Mensch geworden ist, so verdankt er das seiner trefflichen Frau, die mit bewundernswerthem Muthe die Irrfahrten dieses demokratischen Odysseus theilte und durch ihr stilles Dulden den hartnäckigen Verleugner jeglicher geoffenbarter Religion doch dahin brachte, daß er nach dreijähriger freier Ehe den kirchlichen Segen nachholte und seine Kinder dadurch in den Augen der Welt legitimirte. Daß sich Wagner als politischen Märtyrer betrachtet, weil er nach seiner Betheiligung am Septemberputsch in Frankfurt den deutschen Boden verlassen mußte, um nicht in die Hände der siegreichen „Reaction" zu fallen, versteht sich von selbst. Das thut jeder Republikaner, dem die „Tyrannei" des monarchisch regierten Deutschland unerträglich geworden ist. Wie wenig freilich die republikanischen Träume Wagner's im Eldorado aller Freiheitsschwärmer in Erfüllung gingen, das ist er ehrlich genug einzugestehen. Ein freies Menschenthum, mit „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" als wirkenden Mächten, fand er auch jenseit des großen Wassers nicht, und mehr und mehr lernte er unter den harten Erfahrungen, die ihm nicht erspart blieben, kennen, daß vieles, recht vieles im monarchischen Deutschland besser sei als in der von Eigensucht, Geldgier und schnöder Corruption beherrschten Republik der Vereinigten Staaten. Ein homo literatus war Wagner nicht. Das lehrt auch sein Stil, vornehmlich aber die Anwendung von Formen, die die deutsche Schriftsprache nicht kennt, wie „benied" statt „beneidete", und die Schreibung der Fremdwörter, die sich kühn über alle Etymologie hinwegsetzt; auch weiß der Verfasser nicht recht, mit welchem Casus die einzelnen Präpositionen im Deutschen verbunden werden. Doch ist es auch möglich, daß ein guter Theil dieser Fehler der überaus mangelhaften Drucklegung zuzuschreiben ist. Der Druckfehler sind unzählige, dazu wird das Auge durch ungleiche Höhe der Seiten, durch die Verwendung von Typen verschiedener Größe und ähnliche Lottereien beständig beleidigt.

Von einer auf zwei Bände berechneten Darstellung (Nr. 2) des staatsmännischen Wirkens Wilhelm von Humboldt's ist der erste Band erschienen. Er behandelt in drei Büchern die „römischen Jahre 1802—1808", die Thätigkeit Humboldt's an der Spitze des Unterrichtswesens 1809 und 1810, und die Leistungen des „Diplomaten" Humboldt als Gesandter in Wien 1810—1813 und auf dem Prager Congreß. Bei der Bedeutung des Werks für die Geschichte Preußens in einer der kritischen Perioden dieses Staats behalten wir uns vor, nach Erscheinen des zweiten Bandes in eingehender Besprechung darüber zu berichten, möchten aber nicht verfehlen, schon jetzt die Aufmerksamkeit der Freunde deutscher Geschichte darauf zu lenken.

Es ist nicht das erste mal, daß Sepp seinem Lehrer Görres pietätvollen Sinnes ein literarisches Denkmal setzt (Nr. 3). Schon zur Feier des hundertjährigen Geburtstages (1876) hat er eine Erinnerungsschrift veröffentlicht, und auch im Todesjahr des großen Tribunen eines einigen Deutschland (1848) hat Sepp dem deutschen Volke die geistige Größe und die geschichtliche Bedeutung des Begründers und Herausgebers des „Rheinischen Merkur" zum Bewußtsein zu bringen sich bemüht. Sepp selbst gehört zu den großen Vorkämpfern für ein einiges Deutschland und hat sich begeistert dem neuen Reich angeschlossen, das im Jahre 1870 auf den Schlachtfeldern von Frankreich gegründet wurde, wenn auch die Einigung sich unter andern Formen und auf andern Wegen vollzog, als die Mitglieder des Frankfurter Parlaments in ihrer großen Mehrheit für möglich hielten. Es ist sein unbestreitbares Verdienst, daß er am 19. Juli 1870 durch die Macht

seiner Rede die zaudernden Mitglieder der bairischen Kammer, die so gern bei dem bevorstehenden Duell zwischen Preußen und Frankreich abseits sich gestellt hätten, mit fortriß auf die Höhe vaterländischer deutscher Gesinnung und dadurch Baiern die Schande ersparte, die kleinliche Befangenheit in particularistischen Ideen ihm zugedacht hatte. In diesem großen Moment hat er mit Recht den Namen Görres' angerufen, der in den Zeiten des großen Kampfes um die Freiheit Deutschlands vom Joch der französischen Knechtschaft als „fünfte Großmacht" gegen Napoleon auf den Plan trat und mit den Waffen seines Geistes die Thaten der verbündeten Heere vom heimischen Boden her mächtig unterstützte. Es ist ein reiches Leben voll Flutungen und Gärungen, das Sepp uns in seinem warm geschriebenen Buche vorführt; Licht und Schatten sind darin vertheilt wie in jedes Menschen Leben, aber was Görres' Leben zu einem besonders reichen und anziehenden machte, das sind die heftigen Stürme, die ihn herumwarfen von Ort zu Ort und doch nicht seine knorrige Eigenart zu brechen vermochten. Die schärfsten Gegensätze berührten sich in diesem Leben: der Revolutionär, der mit den Thaten der pariser Revolutionshelden sympathisirte, wurde ein überzeugter Feind der Revolution; der Feind der christlichen Kirche, der mit Begeisterung für den Cultus der Vernunft und dann des höchsten Wesens eintrat, wurde zum Mystiker und zum Vorkämpfer des Ultramontanismus und hierarchischer Vorherrschaft. In jeder Phase aber seines Lebens war er auch, was er war, mit ganzer Seele und in voller Hingebung, und so blieb er sich bei allem Wechsel der Anschauungen in gewissem Sinne doch immer treu und consequent. — Zum Schlusse möge uns der Verfasser gestatten, ihn auf einige Irrthümer aufmerksam zu machen. Die Seite 7 wiederholte Erzählung, daß Friedrich der Große von den an England verkauften Hessen in Minden (oder Wesel) den Viehzoll erhoben habe, ist längst als unerwiesen abgethan; sie findet sich in einer in diesem Falle sehr verdächtigen Quelle, einem Briefe Franklin's vom 1. Mai 1777, und verdankt wol ihre Entstehung der Tendenz, die englische Regierung wegen des Ankaufs fremder Truppen in den Augen der Welt zu brandmarken. Unterstützt wurde sie durch einen Brief Friedrich's des Großen an Voltaire vom 18. Juni 1776, in dem er es ablehnt, Lehrer des Landgrafen von Hessen gewesen zu sein: „Wäre er aus meiner Schule hervorgegangen, so würde er den Engländern nicht seine Unterthanen verkauft haben, wie man Vieh verkauft, um es auf die Schlachtbank zu schleppen." S. 39, Z. 14 ist zu lesen: 12. October 1799 (statt 1798). S. 188, Z. 3 v. u.: „l'État sommes nous" ist unfranzösisch: dem l'État c'est moi kann nur entsprechen l'État c'est nous. Druckfehler finden sich in größerer Zahl; auch in stilistischer Beziehung ist mancherlei auszusetzen. Doch wollen wir uns begnügen, darauf hingewiesen zu haben.

Horst Kohl.

Zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs.

1. Der Dreißigjährige Krieg bis zum Tode Gustav Adolf's 1632. Von Onno Klopp. Dritter Band. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1895/96. Gr. 8. 23 M.

Onno Klopp's Standpunkt ist der ultramontane, und dem des unterzeichneten Mitarbeiters d. Bl. entgegengesetzt; aber auch von unserm Standpunkte aus müssen wir sein Werk für brauchbar und schätzenswerth erklären; es läßt überall die Quellen so vollständig und ausführlich zu Worte kommen, daß es dem Leser ein selbständiges, von Klopp unabhängiges Urtheil ermöglicht. Mit dem jetzt erschienenen dritten Bande (Erster Theil: Die Jahre 1628 bis Ende 1630, mit zwei Porträts, 1895, 10 M. Zweiter Theil: Die Jahre 1631 bis Ende 1632, mit Aufriß und Grundriß von Magdeburg, 1896, 13 M.) liegt es nun vollendet vor. Recensent hat (Nr. 44 d. Bl. f. 1893) dem Verfasser unter anderm in der Beurtheilung des Winterkönigs, Mansfeld's und des dänischen Krieges beigestimmt, der Ansicht aber, daß die Gegenreformation berechtigt gewesen sei, widersprochen. Onno Klopp huldigt jenem starren Legitimismus und Legalismus, dessen folgerichtige Anerkennung in der Wissenschaft zur Verwerfung alles Bestehenden führen müßte, weil es nichts in der menschlichen Gesellschaft gibt, das nicht durch Verletzung eines ältern Rechts zu Stande gekommen wäre. Von diesem legitimistischen und legalistischen Standpunkte aus vermag er nun freilich auch das Restitutionsedict zu rechtfertigen, indem dieses ja nur den Zustand des Augsburger Religionsfriedens wiederherstellen sollte. Da aber seitdem der Protestantismus noch weiter um sich gegriffen hatte, so war eben das damalige Recht zum Unrecht geworden; protestantischen Bevölkerungen katholische Bischöfe, Domkapitel und Aebte als Landesfürsten aufdrängen und diesen das jus reformandi oder vielmehr recatholizandi verleihen, war materielles Unrecht, mochte man über das formelle Recht denken wie man wollte. Versuche, dem formalen Recht zu Liebe die Weltgeschichte zum Stillstande zu bringen, müssen allemal scheitern.

Daß sich der Kaiser durch die Militärdictatur, die er Wallenstein verlieh, den Reichsständen und dem deutschen Volke gegenüber ins Unrecht versetzt und den allgemeinen Widerstand herausgefordert hat, gibt Onno Klopp selbst zu. Die höchst interessanten Charakteristiken Wallenstein's von dem spanischen Gesandten Aytona (S. 8) und dem Kapuziner Alexander von Hales (S. 17—26) zeigen, wie richtig der Mann schon im Frühjahr 1628 von scharfblickenden Zeitgenossen beurtheilt worden ist. Die Furcht

vor seiner Dictatur hat allein schon hingereicht, die Hansastädte von der Unterstützung des kaiserlichen Plans einer Reichsadmiralität abzuhalten. Es ist erklärlich, daß die Deutschen mit der Begründung einer nationalen Seemacht lieber noch dritthalbhundert Jahre warten als sie mit der Unterwerfung unter die spanisch-habsburgische Macht erkaufen wollten; aber man wird dem wiener Hofe das Verständniß für seine deutsche Aufgabe, die leider mit andern ihr widerstrebenden Aufgaben verquickt wurde, nicht mehr absprechen können, wenn man die Worte liest, die der Graf Schwarzenberg im März 1628 auf dem Hansatage zu Lübeck im Namen des Kaisers sprach:

Es ist aller Welt bekannt, wie blühend einst der Handel und die Schiffahrt der Hansa gewesen ist. Sie würden es noch sein, wenn nicht die gewaltthätigen Eingriffe der Machthaber rund umher es verhinderten. Als ich zur Regierung kam, habe ich die Kanzleien angefüllt gefunden mit Klagschriften über Bedrückungen aller Art. Damals faßte ich den Entschluß, dem abzuhelfen; aber die vielfache Rebellion im Reiche hat mich daran gehindert, und die Dinge stehen wie damals. Ja es ist so weit gekommen, daß eine so ansehnliche, volkreiche, streitbare, mächtige Nation wie die deutsche sich von andern Völkern, die in keiner Weise sich mit ihr vergleichen können, auf ihren eigenen Meeren und Flüssen Gesetze und Rechte muß vorschreiben lassen. Das ist ein Schimpf und Spott für uns Deutsche. England hat die Hansestädte der mit Gut und Blut theuer erworbenen Privilegien beraubt, und hat dies gethan auf eine für Deutschland ehrenrührige Weise. Es hat die Deutschen behandelt wie wehrlose Kinder. Dänemark erhebt den Zoll im Sunde wie einen Tribut von Deutschland und läßt sich verlauten: das sei der rechte Zaum, den man den Hansestädten anlegen müsse. Es ist meine kaiserliche Pflicht, als Haupt des Reiches zu solchen Anmaßungen nicht zu schweigen; denn wenn ich das thäte, so würde mir das bei der Mitwelt nicht zur Ehre, bei der Nachwelt unverantwortlich sein.

Der Brand Magdeburgs bleibt eins der interessantesten weltgeschichtlichen Räthsel. Onno Klopp glaubt es zwar längst gelöst zu haben, doch hat er das missing link seiner Schlußkette bis heute noch nicht herbeischaffen können. Es ist dies ein Brief Falkenberg's an seinen Bruder, worin die Worte vorkommen sollen: „Kann ich die Stadt nicht halten, so stecke ich morgen das ganze Nest an." Onno Klopp schreibt darüber in einer Anmerkung auf Seite 160 des zweiten Theils:

Im Sommer 1862 eröffnete mir in Hannover der Freiherr Werner Heereman von Zuydtwyck, daß ich meine in dem Werke über Tilly [dessen zweite Ausgabe eben die vorliegende Geschichte der ersten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges ist] aufgestellte Combination über Falkenberg als Brandleger von Magdeburg durch ein eigenes Schreiben desselben im Archive auf Burg Herstelle [in dessen Nähe der Empfänger des Briefes weilte] bestätigt finden könne. Ich eilte, die Einladung zu benutzen. Im Archive dort fand ich eine Reihe von Briefen Falkenberg's, nicht den gesuchten. Aus meinem Bericht am Abende erkannte ich aus der dann folgenden Unterredung, daß alle Familienglieder um den Brief wußten, ihn gesehen und gelesen hatten. Also war der Brief nicht immer im Archiv geblieben. Aber er war nun nicht aufzufinden. Damit endete damals die Sache, und ich machte von der Kunde keinen Gebrauch. — Nun ersehe ich aus dem 1893 erschienenen Buche des Herrn Wittich über Falkenberg, Seite 188, Note 1, daß der alte Freiherr Werner Heereman von Zuydtwyck dieselbe Mittheilung später auch dem Herrn Dr. Irmer in Hannover gemacht, mit dem Hinzufügen, daß der fragliche Brief von einer Sendung nach Kassel nicht zurückgekommen sei. Dies würde das Verschwinden erklären. Darum trage auch ich nunmehr kein Bedenken, mich auf diesen Brief zu beziehen. Und zwar dies um so mehr, da auch der als Urkundenforscher rühmlichst bekannte Graf J. Asseburg zu Godelheim, d. d. 26. Juli 1893, mir schreibt, daß er zu Ende der funfziger oder im Anfange der sechziger Jahre bei seinem Vetter, dem Freiherrn Werner Heereman von Zuydtwyck, den fraglichen Brief Dietrich's von Falkenberg, gerichtet an seinen zu Komperfeld [bei Herstelle] wohnenden Bruder Johann, in Händen gehabt und gesehen habe. Der Brief, schreibt der Herr Graf, war auf einen großen Bogen geschrieben und trug noch auf der Rückseite das schließende unverletzte Siegel mit den zwei Schlüsseln des Falkenberg'schen Wappens in grünem Lack.

Daß Gustav Adolf den deutschen Protestantismus gerettet habe, läßt Onno Klopp nicht gelten; wo nichts bedroht sei, da sei nichts zu retten, die „Territorialkirchenthümer augsburgischer Confession" aber seien nicht bedroht gewesen (S. 835 des zweiten Theils). Mag sein, daß Ferdinand II. nicht die Absicht hatte, deren Religionsfreiheit anzutasten, aber viele in diese Territorien eingesprengte Stiftslandschaften sollten rekatholisirt werden; dadurch wäre die Geschlossenheit der protestantischen Territorien im mittlern und nordwestlichen Deutschland aufgehoben worden, und der Appetit würde mit dem Essen gekommen sein. Daß die Rettung des Protestantismus nicht der Zweck war, um dessentwillen Gustav Adolf den Krieg unternahm, steht ja nun wol auch bei den protestantischen Geschichtschreibern fest. Es ist keine ungedruckte Quelle, sondern ein Historiker des vorigen Jahrhunderts: Archenholz, dem Onno Klopp ein angebliches Urtheil Gustav Adolf's über seine eigene Wirksamkeit entnimmt; aber da dieses merkwürdige, auf die meisten welthistorischen Größen anwendbare Urtheil doch wol nicht allgemein bekannt ist, wollen wir es hersetzen. Als einmal ein deutscher Lobredner des Königs Heldenmuth als ein Geschenk der göttlichen Allmacht und einen sichtbaren Beweis der göttlichen Gnade pries, soll der große Eroberer erwidert haben:

Sagt vielmehr, daß es ein Merkmal des göttlichen Zornes sei. Ist der Krieg, den ich führe, ein Hülfsmittel, so ist er doch viel unerträglicher als Euer Uebel. Gott schreitet niemals von der Mittelstraße zum Aeußersten, als wenn er jemanden strafen will. Es ist ein Beweis seiner Liebe gegen ein Volk, wenn er dessen Königen gewöhnliche Seelen gibt. Derjenige, der keinen gar zu hohen Geist hat, macht nicht leicht übertriebene Anschläge. Die Ehr- und Ruhmbegierde lassen ihn in Ruhe. Wenn er seinen Geschäften obliegt, so sind seine Länder desto glücklicher. Und überläßt er einem seiner Unterthanen einen Theil seiner Sorgen und seiner Gewalt, so kann doch daraus nichts Schlimmeres entstehen, als daß dieser auf Unkosten des Volkes sein Glück macht, durch einige Auflagen selbst Geld sammelt, seine Freunde emporhebt, und von seinesgleichen gehaßt und beneidet wird. Alles dies ist ein sehr kleines Unheil, und kann nicht mit demjenigen in Vergleich gestellt werden, welches die Ehrsucht

eines großen Königs anrichtet. Diese ausschweifende Leidenschaft raubt ihm alle Ruhe und zwingt ihn, sie auch seinen Unterthanen zu rauben. Er hält alle diejenigen, die sich ihm nicht unterwerfen wollen, für seine Feinde. Er ist ein Strom, der die Gegenden verwüstet, durch welche er fließt. Und da sich seine Waffen ebenso weit ausbreiten als seine Hoffnungen, so erfüllt er die Welt mit Schrecken, Elend und Verwirrung.

2. Das Bündniß Wilhelm's von Weimar mit Gustav Adolf. Ein Beitrag zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. Von Dr. Walther Struck. Stralsund, Regierungsbuchdruckerei. 1895. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Dieser entschieden protestantische Forscher, dessen Schrift uns gleichzeitig mit dem Werke Klopp's zugegangen ist, stimmt doch mit den katholischen Welfen in der magdeburger Frage so weit überein, daß er zugibt, das zerstörte Magdeburg sei für die Kaiserlichen werthlos gewesen, und Magdeburg habe „für Gustav Adolf zum großen Theil seine Aufgabe erfüllt". Da sich die ganze Bedeutung Wilhelm's von Weimar darauf beschränkt, daß er Bernhard's Bruder ist, so hat die sehr fleißige archivalische Studie mit ihrem Anhange bisher ungedruckter Urkunden nur für Specialforscher Interesse. Hier und da freilich bietet sie auch in Punkten von allgemeinerm Interesse wünschenswerthe Ergänzungen größerer Werke; so z. B. wird über den Leipziger Convent im Frühjahr 1631, auf dem die evangelischen Stände versuchten, sowol dem Kaiser wie dem Schwedenkönig gegenüber ihre Unabhängigkeit zu behaupten, sehr ausführlich berichtet.

Karl Jentsch.

Aus der Erzählungsliteratur.

1. Versunkene Welten. Historischer Roman. Von Wilhelm Jensen. Zwei Bände. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottlaender. 1896. 8. 9 M.
2. Senior und Junior. Roman. Von Hanns von Zobeltitz (Hans von Spielberg). Jena, Hermann Costenoble. 1896. 8. 6 M.
3. Das zweite Geschlecht. Roman. Von Fedor von Zobeltitz. Drei Bände. Berlin, Otto Janke. 1896. 8. 10 M.
4. Das Opfer für das Vaterland. Ein vaterländischer Roman. Von Fedor von Köppen. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottlaender. 1896. 8. 3 M.
5. Onkel Sudroff. Eine Novelle für junge Mädchen. Von M. Schmidt-Cartlow. Halle a. S., J. Fricke's Verlag. 1896. 8. 2 M.

Wilhelm Jensen's „Versunkene Welten" (Nr. 1) habe ich wieder einmal mit reiner und großer Freude gelesen; der zwiespältige Eindruck, den seine neuern Schöpfungen fast alle machten (vgl. darüber Nr. 40 d. Bl. f. 1895), bleibt dem Leser hier erspart. Der Dichter befindet sich in seinem heimatlich vertrauten Element und weiß uns wundersam zu fesseln. Von dem Streit der friesischen Nachbarstädte Rungholt und Wendingstadt, von der Liebe Hemmo Hemmen's und Edouw Holding's, der einzigen Kinder der Rathmänner in diesen Sädten, von dem sinnenden und doch die kraftvolle Friesenart nicht verleugnenden Priester Roluf Ulfert und seiner stillen, schließlich aber leidenschaftlich hervorbrechenden Liebe zu Wybrig Harrings, von dem riesenhaften Wodanverehrer Jork Gerken auf der einsam-ragenden Mulindtklint, von dem jungen, durch den Oheim ruchlos des Thrones beraubten, sich zu Jork Gerken in die Einsamkeit flüchtenden, dann in kindlich-leidenschaftlicher Neigung zu Edouw entbrennenden Dänenkönig Erich, vor allem aber von dem Untergang der beiden Friesenstädte sowie ihrer im Felde gegeneinanderliegenden Heere und der Krieger jener dänischen Bischöfe, die herangezogen sind, den verweigerten Zehnten einzutreiben, kündet uns Jensen erschütternd und erhebend zugleich. Nur Hemmo Hemmen und Edouw Holding einerseits, die in dem heißersehnten Griechenland eine neue Heimat zu finden hoffen, und König Erich andererseits, der den Thron seiner Väter besteigen wird, entkommen auf einem Boote, das ihnen Jork Gerken im letzten Moment zuführt, dem allgemeinen Untergang. Besser als weitere Ausführungen werden einige Proben dem Leser die Eigenart dieses Romans vergegenwärtigen. Ich entnehme sie dem zweiten Bande. Edouw Holding hat sich entschlossen, ohne Priestersegen und väterliche Einwilligung Hemmo's Gattin zu werden; doch der plötzliche Anblick der Leiche des geliebten Bruders macht sie wieder schwankend. Sie will nach Wendingstadt zurückkehren, sich dort ihr Urtheil zu holen. Hemmo aber folgt ihr, obwol er weiß, was ihm dort droht. In der That spricht das Thing ihn des Todes schuldig. Nun erzählt Jensen weiter:

Doch ein Aufschrei übertönte das letzte Wort in seinem Munde. Die Wandlung, die auf Edouw Holding's Züge gefallen, seitdem sie sich von der erkalteten Stirn ihres Bruders aufgehoben, war ringenden Nebeln gleich abgesunken. Ein jäher Windstoß hatte ihr letztes Gewoge fortgerafft, und die Augen des jungen Weibes suchten plötzlich mit dem alten unverändert wiederkehrenden Sonnenglanze Hemmo Hemmen's Gesicht. Nur mischte ein namenloses, herzerschütterndes Weh seinen zitternden Strahl in den leuchtenden Blick der Liebe. — „Halt an!" stieß sie besinnungslos gegen Sibold Harren (den stellvertretenden Rathmann) die Hand streckend aus. — „Euer Spruch trifft nicht ihn allein; Ihr gebt uns beiden den Tod!" Und wie ein Vogel die Flügel breitet, flog sie goldumflattert auf den Geliebten zu, schlang die Arme unlöslich um seinen Nacken und jubelte mit schluchzender Brust: „Ich hab' dich wieder und bin dein Weib! Du ließest mich nicht in meiner Blindheit und gingst mit mir und ich habe dich getödtet! In meinem Herzen war Nacht und ich wähnte, die Sonne sei niedergestürzt vom Himmel, um mich zu verdammen. Aber er (sie meint ihren Bruder) war nicht todt, sein Leben war in dir, um hinfort aus deinen Augen auf mich zu blicken, aus deinem Herzen zu mir zu sprechen, und jetzt erst habe ich ihn getödtet — mit dir!

Doch es kommt anders. Schon Jork Gerken's Erscheinen wandelt die Stimmung; zwar scheint es einen Augenblick, als wollte das Thing den jungen Erich dem racheschnaubenden Oheim — denn auch diese beiden sind zugegen — ausliefern; aber des Bischofs von Ripen Zwerg und Spaßmacher, von seinem Herrn und dessen Geliebten schwer gekränkt, meldet, dem bischöflichen Heer vorauseilend, dessen drohende Ankunft, und nun erkennen die Wendingstadter, daß es gilt, einig zusammenzuhalten, Hemmo und Edouw sind gerettet; Erich wird ihnen ein geschätzter Bundesgenosse. — Von der alles vernichtenden Flut aber heißt es später:

Was der Hochsommer des Jahres 1300 daherwälzte, war keine Sturmspringflut, wie das Friesland sie dann und wann seit Menschengedenken bis auf diesen Tag mählich anschwellend, sich steigernd, die Niederungen in breite Wasserflächen umwandelnd gesehen. Mit einer einzigen Welle kam das unabsehbar meilenweit gen Westen hinausgewichene Meer, die Nordsee, der Atlantische Ocean zurück. Ohne weißes Geflock und Brandungsgischt, ein dunkles, in Blitzesschnelle schweigsam heranschreitendes Wassergebirge. Gleichmäßig an der ganzen Küste von Nord bis Süden erreichte dies überall im selben Augenblick den Fuß des Dünengürtels, hob sich in doppelter Höhe desselben, über gewölbten (?) Rücken empor, schlug mit einem einzigen Stoß herab, und das alte Friesland war gewesen.

Von der Höhe dieses Romans steigen wir mit „Senior und Junior", von Hanns von Zobeltitz (Nr. 2), in eine anständige Mittellage herab. Dieser Roman ist eine hübsche Familiengeschichte, ohne eigentliche Originalität. Er schildert den Gegensatz und den Kampf zwischen dem eigentlichen Chef einer großen Fabrik und seinem Theilhaber, dem ältesten Sohne. Jener will an dem seit einem Menschenalter Erprobten festhalten, auch als es sich überlebt hat; dieser fühlt, daß dies schließlich zum Rückgang, ja zum Verfall des Geschäfts führen muß; aber aus Pietät setzt er zunächst nicht die volle Kraft für seine Ueberzeugung ein. Erst das liebevoll-verständige Zureden seiner echt weiblichen und doch thatkräftigen Gattin Magda weckt seine ganze Thatkraft, und obgleich die Schwierigkeiten sich eine Zeit lang bergehoch aufthürmen, überwindet er sie jetzt doch, wenn auch erst nach schwerem Kampfe. Nun erst sind alle ganz glücklich; denn auch der Alte hat seinen Irrthum erkannt. Die Nebengestalten sind geschickt um die Hauptpersonen gruppirt. Die Erzählung liest sich gut, ohne jedoch nach irgendeiner Seite besonders hervorzuragen.

Fedor von Zobeltitz gibt im „Zweiten Geschlecht" (Nr. 3) in umfassenderer Ausführung und indem er uns statt in die Kreise des Bürgerthums wenigstens vorwiegend in die des Adels und der Offiziere versetzt, ein ähnliches Werk wie das eben besprochene. Er führt uns ganz interessante Menschen vor; neben die Gestalten aus Adelskreisen treten auch solche aus andern Schichten der Gesellschaft: der Einjährige und Verlagsbuchhändler Grüneisen, der brave und derbe Oberförster Schröder und seine angenommene Enkelin Christa Hellmer, der Bankier Heller und sein Kreis sowie eine Reihe von Sportsleuten von theilweise recht bedenklicher Art. Die Handlung fesselt vom Anfang bis zum Schluß, und es weht in dem Roman ein Geist, der den Werth der Adelstradition zu schätzen weiß, aber doch nicht in blinder Einseitigkeit darauf sich versteift. Vertreter der verschiedenen in dieser Frage möglichen Standpunkte werden uns in lebendig gezeichneten Persönlichkeiten vorgeführt: der alte Graf Dornach, sein älterer Sohn Egon, der einst Christa leidenschaftlich geliebt hat, und dessen jüngerer Bruder Heinz, der mit der Tochter Heller's, Lizzie, glücklich wird, der alte Baron Eisenschmidt mit seiner etwas bedenklichen, abenteuerreichen Vergangenheit, der schließlich in Schande und Schmach endet, und dessen Sohn, der charaktervolle und geistreiche Rittmeister von Eisenschmidt, den am Ende doch Comtesse Agnele Dornach mit ihrer Hand beglückt. In zweiter Linie stehen neben den schon genannten Personen aus bürgerlichen Kreisen eine Reihe von gut gezeichneten aus dem Offiziersstande; das Ganze ist eine angenehme, wenn auch nicht im tiefern Sinne fördernde Lektüre.

Ganz in die Niederungen der Erzählungsliteratur gelangen wir mit Fedor von Köppen's Roman „Das Opfer für das Vaterland" (Nr. 4). Dies Opfer ist der Verzicht des spätern Kaisers Wilhelm I. auf seine Jugendliebe zur Prinzessin Elise Radziwill, weil ein anderes Verhalten die Erbfolge gefährdet und verhängnißvolle Streitigkeiten ermöglicht haben würde. Der ganze Stoff eignet sich für eine ausgeführtere Erzählung nicht recht; er reicht nur für eine historische Novelle. Daß Köppen mehr daraus machen will, führt ihn dazu, die Haupthandlung in einem Meer von andern mit ihr wenig zusammenhängenden Dingen fast ertrinken zu lassen, als da sind die Verhandlungen und die rauschenden Festlichkeiten des Wiener Congresses, die diplomatischen Kämpfe der Mächte vor dem zweiten Pariser Frieden, namentlich die Ränke gegen Preußen, die Liebesneigung zwischen dem Prinzen Wilhelm Radziwill und der Fürstin Wanda Czartoryska, die, nachdem sie als Barmherzige Schwester den verwundeten Geliebten gesund gepflegt hat, in ein Kloster geht, da sie ihn nicht für die polnische Sache gewinnen kann. Die ganze Erzählung hinterläßt einen recht schwachen Eindruck; vielleicht am ersten ergreift noch die Schlußscene mit dem frühen Tode der Prinzessin Radziwill.

Weit angenehmer berührt M. Schmidt-Cartlow's Novelle „Onkel Sudroff" (Nr. 5). Sie erfüllt auf jeden Fall, was sie verspricht, und ist wirklich für junge Mädchen eine sehr geeignete Lektüre. Eine gewisse Sentimentalität mag Männer nicht ganz angenehm berühren; die jugendlichen Leserinnen werden gewiß keinen Anstoß daran nehmen. Sie werden sich mit dem lieben Onkel Sudroff und seinen angenommenen Töchtern Beatrice und Amalie freuen, wenn es ihnen gut geht, aber auch mit ihnen weinen, wenn schwere Stunden über sie kommen.

Edmund Lange.

Dramatische Werke.

1. Vanina Vanini. Trauerspiel in vier Acten von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz. 1896. 8. 1 M. 60 Pf.
2. Die Fornarina. Trauerspiel in fünf Acten von Paul Heyse. (Kennst du das Land? Eine Büchersammlung für die Freunde Italiens. Band 2.) Leipzig, C. G. Naumann. 1896. 12. 2 M. 50 Pf.

„Vanina Vanini" ist ein Verschwörungsdrama, mit dem sich eine Liebestragödie eng verbindet. Es ist tiefer empfunden als die letzten Stücke Heyse's, es enthält mindestens zwei lohnende Rollen und besitzt eine gewisse Stileinheit, die es ebenfalls über manche vorhergegangene Dramen des sehr fruchtbaren Meisters erhebt. Zeit und Ort der Handlung werden blos flüchtig gekennzeichnet, sie verschwimmen in einem allgemeinen Nebel, der mit der Angabe „Rom 1822" für den Geschichtskundigen freilich durchsichtig genug ist, in dem aber der blos genießende Zuschauer unsicher umhertappt. Die Charaktere besitzen, mit dem strengsten Maßstab gemessen, ebenfalls keine Anschaulichkeit, aber sie bilden manchmal ganz wirksame Theaterfiguren und weisen sicherlich manchen feinen Zug auf, den nur ein Künstler schaffen konnte; nur leben sie nicht, sie sagen uns über ihr Inneres nichts Neues, wir kennen sie aus frühern Stücken Heyse's zur Genüge. Es sind arg misrathene Charaktere darunter, die der Dichter noch überdies geknickt hat, weil es, wie so häufig bei Heyse, mit der Begründung der Handlung nicht recht gehen wollte, darunter leidet z. B. der Charakter Livio's besonders empfindlich. Einige Charaktere legte der Dichter auf eine einzige Empfindung an, so den Helden Marco Vadoni, der vier Acte hindurch nichts ist als Verschwörer. Und in diesem einseitigsten Menschen, den je ein romantisch angehauchtes Drama gesehen hat, irrt sich die Heldin, die kluge muthige Vanina Vanini, auf die unbegreiflichste Weise. Vanina ist die Tochter eines römischen Fürsten. Wir befinden uns in der Zeit der Carbonari, doch bleiben deren Absichten verschwommen, was gewiß ein schlimmer Fehler ist, wenn man die angedeutete Charakteranlage des Helden bedenkt, der als Verschwörer gegen ein System erscheint, das man als Zuschauer gar nicht kennt. Voll aufopfernder Liebe verbirgt Vanina zunächst ihren Geliebten Marco vor den Häschern; dann überliefert sie Livio, dem Neffen des Polizeiministers, die ihr anvertraute Verschwörerliste, auf der Marco's Name fehlt, um ihn dadurch zu retten; aber Marco nimmt den Verrath der Bundesbrüder durch seine Geliebte mit Abscheu auf, ebenso wie ihren Versuch, sein Leben zu schützen, indem sie sich dem Polizeiminister preiszugeben verspricht. Marco tödtet sie und dann sich selbst, um der Rache der getäuschten Verfolger zu entgehen. — Es kommt zu den angeführten Mängeln noch hinzu, daß das Liebesverhältniß zwischen Vanina und Marco in der Luft schwebt, da man seinen Ursprung nicht kennt. Die Verschwörerliste bei einer so eng verbundenen, in einem Landstädtchen weilenden Verschwörung ist ein schlechter dramatischer Nothbehelf. Livio, der anfangs keineswegs als Trodbel erscheint, muß sich im Verlauf des Stücks polizeiwidrig einfältig und kurzsichtig betragen, nur um nicht zu merken, daß Vanina den verfolgten Marco liebt; mag Livio aber von Natur so beschränkt wie möglich sein, die Eifersucht müßte doch seinen Verstand schärfen und ihm die Augen öffnen. Die Pistolenscene zwischen dem Polizeiminister und der maskirten Vanina ist mislungen; der Zusatz Victor Hugo'scher Romantik wirkt als hohles Theaterspiel, um so mehr, als die Komödie mit Maske und Pistole gar nichts fruchtet, sondern an der einfachen Weigerung des Ministers scheitert, Marco Vadoni entfliehen zu lassen; daher beginnt sofort ein neues Spiel: Vanina streichelt dem alten Polizeiminister die Hand, macht ihm süße Augen und bittet statt der vorherigen Drohungen um das Leben des Gefangenen, angeblich weil dieser Vadoni einer Freundin in Rom sehr theuer sei. Wieder merkt der jetzt Geschmeichelte nicht, daß es sich um den eigenen Liebsten der Vanina handelt; von der theatralischen Pistolenscene wird aber kein Wort mehr erwähnt. Und als der Minister für die Freilassung Marco's die volle Gunst Vanina's fordert, wie es unter den obwaltenden Umständen wol nicht anders sein konnte, da ist die kluge, welterfahrene Vanina ganz überrascht und ihren Declamationen nach scheint sie gar nicht an diesen Preis der Freilassung gedacht zu haben. — Echt Heysisch ist auch der Zug, daß Vanina den Marco erst zu ihrer Ermordung reizen muß und daß er ihr gleichsam aus Nothwehr — man denke, sie will einen Kuß! — also aus Nothwehr den Dolch in die Brust stößt. So ist das Drama mit einer Reihe von mehr oder minder schweren Mängeln behaftet. Wenn es dennoch besser erscheint als die meisten andern Dramen Heyse's, wenn man ihm, wie dies im Eingang geschehen, eine wärmere Empfindung, eine raschere Handlung und eine flüchtige Theaterwirksamkeit nicht absprechen kann, so läßt dies wol die Frage zu, wie denn eigentlich die schwächern Dramen Heyse's beschaffen sind.

Darauf gibt genügende Antwort ein anderes kürzlich veröffentlichtes Drama: „Die Fornarina." Es ist als zweiter Band einer im Verlag von C. G. Naumann erscheinenden Büchersammlung für die Freunde Italiens („Kennst du das Land?") herausgegeben worden, die den Reisenden wie den Heimgekehrten eine ideale Brücke zum Lande ihrer Wünsche schlagen will. Heyse ist ein ebenso guter Kenner des italienischen Schriftthums, als er ein ungenügender und schwacher Schilderer des italienischen Volksthums ist. Aber eine so farblose, wenig kurzweilige Schilderung von italienischen Malern, Gräfinnen, römischen Mädchen und Männern hat er noch nicht

gegeben, wie in diesem seinem neuesten Stück. Der Umstand, daß wir ins Jahr 1520, in die leuchtende Zeit der Renaissance und sogar in Raffael's Kunstwerkstatt geführt werden, läßt den Abstand noch mehr erkennen, der zwischen den großen Namen, der Zeit, dem Ort und der flachen ausdruckslosen Charakteristik, der dürftigen gebrechlichen Handlung besteht. Heyse's Drama „Die Fornarina" ist ein Nebenwerk, das zu unbedeutend ist, um es eingehender Beurtheilung zu unterziehen.

Heyse schuldet uns indessen ein Werk. Der bisherige Verlauf hat es erwiesen, daß seine dramatischen wie erzählenden Schöpfungen seit einer beträchtlichen Reihe von Jahren höchstens noch Achtungserfolge erringen. Nicht jedem ist jedes gegeben. Doch könnte Heyse ein Werk schreiben, das allgemeinen Dank ernten, das wärmstes Interesse und bleibende Bedeutung besitzen würde. Auch von Heyse möchten seine wahren, allerdings nicht seine schmeichelnden Freunde wie vom großen Wolfgang annehmen, daß das, was er lebte, mehr werth gewesen sei als was er schrieb. Ob dem so ist? — Jedenfalls hat Heyse ungemein viel erlebt, er hat tausend literarischen und menschlichen Verbindungen auf den Grund geschaut. Eine „Fornarina", eine „Vanina Vanini" sollte er nicht schreiben, das ist mit einem Merck'schen Worte Quark, den niemand vermißt, wenn er fehlt, und den manch anderer auch geben könnte. Aber Ein Werk schuldet uns Heyse noch: mag er uns bald die Denkwürdigkeiten seines Lebens geben.

3. Die Schneekönigin. Dramatische Dichtung von Anton Renk. Innsbruck, A. Edlinger's Verlag. 1896. 8. 1 M.

Der Verfasser hat sich poetische Bildung angelesen. Theilweise wird er sich der Lektüre von Büchern hingegeben haben, die von jenem schlechten, phrasenreichen Idealismus erfüllt waren, der heute in jedem Sinne veraltet ist; theilweise wird ihn der Hauch einer mehr realistischen Dichtung gestreift haben, aus der er den Muth schöpfte, die Mundart seiner Heimat und ihm vertraute Gestalten in seinem kleinen Drama zu verwenden. Vorläufig kann der Verfasser noch wenig; entwickelungsmöglich scheint allein das realistische Element in ihm zu sein. Das kleine harmlose Stück würde weit besser sein, wenn die schwache, matte Allegorie mit der Schneekönigin darin fehlte, wenn alle Motive menschlich klar und dichterisch voll ausgestaltet wären und der Idealist des Stücks etwas weniger ernst genommen würde. Auch der Schluß ist verfehlt. Es ist immer ein schlimmes Zeichen, wenn man den Inhalt eines Stücks oder gar eines Einacters nicht in drei bis vier Zeilen wiedergeben kann; das ist hier der Fall, und so schließt man auch hier mit Recht auf Künstlichkeit und Verworrenheit der Motive.

4. Medea. Modernes Trauerspiel in vier Acten von Max Kempner-Hochstädt. Mit dem Porträt des Verfassers. Berlin, T. Trautwein'sche Buchhandlung. 1896. 8. 2 M.

Die Zahl der Werke Kempner's, der sich mit einem Decknamen Max Hochstädt nennt, ist nicht beträchtlich, ihre Bedeutung ist es ebenso wenig — was für ein Grund also vorliegt, das Porträt des Verfassers gerade einem Drama mitzugeben, bei dem doch die Persönlichkeit des Dichters am weitesten zurücktreten muß, ist nur in menschlicher, aber nicht in literarischer Hinsicht zu verstehen. Aus dem Schauspiel selbst erhält man den Eindruck eines hübschen Plaudertalents, das eine starke Vorliebe fürs Stoffliche hat. Die Motive werden ungewandt eingeführt; aus dem Schriftdeutsch ist Kempner nur höchst selten zur lebendigen Sprache, nirgends jedoch zur kunstmäßigen Behandlung von Wort und Stimmung vorgedrungen. Die Situationen werden in seelischer Hinsicht nirgends ausgeschöpft, oft liegt das am Unvermögen des Dramatikers, oft hängt dies mit den unglaublichen gesellschaftlichen Taktlosigkeiten zusammen, die der Dichter seine Personen begehen läßt. In den leidenschaftlichen Scenen erlahmt die Fähigkeit des Verfassers. Aus demselben Stoff, der bei Kempner zu einem lockern rohen Intriguenstück wird, würde Sudermann ein im Grunde ebenso schwaches, aber blendend begründetes Schauspiel geschaffen haben. Der Maler Mario lebt mit Felicetta seit acht Jahren in einem Verhältniß, aus dem eine Tochter Giovanna hervorgegangen ist; eben will Mario es gesetzlich heiligen, als er Francesca kennen lernt, die Schwester Dr. Peruzzi's. Dieser will seine Schwester an Mario verkuppeln, damit er, Peruzzi, dessen Geliebte Felicetta heirathen kann, der er einst die Unschuld geraubt hat. Er theilt Mario mit, daß Felicetta schon andern angehört hat, der nun die Geliebte verstößt, aber auch Francesca's Hand nicht erhält. Peruzzi wird wahnsinnig, wie das bei schlechten Dichtern üblich ist; Felicetta, eine moderne, freilich herzlich schwache Medea, vergiftet ihre und Mario's Tochter. Der Stoff ist für ein den Abend füllendes Theaterstück reich genug, aber blos bei gewandtester technischer Durchbildung erträglich. Da diese Kempner mangelt, so könnten viele Scenen fast ohne weiteres in einen Colportageroman versetzt werden. Einige hübsche Worte fallen auf, so die folgenden: „Mit jedem Genuß schädigt man einen andern, der auch gern genossen hätte; weibliche Schönheiten sind Eilgüter; Thaten sind Männer, Worte sind Weiber." — Oder sollte man ein oder das andere schon irgendwo gelesen haben? Ich will einen Büchmann fragen.

5. Ritter, Tod und Teufel. Ein Drama in Versen von J. L. Windholz. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1896. 8. 1 M.

Eine Nichtigkeit — damit ist alles gesagt. Das kleine Versdrama macht den Eindruck der Unreifheit. Das Beste daran ist die Ausstattung des Verlegers und die Nachbildung des schönen Blattes von Dürer, nach dem das Stück benannt ist. Von einer Charakteristik der Personen bemerkt man keine Spur. Ich vermuthe, daß der jugendliche Verfasser fast ein ebenso mäßiger Kunstkenner wie Dichter ist, denn sonst würde er wol erröthet sein,

ein Werk von sich nach einem Werk des großen deutschen Meisters der Charakteristik und des Tiefsinns zu benennen. Ein Schriftsteller Ritter soll ausgepfändet werden, er ist krank und hustet; in der Nacht träumt er allerlei; am Morgen kommt Honorar und ein guter Freund bietet ihm eine Redaction an; nun werden Waschfrau und Gerichtsdiener bezahlt; ein Blatt nach Dürer wird in unklarer Weise erwähnt: das ist das Drama, das in echt dilettantenhafter Weise mit Allegorien erfüllt ist; künstlerisch sind diese Null. Es fehlen Witz, Anmuth, Erfindung und Schönheit, sie werden ersetzt durch knabenhafte Lehrhaftigkeit. Und darum „Ritter, Tod und Teufel"?!

6. Sigmar. Dramatisches Gedicht in drei Theilen von Karl Schottelius. Dresden, R. von Grumbkow. 1895. 8. 2 M.

Es thut mir leid, ein demüthigendes Geständniß zu machen: ich verstehe dieses Buch nicht. Aber dieses offene Bekenntniß fällt mir lange nicht so schwer wie der wiederholte Versuch, dieses merkwürdige Drama zu lesen und zu verstehen. Uebe ein anderer seinen Witz daran, berichte er der Welt, was der Dichter eigentlich gemeint hat. Ich sehe nur Worte, ziemlich eng gedruckt, mit Versabschnitten, mit Reimen und Personennamen, aber wenn ich fünf oder sechs Zeilen verstanden habe, dann kommt eine neue Person, die ich noch gar nicht kenne, oder Dinge werden erzählt, deren Zusammenhang ungefähr so innig ist wie der zwischen Johanna der Wahnsinnigen und dem Dreißigjährigen Kriege: kurz, ich sehe mich wieder verlassen und von den Wellen des Unsinns geschaukelt. Bereits das Vorspiel mit der Hoffnung, dem Raum, der Zeit, dem Schicksal, dem Glauben darf nur von jemand gelesen werden, der sich rühmen darf, in der Weltweisheit ein „delischer Schwimmer" zu sein. Aber in den folgenden drei Theilen wird ihn sicher das Verständniß, die Geduld und am Ende selbst das Mitleid verlassen. In neuester Zeit hat man Selbstanzeigen der Verfasser eingeführt und damit mindestens journalistisch, vielleicht aber auch kritisch Interesse geweckt. Daß solche Selbstanzeigen Nothwendigkeit werden können, zeigt sich in unserm Fall: der Dichter allein versteht dieses Werk. Er nennt es in jedem Sinne sein, und so schreibe er denn darüber, vielleicht unter der Ueberschrift: „Der Einzige und sein Eigenthum."

Friedrich Kummer.

Aus der theologischen Literatur.

1. Die Heilige Schrift des Alten Testaments. Von E. Kautzsch. Zweite mehrfach berichtigte Ausgabe. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1896. Gr. 8. 12 M. 60 Pf.
2. Erlebnisse einer Hugenottenfamilie. Von Wilhelm Jassoy. Kiel, H. Eckardt. 1896. Gr. 8. 80 Pf.
3. Der evangelische Diakonieverein. 3. Auflage. Von Friedrich Zimmer. Herborn, Verlag des Evangel. Diakonievereins. 1896. 8. 80 Pf.

Von der durch E. Kautzsch in Verbindung mit zahlreichen Gelehrten übersetzten „Heiligen Schrift des Alten Testaments" (Nr. 1), deren Erscheinen wir seinerzeit in d. Bl. angezeigt haben, ist vor Ablauf von zwei Jahren, trotz sehr starker Auflage, eine zweite Ausgabe nöthig geworden, Beweis genug für Bedeutung und Trefflichkeit des Werkes, das bekanntlich als Ersatz der im Buchhandel vergriffenen Uebersetzung von De Wette in Angriff genommen wurde. Eben wegen des ungewöhnlich raschen Absatzes der ersten Ausgabe hat an eine Neubearbeitung des Werkes nicht gedacht werden können; es liegt in der Hauptsache der frühere Text vor. Nur sind in die Stereotypplatten alle bereits vermerkten Druckfehler sowie alle sonstigen Versehen berichtigt, die bis in den Herbst vorigen Jahres dem Herausgeber bekannt geworden waren. Die werthvollen Beilagen, nebst einer Karte von Palästina, textkritische Erläuterungen, Register der Eigennamen mit beigefügter genauer Umschreibung der hebräischen Wortformen, Maße und Gewichte im Alten Testament, Geldwesen, Zeitrechnung, Uebersicht über die Geschichte der Israeliten von Mose bis Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. und Abriß der Geschichte des alttestamentlichen Schriftthums, bilden einen besondern Band von 219 Seiten, für den auch eine besondere Einbanddecke auf Verlangen abgegeben wird; der Text kann auch für sich allein zu dem billigen Preise von 9 M. bezogen werden.

Um nicht schon früher Gesagtes zu wiederholen, sei nur daran erinnert, daß das vorliegende Bibelwerk als eine Gabe an die Mündigen innerhalb der evangelischen Gemeinde geplant ist in der Ueberzeugung, daß nur „eine solche Schriftbetrachtung wirksam wider die Feinde der Bibel zu streiten und ihre wahre Herrlichkeit ans Licht zu stellen vermag, die sich demüthig den Thatsachen fügt". Die Mitarbeiter, welche Kautzsch gefunden hat, sind die Universitätsprofessoren Friedrich Baethgen-Berlin, Hermann Guthe-Leipzig, Adolf Kamphausen-Bonn, Rudolf Kittel-Breslau, Karl Martin-Bern, Wilhelm Rothstein-Halle, Rudolf Rüetschi-Bern, Victor Ryssel-Zürich, Karl Siegfried-Jena und Albert Socin-Leipzig.

Wilhelm Jassoy's „Erlebnisse einer Hugenottenfamilie" (Nr. 2) sind nach einem alten Manuscript bearbeitet, das ein Vorfahre des Verfassers, Frau Susanne Madeleine Jassoy, geborene Morizot, die Ehefrau des städtischen Bürgermeisters von Hanau, Simon Jassoy, auf Grund eigener Erlebnisse wie mündlicher Ueberlieferungen ihrer Mutter und Großmutter in französischer Sprache niedergeschrieben und im Jahre 1781 vollendet hat. Den Stempel der Glaubwürdigkeit tragen die Mittheilungen der Denkschrift über die in Metz und andern

französischen Orten um des evangelischen Bekenntnisses willen erlittenen Drangsale durchweg an sich. War jene Zeit, die uns hier geschildert wird, in Frankreich doch eine Zeit schwerer Bedrängniß und Verfolgung für Tausende und Abertausende von Hugenottenfamilien; und noch glücklich zu preisen waren diejenigen, denen es gelang, trotz der angedrohten brutalen Strafen unter Verlust von Hab und Gut wenigstens das nackte Leben über die Grenze zu retten. Dragonaden, Einkerkerungen, Einsperrungen ins Kloster, körperliche Mishandlungen, Confiscation, haarsträubende Gewaltthätigkeiten aller Art waren an der Tagesordnung. Selbst über den Tod hinaus ließen geistliche und weltliche Behörden noch an den Leichen standhafter Bekenner, die sich zu einer Glaubensänderung nicht bewegen ließen, ihren wahnsinnigen Haß aus. Auf Beschluß des Parlaments wurde der Leichnam der fünfundsiebzigjährigen Frau Baudesson, deren Mann Fabrikant in Metz war, weil der römisch-katholische Priester angezeigt hatte, daß sie auf dem Krankenlager die römischen Sterbesakramente zurückgewiesen habe, am 5. December 1686 auf ein paar Balken durch die Stadt auf den Schindanger geschleift und dort zwischen todte Hunde und Pferdeaas geworfen. An Mann, Kindern und Enkeln wiederholten sich dann die Quälereien. Ein Enkel, der die Goldschmiedekunst erlernte, wurde zwangsweise bei einem römischen Meister in Paris untergebracht, eine Enkelin, Susanne, in ein Kloster geschleppt, wo die Schwester Zuchtmeisterin sie gelegentlich nöthigte, die sechzig Treppenstufen einer Thurmtreppe abzulecken, ein andermal während drei Tagen sie mit den Hunden essen ließ. Wie sie nun gar unfreiwilliger Zeuge der grausamen Züchtigung eines andern jungen Mädchens geworden war, an deren Folgen die Unglückliche ihren Geist aufgab, da war der Mishandlungen erst recht kein Ende, und diese steigerten sich noch, als die Mutter Aebtissin dahinter kam, daß Susanne eine nächtliche Zusammenkunft der Schwester Zuchtmeisterin mit dem Bruder Beichtvater aus dem Nachbarkloster belauscht hatte. Eines Tages, als er große Messe lesen sollte, war er zeitiger gekommen als sonst, um sein Chorhemd anzulegen, und Susanne hatte durch das Schlüsselloch bemerkt, wie das Liebespärchen in dem anstoßenden Cabinet sich umarmte, hatte gehört, wie der fromme Bruder zu der gottgeweihten Schwester sagte, er würde in der Vesperpredigt von der Liebe zu den Heiligen sprechen, sie möge aber seine Worte auf sich beziehen, und hatte schließlich beobachtet, wie die Geliebte des Beichtvaters gegen zwei Uhr nachts das Kloster verließ, um die verabredete nächtliche Zusammenkunft mit dem Bruder Beichtvater abzuhalten. Jetzt gab es zunächst wieder für die arme Susanne einen Monat Thurmgefängniß bei Wasser und Brot, nach Ablauf dieser Zeit aber wurde das Erlebte zur Ursache ihrer Befreiung. Man entließ die Gefangene, weil man die unbequeme Beobachterin des so erbaulichen Klostertreibens los sein wollte, ihrer jahrelangen Haft, nachdem sie vorher mit einem feierlichen Eid, die linke Hand auf die Bibel, die rechte auf ihr Herz gelegt, hatte geloben müssen, daß sie das erlauschte Geheimniß für immer bewahren und keiner lebenden Seele entdecken werde, was im Kloster alles vorgegangen.

Einige Monate, nachdem Susanne die Freiheit erlangt, entdeckt sie zufällig einen unterirdischen Gang, der das verlassene Frauenkloster mit dem benachbarten Mönchskloster verbindet, und o wehe, der ehrwürdige Vater, in dessen Haus sie diese Entdeckung macht, betrifft sie an dem heiligen Ort, einem dunkeln Cabinet, den Ring der Fallthür noch in der Hand. Seitdem schwebte Todesgefahr über dem Haupte der wider ihren Willen in die intimsten Geheimnisse des Klosterlebens eingeweihten Susanne. Ihre Verheirathung mit dem verwitweten evangelischen Kaufmann Morizot — natürlich mußte der römische Priester die Ehe einsegnen — änderte daran nichts, verschlimmerte eher noch ihre Lage. Sie wurde gezwungen, ihre Kinder in die katholische Schule zu schicken, wo diese von dem zelotischen Pfarrer viel zu leiden hatten. Ihr Mann mußte sich von dem Pfarrer seines Kirchspiels im römisch-katholischen Glauben unterrichten lassen. Und hätten sich Vater und Mutter gegen die Annahme dieser Segnungen gewehrt, was hätte es ihnen geholfen! Als Vater Morizot seine erste Ehe in Bischweiler im Elsaß von einem reformirten Geistlichen hatte einsegnen lassen, war auf Anzeige des römischen Priesters an die zuständige Behörde das von Morizot kaum eröffnete Geschäft amtlich geschlossen und das junge Ehepaar, voneinander getrennt, so lange ins Gefängniß geworfen worden, bis es eingewilligt hatte, sich nochmals in der Kirche St.-Simplice nach römisch-katholischem Ritus trauen zu lassen.

Doch zu viel ist zu viel. Die endlosen Unbilden, denen die Familie Morizot sich ausgesetzt sah, ließen zuletzt in dem Haupt der Familie den Entschluß reifen, dem immer entsetzlicher geübten Glaubensdruck durch Flucht über die Grenze sich zu entziehen. Wol stand dabei viel auf dem Spiel. Eine vorzeitige Entdeckung mußte namenloses Elend über alt und jung bringen. Aber der Plan gelang, wenn auch Opfer über Opfer gebracht, der größte Theil des beweglichen und unbeweglichen Vermögens preisgegeben werden mußte. Man erreichte glücklich die Grenze und begab sich nach London, von dort ein paar Jahre später nach Hanau, wo die Familie in dem Kreise der vorgefundenen Hugenottenfamilien freundliche Aufnahme und durch ihren Gewerbfleiß binnen kurzem reichliches Auskommen fand. Die in unserm Büchlein gegebenen Schilderungen gerade über diese Flucht aus der Heimat in die Fremde sind von unnachahmlicher Frische. Doch wir wollen dem Leser nicht weiter vorgreifen und verweisen auf das Schriftchen selber. Dem „Evangelischen Bund zur Wahrung deutsch-protestantischer Interessen“ gewidmet, wird es nicht blos unter den zahlreichen noch unter uns lebenden Nach-

kommen von Hugenottenfamilien auf lebhafte Theilnahme rechnen dürfen, sondern ist auch an sich ein werthvoller Beitrag zu der Kirchengeschichte jener Tage, und vergegenwärtigt uns so recht, was wir von der religiösen Duldsamkeit der katholischen Kirche jener Zeit zu halten haben.

In die Gegenwart der evangelischen Kirche führt uns Friedrich Zimmer: „Der evangelische Diakonieverein, seine Aufgaben und seine Arbeit" (Nr. 3). Dieser Verein zur Sicherstellung von Dienstleistungen der evangelischen Diakonie ist auf Anregung des Verfassers am 11. April 1894 zu Elberfeld begründet worden und hat in der kurzen Zeit seines Bestehens einen erfreulichen Aufschwung genommen. Mit hervorgerufen durch die Frauenbewegung unserer Tage, stellt er sich beides, die Diakonie an der Frauenwelt wie die Diakonie für die Frauenwelt, zur Aufgabe, jenes, indem er durch Errichtung eines Töchterheims (in Kassel) den Versuch unternimmt, dem weiblichen Geschlecht als solchem zu wirthschaftlicher Selbständigkeit zu verhelfen, dieses, indem er sich zur Aufgabe stellt, durch das Diakonieseminar (in Herborn) die technische Ausbildung für die Diakonie zu vermitteln, während er die Form, in der die von ihm ausgebildeten Mitglieder Diakonie treiben wollen, grundsätzlich ihrer eigenen Wahl überläßt, also die Ausführung der Diakonie nicht selbst leitet, sondern nur die technisch vorgebildeten Personen dafür stellt und es diesen völlig überläßt, ihre Kenntnisse und Fertigkeiten, wenn sie wollen, zum Erwerb auszunutzen, oder wenn sie in die geordnete Liebesthätigkeit einer christlichen Gemeinschaft eintreten wollen, sich ganz nach ihren Wünschen unter die Leitung eines Mutterhauses oder eines freien Vereins (nach Fliedner'schem Muster) oder unter die kirchlichen Organe, sei es der Einzelgemeinde (Rinck'sche Form), sei es der Provinzialkirche (mecklenburgische Organisation), zu stellen. Sein Unterschied von den bisher vorhandenen Formen der Diakonie ist also die volle Selbständigkeit der Berufsarbeiterinnen. Dabei schafft er aber für diejenigen, die weder ganz frei, noch auch in dem Rahmen eines Mutterhauses arbeiten mögen, in seinem Schwesterverband einen ideellen und materiellen Rückhalt in Form einer Berufsgenossenschaft. Verglichen mit der Wirksamkeit der Diakonissenhäuser verwirklicht der evangelische Diakonieverein das Gemeindeprincip, übertragen auf die Diakonie. Nicht ein freier Verein, nicht eine provinzialkirchliche Organisation, sondern die Einzelgemeinde oder deren Glieder (Anstalten und Familien), die das Bedürfniß der Diakonie haben, bestimmen auch deren Ausführung und Leitung. Der evangelische Diakonieverein stellt lediglich die technisch vorgebildeten Personen und gibt diesen, soweit es ihnen erwünscht ist, den Halt der Berufsgenossenschaft in Gestalt einer eingetragenen Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht. Richtig verstanden, schließt also der Diakonieverein jede feindliche, ja auch nur zufällige Concurrenz mit den Mutterhäusern aus. Seine Stellung zu diesen ist vielmehr durchaus freundlich, er möchte sie, soweit das in seinen Kräften steht, unterstützen. Daß aber beide einem wirklichen Bedürfniß entgegenkommen und einander nicht schmälern, sondern recht wohl nebeneinander gedeihen können, das beweist schlagend die Zunahme der betheiligten Kräfte dort und hier schon in dem ersten Jahr nach Gründung des Diskonievereins. Denn dieser sah im Laufe eines Jahres (vom October 1894 bis dahin 1895) die Zahl seiner Mitglieder um das Fünffache (von 100 auf 500) erhöht, von denen im October 1895 nicht weniger als 177 mit Pflegediakonie beschäftigt waren, nämlich mit allgemeiner Krankenpflege 120, mit psychischer Krankenpflege 31, mit Idioten- oder Epileptischenpflege und Heilerziehung 6, mit Frauenpflege 14, mit Alten- und Siechenpflege 2, mit Gemeindepflege 4, während noch weitere 15 in der Lehrdiakonie und 21 in der Wirthschaftsdiakonie thätig waren, was die stattliche Zahl von 213 Pflegerinnen ergibt, eine Zahl, die seitdem noch beständig im Wachsen begriffen ist.

Wünschen wir dem evangelischen Diakonieverein und seinem wackern Begründer auch für die Zukunft eine noch stetig sich steigernde Theilnahme immer weiterer Kreise an ihrem Werke. Es verdient sie als frommes Werk dienender Christenliebe wie als erfolgreicher Versuch zur Lösung der Frauenfrage.

Karl Sallmann.

Zur Philosophie.

1. Kritik der reinen rechtlich-gesetzgebenden Vernunft oder Kant's Rechtsphilosophie. Von Dr. Abr. Eleutheropulos. Leipzig, G. Strübig's Verlag. 1896. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Verfasser dieses Werkes ist nach Name und Handhabung der deutschen Sprache ein Grieche. Es ist anzuerkennen, daß er sich so weit in die deutsche Sprache hineingearbeitet hat, um in ihr schwierige philosophische Probleme zu behandeln, wenn auch seine Ausdrucksweise, insbesondere in der Vorrede, den Ausländer verräth. Eleutheropulos hat seinen deutschen philosophischen Stil offenbar besonders an Kant gebildet; der vorliegenden Schrift hat er einen eigenthümlichen Reiz dadurch zu geben versucht, daß er Kant der Form nach persönlich sprechen läßt. Die Zulässigkeit derartiger Einkleidung ist uns zweifelhaft; indessen wollen wir darüber mit dem Verfasser nicht rechten. Die Hauptsache ist der Inhalt seiner Schrift. Die Absicht des Verfassers ist laut Vorrede, Seite 4 fg., „diejenigen, welche unserm Philosophen

in Ansehung der Rechtslehre Inconsequenzen zuschreiben, klar zu machen, daß sie sich täuschen, und daß man niemals beliebig irgendeinen Theil des Systems beurtheilen darf. Denn es ist alles so consequent ineinander gekettet und von der Apriorität der Grundlage abhängig, daß man nur diese letztere kritisiren darf. Wer sagt: Kant müßte das Recht anders betrachten, oder um den Fall selbst zu erwähnen: Kant geht in dem Strafrechte inconsequenterweise vor, oder: Kant widerspricht sich selbst in der Auffassung von Moral und Recht, der sagt, ohne sich dessen bewußt zu sein, soviel als: Kant müßte inconsequent verfahren, oder der Betreffende hat Kant nicht gut verstanden. Dies wird in dieser Abhandlung indirect gezeigt, indem alles hier so dargestellt wird, als ob Kant selbst neben der Kritik der reinen und praktischen Vernunft noch auch die Kritik der reinen rechtlich-gesetzgebenden Vernunft geschrieben hat". (Soll heißen: hätte; wir haben hier eine der Stellen, die den Ausländer verrathen.) Dieser Aufgabe hat der Verfasser nach Kräften zu genügen versucht, und als einen beachtenswerthen Versuch kann man die Arbeit wol gelten lassen.

2. Was ist Gott? Was ist unsere Seele? Wo leben wir weiter? Eine systematische Erklärung auf mathematischer Grundlage, volksthümlich abgeleitet von K. Lentz. Straßburg i. E., Fritz Schlesier. 1896. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Eine volksthümliche Beantwortung der auf dem Titelblatt dieser Schrift aufgeworfenen Fragen wäre ohne Zweifel verdienstlich. Leider kann dem Verfasser dieses Prädicat nicht zuerkannt werden. Die Form der Schrift ist allerdings populär, ihr Inhalt jedoch ein solcher, daß mancher Leser sich vielleicht fragen wird: ist der Verfasser ernstlich zu nehmen?

K. Lentz stützt nach Seite 8 seine Ausführungen auf zwei Werke: 1) „Die Welt vor der Erschaffung des Menschen" von Flammarion, 2) „Werden und Vergehen" von Carus Sterne. Er will irrige Ausführungen in diesen Werken widerlegen. Es betrifft diese Widerlegung naturwissenschaftliche Fragen. Ueber solche steht dem Referenten kein competentes Urtheil zu; jedoch steht er nicht an zu behaupten: die Ausführungen von Lentz lassen einen Dilettanten in den Naturwissenschaften erkennen. Nicht minder aber ist er ein solcher in der Philosophie. Er steht auf vollständig materialistischem Standpunkt. Gott war demgemäß laut Seite 10 „der Urstoff, und nur, nachdem er sich getheilt hat, haben sich die uns wahrnehmbaren Stoffe und wir uns selbst später gebildet". „Der Geist oder unsere Seele ist eine Elektricität, welche man Leitungs- oder Willenselektricität nennen kann. . . . Der Mensch bildet eine vollkommene elektrische Dynamomaschine; dies ist aber das Thier auch, sobald sich Vernunft bei ihm ausgebildet hat" (S. 12 fg.). Diesen rein materialistischen Standpunkt können wir in keiner Weise theilen und halten ihn für verwerflich.

Ernst Melzer.

Feuilleton.

Eine brennende Frage der Gegenwart, vielleicht die für unser deutsches Volksleben zur Zeit wichtigste von allen, behandelt Wilhelm Martius, der verdiente Vorkämpfer des Blauen Kreuzes, in den „Zeitfragen des christlichen Volkslebens", herausgegeben von E. Freiherrn Ungern-Sternberg und H. Dietz, Band XXI, Heft 4 unter dem Titel „Trunksucht und Unzucht. Ein offenes Wort für die gebildete Männerwelt" (Stuttgart, Chr. Belser'sche Verlagshandlung). Es ist ein dunkles Blatt, das da aufgeschlagen wird, beschrieben mit Leichtsinn, Genußsucht, Schamlosigkeit, Elend. Aber das darf nicht davon abhalten, die Hand auf die Wunde zu legen und alle Wohlgesinnten zur Mithülfe an der Heilung des Krebsschadens aufzurufen. Gelänge es, Trunksucht und Unzucht, von denen die eine der andern immer in die Hand arbeitet, für die öffentliche Meinung, oder wenigstens für das sittliche Urtheil der im übrigen anständig denkenden Männerwelt als das zu brandmarken, was sie sind, nämlich die gefährlichsten Pestbeulen am Leib unsers Volks, das dadurch geradezu seinem sichern Untergang entgegengeführt wird, so wäre viel gewonnen. Wie stellen sich dazu Regierung, Reichstag und Presse? Was haben sie bisher den Bemühungen um das schwere und langwierige Werk der Sittenreinigung für eine Mitarbeit zutheil werden lassen? Die Reichsregierung läßt sich seit funfzehn Jahren von allen Seiten treiben und stoßen, damit wir endlich ein Sondergesetz gegen die Trunksucht erhalten; da es sich aber um keine Militär- oder Steuerfrage, sondern blos um eine socialsittliche Aufgabe handelt, so kann sie sich zu keinem Entschluß aufraffen. Der Reichstag in seiner gegenwärtigen kläglichen Zusammensetzung hat für die Sittlichkeitsnovelle, die sogenannte lex Heintze, nur Spott und kühles Achselzucken übrig gehabt. Und die Presse, die sich so gern die sechste Großmacht des Jahrhunderts nennt? Du lieber Gott, wie viel Tagesblätter gibt es denn, die auch nur so verständig sind, unverständige Anzüglichkeiten von ihrem Anzeigentheil auszuschließen, sintemal und alldieweil auch diese ja doch Geld einbringen und ein gesinnungstüchtiges Blatt doch gegen den Grundsatz nicht verstoßen darf, pecunia non olet. So sind es denn bisjetzt nur verhältnißmäßig kleine, private Kreise, die den Kampf gegen Trunksucht und Unzucht aufgenommen haben: der Deutsche Verein gegen den Misbrauch geistiger Getränke und die Allgemeine Conferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine, jener, wo es sich um die Rettung von Gewohnheitstrinkern handelt, ergänzt durch die Bestrebungen des „Blauen Kreuzes" und der „Alkoholgegnerbund", diese unterstützt durch den „Keuschheitsbund zum weißen Kreuze" mit seinen etwa 6000 Mitgliedern. Was diese vereinigten Gruppen bisher gethan haben, um im Bunde mit den auf dasselbe Ziel gerichteten Anstrengungen des Centralvereins für Innere Mission und nahezu sämmtlicher Synodalorgane einen Wandel zum Bessern herbeizuführen, das ist in unserm Schriftchen sorgfältig gebucht. Ganz umsonst ist die aufgewandte Arbeit nicht gewesen. Noch aber ist eine Riesenaufgabe zu lösen, zu deren Bewältigung viel Liebe, viel Geduld, viel Selbstverleugnung und sehr viel Muth nöthig ist. Martius besitzt das alles in hohem Maß. Möchte er recht viel Nacheiferer finden!

— Daß sich eine recht anziehende Geschichte schreiben läßt,

in der die Liebe der Geschlechter nicht die Hauptrolle spielt, lehrt die Erzählung eines Ungenannten „Tim" („Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek", 11. Jahrgang, Band 19. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Natalie Rümelin, Stuttgart, J. Engelhorn, 1895), die Geschichte eines Knaben, der sich ganz der Freundschaft zu einem ältern Genossen weiht und schließlich daran zu Grunde geht, daß er um des Freundes willen dieser Freundschaft entsagt. So rührend dies wirkt, hält sich die Erzählung doch frei von Rührseligkeit. Es herrscht darin ein gesunder Realismus. Das Schulleben in Eton mit seinen Freuden und kleinen Leiden bildet größtentheils den Hintergrund. Daß der kleine Held so geartet ist, ist in den Verhältnissen seines Hauses begründet. Treffend ist auch der Vater mit seiner Eifersucht auf die Freundschaft des Sohnes charakterisirt. Der Verfasser ist überhaupt ein scharfer Beobachter des menschlichen Lebens und streut manche gute Anmerkung, oft auch in sarkastischer Form, ein. Die Uebersetzung ist, von einigen stilistischen Mängeln abgesehen, befriedigend.

— Eine erbauliche Absicht verfolgt Käthe Papke mit ihrer Erzählung aus der Zeit der Christenverfolgung unter dem Kaiser Domitian: „Auf römischem Boden" (Berlin, Deutsche Evangelische Buch- und Tractat-Gesellschaft, 1895). Wir wollen ihr deshalb keinen Vorwurf daraus machen, daß die Charakterzeichnung etwas kurz weggekommen ist. Auch die Erfindung ist ziemlich dürftig. Noch auffälliger aber ist, daß die Verfasserin, wie die Behandlung häuslicher Verhältnisse, staatlicher Einrichtungen und selbst der Personennamen zeigt, recht wenig heimisch ist auf dem Boden, den sie zu schildern unternimmt.

— Bei der epochemachenden Bedeutung der Kant'schen Philosophie, deren Studium besonders durch die Neukantianer vor einem Menschenalter mächtige Impulse empfing und noch jetzt empfängt, ist das Entstehen einer dieser Philosophie gewidmeten Zeitschrift leicht erklärlich. Sie nennt sich „Kantstudien. Philosophische Zeitschrift, herausgegeben von Professor Dr. Hans Vaihinger" (Hamburg, L. Voß). Ausgegeben am 21. April 1896. Gr. 8. 1. Bd. 12 M., einzelne Hefte 4 M. Es freut uns, daß die Redaction derselben in der Hand Vaihinger's ruht, der sich durch seinen Commentar zu Kant's „Kritik der reinen Vernunft" einen wohlbegründeten Ruf als Kant-Kenner erworben hat. Das erste Heft, so reichhaltig, wie es nur in einer altbegründeten philosophischen Zeitschrift der Fall sein könnte, eröffnet der Herausgeber mit einem Aufsatz „Zur Einführung", worin er klar und scharf die Aufgabe der neuen Zeitschrift in historischer und systematischer Beziehung darlegt. Sie soll ein fortlaufendes Organ zu gegenseitig fördernder Concentration der Kant-Forschung des In- und Auslandes sein. Der Herausgeber zeigt ausführlich, was in der Kant-Forschung noch zu leisten ist trotz der Hochflut der Kant-Literatur. Dieser Aufgabe dienen nun die Einzelleistungen der Zeitschrift in dem vorliegenden Heft: Aufsätze über Kant und sein System, Recensionen der Schriften darüber, Selbstrecensionen, Literaturberichte, inedita Kantiana, die Ankündigung der neuen, von der Berliner Akademie der Wissenschaften unternommenen Kant-Ausgabe, exegetische Miscellen und Varia. Außer dem Einführungsaufsatz Vaihinger's finden wir in dem ersten Heft vier vortreffliche Aufsätze von hervorragendem Interesse: 1) „Die bewegenden Kräfte in Kant's philosophischer Entwickelung und die beiden Pole seines Systems", von E. Adickes; 2) „Goethe's Verhältniß zu Kant in seiner historischen Entwickelung", von K. Vorländer; 3) „§. 1 der transscendentalen Aesthetik, aus einem Conversatorium für Anfänger", von A. Stadler; 4) „Kant et Fichte et le problème de l'éducation", par A. Pinloche. Die Arbeit Vorländer's hat hohes Interesse auch für Kenner der deutschen Literatur, namentlich Goethe's; von seiner Gründlichkeit und Gediegenheit in Erforschung des Verhältnisses der deutschen Philosophen zu den Heroen der Nationalliteratur hat Vorländer bereits einen Beweis gegeben durch seine Abhandlung: „Ethischer Rigorismus und sittliche Schönheit", in den „Philosophischen Monatsheften" von Natorp, Band 30, Heft 5—8. Der Aufsatz von Pinloche ist in französischer Sprache abgefaßt; es sollen außer in der deutschen auch in dieser, in englischer und italienischer Sprache abgefaßte Aufsätze in den „Kantstudien" aufgenommen werden. Alles deutet darauf hin, daß die neue Zeitschrift dauernd einen angesehenen Platz unter den deutschen Philosophiezeitschriften einnehmen wird. Wir wünschen ihr diesen Platz in dem Sinne, daß die allseitige Erforschung und Beleuchtung des Systems unsers großen Kant die deutsche Philosophie über diesen hinaus einer höhern Stufe entgegenführen werde.

— Der bewährte „Führer durch Pompeji", 1893 auf Veranlassung des Kaiserlichen Archäologischen Instituts zu Rom in erster Auflage erschienen, von dem besten Kenner Pompejis und seiner Alterthümer, August Mau in Rom, ist in zweiter vermehrter Auflage herausgekommen (Leipzig, Wilhelm Engelmann, und Neapel, F. Furchheim, 1896). Das vortreffliche Buch ist im wesentlichen dasselbe geblieben und nur um vier Abbildungen und einen Plan der Gräberstraße bereichert worden, sowie durch die Beschreibung der Ausgrabungen, die man in der fünften Region der Stadt seit dem Jahre 1893 vorgenommen hat. Ebenso ist der neue Stadtplan nach den neuen Ausgrabungen vervollständigt worden. Das wichtigste dieser Ausgrabungen ist ein Haus aus der letzten pompejanischen Zeit, ausgezeichnet durch die schöne Erhaltung der Malereien und den Marmorschmuck seines Peristils. Die erste Auflage war in Fractur gedruckt, und gewiß that die größere Schrift dem Auge wohler und das Ganze war übersichtlicher, doch ist wol die neue in Antiqua gedruckte Auflage dem Verkaufe außerhalb Deutschlands förderlicher.

Bibliographie.

Burns, R., Lieder und Balladen. Halle, Otto Hendel. 8. Geb. 1 M. 50 Pf.

Frank, H., Aus dem Vatican. Leipzig, C. G. Naumann. 8. 2 M. 50 Pf.

Kaden, W., Volksthümliches aus Süditalien. Leipzig, C. G. Naumann. 8. 2 M. 50 Pf.

Kreyenbühl, J., Die Nothwendigkeit und Gestalt einer kirchlichen Reform. Freiburg i. Br., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Gr. 8. 4 M.

Meister, F., Schiff ahoi! Geschichten und Bilder aus allen Meeren. Dresden, Carl Reißner. 8. 2 M.

Naumann, G., Rom im Liede. Leipzig, C. G. Naumann. 8. 2 M. 50 Pf.

Peppmüller, R., Hesiodos. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 6 M.

Rodemeyer, A., Beispiele und Aphorismen zu den Psalmen. 1. Lieferung. Leipzig, Ferd. Riehm. Gr. 8. 50 Pf.

Schenck, Ottilie, Victor Rydberg. Eine biographische Skizze. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsb. 8. 1 M.

Schmid, K. A., Geschichte der Erziehung vom Anfang an bis auf unsere Zeit. Vierter Band. Erste Abtheilung. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 4. 18 M.

Thesing, E., Duell — Ehre — „Ernst!" Marburg, Oscar Ehrhardt. Gr. 8. 50 Pf.

Tscheng-Ki-Tong, China und die Chinesen. Zweite Auflage. Dresden, Carl Reißner. Gr. 8. 3 M.

Wright, H., Sociale Briefe an Schulze und Genossen. Leipzig, Reinhold Werther. Gr. 8. 1 M.

Zola, E., Rom. Roman. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 6 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 35. — 27. August 1896.

Friedrich Perthes.

Eine der angesehensten Verlagsbuchhandlungen Deutschlands, die Firma Friedrich Andreas Perthes in Gotha, begeht in diesem Jahre die Feier ihres hundertjährigen Bestehens. Keine bessere, sinnigere Auszeichnung konnte sie dem Jahre des Rückblicks auf ein Säculum gediegener und erfolgreicher buchhändlerischer Thätigkeit zutheil werden lassen als diejenige durch eine Jubiläumsausgabe der Biographie des Begründers der Handlung, des durch seine Persönlichkeit wie durch seine Erlebnisse in gleicher Weise hervorragenden Friedrich Christoph Perthes.*)

Das-Buch führt in die Entwickelung des deutschen Buchhandels während einer begebnißreichen Periode der Geschichte ein. In dem Jahre 1787, zu einer Zeit, die weder die Trennung von Verlag und Sortimentsgeschäft, noch auch die allgemeine Durchführung der Baarzahlung im buchhändlerischen Verkehre kannte, in der vielmehr die deutschen Buchhändler zweimal in Leipzig zusammenkamen und hier einander die Titel neu erschienener Werke mittheilten, in vorsichtig abwägender Berechnung der Gangbarkeit eines Buchs kauften und die Rechnung durch Tausch ausglichen, war Perthes als Lehrling in das Geschäft des leipziger Commissionsbuchhändlers Böhme eingetreten. Aber auch seinem Berufszweige standen damals große Wandlungen bevor. Als unter Napoleon's Tritten das morsche Deutsche Reich zusammengebrochen war, begannen Weiterblickende die vaterländische Literatur und um ihretwillen den Buchhandel als Einheitsband der zersplitterten Nation zu ahnen und zu achten. Er überstand glücklich die tödliche Gefahr, mit der ihn die erdrückend peinliche Censur unter der französischen Kaiserherrschaft bedroht hatte, überstand die Wirren der großen Kriege, um mit dem Wiedererwachen des idealen Lebens in Deutschland kräftiger zu erblühen. Die Bestrebungen gegen den bis dahin innerhalb der Viel- und Kleinstaaterei ungestört betriebenen Nachdruck machten sich geltend und beschäftigten Cabinete und Bundestag. Und die Solidarität der deutschen Buchhändlerschaft trat im Jahre 1825 in der Gründung des Börsenvereins zu Tage, der in Leipzig seinen Mittelpunkt und in der Buchhändlerbörse daselbst Versammlungsort, Museum und Lehranstalt fand. Von dem Jahre an, da der Knabe mit erfrorenen Füßen in dem kalten Gewölbe seines Lehrherrn gestanden, bis zu dem andern, in dem der gereifte Mann im Besitze des allgemeinen Vertrauens seiner Berufsgenossen deren gemeinsame Interessen förderte, welcher Fortschritt in diesem wichtigen Institute des deutschen Lebens! Und Perthes hat an ihm, erst klug und scharf beobachtend, bald thatkräftig eingreifend, endlich in hoher Werthschätzung seines Berufs umsichtig und einflußreich leitend, den lebhaftesten Antheil genommen.

Innerhalb der gemeinsamen Geschichte des deutschen Buchhandels nimmt die besondere des Perthes'schen Geschäfts die Aufmerksamkeit des Biographen und seiner Leser in Anspruch. Zu Ostern 1796 kündigte ein Rundschreiben des damals einundzwanzigjährigen Perthes den zur leipziger Messe versammelten Buchhändlern die Gründung eines eigenen Geschäfts in Hamburg als nahe bevorstehend an, im Juli desselben Jahres meldete der „Hamburger Correspondent" die Eröffnung der Handlung. Es war ein kühnes Unternehmen, gestützt lediglich auf die Thatkraft des jugendlichen Geschäfsmannes und auf das Vertrauen, das nähere und fernere Freunde ihm entgegenbrachten. Aber es gelang. In dem trefflichen, arbeitskräftigen und kenntnißreichen Johann Heinrich Besser trat Perthes ein zuverlässiger Mitarbeiter an die Seite. Nach Holstein und Münster, England, Rußland und Skandinavien knüpften sich die Verbindungen der bald allgemein geachteten Hand-

*) Friedrich Perthes' Leben, nach dessen schriftlichen und mündlichen Mittheilungen aufgezeichnet von Clemens Theodor Perthes, weil. ordentlichem Professor der Rechte an der Universität in Bonn. Drei Bände. Achte Auflage. Jubiläums-Ausgabe. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1896. Gr. 8. 10 M.

lung an. Da schien ihr das Jahr 1813 den Untergang bereiten zu sollen. An dem Versuche der Hamburger, von der französischen Besatzung sich zu befreien, hatte Perthes den thätigsten Antheil genommen. Nachdem die Stadt durch Marschall Davout wieder besetzt worden war, mußte er, geächtet, flüchten, wurde seines Vermögens verlustig erklärt, sein Bücherlager ward beschlagnahmt. So hieß es nach seiner Rückkehr im Sommer 1814 von vorn anfangen und den Versuch machen, inmitten der verworrenen Zeitverhältnisse aus den Ueberresten seines zerstörten Geschäfts ein neues unter der Firma Perthes u. Besser herzustellen. Und von neuem hob er es zu einer weithin anerkannten Bedeutung. Nachdem ihm dies gelungen war, bereitete er seinen Rücktritt aus der Unruhe des Sortimentshandels und dessen Uebertragung auf Besser vor. Mit dem Frühjahr 1822 traf er in Gotha ein, um dort von jetzt an als Verleger zu leben. Die zahlreichen Verbindungen der Achtung und Freundschaft, welche er mit den bedeutendsten Gelehrten Deutschlands unterhielt, gaben die Gelegenheit dazu, daß eine Anzahl hervorragender historischer und theologischer Werke seinem Verlage übergeben wurde. Die „Geschichte der europäischen Staaten" unter der Redaction Heeren's und Ukert's, Droysen's „Geschichte des Hellenismus", Hurter's „Innocenz", Neander's „Kirchengeschichte" und „Leben Jesu", Tholuck's Commentare neutestamentlicher Schriften und viele andere gelehrte Werke ersten Ranges erschienen bei ihm. In den „Theologischen Studien und Kritiken" schuf er ein einflußreiches, noch heute blühendes Organ für die vermittelnde Richtung innerhalb der deutschen theologischen Wissenschaft. Bei allen diesen Unternehmungen blieb ihm die lediglich geschäftsmäßige Berechnung fremd, vielmehr suchte er der Förderung der Wissenschaft und des Lebens mit ganzer Seele zu dienen. Nur so — konnte später ein Fachgenosse über Perthes' Thätigkeit als Buchhändler sagen — „hob sich sein Verlag und gehörte bald an Umfang und mehr noch an Gediegenheit zu den ersten in Deutschland. Einen solchen bringen nur Männer zusammen, die bei ihrem Unternehmen einen andern Maßstab anlegen als den des Einmaleins".

Die besondere Gelegenheit des Erscheinens der Jubiläumsausgabe von Perthes' Leben war Anlaß, das Buchhändlerische aus dem Inhalte hervorzuheben. Aber in dem Sinne überwiegend, daß es bei dem Leser besondere buchhändlerische Interessen voraussetzte, ist es in dem Buche keineswegs. Seine Prägung erhält dies vielmehr durch das gesunde, kräftige, geistvolle Menschenthum des Helden. Die Entwickelung seiner Jugend vollzieht sich unter dem Einflusse der tiefen Aufrichtigkeit seines Wesens. Sie ist es, die den Jüngling mit zartem, durch die Macht Kant'scher Strenge geschärftem Gewissen gegen die Sinnlichkeit ankämpfen, ihn aber über das Jugendstreben hinaus Schiller'schen Idealen folgen und am Ende, hauptsächlich in der Gemeinschaft seiner Frau, der unvergleichlich innigen Karoline Claudius, und des ihr verbundenen Kreises, den lebendigen Christenglauben als starken Halt seines Lebens finden läßt. Zum Asceten oder Quietisten ist er damit nicht geworden. Zeitlebens blieb er, wie ein Freund ihn einmal nennt, „der kräftigste und regsamste Sinnenmensch". Aus allen Poren seines Wesens sprüht Thatkraft. Die Geschichte seiner Handlung liefert den Beweis, nicht minder seine Betheiligung am deutschen Freiheitskampfe. Er, der nie Soldat gewesen, betreibt als Major der Bürgerwehr die Bewaffnung der Hamburger. Einundzwanzig Nächte lang kommt er während der Belagerung nicht aus den Kleidern und nicht ins Bett. Von den Franzosen verbannt, ruft er alsbald einen Verein zur Unterstützung und Verwendung seiner gleich ihm vertriebenen Mitbürger im Kampfe gegen die Fremdherrschaft ins Leben und bewirkt zugleich die Vertretung der Hansestädte auf dem Fürstencongreß zu Frankfurt. Erst nach Monaten schmerzlicher Trennung kann er zu Frau und Kindern zurückkehren. Vierzehn Tage war er mit gebrochenem Beine umhergegangen und gefahren, ohne viel darauf zu achten. Ebenso wenig kennt sein Alter ein selbstgenugsames Ruhen. Er lebt als Mittelpunkt einer zahlreichen Familie; Reisen und Fußwanderungen, vaterländische und buchhändlerische Interessen erhalten neben der regelmäßigen Berufsarbeit sein Leben in rascher Bewegung: „Ich lege immer neue Eier und habe daher keine Zeit, die alten zu begackeln."

Eine Natur von solcher Tüchtigkeit und Lebendigkeit konnte nicht ohne nahe Verbindung mit andern bleiben. Perthes war ein Virtuos im freundschaftlichen Verkehr. Der umfassende und gehaltvolle Briefwechsel, zugleich die wichtigste Quelle und die vornehmste Zierde seiner Biographie, ist ein Zeugniß dessen. Wer den Reiz dieser aufrichtigen, lebhaften, lernbegierigen und bei aller Charakterfestigkeit überaus liebenswürdigen Briefe auf sich wirken läßt, versteht es, daß Männer wie Niebuhr und Nicolovius, Johannes von Müller und Görres, Jacobi und Schelling, Stolberg und Neander sich gern zu seinem Freundschaftskreise zählten, und daß Goethe und Schleiermacher, Wilhelm von Humboldt und Stein ihm Achtung erwiesen. Man wird wenig Größen aus der Zeit der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert ausfindig machen können, zu denen Perthes nicht in irgendwelchen Beziehungen gestanden hätte. Dadurch aber wird seine Biographie zu einem blanken Spiegel jener bewegten Zeit. Scharf umrissen treten die politischen und religiösen Gegensätze in dem brieflichen Meinungsaustausche hervor, und dem modernen Leser gesellt sich oftmals zu der Freude an dem hier aufgespeicherten Geistesreichthum noch die andere, Verhältnissen und Gedanken zu begegnen, die auch heute theils wieder, theils noch vorhanden und wirksam sind. So lesen wir über die öffentliche Meinung einmal: „Können wir denn wirklich sagen, daß in Deutschland eine öffentliche Meinung ist? Das wunderliche Ding hat doch nur dann seinen Grund und ist doch nur dann eine über den Einzelnen stehende Macht, wenn es aus dem

unwillkürlichen Zusammenwirken von Ereignissen und Verhältnissen erwachsen, nicht wenn es gemacht ist durch diese oder jene begabten Menschen, welche den Neigungen und Schwächen, die der Tag gebiert, zu schmeicheln verstehen. In einem auf Frömmigkeit sicher ruhenden und in einfachen, übersehbaren Verhältnissen lebenden Volke liegt in der Uebereinstimmung der Ansichten, des Begehrens und Verwerfens gewiß eine höhere Autorität; aber sind wir so? Unsere Schreier sicherlich nicht, und wie häufig haben wir erlebt, daß ein paar gewandt geschriebene Zeitungsartikel Widerhall in allen andern Blättern hervorriefen und die Stimmung um- und nochmals umdrehten." An Verhandlungen der jüngsten Vergangenheit klingt es an, wenn Perthes im März 1821 schreibt: „Noch einmal werden wir durch die Despotie hindurch müssen, aber dieses mal wird der Name des Tyrannen sein: Majorität der Stimmen. Wenn Kammern sich wie in Frankreich gestalten, so ist der Staat und alles, was mit ihm zusammenhängt, den Parteihäuptern preisgegeben, deren Geschrei sich Volksmeinung nennt. Die einzelnen Stimmen werden abgegeben, gezählt und die größere Zahl hat recht. Oder glaubst Du vielleicht, daß Menschen, die von entgegengesetzten politischen Leidenschaften besessen sind, sich durch Gründe und Gegengründe einander belehren, bekehren und andern Sinnes machen? Nimmermehr; jeder nagelt sich nur immer fester auf seiner Seite und in seiner Partei. Die Volksvertreter werden also wie Rechenpfennige anzusehen sein; je nachdem sie durch Cabale, Geld, Furcht so oder anders gewonnen sind, kann man schon im voraus wissen, wie sie stimmen, und alle Worte für das Wohl des Staats schweben in leeren Lüften und verhallen, ohne eine Spur zu hinterlassen."

Perthes starb 1843 im einundsiebzigsten Lebensjahre. Die Dauer seines Lebens hatte ihn die meisten seiner Freunde überleben lassen. Dann pflegten seine nach ihrem Tode geschriebenen Briefe treffende Charakteristiken der Verstorbenen zu enthalten. Man lese nur seine Bemerkungen über Goethe und Niebuhr. Des Mannes eigenes Ende war der würdige Abschluß seiner frommen, thatkräftigen, gesegneten Erdenlaufbahn.

„Friedrich Perthes' Leben" bedarf einer Empfehlung nicht. Seit Jahrzehnten nimmt es in der Reihe der classischen Biographien unserer Literatur einen Ehrenplatz ein. Dennoch fehlt das Buch, trotz seiner Verbreitung in sieben Auflagen, noch in manchem Bücherschranke, dessen Besitzer an der Bekanntschaft mit dem von Sohneshand treu gezeichneten Bilde dieses reichen Mannesleben seine Freude haben würde. Die Verlagshandlung hat recht gethan, durch die sehr billige neue Titelausgabe anläßlich ihres Jubiläums die Aufmerksamkeit aller, die es noch nicht kennen, auf das schöne Werk zu lenken. Möge für sie die Auffrischung des literarischen Denkmals ihres Begründers ein verheißungsvolles Zeichen dessen sein, daß der gediegene Geist, der über ihren Anfängen glückbringend gewaltet hat, sie auch hineingeleite in ein zweites Jahrhundert gedeihlicher Entwickelung.

Johannes Reinhard.

Zur deutschen Literatur.

1. Schiller's Werke. Herausgegeben von Ludwig Bellermann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Band 1—8. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1896. 8. Jeder Band geb. 2 M.
2. Platen's Werke. Herausgegeben von G. A. Wolff und V. Schweizer. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1895. 8. Geb. in Leinw. 4 M.
3. Apollonius von Tyrus. Untersuchungen über das Fortleben des antiken Romans in spätern Zeiten. Von S. Singer. Halle a. S., M. Niemeyer. 1895. Gr. 8. 6 M.
4. Das Waltharilied. Ein Heldensang aus dem 10. Jahrhundert, im Versmaße der Urschrift übersetzt und erläutert von Professor Dr. Hermann Althof. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1896. 12. Geb. in Leinw. 80 Pf.
5. Fr. W. Weber's Dreizehnlinden. Eine literarische Studie von Dr. B. L. Tibesar. Zweite Auflage. Paderborn, F. Schöningh. 1896. 8. 1 M. 20 Pf.

Die neue Ausgabe Schiller's, die jetzt in der Meyer'schen „Classikerbibliothek" erscheint (Nr. 1), wird des Dichters sämmtliche Werke in vierzehn Bänden enthalten, von denen — um mit den Worten des Herausgebers, Ludwig Bellermann, zu reden — die ersten acht alles das bringen, was für einen weitern Kreis gebildeter Leser als geeignet erscheint, während die andern sechs diejenigen Schriften umfassen werden, welche nur für die engere Zahl derer von Bedeutung sind, die sich wissenschaftlich, insbesondere geschichtlich, mit dem Dichter beschäftigen. Die erste Abtheilung, die nun vollständig erschienen ist, umfaßt daher außer den Gedichten auch die sämmtlichen großen Dramen des Dichters, die wichtigsten der erzählenden Dichtungen, die geschichtlichen Hauptwerke und die philosophischen Abhandlungen in fast vollständiger Auswahl. Die poetischen Uebersetzungen dagegen sind der zweiten Abtheilung überwiesen worden.

Daß die übernommene Aufgabe des Dichters würdig durchgeführt werden würde, durfte man von dem auf diesem Gebiete schon erprobten Herausgeber erwarten. Die neue Ausgabe ist in der That eine in jeder Beziehung wohlerwogene und gründliche Leistung. Sie geht in der Feststellung des Textes überall auf die Quelle zurück, die sich als der letzte Wille des Dichters nachweisen läßt. In dem Verzeichniß der Lesarten hat der Herausgeber die verwirrende Menge der Angaben mög-

lichst eingeschränkt, um die Uebersicht über die Geschichte des Textes zu erleichtern. Die Bedeutung der Ausgabe liegt in der sorgfältigen Erläuterung. Diese wird in verschiedener Gestalt geboten. Im ersten Bande findet sich zunächst eine übersichtliche Darstellung von dem Leben und den Werken des Dichters. Den Gedichten und den andern Werken geht wieder eine Einleitung voran, in der ihre Stellung im Entwickelungsgange des Dichters erörtert und sie selbst ästhetisch gewürdigt werden. Wenn es auch selbstverständlich nicht möglich ist, alle und jede, z. B. die Dramen betreffende Frage zu behandeln, so muß doch anerkannt werden, daß der Herausgeber das Wesentliche überall hervorgehoben hat, wie es nur einem mit dem gesammten Material vertrauten Gelehrten möglich ist. Die Einzelerklärung findet sich ferner zunächst unter dem Texte. Während diese Erläuterungen das bieten, was zum unmittelbaren Verständniß der Stelle mehr oder weniger nothwendig ist, also sprachliche und sachliche Erklärungen, historische Notizen und Hinweise auf den Zusammenhang oder den Grundgedanken des Werkes, so enthalten die Anmerkungen hinter dem Texte literarische Nachweise zur Entstehung der einzelnen Gedichte sowie Angaben über die Quellen des Dichters, Parallelstellen u. dgl. In allen diesen Anmerkungen steckt eine Fülle des Wissens. Insbesondere sind auch die Anmerkungen unter dem Texte zu loben. Sie gehen den Schwierigkeiten nicht aus dem Wege. Auf kleine Inconsequenzen wollen wir uns nicht weiter einlassen. So konnte, wie es sonst geschieht, II, 200 bei der Erklärung von „raffiniren auf etwas" verwiesen werden auf die Anmerkung S. 36. Ebenda S. 342 wird „Filet" erklärt, was sich aber schon S. 333 findet. I, 77 in den Gedichten wird zu „Goldenes Buch" bemerkt: „So wird in einigen italienischen Republiken das Verzeichniß genannt, in welchem die adeligen Familien eingeschrieben stehen." Hier konnte an die bekannte Stelle im „Fiesco" erinnert werden. VII, 292, wo „Ballen" erklärt wird „Seltener Ausdruck für Geschützkugeln", war ein Hinweis auf „Wallenstein's Lager", Vers 360, am Platze, wo „Ballen" einfach als „Kugeln" erklärt werden. Gelegentlich konnte etwas mehr auf die Sprachgeschichte Rücksicht genommen werden. Die alte Form „mag" in der Bedeutung „kann" hätten wir V, 200 nicht erklärt: „etwas ungewöhnlich für kann, darf". Die Dramen in Prosa bieten in ihrem sprachlichen Ausdrucke manche Schwierigkeit. Hier dürfte auch am ersten noch eine Nachbesserung in den Anmerkungen möglich sein. Wenn Schufterle II, 36 behauptet, Muth genug zu haben, sich unterm lichten Galgen mit dem leibhaftigen Teufel um einen armen Sünder zu balgen, so besagt die Anmerkung „hell sichtbar, leibhaftig zu sehen" zu wenig. Der Ausdruck „lichter Galgen" ist sprichwörtlich, er findet sich öfter, bei Schiller außer der von Bellermann verglichenen Stelle II, 71, 5 auch ebenda 79, 6. Zu seiner Erklärung dient vielleicht die Schilderung Roller's S. 77 von der Maschine, die „im Glanz der schrecklichen Morgensonne" strahlt. Unklar ist auch ein Ausdruck in einer frühern Rede Roller's (S. 39):

> Und endlich gar bei lebendigem Leib gen Himmel fahren und trutz Sturm und Wind, trutz dem gefräßigen Magen der alten Urahne Zeit unter Sonn' und Mond und allen Fixsternen schweben, wo selbst die unvernünftigen Vögel des Himmels, von edler Begierde herbeigelockt, ihr himmlisches Concert musiciren und die Engel mit Schwänzen ihr hochheiliges Synedrium halten?

Die letztgenannten Wesen sollen „die Raubvögel" sein. Aber abgesehen davon, daß diese eben schon genannt sind, wäre die Bezeichnung recht abgeschmackt. Sollten nicht auch hier Angehörige der Zunft gemeint sein, mit deren Vertreter Schufterle unter dem Galgen sich balgen will? Etwas zweifelhaft ist uns auch die Erklärung des „Fangers" (S. 104), den Karl Moor in seiner Jugend belauscht und geneckt haben will. Das „Ungeheuer am (!) Nilus" ferner, von dem derselbe S. 86 redet, ist sicher nicht das Nilpferd, eher das Krokodil, das wiederholt als Sinnbild der Heuchelei genannt wird. Sonst könnte man auch an einen Wütherich wie Busiris denken oder an den Pharao, mit dem der Pater den Räuber Moor vergleicht. Die „Räuber" bewegen sich durchaus in diesen Ideenkreisen. Gleichfalls unsicher ist der Herausgeber bei den Worten Fiesco's, II, 246:

> Itzt fahre wohl, Doria, schöner Stern! Stolz und vorlaut standst du da, als hättest du den Horizont von Genua verpachtet, und sahest doch, daß auch die Sonne den Himmel räumt und das Scepter der Welt mit dem Monde theilt.

Sicher falsch scheint uns die Deutung von „verpachtet" als „gepachtet" zu sein. Denn dies würde keinen sichern Besitz bezeichnen. Der Ausdruck ist gewiß wörtlich zu verstehen. Wer verpachtet, muß sich als unumschränkter Gebieter fühlen. Doch genug damit! Was wir vorgebracht haben und noch vorbringen könnten, bleibt geringfügig gegenüber dem Geleisteten. Welche Arbeit steckt z. B. im siebenten Bande! Auf eine Einleitung des Herausgebers folgt die „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges", bearbeitet von Theodor Kükelhaus. Die Anmerkungen unter dem Texte geben besonders auch darüber Rechenschaft, wie weit Schiller's Darstellung den Thatsachen entspricht. In den sich anschließenden Anmerkungen des Herausgebers werden wieder folgende Fragen behandelt: 1) „Quellen"; 2) „Benutzung der Quellen"; 3) „Einzelheiten zur Quellenfrage"; 4) „Schiller und die moderne Forschung"; 5) „Neuere Literatur". So wird sich die neue Schiller-Ausgabe vielen als brauchbares Hülfsmittel erweisen.

In derselben Sammlung ist eine neue Ausgabe Platen's erschienen, von G. A. Wolff und V. Schweizer (Nr. 2), die sich in den Gedichten auf die von Platen selbst in der Zeit seiner reifsten Kunstanschauungen für die Nachwelt festgesetzte Auswahl beschränkt. Hierzu kommen in einem Anhange noch einige später entstandene Gedichte und einige andere, die wegen ihrer Beliebtheit ungern vermißt werden würden. Der zweite Band enthält „Die verhängnißvolle Gabel", den „Romantischen

Oedipus", die „Liga von Cambrai", die „Abbassiden" und die „Geschichten des Königreichs Neapel". Auch diese Ausgabe verdient Anerkennung, namentlich auch wegen des fleißigen Commentars, der sich unter anderm die Beziehungen in den satirischen Dramen festzustellen bemüht. Ein paar mal sind mythologische Anmerkungen nicht treffend formulirt. So heißt es II, 113: „Deianeira übersandte dem Hercules, ihrem Geliebten, unwissentlich ein vergiftetes Gewand, welches ihr als Liebeszauber geschenkt war." Ein ärgerlicher Druckfehler steht I, 256 für „Bestattung des Polyneikes". Das rechtzeitige Erscheinen der Ausgabe haben durch Beiträge Professor Elster und der als Mitherausgeber genannte Dr. Victor Schweizer ermöglicht.

Wenn auch die Erzeugnisse der spätgriechischen Zeit an innerm Werthe den classischen Schriften der Hellenen weit nachstehen, so kommen sie ihnen doch bisweilen in der Wirkung bei der Nachwelt ziemlich nahe. Der Inhalt von Shakespeare's „Perikles" geht in letzter Linie auf einen spätgriechischen Roman zurück, der allerdings verloren ist. Doch hat der lateinische von Alexander Riese zweimal herausgegebene Roman „Apollonius von Tyrus" die Hauptmerkmale des Originals bewahrt. Bekanntlich wirbt dieser Apollonius um die Tochter des Königs Antiochus, der aber, um das schöne Weib auch weiter allein genießen zu können, den Werber durch Meuchelmord zu beseitigen sucht, obwol er das aufgegebene Räthsel gelöst hat. Später rettet sich Apollonius aus einem Schiffbruche an das Land eines afrikanischen Königs und erringt dessen Neigung und Herz und Hand seiner Tochter. Gar abenteuerlich ist es dann zu lesen, wie er auf der Fahrt nach Antiochia begriffen, wo er die Erbschaft seines Feindes antreten will, zunächst seine Gemahlin verliert, sodann durch die neidische Pflegemutter auch der Tochter beraubt wird, beide aber, Mutter und Tochter, nach wechselvollen Schicksalen schließlich wiederfindet. Konnte noch Hermann Hagen in seiner Uebersicht über die Bearbeitungen des Romans beklagen, daß die Vertreter der verschiedenen Wissenschaften, der classischen, der germanischen und der romanischen Philologie, in solchen Fragen so wenig zusammenarbeiteten, so hat den Gegenstand jetzt nach allen Seiten hin behandelt S. Singer in seiner Schrift „Apollonius von Tyrus" (Nr. 3). Sie ist eine gelehrte und gründliche Untersuchung, die überall auch den Text des zu verwerthenden Materials zu sichern bemüht ist. Leicht war die Arbeit nicht. Denn es kommen unter anderm eine angelsächsische Uebersetzung, eine niederländische, eine mitteldeutsche, eine schweizerische, eine böhmische, verschiedene französische und italienische Prosen, eine dänische Ballade, ein spanisches, ein ungarisches, verschiedene griechische Gedichte und ein griechisches Märchen in Betracht. Die Erörterung über den Apollonius des Heinrich von Neustadt hat der Verfasser bis zur bevorstehenden Veröffentlichung seiner Ausgabe dieses Gedichtes aufgespart. Neuerdings ist man auf die Verwandtschaft des deutschen Spielmannsepos „Orendel" mit dem Apollonius-Roman aufmerksam geworden. Die darüber schon bestehende Literatur sucht Singer noch zu ergänzen. Im „Orendel" finden sich gewisse Anklänge an die „Odyssee". Wenn sich Orendel in den Sand gräbt, damit ihm die Vögel nichts zu Leide thun, so erinnert dies an die Vorsichtsmaßregeln, die Odysseus auf Scheria gegen die wilden Thiere trifft. In der Erwähnung der Vögel mit Singer ein Misverständniß oder eine Textverderbniß zu sehen, ist wol kein Grund, wenn man an den der deutschen Sage so vertrauten Greif denkt. Nicht befriedigt hat uns Singer's Ableitung des Namens Orendel. Er sagt:

Die Uebereinstimmung mit dem Namen Aurvandill, Horvendills halte ich jetzt, da ein unbefangener Blick in dem, was von ihnen erzählt wird, gewiß keinerlei Aehnlichkeit mit der Orendel-Fabel herausfinden wird, für rein zufällig. Vielmehr halte ich die Namen Orendel und Eigel für entstanden aus einem Namen in L (dem lateinischen Romane), und zwar nicht aus dem des Titelhelden, sondern aus dem des einen der abgewiesenen Freier, desjenigen nämlich, der freilich nicht thatsächlich Schiffbruch gelitten hat, aber doch vorgibt Schiffbruch gelitten zu haben. Er heißt in L Ardaleo, Ardalion, hingegen im „Codex Vindobonensis" 3332, im Welser'schen Druck und in den „Gesta Romanorum" Ardonius, in dem spanischen „Libre de Apollonio" (Sp) Aguylon, was wol eine durch Buchstabenweglassung entstandene Verstümmelung ist aus einer Form wie Artigilon der mitteldeutschen Prosa. Daß die Namensform in Sp bereits so alt sei, kann freilich nicht bewiesen werden, doch spricht auch nichts dagegen. Ich glaube nun, daß durch Hereinnehmen einer Randglosse beide Formen nebeneinander in den Text zu stehen kamen, also Ardonius Agilon, daß dann die französische Vorlage, die ich mit Heinzel annehme, in Anlehnung an einheimische Namen und Worte und die zweite Form als Genitiv misverstehend, daraus einen Arondeus fils Aiglon, das deutsche Gedicht in ähnlicher Weise daraus wieder einen Orendel künec Eigels sun gemacht hat. Hier zeigt sich auch die bereits aus Meyer's Aufsatz hervorgehende nähere Verwandtschaft mit dem Gedichte von Jourdain de Blaivies; denn auch den Namen dieses Helden halte ich für eine Entstellung von Ardonius, vielleicht unter Anlehnung an den Namen des heiligen Jordanus, der im Jahre 1236 auf der Reise nach dem heiligen Lande Schiffbruch erlitt.

Das alles ist Künstelei, von der sich der Verfasser auch sonst nicht ganz frei hält, z. B. in der Herleitung des bekannten Namens Marques aus Archestrates „(etwa falsche Worttrennung eines regem Archestratem?)". Doch thun solche überflüssige Conjecturen seiner verdienstlichen Schrift keinen Abbruch.

Der lateinische Sang von „Waltharius manu fortis" wäre dem großen Publikum wol heute noch unbekannt, wenn ihn nicht Scheffel in einer meisterhaften Nachdichtung für die deutsche Literatur gewonnen und seinem „Ekkehard" einverleibt hätte. Dieser trefflichen Leistung gegenüber, neben der die andern Bearbeitungen in freierer Form hier unberücksichtigt bleiben können, wird eine jede neue Uebertragung einen schweren Stand haben. Professor Dr. Hermann Althof (Nr. 4) rechtfertigt die seinige durch folgende Betrachtung:

So verdienstlich ihre Uebertragungen aber auch sind, so dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß der Reim bezw. die gewählte Nibelungenstrophe den Bearbeitern manchen Zwang auferlegten und die Genauigkeit der Wiedergabe beeinträchtigen mußten, abgesehen davon, daß die genannten Dichter manches willkürlich verändert haben. Es ist jedoch sicher wünschenswerth, daß in einer Uebertragung nicht lediglich der poetische Inhalt der Dichtung im allgemeinen zum Ausdruck komme, sondern überhaupt möglichst die Gestalt gewahrt bleibe, welche der Dichter des 10. Jahrhunderts seinem Werke zu verleihen für gut befunden hat. Die geeignete Form für eine Waltharius-Uebersetzung kann daher meines Erachtens, wie spröde sich auch die Muttersprache dem heroischen Verse der Alten gegenüber verhalten mag, nur die hexametrische sein.

Hören wir zunächst eine Probe, Vers 341 fg.:

Aber es führte das Roß, beladen mit Schätzen, die Jungfrau,
Die in den Händen zugleich die haselne Gerte dahertrug,
Der sich der Fischer bedient, die Angel ins Wasser zu tauchen,
Daß der Fisch voll Gier nach dem Köder den Haken verschlinge.
Denn der gewaltige Held war selbst mit gewichtigen Waffen
Rings beschwert und zu jeglicher Zeit des Kampfes gewärtig.
Alle Nächte verfolgten den Weg sie in Eile; doch zeigte
Frühe den Ländern das Licht der röthlich erstrahlende Phöbus,
Suchten sie sich zu verbergen im Wald und erstrebten das Dunkel,
Und es jagte sie Furcht sogar durch die sicheren Orte.
Und es pochte die Angst so sehr in dem Busen der Jungfrau,
Daß sie bei jedem Gesäusel der Luft und des Windes erbebte,
Daß sie vor Vögeln erschrak und dem Knarren bewegten Gezweiges.
Haß der Verbannung erfüllte ihr Herz und Liebe zur Heimat.
Dörfern wichen sie aus und mieden das weite Gefilde;
Folgend auf dichtbewachs'nem Gebirg dem gewundenen Umweg,
Irren mit zagendem Fuß sie durch pfadelose Gebiete.

Die Uebersetzung schließt sich eng an den lateinischen Text an, wobei wie dort die innere Beziehung des Verses „Haß der Verbannung u. s. w." dem Leser überlassen bleibt, die Beziehung des Participiums aber im ersten Verse fehlerhaft wird. Wir lassen die neue Uebertragung zu mehr praktischem Gebrauche neben der Scheffel'schen gelten, nicht an deren Stelle. Eben weil sie engern Anschluß an die Vorlage erstrebt, kann sie denen, die bei der Uebersetzung solche Hülfe brauchen, nützlich werden.

Gelegentlich übersetzt auch Althof freier, wie in den Versen 69 fg.:

Lieber will in Frieden der Hunne regieren, doch schlägt er,
Zu den Waffen gereizt, die als Rebellen erfunden,

wo die gesperrt gedruckten Worte den lateinischen armis inviti nämlich feriunt entsprechen.

Nicht glücklich ist die Uebersetzung Vers 204: „Kühner wagt sie das Blutbad", unschön der Vers 115:

Denn was immer ihr Wunsch, das konnte sie haben und thuen (!).

Wiederholt stören Hiate wie: „Jetzt, das glaube ich fest" (Vers 553), „Lange warte ich schon" (Vers 743). Metrisch bedenklich ist unter andern auch der Vers 874:

Der du ja nichts zum Trost hinterläßt, denn es fehlt ihr ein Söhnlein.

Die fortlaufenden Verse Ekkehard's hat Althof in zwölf Abenteuer eingetheilt und diesen Ueberschriften und Denksprüche aus mittelalterlichen Dichtungen vorangestellt. Die Anmerkungen sind reichhaltig. Sie berücksichtigen auch die Anklänge an fremde Dichtungen. In dem Ausfall auf die Habgier (857) möchte ich allerdings weniger eine Regung geistlichen Eifers oder eine Reminiscenz an die deutsche Sage als vielmehr einen Nachklang dieses bei den spätrömischen Schriftstellern häufig vorkommenden Gemeinplatzes sehen. Zumeist behandeln die Anmerkungen culturgeschichtliche Gegenstände, besonders auch die Waffen. In der größern Ausgabe, die der Verfasser vorbereitet, beabsichtigt er die literarische und ästhetische Bedeutung des Epos ausführlicher zu behandeln.

Die „literarische Studie", die B. L. Tibesar Weber's trefflicher, liebenswürdiger Dichtung „Dreizehnlinden" (Nr. 5) gewidmet hat, ist als Programmarbeit entstanden und zunächst für Gymnasiasten bestimmt gewesen. Daher erklärt sich die schulmäßige, den Gegenstand nach allen Seiten hin wendende Darstellung, die auch zu Wiederholungen führt. Andere Leser als die in erster Linie berücksichtigten werden wünschen, das, was der Verfasser ihnen besonderes über die Dichtung zu sagen hat, in knapperer und fesselnderer Form vorgetragen zu sehen.

Richard Opitz.

Zur Pädagogik.

1. Bertha von Mahrenholtz-Bülow. Ihr Leben und Wirken im Dienste der Erziehungslehre Friedrich Fröbel's. Von Henriette Goldschmidt. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Neue Folge. 239. Heft.) Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1896. Gr. 8. 1 M.
2. Die deutsche höhere Schule. Ein Versuch ihrer Umgestaltung nach den sittlichen, geistigen und socialen Bedürfnissen unserer Zeit. Von Arnold Ohlert. Hannover, C. Meyer. 1896. Gr. 8. 4 M.
3. Revue pour les jeunes filles. Paris, Armand Colin u. Comp.
4. Goethe als Erzieher. Ein Wort an emancipirte Frauen. Von einer Frau. München, A. Schupp. 1896. Gr. 16. 50 Pf.

Frau Henriette Goldschmidt ist eine der ältesten, verdientesten und berufensten Vorkämpferinnen in der Frauenbewegung. Das schließt schon ein, daß sie auf der Seite der Gemäßigten steht und daß sie mit denen wenig gemein hat, die den Schwerpunkt der Frauenbewegung in eine der Sache schwerlich förderliche Männerfeindlichkeit verlegen. Henriette Goldschmidt ist sogar die begeisterte Verbreiterin der Lehren eines Mannes und hat vielleicht gerade dadurch ihrem Geschlecht am meisten genützt. Wir dürfen ohne Bedenken sagen, daß ohne sie die Lehren Friedrich Fröbel's nicht in so weite

Kreise gedrungen wären, wie sie es thatsächlich sind, und daß die praktischen Kindergartenveranstaltungen ohne sie in Deutschland noch weit mehr hinter denen Englands, Frankreichs und Amerikas zurückstehen würden, als sie es leider thatsächlich thun. Wenn es demnach die Frau zu würdigen galt, die von allen Menschen am meisten, noch mehr als sie selbst, für die Ausbreitung der Segnungen gethan hat, die für Mutter und Kind in dem Kindergarten liegen, so konnte füglich keine berufenere Feder gefunden werden als die von Henriette Goldschmidt. „Bertha von Mahrenholtz-Bülow" (Nr. 1) „war eine apostolische Natur", sie hat ihr Leben, soweit es nicht oder nicht mehr von der Sorge um die eigene Familie ausgefüllt war, in den Dienst der Fröbel'schen Idee gestellt, und mit heiligem Eifer, alle Hemmungen überwindend, sich selbst vergessend, für sie gekämpft. Sie wurde durch einen Zufall mit Fröbel bekannt, und trotz allen Unterschiedes der socialen Stellung, des Lebensganges und auch wol mancher Lebensanschauungen fühlte sie sich von dem unermüdlichen, von reinster Nächstenliebe erfüllten Manne mächtig angezogen; werkthätig griff sie in seine Bestrebungen mit ein, und ihrem eigenen Enthusiasmus schienen die Erfolge schon nach kurzer Thätigkeit sicher. Da kam der Rückschlag und die Nöthigung, das Ziel im Kampf zu erreichen. Sie erzählt selbst:

Am 9. oder 10. August 1851 war soeben die herzogliche Tafel auf Altenstein, zu der ich geladen war, aufgehoben, als der Herzog, die „Vossische Zeitung" in der Hand, auf mich zutrat und sagte: „Die Fröbel'schen Kindergärten sind in Preußen verboten." Im ersten Augenblick meinte ich, es sei eine der öfter von seiten des Herzogs an mich gerichteten Neckereien über meine Vorliebe für die Fröbel'sche Sache. „Sie spaßen wol, Hoheit", erwiderte ich, „wie wäre das möglich." „Da lesen Sie", sagte der Herzog. Und ich las das Rescript vom 7. August 1851, das die Kindergärten verbot.

Dieses Verbot — es erscheint einem heute unglaublich — war aus der Ueberzeugung der preußischen Regierung erwachsen, daß die Kindergartenbestrebungen staatsgefährlich seien, und es wurde auch dann nicht aufgehoben, als Fröbel in einer Eingabe an den Minister von Raumer die völlige Harmlosigkeit der Sache erwies! Nachdem so der größte deutsche Staat die unheimlichen Kindergärten verboten hatte, wandte sich Bertha von Mahrenholtz-Bülow ins Ausland, um in vernünftigern und freiern Kreisen zu wirken. Was die bedeutende Frau in England und besonders in Frankreich gearbeitet, wie sie sich Schritt vor Schritt den Boden erobert hat, wie man erst zögernd, dann mit ganzem Herzen ihr entgegengekommen ist, wie Behörden und Journalismus für die gute Sache ins Feld gingen — alles blos auf die unermüdlich wiederholte Anregung dieser Frau hin, das wird man mit viel Genuß in der Schrift Henriette Goldschmidt's nachlesen. Endlich hatte sie die Freude, daß — nicht zum mindesten infolge ihrer eigenen Thätigkeit — auch im Vaterlande der Bann gebrochen wurde und das Kindergartenwesen einigen Aufschwung nahm. Unsere socialen Verhältnisse drängen immer mehr und mehr zur Ausgestaltung dieses Zweiges unsers Erziehungswesens, und es ist von allen Berufenen zugestanden worden, daß der Kindergarten eine große Sendung besonders für das niedere Volk hat, wie andererseits von der Einführung der Fröbel'schen Lehren auch in die Kinderstube der obern Klassen viel Segen erwartet werden darf. Fröbel war ein deutscher Mann, seine Gedanken sind auf deutschem Boden gewachsen und zuerst versucht worden; die andern Culturvölker haben diese Gedanken in großem Maßstabe verwirklicht, lange vor uns und auch heute noch weit mehr als wir. Wenn wir aber hoffen dürfen, endlich den andern uns auch auf diesem scheinbar so unbedeutenden Gebiete an die Seite zu stellen, so ist das ein Verdienst derer, die immer und immer wieder für die Sache eingetreten sind. Zu diesen gehört in erster Linie Bertha von Mahrenholtz-Bülow.

Der etwas große Sprung vom Kindergarten zur höhern Schule führt uns zu dem Buche von Arnold Ohlert (Nr. 2). Es macht schon auf den, der die ersten Seiten gelesen hat, einen bedeutenden Eindruck; dieser Eindrück erhält sich und steigert sich bei dem, der bis zum Schlusse liest. Der Verfasser ist mit Tausenden denkender Männer und Frauen mit unserer heutigen höhern Schule (worunter er vorwiegend das Gymnasium versteht) nicht zufrieden. Er findet, daß das Gymnasium das Gepräge einer Epoche trage, die vorüber ist, und daß es trotz aller kleinen Palliativmittelchen, die man im Laufe der Jahre angewendet hat, ein Uebel sei. Es stehe dem neuen Geiste der Zeit fremd gegenüber, denn dieser Geist heische vor allen Dingen, daß die Naturwissenschaften mit vollen Segeln einziehen; es könne keine begründete und haltbare Vaterlandsliebe erzeugen, da es die Schüler nicht mit der Heimat genügend bekannt mache, besonders keine genügende Einsicht in die Muttersprache, ihre Gesetze und ihr Schriftthum vermittele. In diesem Zusammenhange bedauert der Verfasser es aufs schmerzlichste, daß der Deutsche Kaiser mit seiner bekannten Reformforderung so wenig Glück gehabt habe, und daß schon fünf Jahre nach der kaiserlichen Rede die Wiedereinsetzung des alten Zustandes (mit der Vermehrung des Lateinunterrichtes) beginne. Er steht auf dem Boden der Anschauung, daß im heutigen Gymnasium keine im guten und tüchtigen Sinne moderne Menschen gebildet würden, und daß, wenn gleichwol bedeutende Männer auch heute noch erzeugt werden, diese sich nicht durch das Gymnasium, sondern trotz seiner entwickeln. Es liegt dem Referenten fern, für oder gegen den Verfasser Partei zu ergreifen; es ist hier weder der Ort noch auch Raum genug, um das zu thun. Das eine wie das andere würde erfordern, zunächst den Gedankengang des Buches vollständig wiederzugeben; das aber ist hier eben nicht möglich. Wer das Buch liest, wird sich je nach seinem eigenen Entwickelungsgang zu Widerspruch oder Beifall angeregt finden, überall aber wird er unter

dem Eindruck stehen, daß hier nicht leichthin über die schwierigen und zu subjectivem Urtheil so leicht verleitenden Probleme gesprochen wird, sondern ein bedeutender Mann, der über ausgedehnte Kenntnisse und Erfahrungen und über ein tiefeindringendes, allseitig erwägendes Nachdenken verfügt, eine würdige Sache erörtert. Auch liegt der Werth des Buches nur zu einem Theil in der Kritik, die, mag man dazu sich stellen wie man will, durchaus ernst zu nehmen ist; das Schwergewicht liegt in dem Aufbau eines eigenen, wohldurchdachten Systems. Auch dieses ist anfechtbar, aber wenn es auch weiter kein Verdienst hätte, als daß es den Schüler vorbereiten will zum Verständniß unserer Zeit und der großen Fragen, die sie bewegen, so verdiente es schon darum, von jedem Manne, der um die Entwickelung seines Vaterlandes besorgt ist, aufmerksam gelesen zu werden.

Mit dem an dritter Stelle genannten Werk betreten wir das Gebiet der Mädchenerziehung. Die sehr rührige Verlagsbuchhandlung von Armand Colin u. Comp. in Paris gibt seit dem Juni 1895 eine „Revue pour les jeunes filles" heraus, deren erster Band nun abgeschlossen vorliegt. Die Zeitschrift erscheint alle vierzehn Tage in Lieferungen, von denen jede den stattlichen Umfang von acht Bogen hat. Wir haben leider in Deutschland kein ähnliches Unternehmen. In Frankreich ist bekanntlich das geistige Niveau der Frauen seit dem Jahre 1870—71 bedeutend gehoben worden. Mit rühmlichstem Opfermuth haben Regierung und Volksvertretung viele Millionen geopfert, um ein vorzügliches höheres Mädchenschulwesen ins Leben zu rufen. Die Lycées de jeunes filles, denen die gute Gesellschaft in immer steigendem Maße ihre Töchter zuführt, arbeiten nun schon seit funfzehn Jahren, und man darf ihnen nachrühmen, daß sie in der französischen Frauenwelt das Interesse für Dinge und Beschäftigungen geistiger Art in erfreulichstem Maße geweckt haben. Ein Beweis für diese Behauptung mag in dem Erscheinen dieser Zeitschrift gesehen werden. Sie setzt in der That einen großen geistigen Interessenkreis und eine sehr entwickelte Aufnahmefähigkeit voraus. Wir haben den Inhalt des ersten Bandes mit Vergnügen kennen gelernt und uns überzeugt, daß sich diese Zeitschrift weit erhebt über das deutsche, allerdings für kleinere Mädchen bestimmte und einem etwas banalen Unterhaltungsbedürfniß entsprechende „Kränzchen". Die Aufsätze behandeln wichtige Gegenstände des literarischen, geschichtlichen, künstlerischen, gewerblichen Lebens; sogar die Hauptereignisse der gegenwärtigen Politik den Leserinnen nahe zu führen hat man mit viel Geschick versucht. Besonderes Gewicht wird natürlich auf die Behandlung der Fragen speciell weiblichen Lebens, zumal des weiblichen Gewerbslebens gelegt; in dieser Beziehung hat uns die Serie von Aufsätzen „Les carrières libérales des femmes" interessirt. Daß mitunter auch weniger sachkundige Aufsätze aufgenommen sind, ist zu bedauern, aber bei dem weiten Programm und bei der Neuheit der Sache nicht zu verwundern. So zeigt der Aufsatz „Collèges de jeunes filles en Allemagne" (S. 351 fg.) eine recht bedenkliche Unkenntniß der Sache. Der Verfasser hat das ganze deutsche höhere Unterrichtswesen für Mädchen nach dem Kaiserin-Augusta-Stift in Charlottenburg beurtheilt, das er „la plus célèbre des institutions d'enseignement supérieur dont s'enorgueillit l'Allemagne" nennt. Wir wollen hier nicht unterlassen festzustellen, daß jenes Institut außerhalb Berlins und Charlottenburgs sehr wenig bekannt ist, daß seine Einrichtungen nirgends in Deutschland als typisch für höhere Mädchenschulen angesehen werden und kein Sachkundiger bei uns jemals behauptet hat noch behaupten kann, daß jenes Stift irgendwie jene hohe Werthschätzung zu Ungunsten der übrigen deutschen Schulen genösse.

Wir schließen mit Goethe. Allerdings mit einem sonderbar verwendeten Goethe. Eine Frau stellt (Nr. 4) in diesem kleinen Büchlein „Goethe als Erzieher" den deutschen Frauen vor Augen, die sich an der Frauenbewegung betheiligen. Nach der Meinung der Verfasserin fehlt es diesen Frauen durchgehends an Geschmack. Sie hat Sympathie für die Frauenbestrebungen, aber es ist ihr von jeher „ein gewisses je ne sais quoi daran unangenehm gewesen". Dieses „je ne sais quoi" ist ihr eines Tages zur „ganz genau zu präcisirenden" Empfindung geworden: es ist eben der Mangel an Geschmack. Ich muß gestehen, daß man durch so wenig geschmackvolles Deutsch ein ungünstiges Vorurtheil für den eigenen Geschmack erweckt. So habe ich auch ferner den Eindruck gewonnen, daß die ungenannte Verfasserin sehr wenig berufen ist, derartige Vorwürfe gegen die Vertreterinnen der Frauenbewegung zu erheben. Sie behauptet, daß die Frauen zwar nicht mehr im äußern Auftreten, sondern im Reden, in der Wahl der Worte, in der Beschaffenheit, Aeußerung und Verfechtung der Gedanken es an „Zurückhaltung, Vornehmheit und Schönheitsliebe" fehlen lassen. Diese drei Dinge könne man am besten von Goethe lernen. Mit etwas gewagtem Uebergang findet sie die Quintessenz Goethe'schen Geschmacks in den Worten: „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut." Es liege so etwas „Bezauberndes" darin! Dieses Wort sollen sich die Frauen zum „Lebensmotto" wählen. Aber sie sollen den übrigen Goethe darum nicht vernachlässigen. „Die Frau von heute, die im struggle for life (wie geschmackvoll!) das verloren hat, was immer ein Ausfluß innerer Harmonie, innerer Ruhe sein muß, die sollte zurückkehren und sich von ihm erziehen lassen, dessen Geist alles Menschenwissen umfaßte, dessen Werke geradezu hypnotisch Schönheit ausstrahlen — übertragen — fortpflanzen — Goethe." Man sieht, es ist alles gut gemeint, aber man fragt sich nach der Lektüre der kleinen Schrift, in der überdies noch Raum gefunden worden ist für allerhand mit dem Gegenstand gar zu lose verbundene Abschweifungen, vergebens, was denn nun hat bewiesen werden sollen. Jedenfalls ist nicht bewiesen, daß

die Frauen, die im Interesse ihrer Geschlechtsgenossinnen und dadurch mittelbar des ganzen Volkes auf der Bresche stehen, weniger Geschmack haben als Männer, die im politischen Leben das Wort führen. Ich für meinen Theil habe in Männerversammlungen durchaus nicht weniger Geschmacklosigkeiten gehört und erlebt als in solchen, wo Frauen leiteten und sprachen. Wol aber habe ich eine ganze Reihe von Frauen sprechen hören, die, was Zurückhaltung und „Vornehmheit" angeht, es mit den „vornehmsten" Männern aufnehmen durften. Doch muß bei der Beurtheilung der Schrift immer berücksichtigt werden, daß die ungenannte Verfasserin von dem, was Geschmack ist, etwas abweichende Vorstellungen hat. Wenigstens läßt ihr Stil, der doch auch ein Kriterium für den guten Geschmack sein soll, darauf schließen.

J. Wychgram.

Moderne Romane und Novellen.

1. Um das Weib. Roman. Von Hans Land. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1896. 8. 3 M.
2. Pension Fratelli. Ein kurzer Roman und Anderes. Von Felix Holländer. Zweite Auflage. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1896. 8. 2 M.
3. Aus dem ersten Universitätsjahre. Ein Roman in Briefen von Peter Nansen. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1896. 8. 3 M.

Hans Land braucht das Rattengift der Colportageliteratur, starke und wenig feine Mittel, um zu wirken. Er versucht naive Leser zu überrumpeln; er hat wie sein Freund Felix Holländer einen starken Sinn für Handlung oder besser: für Effecte. Er ist der Blender comme il faut, ein seichter Routinier, von dem man nur ungern die großen Worte über das qualvolle Kunstringen des echten Dichters vernimmt. Denn Hans Land war selbst nie ein Dichter; immer nur ein Schriftsteller.

In seinem neuesten Romane „Um das Weib" (Nr. 1) beschäftigt er sich leider mit diesem „qualvollen Ringen" eines Poeten oder eines, der es sein will. Das Problem ist ernst und sehr zeitgemäß: ein nicht mehr junger Mann, der bisher wenig oder gar keine Lorbern gepflückt hat, wird durch die Leidenschaft für ein Weib und durch den wahnsinnigen Wunsch, es zu erobern, zu einer Anspannung aller Kräfte getrieben. Er will sich einen großen Bühnenerfolg erzwingen. Das fast vollendete Werk seines vor zwanzig Jahren gestorbenen Jugendfreundes nimmt er auf, schafft mit ganzer Seele daran, führt es gründlich zu Ende, hat stürmischen Beifall. Aber natürlich merkt Einer das Plagiat. Das Thema war also nicht, wie der Titel verheißt: die Leidenschaft für ein Weib und die daraus resultirende Lüge; nicht das Weib steht im Mittelpunkt; auch nicht der Mann als Liebender, sondern der Mann als Dichter, seine seelischen Kämpfe, sein Schaffen an diesem Werke, das doch nicht sein eigen ist. Und die Frage lautet: hat der Held ein Recht, jenes Stück, das er in sich selbst nachgeschaffen, das er mit einer dem ursprünglichen Dichter gleichkommenden poetischen Kraft vollendet, an das er sein Lebensschicksal geknüpft hat, unter seinem Namen laufen zu lassen?

Der Titel des Romans entspricht also dem Inhalt wenig und die Ausführung dem Problem gar nicht. Sie ist viel zu oberflächlich für dieses psychologisch sehr interessante Thema. Und die alten und ältesten Charakterschablonen sind noch einmal benutzt. Da ist der neidische Kritiker, der selbst nichts kann; da ist die alte, brave, sorgende Mutter, die alte Jungfer, die sich in treuer Liebe für einen verzehrt, der ihr nicht seine Liebe gestanden hat, nur ist es diesmal kein Candidat der Theologie, sondern ein Dichter. Und die glänzende Salonschlange mit dem Romannamen Wera von Senten, mit dem eleganten Négligé und der duftenden Cigarette ist ja auch so hinlänglich bekannt, daß ich mir jede Vorstellung ersparen kann.

Die Oberflächlichkeit zeigt sich am besten in der Gestalt des Helden. In manchen Auftritten benimmt sich dieser Held wie ein hysterisches Frauenzimmer. Wenn einer von seinem Stücke spricht, fällt er beinahe schon in Ohnmacht und führt sich so auf, daß jeder Mensch Verdacht schöpfen muß. Er ist psychologisch völlig mislungen. Und auch die Gefühlswelt Kern's, des Kritikers, bleibt uns fremd. Es sind alles so grobe, äußerliche Linien, keine Feinheit, keine Tiefe. Und es ist daneben ein so sehr unruhiges Buch, ein weibisches Buch, als ob jemand mit der Hetzpeitsche hinter dem Verfasser gestanden hätte. Der Stil paßt zu dem Ganzen. Er ist nicht fehlerhaft, aber, was vielleicht schlimmer ist, er ist journalistisch. Man hat ein unbehagliches Gefühl, als würde der Sprachgeist fortwährend verletzt, ohne daß man doch directe „Sprachblüten" findet.

Felix Holländer ist unstreitig viel bedeutender. Auch er ist zwar etwas Effecthascher, aber schließlich hat doch alles, was er schreibt, Hand und Fuß. Das Lob, ein interessanter, stets fesselnder Erzähler zu sein, wird man ihm nun und nimmermehr absprechen können. Die „Tiefe der Form", um einen Hebbel'schen Ausdruck anzuwenden, fehlt ihm wol, aber er besitzt eine große Formgewandtheit und schreibt einen flüssigen Stil. Seine Romane waren — und damit stellte er sich in Gegensatz zu den meisten Modernen — außerordentlich handlungsreich und mit bemerkenswerthem Geschick aufgebaut — so geschickt, daß man eigentlich hätte erwarten können, Holländer würde über kurz oder lang den Sprung auf die Bühne machen und dort in Sudermann'schen Bahnen Erfolge ernten.

„Pension Fratelli" (Nr. 2) ist ein Buch, wie man es gern liest. Es enthält einen „kurzen Roman und Anderes". Dieses Andere scheint mir gleichzeitig das Bessere zu sein. Der kurze Roman ist zu verschwommen, als daß er tiefer packen könnte. Die vierte Dimension spielt hinein und macht ihn noch romanhafter, als er bereits ist. Viel hübscher sind dagegen die angehängten kleinen Skizzen. „Studiosus Melzer" mit der ein bischen unwahrscheinlich leichtgläubigen Buffetdame, und „Der Geächtete", vielleicht die beste Erzählung des Buchs, die, wenn auch nur entfernt, an Wildenbruch's wundervolle Cadettengeschichte „Das edle Blut" erinnert. Selten gelang es Holländer, einem das Herz warm zu machen; hier jedoch hilft schlichte Wärme des Vortrags über die einzelnen kritischen Bedenken hinweg. Auch „Haïse" wird sicher viele Freunde finden; weniger die gar zu sentimentale „Wäscherin". Ueberhaupt hat sich Holländer vor einer Klippe zu hüten: der einer falschen Sentimentalität.

Die Sprache ist recht flott. Ob es gerade schön ist, ein Restaurant „knüppelvoll" zu nennen, mag dahingestellt sein. Etwas mehr achten sollte Holländer jedoch auf seine Vergleiche. Denn in diesem dünnen Büchlein habe ich nicht weniger als vier gefunden, die sich aufs Haar gleichen. Seite 97 friert Studiosus Melzer . . „wie ein Hund, der den Heimweg nicht gefunden" (was hat das mit dem Frieren zu thun?) Seite 149 tritt Verfasser selbst „wie ein geprügelter Hund den Heimweg an". Seite 158 schleicht ein Mädchen „wie ein krankes Hündchen" zur Thür, und Seite 171 wird ein „toller Hund" zum Vergleich herangezogen. Das ist doch des Guten zu viel.

In mancher Beziehung erfreut hat mich das eben erschienene Buch „Aus dem ersten Universitätsjahre" von Peter Nansen (Nr. 3). Peter Nansen hat bisher vier Werke herausgegeben: das ganz französelnde „Eine glückliche Ehe", in dem der Ehebruch nach gallischer Manier zu einem Lustspielmotiv wird und überlegen lächelnde Satire das Scepter schwingt; zweitens das feinste, was er je geschrieben hat: „Juliens Tagebuch"; drittens ein lyrisches und etwas lüsternes Geschichtlein „Maria", und schließlich, vor nicht langer Zeit, das Werk „Gottes Frieden". Er zeigte sich in allen als feiner Beobachter, als Kenner aller Intimitäten der Frau, als ironisch lächelnder Weltmann, der den Kelch des Liebesgenusses oft genug getrunken. Aber er zeigte sich auch etwas stark lüstern, etwas zu sinnlicher Ausmalung neigend. Wenn er satirisch sein kann oder sinnlich glutvoll, erfreut er. Als er einmal keusch sein wollte, in „Gottes Frieden", brachte er ein Monstrum hervor, das lächerlich war. Das junge Mädchen, das der Typus der Keuschheit sein sollte, sprach da vom Willen zur Zeugung, sprach davon, daß sie ihm ein Kind gebären wolle und ähnliche Absurditäten, die im Munde dieses Mädchens einfach Cynismen waren, und Peter Nansen jubelte vor Entzücken über diese Naivetät und Unschuld.

Sein neues Buch ist wieder satirisch, also sehr hübsch. Auf dem Titelblatt entsetzte alte Herren mit Allongeperücken, und der eine von ihnen hält ein zersplittertes Ei in der Hand, aus dem — o Graus — ein kräftiger Adler emporsteigt. Soll besagen: wie erschrocken alte Spießbürger sind, die einen genialen Jungen ausgebrütet haben.

Nansen's Fortschritt gegen seine frühern Schöpfungen zeigt sich darin, daß er einfacher und gerechter wird. Er ist ein sehr feiner Satiriker, und ich bin überzeugt, viele, sehr viele werden auf seiten des Vaters stehen gegen den Sohn. Das ist ein Ehrenzeugniß für den Dichter, der es selbst ganz mit dem Jungen hält. Selten oder nie werden ein paar Striche zu dick gezogen, und ein paar kleine psychologische Details, ein paar äußerst fein und richtig beobachtete Züge, besonders an der Gestalt der Emilie Schmidt, entzücken geradezu.

Der junge nordische Schriftsteller wählt fast stets die Ich-Form für seine Romane. Entweder bestehen sie aus Tagebuchergüssen oder aus Briefen wie der vorliegende. Er erleichtert sich die Arbeit dadurch nicht unwesentlich, mag aber manch einen dadurch auch zurückstoßen. Und noch etwas ist für ihn charakteristisch. Er weiß stets durch eine sehr hübsche Wendung, die scheinbar ganz im Rahmen der Geschichte selbst liegt, alle Einwendungen der Kritik im vorhinein hinfällig zu machen. Wie niedlich das in dem hier besprochenen Buche geschieht, das mag man auf Seite 210 selber nachlesen.

Karl Busse.

Neue Dramen.

1. Waldleute. Schauspiel in vier Acten. Von Karl Hauptmann. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1896. 8. 2 M.
2. Der Schuß. Schauspiel in drei Acten. Von Rudolf Presber. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1896. 8. 2 M.

Das Urtheil über das Schauspiel von Karl Hauptmann, dem Bruder Gerhart's, „Waldleute" (Nr. 1), ist namentlich im Hinblick auf seine dramatischen Eigenschaften schon vor mehrern Monaten gefällt worden, als es im November vorigen Jahres in Wien am Raimund-Theater und in Leipzig am Stadttheater aufgeführt wurde. Fast alle Recensionen, die wir zu Gesicht bekamen, verhielten sich ablehnend, wie die große Mehrheit der Zuschauer, die vielleicht nicht so sehr an der schleppenden Exposition, an der Breite der Milieuschilderung An-

stoß nahm, als an dem Schluß, der ihr die Heirath eines Mädchens mit dem Mörder ihres Vaters in unerfreuliche Aussicht zu stellen schien. Der Dichter dachte sich, so meinten sie, der Haß, der über dem Hause Sender's, des Försters, und Ringel's, des wildernden Gastwirthes schwebte, ist nach dem Gesetze der Bibel: Auge um Auge und Zahn um Zahn, aufgehoben, zumal der sterbende Förster dem Geliebten seiner Tochter verziehen hat, daß er an ihm als an dem Mörder seines Vaters blutige Rache genommen hat. Man merkt, es riecht nach Blut in dem Stücke. Der Vater des Försters ward von einem Wilderer erschossen, der Gastwirth Ringel fiel von der Kugel des Försters, dieser endlich von der des Sohnes des Ringel. Dergleichen überwindet sich nicht, die Ehe zwischen in so grausamem Sinne Blutsverwandten ist ein Unding. Ausdrücklich wird zwar von der Absicht einer solchen Ehe nach den erschütternden Ereignissen des letzten Actes nicht mehr gesprochen, aber das liebe Publikum, das in jedem Brautpaar auf der Bühne auch schon das vom Standesamt legitimirte Ehepaar voraussieht, erwartete wol eine ausdrückliche Versicherung, daß es nun zwischen den beiden für immer aus sei. Diese Versicherung gibt der Dichter nicht, er läßt einen Zweifel offen, und das wirkte verhängnißvoll. Wir meinen aber nicht irrezugehen, wenn wir vermuthen, Karl Hauptmann habe das Gewicht nicht so sehr auf das Verhältniß zwischen der Försterstochter und dem jungen Ringel legen wollen, als auf die Figur des Försters, dessen eherne Consequenz im Dienste einer selbstgerechten Blutrache ihn mächtig anzog. Er wollte in den „Waldleuten“ Zustände schildern, die abwärts von den Wegen des gewöhnlichen öffentlichen Lebens liegen, oder im letzten Grunde einen Conflict behandeln, der von Mensch zu Menschen geht, einen Conflict, der mit dem Faustrecht ausgefochten wird, und den auszugleichen das geschriebene Recht nicht ausreicht. Und damit trifft der Dichter eine der ewigen Fragen des Menschenlebens. Das Recht, das der Richter spricht, hat es auch die Kraft, das Gefühl der Beleidigung, die Sehnsucht nach Rache in dem Gekränkten zu befriedigen? Kann es mir genügen, daß meinen Feind Strafe trifft, die von unbetheiligten Dritten verhängt wird, durch ein Recht, das, weil es theoretisirt, den individuellen Fall immer nur unter einer, wenn auch noch so nahe an den Kern der Frage reichenden Schablone trifft? Und wie dann, wenn das Recht den Schuldigen nicht ereilt? Doppelt verhängnißvoll müssen solche Zweifel für den individuell stark beanlagten Menschen werden, dessen Allgemeingefühl wenig entwickelt ist. Förster Sender ist ein Einsamer, er lebt seit dem Tode seines Vaters, den Wilderer umbrachten, in einem ausgesprochenen Gewaltskrieg mit seinen Nachbarn, den Waldleuten, den Einwohnern einer entlegenen Gebirgscolonie Schlesiens. Der unnatürliche Tod seines Vaters hat ihn in den Zustand der Vertheidigung gedrängt; indem er die Wilderer unnachsichtig verfolgt, genügt er nicht nur seiner Pflicht, sondern einem Bedürfnisse seiner Person; der Sohn rächt den Vater. In der Erfüllung dieser Rache fühlt sich der Förster groß, treu und gerecht. Noch im Sterben sagt er:

Du willst mich doch nicht noch zum Sünder stempeln — in der Sterbestunde! — Was? — (Eindringlich): Ich glaube, ich hatte geschworen, mich zu rächen — für meinen Vater! — Ich hab' meinen Schwur gehalten!

Und gleich darauf, zu Heinrich Ringel, der ihn tödlich verwundet, gewendet:

Du hast deine Sache gut gemacht, Heinrich! — (Zur Mutter Sender gewandt): Mutter — Das ist dein Sohn! — Er wird euch treu sein! — (Feierlich): Er wird nun nicht weiter sündigen!

Was der Förster als sein Recht für sich fordert, den Vater zu rächen, dasselbe Recht gesteht er auch dem Geliebten seiner Tochter zu. In dem Moment, da dieser seinen eigenen Vater an ihm rächte, fühlt sich der alte Förster dem jungen Manne innig verwandt und fordert von seiner Frau, daß auch sie diese Verwandtschaft, die Verwandtschaft des Rechtsgefühles, der Pflichttreue, anerkenne. „Das ist dein Sohn, er wird euch treu sein“, treu, weil er in dem treu war, was dem Förster selbst Lebenszweck geworden, in der Sühnung der Schuld. Die beiden sind miteinander quitt. Aber sind es denn nun die andern auch? Sind es Mutter und Tochter? Und hier ist nun der Punkt, wo die Rechtsanschauung, oder sagen wir lieber, der Rechtsinstinct des Försters Schiffbruch erleidet. Das individuelle Recht und das der Gesellschaft sind miteinander unvereinbar. Sobald die Welt mehr als zwei Individuen trägt, gehen die Wirkungen eines Vernichtungskampfes auf andere über, und um so wuchtiger müssen sie sein, je enger diese andern miteinander verbunden sind. Ein engeres Band, als nun in dem Stücke vorliegt, ist nicht zu denken, hier das Verhältniß von Vater und Kind, dort das von Mädchen und Geliebten. Als der alte Förster den Gastwirth Ringel erschoß, wußte er nichts von der Liebe seiner Tochter zu dessen Sohn. Er erschoß den Wilderer, nicht den Vater des Geliebten seiner Tochter. Anders der junge Ringel, er tödtete den Förster und in ihm den Vater seiner Braut. Kann ihn das verzeihende Wort des Försters von dieser erhöhten Schuld freisprechen? Nein! Hier, wo der Conflict vom Individuum aus zu einem gegen mehrere sich erweitert, versagt der Gedanke der Blutrache als genügender Sühne. Das gesprochene Recht tritt in Kraft, denn Heinrich selbst unterwirft sich ihm:

Ich gih menn' Strofe tra 'n. — Hernacher will ich mich verstecka — ei a Berga. — Schaffa und roda wihl ich — eim Schweeße menn's A'gesichts. — Stille warta wihl ich, eb ihr mir ei dam Laba au' noch amol ganz verga'n kinnt, wir d'r Ferschter.

Damit ist mit aller Deutlichkeit ausgesprochen, daß in dem Moment des Schlusses des Stückes an eine sofortige Versöhnung nicht zu denken ist. Immerhin bleibt der Deutung ein Spielraum, der gerade im Drama, das

feste, markige Formulirung erfordert, gefährlich ist. Die Misachtung der Grundregeln der Dramatik theilt Karl Hauptmann mit der Mehrzahl aller sogenannten Modernen; über der Sorgfalt der Milieuschilderung vergessen sie das Wort Handlung oder meinen oft schon durch einen die Charaktere entwickelnden Dialog genug zu thun. In der Schilderung des Milieus aber, das muß anerkannt werden, beweist Karl Hauptmann eine glänzende Begabung. Seine Personen weisen keinen Zug einer Retouche auf, sie sind erdfarben und durchaus wurzelecht, wie sie nur ein Dichter schaffen kann, der mit einem Volksstamme auf das innigste verwachsen ist. Die Echtheit des Colorits wird nicht zuletzt durch die unserm Verständniß und Kennen nach meisterhafte Handhabung des schlesischen Dialekts erzielt. Gewiß wird gerade dieser Dialekt den Bühnenweg des Stückes erschweren, zumal die Kenntniß desselben trotz Holtei, der sich übrigens einen Compromißdialekt zurechtgelegt hat, nicht weit verbreitet ist. Aber wer einem Anzengruber, einem Reuter das Recht des Dialekts zugesteht, hat keinen vernünftigen Grund, es Karl Hauptmann zu verweigern. Wir zweifeln daher nicht, daß seine Dichtung, denn als solche betrachten wir das Stück, besonders bei den Landsleuten des Dichters mit lebhaftem und warmem Antheil gelesen werden wird, wenn auch seine Bühnenlaufbahn aller Voraussicht nach abgeschlossen sein dürfte.

Ein glücklicheres Los war dem folgenden Drama von Rudolf Presber: „Der Schuß" (Nr. 2), auf der Bühne beschieden; es hat in mehrern Orten wiederholt beifällige Aufnahme gefunden, und doch steht es als Dichtung durchaus nicht auf der Höhe der „Waldleute". Was sich in den drei Acten dieses Dramas vor uns abspielt, vergleicht sich in mancher Beziehung mit dem Gesellschaftsbild, das Sudermann in seiner „Schmetterlingsschlacht" aufgerollt hat. Es ist das glänzende Elend des Mittelstandes, der unvermögenden Mutter mit den versorgungsbedürftigen Töchtern, wo mit den Reizen der Jugend ein Schacher getrieben wird, der an das Elend der Prostitution gemahnt. Die Gesellschaft, die sich in diesem Hause bewegt, die alberne, aber doch sorgsame Mutter, die saubern Gäste sind nicht ohne Geschick für das Bühnenwirksame geschildert, mit jener Rücksicht auf zarte Nerven, die sich empfiehlt, wenn man auf Aufführung eines Stückes rechnet. Der Fehler ist nur, daß diese Gesellschaftsschilderung mit der Haupthandlung des Stückes wenig zu thun hat. Ja, gerade für das Paar, dessen Schicksal uns am lebhaftesten beschäftigt, sind die Abstände, welche die Lebenskreise beider trennen, kein Hinderniß. Die Tochter Maria aus dem nicht gut beleumundeten Hause der Witwe Warneck findet in dem Hause des Hauptpfarrers Cantor, des Vaters ihres Verlobten, freundliche Aufnahme, es stünde also ihrem Bunde nichts entgegen. Das eigentliche Motiv, das zur Trennung führt, liegt denn auch ganz wo anders. Maria liebt einen andern. In Venedig hat sie einen Mann kennen und lieben gelernt. Da erfuhr sie, daß er verheirathet sei; sie floh zu ihrer Mutter zurück und ersehnt den Tag der Rache. Wie sie diese herbeiführt, das ist entschieden mehr theatralisch ersonnen als lebenswahr. Sie ladet den Mann, der ihr in ihre Heimat gefolgt ist und den sie für einen Verräther hält, zu sich und spricht ihm ihre Verachtung aus. Dieser jedoch findet eine halbe Rechtfertigung, die Frau, an die er gefesselt ist, ist wahnsinnig; er hat jetzt Schritte gethan, sich gesetzlich von ihr loszusagen. Alles das schmeckt nach einer neuen Auflage von Paul Lindau, nach einem fast noch schlimmern Muster als diesem geschieht die weitere Entwickelung des Conflicts. Der Mann, den Maria noch eben geschmäht hat, fühlt, daß er noch von ihr geliebt wird, sie wagt es nicht zu leugnen. In diesem gefährlichen Moment tritt ihr Bräutigam in das Zimmer, er misdeutet die Situation, hält seine Braut für beleidigt und fordert den Mann vor die Pistole. Das Duell geht vor sich, Maria thut keinen Schritt es zu hindern, aber die geschehene That, die tödliche Verwundung ihres einstigen Geliebten, erschüttert sie in ihren Empfindungen. Sie gesteht sich ein, daß sie diese Verwundung verschuldet hat:

> Die Hand ist rein. . . . aber hier, tief in der Brust, saß der Gedanke, knirschte die Rachsucht. . . . hier, hier hab' ich ihn doch getödtet.

Die Gestalt des Verwundeten drängt sich nun zwischen Maria und ihren Bräutigam. Zunächst zwar hält Maria die Ehe noch für möglich, aber der Pfarrer belehrt sie eines bessern, er muß das Gefühl des Guten und Wahren in ihr, wenn vielleicht auch nicht wecken, so doch bekräftigen. Wunderbar bleibt es, daß der Bräutigam trotz der Erkenntniß, daß Maria den frühern Geliebten noch liebt, an ihr festhält. Nur durch diese crasse Unnatur wird es möglich, daß wir zwei Acte hindurch gezerrt werden, bis der natürliche und nächstliegende Ausgang gefunden wird — die Trennung des Paares. Johannes Cantor kehrt in sein Aelternhaus zurück, und Maria geht, wohin sie ihre Pflicht treibt, zur Pflege des auf den Tod Verwundeten. So lehrt eine kurze Analyse des Stückes, wie sehr Presber von der schwülen Treibhausluft des Theaters bedrückt ist, in der allein so künstliche Probleme gezüchtet werden können. Die Episoden aus dem Hause der Frau Warneck, die schönen Reden des Pastors Cantor, der einzigen wirklich sympathischen und glaubhaften Gestalt des Dramas, über das Duell und verschiedenes andere, vermögen über diesen Hauptmangel, die Unnatur der Haupthandlung, nicht zu trösten. Das ganze Werk geht auf Sensation aus und vermag daher wol den oder jenen zu blenden, keinen aber zu überzeugen.

3. Die Romantischen. Verslustspiel in drei Aufzügen. Von Edmond Rostand. Deutsch von Ludwig Fulda. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1896. 8. 2 M.

Vorstehendes Lustspiel hat bereits seine Bühnenprobe in

Berlin und München bestanden, ohne sich jedoch unsers Wissens länger auf dem Spielplan behaupten zu können. Für den Erfolg des Stückes an andern Bühnen ist damit das entscheidende Wort noch nicht gesprochen, und es ist recht gut möglich, daß das Stück an Orten, wo man zarten und intimen Reizen zugänglicher ist als in der Reichshauptstadt, eine noch freundlichere Aufnahme findet, obwol es nirgends ein großer Treffer werden dürfte. Die Grundidee des Stückes ist anmuthig, aber ein wenig nüchtern. Der Romanticismus wird nämlich ad absurdum geführt, und das ist für manche Gemüther mehr lehrreich als erfreulich. In dem Stücke, das zu beliebiger Zeit und an beliebigem Ort zu denken ist, spielt sich scheinbar ein Liebesdrama nach Art von „Romeo und Julia" ab. Percinet und Sylvette lieben sich, ihren sich hassenden Vätern zum Trotz, ohne zu ahnen, daß diese beiden den Haß nur heucheln, um ihre romantisch angehauchten Kinder einander um so sicherer in die Arme zu treiben. Zu diesem Zwecke veranstalten die Väter eine Scheinentführung Sylvettens, bei der Percinet unwillkürlich als Retter erscheint. Dem berauschenden Wahn folgt die Enttäuschung der Liebenden, die gegenseitige Ernüchterung, die Trennung in Groll und Enttäuschung, beide erleben schlimme Proben wirklicher Romantik, welche die Liebenden über den wahren Werth derselben belehren und schließlich einander wieder nähern, in schlichter, aller äußern Romantik abholder, der innern aber um so gewisserer Liebe. Das im Ton der Schäferspiele gehaltene Stück, das den Darstellern nicht schwierige und doch dankbare Aufgaben stellt, ist von Ludwig Fulda mit großer Gewandtheit und oft mit zarter Anmuth der Sprache verdeutscht worden; nur die direct lyrischen Partien wären besser durch eigene Dichtungen des Uebersetzers ergänzt worden, die mehr besagen müßten, als die allzu leichten Strophen Edmond Rostand's.

Leonhard Lier.

Feuilleton.

H. Müller-Bohn hat die dritte Abtheilung von H. von Borcke's Roman „Ein Reis von altem Stamm" herausgegeben (Berlin, P. Kittel, 1896), dessen zweite, im vorigen Jahre erschienene Abtheilung wir der deutschen Jugend aufs wärmste empfehlen konnten. Nachdem wir die dritte Abtheilung, die den Sondertitel „An des Grabes Rande" führt, gelesen haben, können wir unser Urtheil nur wiederholen, daß in diesem „Roman aus dem Leben" unserer Jugend eine gesunde Kost geboten wird, eine gesündere jedenfalls, als die zahllosen „Indianergeschichten" mit ihren phantastischen und die kindliche Phantasie erhitzenden Erzählungen gewähren. Die dritte Abtheilung umfaßt die Zeit vom November 1862 bis December 1864 — zwei Jahre, reich an Erlebnissen für Heros von Borcke, der an der Seite des wackern Reitergenerals James Stuart gegen die Unionstruppen kämpfte, selbst ein kühner und furchtloser Reiter, der verwöhnte Liebling der vornehmen amerikanischen Welt, deren Gunst sich der wohlerzogene preußische Offizier im Sturm erobert hatte. Die Poesie des Lagers, der furchtbare Ernst des Krieges, die heitere Geselligkeit amerikanischen Familienlebens, wie sie hier geschildert sind — das packt den Leser und reißt ihn mit fort von Kapitel zu Kapitel. Vortrefflich sind die eingeschlossenen Charakteristiken Pelham's und Stuart's, und unter den zahlreichen Schilderungen von größern und kleinern Gefechten ragt die Erzählung von der großen Reiterschlacht bei Brandy-Station hervor. Glücklich hat es der Herausgeber verstanden, die persönlichen Schicksale des deutschen Helden in die Erzählung der geschichtlichen Vorgänge zu verflechten und dadurch das Buch zu einem historischen Roman im besten Sinne des Wortes zu gestalten. Möchten namentlich die Verwalter von Schüler- und Volksbibliotheken darauf bedacht sein, das empfohlene Buch, das auch durch die schöne innere Ausstattung einen gefälligen Eindruck macht, für ihre Sammlungen zu erwerben; Recensent weiß aus eigener Erfahrung, welches Vergnügen die Lektüre desselben der frischen Jugend unserer höhern Anstalten bereitet.

— Seit das neue Reich gegründet worden ist, haben die Historiker sich gern mit der deutschen Kaisersage beschäftigt, in der das Sehnen des deutschen Volkes nach der Wiederkehr der deutschen Kaisermacht und Kaiserherrlichkeit seinen Ausdruck fand. Georg Voigt eröffnete den Reigen im Jahre 1871, und viele andere folgten seinen Spuren, immer tiefer eindringend in den Grund, aus dem der blütenreiche Baum dieser Sage hervorgesproßt war. Die — vorläufig — letzte Schrift ist im Jubeljahre des Deutsch-Französischen Krieges im Verlag von Dr. H. Lüneburg in München erschienen. Ihr Verfasser ist der Assistent an der königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München, Dr. Franz Kampers, ein Schüler Grauert's, dem das Buch gewidmet ist. Es ist ein beweiskräftiges Zeugniß für die Lebhaftigkeit des Interesses, das dem Gegenstande auch aus dem Kreise der geschichteliebenden Laien entgegengebracht wird, daß Kampers' Buch sich als zweite Auflage einer vor einem halben Jahre erschienenen Arbeit über das gleiche Thema bezeichnen kann. Kampers hat seine Aufgabe gründlich aufgefaßt. Dem Titel entsprechend: „Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage", hat er zum ersten mal eine gesammte Darstellung der Genesis unserer deutschen Kaisersage von vorchristlicher Zeit bis in unsere Tage gegeben. Bescheiden lehnt der Verfasser im Vorwort ein eigenes Verdienst ab, indem er dankbar auf die Fülle von Einzeluntersuchungen hinweist, die seiner eigenen Arbeit als Grundlage dienten; wie uns bedünken will, mit Unrecht. Denn eine Fülle selbständiger Arbeit steckt in dem Buche, und niemand wird dem Verfasser die Ehre streitig machen, die zahlreichen Einzelforschungen zu einem wohlgeordneten Gesammtbild zusammengefaßt zu haben. Eingehende gelehrte Noten, die, am Schlusse des Buches zusammengestellt, dem Laien den Genuß nicht verkümmern, sind für den Historiker überaus werthvoll zur Nachprüfung. Die Verlagsbuchhandlung hat durch eine nach Papier und Druck vornehme Ausstattung dafür gesorgt, daß auch das ästhetische Gefühl des Bücherfreundes befriedigt werde. Da auch ein warmer patriotischer Ton der Darstellung eigen ist, so wird das Buch an seinem Theile mitwirken, der deutschen Nation zum Bewußtsein zu bringen, „welch köstliches Gut sie in ihrer schönsten nationalen Sage mit rührender Treue gehütet hat, und welch herrlichen Schatz sie für alle Zeiten in ihrer poetisch verklärten Kaiseridee beschützen muß".

— Das Jubeljahr des Deutsch-Französischen Krieges hat uns so viel „Erinnerungen", „Tagebuchblätter", „Kriegstagebücher" gebracht, daß ein gewissenhafter Biograph seine Noth

haben wird, sie auch nur dem Titel nach zusammenzubringen. Viel Spreu ist darunter, die der Wind schnell verwehen wird; und wie sollte es anders sein. Die da schreiben sind nicht alle Männer der Feder; den wenigsten ist es an der Wiege gesungen worden, daß sie dereinst als Kriegsschriftsteller die andächtige Aufmerksamkeit der Bücherfreunde in Anspruch nehmen würden, und nichts hat sie vorbereitet zu dem hehren Beruf, den Klio ihren Jüngern anvertraut hat. Allen diesen inhaltlich und stilistisch unvollkommenen Werken ist ein längeres Leben schwerlich beschieden, und wir befürchten, daß den Verlegern von Kriegsliteratur bald angst werden wird vor den Ballen unverkaufter und unverkäuflicher Kriegserinnerungen, deren fabrikmäßige Erzeugung sie in der Hoffnung auf eine nachhaltige Wirkung der zahlreichen Erinnerungsfeste des abgelaufenen Jubeljahres betrieben haben. Der Deutsche ruft gern Hurrah und begeistert sich auch gern; er liest auch ab und zu mit Freuden ein Buch über den Krieg, aber er kauft nicht gern Bücher in größerer Zahl. Die Hauptabnehmer bleiben bei uns nach wie vor die öffentlichen und die Leihbibliotheken, und deren Kauflust findet ihre Schranken an der Knappheit der ihnen zur Verfügung stehenden Mittel. Einen großen Nachtheil hat die Massenproduction insofern, als sie die wirklich guten Bücher unter der Menge der minderwerthigen verschwinden läßt, zumal da ihre Verfasser meist die hochtrabende Reclame vermeiden, und im Bewußtsein des eigenen Werthes die leider nicht berechtigte Hoffnung hegen, daß der gute Geschmack das lesende Publikum vor Misgriffen bewahren werde. Sie wissen nicht, wie die verlogene Reclame, die sich in den Spalten unserer Zeitungen breit macht, das Urtheil der Leser gefangen nimmt, die nicht ahnen, daß die von Lob strotzenden Bücheranzeigen nicht das Ergebniß einer eingehenden und gerecht wägenden Lektüre eines zum Urtheil befähigten Kritikers sind, sondern das übelduftende Selbstlob der Autoren, das speculative Verleger den Recensionsexemplaren „zu gefälligem Abdruck in Ihrer geschätzten Zeitschrift" beilegen, bei Lieferungswerken gar jeder einzelnen Lieferung, sodaß man sich nicht genug über die Mannichfaltigkeit lobender Prädicate und Wendungen wundern kann, die den im Dienste der Verleger thätigen Fabrikanten von Autorenlob zur Verfügung stehen. Das große Publikum, das nicht weiß, „wie's gemacht wird", notirt sich das vielgepriesene Werk zu gelegentlichem Ankauf, und findet sich dann recht oft arg betrogen; nicht immer, da der Sonnenglanz des Lobes gleichkräftig auf die guten und die schlechten Bücher ein und desselben Verlages ausgegossen wird. Der Gebrauch ist unter den Verlegern so allgemein geworden, daß er in ihren Kreisen schon nicht mehr als Misbrauch, sondern als eine geschäftliche Nothwendigkeit empfunden wird; um so mehr erscheint es uns am Platze zu sein, gegen diesen Misbrauch zu protestiren, der den Geschmack für gute Lektüre durch die Anpreisung minderwerthiger Waare zu verderben droht. Die „Blätter für literarische Unterhaltung" verschmähen es, gelieferte Recensionen abzudrucken, um so schwerer wiegt, hoffen wir, Lob und Tadel, den ihre Recensenten über neue Erscheinungen der Literatur äußern, in den Augen ihrer Leser. Und so wollen wir ihnen denn heute aus der deutschen Kriegsliteratur die „Kriegstagebücher von 1866 und 1870/71" empfehlen, die Fred Graf Frankenberg durch Vermittelung des betriebsamen Heinrich von Poschinger im Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart herausgegeben hat. Der stattliche Band ist fesselnd geschrieben, die Tagebuchblätter wirken in ihrer Ursprünglichkeit wie unmittelbare Zeugnisse aus großer Zeit. Nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, verschmähen sie stilistischen Aufputz, und gerade die natürliche Schlichtheit, die ihnen eigenthümlich ist, macht die Lektüre reizvoll. Fred Graf Frankenberg machte den Feldzug gegen Oesterreich als Ordonnanzoffizier im Hauptquartier des 6. Armeecorps mit; im Deutsch-Französischen Kriege war er als Malteser dem Hauptquartier des Kronprinzen zugetheilt. Von allem, was er erlebte, gibt er gewissenhaft Bericht, meist Tag für Tag die Ereignisse mit seinen Aufzeichnungen begleitend und ohne Rückhalt, doch ohne Gehässigkeit Personen und Dinge beurtheilend. Dabei zeigt er sich überall als einen preußischen Patrioten und deutschgesinnten Mann, wie er sich als ein solcher auch jederzeit im parlamentarischen Leben bewährt hat, ein deutschdenkender Katholik, den seine Confession niemals gehindert hat, in Bismarck den treuen Eckart des deutschen Volkes zu sehen und zu verehren und ihm seine Hülfe zu gewähren im Kampfe gegen den vaterlandslosen deutschen Ultramontanismus. Zu Bismarck trat Graf Frankenberg schon im Reichstage des Norddeutschen Bundes in nahe Beziehungen; während des Deutsch-Französischen Krieges war er wiederholt zu Versailles Gast an der Tafel des Kanzlers und hat auch einmal in dessen Auftrage eine diplomatische Correspondenz geführt, die dem Buche einverleibt ist, und zwar mit dem Bischof Dupanloup von Orléans, der sich der Vermittelung des Grafen Frankenberg bediente, um von dem Könige eine Ermäßigung der Orléans auferlegten Contributionen zu erlangen. Sehr interessant sind die Schlachtenbilder, unter allen hervorragend die Aufzeichnungen über die Schlachten von Wörth und Sedan; die Erzählungen aus dem Hauptquartier von der Tafel des Kanzlers bilden willkommene Ergänzungen und Berichtigungen der Tagebuchblätter von Moritz Busch. Der Herausgeber hat sich damit begnügt, das Tagebuch abdrucken zu lassen, und hat gut daran gethan. Selbst die biographischen Notizen über Graf Frankenberg und seine politische Entwickelung, die er als Vorwort vorausgeschickt hat, hätten ohne Nachtheil wegfallen können; sie gehören in ihrem größten Theile nicht zur Sache und genügen auch nur in bescheidenem Maße den Ansprüchen, die man an eine biographische Skizze zu stellen berechtigt ist. Die Ausstattung, die die Verlagsanstalt dem Buche gegeben hat, ist würdig.

— Unter dem Titel „Aus der Rumpelkammer der Weltgeschichte, Skizzen und Studien" ist bei Schall u. Grund in Berlin, als eine der Gaben des Vereins der Bücherfreunde, ein Buch erschienen, dessen Verfasserin Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem ist. Der Titel erklärt sich selbst: die Verfasserin will von Ereignissen aus dem Leben geschichtlicher Persönlichkeiten erzählen, die die Weltgeschichte ignoriren muß, weil sie auf den Gang der geschichtlichen Entwickelung ohne Einfluß waren. Von einer Dame geschrieben, wird das Buch auch zumeist von Damen gelesen werden, und aus den Tausenden von Exemplaren, in denen es nach Angabe der Verlagsbuchhandlung gedruckt ist, darf man schließen, daß es sein Publikum schon gefunden hat. Es sind zwölf Skizzen, die Eufemia von Adlersfeld zum Buche vereinigt hat; keine von ihnen geht besonders in die Tiefe, und für den Historiker von Fach dürfte das Buch kaum etwas bieten, was ihn sonderlich interessirte. Für Damen kann es darum doch fesselnd sein, und in ihrem Kreise wird auch die Verfasserin ihre Leserinnen gesucht haben. Daß kleine Fehler gegen die historische Wahrheit vorkommen, nehmen wir der Verfasserin nicht sonderlich übel, sie finden sich auch oft in Büchern recht gelehrter Männer; einige stilistische Verstöße möchten wir doch notiren zu künftiger Verbesserung. Es wirkt einigermaßen komisch, wenn man liest (S. 24): „Pfalzgraf Johann von Simmern hatte neun Töchter, von denen freilich viele im Kloster eine Heimat fanden, die meisten aber doch einen eigenen Herd." Hier verträgt sich: „viele" und „die meisten" nicht mit der Zahl „neun"; und fanden „die meisten" den eigenen Herd auch im Kloster? Unmöglich kann man mit Eufemia von Adlersfeld sagen (S. 75): „Die Kaiserin Theodora rückte von der recht zweifelhaften Stellung einer öffentlichen Tänzerin zur gleichberechtigten Gemahlin Justinian's I. herauf und hat die Beweise davon, daß ihr die erhabene Stellung als Kaiserin des Oströmischen Reiches das Gehirn total verkehrte, bis auf unsere Tage frisch genug zu erhalten." Was

kann Theodora dafür, daß Prokop von Cäsarea eine Geheimgeschichte des byzantinischen Hofes schrieb, in der er uns die chronique scandaleuse des Justinianeischen Hauses aufbewahrt hat? Die Verfasserin konnte also nur schreiben: Die Beweise davon, daß u. s. w. u. s. w., haben sich bis auf unsere Tage erhalten. In Studie VI: „Eine gekrönte Hexe“, erzählt Eufemia von Adlersfeld die Geschichte der Königin Johanna von Navarra, die unter der Anklage verübter und versuchter Zauberei verhaftet wurde. Da lesen wir (S. 125): „Während die Zeit dahinfloß, stieg am Horizont die dunkle Wolke empor, deren Entstehung nie ergründet worden ist, die aber von Beginn ab bestimmt war, der Welt das seltene, nie gesehene Schauspiel einer Königin auf dem Scheiterhaufen zu geben.“ Wie kann eine Wolke ein Schauspiel geben? Und auch inhaltlich ist die Darstellung falsch. Denn Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem berichtet selbst, daß das Urtheil nicht auf Tod, sondern nur auf Einziehung der Güter und des Vermögens lautete, Johanna also niemals auf den Scheiterhaufen gestellt worden ist. Undeutsch ist die Wendung: „Der Prätendent war es sich ganz klar.“ Unbekannt ist dem guten Stil das Wort „naßforsch“, das allenfalls im Studentenjargon oder im Lieutenantspatois vorkommen mag, und „suggestiren“ statt „suggeriren“ ist bei einer Dame entschuldbar, die durch die fehlerhafte Wiedergabe der lateinischen Grabinschrift auf Seite 51 den Beweis erbracht hat, daß ihr die Sprache Cicero's nicht geläufig ist.

— Einen interessanten Beitrag zur Geschichte des wiesbadener Theaters hat Ad. Schroeter unter dem Titel „Die wiesbadener Theaterfrage im Jahre 1848“ veröffentlicht. Sie liegt uns in einem Separatabzug ohne Angabe des Ortes und der Zeit vor. Mit der Erklärung der herzoglichen Domänen zum Staatseigenthum im März 1848 entfiel dem Herzog die Möglichkeit, die Zuschüsse, die er jährlich dem wiesbadener Hoftheater zugewendet hatte, weiter zu zahlen. Dem Theaterpersonal wurde gekündigt. Die in ihren materiellen Interessen durch den Verlust des Theaters bedrohte Stadt fand aber in der Kammer wohlwollende Fürsprecher; es wurde beschlossen, dem Theater bis zum 1. Januar 1849 eine Summe von 10260 Gulden aus Staatsmitteln zu bewilligen. Für diese Bewilligung sprachen auch Rücksichten auf den bildenden und veredelnden Werth der Bühne. Die Verwaltung des Theaters übernahm eine Commission von sieben Vertrauensmännern der Stadt, unter ihnen der Schriftsteller Wilhelm Heinrich Riehl, damals Redacteur der „Nassauischen Allgemeinen Zeitung“. Das Wirken dieser Theatercommission hat Riehl selbst in seiner Novelle „Das Theaterkind“ verewigt. Wie Schroeter's Angaben erweisen, nahm das Theater unter dieser bürgerlichen Commission einen Aufschwung, so sehr ihn finanzielle Bedrängnisse bedrohten. Allgemein interessant sind die über die Nothwendigkeit eines Theaters für Wiesbaden in der Kammer gepflogenen Verhandlungen, in denen über die Bedeutung des Gegenstandes gesündere und höher stehende Anschauungen laut wurden, als sie jüngst im Deutschen Reichstag vernommen wurden.

— Georg Sello's Schrift „Saterlands ältere Geschichte und Verfassung“ (Oldenburg, Schulze, 1896) ist für alle, die sich genauer mit den ältern geschichtlichen, culturhistorischen, rechtlichen und kirchlichen Zuständen dieses merkwürdigen, jahrhundertelang im übrigen Deutschland fast unbekannten — weil schwer zugänglichen — oldenburgischen Gebietstheils mit theils westfälischen, theils friesischen Bewohnern beschäftigen wollen, gewiß von großem Interesse. Aber der Berichterstatter darf sich zu diesen nicht rechnen, und vermag auch nicht zu entscheiden, wieviel Neues das kleine Buch bringt und wieweit seine einzelnen Ausführungen stichhaltig sind. Da es außerdem auch in seiner Darstellungsweise nichts hat, was Laien anziehen könnte, so genügt in d. Bl., die ja die streng wissenschaftliche Literatur nur streifen können, ein allgemeiner Hinweis auf diese localgeschichtliche Veröffentlichung, der eine Nachbildung einer merkwürdigen alten Karte des Saterlandes aus dem Jahre 1588 beigegeben ist.

— Die Broschüre „Die deutschen Volksfeste. Ein Beitrag zur Reform derselben. Von Hermann Stöckel und Eduard Walther“ (München, Ackermann, 1896), eine vom Centralausschuß zur Förderung der Jugend- und Volksspiele in Deutschland preisgekrönte Abhandlung, gibt in einfacher, allgemein verständlicher Sprache, ohne daß man die Arbeit zweier Verfasser daran merkt, vielfache Anregung zu einer Wiederbelebung der verschiedenen Arten deutscher Volksspiele, als da sind die Jahreszeitfeste, vor allem die Frühlings- oder Maifeier, die Feste mit nationalpolitischem Hintergrund, wie das Sedanfest, die Feier der Gründung des Reichs und des Frankfurter Friedens, oder auch entsprechender Gedenktage von mehr örtlicher oder landschaftlicher Bedeutung, endlich Feste, auf denen die Theilnehmer irgendwie ihre Kunstfertigkeit zeigen können. Es ist anzuerkennen, daß die Verfasser von allem Uniformiren und Schablonisiren abrathen und daß sie durchgängig ein Anknüpfen an das noch Vorhandene empfehlen. In dieser Richtung hätten sie vielleicht insofern noch etwas weiter gehen können, als sie die doch sehr verschiedenen Bedürfnisse der städtischen und ländlichen Bevölkerung mehr hätten berücksichtigen sollen. Die Oberleitung der zur Durchführung der Vorbereitungen in Vorschlag gebrachten landschaftlichen und localen Ausschüsse wird sachgemäß dem Centralausschuß zur Förderung der Jugend- und Volksspiele zugedacht. Daß die Anregung, gerade das Gedenkjahr 1895 zu umfangreichern Versuchen zu benutzen, soweit wir wissen, keinen nennenswerthen Erfolg gehabt hat, zeigt deutlich, wie große Schwierigkeiten zu überwinden sind. Mit Bedauern liest man im Titel gerade einer solchen Schrift die Wendung: „ein Beitrag zur Reform derselben“. Denn mag „derselbe“ in dieser Anwendung auch nicht so verwerflich sein, wie Wustmann meint, jedenfalls klingt es sehr steif.

Bibliographie.

Altkirch, E., Ich, der Träumer. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. 8. 1 M.

Aschrott, P. F., Volksbibliothek und Volkslesehalle. Berlin, Otto Liebmann. Gr. 8. 1 M.

Bredenbrücker, R., Dörcherpack. Berlin, Verlag der Romanwelt. 8. 2 M.

Brisson, A., Portraits intimes. Deuxième série. Paris, A. Colin u. Comp. 8. 3 fr. 50 c.

Bürgerliches Gesetzbuch für das Deutsche Reich nebst Einführungsgesetz. Berlin, Otto Hendel. 8. 1 M. 25 Pf.

Cohn, G., Das neue Deutsche Bürgerliche Recht in Sprüchen. Berlin, Otto Liebmann. 8. 2 M.

Croissant-Rust, Anna, Der standhafte Zinnsoldat. Drama. Berlin, Schuster u. Loeffler. 8. 1 M. 50 Pf.

Grüttefien, E., Die Thäterschaft des verantwortlichen Redacteurs. Berlin, Otto Liebmann. 8. 1 M. 50 Pf.

Her, A., Illusionen. Roman. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 3 M.

Hilty, Einige Gedanken über die Gründung christlich-socialer Vereine. Bern, A. Siebert. Gr. 8. 80 Pf.

Hirschfeld, F., Dur- und Moll-Novellen. Forst i. L., Richard Schaeffer. Gr. 8. 1 M. 75 Pf.

Hoechstetter, S., Die Verstoßenen. Socialer Roman. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 2 M.

Jota, Eine gelbe Aster. Roman. Zwei Bände. Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 1 M.

Knackfuß, H., Dürer. (Künstler-Monographien. Band 5.) Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 4. 3 M.

Kretzer, M., Die Blinde. Maler Ulrich. Novellen. Zweite Auflage. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 1 M. 50 Pf.

Mombert, A., Der Glühende. Gedichte. Leipzig, Wilhelm Friedrich. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Neue Christoterpe. Ein Jahrbuch, herausgegeben von Rudolf Kögel, Emil Frommel und Wilhelm Baur. 1897. Bremen, C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 3 M.

Schäfer, W., Jakob und Esau. Drama. Berlin, Schuster u. Loeffler. 8. 1 M. 50 Pf.

Schnurig, E., Elektrizität. Leipzig, Walter Möschke. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Semon, R., Im australischen Busch. Leipzig, Wilhelm Engelmann. Gr. 8. 15 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Werke von Ferdinand Gregorovius.

Wanderjahre in Italien. Fünf Bände. 8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

I. Figuren, Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Achte Auflage. — II. Lateinische Sommer. Siebente Auflage. — III. Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sicilien. Siebente Auflage. — IV. Von Ravenna bis Mentana. Fünfte Auflage. — V. Apulische Landschaften. Dritte Auflage.

Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur. Drei Bände. 8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

I. Inhalt: Sardes. — Hat Alarich die Nationalgötter Griechenlands zerstört? — Mirabilien der Stadt Athen. — Aus der Landschaft Athens. — Die Münzen Alberichs, des Fürsten und Senators der Römer. — Gumppenbergs Bericht vom Sacco di Roma. — Römische Bürgerbriefe seit dem Mittelalter.
II. Inhalt: Eine Weltchronik in Bildern. Mit 1 Tafel. — Die beiden Crivelli, bairische Gesandte in Rom im 17. Jahrhundert. — Neues Leben in Corsica. — Die Brüder von Humboldt. — Fünf Tage vor Metz. — Segesta, Selinunt und der Mons Eryx. — Der Umbau Rom's.
III. Inhalt: Die Villa Malta in Rom und ihre deutschen Erinnerungen. — Der Hegelianer Augusto Vera. — Clemens August Akertz. — Zwei wieder auferstandene antike Figuren von Erz. — Die Villa Ronzano. Ein Musensitz der Gozzadini von Bologna — Das Urkundenbuch der Stadt Orvieto. — Das Bourbonenschloß Caserta. — Die Abruzzen. Ihre Geschichte und ihre Kunstdenkmäler. — Passionsspiele: I. Das römische Passionsspiel im Mittelalter und in der Renaissance. II. Das deutsche Passionsspiel in Tirol. — Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte.

Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen. Sechste Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Eleg. cart. 3 M.
—— Illustrirte Prachtausgabe mit Original-Compositionen von Theod. Grosse. Zweite Auflage. 8. Eleg. cart. 7 M.
—— Silhouetten zu Gregorovius' Euphorion von Marie Rehsener. Fol. In Mappe 6 M.

Athenaïs. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin. Dritte durchgearbeitete Auflage. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Die Grabdenkmäler der Päpste. Marksteine der Geschichte des Papstthums. Zweite neu umgearbeitete Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Die Insel Capri. Idylle vom Mittelmeer. Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Korfu. Eine ionische Idylle. Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Gedichte. Herausgegeben von A. F. Graf von Schack. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Lieder des Giovanni Meli von Palermo. Aus dem Sicilianischen von Ferd. Gregorovius. Mit einer geschichtlichen Skizze der poetischen Nationalliteratur Siciliens. Zweite verbesserte Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dante-Handbuch.

Einführung in das Studium des Lebens und der Schriften

Dante Alighieri's.

Von

Dr. G. A. Scartazzini.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M.

Der erste Danteforscher der Gegenwart bietet in diesem Werke eine für das grössere Publikum berechnete ausführliche und authentische Darstellung des Lebensganges und der Persönlichkeit Dante's, an welche er eine eingehende geistvolle Würdigung der Werke des Dichters, insbesondere der „Göttlichen Komödie“, anschliesst. Die Fülle des beigebrachten neuen Materials macht das „Dante-Handbuch“ allen Dantekennern unentbehrlich, die populäre Darstellung gestaltet es aber auch zugleich zu einem sichern Führer für alle diejenigen, welche sich über den Dichter und seine Werke näher unterrichten wollen.

Das Werk ist bereits ins Englische übersetzt worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Jenny Lind.

Ihre Laufbahn als Künstlerin.

1820 bis 1851.

Nach Briefen, Tagebüchern und andern von Otto Goldschmidt gesammelten Schriftstücken.

Von

H. S. Holland und **W. S. Rockstro.**

Autorisirte deutsche Uebersetzung von

Hedwig J. Schoell.

Mit 6 Heliogravüren, 8 Abbildungen und Musikbeilagen.

Zwei Bände.

8. Geh. 18 M. Geb. 20 M.

Eine treffliche Biographie Jenny Lind's, der als „schwedische Nachtigall“ hochgefeierten Sängerin: allen, welche sie selbst noch gehört, gewiß besonders willkommen, aber von hervorragendem Interesse auch für jeden Freund der Musik und des Theaters. Die deutsche Ausgabe wird durch ein Vorwort von Otto Goldschmidt, dem Gemahl der Künstlerin, in Deutschland, ihrer „künstlerischen Heimat“, eingeführt. Die englische Ausgabe ist bereits in dritter Auflage erschienen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Religiöse Reden und Betrachtungen

für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen.

Von

Moriz Carriere.

Dritte mit kritischen Beigaben vermehrte Auflage.

8. Geh. 7 M. Geb. 8 M. 50 Pf.

Das vorliegende Werk ist bei seinem ersten Erscheinen auf eine Stufe mit Schleiermacher's „Reden über die Religion“ und Fichte's „Reden an die deutsche Nation“ gestellt worden, und wie diese seine Vorgänger hat es einen heilsamen, tiefgehenden Einfluß auf die Gebildeten Deutschlands geäußert. Auch die neue, dritte Auflage wird jenen, die das Werk noch nicht kennen, eine Erhebung sein, ist aber infolge der Anfügung einer Reihe von Zusätzen auch für Besitzer früherer Auflagen von Werth.

Die dritte Auflage der „Religiösen Reden und Betrachtungen“ bildet zugleich den 14. Band von Carriere's „Gesammelten Werken“.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 36. — 3. September 1896.

Moderne Frauenideale.

Eins der interessantesten Kapitel, das den künftigen Literarhistoriker der Gegenwart beschäftigen wird, der wol gründlicher sein muß als Eugen Wolff, wird die Untersuchung darüber sein, wie sich die Frauen unserer Zeit zu den modernen Idealen gestellt haben. Der Naturalismus konnte ja auch an ihnen nicht spurlos vorübergehen, im Guten wie im Uebeln. Wenn er die ganze männliche Dichtergeneration beherrschte oder beeinflußte, so darf man es den schreibenden Frauen nicht zum besondern Vorwurf anrechnen, daß sie sich auch in seinen Bann ziehen ließen. Er ist nun einmal der Ausdruck einer mit dem Alten unzufriedenen und nach Neuem strebenden Zeit, er darf nicht blos von rein ästhetischem Standpunkt beurtheilt werden.

Auf die Production der Frauen dürfte er zunächst befreiend gewirkt haben.

Die Frau, auch die literarisch thätige, steht doch viel mehr als der Mann im Banne der Sitte, der öffentlichen Meinung über das, was schicklich ist oder nicht. Geniale Frauen, wie George Sand, haben sich allerdings oft genug über diese Meinung hinweggesetzt und gethan, was ihnen gefiel. Aber es war doch immer auch eine Qual dabei. George Sand steckte sich bekanntlich eine Zeit lang in Männerkleider, um nach Lust unbehindert verkehren zu können. Bis sich eine Frau der ältern Generation das Recht der eigenen Meinung, der selbständigen Lebensführung erwarb, mußte sie viel Leiden erfahren. Darin hat sich nun die Zeit merklich geändert. Die Ansprüche an die Rücksichten der Frau auf Schicklichkeit, auf den sogenannten guten Ton u. s. w. sind weitherziger geworden, als sie waren. Nicht blos die Thätigkeit der Frauenrechtler hat diese Umwandlung hervorgerufen, das ganze Zeitalter brachte es so mit sich, alles trug dazu bei, um das alte Ideal von der demüthigen Dienerin des Mannes zu stürzen und der Frau Persönlichkeit zuzugestehen. Ich möchte dabei an die Wirkung der Frauenbiographen erinnern, die wol nicht am wenigsten zur Förderung des neuen Frauenideals beitrugen. Wenn diese Geschichtschreiber die urwüchsige Persönlichkeit einer Mutter Goethe's oder die wundersame phantastische Seele einer Bettina mit derselben Liebe und derselben Unbefangenheit darstellen, wie die großen Gestalten der Männerwelt, so haben sie das Wissen und die Achtung vor der „Weib-Persönlichkeit" zum mindesten ebenso sehr gefördert wie die Romanschreiberinnen.

Zu dieser Steigerung der Achtung vor der weiblichen Persönlichkeit, auch wenn es keine Künstlerin war, trat der Naturalismus mit seiner Erweiterung der Sitte. Was wurde nicht alles als cynisch unschicklich abgelehnt, als sich der Naturalismus in seiner rücksichtslosen Art über diese Vorurtheile hinwegsetzte. Derzeit ist uns eine medicinische Betrachtungsweise vieler menschlicher Handlungen oder Zustände schon so geläufig, daß wir uns wundern würden, wenn man sie anders ansähe. Das erweiterte Wissen um den natürlichen Zusammenhang zwischen Seele und Leib bewirkt gewiß eine Förderung der Humanität. Es macht uns nachsichtiger, gerechter, wenn wir wissen, daß der freie Wille in gewissen Fällen aufgehoben ist. Auch die Juristen und Criminalisten betonen heutzutage sehr oft die Nothwendigkeit, im Namen der Gerechtigkeit auch die Aerzte anzuhören. Freilich gehen viele Autoren zu weit darin. Weil viele Zustände des Menschen sich als pathologisch erwiesen haben, sind sie geneigt, alle Zustände mit den Augen des Arztes zu betrachten; sie verlieren über der Vertiefung in die Krankheit das Wissen um die Gesundheit des Menschen; sie bilden sich, wie so oft junge Aerzte, Krankheiten ein, wo keine sind. Schwäche ist noch lange nicht Krankheit. Das sind extreme Begleiterscheinungen, die bei allen geistigen Umwälzungen auftreten, und die uns nicht beirren dürfen, so schwer es uns oft

genug fallen mag. Wir dürfen nicht mit den Decadenten dahin kommen, zu sagen, die eigentlich Genialen und Schöpferischen waren immer nur die Kranken.

Aber um auf unsere Frauen zurückzukommen, so haben sie jedenfalls bei der Befreiung der Sitte von alten Vorurtheilen viel gewonnen. Weniger als je zuvor sind sie in der Wahl ihrer Stoffe beschränkt; sie haben nicht dabei allein schon Widerstände zu überwinden und müssen sich nicht im vorhinein Wunden holen. Sie dürfen sogar von den Geheimnissen ihres Geschlechts reden, ohne Gefahr zu laufen, deswegen für schamlos erklärt zu werden, wofern sie's nur mit sittlichem Ernst und in literarischer Form thun. Ob etwas von Belang dabei herauskommt, ob die Frauen, welche sich berufen fühlen, in jene Geheimnisse hineinzuleuchten, in der That die Kenntniß des Weibes erweitern, das ist eine andere Sache; aber sie stoßen seltener auf Entrüstung, sie sind künstlerisch vollkommen frei, so gut wie die Männer.

Wenn man sich nun umsieht und die neuesten Werke moderner Dichterinnen betrachtet, so kommt man zu dem merkwürdigen — oder vielleicht richtiger gar nicht merkwürdigen Ergebniß, daß bisher die Frau mit dem, was sie über ihr Geschlecht zu sagen hatte, dessen Kenntniß gar nicht wesentlich bereichert hat. Es hängt diese Bereicherungsfähigkeit denn doch nicht davon ab, daß ein Dichter selbst ein Weib ist. Die Kenntniß des Weibes lag bei den männlichen Dichtern nicht in schlechten Händen. Das dichterische Genie hat die Weibesseele stets so gut erfaßt wie die Seele des Mannes. Dem Genie bildet die Verschiedenheit des Geschlechts durchaus keine Grenze; im Gegentheil, das Weib war, zumal dem Dichter der neuern Zeiten, ein ganz besonders anziehendes Studium. Also von diesem Standpunkte enttäuschen uns die dichtenden Frauen. Aber damit soll keineswegs ihren Werken jeder Werth abgesprochen werden. Er liegt, wenn nicht in der Kunst, die sie bieten, in der Richtung der Culturgeschichte. Es ist doch jedenfalls von Werth zu hören, wie die modernen Frauen selbst über sich denken, was sie anstreben, was für Ideale sie haben.

Ein Werk dieser Art, von Gabriele Reuter*), hat neuestens viel Aufmerksamkeit erregt. Die Wirkung dieses Buchs ist sehr wohl erklärlich, denn wenn es auch etwas eintönig geschrieben ist, so bekundet es doch einen Ernst, eine Leidenschaft, eine Sicherheit der Zeichnung und Schärfe des Urtheils, die gar nicht häufig sind. Gabriele Reuter ist gewiß kein gewöhnliches Talent; ihr Buch ist eine packende Kritik deutschen Familienlebens und deutscher Frauenerziehung. Den Kern des Uebels findet Gabriele Reuter in der künstlichen Unwissenheit, in der man die Mädchen der guten Familien grundsätzlich bis zur Verheirathung über die Beziehung der Geschlechter aufwachsen läßt. Das Verhältniß vom Weib zum Manne spielt überall eine so wichtige Rolle, ist für das Schicksal der Frauen immer so entscheidend, daß es geradezu verhängnißvoll ist, die Mädchen absichtlich unwissend zu erziehen und sie durch die Sitte zum Schein der Unwissenheit, zur Heuchelei zu zwingen, auch dann, wenn sie schon längst über alles aufgeklärt sind. Diese Heuchelei schadet, nach der Darstellung der Reuter, den Mädchen am allermeisten. Die Geheimthuerei reizt ihre Neugierde erst recht und verführt sie dazu, trotz des Verbots, auf verbotenen Wegen hinter das Räthsel des Lebens zu kommen. Und andererseits drängt sich ihnen das Geschlechtsleben doch immerfort ungesucht von selbst auf. Der unvermeidliche Verkehr mit den niedern Gesellschaftsschichten erzählt verbotene Geschichten von gefallenen Mädchen; der eigene Bruder des Mädchens aus guter Familie befolgt eine ganz andere geschlechtliche Moral, als es selbst. Und doch muß es Unkenntniß heucheln so lange, bis es selbst heirathet. Das pflegt ja oft genug vorzukommen; wie aber, wenn die Familie in beschränkten Vermögensverhältnissen lebt, oder wenn sie seit der Verheirathung einer ältern Schwester oder eines ältern Bruders ärmer wurde — was dann? Dann bleibt das Mädchen sitzen und wird um sein Lebensglück betrogen. Gabriele Reuter scheut nicht vor der Schilderung herbster Consequenzen zurück. Es wäre doch gar zu traurig, wenn alle Mädchen, die nicht heirathen konnten, so unglücklich wie ihre Agathe werden müßten. Aber richtig ist ihre Schilderung der Sitzengebliebenen ohne Zweifel, und vor allem ist ihre Zeichnung des Familienlebens in den bessern Beamtenkreisen von schneidiger Wahrheit. In dieser Sittenschilderung liegt auch der eigentliche Werth des Romans. Denn auf höheres poetisches Interesse, auf selbständiges poetisches Leben können seine Charaktere nicht Anspruch erheben; dazu sind sie gar zu typisch gehalten und entbehren der eigentlich künstlerischen Schönheit. Man denke an Fontane's „Effi Briest“, welche dieselben Stände darstellt! Welch ein Unterschied! Die Figuren der Reuter sind sämmtlich allgemein satirische Zeichnungen. Aber die Motive des Familienlebens hat sie mit ungewöhnlichem Reichthum alle zusammengetragen. Es fehlt nicht der Hausonkel, die Schwägerin, die Tante, das schöne, vom Haussohn verführte Hausmädchen, die alte Köchin, das Lastthier, das sich um kleinen Lohn schindet; dann die verschiedenen platonischen Liebschaften und innern Liebestragödien Agathens: die Schwärmerei für den begabten Cousin, später für den romantischen Maler, der in wilder Ehe mit einer Schauspielerin lebt, ein Kind von ihr hat, worüber Agathe doch nicht hinweg kann; dazu die philiströsen Aeltern, die die Kinder zwar lieben, aber doch auch wie eine schwere Last empfinden, wenn sie unversorgt altern . . . es ist kaum zu erschöpfen, was alles in dem Roman verarbeitet ist.

Aber, um auf unser Leitmotiv zurückzukommen: eigentlich Neues sagt er uns nicht, Gabriele Reuter faßt nur alles zusammen, was den Frauen am Herzen liegt. Das männliche Ideal der Dichterin ist der Mann, der sich in

*) Aus guter Familie. Leidensgeschichte eines Mädchens. Von Gabriele Reuter. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1896. 8. 4 M.

absoluter Unabhängigkeit von irgendwelchen Mächten der Gesellschaft und des Staats in literarisch-wissenschaftlicher Thätigkeit selbst anständig erhält. Er stellt sich außerhalb der Gesellschaft und ist als Denker doch für sie thätig. Er lebt in der Schweiz, als ein Deutscher, der den Socialistenverfolgungen aus dem Wege gegangen ist: ein Individualist entschiedenster Art. Er ordnet sich niemand unter, auch in das Joch der Ehe mag er nicht unterkriechen, und da das Mädchen aus guter Familie sich zu diesem allerfreiesten Standpunkt doch nicht erheben kann, so zerschellt ihr Glück zuletzt für immer an diesem Manne. Das Ideal Gabriele Reuter's scheint eine Lebensgemeinschaft von Mann und Weib ohne die gesetzliche Form der Ehe. Hat das nicht schon vor mehr als zwanzig Jahren Paul Heyse in der Julie seiner „Kinder der Welt" ausgesprochen? Freilich ist's ein Unterschied, ob ein Mann oder ob ein Weib ein solches Ideal vertritt; es erhält ein ganz anderes Gewicht im Munde des einen oder der andern. Es ist aber in beiden Fällen ein falsches Ideal, denn die freie Ehe ist nur den seltensten Charakteren sittlich möglich, und nie wird sie von Staats wegen möglich werden. Sie ist in letzter Instanz unsittlich. Der extreme Individualismus ist ebenso unsinnig wie alles Extreme. Uebrigens spricht Gabriele Reuter ihre Gedanken nicht direct und nicht deutlich aus, und ihr Mannesideal ist von doch nicht gewöhnlicher Härte. . . . Und denken wir wieder an den wichtigsten Vorwurf, den sie gegen die bisherige Frauenerziehung erhebt, den der Vorenthaltung des Wissens um die Beziehung der Geschlechter, um die Entstehung der Kinder, und dann den Vorwurf der Prüderie. Auch damit kommt Gabriele Reuter, soweit sie im Rechte ist, beinahe schon post festum. Denn die Ueberzeugung, daß man dem Weibe die Wissenschaft nicht länger vorenthalten darf, ist doch schon allgemein geworden. Die Frauen dürfen auch in den conservativen Staaten Medicin studiren. Den jungen Mädchen aber wird man vermuthlich so lange die Gelegenheit entziehen müssen, sich vorzeitig mit geschlechtlichen Dingen zu beschäftigen, als diese Beschäftigung gefährlich werden kann. Der Conflict zwischen sittlicher Pflicht und Sinnlichkeit wird so lange bestehen, als es Menschen geben wird; daran wird auch die Verwirklichung des Paradieses auf Erden nichts ändern.

Von der gleichen polemischen Gesinnung sind die Novellen „Dissonanzen" von George Egerton*) erfüllt; aber es ist doch eine andere dichterische Individualität, die uns aus den Novellen der Engländerin entgegenspricht. Gabriele Reuter gibt eine allgemeine Kritik der deutschen Sitten mit besonderer Beziehung auf das weibliche Geschlecht. George Egerton führt uns in mehrern Bildern die Natur des Weibes vor Augen, von seinen guten und seinen schlechten Seiten, wie es unter der Herrschaft des Mannes geworden ist und wie es sein sollte und könnte, wenn das Weib sich auf seine eigenen Füße stellen dürfte. Die dichterische Kraft George Egerton's kann man nicht sehr bedeutend nennen, aber sie wirkt sehr anmuthend durch den Adel und die Güte ihres eigenen Wesens. Auch sie scheut nicht vor naturalistischen Schilderungen niedrigsten Elends zurück, z. B. eines zur Straßendirne herabgesunkenen schönen Weibes. Aber es schwebt doch immer der Stern der edeln Menschlichkeit, des hohen sittlichen Bewußtseins über diesen häßlichen Bildern, und man kann der Erzählerin keinen Vorwurf machen, daß sie der Würde ihres Geschlechts vergeben hätte. Auch für das gefallene Weib erregt sie unser Mitleid. George Egerton nimmt den Standpunkt ein, daß die Männer das Weib noch immer vergewaltigen, daß die Roheit, Rücksichtslosigkeit und Genußsucht des Mannes gerade die zartern Frauen unglücklich machen. Aber Egerton kennt auch gute Männer, und sie nimmt kein Bedenken, die Wiedergeburt ihres idealen Weibes aus der Liebe zu einem freilich sehr idealen Manne herzuleiten. Dieser Mann ist ein lyrischer Dichter, der am Hungertuch nagt, aber seine Muse nicht verkauft. George Egerton ist wesentlich Ideendichterin; sie kann nicht nur erzählen und fabuliren, sondern auch eine Tendenz, eine Lehre und Moral darstellen. Darum mischen sich in ihren meist realistischen Stil gern romantische Elemente, wenn sie sie braucht. So läßt sie in ihrer Novelle „Wiedergeburt" den romantischen Zufall mit Humor und bewußter Absicht spielen. Sie bemüht sich nicht um originelle Erfindungen, weil sie nur ihre Predigt anbringen will, wie in der Novelle „Jungfräulichkeit". Das Erziehen der Mädchen in Unwissenheit über die Gattenpflichten erscheint Egerton auch als Quelle der größten Uebel. In der genannten Novelle wird aber nur die Scene des Hochzeitsdiners und der Abreise der Neuvermählten geschildert; nach fünf Jahren kommt die Tochter des Hauses zurück, um der Mutter eine Strafpredigt über ihre Erziehung zu halten. Hätte sie vor der Ehe wissende Augen gehabt, so hätte sie ihren Mann nicht geheirathet. Immer dieselbe Klage! In der ersten Novelle „Kind — Mädchen — Weib" wird das Thema der freien Liebe variirt. Die legale Ehefrau ist unglücklich an der Seite des ungeliebten Mannes und beneidet dessen Geliebte; diese ist aber auch unglücklich, weil sie sich ohne Liebe einem ruchlosen Gläubiger ihrer Familie geopfert hat — tendenziös-sentimentales Zeug, das nur durch einzelne feine psychologische Züge in der Mädchenschilderung entschädigt. Auch George Egerton's Ideal ist das der Persönlichkeit: des stolzen, unabhängigen, in menschenliebender Thätigkeit aufgehenden Weibes. Es ist das Ideal aller Frauen wie aller Männer der Zeit, und kann also auch nicht auf Originalität Anspruch erheben.

Zum Schluß noch ein Wort über „Persönlichkeit". Es tönt uns auf Schritt und Tritt entgegen. Man kann kein Buch aufschlagen, keinen Essay lesen, ohne darauf

*) Dissonanzen. Von George Egerton. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1896. 8. 3 M. 50 Pf.

zu stoßen. In dem einen Begriff scheint sich der ganze Idealismus der Gegenwart vereinigt zu haben. Und doch ist's mit dem Persönlichkeitsideal nicht weit her. Man erreicht es um so weniger, je bewußter man danach strebt. Die großen Persönlichkeiten waren naiv; sie wurden es nicht im Streben nach Selbstbildung, sondern ein gütiges Geschick hatte ihnen das „höchste Glück der Erdenkinder" bei ihrer Geburt geschenkt. Es ist Zeit, daß ein neues Schlagwort aufkomme, das einem gesündern Ideal entspräche.

Moritz Necker.

Erbauliche Schriften.

1. Geläut und Geleit durchs Kirchenjahr. Ein Jahrgang von Predigten zumeist über neutestamentliche Texte von D. theol. Rudolf Kögel, Oberhofprediger und Ephorus des Königl. Domkandidatenstifts. Erste Hälfte: Von Advent bis Sonntag Exaudi. Bremen, C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung. 1895. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Als ein Wort des Dankes für eine neue, werthvolle Gabe hatte Referent diese Anzeige an den hochverdienten Verfasser richten wollen, nun legt er sie als einen Kranz nieder auf Kögel's frisches Grab. Wohl ist die Empfehlung einer Predigtsammlung eine schwierige Aufgabe: mannichfaltiger noch als der ästhetische ist der religiöse Geschmack geprägt und vielgestaltig nach der Zahl der religiösen Individuen, aber die Kritik kann eine solche Sammlung wenigstens dem Leserkreise zuweisen, der in ihr die christlichen Wahrheiten in einer für ihn am besten passenden Art und Weise behandelt finden wird. Der jüngstverstorbene berliner Oberhofprediger war zur Wirksamkeit an der Gemeinde der Gebildeten berufen, ist ihr auch schon bekannt, den einen als der unermüdliche Seelsorger im kaiserlichen Schlosse, etwa durch seine Thätigkeit im Dreikaiserjahre, andern als der glänzendste geistliche Redner unserer Zeit. Auch die Zahl seiner Schriften ist groß und wuchs noch, seitdem er durch Krankheit verhindert war, die Kanzel zu besteigen. In dieser letzten Mußezeit ist der vorliegende Band entstanden: theils Predigten aus früher erschienenen, jetzt vergriffenen Sammlungen des Verfassers wieder abgedruckt, theils hier zum ersten mal veröffentlicht, wie die ergreifenden, schlichten Worte, welche der kranke Prediger zu Neujahr 1894 an seine Gemeinde als Gruß gesandt hat.

Die Bedeutung Kögel's beruht nicht zum geringsten Theile auf seiner Meisterschaft in der Form der Rede, in der gedrängten Kraft, der dichterischen Anschaulichkeit und dem Wohllaut seiner Sprache. Gern verwendet er Assonanz und Alliteration. So spricht er von der heute vergötternden und morgen zerschmetternden Menge und von Maria und Johannes, die zuletzt am einsamen Kreuz weinend und wartend übrigbleiben. Seine Gedanken schaut und zeigt er in Bildern:

> Den Schluß — eines Bibelabschnittes — bildet der Friedenswunsch, der den ganzen Text und die ganze Gemeinde mit seinem Palmendach überschattet. — Auf schwarz verhangenem Thron sitzt eine düstere, unheimliche Gestalt, hohlen Auges, bleich und herzlos — das Buch Hiob nennt ihn den König der Schrecken. Um ihn gelagert sind Gram und Sorge; ein ganzes Heer von Krankheiten ist bereit, auf den Wink des Befehlshabers in die Wohnungen der Menschen zu brechen und dort zu würgen alt und jung, und das blühende Leben hinauszutragen in das Schweigen, wo Moder das Bett und Würmer die Decke sind. Seit dem Jammertage, wo der erste Mensch auf blutbedecktem Acker Abel's Leichnam fand, bis zu dieser Minute, wo auf irgendeinem Punkte der wie ein Leichenwagen um die Sonne rollenden Erde ein Menschenherz bricht, und wo alles, mitten im Leben, vom Tode umfangen ist — o Leben, wo ist dein Sieg?

Man hat gefragt, ob es statthaft sei, eine solche Meisterschaft in der Behandlung der Sprache im Gottesdienst walten zu lassen. Aber welchem Zwecke dient denn alle rednerische Form? Doch wol dem, den Hörer zum Aufmerken anzuregen. Diese Kunst übte Kögel meisterlich. Und der Inhalt seiner Reden ist der Beachtung werth.

Allenthalben zeigt er sich der Bildung seiner Zeit mächtig: als scharfer Beobachter ihrer Misstände, Gedankenbahnen und Schlagworte, als Kenner ihrer Literatur. Sofern sie zum Christenthum ablehnend oder feindlich steht, tritt er ihr kampfesfroh in den Weg, heißt die Oberflächlichkeit, ihm Rede zu stehen, begegnet schlagfertig den Einwänden, nicht nur parirend, sondern nachstoßend, hält aber niemals mit der Ueberzeugung hinterm Berge, daß alle Anknüpfungen für das Verständniß des Christenthums niemals dem Willen die sittliche Entscheidung abnehmen können. Was er predigt, bleibt trotz der Neuheit der Form, trotz der modernen Gedanken im Nebensächlichen dennoch die unverbogene und unverkürzte christliche Wahrheit:

> Es kommen Stunden und Texte und ist hier und heut vorhanden, wo das Wort Gottes sich auf sich selbst zurückzieht und falschen Ansprüchen gegenüber geharnischt auftritt: hier stehe ich, ich kann nicht anders — und könnt ihr anders, wohlan es sei auf eure Gefahr! Und wer wollte es leugnen, daß in dieser Verzichtleistung auf Gestalt und Schöne, auf Menschenlob und Gunst eine Gewalt zu desto schnellerm Siege, in diesem Widerstandleisten des Kreuzes gerade die Stütze und Stärke der Kirche liegt. Ueberredung kriecht, um ihre Opfer gleichfalls niederzudrücken, Ueberzeugung steht, um ihre Jünger zu erheben. Das Wort vom Kreuz überredet nicht, es überzeugt! So geh' denn aus, du Zeugniß meines Gottes, allein gewappnet mit deiner Einfalt, geh' aus und halte nicht den Gebildeten Verstandes-, sondern Gebildeten und Ungebildeten allzusammen Gewissenswahrheiten vor, geh' aus und biete den Bedürftigen aufs neue auf die unbestreitbare Thatsache ihrer bösen Vergangenheit die ebenso unbestreitbare Thatsache der barmherzigen Fürsorge des Gekreuzigten an, geh' aus und suche Menschen, die ohne Redensart und Umschweif selig werden wollen!

Möchte die vortreffliche Gabe des bedeutenden Mannes ihren Weg zu vielen finden und ihr Werk an ihnen verrichten!

2. Lebensworte. Betrachtungen für Gebildete von E. Gustav Steude. Leipzig, Hermann Schwarz. 1894. 8. 1 M. 50 Pf.

Sämmtliche zwölf Abschnitte dieses Bändchens beschäftigen sich mit je einem Worte Jesu in der Absicht, es einer ruhigen Prüfung zu unterziehen, um zu ermessen, ob es auch angesichts einer fortgeschrittenen Wissenschaft dieselbe unbedingte Geltung beanspruchen darf, die ihm seine ersten Hörer beigemessen haben. Der als apologetischer Schriftsteller geachtete Verfasser bewährt sich auch in dieser Schrift als Kenner des für und gegen unsere Religion Geschriebenen und als selbständiger und gründlicher Denker. Seine Hinweise auf die Großartigkeit und weittragende Bedeutung der von ihm behandelten Worte sind geeignet, die christliche Ueberzeugung seiner Leser zu kräftigen.

3. Jesus von Nazareth nach neutestamentlichen Quellen von Amicus Veritatis. 1894. 8. 60 Pf. — Dasselbe. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 1896. 8. 1 M. 40 Pf. — Was uns Jesus noch weiter sagt. Von Amicus Veritatis. 1895. 8. 30 Pf. Sämmtlich Heilbronn, in Commission bei Max Kielmann.

Die erste der verzeichneten Broschüren erschien 1894. Sie nannte sich eine freie Nacherzählung der evangelischen Geschichten, auf kritische Reflexionen und die Forschungen der historisch-theologischen Wissenschaft der letzten Jahrzehnte gegründet, erwies sich aber als eine Zusammenstellung derjenigen Worte und Thaten Jesu, die vor dem Verständnisse eines Rationalisten Gnade gefunden hatten. Alle Wunderberichte fehlten. Ueber die Auferstehung waren einige Bemerkungen in kleinem Drucke gemacht: die biblischen Berichte seien unzuverlässig, vielmehr „müsse" der Verlauf der gewesen sein, daß Joseph von Arimathia den Leichnam Jesu aus seinem ersten Grabe genommen und heimlich anderswohin habe schaffen lassen. Uebrigens komme auf den Glauben an Jesu leibliche Auferstehung nichts an.

Zwei Jahre später wurde das Schriftchen zum zweiten mal herausgegeben. Der Verfasser ist ein anderer geworden, vom Rationalismus zum Mysticismus übergegangen, und bekundet diese Wandlung, für die ja die Geistesgeschichte des vorigen Jahrhunderts manches Seitenstück aufweist, durch die Empfehlung Jung-Stilling'scher und Blumhardt'scher Schriften. Demzufolge ist die zweite Auflage als „vermehrte und verbesserte" anzuerkennen. Die neutestamentliche Geschichte ist vollständig erzählt, und auch das ist ein Fortschritt, daß dies fast durchgängig mit den kräftigen Worten der Uebersetzung Luther's geschehen ist. Im übrigen aber verdient auch diese zweite Auflage lebhaften Widerspruch um der Oberflächlichkeit willen, die aus den Erklärungen des Verfassers spricht. Ich greife einige Blüten heraus: der Verfasser glaubt an Jesu Heilungswunder, weil solche Thaten noch in unserer Zeit vorkommen (?), erkennt das Dasein des Teufels und seines Reiches an auf Grund bestimmter und klarer Erfahrungen von wirklicher Besessenheit auch heutzutage (?); die apokryphische Geschichte von Jesu Urtheil über die Ehebrecherin, Evangelium Johannis 8, nimmt er in seinen Text auf, weil sie in den besten Handschriften des Johannes-Evangeliums nicht steht (!). Er sieht den Unterschied des vierten Evangeliums von den drei ersten darin, daß jenes keine eigentliche Geschichte Jesu im strengen Sinn gebe, sondern eine erbauliche Erzählung seines Lebens — wollen die andern Evangelisten etwas anderes? Daß Jesus am Palmentage Jerusalem besichtigt habe, da es ihm offenbar noch ziemlich neu gewesen; daß seine Worte Evangelium Marc. 12, 35 eine Ablehnung des messianischen Titels Davidssohn besagten, u. a. m., sind gleichfalls Behauptungen ohne Grund und Halt.

Als werthvoll an dem Schriftchen verbleiben somit die in ihm abgedruckten Bibelstellen, das übrige wäre besser ungedruckt geblieben, ist jedenfalls den Preis nicht werth, der dafür gefordert wird. Der Verfasser hätte gut gethan, seine Gedanken zu größerer Zuverlässigkeit und Tiefe reifen zu lassen, ehe er sie veröffentlichte. Dann hätte er es schwerlich nöthig gehabt, innerhalb zweier Jahre eine völlige Umwandlung seiner Ansichten über die vornehmsten Thatsachen der neutestamentlichen Geschichte zu documentiren, hätte wol auch ein wenig Demuth gegenüber dem Urtheil eines Geistes von der Größe des Apostels Paulus gelernt und nicht gewagt, dessen Worten über den Grund des Christenthums stracks widersprechende entgegenzustellen.

Noch weniger können wir die Broschüre „Was uns Jesus noch weiter sagt" ernst nehmen. Sie gibt einige aus dem Johannes-Evangelium herausgegriffene Worte und dann Gebete und Reden Jesu, die der Verfasser theils frei, theils nach biblischen Abschnitten componirt hat. Hier treibt der Fürwitz sein Spiel. Und wie modern-sentimental klingt es doch, wenn er z. B. Jesus beten läßt:

> Du rissest mich los von der weinenden Mutter; sie erinnerte mich mit kummervollem, mit thränenverschleiertem Blick und erhobenem Finger an den abgeschiedenen Vater; deine Hand aber hielt mir die Augen zu, daß ich kein Bild nicht sah. Ich küßte der Mutter die Thränen von den Wangen und ging.

Wol spürt man, daß dem Verfasser das Herz warm schlägt für seinen Gegenstand; auch in dem stolzen Pseudonym „Wahrheitsfreund", das er sich beigelegt hat, mag ein edles Streben seine Losung ausgesprochen haben, aber um als Schriftsteller das größere Publikum unterrichten zu können, noch dazu in so schwierigen und heiligzarten Dingen, dazu fehlt dem wohlmeinenden Manne denn doch zu viel.

4. Der Seelengewinner oder wie man Sünder zum Heiland führen soll. Von C. H. Spurgeon. Autorisirte Uebersetzung von E. Spliedt. Heilbronn, Max Kielmann. 1896. Gr. 8. 3 M.

Ein großes, heiliges Thema und in seiner Behandlung eine glühende Begeisterung, ein lebhafter, kenntnißreicher Verstand, eine im Werben um Mitarbeiter oft hinreißende Beredsamkeit, endlich allenthalben Spuren davon, daß hier ein Meister in der von ihm besprochenen Praxis redet, das sind die Vorzüge der neuen Veröffentlichung aus dem Nachlasse des „Königs der Prediger". Das Buch setzt sich aus sechs vor den Studenten eines Predigerseminars gehaltenen Vorlesungen, vier Ansprachen an Mitarbeiter aus Laienkreisen und fünf Predigten zusammen. In diesen fünfzehn Reden wiederholt Spurgeon mit unermüdlichem Eifer gewisse grundlegende Forderungen, vornehmlich, daß die Persönlichkeit eines Predigers mit der von ihm verkündigten Wahrheit eins werden müsse — „des aufrichtigen Mannes Religion ist der Mann selbst, und nicht ein Mantel zum Verhüllen" — und daß er seine Persönlichkeit, sein geistiges Leben wieder einsetzen müsse, betend und ernst, rastlos, feurig, erfinderisch arbeitend, um in einem andern geistliches Leben zu erzeugen. Aber trotz der beständigen Wiederholung dieser Forderungen fesselt das Buch seinen Leser. Denn wie versteht Spurgeon die Form seiner Gedanken zu wandeln und das Gewebe seiner Erörterungen durch einen bunten Einschlag zahlreicher, nicht selten humorvoll erzählter Anekdoten zu beleben!

Dazu sorgt E. Spliedt's gute Uebersetzung dafür, daß man das englische Original des „Seelengewinners" nicht allzu sehr vermißt. Möchten bei uns vor allem viele Geistliche, und die es werden wollen, die Schrift zu Hand und Herzen nehmen, um an Spurgeon's „Weißglühhitze" den Eifer für ihr Amt aufs neue zu entzünden. Aber auch Lehrern, Erziehern, kurz allen, die andere religiös beeinflussen wollen, sei sie herzlich empfohlen. Sie kann reichen Segen stiften. Johannes Reinhard.

Pädagogisches und Culturgeschichtliches.

1. Anhang zu den Grundzügen einer Socialpädagogik und Socialpolitik. Von Professor Dr. Karl Fischer: Culturentwickelung und Erziehungsaufgaben. Eisenach, W. Wilckens. 1896. Gr. 8. 75 Pf.
2. Moderne Völkerkunde, deren Entwickelung und Aufgaben. Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft gemeinverständlich dargestellt von Th. Achelis. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1896. Gr. 8. 10 M.
3. Kelten und Nordgermanen im 9. und 10. Jahrhundert. Von Professor Dr. Eugen Mogk. (Beigabe zum Jahresbericht des städtischen Realgymnasiums zu Leipzig.) Leipzig, J. C. Hinrichs. 1896. 4. 1 M.
4. Volkskunst. Von Robert Mielke. Mit 85 Abbildungen. Magdeburg, Walther Niemann. 1896. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Es ist kein Zweifel, daß die Klage über immer winzigeres Specialistenthum in der Wissenschaft heute bereits viel weniger Berechtigung hat als etwa vor zehn Jahren. Ueberall drängt es die Geister, weitere Ausschau zu gewinnen, den tiefern Einblick nicht durch eine verringerte, sondern eine erweiterte Basis der Untersuchung zu ermöglichen. Um nur ein glänzendes Beispiel zu nennen: welchen großen Schritt vorwärts hat die Geschichtswissenschaft in unsern Tagen dadurch gethan, daß sie die Unterlagen der im alten Sinne allein geschichtlichen Thatsachen, das Wirthschafts- und Gesellschaftsleben einer Nation, in den Rahmen ihrer Betrachtung zog, und nun eins aus dem andern erklärend ungeahnte Einblicke in die wirkliche Entwickelung der Dinge erschloß! Und ist die Vereinigung der wissenschaftlichen Geister, dieses Handinhandarbeiten des Wirthschaftshistorikers mit dem Socialhistoriker und dem Darsteller der künstlerischen und dem der religiösen Entwickelung eines Volkes nicht ein ebenso an sich erfreuliches Zeichen wie eine gewisse Bürgschaft dafür, daß dieser geistige Austausch das Auffinden der Wahrheit fördern wird?

Der ernstliche Versuch einer noch weiter greifenden, zusammenfassenden Bewältigung nebeneinanderliegender Gebiete, als etwa die eben gezeichnete historische ist, ist dem Mann der strengsten Wissenschaft, dem Universitätsgelehrten, wol heute in den meisten Fällen versagt. Geradezu auf sie hingewiesen aber wird der Lehrer der höhern Schule; nicht zufällig ist Romundt's in Nr. 21 d. Bl. f. 1895 besprochenes Büchlein „Ein Band der Geister" so gut wie die erste der obengenannten Schriften aus dem Kreise der Schule herausgewachsen. In der völlig voraussetzungslosen Haltung, in der rein in der Idee sich bewegenden Durchführung steht Romundt's Schrift über der Arbeit von Dr. Karl Fischer (Nr. 1); schade, daß ihr Verfasser auch im Stil sich so sehr an Kant gebildet hat, daß er dadurch manchen gutwilligen Leser von heute abschrecken wird, was wiederum Fischer nicht zu befürchten hat, frisch und klar wie er redet. Während Romundt die Geographie das Mittleramt übernehmen lassen will, ist der Standpunkt, zu dem Fischer die verschiedenen Wissens- und Lebensgebiete heranzieht und von dem aus er sie verwerthet, der Gedanke socialer Erziehung. Insofern die Gesellschaft ein Organismus ist, bedarf, wer ihre Theilchen bilden helfen will, der Einsicht in das Wesen der organischen Welt und damit in die Wissenschaft, die wir allgemeine Physiologie zu nennen pflegen. Den physiologischen Reiz des socialen Organismus erblickt Fischer in den Zuständen und Ereignissen, die den Organismus durch- und umschwirren, das Object der

physiologischen Function in der Willensthat, dem Reagiren auf die Reize, dessen eigentlich schaffende Kraft wiederum (das Substrat der Function) die Religion ist; ihr zur Seite steht als hauptsächlichste nebenbestimmende Kraft die Intelligenz. In erster Linie ist also Religion, in zweiter Wille und Intelligenz zu bilden. Im Anschluß hieran gibt Fischer einen Abriß der Entwickelung und der gegenwärtigen Aufgaben der Civilisation und zeigt schließlich, wie er sich das Eingreifen der Schule, der Mittelstufe zwischen Familie und Gesellschaft, in diese Entwickelung zur Lösung der bevorstehenden Aufgaben auf die einzelnen Lehrfächer vertheilt denkt. Seine kleine Schrift ist praktisch außerordentlich anregend, der rein darstellende Theil dagegen nicht ganz einwandfrei, z. B. in den Sätzen, daß die Kunst der materiellen Cultur vorausgegangen sei oder daß die Alten nichts von einem Fortschritt der Cultur geahnt [so] hätten, denn das goldene Zeitalter [ein Märchen!] liege weit hinter ihnen. Auch erscheint die tüchtige Belesenheit nicht immer mit einem gleichmäßig guten Urtheil gepaart, sonst hätten Seite 37 die beiden bekannten Bücher von Weise und Heß nicht das hohe Lob als Hülfsmittel für den deutschen Unterricht erfahren können, das ihnen Fischer spendet.

Fischer beginnt mit den Worten: „Da das Individuum im Strome der Culturentwickelung steht, so muß sich auch die Erziehung in diesen stellen.“ Dieser Satz bedarf ebenso sehr behutsamer Annahme, wie er für Fischer's weitere Ausführungen überflüssig ist. Der Gedanke einer Socialpädagogik wird gleich darauf viel besser begründet — als eine solche Begründung erscheint aber eben auch unwillkürlich jener erste Satz — mit dem Hinweis darauf, daß der Mensch nicht isolirt dastehe, und wird dann so gründlich gefaßt, daß das zufällig Bedingte, das Fischer seinem Standpunkt mit den ersten Worten aufprägt, sich von selbst wieder verflüchtigt und unwillkürlich das geistige Auge dieses Heftes zu einem Sammelpunkt der von den verschiedensten Richtungen quellenden Lichtstrahlen wird und sein Grundgedanke wiederum zu einem Bande der Geister.

Braucht es noch ausgesprochen zu werden, wie ganz ähnlich es um ein gutes Handbuch der Völkerkunde bestellt sein muß? Man wende nicht ein, daß es sich hier nur um ein „reines“ Wissen handle und die praktische oder erzieherische Seite also fehlen müsse. Wo ist die Wissenschaft, die nicht in das Leben ihres Trägers bildend eingriffe? Um gleich ein Beispiel aus der Völkerkunde zu bringen: hat nicht Max Müller eben gezeigt, wie die vergleichende Religionswissenschaft unmittelbar fruchtbar wird für die christliche Religion der Gegenwart? Die Th. Achelis'sche Darstellung (Nr. 2) gibt in ihrem ersten Theile: „Entwickelung der Völkerkunde“, der geschichtlich gemeint ist, selbst ein Stückchen Völkerkunde der letzten hundertfunfzig Jahre, soweit sie die Gedanken- und Gesichtskreisentwickelung der Ethnologen an die gesammte Geistesbewegung der Zeit anzuschließen versucht. Doch gleicht dieser Theil mehr einer behaglichen, hier- und dorthin schweifenden Wanderung, als dem Anblick eines nothwendig so gewachsenen Gebildes, wie ihn der Historiker fordert. An die ethnographischen Anfänge werden die culturgeschichtlichen Bearbeiter von Montesquieu bis Buckle, an diese ein Abriß der „philosophischen Perspective“ Herder's und Schiller's, dann die Geographen und die Anthropologen und Prähistoriker angeschlossen, ehe die Hauptgedanken der Sociologen und schließlich der eigentlichen Ethnologen von Waitz und Bastian an bis Ratzel, Lippert und Hellwald dargestellt werden. Da es Achelis dabei nicht auf eine rein geschichtlich entwickelnde Darstellung ankommt, er auch nicht etwa ausschließlich knappe scharfe Charakterisirung jedes der besprochenen Männer anstrebt, gewinnt er die Möglichkeit, in einer breitern Behandlung auch eine Fülle von ethnologischen Fragen und Thatsachen bereits in diesem Theile zu behandeln, indem er das jedem Forscher Eigenthümliche in ziemlich engem Anschluß an ihn wiedergibt. Diese Methode vereinigt, wie man sieht, den Vorzug der leichtern Fassungsweise mit dem weitgehender Gerechtigkeit gegenüber den Sonderansichten, die von den verschiedenen Gelehrten je nach ihrer individuellen Bildung aufgestellt worden sind. Sie zeigt zugleich, daß die Völkerkunde trotz aller Völkerkunden heute noch nicht geschrieben ist und geschrieben werden kann, da ihre Hauptvertreter je nach ihrem Sonderstandpunkt ein recht abweichendes Bild von ihrer Wissenschaft gezeichnet haben. Bei dieser Behandlung der „Entwickelung“ der modernen Völkerkunde ist es auch für das Achelis'sche Buch kein Schade geworden, daß dieser erste Theil den zweiten bei weitem an Umfang übertrifft. Die beiden Kapitel des zweiten Theiles behandeln die physischen Grundzüge der Völkerkunde (d. h. den Begriff der Oekumene und die Frage nach der Arteneinheit des Menschengeschlechts) und die psychischen, d. h. alle Theilentwickelungen der mehr materiellen, wie der mehr geistigen Cultur; von einer durchaus materiellen Cultur des Menschen läßt sich ja überhaupt nicht sprechen, ebenso wenig wie etwa die Sprache, das Recht, die Kunst als rein geistige Erzeugnisse hingestellt werden können. Von der Stellung der Völkerkunde endlich im Kreise ihrer Nachbarwissenschaften handelt ein Schlußkapitel, das den Gedanken natürlich am eindringlichsten predigt: auch die Völkerkunde läßt sich als ein einigendes Mittlergebiet der hier und dort an extremen Gegenpunkten der Peripherie menschlicher Wissenschaft thätigen Geister ansehen.

Wer das Vorstehende mit einem „alles schön und gut; in Wirklichkeit aber arbeitet eben doch jeder auf seinem Specialgebiete und kann von dort aus alle großen Herzen sammt ihren fruchtlosen Vereinigungs- und Durchdringungstheorien verachten“ abthun wollte, den machen wir auf die kleine reiche Schrift von Professor Dr. Eugen Mogk (Nr. 3) aufmerksam; auch auf Lamprecht's deutsche Geschichte könnten wir übrigens noch einmal hinweisen.

Mogk verhilft gegenüber der Frage nach der Möglichkeit größern christlichen Einflusses auf die Edda, einer zunächst literar- und religionsgeschichtlichen Frage, zu einem Standpunkt dadurch, daß er eine große Reihe politisch-, social- und sittengeschichtlicher Thatsachen aus Quellen namentlich der Landnamabók, der Zeit der Besiedelung Islands, beibringt, die beweisen, daß die hohe Blüte der nordischen Literatur im Mittelalter auf Island gezeitigt worden ist durch den engen Verkehr mit den Kelten, die die Phantasie der Nordgermanen befruchtet haben. Damit ist von einem sogenannten Nachbargebiete, besser einem unterschichtigen Gebiete her der Grund für die Beantwortung der zweiten Frage gelegt worden, wie weit denn nun im einzelnen die keltisch-christliche Beeinflussung gegangen ist. Indem Mogk uns aber zum ersten mal an einem classischen Beispiele zeigt, wie im einzelnen die geistige Cultur eines besiegten Volkes in die der Sieger hat eindringen können, gibt er die erste intime Darstellung eines Typus in der Geistesentwickelung der Völker, der sich so und so oft abgespielt hat. Unwillkürlich wirkt seine Darstellung so dank ihrem sichern Eindringen in das allerdings reiche Quellenmaterial eines drastischen Falles über die Grenzen der nordischen Alterthumskunde hinaus, stofflich wie methodisch.

Eine Bedingung freilich ist an alle Arbeiten zu stellen, die zwischen mehrern Gebieten vermitteln wollen: die völliger Tendenzlosigkeit. Wenn der Agrarpolitiker z. B. dem Kunsthistoriker in die Feder dictirt, dann kann nichts Gescheites fertig werden. Das zeigt die vierte der obengenannten Schriften von Robert Mielke. Schade um die Liebe, mit der der Verfasser der Bauernkunst überall in Deutschland nachgegangen ist, schade um seine gute deutsche Gesinnung, wenn er einfach infolge seiner Ueberschätzung des Bauernstandes dazu kommt, die „Volkskunst" (d. i. ausschließlich Bauernkunst) als das allein Wahre, Gesunde u. s. w. der „Industriekunst" scharf gegenüberzustellen. Seite 18 sagt er: „Noch bis zum Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges ist diese Scheidung nicht ausgesprochen. Erst nach seinen verheerenden Folgen, als die Kunst zur Repräsentationsdirne der Reichen wurde, als die entvölkerten, ehemals ackerbautreibenden Städte sich mit industriell gesinnten Einwohnern füllten, tritt sie auf." Nun wucherte bis zur Gegenwart diese scheußliche Industriekunst, übrigens zugleich eine gelehrte Kunst, immer schlimmer griff sie um sich. „Aber abseits [von] dieser kalten Verstandskunst lebte noch eine alte Volkskunst in manchmal kümmerlichen Bildungen weiter; sie konnte zwar unterdrückt, aber nicht vernichtet werden: es ist die Kunst der Bauern, die sich bei diesem Stande in dem Maße entwickelt hatte, in dem sich die agrarische Selbständigkeit desselben ausbildete." Ebenso wenig wie diese Sätze hält vor dem Blicke des Historikers Stich, was Mielke über das Wesen der deutschen Kunst sagt. In der Hauptsache genügen ihm da die nicht richtig verarbeiteten Schlagwörter „individualistisch" und „Phantasiekunst", Seite 105 tritt noch ein drittes hinzu: „Das Kunstprincip des Germanismus ist die Unregelmäßigkeit, das Gegentheil des Gesetzmäßigen. An Säulenbauten mit ganz verschiedenen Capitälen, an Portalen mit anders gestalteten Seiten und noch an mancher in das Auge fallenden Stelle der Baudenkmäler tritt diese Unregelmäßigkeit schon im Romanismus [Bauernkunst?] als vorherrschende Tendenz auf, erzwingt sich in der Gothik [Bauernkunst?] Anerkennung, ist in der deutschen Renaissance [Bauernkunst?] die Ursache der köstlichen Frische und feiert schließlich im Rococo und Zopf ihr wildestes Bacchanal." Das ist stark, wie man sieht. Aber wie diese Bemerkungen stellt sich die ganze Schrift als ein Gewirr weniger richtiger und vieler verkehrter Ansichten dar. Insofern der Verfasser aus der Bauernkunst eine gesammte Volkskunst der Zukunft erstehen sehen möchte, ist er natürlich Utopist.

Rudolf Wustmann.

Zur Erzählungsliteratur.

1. Wie Künstler lieben. Novelle von Margareta von Poschinger. (Literarisches Schatzkästlein, Nr. 5.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1896. 8. Geb. 1 M.
2. Onkel Johns Principien. Eine Geschichte aus dem englischen Leben von Johanna Feilmann. (Literarisches Schatzkästlein, Nr. 4.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1896. 8. Geb. 1 M.
3. Späte Heirath. Eine Familiengeschichte von A. Kistner. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlag. 1896. 8. 2 M. 40 Pf.
4. Das Hungerlos. Eine tragikomische Geschichte von H. V. Schumacher. Berlin, Bong u. Comp. 1896. 8. 3 M.
5. Romanstudien. Von Jerome K. Jerome. Deutsch von Ernst Heilborn. Stuttgart, J. Engelhorn. 1896. 8. 50 Pf.
6. Der Mönch von Amalfi. Eine seltsame Geschichte von Th. von Walter. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn. 1896. 8. 2 M.
7. Die Erbinnen. Roman. Von August Niemann. Zwei Bände. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1896. 8. 6 M.
8. Aus meiner Jugend. Drei Novellen. Von Rosa Mayreder-Obermayer. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1896. 8. 4 M.

In die allerliebsten Miniaturausgaben, die die Deutsche Verlags-Anstalt unter dem Titel „Literarisches Schatzkästlein" herausgibt, bringt das neue Werk der Frau von Poschinger (Nr. 1), der Gattin des bekannten Publicisten, einen kecken frischen Ton. Wie Künstler lieben erzählt sie in leichter flotter Manier, und ihre Art bleibt lustig und frisch, auch wenn sie erzählt, wie Künstler zu lieben aufhören. Für die naive Künstlerart, nach Lust und Laune eine kurze Strecke des Lebens zusammenzugehen, hat die Verfasserin nicht die billige Moral, die

sich leicht einstellt, sie wollte die Frage, die der Titel enthält, nach ihren bescheidenen Kräften beantworten. Neues kam freilich nicht heraus. Man weiß zur Genüge, wie Maler lieben. Leider steht die Darstellungskunst nicht so hoch, wie ihre alles verstehende und alles verzeihende Einsicht. Sie ist altmodisch und unoriginell. Ein Zwischenstück der Erzählung beginnt: „Wir sahen Hedwig zuletzt mit ihrem Geliebten das Haus verlassen, und wollen hier kurz nachtragen u. s. w. . . .“ Auf Seite 101 sieht Hedwig düster aus; dann wird breitspurig Vergangenes heraufgeholt und auf Seite 121 gefolgert: „Man wird jetzt den tief melancholischen Zug begreifen, der auf ihrem Antlitz lag, als sie in den Anblick des Bildes versunken war.“ Sie fragt: „Wer möchte die Gedanken beschreiben, die auf der Fahrt in ihrem kleinen Gehirn ihren Spuk treiben?“ Mit Verlaub, Frau von Poschinger soll das thun! Sie schreibt: „Die Gefahr des Meteors war überwunden“ und will damit sagen: „Die Gefahr, daß des Malers Talent nur wie ein Meteor aufflammen würde“, oder so ähnlich. Der leise Hauch von Ironie, der über der Erzählung schwebt, hat einen gewissen Reiz. Es scheint, als ob die Verfasserin hinter ihren Gestalten steht und ihnen zuruft: „Ihr großen Kinder!“ Aber ihre altfränkische Technik durchbricht die Stimmung allzu oft und allzu derb.

Viele Stufen tiefer steht Johanna Feilmann (Nr. 2). Sie hat nichts gekonnt, als sie vor einigen Jahren ihre Novellen „Sturm und Stille“ herausgab, und kann auch jetzt nichts. Sie ist der echte Blaustrumpf. Sie hat viel Augen für Hauseinrichtungen und Garderobe; sie wird zu einem Diner die Weine in richtiger Reihenfolge aufmarschiren lassen, aber aus Kleidungsstücken, Sofas und Schaukelstühlen macht man keine Erzählung. Dazu gehören doch wol auch Menschen. Aber Fräulein Feilmann's Menschen sind Marionetten; sie hat sie an der Strippe und ihr Benehmen ist maschinenhaft, seelenlos und wortreich. Der Deutschenhaß in England — actueller kann man gar nicht sein! — ist in Typen dargestellt, wie wir sie aus den „Fliegenden Blättern“ kennen, und die entsetzliche Bravheit der Deutschen, die die Grundlosigkeit der englischen Antipathie als ungerechtfertigt hinstellt, wirkt hypnotisirend. Für geringe Blätter mag Johanna Feilmann eine brauchbare Mitarbeiterin sein, in einem literarischen „Schatzkästlein“ gebührt ihr kein Platz, am wenigsten wenn sie unfreiwilligen Humor erzeugt wie auf Seite 116: „Mutter sitzt am Tafelklavier mit den spindeldürren Beinen.“ Wem gehören die spindeldürren Beine? Ich wage keine fürchterliche Vermuthung aufzustellen.

Poetisch noch tiefer, in der guten Absicht aber höher steht A. Kistner's (Nr. 3) Familiengeschichte. A. Kistner stellt die Behauptung auf: „Geht eine Heirath nur dann ein, wenn ihr euch vernünftig über eure Vermögensverhältnisse orientirt. Kümmere dich, liebe Frau, darum, was der Mann mit deinem Vermögen anfängt. Alles hübsch schriftlich machen.“ Ich bin nicht der weitverbreiteten Ueberzeugung, daß der Gretchen-Typus alle Seiten der deutschen Frau erschöpfe, und glaube, daß eine vernünftige mit der Natur der weiblichen Seele rechnende Frauenemancipation uns einen neuen Typus hervorbringen wird; aber dennoch erscheint mir die Art, wie hier Frauenpolitik getrieben und Frauenselbständigkeit gepredigt wird, so dürr und trocken, daß die Verfasserin lieber eine Broschüre hätte schreiben sollen als eine Novelle. In einer solchen hätten die realistisch richtig beobachteten Einzelzüge gute Wirkung gethan, hier aber wirkt alles nüchtern und entsetzlich grob. Und wenn schließlich der Unverstand der alten reichen Jungfer, die eine späte Heirath eingeht und ihrem Gatten ihr Vermögen ausliefert, mit „einem kleinen Auszug aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch, einige Paragraphen über die rechtliche Stellung der Frau enthaltend“ besiegt werden soll, so ist die Poesie längst entflohen. Als Kritiker räume ich auch schleunigst das Feld und überlasse dem „Bürgerlichen Gesetzbuch“ das Wort. Daß natürlich die Sache noch ein gutes Ende nimmt und alle Personen wegsterben, die hinderlich sind, zeugt auch für das liebe Gemüth der Verfasserin.

Bei A. Kistner waren die Voraussetzungen geschickt erdacht, nur die Ausarbeitung verrieth eine ungeübte Hand. Bei Heinrich Vollrat Schumacher (Nr. 4) ist genau das Umgekehrte der Fall. Die Voraussetzung, die Vorgeschichte, der Ausgangspunkt ist thöricht, höchstens kann er als Stoff einer Anekdote wirken. Der alte Herr von Rocholl bewirthschaftet das Gut seines nach Amerika durchgegangenen Vetters Fritz und gewinnt auf ein diesem gehöriges Los 150000 M. Als gewissenhafter Mann verwaltet er das Vermögen, lebt selber mit seiner Familie aber in Armuth und Dürftigkeit. Als Vetter Fritz heimkehrt, ist das Geld auf 260000 M. angewachsen. Rocholl stellt es ihm zur Verfügung, da zeigt sich, daß das „Hungerlos“ der Frau von Rocholl gehört hat, indeß das Viertellos Fritzens mit einer Niete herausgekommen ist. Um diese Anekdote herum hat Schumacher seine Erzählung geschrieben, aber mit einer Knappheit und Anschaulichkeit, die hohes Lob verdient. In raschem Tempo geht die Handlung vorwärts und der Verfasser entwickelt dabei eine Schärfe der Beobachtung, einen so treffsichern Blick in der Zeichnung der armen reichen Adelsfamilie, daß das „Hungerlos“ um dieser Scenen auf dem Gutshofe willen Beachtung verdient. Da ist beispielsweise die Tochter Rocholl's, Leonore, deren Rauheit und Eckigkeit mit prächtigen Linien gezeichnet ist. Das goldigste Gemüth verbirgt sich hinter ihren robusten Manieren, und aus ihren groben Worten schlagen manchmal die stillen Flammen süßester Weiblichkeit. Wem eine solche Gestalt gelingt, der hat das Zeug dazu, ein Poet zu werden. Schumacher ist es aber noch nicht. Neben seiner unmöglichen Vorgeschichte ist es namentlich die vollständig carikirte Gestalt des „Phildoctors“, die völlig unmöglich und romanhaft wirkt und es bedauerlich macht, daß dadurch das amusante Buch tief in der literarischen

Werthschätzung herabgedrückt wird. Warum Schumacher das „Hungerlos“ dramatisirt und im „königlichen Schauspielhaus“ zu Berlin hat aufführen lassen, bleibt unerfindlich. Den starken Miserfolg verdiente sein Drama, sein Roman dagegen nicht. Denn er enthält ein Gramm blitzechten Humors.

Wie wenig haben wir sonst davon! Im Roman fast nichts, in der Skizze nicht viel, im Lustspiel ein wenig. Deshalb mag ich nicht den Sturmlauf gegen die Harmlosigkeiten eines G. von Moser beispielsweise mitmachen. Er hat, um ein privates Wort Gustav Freytag's zu wiederholen, es verstanden, unser Volk dreißig Jahre lang auf anständige Weise zu unterhalten. Ich wünschte unserer Literatur mehr von dem echten Humor, wie ihn Wilhelm Raabe und manchmal Heinrich Seidel vertritt. Deshalb heiße ich Jerome K. Jerome's neueste Skizzensammlung (Nr. 5) artig willkommen. Sie erquickt oft und erschüttert manchmal, diese Mischung eines literarischen Schlaubergers, der nachlässig thut und doch seine Pointen und Schlager genau berechnet. Aber echtes Können und weise Lebensanschauung adeln sein Schaffen. Als wirklicher Humorist wirkt er nur in der Skizze humoristisch. Wenn auch seine „Roman-Studien“ ein einheitliches Ganze bilden, so ist doch die Einheit scheinbar. Skizzen sind aufeinandergepackt und der Titel wie ein Bindfaden darumgelegt. Es ist die richtige Zettelkastenwirthschaft Jean Paul'schen Gepräges, die Jerome bietet. Seine Hand voll komischer und ernster Geschichten werden einem vierblätterigen Kleeblatt in den Mund gelegt, dreien Junggesellen und einem Ehemann, die gemeinsam einen Roman schreiben wollen. Vor lauter Anekdoten, Scherzen, lustigen und tragikomischen Zufällen kommen sie natürlich nicht zu ihrer Arbeit, und Jerome's „Roman-Studien“ schließt, ehe seine Helden den Roman begonnen.

Auf der bunten Schüssel, die Jerome präsentirt, sind vielerlei Kuchenarten zusammengestellt. Idyllische Kindheitserinnerungen voll echter Poesie wechseln mit prächtigen Charakteristiken von londoner Originalen, und schwere Tragödien folgen auf urkomische Geschehnisse. Hier kann man studiren, worin das Wesen der Komik besteht, denn werthvoller als eine dicke Aesthetik des Humors, die mit einer Definition anfängt, ist die schlichte Untersuchung der Frage: „Was wirkt bei irgendeinem Poeten komisch?“ Jerome's Humor bedient sich der üblichen drei Ausdrucksmittel. Das eine ist formaler Natur und beschränkt sich darauf — bei Heinrich Seidel ist das zumeist der Fall — einen Vorgang oder eine Thatsache ungewöhnlich zu umschreiben. Häufiger ist bei Jerome das zweite Mittel angewandt, die Zeichnung seltsamer Ausnahmenaturen, humoristischer Charaktere. Mir scheint, als ob dieses Mittel dem germanischen Geschmacke am meisten zusagt, indeß die Romanen mehr das Dritte, die Komik der einzelnen Situation pflegen. Man denke an Paul de Kock z. B. Dieser findet Folgendes humoristisch: Ein junger Mann stürzt die Treppe herunter, fällt auf ein junges Mädchen, das einen Pudding trägt. Dieser fliegt einer Frau an den Kopf, die vor Schreck über einen Hund stolpert, der wiederum einen Herrn in die Waden beißt u. s. f. Es wäre eine prächtige Aufgabe, deutsche und ausländische Humoristen miteinander zu vergleichen.

Aus der blühenden Wiese des Humors in das Wolkenreich des Transscendenten führt uns Th. von Walter (Nr. 6). Ein Buch, das halb zur schönen Literatur gehört, halb eine Tendenzschrift zu Gunsten jener indischen Vedanta-Philosophie ist, die an die Wiederverkörperung des individuellen Wesenkerns in neuer Form und wechselnder Gestalt glaubt, und die mit treuem Optimismus eine stetig wachsende Vervollkommnung und innerliche Vergeistigung erwartet. Das Glück, das Th. von Walter durch diese „erhabene und wahrhaft befriedigende Lebensanschauung“ gefunden, will er weiter geben. Das ist der Zweck seines Buchs.

Ein seltsamer Inhalt: Ein junger Graf hat die Fähigkeit des „Wahrträumens“. Durch äußerliche Mittel — hier das Anziehen eines mittelalterlichen Mönchsgewands — kann er sich in einen Zustand innerlichen Hellsehens versetzen. Und während er eine verschollene Zeitepoche vor sich heraufzaubert, eine Schar von Menschen an sich vorbeiziehen sieht, entdeckt er darunter einen Mönch, der ihm wesensgleich ist (der Verfasser wagt nicht zu sagen, „der er selbst ist“ —). In seinem psychopathischen Zustand zeichnet er ein Wappen auf und schreibt Verse nieder, die von der unglücklichen Liebe jenes Mönchs Paolo Benedicte zu einem Weibe, Leona geheißen, handeln. Nachforschungen ergeben, daß der Mönch dieses Namens wirklich gelebt hat. Eine junge sterbende Frau kreuzt den Pfad des Grafen; in ihr erkennt er Leona wieder und ihr Siegelring enthält das Wappen, das der Graf nachgezeichnet.

Ich kann über das Buch nicht lächeln. Es ist zu ernst, zu schwer, und kommt aus einer gläubigen Seele. Aber ich bekenne, daß es mich bedrückt hat. Es schiebt so alle Stützen beiseite, die man sich im Leben und für das Leben errungen, und gibt dafür Mystik, Dämmerungen, Ahnungen, d. h. Hülflosigkeit ohne Ende.

August Niemann (Nr. 7) hat an zwanzig Romane veröffentlicht. Er sieht auf eine mehr als Jahrzehnte umfassende literarische Thätigkeit zurück. Nannte man gute Romanautoren, die die Feuilletons unserer Tagesblätter füllten, und von denen sechzig ein Schock ausmachen, ward auch sein Name genannt. Immerhin mit einer gewissen Achtung. Gegen diese Achtung habe ich jetzt ein starkes Mistrauen. Denn um mein Urtheil knapp und kurz zu formuliren: Niemann's neuester Roman „Die Erbinnen“ bedarf nur eines schlechtern Stils und er gehört zu den Colportageromanen blitzblanken Genres, die sich in 10-Pfennigheften sehr gut eßlöffelweise ausgeben können. Die reiche „romanhafte“ Handlung berechtigt vor allem dazu. Wie eine englische Erzählung aus den funfziger Jahren holt er die roman-

tischsten Motive zusammen und braut ein Gericht daraus, das ihm die Allüren eines ernst zu nehmenden Schriftstellers raubt: ein reicher Sportsmann, bildschön und tollkühn, der Hunderttausende gewinnt und verliert; ein amerikanisches Duell; heimliche Trauung in England; die von ihrem Manne verlassene jungfräuliche Frau; ein unerhörter Mord in der guten Seestadt Leipzig; ein geheimnißvoller Buchhändler als Mörder; eine auf acht Millionen Verzicht leistende edle Erbin . . . „aus is". Niemann hat noch nicht begriffen, was äußere und innere Handlung ist. In der Kindheit des Romanstils wandert die Handlung ruhelos über Raum und Zeit, und die Freude an dieser äußerlichen Handlung besitzt unsere eigene Kindheit, wenn sie sich am „Lederstrumpf" und „Robinson" die Augen schläfrig liest. Heut ist eine Handlung interessanter, wenn sie hübsch im kleinen Kreise bleibt; sie kann innerhalb eines Zimmers ergreifender und mächtiger sein, als wenn sie zwischen Länder und Jahre hin- und hertaumelt. Aus diesem Grunde gehören die zahllosen Criminalgeschichten und Sensationsromane überhaupt nicht zur Literatur. Das Gleiche läßt sich von Niemann's neuestem Roman sagen. Er hat auch keine Vorzüge, die jene Mängel aufheben. Charakteristik dilettantisch, Stil leidlich glatt, aber unpersönlich, Spannung bescheiden, kurzum eine schwere Mittelmäßigkeit spricht aus diesem zweibändigen Werk.

Mit dem Werke „Aus meiner Jugend" betritt, wie ich glaube, zum erstenmal Rosa Mayreder-Obermayer (Nr. 8) das Forum der Oeffentlichkeit. Aber mit einer gewissen Sicherheit. Stilistisch besitzt sie immerhin Gewandtheit, freilich ohne daß sie den Ehrgeiz hätte, eigenartige Formeln für alte Anschauungen zu prägen. Ueberhaupt scheint sie mir mehr mit dem Kopf zu arbeiten als mit Stimmungen und Anschauungen. Es wäre interessant zu erfahren, wie unsere Novellen- und Romanschreiber die erste Anregung zu ihren Werken erhalten. Manchmal ist es eine dramatische Situation, manchmal ein Charakter, manchmal auch nur eine Stimmung, um welche sich ein Stoff herumkrystallisirt. Rosa Mayreder sieht wahrscheinlich erst bestimmte Personen. In ihrer ersten Novelle: „Der Letzte", reizte es sie, den letzten einsiedlerischen Sprößling eines alten Adelsgeschlechts wieder dem warmen geschäftigen Leben zuzuführen; in ihrer dritten Novelle erfindet sie sich ein paar drolligtragische Sonderlinge und läßt sie klug und sicher gegen- und füreinander agiren. Gewiß hat sie hierbei manchmal wirklich feine Beobachtungszüge bei der Hand, um ihre Gestalten auf die Beine zu bringen, gewiß versteht sie die Kunst des Contrastirens in merkwürdigem Grade, aber all das geschieht zu klug, zu überlegt. Es geht alles hübsch auf, auf Kosten der Handlung. Diese gestaltet sie so romanhaft aus, daß man von ihren Novellen nicht zu sagen wüßte, wann und wo sie spielen, wenn nicht manchmal ein Wort wie „Einjährig-Freiwilliger" und „Major a. D." uns verriethe, daß wir uns im Heiligen Reiche Deutscher Nation befinden. Für die Mängel der beiden langen Novellen entschädigt aber die dritte und kürzeste, die dem Bande seinen Namen gegeben, in vollem Maße. Eine sterbende alte Dame übergibt kurz vor ihrem Tode die Schilderung ihrer Jugendliebe der Verfasserin. Warum aber mit der ungeschickten und banalen Begründung: „Sie sind ja Schriftstellerin. . . . Sie können es auch veröffentlichen, wenn Sie wollen"? Gräßlich, diese Einleitung! Hat eine Sterbende, die so schwer an ihrem Schicksal trug, fünf Minuten vor dem großen Weg ins Jenseits noch den Ehrgeiz, ihre Geschichte gedruckt zu wissen? Aber diese Geschichte ist von einer solchen Ehrlichkeit, von einem so aparten Reiz, daß ich diese siebenundvierzig Seiten aus dem starken Bande losgelöst sehen möchte, damit sie nicht untergeht. Hier spricht ein junges keusches Mädchen von ihrer ersten und einzigen Liebe mit ergreifender Echtheit und Wahrhaftigkeit, kein Zug ist verfehlt, kein Wort stört den Zauber, den diese Mädchenseele ausströmt, und schlicht und rührend endet der Bericht, ausklingend in unendlichem Jammer. Es scheint doch, daß viele Feinheiten in der Mädchenseele selbst dem trefflichsten Frauenkenner unbekannt sind. Das weibliche Geschlecht ist eben eins der Ueberraschungen.

Ludwig Jacobowski.

Neue Dramen.

1. Roland's Schildknappen oder die Komödie vom Glück. Volksmärchen in drei Acten und einem Vorspiel. Von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz. 1896. 8. 1 M. 60 Pf.
2. Alt-Schottland. Drama. Von Gisela Grimm (geb. von Arnim). Zweite Auflage, mit Zueignung und Nachwort von Herman Grimm. Berlin, Wilhelm Hertz. 1896. Gr. 8. 2 M.
3. Der Zug nach Hause. Deutsche Komödie in fünf Acten. Von Norbert Götz. Plauen i. V., Selbstverlag. 1896. 8.

Paul Heyse's Dramen haben mit Ausnahme des einzigen „Hans Lange" das Misgeschick, auf den Bühnen kaum mehr als Achtungserfolge zu erringen. Auch dem uns vorliegenden Volksmärchen in drei Acten und einem Vorspiel: „Roland's Schildknappen oder die Komödie des Glückes" (Nr. 1), ist es nicht besser ergangen, hauptsächlich wol darum, weil Heyse den rechten volksthümlichen Ton nicht getroffen hat und auch des öftern das Volksthümliche mit dem Banalen verwechselt hat. Der tolle Humor des Volksmärchens ist ebenfalls Heyse's Sache nicht. Seine Späße haben viel Gequältes, und die Lebensweisheit, die er verzapft, verräth den feinsinnigen

Novellendichter nur an wenigen Stellen. Aus den auf dem Titelblatt angebrachten Zahlen 1865. 1895 darf man wol schließen, daß der Dichter hier eine ältere Arbeit wieder aufgenommen hat, ohne die fröhliche Stimmung des ersten Wurfes wieder zu erreichen. Die Moral des Stückes, das an dem sagenumwobenen Hofe Karl's des Großen spielt, der hier als ein gebrechlicher, nicht ernst zu nehmender Mummelgreis auftritt, und vier Schildknappen Roland's in eine wunderliche Handlung verwickelt, in der eine Tarnkappe, ein unerschöpflicher Geldbeutel und ein üppiges Tischlein deck dich gewichtige Rollen spielen, ist am Schlusse in den Worten Fortuna's deutlich ausgesprochen. Fortuna, die aus Groll gegen den ihre Huld stolz verschmähenden Hans Ohnesorg ihre Gaben an seine drei läppischen Spießgesellen vertheilt, muß erfahren, daß der Thor selbst mit ihrer Gunst nichts als Dummheiten ausrichtet, während ein tüchtiger Kerl auch ohne sie fertig wird. Nachdem sie den stolzen Hans weidlich gezwickt hat, ohne ihm je die gute Laune zu trüben, das treue Herz verwirren zu können, spricht sie zuletzt demüthig folgende Worte:

Beschämt muß ich gestehn zuletzt,
Daß ich für diesmal unterlegen.
Der meine Gunst gering geschätzt,
Kam doch ans Ziel auf eignen Wegen.
Denn wem Natur ein festes Herz verliehn
Und frischen Muth, sich Bahn zu schaffen,
An dem erlahmen meine Waffen,
Und endlich krönen muß ich ihn.
Wer aber träg' auf meine Treue baut,
Der über Nacht wird inne werden
Des Glückes Unbestand auf Erden;
Sein Jauchzen wandelt sich in Klagelaut.
So von der Wiege bis zum Grab
Treib' ich's, wie Gott der Herr mir Vollmacht gab.
Doch er, trotz meinen Ränken und Schwänken,
Wird alles nach seiner Weisheit lenken!

Ganz abgesehen davon, daß in diesen letzten beiden Versen die ganze Gewalt der Fortuna, an der wir uns das Stück hindurch erbauen sollten, einfach aufgehoben und klar ausgesprochen wird, daß Frau Fortuna eigentlich nichts zu sagen hat, ist das Ergebniß dieser Philosophie doch ziemlich mager und einer allgemeinen Tragweite bar. Man könnte Frau Fortuna auch daran gemahnen, was erst ein Mensch, der ihre Gunst genießt und nebenbei noch ein festes Herz und frischen Muth, sich Bahn zu schaffen, besitzt, alles leisten und gewinnen müßte, von der Erinnerung daran zu schweigen, daß gerade das Glück der Dummen sprichwörtlich geworden ist. Da aber die Wurmstichigkeit dieser Art Moral durch das ganze Stück hindurchleuchtet und des bengalischen Rothlichtes am Schlusse wahrlich nicht bedarf, wird man es begreifen, wenn das breit ausgesponnene Märchen kein tieferes Interesse erweckt, so anmuthig auch einzelne Scenen im Moment den harmlosen, am Scheine haftenden Zuschauer ansprechen mögen. Das Ganze ist ein hübscher Spaß in dramatischer Form, der in dem knappen Rahmen eines Fastnachtsspiels, wie sie Hans Sachs aus seinem wirklich naiv empfindenden Gemüthe heraus geschaffen hat, angenehm unterhalten würde, der sich aber in der Heyse'schen Behandlung durch seine anspruchsvollen Dimensionen um seine besten Wirkungen bringt. Ganz besonders aber scheint uns die Wirkung noch beeinträchtigt zu werden durch die parodistische Behandlung von Gestalten, welche im Gemüthe des Volkes als Recken einer alten, stolzen Zeit fortleben und von diesem Nimbus unsers Wissens erst durch die „Fliegenden Blätter" kecklich entkleidet worden sind. So muthet es uns wenig erfreulich an, Karl den Großen einen Gast aus England mit folgenden Worten begrüßen zu hören:

Wie? von so weit?
Ich grüßte Sie in Ihrer Sprache gern,
Doch sie zu lernen fehlte mir die Zeit.
How do you do — Goddam — All right!
Mehr weiß ich Englisch nicht zu sagen.

Derartige Zwangsmittel der Komik sind in einer Dichtung wenig angebracht, in der wenige Scenen darauf Karl der Große des treuen Roland mit folgenden Worten gedenkt:

Von allem Glück, das mir die Welt beneidet,
War, daß ich ihn zum Freund gewann,
Das köstlichste. Mit diesem Todten scheidet
Die letzte Lust an aller Zeitlichkeit,
Und diese Thränen, die ich nicht verhalte,
Sie sind wie meiner eigenen Gruft geweiht,
Drin ich lebend'gen Leibes nun erkalte!

Es heißt doch, den Zuschauer etwas viel zumuthen, erst an einem Karl in Schlafrock und Pantoffeln sich zu ergötzen und dann auf einmal die Gestalt in einem Abglanze ihrer historischen Größe auftauchen zu sehen. Was soll er nun ernst nehmen? Gewiß würde das Märchen vom Glück in einem weniger zum Widerspruch herausfordernden Rahmen, als ihn die Zeit Karl's des Großen abgibt, sinniger ausgefallen sein. Die Größe der Geschichte und eine tändelnde Märchenphantasie, aus deren Gebilden eine billige Lebensweisheit herausleuchtet, vertragen sich miteinander nicht. Von diesem Mißklange würde der Eindruck getrübt werden, selbst wenn, ihn hervorzurufen, höhere dichterische Reize vorhanden wären, als sie Paul Heyse in diesem Volksmärchen zu bieten hat.

Weit aus dem Gedankenkreise der hier besprochenen Dichtungen entführt uns das Drama „Alt-Schottland", von Gisela von Arnim (Nr. 2), das, bereits früher für Freunde der Verstorbenen veröffentlicht, nun in einer zweiten von Herman Grimm, dem Gatten der im April 1889 verstorbenen Dichterin, besorgten Auflage dem weitern Publikum zugänglich gemacht wird. Gisela von Arnim ist die Tochter Achim und Bettina's von Arnim, und was in ihrem eigenartigen Werke lebt, ist Geist von ihrem Geiste. In einer im Tone warmer, persönlicher Empfindungen gehaltenen Vorrede eröffnet uns der Herausgeber tiefe Einblicke in die Persönlichkeit der Dichterin und insbesondere in die Gedankenwelt der

vorliegenden Dichtung, die sich dem modernen Empfinden nicht so leicht erschließt. Die Kraft dieser Gedanken ist vielleicht im Augenblicke nicht mehr so rege, aber überwunden ist sie noch nicht und wird sie hoffentlich auch nicht werden, solange unter dem Drucke der herrschenden Geistesrichtung, die den Stoff, den Genuß, das Kapital verehrt, der Idealismus nicht ertödtet wird. Die Empfindungen, die in dem Drama „Alt-Schottland" sich ausleben, mögen sehr hoch gespannt sein, sie mögen angesichts der thatsächlichen Verhältnisse, unter denen sie sich regen, angesichts der entgegenstehenden mächtigen praktischen Kräfte von vornherein fast den Charakter verlorener Liebesmühe tragen, und dennoch wird nur der Kurzsichtige ihren wirklichen real-politischen Werth schlechthin, nur der rohe Anbeter des Erfolges ihren sittlichen Werth bestreiten wollen. Denn von welchen Nährsäften ist denn das Sehnen des deutschen Volkes so mächtig angeschwellt worden als von den triebkräftigen Idealen, die in einem kleinen Kreise vornehm Gesinnter trotz aller Widersprüche zu der trostlosen Wirklichkeit gehegt und gepflegt wurden? In dem Geist, aus dem dieses Werk geboren ward, liegt die Heimat der Gegenwart; der Hoffnung, die darin lebte, folgte die Erfüllung, nicht als Werk des launenhaften Zufalls, sondern als Erfolg der Treue und Beharrlichkeit, mit der sie behütet und großgezogen wurde, bis der Begeisterung die Flügel wuchsen, die sie zur That führten. „«Alt-Schottland» ist gegenüber dem Materialismus der Zeit geschrieben worden. Ein Traum über ein Volk, das nicht um Gold feil war." Mit diesen Worten leitete die Dichterin die Vorrede zu ihrem Werke ein; sie sind 1889 niedergeschrieben worden. Aber wenn uns Herman Grimm erzählt, seine Frau habe an dem Werke Jahrzehnte hindurch geschrieben, so ist es gewiß erlaubt, ja geboten, die Inspiration zu dem Werke zurückzudatiren bis vor die Deutschlands Geschick entscheidenden Jahre. Die Dichterin war Protestlerin gegen den Materialismus, als sie den ersten Gedanken zu diesem Drama erfaßte, sie blieb es, ja sie wurde es ohne Zweifel noch mehr, als sie die Jahre des Rausches durchlebte, die dem Erfolge als dunkle Schatten nachgingen. Alle diese Gedanken sind weder von der Dichterin noch von Herman Grimm direct ausgesprochen, aber sie ergeben sich zwanglos aus dem Werke, aus der Richtung, in der es entstand. Wenn nun Herman Grimm gar sagt: „Gisela war durchdrungen von der Herrlichkeit deutscher Vergangenheit und Zukunft, und die errungenen Siege der Gegenwart erfüllten ihre Seele", so ist das wol Beweises genug für unsere Auffassung. Die Dichterin erlebte das Aufsteigen eines neuen Reiches, aber sie schildert den Abglanz einer vergangenen Herrlichkeit. Was dem deutschen Volke gelang, blieb den Helden ihrer Dichtung versagt. In den Gedanken beider aber ist viel Verwandtes: die Liebe zur Heimat, die Anhänglichkeit an das angestammte Haus, das monarchistische Gefühl, das bis auf die Knochen geht. Aus diesem verwandten Geiste erfaßte die Dichterin den fern liegenden Stoff, fand sie die Kraft zu seiner poetischen Verklärung und sang das hohe Lied der Treue. Ein Lied ist denn auch dieses Drama, dessen Kern man nicht nahe kommen wird, will man es nach dem Maßstabe der Dramaturgie messen. Es ist überschäumendes Gefühl, dem enge Formen widerstreben, dem selbst Gesetze der innern Wahrscheinlichkeit zu leicht übersteigbaren Schranken werden. Die Dichterin lebte mit ihren Gestalten, sie liebte, die ihr nahe standen, und haßte, die jenen übel begegneten. Darum ist sie ungerecht, wie die Liebe, sie sieht die Personen nicht nach dem höhern Gesetze des Dichters, der über den Personen steht, sondern nach dem Gesetze ihrer Neigung. Hier gießt sie hellstes Licht aus, dort düstere Schatten, hier sieht sie Tugend, Treue, Begeisterung, dort Krämergeist, Heuchelei, Berechnung. Sie haßt die Engländer, wie sie der ihnen unterliegende Schotte haßte, sie liebt den Prinzen Charlie, den letzten Stuart, obwol sie sich wol nicht verhehlen konnte, daß der Nimbus des Märtyrers sein Haupt, seine Züge glänzender erscheinen ließ, als sie es waren. Dennoch hinderte sie die Begeisterung nicht, einzelne hervorragende Gestalten bis auf kleine individuelle Züge liebevoll auszuführen. Die große Zahl freilich der Gestalten — das Personenverzeichniß umfaßt weit über dreißig Namen — erschwert es dem Leser sehr, die Eindrücke festzuhalten. Am lebhaftesten prägt sich die Person des alten Lord Jacob ein; für diese Gestalt war der Dichterin ihr Vater Muster; auch Züge Jakob Grimm's webten sich mit hinein. Herman Grimm weist ausführlich auf diese Muster hin. Gerade hier entdeckt sich die Verwandtschaft der Dichtung mit deutschen Erinnerungen auf das deutlichste. In Lord Jacob ist die hohe Würde eines „abgeschlossenen, patriarchalisch organisirten Daseins" verkörpert. Nach oben auf das innigste mit dem Herrscherhause verbunden, mit dem er und seine Ahnen alle Wechsel des Schicksals getheilt haben, nach unten mit nicht weniger engen Banden, durch Liebe und Fürsorge, durch Dankbarkeit und aufopfernde Treue wechselseitig mit dem Volke verknüpft. Der Staat ist noch nicht das unfaßbare Wesen mit sorgsam abgezirkelten Pflichten und Rechten, noch nicht das Gebäude einer Theorie, er wird repräsentirt durch eine Familie mit einem Oberhaupt, das aber nicht eine Art landesväterlichen Absolutismus ausübt, sondern die Rechte der Person achtet, wie der Vater die des Kindes. Die Verwandtschaft dieser Verhältnisse mit den Wünschen gewisser Kreise von preußischen Edelleuten hat der Herausgeber sehr treffend charakterisirt. Der weisen, ruhigen Erfahrung und der gereiften satten Empfindung des Greises tritt die überquellende Begeisterung der Jugend in Lord Jacob's Tochter Ellinor außerordentlich wirkungsvoll gegenüber; die Seele Alt-Schottlands lebt in den Frauen fort. Ellinor ist die Heldin des Dramas, die Führerin der übrigens nicht immer wahrscheinlichen, auch nicht bühnenklar gesponnenen Intrigue. Daß die glühende

Begeisterung dieser Heldin, die tiefes Empfinden mit ausgelassener Laune, kecker Verschlagenheit und Schalkhaftigkeit verbindet, ein prächtiges Bild blühenden Lebens, mit ihr zu Grabe steigt, und nur noch in ihren Liedern, wie im Nachhall einer großen Zeit fortleben wird, ist eine der vielen Schönheiten der Dichtung, die dem liebevollen Leser sich enthüllen. Denn es ist eine Eigenthümlichkeit dieser Dichtung, daß sie eine nachhaltige Vertiefung erheischt, wie sie unsern mehr auf den Moment berechneten Kunstwerken kaum noch zutheil wird. Gewiß sind die Ansprüche, die Gisela von Arnim stellt, nicht gering. Sie schrieb in erster Reihe für sich, sie besaß wie ihr Vater „ein Genügen an der einsamen Arbeit für den eigenen Genuß", und dachte höchstens noch an ihre Freunde, die mit ihrem Denken und Empfinden, ihrer Ausdrucksweise vertraut waren. Hätte die Dichterin sich an weitere Kreise wenden wollen, so hätte sie an ihr Werk die Ansprüche stellen müssen, die jetzt die Mehrzahl der Leser erheben dürfte, die der klaren, leichtfaßlichen Sprache, der scharf umreißenden Charakteristik, der gedrungenen Gestaltung der Handlung, der Berücksichtigung der Gesetze der Dramaturgie. Wer mit diesem Schema in der Hand an das Drama „Alt-Schottland" herantritt, wird wenig Freude an ihm erleben, bis er erkennt, daß dieses Werk sein Gesetz in sich, in der Persönlichkeit der Dichterin hat und daß es, individuell, wie es geschaffen worden, auch aus dem Individuum heraus verstanden und genossen werden muß. Die Hoffnung des Herausgebers, daß „Alt-Schottland", „wenn es einmal in die rechten Hände kommt, zur Darstellung gelangen und dann erst seinem vollen Werthe nach erkannt werden wird", halten wir mit Rücksicht auf das Theaterpublikum und auf die praktischen Anforderungen der Bühne, die von dem sechzehn Druckbogen umfassenden Werke höchstens die Hälfte verwenden könnte, für optimistisch. Ja, wir fürchten, daß dabei die Hauptschönheiten der Dichtung zu Schaden kommen würden. Gerade die „zartern Regungen des hier sich entfaltenden Seelenlebens", die Herman Grimm dem Werke nachrühmt, würden auf der Bühne kaum zur Geltung kommen. Und noch eins! Das Werk ist in seiner künstlerischen Art durchaus das Werk eines lyrisch-musikalischen Geistes, es ist, wie wir schon einmal sagten, ein Lied, das Lied der Treue, der Heimatliebe, der Verehrung des Landesherrn. Den ersten Anstoß zu der Dichtung gaben vermuthlich Beethoven's „Schottische Lieder"; schottische Volkslieder und Klänge aus dem „Ossian" hallen durch das ganze Werk, und wie den Schauspieler, so fordert es den Sänger, den Componisten. Erst in dieser Gestalt könnte die volle Bedeutung der eigenartigen Dichtung auf der Bühne lebendig werden. Hätten wir in Deutschland eine Kunstbühne, die nicht im Dienste des Materialismus steht, dann dürfte „mit den rechten Händen" ein kühner Versuch gewagt werden; solange wir sie nicht besitzen, wäre es schon erfreulich genug, wenn die Dichtung „Alt-Schottland" recht viele empfängliche und sich hingebende Leser fände. Dazu anzuregen, das war die Aufgabe dieser Zeilen, die mehr in das Werk einführen, als eine nach irgendeiner Richtung erschöpfende Würdigung im bejahenden und verneinenden Sinne darstellen sollen.

Es ist beinahe ein Frevel, in der Reihe der eben besprochenen Dramen eines Werkes Erwähnung zu thun, dem gegenüber wir einfach erklären müssen: Herr, dunkel ist der Rede Sinn. Das Stück betitelt sich „Der Zug nach Hause", deutsche Komödie in fünf Acten, als Verfasser zeichnet ein Norbert Götz (Nr. 3), nach Ausweis einer Note wohnhaft in Haselbrunn bei Plauen i. V. Da wir das Stück nicht verstanden haben, können wir das Urtheil des Verfassers über sein Opus — er nennt es „eine der schönsten und eigenartigsten Komödien unserer Sprache" — auf seine Berechtigung hin nicht prüfen. Wie schalkhaft der Verfasser ist, lehrt eine Anmerkung am Schlusse des Buches. Sie lautet: „Hier will ich zunächst die Gründe verschweigen, welche mich bewogen, das Vorwort wegzulassen, und sodann einige nicht für jeden Leser überflüssige Anmerkungen bringen." Eine dieser Anmerkungen besagt, daß das die Scene beherrschende Versmaß unterbrochen werde, zur Charakterisirung der Ankunft einer Person. „Darum sind auch die hervorgehobenen Worte keck in den gleichmäßig ziehenden Redefluß zu werfen. Es entsteht ein Wirbel, aber die nachdrängenden Massen glätten ihn wieder." Kann man sich hierbei noch etwas denken, so stehen wir folgender Anmerkung völlig rathlos gegenüber: „Hier haben die Unterbrechungen einen andern Grund . . . das junge Paar weiß überhaupt nicht, daß es spricht. Ebenso erfolgen einige Aeußerungen nach dem großen Vortrage der Tante Seite 66 ohne Willen der Sprechenden." Jedenfalls ist der Wunsch des Verfassers, der erklärt, er habe sich das Schreiben erschwert, „möchte ich dadurch dem Sprecher den Vortrag, dem Hörer das Verständniß erleichtert haben", an dem Schreiber dieser Zeilen nicht in Erfüllung gegangen.

Leonhard Lier.

Feuilleton.

Auch die Geschichte des deutschen Buchhandels theilt die allgemeine Signatur der historischen Forschung unserer Zeit, das Versenken und Aufgehen in der Detailarbeit. Immer ausschließlicher finden wir in den letzten Bänden des verdienstvollen „Archivs für Geschichte des Deutschen Buchhandels" Untersuchungen, die sich mit einem eng begrenzten Ausschnitt aus der Vergangenheit des Deutschen Buchhandels befassen; jene Aufsätze, die den allgemeinen Zusammenhängen zwischen Buchhandel und Cultur-

entwickelung nachgehen, werden immer seltener. Besonders gepflegt wird neuerdings die buchhändlerische Territorial- und Localgeschichte. Auch der vorliegende Band des „Archivs für Geschichte des Deutschen Buchhandels. Herausgegeben von der Historischen Commission des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. XVIII. A. u. d. T.: Publicationen des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. Neue Folge“ (Leipzig, Verlag des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler, 1896) erhält durch derartige Arbeiten sein bestimmendes Gepräge; in ihm nimmt Ostpreußen entschieden den ersten Platz ein. Lohmeyer behandelt Buchdruck und Buchhandel in Preußen im 16. Jahrhundert. Auch hier tritt die enge Verbindung einerseits zwischen Buchhandel und Reformation, andererseits zwischen Buchhandel und Universität zu Tage: die Reformation veranlaßt das Aufblühen von Buchdruck und Buchhandel in Königsberg, die Universität gewinnt den maßgebenden Einfluß darauf, welche Schriften gedruckt und vertrieben werden. In eine etwas spätere Zeit führt eine Arbeit Dreher's, die die Buchhändlergeschichte Königsbergs im 18. Jahrhundert zum Gegenstande hat. Die geschäftlichen Verhältnisse lagen damals für den Buchhandel nicht günstig; eine übermäßige Concurrenz führte dazu, daß die alten Firmen nach und nach abstarben. Dagegen gelang es dem von Eckart 1722 neu begründeten Geschäft, erfreulichen Aufschwung zu nehmen; aus ihm ging durch Verkauf die berühmte Hartung'sche Buchhandlung hervor, in die auch andere Unternehmungen, vor allem die Kanter'sche, einmündeten. Durch Hartung und Kanter erreichte die königsberger Verlagsthätigkeit einen sehr bedeutenden Umfang. Es ist die buchhändlerische Blüte Königsbergs; schon gegen das Ende des 18. Jahrhunderts setzt hier der Verfall ein. — Wenn diese größern beiden Abhandlungen über den Buchhandel Preußens immerhin noch ein weiter gehendes Interesse darbieten, so wenden sich die kleinern Beiträge des Bandes so gut wie ausschließlich an den Fachmann, bringen Detailstudien, die den Laien wenig zu fesseln vermögen — womit natürlich ihr sachlicher Werth in keiner Weise angetastet werden soll. Wie immer in dieser Zeitschrift, hat Albrecht Kirchhoff, einer der besten Kenner der Geschichte des Buchhandels, eine Reihe von Mittheilungen beigesteuert. Ein von ihm publicirter Verlagscontract aus dem Jahre 1604 ist dadurch nicht ohne Werth, daß er bereits eine Art von Gewinnbetheiligung des Autors am Geschäft zeigt. Auf Grund archivalischen Materials schildert Kirchhoff den Verfall der Firma Joachim Wilde in Rostock: die Ursachen des Niedergangs waren insbesondere obrigkeitliche Misbräuche und Privilegienunwesen. Seltsam ist das Auskunftsmittel, mit dem sich in weit späterer Zeit ein Verleger zu helfen suchte: um für sein Geschäft einen möglichst hohen Preis zu erzielen, außerdem um es vor Zerstückelung zu bewahren, kam Friedrich Weygand in Leipzig im Anfang dieses Jahrhunderts auf den Gedanken, seine Verlagsbuchhandlung durch eine Lotterie, bei der die einzelnen Lose nur 12 Thaler kosten sollten, öffentlich auszuspielen; aber trotzdem es nach mancherlei Verhandlungen endlich glückte, die Genehmigung zu dieser Lotterie zu erhalten, gelangte der Plan schließlich doch nicht zur Ausführung. Weiter macht Kirchhoff Mittheilungen über die Thätigkeit der leipziger Buchhandlungsdeputirten um das Jahr 1811; schon lassen sich die Bestrebungen erkennen, für den Buchhandel, der bisher jedermann zugänglich gewesen war, den Concessionszwang einzuführen. Daß Buchhändler und Gelehrte oft auf gespanntem Fuße standen, ist eine bekannte Thatsache: ein neues Zeugniß hierfür bringt Alberti bei in dem sehr kräftigen Urtheil eines Anonymus über die Buchhändler aus dem Jahre 1781: nach dessen Meinung ist „unter allen Buchhändlern von Deutschland nicht ein einziger, der, wie man zu reden pflegt, einen redlichen Blutstropfen gegen die Gelehrten in sich hätte“. Buchwald publicirt Rechnungen über die Bücherbezüge der kurfürstlichen Bibliothek und Georg Spalatin's in Wittenberg in den Jahren 1512 und 1513; diese Bezüge erreichen die Höhe von 202 Gulden. Roth endlich gibt eine Uebersicht über die Verlagsthätigkeit des Johann Haselberg von Reichenau 1515—1538. Mit Freude lesen wir in der Vorrede zu diesem Bande des „Archivs“, daß die Historische Commission des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler sich entschlossen hat, die bewährte Zeitschrift weiter erscheinen zu lassen.

— Von Woerl's Reisehandbüchern, auf die wir neulich unsere Leser aufmerksam gemacht haben, sind neu erschienen die Führer durch Mannheim, Stuttgart, Nürnberg, Wien, Berlin und durch das Rheinthal (Würzburg und Leipzig, Woerl's Reisebücherverlag).

— Von dem neuen „Bürgerlichen Gesetzbuch“ sind eine große Zahl von Ausgaben erschienen. Wir empfehlen die bei Ferd. Dümmler in Berlin zum Preise von 2 M. 20 Pf. erschienene Ausgabe mit Sachregister und die in der „Bibliothek der Gesammtliteratur“ bei O. Hendel in Halle erschienene Textausgabe nebst Register (Preis 1 M. 25 Pf.).

— Von den von Karl Henckell herausgegebenen „Sonnenblumen“ (jährlich 24 Nummern, die einzelne Nummer 10 Pf.) sind in der letzten Zeit Nr. 12—17 erschienen. Wie bei uns so scheint auch an vielen andern Stellen Henckell's originelle Idee vielen Beifall gefunden zu haben. Die neuesten „Sonnenblumen“ enthalten in hübscher Ausstattung die Bilder von Uhland, Hamerling, Saar, Freiligrath, Leuthold und Schönaich-Carolath nebst einigen ihrer besten Gedichte und einen kurzen Lebensabriß der Dichter. (Karl Henckell, Verlag der Fliegenden Schriften in Zürich.)

Bibliographie.

Deschamps, G., La Vie et les Livres. Paris, Armand Colin u. Comp. Gr. 8. 3 fr. 50 c.

Gilly, A., Fesseln. Roman. Zwei Bände. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 6 M.

Grotthuß, Elisabeth, Baronin v., Die kleine Samariterin. Erzählung, mit: „Mir fehlt der Sohn!“ Novelle. Augsburg, B. Schmid'sche Verlagsbuchhandlung. 8. 2 M. 40 Pf.

Hart, H., Das Lied der Menschheit. III. Band: Mose. Großenhain, Baumert u. Ronge. Gr. 8. 2 M.

Huxley, Th. H., Ueber unsere Kenntniß von den Ursachen der Erscheinungen in der organischen Natur. Zweite Auflage. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 2 M.

Illustrirte Klassiker-Ausgaben Minerva. Klassische Meisterwerke, Lieferung 1—18. Schiller's sämmtliche Werke, Lieferung 1—11. Leipzig, Verlag der Literaturwerke Minerva. Gr. 8. Jede Lieferung 15 Pf.

Itzerott, Elisabeth, Gedichte. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8.

Jugend-Gartenlaube. Band IX. Nürnberg, Verlag der Jugend-Gartenlaube. Gr. 8. Geb. 2 M. 50 Pf.

Ludwig, H., Hans Katzianer, der Türkenheld. Innsbruck, Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung. Gr. 8.

Müller, H. P. N., Land und Leute zwischen Zambesi und Limpopo. Gießen, Emil Roth. Gr. 8. 6 M.

Nover, J., Deutsche Sagen. Erster und zweiter Band. Gießen, Emil Roth. Gr. 8. Jeder Band 2 M. 50 Pf.

Prinz von Buchan, H., Freiherr, Rothkäppchen. Erzählung. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 2 M.

Rau, A., Empfinden und Denken. Eine physiologische Untersuchung über die Natur des menschlichen Verstandes. Gießen, Emil Roth. Gr. 8. 8 M.

Schanz, Frieda, Die Alte. Erzählung. Berlin, Richard Eckstein Nachf. (H. Krüger). Schmal 8. 1 M.

Sperling, A., Medicinische Streiflichter. Berlin, Verein der Bücherfreunde, Schall u. Grund. 8. 3 M.

Tscheuschner, K., Ins Wasser. Novellen. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 2 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 37. — 10. September 1896.

Die Phantasie im Rechte.

Wir sind gewohnt, die Phantasie als ästhetisch schöpferische Einbildungskraft in einen Gegensatz zum logisch-wissenschaftlichen Denkproceß zu stellen und ihr nur das Gebiet künstlerischen Schaffens als Herrschaftsbereich einzuräumen:

Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleidige,

so bringt Goethe in seinem überquellenden Hymnus „An meine Göttin", die Phantasie, den Gegensatz drastisch zum Ausdrucke. Doch ist diese Auffassung nur bei einer ungebührlich engen Fassung des Begriffes „Phantasie" aufrecht zu erhalten. Kann Phantasie im weitern Sinne auch die Form der Einbildungskraft bedeuten, welche Thatsachen der sinnlichen Erfahrung combinirt und durch ihre Verbindung neue und originale Vorstellungsgebiete schafft, so ist ihr doch der Zugang zu den ernsten Quellen der Wissenschaft nicht verschlossen. In letzter Linie entspringt sogar aller wissenschaftliche Fortschritt der Phantasie; denn Synthese und Hypothese, welche der fortschreitenden Erkenntniß den Weg bahnen, beruhen nicht allein auf dem festgefugten Aufbau logischer Schlüsse, erfordern vielmehr eine stets bereite Beweglichkeit der Einbildungskraft, um die Fülle der Einzelerfahrungen zu dem gerade vorliegenden Problem in Beziehung zu setzen, das äußerlich Getrennte innerlich zusammenzufassen und so in der Erscheinungen Flucht das Typische und Gesetzmäßige nachzuweisen oder auch nur vorzuahnen.

Und wenn diese wissenschaftliche Phantasie, die Helmholtz einmal treffend als „künstlerische Induction" bezeichnet hat, von dem Streben nach unbedingter Wahrheit umschränkt, gezügelt und in ständiger Aufsicht gehalten wird, so bildet sie deshalb noch keinen Gegensatz zur künstlerischen; denn mag diese noch so hoch über dem Gemeinen und Alltäglichen ihren Idealen nachjagen, Wahrheit und Wirklichkeit darf auch sie nicht aus dem Auge verlieren, wenn anders sie nicht die gefährliche Grenzlinie überschreiten will, hinter der die unfruchtbare Oede leerer Phantasterei beginnt.

So ist denn auch die wissenschaftliche Erforschung des Rechtes auf die fördernde Kraft der Phantasie angewiesen. Ueberall, wo die Rechtswissenschaft den Boden analysirender Dogmatik verläßt, wo sie die Wurzeln des Rechts und Rechtsgefühles aufsucht, seinen Entwickelungsgang von den Urformen des gesellschaftlichen Lebens an bis zur heutigen Culturepoche verfolgt und den Gesetzen dieser Entwickelung nachspürt, wo sie den Geist eines einzelnen Rechtes aus dem Charakter eines bestimmten Volkes, einer bestimmten Zeit und einer bestimmten Wirthschaftslage erfassen will, da bedarf es combinirender Instincte und eines Divinationsvermögens, welches, wie Ihering einmal sagt, mit Hülfe der Phantasie die Vergangenheit im Geiste heraufbeschwört und ihr die Antwort auf Fragen entlockt, wo die geschichtliche Ueberlieferung versagt. Gerade Ihering hat in seinem „Geist des römischen Rechts" das glänzendste Beispiel eines durch geistvoll combinirende Phantasie erreichten Fortschrittes in der Erkenntniß des römischen Rechtes gegeben.

Aber auch Gesetzgeber und Richter können bei Schaffung und Anwendung des Rechts eines gewissen Maßes phantasievoller Einbildungskraft nicht entrathen. Je lebendiger die Vorstellung des Gesetzgebers von den wirklichen Bedürfnissen der Volksgemeinschaft und von der Bedeutung der zu normirenden Lebensverhältnisse ist, je sicherer er mit vorausschauendem Blicke die möglichen Einflüsse und Wechselwirkungen der geplanten Bestimmungen zusammenfaßt und übersieht, um so vollkommener wird sein Werk sein, um so wirksamer wird der Gefahr jener maschinenmäßigen Gesetzmacherei vorgebeugt werden, mittels deren jeder Niederschlag der Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen, jedes begehrliche Interesse ein-

zelner Stände auf mechanischem Wege zu fertigen Paragraphen verarbeitet wird. Und will der Richter nicht in todte Buchstabenjurisprudenz versinken, will er die Entscheidung des Einzelfalles mit dem allgemeinen Rechtsbewußtsein in Einklang bringen, so muß ihn eine lebhafte Vorstellungskraft in den Stand setzen, die Individualität der Parteien, die Eigenart ihrer gegenseitigen Beziehungen und die Einflüsse der in ihren Lebenskreisen herrschenden Anschauungen gerecht zu würdigen.

Leistet so die Phantasie bei der Erkenntniß, Schaffung und Anwendung des Rechts dem Forscher, Gesetzgeber und Richter unschätzbare Dienste, so ist doch eine ganz andere Frage die, ob das Recht als solches, als die die Idee des Gerechten verwirklichende Culturerscheinung gedacht, Elemente in sich birgt, welche auf die menschliche Phantasie als Urquell zurückleiten. Von diesem Gesichtspunkte aus hat Heinrich Dernburg in dem Vortrage „Die Phantasie im Rechte" *), den er im März 1894 vor der Juristischen Gesellschaft in Wien gehalten, das Problem behandelt.

Die Schrift ist ein vortreffliches Exempel auf die Lehre Mephisto's, daß sich mit Worten ein System bereiten lasse. Wenn man mit Dernburg im Anschlusse an Frohschammer's „Phantasie als Grundprincip des Weltprocesses" die Phantasie als „unbewußt schaffende Kraft", als „die ursprüngliche Quelle im Gegensatze zur deductiven verstandesmäßigen Berechnung", als die Schöpferin nicht blos des Schönen, sondern auch des Guten auffaßt, so ist es verhältnißmäßig leicht, die Behauptung aufzustellen, „daß die Phantasie letztlich der Grund alles Rechtes und das belebende Element ist, durch welches es besteht".

Man mag diese Ansicht, welche die Entstehung des Rechts ins Unbewußte, in das stille Fortwirken der Idee des Gerechten zurückverlegt, grundsätzlich bekämpfen, man mag die ganze Idee des Gerechten aus dem Culturprocesse der Weltgeschichte streichen und sie durch den greifbarern Mechanismus wirthschaftlicher Zweckbeziehungen ersetzen, die Dernburg'sche Formulirung als solche bleibt unangreifbar, eben weil er für den Begriff des Unbewußten einfach den der Phantasie einsetzt. Es ist das eine farblose Abstraction der immer noch concretern Auffassung vom rechtserzeugenden Volksgeiste, an den Savigny und seine Nachfolger von der Historischen Schule angeknüpft hatten. Diese Grundlegung war fruchtbar und folgenreich, insofern sie auf die historische Bedingtheit alter Rechtsentwickelung hinleitete und die von den Naturrechtlern übersehene Gebundenheit des Rechts an die Eigenart bestimmter Völker und Culturepochen zur Geltung brachte.

Heinrich Dernburg selbst aber weiß mit seinem Axiom von der Phantasie als dem Urelement des Rechts wenig anzufangen. Er begnügt sich mit dem Satze, daß das dem Verstande unergründliche Geheimniß der Individualität eines Volkes das entscheidende Moment für Sitte und Recht berge und den großen Rechtsinstitutionen, der Ehe und väterlichen Gewalt, dem Eigenthum, dem Strafrecht und Königthum, ihre besondere Gestalt und Färbung verliehen habe. Dann springt die Erörterung ohne weiteres in einen ganz andern Gedankenkreis über. Es wird dargelegt, daß die menschliche Phantasie, diesmal aber wieder als reine Einbildungskraft gefaßt, die Autorität des Rechtes wesentlich gestärkt und gefestigt habe. Ein unzweifelhaft richtiger Satz: Indem nämlich das Althergebrachte, von Generation zu Generation Ueberlieferte der menschlichen Einbildungskraft den Eindruck des Kräftigen und Unzerstörlichen, damit aber auch zugleich des Nothwendigen und Verbindlichen erregt, erhebt sie die von alters her bestehenden Gewohnheiten und Gebräuche zu zwingenden Rechtsvorschriften.

Und wenn die Gesetzgeber der alten Zeit ihre Satzungen unmittelbar auf den göttlichen Willen zurückführten, so wandten sie sich damit an die Phantasie ihres Volkes, welche durch die lebendige Vorstellung des Einwirkens einer überirdischen Macht auf die irdischen Dinge die Heilighaltung der erlassenen Normen sicherte.

Es leuchtet aber sofort ein, daß hier von einer in der Idee des Rechtes selbst wirksamen Triebkraft der Phantasie nicht die Rede sein kann. Hier ist es die Idee des Rechtes als einer realen Zwangsmacht, zu deren Entwickelung und Befestigung die menschliche Phantasie wesentlich beigetragen hat. Dernburg hätte vielleicht den Zusammenhang mit seinem Ausgangspunkte durch die Darlegung suchen und finden können, daß die Idee des Zwanges der des Rechtes innewohne. Wie aber fährt er in der Begründung seiner Aufstellungen fort?

Er weist darauf hin, daß es vor allem der römische Staat gewesen sei, der als solcher mit seiner gewaltigen Kraft sich die Gemüther der Bürger und der Fremden unterworfen und seinen Gesetzen eine fast unzerstörbare Dauer gegeben habe. Dann sagt er weiter:

> An der Pforte des römischen Weltreiches steht die Gesetzgebung der Zwölf Tafeln. Welche Anschaulichkeit und Plastik! Wie fallen die Worte in Gehör und Sinn! Wie groß gedacht, fast phantastisch ist die Selbstherrlichkeit des Einzelnen bei Verfügungen von Todes wegen und unter Lebenden u. s. w.!
>
> Die Formen, unter welchen sich in Rom die juristischen Handlungen noch lange nach der Zwölftafelzeit vollzogen, waren alle dramatisch, voll Sinnlichkeit und Phantasie!

Offenbar wieder ein Gedankensprung; hier handelt es sich nicht mehr um die Idee des Rechtes selbst, auch nicht um die Idee des Rechtes als autoritativer Zwangsmacht, sondern um die Ausprägung des Rechtsinhaltes im Rechtsverkehr. An dieses Thema, das Dernburg zunächst für das römische Recht angeschlagen, knüpft der Haupttheil der vorliegenden Schrift an, der sich mit den Entwickelungen Deutschlands befaßt, die Stellung und Bedeutung der Phantasie im alten und heutigen Recht untersucht und die poesievolle Romantik der Jugendzeit unsers Rechtes den nüchternen und geschäftsmäßigen For-

*) Die Phantasie im Rechte. Vortrag. Von Dr. Heinrich Dernburg. Zweite Auflage. Berlin, H. W. Müller. 1896. Gr. 8. 1 M.

men des modernen Rechtslebens mit sehnsüchtigem Rückblick in die Vergangenheit gegenüberstellt.

Ihering hat einmal geistvoll bemerkt, daß das Recht heutzutage seine Einwirkung auf dynamischem Wege ausübe, in seiner Jugendzeit aber auf mechanischem, durch sichtbare Vorrichtungen und Operationen ausgeübt habe. Jugendliche Völker bilden keine abstracten Rechtsbegriffe aus und kennen kein fest gegliedertes System von Formeln und Regeln. Bewußter Wille und überlegtes Schaffen haben den breiten Raum noch nicht gewonnen, wie in den Gesetzgebungswerken späterer Zeiten. Wie alle Vorstellungen noch an das sinnlich Faßbare anknüpfen, so wird auch die Erkenntniß und das Verständniß dessen, was Recht sein soll, durch Anlehnung an entsprechende Vorgänge in Leben und Natur, mit andern Worten durch das Symbol vermittelt. Hier bietet sich nun naturgemäß der Phantasie eines Volkes Spielraum zu allerfreiester Entfaltung. Das poetische Element bricht in den äußern Formen der Satzungen durch. Das unabänderliche Maß und die mechanische Zahl werden vermieden; Hahnenflug, Katzensprung und Steinwurf bestimmen die Grenze des zugewiesenen Landes. Erb- und Handlungsfähigkeit werden an bestimmte körperliche Merkmale und Kraftäußerungen geknüpft. Erde und Kraut, Feuer und Wasser, Schild und Kleid, Ring und Schlüssel haben als Rechtssymbole ihre „dunkle, heilige und historische Bedeutung" beim Abschlusse von Rechtsgeschäften. Frömmigkeit und Ehrlichkeit durchdringen die Gesammtheit der Rechtsbräuche, und auch der Humor hat „in den gemüthlichen, bedächtigen und in vergnüglichen Bestimmungen" (Jakob Grimm) seine Stätte gefunden. Jakob Grimm's Arbeit über „Die Poesie im Rechte" und Gierke's „Humor im Rechte" zeigen, mit welch verschwenderischer Fülle von Phantasie das deutsche Volk sein Rechtsleben zu verklären verstanden hat. Das römische Recht neigte von vornherein einer individualistischen Entwickelung zu, welche den Einzelnen innerhalb der ihm zugewiesenen Rechtssphäre die vollste Freiheit gewährleistete und den Satz „neminem laede" zur Richtschnur des rechtlichen Verhaltens machte. Hier, wo die eigennützige Berechnung das Wort führte, verblaßten die phantasievollen und dramatisch lebendigen Rechtsformen der Urzeit sehr rasch, um jener krystallklaren Begriffsausbildung und jener wunderbaren wissenschaftlichen Systematik der Privatrechte Platz zu machen, welche vorbildlich für alle Zeiten geworden ist. Im deutschen Recht dagegen, in welchem von Anfang an der sociale Verband, die Genossenschaft, eine größere Rolle spielte, Pietät und Gemeinsinn der Souveränetät des Einzelnen die Wage hielten, entwickelte und erhielt sich die Poesie des altnationalen Rechts, bis mit den eindringenden Tendenzen der Geldwirthschaft der Boden für die Reception des römischen Verkehrsrechtes geebnet war.

Wahr ist es, daß seitdem die Phantasie aus dem Rechtsleben der Nation entschwunden ist. Der Verkehr bewegt sich in trockenen Formen und Formeln. Das Symbol ist dem farblosen Worte oder dem starren Buchstaben gewichen. Klagerhebung, Beweisverfahren und Urtheilsverkündung sind ihres feierlichen Gewandes beraubt und in das nüchterne Alltagskleid des Geschäftsverkehres gehüllt worden. Der Richter findet nicht mehr das Recht des Einzelfalles unter freier Würdigung althergebrachter Gebräuche und Sitten, sondern vollzieht, den erwiesenen Sachverhalt der Norm des Gesetzes unterordnend, eine abstract logische Operation. Das alles mag einen wehmüthigen Rückblick in die gute alte Zeit rechtfertigen. Ob aber die Sehnsucht nach einer Wiederbelebung abgestorbener Rechtsformen am Platze ist, läßt sich füglich bezweifeln. Lobredner der Vergangenheit übersehen nur zu oft, daß jede Zeit auch die Fehler ihrer Vorzüge hat, und daß Vernunft Unsinn, Wohlthat Plage werden kann. Was soll man dazu sagen, wenn Dernburg mit unverkennbarem Bedauern ausführt, daß das deutsche Leben von dem Ungefähr beim Zumessen der Grundstücke, wie es sich im alten deutschen Rechte gefunden, seit langer Zeit nichts mehr wisse? Man denke sich dies „Ungefähr" nur einmal auf berliner Verhältnisse angewandt! Soll man es weiter wirklich als einen Verrath an der Volksphantasie beklagen, daß das Gesetz der Münzeinheit zu Liebe dem Silberthaler den Krieg erklärt, um des großen weltumspannenden Verkehrs willen die alten Raumbezeichnungen Fuß, Ruthe und Morgen durch die uniformirenden Maße des Meter, Ar und Hektar ersetzt habe? Uebersieht denn Dernburg, daß die einfachen und harmlosen Zeiten der Naturalwirthschaft mit ihrem behaglichen Tauschverkehr von Hof zu Hofe oder höchstens von Dorf zu Stadt, unwiederbringlich dahin sind, daß wir in einer Zeit gewaltig entwickelten, die Schranken des Nationalen durchbrechenden Verkehrs von Land zu Lande, von Welttheil zu Welttheil leben? Uebersieht er, daß die Schranken, welche die ständisch gegliederte Gesellschaft des Mittelalters den Lebenssphären der verschiedenen Volksschichten gezogen hatten, gefallen sind, daß eine unerhörte Fülle widerstreitender und sich kreuzender Interessen unter Anspannung aller Kräfte und unter Ausnutzung jeder Gunst des Augenblicks nach Anerkennung und Bethätigung ringt? Nicht die Doctoren des 16. Jahrhunderts, auch nicht die modernen Gesetzgeber haben, wie Dernburg meint, destructiv gewirkt; die allmächtige Zeit hat in der Flut der Entwickelung hinweggeschwemmt, was nicht mehr lebensfähig und daseinsberechtigt war. In einigen Punkten freilich ist Dernburg durchaus zuzustimmen. Mit Recht hebt er hervor, daß die weite Ausspannung der Strafthatbestände auf Handlungen, welche das Volksgewissen als unehrenhafte nicht empfindet, und die täglich wachsende Massenhaftigkeit der Strafgesetze selbst das Vertrauen zur Strafrechtspflege und die Wirksamkeit der Strafe in Frage zu stellen geeignet ist. Hängen freilich diese Punkte nur lose mit dem eigentlichen Thema des Vortrages zusammen, so ist dagegen anzuerkennen, daß der von Dernburg

hervorgehobene durchaus unwürdige Zustand der meisten unserer Gerichtsgebäude den Vorstellungen des Publikums von der achtunggebietenden Hoheit der Justiz geradezu ins Gesicht schlägt. Das bekannte Wort „inter arma silent leges" ließe sich im Hinblick auf den ursächlichen Zusammenhang dieses wunden Punktes mit dem Militärbudget auch hier anwenden.

Der Dernburg'sche Vortrag hat bekanntlich peinliches Aufsehen erregt. Er wurde in Wien zu einer Zeit gehalten, als im ungarischen Parlament der kirchenpolitische Kampf um die Civilehe die Parteileidenschaften aufs höchste erregt hatte. Dernburg hatte nun den in nüchternen und geschäftsmäßigen Formen sich vollziehenden Act der bürgerlichen Eheschließung als Beispiel der gemüth- und phantasielosen Richtung des modernen Rechtslebens behandelt, die kirchliche Weihe der Lebensgemeinschaft zwischen Mann und Weib als die am tiefsten auf das Gemüth der Verlobten einwirkende Form des Abschlusses der Ehe befürwortet und dementsprechend die sogenannte Wahlcivilehe vertheidigt. Die öffentliche Meinung fand darin eine bedauerliche politische Demonstration, zu der sich der „ausländische Professor" aus Mangel an politischem Taktgefühl hergegeben habe. Gegen diese Auffassung wendet sich ein Nachwort, das Dernburg der zweiten Auflage seiner Schrift beigefügt hat. Er betont darin, daß er sich nicht vor einer Volksversammlung, sondern inmitten einer Gesellschaft von Juristen, als Mann der Wissenschaft über wissenschaftliche Angelegenheiten ausgesprochen habe. Man kann, wie der Referent, den Dernburg'schen Standpunkt grundsätzlich verwerfen; aber es ist nicht abzusehen, weshalb Dernburg die wissenschaftliche Erörterung einer Frage, die unzweifelhaft in den Zusammenhang des von ihm gewählten Themas gehörte, mit Rücksicht auf das politische Interesse des Tages hätte ausschließen sollen. Die öffentliche Meinung und die Presse sollten sich stets gegenwärtig halten, daß das Goethe'sche Wort, der Dichter sei dem Geier gleich, der mit freiem Bicke über den Ländern schwebe, auch für den Mann der Wissenschäft Geltung beanspruchen kann.

A. Wierusƶowski.

Zur neuesten Geschichte.

Am 17. November 1893 starb zu Graz Alexander Graf Hartenau, oder, wie er trotz des geänderten Namens der Mit- und Nachwelt unvergeßlich bleiben wird: Fürst Alexander I. von Bulgarien. Sein rasches Ende, das ihn aus dem Anfang einer neuen verheißungsvollen Laufbahn, aus einem glücklichen Familienleben, aus den besten Mannesjahren hinwegriß (geb. 5. April 1857), erschien mit Recht allen als tragisch. Dabei lebte frisch wieder auf die Erinnerung an den 8./9. August 1886, an die Nacht, in der man den Vereiniger von Nord- und Südbulgarien, den Besieger der Serben bei Slivnica verrätherischerweise zur Abdankung gezwungen und durch eine niederträchtige That russische Politik besorgt hatte. Die allgemeine und herzliche Theilnahme, die dem Verschiedenen und seinen Hinterlassenen bezeugt wurde, hatte darum auch vielfach einen antirussischen Beigeschmack. Daß Zar Alexander III. und mehrere Großfürsten der Mutter des Dahingegangenen Condolationstelegramme schickten, wurde von Eingeweihten mit derselben Augurenfreudigkeit zur Kenntniß genommen, wie die plötzlichen Schmerzensausbrüche gewisser bulgarischer Zeitungen und die Erschütterungsanwandlungen gewisser bulgarischer Staatsmänner. Bulgarische Erde deckte dann das Herz, das für Bulgarien mit dem ihm eigenen vertrauensseligen Idealismus geschlagen hatte, und die bulgarische Volksvertretung besann sich auf die schier unglaubliche Thatsache, daß der Verstorbene in seiner fürstlichen Stellung absolut keine Schätze gesammelt hatte; sie fand es darum anständig, für die Witwe und Kinder ein Uebriges zu thun, und setzte ein Jahrgeld von 40000 Francs aus. Uebrigens freute man sich dabei des taktvollen Benehmens, das Fürst Ferdinand von Bulgarien in dieser ganzen, für ihn immerhin heikeln Angelegenheit bewies.

Den Manen dieses deutschen Edelmannes von echtestem Schrot und Korn hat schon dessen Seelsorger Adolf Koch, außer in einem kurzen, aphoristisch gehaltenen Nachruf in Velhagen u. Klasing's „Monatsheften" (Februarheft 1894), eine umfänglichere Schrift gewidmet, neuerdings auch der Director des Preßbureaus in dem Cabinet des Fürsten und spätere Privatsecretär Dr. A. F. Golowine, sofern wir sehen können ursprünglich Russe und nach Beendigung des russo-türkischen Krieges dem Verweser von Bulgarien, dem Fürsten Dondukoff-Korsakoff, für die innern Verwaltungsangelegenheiten zugetheilt. Er ist dann aber, angezogen von des Fürsten Persönlichkeit, in dessen Dienst getreten, und das vorliegende Buch soll ein Denkmal der Treue für seinen frühern Herrn sein.*) Es hat von vornherein den Vorzug, daß es die Verhältnisse auseinandersetzt, wie sie sich vor der Wahl und Ankunft des Fürsten Alexander in Bulgarien gestaltet hatten. Wenn man davon Kenntniß genommen, begreift man recht wohl das bekannte Witzwort, mit dem der in die orientalische Lage gerade damals völlig eingeweihte alte Reichskanzler den Prinzen entließ, daß es 'mal eine schöne Erinnerung für ihn sein werde. Die Sache war eigentlich von vornherein verpfuscht, und Unehrlichkeit und Böswilligkeit vereitelten jeden

*) Fürst Alexander I. von Bulgarien (1879—1886). Von A. F. Golowine. Mit 5 Lichtdruckbildern. Wien, k. und k. Hofbuchdruckerei und Verlagshandlung Carl Fromme. 1896. Gr. 8. 12 M.

heroischen Versuch des doch auch noch recht unerfahrenen jungen Herrschers, der zur Zeit der auf ihn fallenden Wahl zum Fürsten soeben sein zweiundzwanzigstes Lebensjahr vollendet hatte, sich in der Gunst seines Volkes durch eine energische und anständige Politik festzusetzen. Sobald es klar geworden war, daß Fürst Alexander Bulgarien für die Bulgaren gewinnen und nicht blos russischer Präfect sein wollte, setzte Rußland alle Hebel in Bewegung, um im Lande sein unbedingtes Uebergewicht wiederzugewinnen, freilich mit zunächst gerade gegentheiligem Erfolge. Denn die bulgarischen „Bratuschki", die Brüderchen am Balkan, wenn sie auch gern russischem Einflusse, namentlich klingendem, zugänglich waren, belehrten sich doch auch bald über die eigentlichen Zwecke des heiligen Rußland, und daß diese sich nicht mit den ihrigen deckten.

Dem occidentalen Verständnisse entrücken sich die orientalischen Angelegenheiten. Nicht als ob wir nicht auch wüßten, daß in der Politik gelogen und mit gemeinen Hülfsmitteln gearbeitet werden muß! Aber die Verlogenheit als Selbstzweck, die Charakterlosigkeit, Treulosigkeit, Bestechlichkeit als ausschließliche Requisiten eines Staatsmannes, wie wir sie als solche schon seit Jahrzehnten in der Balkanpolitik verwendet sehen, das alles ist für ein westliches Gemüth doch zu unanständig und erweckt eine moralische Entrüstung, die bei dem modernen Geschichtsbetrachter fast verkümmert ist und nur noch bei ganz energischen Reizungen sich bemerklich macht. In solcher Lage mangelnden Verständnisses befand sich, zu seinem Schaden, der Prinz Alexander von Battenberg, als ihm durch den Beschluß der großen Nationalversammlung zu Tirnova die soeben durch Rußland befreiten edeln Bulgaren die Fürstenkrone auf Empfehlung (= Befehl) des Kaisers Alexander II. von Rußland antrugen. Der junge Candidat hatte, von seinem hessischen Dragonerregiment beurlaubt, auf Wunsch seines Oheims, eben des Zaren Alexander II., den russisch-türkischen Krieg mitgemacht und dabei mit Auszeichnung gefochten. Nun präsentirte ihn der wohlwollende Onkel dem befreiten bulgarischen Volke, und dieses, um seine Dankbarkeit zu beweisen, nahm ihn in seiner Vertretung einstimmig an. Aber bekanntlich ist der Himmel hoch und der Zar weit, und, wie Bismarck ganz recht erst kürzlich bemerkt hat: man weiß nicht, was bei einem absoluten Herrscher ein geschickter Kammerdiener für Einfluß auszuüben vermag. Mochte auch Alexander II. für seinen körperlich wie geistig reich ausgestatteten Neffen die aufrichtigste Zuneigung empfinden, damit war er noch lange nicht der Liebling des schon vorerwähnten Fürsten Dondukoff-Korsakoff, der nach der administrativ ausgezeichneten Neuordnung Bulgariens durch den Fürsten Tscherkassky als kaiserlich russischer Commissar entsendet worden war. Dieser Mann, dem Golowine betreffs seiner Uneigennützigkeit wenig Gutes nachzusagen weiß, hatte selbst auf die bulgarische Fürstenkrone gehofft; die Willensäußerung des Zaren machte diese Hoffnung zu Wasser, ebenso sehr die allgemeine politische Anschauung Europas, die einen Russen sich an jener immer empfindlichsten Stelle des Continents schwerlich würde haben gefallen lassen. Aber der genannte Fürst und nicht minder seine Frau Gemahlin, die sich das zukünftige Palais des bulgarischen Fürsten schon ganz nach ihrem Geschmacke einrichten und sich in ihren neuen „Appartements" am Schreibtisch sitzend photographiren ließ (S. 8), hatten sich doch zu sehr an den hübschen Gedanken gewöhnt, unter die Souveräne Europas gerechnet zu werden, um sich nicht mit dem alten Satze zu trösten: „Kommt Zeit, kommt Rath!" Das heißt, der Fürst traf die nöthigen Maßregeln, um den zu erwartenden Battenberger so gottverlassen wie möglich zu machen und ihm auch innerpolitisch eine Suppe einzubrocken, an der der junge Prinz recht bald den Appetit verlieren und den Löffel dann doch vielleicht noch an Dondukoff weiter geben sollte. Er überließ den in solchen Dingen noch unerfahrenen Bulgaren alle Vorbereitungen zum Empfange des neuen Herrschers, die demzufolge ärmlich genug ausfielen, er sorgte dafür, daß gegen den „Deutschen" das nationale Mistrauen geweckt wurde, er behandelte den Neffen seines Zaren nach seiner Ankunft mit absichtlich zur Schau getragener Geringschätzung, wußte durch sein eigenes prunkvolles Auftreten und durch die boshaften Bemerkungen seiner Agenten und Organe die Armuth des Prinzen lächerlich zu machen, dem die vom Oheim rechtzeitig geschenkte fürstliche Einrichtung erst viel zu spät und dann auch nicht mehr vollständig zugestellt wurde, versäumte es durchaus, dem mit den Sitten des Landes Unbekannten mit verständigem Winke an die Hand zu gehen, versäumte es dagegen nicht, auf seine Andersgläubigkeit in geeigneten Momenten hinzuweisen — kurz, er entfaltete das ganze Rüstzeng sarmatischer Tücke, um einen Menschen von vornherein fast unmöglich zu machen, der ihm nie ein Leid zugefügt hatte (Golowine, S. 39 fg.). Schlimmer noch war der politische Knüppel, den er dem Ahnungslosen zwischen die Beine warf. Durch den russischen Senator S. J. Lukianoff war den Bulgaren im Auftrage des Zaren eine Verfassung ausgearbeitet worden — nebenbei bemerkt ein ganz pikantes Stück Zeitgeschichte, daß der Selbstherrscher aller Reussen sich mit solchen Sachen beschäftigt —, und Lukianoff war in Bulgarien erschienen, um der Constituante von Tirnova diese übrigens ganz vernünftige Ausarbeitung zu interpretiren. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Verfassungsentwurf, oder das sogenannte organische Statut, ohne große Umstände, ja vielleicht en bloc angenommen worden wäre, wenn Fürst Dondukoff-Korsakoff nur gewollt hätte. Aber sobald er seine eigene Candidatur aussichtslos werden sah, benutzte er seine Verbindungen, um Aenderungsvorschläge in der constituirenden Versammlung durchbringen zu lassen, die den Charakter der Verfassung durchaus zu einem demokratischen umgestalteten. So

wurden die Artikel über den Staatsrath und über die Berufung einer Zahl von Abgeordneten in die Nationalversammlung, sei es auf Grund einer öffentlichen Stellung, sei es durch Ernennung seitens des Fürsten, gestrichen, statt der Wahl eines Abgeordneten auf 20000 Köpfe der Bevölkerung eine solche für je 10000 eingesetzt, das Gehalt des Fürsten von 1 Million Francs auf 600000 Francs herabgemindert, der Nationalversammlung das Recht genommen, dem Fürsten Dotationen zu gewähren u. s. w. (vgl. S. 11 fg.). Wenn Golowine verräth, daß durch dies versteckte Spiel des Fürsten der Gegensatz zwischen Liberalen und Conservativen in einem eben werdenden Gemeinwesen in frivoler Weise erst hervorgerufen worden sei, so ist das vielleicht zu weit gegangen; jedenfalls aber wurde er außerordentlich verschärft und dem Fürsten die Stellungnahme erschwert. Gegenüber einer solchen Verfassung, die den Herrscher zu einer Null machte, wurde als erstes Ministerium das conservative Cabinet Burmoff dem Fürsten aufgehalst, damit gleich von Anfang an ein ordentliches Stück Erisapfel zu verwürgen war. Damit ging es natürlich nicht, und nun kam ein Vierteldutzend Ministerien von Ehrenmännern auf -off und -eff und -i, unter denen sich durch besondere Begabung für slawische Staatskunst in dem obenerwähnten Sinne der sehr ehrwürdige Bischof Clement Branicki und der noch viel begabtere Dragan Zankoff eifrigst hervorthaten, während dauernd, um mit Platen zu reden, der Rubel auf Reisen war und die in Bulgarien accreditirten russischen diplomatischen Agenten sich in Unverschämtheiten und Intriguen gegen den Fürsten überboten und bewundernswerthes Geschick darin entfalteten, dem Weißen Zaren etwas weiß zu machen (S. 83—144; über Zankoff s. S. 124 fg., 248, 413 u. ö.). Es kamen diesen Intriguanten entgegen einestheils die Schwächen und Fehler des Fürsten Alexander und andererseits der Charakter des bulgarischen Volkes. Fürst Alexander kam nach Bulgarien ohne mehr bulgarisch zu verstehen als „Hoch lebe das bulgarische Volk“ und zur Abwechselung: „Mein Vaterland Bulgarien“ (S. 54); auch des Russischen war er nur in geringem Grade kundig (S. 495). Er brachte, was entschieden ein Fehler war, die ganze Ehrenhaftigkeit und das Vertrauen zu der Ehrenhaftigkeit anderer mit nach Bulgarien, wie solche Eigenschaften nun einmal dem deutschen Offizier als selbstverständlich erscheinen. Somit zog er niemals die Bestechlichkeit und den Eigennutz der Minister und anderer in Rechnung, bewies ihnen eine mitunter kindliche Vertrauensseligkeit (S. 137), verletzte bald die Bulgaren durch unnöthige Bevorzugung der Russen (S. 190 fg., 216), bald die Russen durch sein Werben um die Gunst der Liberalen. Auch kann man nicht leugnen, daß er im Anfang das Regieren etwas aus der Cavalierperspective betrieb: „Dagegen ging die Ernennung des neuen Kriegsministers ganz leicht und ohne Hinderniß von statten. Der frühere Arzt des Jägerregiments, Dr. Grimm, der damals in Bulgarien im Dienste stand, empfahl dem Fürsten Alexander den Generalmajor Alexander Kaulbars, dessen Frau ihre Erziehung gemeinsam mit der Frau Grimm's erhalten hatte und ihre Freundin war. General Kaulbars war dem General Skobeleff noch von Taschkent und Turkestan her bekannt, und Skobeleff empfahl ihn auch dem Fürsten. So war der Kriegsminister bald gefunden.“ (S. 196 fg.) — Was nun den Charakter des bulgarischen Volkes anlangt, so weiß zwar Golowine Seite 83—86 allerhand Rühmliches zu vermelden, was aber dann Seite 86 fg. zum Theil wieder aufgehoben wird: „Der Hauptfehler der Bulgaren ist der Neid .... Eine andere unsympathische Eigenschaft .... ist die Unaufrichtigkeit und das Mistrauen, das Verdächtigen und die Verschlossenheit. Vergebens würde man unter den Bulgaren eine Analogie für die Sage von Kastor und Pollux suchen.“ An die Bemerkung, die seinerzeit der griechische Regent Kapodistrias über seine Landsleute machte: „Ihr seid alle Diebe und Lügner! Ihr habt neun Jahre Ziegen und Schafe gestohlen!“ erinnert des russischen Generals Ernroth Aeußerung in der zweiten bulgarischen Nationalversammlung: „Wer garantirt mir, daß, während ich hier in der Versammlung sitze, mein Mantel nicht aus dem Vorzimmer gestohlen wird?“ (S. 131.) — Solche Eigenschaften wurden von den Russen wol benutzt, als mit dem Tode des persönlich dem Fürsten Alexander wohlgesinnten Alexander II. dessen Sohn auf den Thron gelangte, der von Jugend auf gegen den Vetter Abneigung empfunden hatte. Dazu kam der nunmehr sich zur Selbständigkeit entwickelnde Charakter des Fürsten, der sich der russischen Bevormundung entzog und eigene Politik zu treiben begann, in der ihn das Glück begünstigte; die Aufhebung der Verfassung im Jahre 1881, deren Wiederherstellung 1883, die Durchführung der Vereinigung der beiden Bulgarien 1885, der siegreiche Krieg gegen Serbien vom selben Jahre legen dafür Zeugniß ab. Aber schon während des Fürsten Reise zur Krönung nach Moskau hatte sich unter russischer Aegide eine Verschwörung zur Erzwingung seiner Abdankung gebildet, andere später, sogar während des siegreichen Krieges. Endlich im August 1886 kam das Geschwür zum Ausbruch, um so eher, als der Fürst sich gegen alle Warnungen taub bewiesen hatte. Die Einzelheiten dieser von erkauften Halunken und dummen Jungen — nämlich den Cadetten — ausgeführten schmachvollen That und die nach der Befreiung freiwillig vollzogene Abdankung gibt Golowine Seite 408 fg. Zur nähern Charakteristik russophiler bulgarischer Offiziere sei erwähnt, daß der Hauptmann Dimitrieff den Fürsten bei der Gefangennahme mit Schimpfworten überschüttete und der Oberst Kassiakoff ihn sogar anspuckte! — Der Rest des Buches ist den übrigen Lebensschicksalen des Fürsten und der Zurückweisung gewisser Verdächtigungen gewidmet, die sich in einem noch bei Lebzeiten des Fürsten herausgekommenen Buche eines Russen (??) Namens Jacobson finden.

Der Stil des russisch-bulgarischen Publicisten leidet an manchen dem Ausländer nachzusehenden Eigenthümlichkeiten. Er sagt stets „über Befehl", „über Wunsch", „über Anordnung", statt „auf Befehl" u. s. w., er benutzt in abhängigen Conjunctivsätzen den nicht existirenden Conjunctiv können und wollen, statt könnten und wollten; Seite 44 findet sich die Mittheilung, daß man in ganz Bulgarien um 1 Uhr „mittagmahlt"; Seite 74 heißt es: „dessen fictive Garantien für die christliche Bevölkerung von Europa erkannt worden waren", statt: dessen Garantien von der christlichen Bevölkerung als fictiv erkannt worden waren; Seite 149 liest man eine den Sinn bedenklich umgestaltende falsche Negation: „Es ist über jeden Zweifel erhaben, daß Fürst Alexander nicht von den ehrlichsten Absichten geleitet wurde.

Von den etwas flach gehaltenen Bildern ist besser und interessant das der Gräfin Hartenau mit ihren Kindern Asen und Zwetana. Konrad Sturmhoefel.

Aus Kunst und Kunstgeschichte.

Der erste Jahrgang der Zeitschrift „Pan"*) liegt vollendet vor uns. Es war nach und nach lichter geworden im Heiligthume des „Pan". Im wesentlichen hatte das die bildende Kunst gethan, die ihr Licht wärmend und belehrend in die Herzen fallen ließ, während im Reiche der Poesie nur einige helle Sterne das sonstige Dunkel durchbrachen. Auf dieser Seite herrscht in dem neuesten (fünften) Heft fast eitel Finsterniß. Eine illustrirte Zeitschrift, die bald nach der Geburt des „Pan" mit ihm in die Schranken trat, gibt in ihrer letzten Nummer dem struppigen Waldmenschen und Naturburschen Franz Stuck's ein wohlgekräuselt und frisirtes Antlitz an die Seite, dessen Urheber, Joseph Diez, selbst an dem letzten Bausteine von „Pan" mit hat schaffen helfen. Das Doppelbild von einst und jetzt trägt die Unterschrift „Ein Zahmgewordener". Und wenn sich dies auf den dichterischen Theil des Panheftes bezieht, so müssen wir dem Blatte wohl oder übel recht geben. Freilich heißt es auch hier: Schnell fertig ist die „Jugend" mit dem Wort. Auch in ihren Productionen kommt neben dem künstlerischen Theile der dichterische nur selten in Betracht. Der Titel „Panorgien" eines Aufsatzes in den „Internationalen Literaturberichten" muß indeß den Leser irreführen; denn nicht die Auswüchse eines überschäumenden modernen Naturalismus — von dem in der That die neue Lieferung keine Spur enthält — geißelt der Verfasser, sondern lediglich die geistige Oede der schriftstellerischen Beiträge ist es, die den Spott des Recensenten herausfordert.

Gustav Falke's „Thal der Flammen" wirkt wie eine poetische Verklärung des Snapdragon-Spiels und des akustischen Experimentes der singenden Flammen oder auch wie ein Schatten- und Gegenbild zum „Rosengarten". „Neue Blumen blühn aus jedem Stein des Felsenwalls. Ihr Duft ist Klang." Es bleibt unklar, ob der Verfasser nur ein Bild, eine Vision geben will, oder ob er eine tiefere Deutung beabsichtigt. Er vergleicht die Flammen mit den Seelen, aber jene selbst erscheinen seelenlos, und den Leser fängt es trotz der Flammen an zu frösteln. Noch schlimmer ergeht es ihm bei der Lektüre des „Liebesliedes" von Christian Morgenstern, das durch die Aufschrift ganz andere Erwartungen erregte. Zwischen beide wenigstens dichterisch angehauchte Gaben drängt sich ein langes Stück biblischer Geschichte in reimlosen Rhythmen von Otto Erich Hartleben. Man fragt sich während des Lesens vergebens: wie kommt dieser Saulus unter die Propheten, und erst die letzte Strophe des Gedichtes verräth den alten Schalk. Der Grundgedanke des Gedichtes „Procession" aus der Feder des Mystikers Franz Evers muthet natürlich-fühlende Gemüther an, er wird aber von dem Schwall und Wortgeklingel fast gänzlich übertönt. Die größern prosaischen Stücke, wie seinerzeit „Liv" von Obstfelder und „Die Liebe" von Schwann, finden in Cäsar Flaischlen's „Flügelmüde" nur einen schwachen Ersatz. Es entbehrt sicher nicht der innern ergreifenden Wahrheit, und als Stimmungsbild in kürzerer Fassung würde es nicht ohne nachhaltige Wirkung bleiben; aber in dieser Ausdehnung wirkt die Schilderung eines „Abschnitts aus dem Leben eines Jeden" nur ermüdend; ja der Schluß wirft auch noch die ganze Tragik über den Haufen, die uns schon zu packen und zu rühren begann. Als Mitglieder der Redaction hätten sich Hartleben und Flaischlen diesmal ganz besonders ins Zeug werfen müssen, als Helden von der Feder den Herren von der „Nadel" einigermaßen Ebenbürtiges an die Seite zu setzen. Anton Lindner's und Hans Bruckner's dichterische Gaben überbieten einander an Sentimentalität, kaum, daß bei jenem die Form, bei diesem der Inhalt einigermaßen entschädigt; neue Gedanken enthält keins der Gedichte.

Glücklicherweise ist hiermit der schriftstellerische Theil der Schlußlieferung nicht erschöpft, wie aus einzelnen Kritiken leicht hervorgehen könnte. Die Aufsätze Alfred Lichtwark's über die Wiedererweckung der Medaille, von Georg Fuchs über Martin Obrist und Hans W. Singers über die Plakatkunst dürfen nicht einfach todtgeschwiegen werden. Lichtwark führt uns in Werkstätten eines Roty, Chaplein, Dupuis und Degeorges, zeigt den Einfluß der Antike auf die ersten Arbeiten, die allmähliche Befreiung vom Althergebrachten und deren Förderung durch eifriges Naturstudium. Zugleich entwirft er ein klares

*) Pan. Fünfte Lieferung. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1896. Imperial. Jahresbezugspreis 75 M., Luxusausgabe auf japanischem Papier 160 M.

Bild von der Entstehung der Medaille: von den ersten flüchtigen Umrissen, der Wiedergabe des ersten Gedankens sowie von der sorgfältigen Ausführung des Wachs- oder Thonmodelles und des spätern Gipsabgusses, dem ein Guß in Eisen folgt, der wiederum als Grundlage der Verkleinerung durch Maschinen dient. Diese letzte Operation wird in Frankreich bereits mit einer staunenerregenden Genauigkeit ausgeführt. Und Deutschland? Nun bei uns beginnt man französische Plaketten zu sammeln und macht auch bereits ernsthafte Versuche, eine deutsche Medaillenkunst, keine französische Nachahmung, ans Licht zu fördern, wie die Arbeiten einiger moderner Künstler erhoffen lassen.

Georg Fuchs gibt werthvolle Aufschlüsse über neue Ziele und neue Wiedergeburten auf dem Gebiete des Kunstgewerbes. Auch hier entbrennt der Kampf gegen das Unnatürliche und Gekünstelte, vor allem gegen schulmeisterliche Praktiker, ein lohnender und erfolgreicher Krieg, an dem auch unsere Frauenwelt regen Antheil zu nehmen beginnt, ein Angriffskrieg, der um so fröhlicher von ihr geführt werden wird, als sie hier das gute Recht mitzuschaffen auf ihrer Seite hat, das ihr niemand streitig machen dürfte. Der Urheber der Bewegung war Martin Obrist, eine jener glücklich begabten Naturen, über deren Jugend die Sonne goldener Freiheit leuchtete. Er entrann schon früh dem Zwang der Schule und begann seine künstlerische Laufbahn damit, daß er sich alle Techniken zu eigen machte, von der Keramik bis zur Bildhauerei. In Bürgel in Thüringen, wohin der Großherzog den jungen Künstler entsandt hatte, wurden seine Entwurfe bald mit großem Erfolge zur Ausführung gebracht; in Paris gab er sich mit ganzer Seele der Plastik hin, und in Florenz gründete er in Gemeinschaft mit Berthe Ruchet eine Werkstatt für Kunststickerei, die er seit zwei Jahren nach München verlegt hat. Die dem Hefte beigegebenen Muster von Teppichen und Stickereien zeugen von dem sprudelnden und zuckenden Leben auch auf diesem Kunstgebiete; da ist nichts, was an naturalistische Nachstümperung erinnerte, sondern überall treten uns frohe Ornamentmotive, meist von schlichtester Einfachheit, entgegen, und aus dem Ganzen leuchten die Zeichen beginnender Vollendung: Stilgefühl und nationale Kunst. Denn unmittelbare Nachahmung der Natur ist hier am allerwenigsten schon Kunst. Wie sagt Grillparzer? „Die Kunst verhält sich zur Natur wie der Wein zur Traube.“ Uebrigens muß auch hier das Auge geschult werden, um zu sichten und zu bessern; manches macht im Anfang oder bleibend den Eindruck von Kaleidoskoparbeit oder arabischen Schriftschnörkeln.

Als dritte Schwester im neuen Bunde kündigt sich die Plakatkunst an: ein Mädchen aus der Fremde, das aber auch bei uns bereits wirksame Propaganda macht. Sie hat zwar schon ihre Geschichte. Bereits 1893 machte die „Bildende Kunst“ *) ihre Leser in Wort und Bild auf ihre ersten bemerkenswerthen Gehversuche aufmerksam. Der Ruhm, das Plakat wieder in die Kunst eingeführt und ihm die Welt der großen Künstler wiedergewonnen zu haben, gebührt dem Pariser Jules Chéret. Er benutzte schon am Anfang zu einem Blatte fast nie mehr als sieben Steine, gewöhnlich nur fünf; die Farbenabstufungen gewinnt er durch Uebereinanderdrucken der einzelnen Platten. Sein Motiv ist immer dasselbe: das toll einherspringende, von unten beleuchtete, verführerische, weibliche Wesen echter pariser Specialität mit dem graziösen Lächeln und den lockenden Augen. Das Auffallende, den Zweck des Plakats, erreicht er durch seine lustigen Farben; bewunderswerth ist außerdem sein Geschick, mit dem er die Schrift anzubringen weiß. In der neuesten französischen Kunst läuft ihm Lautrec den Rang ab; der kühne Sprung vom Naturalismus zum „Idealismus“, der vor dem Tollsten nicht zurückschreckt, hat ihm rasch das Feld gewonnen.

In England stehen Pryde und Nicholson, „Brothers Beggarstaff“, obenan, namentlich in der Vereinfachung der Stilisirung. Sie verzichten auf die Umrißplatte und überlassen selbst die Modellirung der Phantasie des Beschauers; sie malen nur noch Schattenrisse in ein bis drei Tafeln. Die großen Dimensionen lassen sie so weit wirken, als das Auge überhaupt Formen erkennen kann, auf Entfernungen, wo jede Detaillirung in der That nutzlos wäre. Ihr Verfahren erinnert lebhaft — um „Kleines“ mit „Großem“ zu vergleichen — an die Anfertigung guter Schattenbilder, die früher sogar Kinder eifrig pflegten. Auch diese „Kunst“ scheint verloren gegangen zu sein; denn die Ueberbleibsel, die man hier und da als vorgedruckte Ausschneidemuster zu sehen bekommt, halten keinen Vergleich mit den alten aus. Ihr Hauptmangel besteht eben darin, daß ihre Verfertiger das Hauptgewicht auf die Umrisse legen, während es genügt, die Hauptlichter aus dem Papiere zu entfernen; von dem Nicht-zu-viel und Nicht-zu-wenig hängt, abgesehen von der Form sowie von der richtigen Wahl der Abstände von Schirm, Bild und Lichtquelle, die richtige Wiedergabe der Kern- und Halbschatten sowie die Hervorrufung der Umrisse in der Phantasie des Beschauers ab, genau wie bei jenen Plakaten. In unserer Mappe befindet sich unter anderm ein Schattenbild, das das Ecce homo von Guido Reni in Umriß wie in Ausdruck auf das täuschendste wiedergibt und doch nicht mehr als sechs Durchgangsstellen des Lichtes aufweist.

Auch in Deutschland gehen den Leuten die Augen auf; aber man muß auch hier erst sehen lernen. Es kann nicht oft genug wiederholt werden: Kunst ist nicht Natur, sondern ist und bleibt Symbolik im eigentlichen Sinne, so wahr es ist, daß alle Naturwissenschaft, und sei sie noch so sehr mit Mathematik durchsetzt, nur in einer genauern Beschreibung der Erscheinung besteht, oder um ganz trivial zu sein: die Wilden früherer Zeiten, die noch nie ein Bild betrachtet hatten, waren nicht im

*) Band IV der Neuen Folge, S. 268.

Stande, in einem Porträt sofort dessen natürliches Urbild wiederzuerkennen.

Zu eingehenderer Belehrung empfehlen wir einen Einblick in die Plakatsammlung des dresdener Kupferstichcabinets, die die besten Blätter dieser neuen Kunst enthält. Max Lehrs hat dazu ein übersichtliches Schriftchen als Führer herausgegeben, das nicht nur die Verdienste und Eigenthümlichkeiten der einzelnen Künstler würdigt, sondern auch Künstler und Publikum an den Gedanken zu gewöhnen sucht, daß es sehr wohl mit dem Ernst und der Würde der Kunst vereinbar ist, Bilder für die Straße zu schaffen und so gewissermaßen zu einer Gemäldegalerie des armen Mannes beizutragen. In der That sind gewisse Vorurtheile gar schwer und langsam zu beseitigen; man will durchaus nicht einsehen, daß, abgesehen von allem andern, auch die Plakatkunst ihren Antheil an den Bestrebungen unserer Zeit hat, z. B. an der Schöpfung eines künstlerischen Monumentalstils.

Das Beste haben wir uns zuguterletzt — d. h. zur Letze — aufgespart, die Kunst selbst im fünften Hefte des „Pan". Das kostbarste Blatt, dessen Studium reichlich lohnt, ist Max Klinger's „Penelope". Die vielumworbene Herrin von Ithaka mußte sich freilich vor ihrem Erscheinen in der großen Welt erst noch eine „Umdeutung" gefallen lassen, um einem Manne der Wissenschaft die Huldigung seiner Verehrer darzubringen. Was wird sie ihm sagen? Sie hat alles sicherlich tief durchdacht, vom Schöpfungsgedanken bis zur Classificirung durch den menschlichen Forscher, und kommt nun vor dem soeben vollendeten „Gobelin" zum Schlusse ihrer „denkenden Betrachtung der Dinge":

> Nun schauet mit bescheidenem Blick
> Der ewigen Weberin Meisterstück,
> Wo ein Tritt tausend Fäden regt,
> Die Schifflein hinüber-, herüberschießen,
> Die Fäden ungesehen fließen,
> Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.
> Das hat sie nicht zusammengebettelt,
> Sie hat's von Ewigkeit angezettelt,
> Damit der ewige Meistermann
> Getrost den Einschlag werfen kann.

Das Kinn von den Fingern der Linken gestützt, mit der herabfallenden Rechten den Einschlag haltend, sitzt sie noch lange sinnend vor dem eigenen Werke, herben Schmerz im edeln Antlitz, — halb unzufrieden über das unzulängliche Ergebniß. Das lange Schiffchen lehnt an ihrem Knie, an das sich ein Adler schmiegt, der Genosse des Aars', der sich vor dem thronenden Beethoven in Klinger's Atelier in die Lüfte schwingt. Die Einrichtung des Webstuhls ist nach dem Vorbilde einer antiken Vase aus Chiesi vom Künstler nachgebildet worden.

Die Gestalten des Bilderteppichs sind skizzenhaft und mit leise angedeuteter Stilisirung behandelt. Bei der Herstellung des Blattes sind zwei Kupfer- und vier Steinplatten in Anwendung gekommen, aber die Verschwisterung der Stücke der Radirung und der farbigen Flächen ist trotzdem noch keine so innige, daß uns nicht die farblose Radirung lieber wäre, die das gedankliche Element noch reiner zu verkörpern scheint, wenn auch zugegeben werden muß, daß die Technik große Fortschritte gemacht hat, wie die Versuche Maurin's, Raffaelli's und Klotz' deutlich zeigen.

Wir begegnen Klinger's Griffel noch einmal in unserer Lieferung und zwar in einer Zierleiste zu Flaischlen's Beitrag. Der flügelmatte Genius, der sich zur Rast am Ufer hingestreckt hat und auf die nimmermüden Wellen hinblickt, erinnert uns an ein anderes graziöses Werk des rastlosen Künstlers, das der baldigen Vollendung entgegengeht: von der krystallenen Flut umspielt liegt eine Nymphe behaglich auf dem grünlichen Meeresgrunde; man fühlt es der ganzen Gestalt nach, wie wohlig ihr's da unten zu Muthe ist. Die Figur ist Bronze, der Meeresgrund grüngefleckter Marmor, das Ganze umrahmt von goldgeadertem, schwarzem Gestein; das nasse Element wird durch einen eigens hierzu bereiteten Glasfluß ersetzt, der an Bronze wie an Marmor gleich gut haftet.

Zum Schlusse sei erwähnt, daß zwei freundliche Landschaftsmotive von Ubbelohde und Gampert das Heft schmücken. Dem Ersten ist besonders die Darstellung des beleuchteten flutenden Wassers vortrefflich geglückt. Drei Farbendrucke geben prächtige Röthelzeichnungen des frühverstorbenen Heinz Heim wieder, und endlich findet sich ein Bild von Anton von Welie, das an Sensibilität den Schöpfungen Gabriel Max' nichts nachgibt, in guter Netzätzung nachgebildet.

Ein Rückblick auf den ersten Jahrgang des „Pan" lehrt, daß er trotz mancher tollen Sprünge ganz Erkleckliches zum Verständniß des Modernen in der Kunst beigetragen hat. Auch er hat mit darauf hinwirken helfen, daß sich selbst die Verbissenen unter den Gegnern nicht mehr ganz der neuen Strömung entziehen können, ebenso wenig als sich die Modernen ohne weiteres aus dem Banne des Alten ohne Rückerinnerung in die neue Welt der Freiheit und Selbständigkeit zu flüchten vermögen. Jene Wandlungen hängen freilich innig mit dem Charakter unserer Zeit zusammen; sie lagen sozusagen in der Luft, und auch „Pan" ist ein solches Product und Zeichen unserer Zeit. Der klare Kopf sträubt sich deshalb auch nicht gegen den Einzug des ungewohnten Neuen, wenn er erkennt, daß jene Umwälzungen ganz naturgemäß mit der durch die großen Entdeckungen und Erfindungen unsers Jahrhunderts bedingten Weiterentwickelung auf das innigste verbunden sind. Wer diese ohne Verständniß an sich vorübergehen läßt, wer kein Auge und Herz für die geistige und technische Arbeit der Gegenwart besitzt, der wird auch dem frischen Grün, das voll verheißenden Lebens einzelne absterbende Zweige der Antike umschlingt, kein freundliches Empfinden entgegenbringen: „Sie mögen die Beraubung der Todtenstadt

fortsetzen. Doch wir wollen verhindern, daß die frisch emporsprossenden Pflanzungen der gesunden ihrer Kraft frohen Geister nicht auch fernerhin von den Tritten der Wühlenden zerstampft werden."

Leider gebricht es uns sowol an Raum als an Zeit, den übrigen Werken, die der Besprechung harren, schon heute gerecht zu werden. Wir dürfen indeß nicht unterlassen, wenigstens der hauptsächlichsten unter ihnen zu gedenken:

Von Seemann's „Wandbildern"*) liegt bereits die dritte und vierte Lieferung vor mit den Nummern 21 bis 40. Wie bei ihren beiden Vorgängern ist auch hier sowol Wahl wie Ausführung als mustergültig für die Zwecke der Schule und des Fachzeichenunterrichtes zu bezeichnen. Die Lichtdrucke aus den Anstalten von Stengel u. Markert in Dresden und Röder in Leipzig sind wieder von tadelloser Schärfe, ja es scheint, als bilde sich das Werk im Entstehen auch technisch weiter fort und weise hier und da bereits Vervollkommnungen auf. Jedenfalls werden auch diese Lieferungen ihm neue Freunde erwerben, und die es angeht, von neuem eindringlich mahnen, die grauen Schulwände damit auszuschmücken und so auf die einfachste, bequemste und doch zugleich wirkungsvollste Weise die ungeschulten Augen der Gymnasiasten in die Anfänge künstlerischen Sehens beinahe unvermerkt einzuführen. Der Architektur dienen die Darstellungen des Pantheons, der Arena zu Verona, des Erechtheions (Reconstruction), des Kölner Domes, der Abteikirche zu Maria-Laach, des schönen Brunnens und der Frauenkirche zu Nürnberg; die Plastik vertreten: der Hermes des Praxiteles (Ergänzung von Schaper und Rühm), die Hera Ludovisi, Thalia und Minerva medica des Vaticans, eine lebensvolle Reitergruppe vom Fries des Parthenons, Michelangelo's Pietà (Peterskirche) und ein Fürstenpaar aus dem Naumburger Dom (nach einer Aufnahme der königlich preußischen Meßbildanstalt); die Malerei endlich führt uns vor das schöne Selbstbildniß Rembrandt's im Palazzo Pitti, vor Rubens' Ambrosius und Theodosius, vor Dürer's Allerheiligenbild, vor Holbein's Jane Seymour und Tizian's Lavinia (Berlin).

*) Seemann's Wandbilder. Meisterwerke der bildenden Kunst (Baukunst, Bildnerei, Malerei) in 100 Wandbildern. Mit Text von Dr. Georg Warnecke. Zehn Lieferungen, à 10 Blatt, jede zu 15 M. Einzelne Blätter 2 M. 50 Pf. Leipzig, E. A. Seemann. 1896. Querfolio.

Auch die Seemann'schen „Bilderbogen" verfolgen ähnliche didaktische Zwecke. Während die „Wandbilder" das eigentliche Anschauungsmaterial darstellen, führen die Bilderbogen an der Hand der Springer'schen Textbücher bereits in die Kunstgeschichte ein. Ganz besonders aber eignet sich das Werk hierzu in seiner neuen Gestalt, als Anton Springer's „Handbuch"*) — die vierte Auflage der „Grundzüge" —, zum kunstgeschichtlichen Studium, da die Abbildungen den Text hier Schritt für Schritt begleiten. Wir verweisen heute auf die Besprechung des ersten Bandes und theilen nur mit, daß der zweite Band die Architektur und Plastik des Mittelalters und der erste Theil des dritten Bandes die Renaissance in Italien behandelt. Der Text des genugsam bekannten Werkes ist auch in diesen Partien erneuter Durchsicht unterzogen und mit den durch neue wissenschaftliche Ergebnisse gebotenen Berichtigungen und Ergänzungen versehen worden, ohne daß mehr als nothwendig in den Springer'schen Text eingegriffen wurde. Der Bilderschatz hat eine sorgfältige Sichtung erfahren; vieles Unvollkommene hat Besserm weichen müssen, namentlich hat eine größere Anzahl Netzätzungen Aufnahme gefunden, die freilich, der Natur dieser Vervielfältigungsart entsprechend, nicht alle von gleicher Güte sind.

Auch die liebenswürdigen „Künstlermonographien" des Velhagen u. Klasing'schen Verlages sind in d. Bl. bereits eingehend besprochen worden. Neu hinzugesellt haben sich Velasquez (2 M.), Murillo (2 M.) und Menzel (3 M.), sämmtlich von H. Knackfuß, Teniers (2 M.) und A. von Werner (3 M.) von A. Rosenberg und Kraus von L. Pietsch (3 M.) bearbeitet. Die Monographie Dürer's liegt bereits in vierter, vermehrter Auflage vor.

Ernst Lehmann.

*) Handbuch der Kunstgeschichte. Von A. Springer. Leipzig, E. A. Seemann. 1896. Gr. 8. Band I: Alterthum 4 M. 50 Pf. Band II: Mittelalter 4 M. 50 Pf. Band III: Neuzeit, 1. Theil 6 M. 30 Pf.

Theatergeschichtliche Schriften.

1. Vom Hamburger Nationaltheater zur Gothaer Hofbühne. 1767—1779. Dreizehn Jahre aus der Entwickelung eines deutschen Theaterspielplanes. Von Rudolf Schlösser. Hamburg, Leopold Voß. 1895. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.
2. Das Recht der Schauspieler. Von Dr. Max Burckhard. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1896. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
3. Der suspendirte Theaterdirector. Rede, gehalten am 24. Februar 1896 in der außerordentlichen Generalversammlung des Raimund-Theatervereins in Wien. Von Ad. Müller-Guttenbrunn. Zweite Auflage. Leipzig, G. H. Meyer. 1896. 8. 75 Pf.
4. Deutsche und hamburger Theaterzustände. Zwei Vorträge. Zugleich ein Beitrag zur Pathologie der Presse. Von H. Erdmann. Hamburg, Herold'sche Buchhandlung. 1896. Gr. 8. 50 Pf.

Der neueste Band der von B. Litzmann herausgegebenen „Theatergeschichtlichen Forschungen", Band XIII, bringt eine Arbeit von Rudolf Schlösser in Jena: „Vom Hamburger Nationaltheater zur Gothaer Hofbühne. 1767—1779. Dreizehn Jahre aus der Entwickelung eines deutschen Theaterspielplanes" (Nr. 1). Der Untertitel bezeichnet die wesentliche Bedeutung der Arbeit, für die

denn auch der Verfasser selbst als richtigsten Titel folgenden bezeichnet: Der Spielplan derer um Eckhof von 1767 bis 1779. Daß aus einer sachgemäßen Prüfung des Spielplanes während einer Periode schätzenswerthes Material zur Beurtheilung des herrschenden Geschmacks gewonnen werden kann, ist wol fraglos. Nur muß vor einer Ueberschätzung der Ergebnisse solcher Nachforschungen dringend gewarnt werden, ihr Werth kann nach Lage der Dinge immer nur ein relativer, das Ergebniß selbst immer nur ein annähernd richtiges sein. Für die Entwickelung der Kunst an sich hat eine Statistik der Bühnenspielpläne nur wenig zu besagen, entwickelt sich doch die dramatische Kunst vielfach nicht durch, sondern trotz der Bühne. Wol aber lassen sich Schlüsse auf die Bildung und die Entwickelung des Geschmacks ziehen, freilich ein Gebiet von so loser und in sich widerspruchsvoller Structur, daß es nur mit der äußersten Vorsicht betreten werden darf. Ein getreu verzeichneter Spielplan zählt wol die Stücke auf, die aufgeführt werden, nennt wo und wie oft sie gespielt werden, aber er verzeichnet nicht den Besuch, den sie fanden, nicht die Qualität noch die Quantität der Besucher. Selbst die Angabe einer hohen Zahl von Aufführungen ist noch kein zwingender Beweis für die Beliebtheit eines Stückes, wie jeder weiß, der einen Einblick in die an Wirren reichen Verhältnisse des Theaterlebens gewonnen hat. Noch weniger allgemeine und zwingende Beweiskraft hat die Untersuchung eines engen Kreises der Theatergeschichte, in den örtliche und persönliche Bedingungen in der mannichfachsten Weise eingreifen können. Mit Berücksichtigung dieser grundsätzlichen Bedenken, deren sich Schlösser zu wenig bewußt zu sein scheint, wird man seinen Studien nicht ohne Frucht folgen. Den geistigen Mittelpunkt der in den Jahren des Berichts sich vielfach verändernden Gesellschaft bildet Konrad Eckhof, über ihn hinaus ragt noch die Persönlichkeit Lessing's. Schlösser behandelt nun in der Einleitung die Geschichte der Truppe, sichtlich, wenn auch nicht mit gleichmäßigem Erfolg bemüht, ihre Einheit nachzuweisen, und bespricht sodann in der eigentlichen Abhandlung das Repertoire der Truppe in Hamburg, Nordwestdeutschland, Thüringen und Sachsen und in Gotha. Das Ergebniß seiner Untersuchungen faßt Schlösser dahin zusammen:

Im Trauerspiel geht die Alexandrinertragödie anfangs langsam, dann trotz aller Rettungsversuche immer schneller ihrem Ende entgegen; nur weniges Neue tritt an ihre Stelle, darunter aber zuletzt Werke von dauerndem Werthe, wie „Hamlet", „Emilia Galotti", „Julius von Tarent" und „Clavigo". Sehr widerstandsfähig erweist sich das Schauspiel, dessen älteste Stützen erst ganz zum Schlusse ins Wanken gerathen. Im Lustspiel gehen zwar zahlreiche Veränderungen vor, daneben machen sich aber auch conservative Strömungen geltend. Als bezeichnende Merkmale verdienen das Aufkommen der Soldatenkomödie, die Einführung nationalisirter Stücke und das Fortschreiten der Engländer wie der Italiener Beachtung. Von den deutschen Stücken, die neu auftreten, hat nur die „Minna" dauernden Werth. Die schnellste und stärkste Entwickelung zeigt die Oper, der in Hiller's und Weiße's Stücken, in Wieland-Schweizer's „Alceste", Benda's Monodramen und Gretry's Singspielen eine ganze Reihe wichtiger und für die Entwickelung des musikalischen Dramas bedeutungsvoller Werke zugeführt werden.

Im Anhange veröffentlicht Schlösser eine Uebersicht über den gesammten Spielplan während der Berichtsjahre in alphabetischer Anordnung nach den Titeln, mit Angabe der Gattung der Stücke, der Verfasser, des Datums der ersten und der letzten Aufführung und der Zahl der Aufführungen. Ferner werden die Zettel zur „Hamburgischen Dramaturgie" und zur zweiten Aufführung der „Minna von Barnhelm" mitgetheilt, was gewiß sehr dankenswerth ist. Das gesammte Material, das hier zur Benutzung gekommen ist, findet sich in der herzoglichen Bibliothek zu Gotha. Einen ersten Schritt zur Verwerthung der Zettel für die „Hamburgische Dramaturgie" hat übrigens bereits Dr. Richard Thiele (Erfurt 1895) gemacht. [Vgl. Nr. 19 d. Bl. f. 1896.]

„Das Recht der Schauspieler" (Nr. 2) hat der gegenwärtige Leiter des Wiener Hofburgtheaters, Max Burckhard, zum Gegenstande einer gelehrten Untersuchung gemacht, die dem ehemaligen, noch nicht vergessenen Juristen alle Ehre macht und ein interessantes Kapitel der Theatergeschichte anregend und, wenn auch nicht erschöpfend, so doch mit einem reichen Apparat dankenswerther Quellennachweise behandelt. Burckhard verfolgt die Geschichte der rechtlichen Stellung der Schauspieler von den Römern an über das Mittelalter hindurch bis in die neue Zeit. So interessant und lehrreich diese Geschichte auch ist, so müssen wir doch hier auf das Buch selbst verweisen und uns begnügen, in Kürze der actuellen Ausführungen des Verfassers über das jetzt so lebhaft erörterte moderne Recht der Schauspieler zu gedenken. Die Ansicht, daß auf dem Stande der Schauspieler kein gesellschaftlicher Bann mehr liege, wird so häufig ausgesprochen, daß sie beinahe für zutreffend gehalten werden kann. Immerhin ist ein Fragezeichen hier noch gestattet, da Vorurtheile gegen die Schauspieler noch weit verbreitet sind. Rechtlich aber, das ist nicht zu bestreiten, stehen die Schauspieler allen Staatsbürgern gleich. Nur in einem Punkte, in dem Verhältniß zu den Theaterunternehmern, hat sich ein Gewohnheitsrecht ausgebildet, das die Schauspieler in so mancher Hinsicht in ein Verhältniß der Hörigkeit zwingt. Die Verträge, die zwischen Theaterunternehmern und Theatermitglied abgeschlossen werden, vertheilen Rechte und Pflichten sehr ungleichmäßig, vielleicht noch ungleichmäßiger als die sonstigen Arbeitsverträge. Der Theaterunternehmer darf von dem Mitgliede, das er verpflichtet hat, fast alles fordern, er darf verlangen, daß es jede Rolle spielt, die er ihm zutheilt, daß er sie so spielt, wie er es vorschreibt; bei künstlerischen Differenzen entscheidet der Unternehmer, ja er hat geradezu das Recht, einen Künstler zu einer Rolle zu zwingen, in der er seinem Rufe, und leider nicht immer nur dem künstlerischen, schadet. Burckhard fordert nun, daß der Schauspieler gegen eine Art juristischer Vergewaltigung in rein

künstlerischen Fragen nicht schutzlos sein solle. Schlimmer noch als in künstlerischer Beziehung sind die Schauspieler in materieller von dem Unternehmer abhängig. Da steht in erster Reihe die sogenannte Kündigungsklausel, die es dem Director gestattet, den Vertrag zu einer Zeit zu kündigen, wo der Schauspieler kaum noch ein Engagement finden kann. Der Director kann ferner den Schauspieler kalt stellen und ihn dennoch zwingen, seinen Vertrag festzuhalten. Ein Recht des Mitglieds, wegen mangelnder Beschäftigung Auflösung des Vertrags zu verlangen, besteht nicht. Ein fernerer Nachtheil der Schauspielerverträge ist die Kürzung oder gar Einstellung der Gage bei Krankheit. Zur Einschränkung der persönlichen Freiheit wird der Bann des sogenannten Cartellvereins, dessen Mitglieder jeden contractbrüchigen Künstler boycottiren. Alle diese Verhältnisse lassen es nur zu begreiflich erscheinen, daß sich innerhalb der Schauspielerwelt die Bestrebungen zu einer Reform lebhaft regen. In der Schrift Burckhard's finden sie eine schätzenswerthe Förderung, und es wäre nur zu wünschen, daß, was von dem Schriftsteller theoretisch ausgeführt, auch von dem einflußreichen Theaterleiter praktisch mit allem Nachdruck betrieben würde.

Die Ironie des Zufalls will es, daß in unserer Besprechung hart hinter Burckhard's Buch ein Büchlein zu stehen kommt, von dem aus theoretische Untersuchungen über die Rechte der Theaterdirectoren angestellt werden könnten: Müller-Guttenbrunn's Vertheidigungsrede (Nr. 3), die er am 24. Februar d. J. in der Generalversammlung des Raimund-Theatervereins in Wien gehalten hat. Es genügt, auf das Erscheinen dieser Rede hinzuweisen, da die Verhältnisse, die sie veranlaßten, noch in frischester Erinnerung stehen.

Auch bezüglich zweier Vorträge von Heinrich Erdmann über „Deutsche und hamburger Theaterzustände" (Nr. 4) reicht eine Nennung des Titels aus, da die Reformbedürftigkeit der hamburger Zustände allgemein bekannt ist. An thatsächlichem Material bietet Erdmann wenig Neues, aber die gute Absicht seiner Bemühungen ist zu loben.

Leonhard Lier.

Patriotische Literatur.

1. Bei den Achtundzwanzigern 1870—1871. Kriegs-Erinnerungen von Hauptmann a. D. Charisius. Düsseldorf, Schmitz u. Olbertz. 1896. 8. 1 M. 50 Pf.
2. Aus Deutschlands Vergangenheit nach 1870 für Deutschlands Zukunft. Politische Epigramme. München, Staegmeyr'sche Verlagshandlung. 1896. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Kaiser Wilhelm I. Epilog zur Enthüllung seines Standbildes am 25. Jahrestage des Frankfurter Friedens. Von Wilhelm Jordan. Zweite Auflage. Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag. 1896. Gr. 8. 50 Pf.
4. Kaiser Friedrich der Edle. Ein deutsches Heldenlied von August Sturm. Naumburg a. S., Albin Schirmer. 1896. 8. 60 Pf.
5. Im Schatten der Ludwigseiche. Von Wilhelm Arminius. Zweite Auflage. Köthen, Paul Dünnhaupt. 1895. 8. 50 Pf.

Patriotische Literatur! Wer als Kritiker den Beruf hat, vieler Scribenten Geschreibe zu lesen und Sinn drin zu suchen, den ergreift ein gelinder Schauer, wenn von oben, d. h. von der Redaction ein Regen patriotischer Schriften über ihn niedergeht. Meistens macht ja bei dieser Art der Schriftstellerei zwar nicht „der Strahl der Gnade", aber doch der gute Wille „das Talent entbehrlich" oder soll es doch wenigstens entbehrlich machen. Aber für den Kritiker gilt unbedingt das Wort Gustav Renner's: „In der Kunst gilt nur das Können." Der Standpunkt des Literarhistorikers ist ein anderer.

Die „Kriegserinnerungen" von Charisius (Nr. 1) sind eine angenehme Lektüre. Ich habe wer weiß wie viele Geschichten des Kriegs von 1870 gelesen, aber ich bringe immer wieder dem Erzähler lebhaftes Interesse entgegen, der, ein tüchtiger und bewährter Mann, aus diesem Kriege Selbsterlebtes berichtet. Es ist das so, als wenn man eine bekannte Landschaft von einem neuen Aussichtspunkt aus betrachtet. In Charisius' Darstellung treten die Hauptmomente der Actionen — es handelt sich vor allem um die in Nordostfrankreich — deutlich hervor, und dabei bringt das Einzelne, das persönlich Erlebte und selbständig Angeschaute eine anregende Frische hinein.

Der Anonymus (Nr. 2), der uns mit hundert politischen Epigrammen beschenkt hat, scheint ein Baier zu sein; hier und da möchte man auch an einen Anhänger der Welfen denken. Er behauptet, Preußen sei der Staat des Particularismus vor allen andern deutschen Staaten, und warnt die andern Staaten vor dem gefräßigen Ungeheuer. Diese Warnung ist unnütz, denn Preußen hat, seit das Reich besteht, nie auch nur den leisesten Versuch gemacht, die Rechte der Einzelstaaten anzutasten. Auch sind alle liberalen Preußen darüber einig, daß es kein größeres Unglück für — Preußen gäbe, als wenn in ihm Deutschland aufginge. Dennoch ist es wohl begreiflich, wenn gegenwärtig in Baiern und Würtemberg die Mehrheit der Bevölkerung Preußen fast so abgeneigt ist wie vor 1866. Die Ursache wissen wir alle, sie braucht hier aber nicht ausgesprochen zu werden. Ein Gegenstand des bittersten Hasses ist für den Preußenfeind natürlich Deutschlands erster Mann. Einen Ausspruch, den Bismarck in neidloser Bescheidenheit gethan hat, verwendet sein Verächter, um ihn selbst seine angebliche Verdienstlosigkeit bezeugen zu lassen:

„Auf die Armee gestützt, hätte jeder geleistet, was ich that."
Bismarck sprach es mit Ernst. Denkend auf Moltke sodann,

Sprach er mit Nachdruck: „Sehen Sie, hier ist der Mann! Sie verdanken
Nächst Seiner Majestät diesem das Reich und nicht mir."

Man muß sich sehr zusammennehmen, um einen solchen Misbrauch jenes Ausspruchs nicht für perfide zu erklären. Schon Sallust spricht es aus und die Geschichte bestätigt es hundertfach, daß das beste Heer nichts nützt, nisi consilium est domi. Als ob die Kriegsmacht etwas anderes wäre als ein Werkzeug, bei dem es darauf ankommt, zu welchem Zweck es verwendet wird. Man sieht, wie sehr der Haß auch einen sonst verständigen Mann zu verblenden vermag.

Doch sehen wir jetzt ausschließlich auf den poetischen Werth der Epigramme. Dieser ist, wie der Leser schon nach der gegebenen Probe ahnen wird, gering. Der Verfasser hat als Motto das Distichon seines vermuthlichen Landsmannes Platen vorangeschickt:

Blos Aufschriften ja sind Epigramme, die Treue der Wahrheit
Aber verleiht oftmals kleinen Gesängen Gehalt.

Aber die Wahrheit darf nicht trivial sein, was sie bei unserm Anonymus oft ist, und wenn Platen mit seinem allerdings oft an Uebersetzungen aus dem Griechischen erinnernden Stil meistens doch den erstrebten Eindruck des Lapidaren macht, so erreicht die Manier des Nachahmers diesen nie. Wie weit diese Epigramme nicht selten unterhalb des Poetischen bleiben, das mag gleich das Vorwort zeigen:

Weil ja oft die Person und nicht die Sache entscheidet,

(Diesen Hiatus würde Platen allerdings nicht zugelassen haben, wie auch „hätte" und „seine" als zwei Kürzen nicht.)

Hat der Verfasser zunächst nicht seinen Namen genannt.
Um einem irrigen Schluß zu begegnen, erwähnt er noch eines:
Daß er keiner Partei, nur der Gerechtigkeit dient.

Das Epigramm „Sittlichkeit" lautet:

Sittlichkeit! Dieser Begriff ist fast abhanden gekommen.
Was ist mit schuld daran? Hat man nicht „sittlich" beschränkt
Strafgesetzlich auf solche Vergeh'n, die zu nennen geschlechtlich?
Sittlich ist alles sonst, immer die Staatspolitik.

Solche Prosa, und zum Theil in Sätzen von so gezwungener Wortstellung! Auch im Versbau ahmt der Ungenannte Platen nach, aber unglücklich, weil verständnißlos. In dem Fehler falscher Betonung ist er ganz Platen, aber von den Vorzügen des die Form meisternden Dichters hat er keinen einzigen. Auf einen Hiatus und auf falschen Trochäen wies ich schon oben hin. Was würde aber Platen erst zu einem cäsurlosen Hexameter gesagt haben, wie dieser ist:

Sei'n wir getrost! Ein Bismarck, Moltke — sie werden es machen!

Wir kommen nun zu zwei Dichtungen, die würdige Gegenstände würdig behandeln. Wilhelm Jordan, der Ruhmgekrönte, der zu den „silbernen Greisen" gehört, „die nicht achten eilender Jahre Flug", feiert Kaiser Wilhelm (Nr. 3). Er thut es in dem Epilog, mit dem die Enthüllung des frankfurter Kaiser-Wilhelm-Denkmals schloß, am fünfundzwanzigsten Jahrestage des Frankfurter Friedens. Das auch äußerlich durchaus würdig gehaltene Heft bringt zuerst eine „Widmung". Der Dichter gedenkt daran, wie er bei der Krönung Friedrich Wilhelm's IV. als Vertreter der königsberger Studentenschaft den Prinzen von Preußen begrüßt hatte:

Wie deutlich steht noch heut vor meinem Blicke
Vom greisen Helden großer Weltgeschicke
Das Jugendbild, die schlanke Kraftgestalt,
Der blauen Augen forschende Gewalt,
Die hohe Stirn, auf der sich schön gepaart
Ein edler Ernst mit heitrer Sinnesart.
So warst Du schon in Deiner Mannheit Blüte
Ein Musterbild der Hoheit und der Güte.

Und nachdem er andere, auf den Dichter oder auf Frankfurt bezügliche Momente aus dem Leben des großen Kaisers gesungen hat, schließt er, an den Schlußgedanken der ersten Strophe anknüpfend, mit dem wahren und schönen Worte:

So groß auch Deine Thaten, Ruhmverklärter,
Ihr Quell, Dein Herz, war noch bewundernswerther!

Es folgt der Epilog selbst, der in sinnvollster Weise an drei im Hintergrunde der Bühne nacheinander sichtbar werdenden Denkmäler, das auf dem Kyffhäuser, das auf der Grotenburg und das frankfurter Kaiser-Wilhelms-Denkmal anknüpft.

Besondern Dank werden dem Dichter die Leser für den Anhang wissen, der, einigen Dichtungen aus den Zeiten während und nach der Erfüllung vorangehend, „Prophetisches" bietet. Wer es noch nicht wußte, sieht es jetzt, daß der Dichter der „Nibelungen", der gestaltenreich und geistvoll erneuten Nibelungen, nicht weniger als Emanuel Geibel ein Kaiserherold gewesen ist. Jordan, der bekanntlich als Reichsmarinerath in den Jahren 1848 und 1849 an der Schaffung der deutschen Flotte hervorragenden Antheil gehabt, hatte, als die Hoffnungen des deutschen Volks sich schon niederneigten, in Frankfurt eine Unterredung mit dem Prinzen von Preußen, über die er mir vor mehr als zwanzig Jahren höchst Interessantes mitgetheilt hat. Der Eindruck, den die Persönlichkeit, die Gesinnung und die Anschauungen des Prinzen damals auf ihn gemacht, erfüllte ihn mit freudiger Hoffnung, daß das Reich doch kommen werde, und so schrieb er 1850 die prophetischen Worte, die 1854 im „Demiurgos" gedruckt sind:

Dort seh' ich meinen König reiten
Mit aller Stämme Heeresmacht,
Dort fließt der Rhein — Ha, welch ein Streiten!
Sieg! Sieg! Gewonnen ist die Schlacht.
Vom Dome tönt die Krönungsstunde,
Der Kaiserzug zum Römer geht —
Der Münster steht auf deutschem Grunde,
Der Hansa Meeresbanner weht.

Und, näher schon der Erfüllung, läßt er im Vorgesange der „Nibelungen", den er im Winter 1863/64 zum ersten mal öffentlich vorgetragen hat, die göttliche Sage tröstend sprechen:

Bevor du dein Lied noch vollendet,
Werden geworfen die eisernen Würfel,
Die stärkende Noth des Sturmes naht schon,
Wenn Heil und Hülfe nur Helden verheißen,
Erweck' ich aus uns den Weltüberwinder.

Es ist ein Heft von geringer Seitenzahl, über das ich hier gesprochen habe, aber es wiegt an Bedeutung manches größere Buch auf.

Wenn sich im Leben Kaiser Wilhelm's I. nach langen Prüfungen dem Verdienste das krönende Glück gesellt, so folgt bei seinem herrlichen Sohne nach großen Thaten und langem freudenarmem Harren das herbe Unglück. Kaiser Friedrich des Dritten Geschick füllt unser Herz mit wahrhaft tragischer Empfindung, und diese Empfindung hat schon in manchem Geiste den Wahn erweckt, es sei leicht, dieses ergreifende Trauerspiel zum Liede zu gestalten. Aber in Wahrheit vermag das nur ein wirklicher, ein echter Dichter. Ein solcher ist dem Vielgeliebten und Vielbeweinten in August Sturm (Nr. 4) erstanden, der Kaiser Friedrich dem Edeln ein ergreifendes „Deutsches Heldenlied" gewidmet hat.

Was das Heldenlied angeht, das dem hübsch ausgestatteten Büchlein den Namen gibt, so besingt es Friedrich's Leben, aber nicht von Anfang an, sondern mit 1866 beginnend, wobei Früheres geschickt eingewoben wird. So wird die Gefahr vermindert, daß rein Stoffliches, Rohmaterial, nicht poetisch geschmolzen, das Gedicht entstelle. Nur ein paar Stellen sind, wo Sturm nicht etwa in diesen Fehler verfällt, aber ihm doch nur knapp entgeht durch einen plötzlichen Aufschwung. So Seite 3:

Der Kronprinz zieht hinaus zu Kampf und Sieg,
Zum ersten mal zum Führer ausersehen,
So ward er Herr der zweiten der Armeen.
Hei, Manneskschöne! Deutsche Heldenkraft!
Hier hast du dir dein schönstes Bild erschafft u. s. w.

Der Dichter betrachtet seines Helden Schicksal sub specie aeternitatis. An ihm und der Art, wie der große Dulder es getragen hat, sollen wir inne werden:

in diesem engen Zelt
Winkt nicht das letzte Ziel der Geisterwelt.

Sturm wird dem kriegerischen Verdienst und dem Waffenruhm seines Helden durchaus gerecht, aber das Höchste seines Wesens sucht er, in voller Würdigung dieser edeln Persönlichkeit, in etwas anderm:

Was zu seinem Preis den Dichter drängt,
Das ist der Zukunft Hauch, der ihn umfängt:
Er war, was kommen soll, ein Friedensheld,
Die Sehnsucht fühlt' er dieser ernsten Welt!
Er war das Morgenroth, dem wir vertraun,
Ob wir noch nicht die neue Sonne schaun.
Es galt ihm über Waffenglück und Ruhm
Der Menschenliebe Evangelium!

Und nun der traurige Ausgang dieses Zukunftsmenschen, der vor der Zeit hingerafft wurde:

Es sinket in das arme Menschenherz
Des ungelösten Welträthsels Schmerz,
Im Himmel suchen gläubig wir ein Du,
Und fragen schicksalgrollend bang: wozu?
Es schweigt das All, es bleibt der Himmel still,
Der Held ist's, der selbst Antwort geben will.
Sie klingt herüber aus der Ewigkeit:
Lern' ohne Klage tragen hier Dein Leid!

Aber das Wort: „Lerne leiden ohne zu klagen!" wird doch selbst durch das eingeschobene, als höchst prägnant gedacht aufzufassende „hier" keine Antwort auf die Frage wozu? Die Persönlichkeit Friedrich's des Dritten hat für den begeisterten Dichter etwas Vorbildliches, und in mehr als einem Sinne:

Das beste deutsche Herz, es schlägt nicht mehr.
Uns aber strahlst du fort im Morgenstrahl;
Du Held und Mensch! Du Deutschlands Ideal!
Du Heros für die neuerwachte Zeit,
Du Führer durch das Leid zur Ewigkeit.

Und Deutschland soll Friedrich's Werk fortführen. Sein soll der Ruhm sein, wenn sich einmal das „Friede auf Erden" verwirklicht hat.

Es folgt ein lyrischer Anhang: „Rosen auf das Grab des Kaisers Friedrich", der gleichfalls viel Schönes enthält; auch der Humor fehlt nicht. Was das erste: „Vater Arndt's Lied", erzählt, hätte übrigens seinem Gegenstande nach einen sehr schönen Anfang für die Erzählung des Epos gegeben. Ernst Moritz Arndt kommt darüber hinzu, wie Jenny Lind das Lied „Was blasen die Trompeten" singt, das der Kronprinz sie gelehrt hat.

Auch Wilhelm Arminius' Buch „Im Schatten der Ludwigseiche" (Nr. 5) soll einem vaterländischen Zwecke dienen. Der Verfasser wenigstens hält die Errichtung eines Denkmals für den Fürsten Ludwig von Anhalt-Köthen für eine Dankespflicht des deutschen Volks, und dieses davon zu überzeugen, hat er die vier Erzählungen über Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen geschrieben, die den Hauptinhalt des jetzt in zweiter Auflage vorliegenden Buchs bilden. Die erste schildert einen Besuch des gelehrten L'Hermite, der dem Herzog Ludwig, dem Haupte der „Fruchtbringenden Gesellschaft", ein Ehrengeschenk der florentinischen Akademie della Crusca überbringt. Dann kommt „Ein Geburtstag des Nährenden", so hieß bekanntlich Herzog Ludwig mit seinem Gesellschaftsnamen. Die Erzählung ist ein Phantasiegebilde. Opitz schickt ein Gedicht „aus dem fernen Dacierland", er war 1622 und 1623 in Siebenbürgen, und Andreas Gryphius, geboren 1616, schilt den Landgrafen von Hessen, weil er das Wort „superbe" gebraucht hat. Wilhelm Arminius gibt sich redliche Mühe, den „Nährenden" zu einem verdienstvollen Beschützer und Förderer der deutschen Sprache emporzuloben. Er sagt unter anderm am Schlusse der zweiten Erzählung: „Wie die Ludwigseiche die Zeiten der Noth mit durchlebt, in denen die deutsche Sprache und der deutsche Geist geknechtet und nahe am Absterben gewesen, so erlebte sie die hohe Zeit der deutschen Dichtung, die Triumphe unserer Dioskuren Schiller und Goethe in den erhabenen Lauten einer geretteten Sprache." Dagegen

ist zu sagen: die deutsche Sprache ist niemals nahe am Absterben gewesen: rein, kraftvoll, zart und sinnig flutete sie durch die Jahrhunderte des Verfalls in dem tief verborgenen Strom des Volksliedes dahin; nur die Gelehrten, oder gelehrt sein wollenden Schreiber kannten sie nicht. Und wenn später ein Klopstock, ein Herder, ein Schiller und Goethe erstehen konnten, so verdankten sie das, was in ihrer Sprache nicht das Werk ihres Geistes war, einem Luther, einem Paul Gerhardt und wenigen andern Nichtzünftlern, sowie dem Volksliede. Der „Fruchtbringenden Gesellschaft", deren Name wie Spott klingt, und dem „Nährenden", der weder Geist noch Sprache genährt hat, verdankten sie nichts. Man kann die unsäglich traurige Oede, die der fürstlich protegirten Zunftdichterei eigen war, nicht besser charakterisiren, als Wilhelm Arminius das, wider Willen, durch eine Probe der Reimereien Ludwig's thut. Dieser bezeichnet den Palmbaum als

— den Baum, daraus man Nähnadeln machen kann,
Garn, Seile, Stricke, Schiff, auch Mast und Segel drann.
Wein, Essig, Brantewein, Öl seine Früchte geben
Brot, Zucker, Butter, Milch, Käs'. Aus der Rinde wird
Ein Becher, Löffel, Topf. Ein Blatt von ihm formiert
Dachschindeln; Matten auch von ihm geflochten werden.
In jedem Monat er vor neue Früchte bringt.

Gewiß ist nichts dagegen zu sagen, wenn Köthen und meinetwegen ganz Anhalt einem um sein Land wohlverdienten kleinen Fürsten ein Denkmal setzt, aber von dem deutschen Volke zu verlangen, daß er den prosaischen Reimer durch ein Monument verherrliche, das ist eine so sonderbare Zumuthung, daß mir eine entschiedene Abwehr wohl am Platze schien.

Adolf Brieger.

Feuilleton.

Bertha von Suttner hat in dem Buche „«Wohin?» Die Etappen des Jahres 1895" (Berlin, Gutenberg, A.-G.), dem dritten Bande der Publicationen des deutschen Vereins für internationale Friedenspropaganda, wieder einen neuen Trompetenstoß für die Sache des ewigen Friedens erschallen lassen. Auf die Gefahr hin, von ihr für einen Chauvinisten und blutdürstigen Kriegsschwärmer gehalten zu werden, erkläre ich ihre Auseinandersetzungen für phantastische Redereien, mit denen sie „keinen Hund vom Ofen locken wird". Die ganze Friedensbewegung in ihrer jetzigen Form hat keinerlei Werth, und alle ernsten Leute sollten das doch eigentlich erkennen. Selbst wenn die Einrichtung allgemeiner Schiedsgerichte erreicht würde, was soll geschehen, wenn ein Staat sich solchem Schiedsspruch nicht fügt? Sollten dann wirklich alle andern gegen ihn zusammenhalten? Jeder einsichtige Staatsmann, jeder gewissenhafte Fürst wird auch künftig nach dem Grundsatz „Si vis pacem, para bellum" (nicht pacem mit Bertha von Suttner) handeln müssen. Ja ich vermag ebenso wenig wie Moltke zu glauben, daß die völlige Abschaffung des Krieges, die Garantie, daß ein solcher fernerhin unmöglich sei, das Heil für die Welt bedeuten werde. Goethe's

Nicht so vieles Federlesen!
Laß mich immer nur herein:
Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein —

gilt nicht nur für den Einzelnen. Die Völker brauchen von Zeit zu Zeit das Stahlbad des Krieges trotz der damit verbundenen schmerzlichen Opfer, wenn sie nicht verweichlichen und versumpfen sollen. — Die gesammelten Leitartikel, die die Verfasserin in ihrem Buche bietet, hätten mit ihrer Veröffentlichung in einer Friedenszeitung wahrlich reichlich genügende Verbreitung gefunden. Gewiß enthalten sie hin und wieder eine Wahrheit, z. B. daß in heuchlerischen Versicherungen der Friedensliebe erstaunlich viel geleistet wird; aber solche Dinge sind doch zu abgedroschen. Meist indeß erhalten wir oberflächliches Gerede im echtesten Zeitungsjargon. So spricht die Verfasserin einmal „von diesen grimmigen Abstractionen, Nationen genannt", die sich doch täglich als etwas recht Concretes erweisen. — Gleich darauf lesen wir: „Ursprünglich war das Heer da, um den Vaterlandsbedürfnissen zu genügen, seither ist das Nähren und Schüren der Vaterlandsideen zum Befriedigungsmittel der Heeresbedürfnisse geworden." Und einige Seiten später verkündet Bertha von Suttner nach M. Adler: „Man besteuert heute nicht so sehr, weil man rüstet, als man rüstet, weil man soviel abzupressen vermag." Als das „Glück", das aus dem Deutsch-Französischen Kriege hervorgegangen sei, erscheint ihr „die Umsturzvorlage, der Zwist in der Volksvertretung, die ständige Kriegsgefahr, die ewig wachsenden Lasten, die Parteizerklüftungen, das sich mehrende Elend, der Groll, die Niederhaltung, die Verhetzung . . . ." ein trauriges Facit — wenn es wahr wäre.

Bibliographie.

Beudler, G., Der peinliche Erdenrest. Novelle. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 2 M.

Bruhnsen, O., Die „Perle der Nordsee". Schilderung einer Sommerfahrt. Hamburg, Ackermann u. Wulff. Gr. 8. 60 Pf.

Brun (=Barnow), P. v., Erlebtes und Erdachtes. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. 8. 2 M.

Ernst, O., Buch der Hoffnung. Band I: Litteratur. Hamburg, C. Kloß. 8. 3 M.

Grupp, G., Die Kulturperioden des 19. Jahrhunderts. (Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge. Heft 6/7.) Frankfurt a. M., A. Foesser Nachf. Gr. 8. 1 M.

Kaiser, P., Philipp Melanchthon, Deutschlands Lehrer. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 50 Pf.

Lincke, K., Sokrates. (Klassikerausgabe der griechischen Philosophie. 1.) Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 1 M. 20 Pf.

Loewenthal, E., Der wahre Weg zum bleibenden Frieden nebst Entwurf zur Reform und Codification des Völkerrechts. Berlin, Hannemann's Buchhandlung. Gr. 8. 50 Pf.

Lutsch, H., Techniker und Philologen. Berlin, Wilhelm Ernst u. Sohn. Gr. 8. 60 Pf.

Meinecke, G., Texanisches und Kreolisches. Berlin, Deutscher Kolonial-Verlag. 8. 1 M.

Rohde, E., Friedrich Creuzer und Karoline von Günderode. Briefe und Dichtungen. Heidelberg, C. Winter's Universitätsbuchhandlung. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Sepp, J., Ansiedelung kriegsgefangener Slaven oder Sklaven in Altbayern und ihre letzten Spuren. München, Münchner Handelsdruckerei und Verlagsanstalt M. Poeßl. Gr. 8. 2 M.

Steck, A., Johannes Wedde. Eine litterarische Studie. Hamburg, H. Grüning. 8. 75 Pf.

Stratz, R., Arme Thea. Roman. Zweite Auflage. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 3 M.

Villinger, Hermine, Aus meiner Heimat. Dritte Auflage. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 2 M.

Wells, B. W., Modern French Literature. Boston, Roberts Brothers. 8. 1 Doll. 50 cents.

Woerl's Reisehandbücher: Führer durch Wiesbaden und Umgebung. Würzburg, Woerl's Reisebücherverlag. 8. 50 Pf.

— — Kurort Meran-Mais. Würzburg, Woerl's Reisebücherverlag. 8. 1 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 38. — 17. September 1896.

Adalbert Stifter.

Wenn einst diese Farben nicht mehr lachen
Und dies Blatt schon längst ein Spiel der Luft,
Mög' in dir noch eine Stimme wachen,
Die nur einmal nach dem Maler ruft.

Diese einer „selbstgemalten Rose" beigegebenen Verse Adalbert Stifter's vom Jahre 1824 hat Anton Schlossar vor kurzem in dem Jahrbuche „Die Dioskuren" unter andern Jugendpoesien des Dichters veröffentlicht. Die Rose mag verblichen sein. Aber was Stifter mit dem Pinsel geschaffen hat, ist ja immer auf einen kleinen Kreis von Verehrern beschränkt geblieben. Dagegen leuchten die Farben, die er in seinen Dichtungen aufgetragen hat, noch heute in alter Frische. Und doch haben auch diese Schöpfungen, die einst von aller Welt bewundert wurden, von ihrem ursprünglichen Zauber vieles eingebüßt. Wol ist der Name des Hauptwerks, der „Studien", noch in aller Gebildeten Munde, aber auch sie gehören zu den Büchern, die mehr erhoben als gelesen werden. Ist dieses Schicksal verdient? so fragen wir im Hinblick auf die schön ausgestattete neue Ausgabe der „Studien"*), die demnächst ihrem Abschlusse entgegensieht. Gewiß ist, es fehlt uns die stille Beschaulichkeit, die unsern Voreltern eigen war, und auch oft die Muße, uns in Stifter's Dichtungen zu versenken. Darum aber unfreundlich von ihnen zu reden, wäre ungerecht. Davon sollte uns schon die Erwägung abhalten, wie sie entstanden sind und wie der Dichter selbst darüber geurtheilt hat. Stifter ward nur durch einen Zufall zum Schriftsteller. Zunächst dichtete er blos zur eigenen Freude. Darum haben seine Schriften etwas Tagebuchartiges mit all der sorglosen Breite dessen, der seine Lebenserfahrungen und stillen Betrachtungen aufschreibt. Zum Theil geben sie sich auch geradezu als Memoiren, wie der Anfang des „Condor". Die „Feldblumen" sind Tagebuchblätter in Briefform. In der „Mappe meines Urgroßvaters" wird uns Form und Werth solcher Aufzeichnungen in alterthümlicher Sprache geschildert: „Vor Gott und meiner Seele verspreche ich hier einsam und allein, daß ich nicht falsch sein will in diesen Schriften und Dinge machen, die nicht sind, sondern, daß ich es lauter schöpfe, wie es gewesen ist, oder wie es mir mein Sinn, wenn es irrig war, gezeigt hat. Wenn ein Hauptstück zusammengekommen, dann schneide ich mit einem feinen Messer einen Spalt in die Pergamentblätter, oben und unten, und ziehe ich ein blaues oder rothes Seidenbändlein durch, mit selbem die Schrift zu sperren, und siegle ich die Enden zusammen. Wenn aber von dem Tage an drei ganze Jahre vergangen sind, dann darf ich das Bändlein wieder abschneiden und die Worte wie Sparpfennige lesen." Auf ähnlichen Anschauungen beruht die Bedingung, die Hanns von Scharnast in der „Narrenburg" an die Uebernahme des von ihm gestifteten Fideicommisses geknüpft hat. Jeder nämlich, dem seine Burg als Erbschaft zufiel, mußte schwören, daß er wahrheitsgetreu seine gesammte Lebensgeschichte aufschreiben und die seiner Vorgänger gewissenhaft durchlesen wollte. Gern lenkt sich der Blick des Dichters in die Vergangenheit zurück. „Wie der Mensch doch selber arbeitet, daß das vor ihm Gewesene versinke, und wie er wieder mit seltsamer Liebe am Versinkenden hängt, das nichts anderes ist als der Wegwurf vergangener Jahre." Denn nicht sowol die gewaltigen Zeugen der Vergangenheit sind es, die den Dichter fesseln, als vielmehr die unscheinbaren Ueberbleibsel. Gern kramt er in dem Hausrath, der seit der Väter Zeiten sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hat. „Es ist dies die Dichtung des Plunders, jene traurig sanfte Dichtung, welche blos die Spuren der Alltäglichkeit und Gewöhnlichkeit prägt, aber in diesen Spuren unser Herz oft mehr erschüttert als in andern, weil wir auf ihnen am deut-

*) Studien. Von Adalbert Stifter. Mit Illustrationen von Franz Hein und Fr. Kallmorgen. Erster und zweiter Band. Leipzig, C. F. Amelang. 1895—96. Gr. 8. Jeder Band geb. in Lwd. 5 M. Der dritte Band steht noch aus.

lichsten den Schatten der Verblichenen fortgehen sehen, und unsern eigenen mit, der jenem folgt. . . . Es ist etwas Rührendes in diesen stummen, unklaren Erzählern der unbekannten Geschichte eines solchen Hauses. Welches Wehe und welche Freude liegt doch in dieser ungelesenen Geschichte begraben und bleibt begraben!... In der andern, großen Geschichte vermag auch nicht mehr zu liegen, ja sie ist sogar nur das entfärbte Gesammtbild dieser kleinen, in welchem man die Liebe ausgelassen und das Blutvergießen aufgezeichnet hat. Allein der große goldene Strom der Liebe, der in den Jahrtausenden bis zu uns herab geronnen, durch die unzählbaren Mutterherzen, durch Bräute, Väter, Geschwister, Freunde, ist die Regel, und seine Aufmerkung ward vergessen; das andere, der Haß, ist die Ausnahme und ist in tausend Büchern aufgeschrieben worden." Auch wo der Dichter die politischen Begebenheiten der Vergangenheit berührt, wie den Dreißigjährigen Krieg im „Hochwald", bleiben sie durchaus im Hintergrunde. So werden auch in der Geschichte „Das alte Siegel" die Ereignisse des Befreiungskriegs nur angedeutet. Friedliche Menschen und ihre stillen Herzensgeschichten bilden zumeist den Gegenstand der Erzählung. Oefter ist Resignation das Los der Liebenden. Aehnlich wie es dem Dichter selbst ergangen war, ergeht es auch dem frommen Felix im „Heidedorf". „Ihre selbstgewählte Stellung in der Welt", schreibt ihm der Vater der Geliebten, „macht es unmöglich zu willfahren; meine Tochter sieht ein, daß so nichts sein kann, und hat nachgegeben." Leichtsinn und Eitelkeit läßt im „Beschriebenen Tännling" Hanna dem redlichen Hanns untreu werden. Sein Leben lang kann er den Schlag nicht verwinden, wenn auch die Volksstimme meint, daß ihm diese Wendung der Dinge zum Heile gewesen sei. Tiefe Reue faßt im „Condor" die schuldbewußte Frauenseele. „Gelassen und kalt stand die Macht des Geschehenen vor ihrer Seele und war nie und nimmermehr zu beugen — und fern, fern von ihr in den Urgebirgen der Cordilleren wandelte ein unbekannter, starker, verachtender Mensch, um dort neue Himmel für sein wallendes, schaffendes, dürstendes, schuldlos gebliebenes Herz zu suchen." Im „Alten Siegel" ist es der Mann, der als strenger Sittenrichter die Geliebte von sich stößt. Aber „später rang er mit Gewissensbissen, und da er alt geworden war, hat er oft bitterlich geweint und gesagt: «Wie sie ist doch keine»". Bisweilen finden sich die Herzen wieder nach zeitweiliger Entfremdung, wie in der „Mappe meines Urgroßvaters" und in den „Feldblumen". Wiederholt ist der Conflict auf die Ehe übertragen. Deborah verachtet Abdias, weil er durch die Pocken entstellt ist, und Stephan Murai fühlt sich der häßlichen Brigitta entfremdet. Aber beide Paare werden durch ihre Kinder einander wieder herzlich verbunden. Frei von falschen Illusionen weiß der Dichter recht wohl, welche Gefahren gerade dem Schwärmer in der Ehe drohen, aber sein Glaube an das Gute im Menschen trägt doch auch hier den Sieg davon. Sein „Hagestolz" wird durch den herzensreinen Victor von seiner Weltverachtung zu sanftern Gefühlen bekehrt. Diese Jünglingsgestalten, bei deren Zeichnung der Dichter wol viel von sich selbst abgenommen hat, sind seine Stärke. Sie sind harmlose, für alles Edle und Schöne begeisterte Menschen. Oft stehen sie einsam in der Welt, sodaß sie gezwungen sind, sich selbst ihren Lebensweg zu wählen. In der Schilderung ihrer Bildungsgänge verräth sich der Beruf des Dichters, der bekanntlich längere Zeit als Schulrath in Oberösterreich gewirkt hat. Gewöhnlich in auskömmlichen Lebensverhältnissen, machen sie bisweilen eine größere Erbschaft und erhalten dadurch Gelegenheit, ihren Lieblingsneigungen nachzugehen, die dann der Dichter mit Behagen schildert. Es mag freilich auch kommen, daß einer infolge seiner frühen Selbständigkeit ein rechter Narr geworden ist wie Theodor Kneigt im „Waldsteig", eine Gestalt, die in Keller's „Leute von Seldwyla" paßte. Aber ein frisches Bauernkind macht auch ihn zum vernünftigen und glücklichen Menschen. Erinnert der Dichter auch gelegentlich an die Schwächen des weiblichen Geschlechts, so ist er doch nicht ungerecht. Er schildert in den „Zwei Schwestern" ein herrliches Weib in der energischen Maria, die nicht nur ihrer bedrängten Familie wieder aufhilft, sondern auch zu jedem Opfer des Herzens bereit ist. Eigentlich schlechte Menschen spielen in Stifter's „Studien" keine Rolle. Das ist bezeichnend für die harmonischen Lebensanschauungen des Dichters. Selbst im „Beschriebenen Tännling" nimmt die auf eine Mordthat sich zuspitzende Handlung noch ein unerwartetes Ende. Dieser Optimismus ward freilich durch manche widrige Lebenserfahrung und namentlich durch die Ereignisse der Revolutionszeit auf eine harte Probe gestellt.

In Wien verkehrte der Dichter in der höchsten Gesellschaft. Dennoch hat er das eigentliche Gesellschaftsleben höchstens in den „Feldblumen" geschildert. Sein wahres Gebiet ist die Natur im Menschenleben und dann vornehmlich die Natur in engerm Sinne, die weite, schöne Gotteswelt. Der Natursinn des Dichters wurzelt in den Eindrücken, die er in seiner Jugend empfangen hatte. Bekanntlich wurde er am 23. October 1805 in Oberplan im Böhmerwalde geboren. Seine Heimat hat er denn auch mit Vorliebe in seinen Geschichten geschildert. Besonders hatte der herrliche Wald es ihm angethan. „Möchte es uns gelingen", schreibt er im „Hochwald", „nur zum tausendsten Theile jenes schwermüthig schöne Bild dieser Waldthale wiederzugeben, wie wir es selbst im Herzen tragen seit der Zeit, als es uns gegönnt war, dort zu wandeln und einen Theil jenes Doppeltraumes dort zu träumen, den der Himmel jedem Menschen einmal und gewöhnlich vereint gibt, den Traum der Jugend und den der ersten Liebe. Er ist es, der eines Tages aus den tausend Herzen eins hervorhebt und es als unser Eigenthum für alle Zukunft als einzigstes und schönstes in unsere Seele prägt, und dazu die Fluren, wo es wandelte, als ewig schwebende Gärten in die dunkle warme Zauber-

phantasie hängt!" Auch in der Natur ist es das Ruhige, das Feierliche, was den Dichter besonders anzieht. Die Natur erscheint bei ihm als die treue Mutter, in deren Schos der bedrängte Mensch sich flüchtet aus den Gefahren des Lebens. Bezeichnend sind in dieser Hinsicht die Schilderungen im „Hochwald". „Da in diesem Becken buchstäblich nie ein Wind weht, so ruht das Wasser unbeweglich, und der Wald und die grauen Felsen und der Himmel schauen aus seiner Tiefe heraus, wie aus einem ungeheuern schwarzen Glasspiegel. Ueber ihm steht ein Fleckchen der tiefen, eintönigen Himmelsbläue. Man kann hier tagelang weilen und sinnen, und kein Laut stört die durch das Gemüth sinkenden Gedanken als etwa der Fall einer Tannenfrucht oder der kurze Schrei eines Geiers. Oft entstieg mir ein und derselbe Gedanke, wenn ich an diesen Gestaden saß: — als sei es ein unheimlich Naturauge, das mich hier ansehe — tief schwarz — überragt von der Stirne und Braue der Felsen, gesäumt von der Wimper dunkler Tannen — drin das Wasser regungslos, wie eine versteinerte Thräne." So schildert er denn auch mit liebevoller Ausführlichkeit in der „Mappe meines Urgroßvaters" einen Winter, dessen sich die ältesten Leute nicht erinnern konnten, wie die ganze Natur schlummert unter der Schneedecke und wie der Wald schweigend steht im Schmucke des Eises. Oder er führt uns im „Heidedorf" in ein „traurig liebliches Fleckchen Landes, das sie die Heide nennen, weil seit unvordenklichen Zeiten nur kurzes Gras darauf wuchs, hier und da ein Stamm Heideföhre oder die Krüppelbirke, an deren Rinde zuweilen ein Wollflöckchen hing von den wenigen Schafen und Ziegen, die zeitweise hier herumgingen".

Hängt der Dichter auch mit jeder Faser an der geliebten Heimat, so gibt er uns doch in „Brigitta" auch ein Bild der einsamen Pußta und in „Abdias" gar ein Bild der Wüste. Ueberall sieht er mit den Augen des Malers. „Die Maler", sagt er von einer einsamen Gegend am Gardasee, „haben eigentlich diese Dinge noch nicht gemalt; denn da war kein Baum, kein Gesträuchlein, kein Haus, keine Hütte, keine Wiese, kein Feld, sondern nur das sehr dürftige Gras und die Felsen — gewiß wenige Künstler hätten das für die Aufgabe eines Meisters gehalten, wenn sie nicht früher die Erfahrung gemacht hätten, wie so unaussprechlich die düstere Schönheit solcher Oeden auf die Seele des Menschen zu wirken vermag." Bei seiner Vorliebe für die Ruhe der Einsamkeit darf es nicht wundernehmen, wenn ihn die Stille der Nacht entzückt. Den Zauber des Mondscheins hat er nicht minder gepriesen als Eichendorff. Wir wissen, daß er auch mit Farben gern Mondscheinscenen gemalt hat. Wie er selbst gleich Keller und manchem andern berühmten Schriftsteller Maler war, so verstehen sich auch seine Jünglinge oft auf diese Kunst. Und wenn sie auch nicht immer große Künstler sind, wie Gustav im „Condor" oder Albrecht in den „Feldblumen", so sind sie doch wenigstens geschickt, eine Skizze zu entwerfen. Sein eigenes Ideal schildert Stifter wol in folgendem Wunsche: „Rings im Halbkreise stände eine Blumenwildniß, und mitten darin säße ich mit meiner Staffelei und versuchte endlich jene Farben zu erhaschen, die mir ewig im Gemüthe schweben und nachts durch meine Träume dämmern — ach, jene Wunder, die in Wüsten prangen, über Oceanen schweben und den Gottesdienst der Alpen feiern helfen. An den Wänden hinge ein oder der andere Ruysdael oder ein Claude, ein sanfter Guido und Kindergesichtchen von Murillo. In dieses Paphos und Eldorado ginge ich dann nie anders, als nur mit der unschuldigsten, glänzendsten Seele, um zu malen oder mir sonst dichterische Feste zu geben. Ständen noch etwa zwischen dunkelblätterigen Tropengewächsen ein paar weiße, ruhige Marmorbilder alter Zeit, dann wäre freilich des Vergnügens letztes Ziel und Ende erreicht."

Aber der Blick Stifter's haftet nicht an der Oberfläche der Dinge. Er kennt auch das innere Leben und Weben der Natur. Er kennt die Zeichen des Waldes und des Himmels. Die Erde ist ihm nicht nur eine Quelle der Schönheit, sondern auch die gütige Spenderin des Segens. Besondere Freude macht es ihm, die Fortschritte der Landwirthschaft zu verfolgen. Wie Brigitta mit Murai wetteifert, eine Musterwirthschaft zu betreiben, so gründet Maria in den „Zwei Schwestern" durch gleiches Bemühen von neuem das Glück ihres Hauses. Hugo im „Alten Siegel" sucht Vergessen seines Schmerzes in der Verbesserung seines Anwesens, und in der „Mappe meines Urgroßvaters" ist die Einrichtung eines Hauses Gegenstand vielfacher Erwägung. Die Personen dieser Geschichten verstehen sich auf die heilsamen Kräuter, der oder jener wandert wol auch umher mit der Botanisirtrommel und sucht seltene Gesteine. Besonders gern hebt sich das Auge der Stifter'schen Menschen empor zum weiten Himmelsraume. Gustav im „Condor" beobachtet mit seinem Fernrohr den Himmel, während die kühnen Forscher im Ballon dessen Geheimnisse durchforschen. Das Fernrohr spielt in gar vielen dieser Geschichten eine Rolle. Wohin der Dichter aber auch blicken mag, überall bewundert er die Herrlichkeit der Schöpfung.

So ist Stifter keineswegs blos, was manche meinen, ein Schriftsteller, der dem Maler ins Handwerk gepfuscht hat. Ueber seine Naturschilderungen den Stab brechen wollen durch den Hinweis auf Lessing's Feststellungen über die Grenzen der Malerei und der Poesie ist verkehrt. Zwar bemäntelt der Dichter es keineswegs, wie sehr ihm die Schilderung der Natur am Herzen liegt, und er lädt wol auch den Leser ein, im Anblick einer herrlichen Gegend zu verweilen, aber indem er seine Personen wandern läßt, bringt er Leben und Bewegung in die Schilderung. Vor allem versteht er die Kunst, anschaulich zu schildern. Wir bedurften also der Bilder, die unserer Ausgabe beigegeben sind, nicht. Ja, man könnte sagen, daß sie das Auge des Lesers ablenken und ihn abhalten, sich in die Schilderung des Dichters zu versenken. An

sich sind sie ja lobenswerth und bringen neben Gleichgültigem auch manche stimmungsvolle Darstellung.

Die Hauptsache ist, daß in Stifter's „Studien“ die Schilderung der Natur mit den Charakteren innig zusammenhängt. „Wie es des Oeftern geht“ — heißt es im „Heidedorf“ —, „daß tiefsinnige Menschen oder solche, denen die Natur allerlei wunderliche Dichtung und seltsame Gefühle in das Herz gepflanzt hatte, gerade solche Orte aufsuchen und liebgewinnen, weil sie da ihren Träumen und innerm Klingklang nachgehen können: so geschah es auch auf diesem Heideflecke.“ Und ähnlich ist es überall. Vom alten Gregor im „Hochwald“ heißt es: „Seinen ganzen Lebenslauf, eine ganze Seele hatte er dem Walde nachgedichtet und paßte umgekehrt auch wieder so zu ihm, daß man sich ihn auf einem andern Schauplatze gar nicht denken konnte.“ Aehnliches mag man vom Dichter selbst sagen. Nicht jeder dürfte wagen, was er gewagt hat. Es fehlt unter den Dichtern der Gegenwart nicht an solchen, die der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen verstehen, aber in Stifter's „Studien“ tritt uns eine Naturbetrachtung entgegen, die nur bei ihm zu finden ist. Wir müssen ihn schon hinnehmen wie er ist. Denn seine Mängel hängen mit seinen Vorzügen eng zusammen. Er selbst hat ja auf Nachruhm nicht gerechnet. „Auf Schriftstellerthum“, schrieb er in der Vorrede der „Studien“, „macht das Vorliegende keinen Anspruch, sondern sein Wunsch ist nur, einzelnen Menschen, die ungefähr so denken und fühlen wie ich, eine heitere Stunde zu machen, die dann vielleicht weiter wirkt und irgendein sittlich Schönes fördern hilft. Ist dies gelungen, dann ist der Zweck dieser Blätter erreicht, und sie mögen vergessen werden — ist doch selbst die glänzendste That der Gegenwart eigentlich nur ein Baugerüste der Zukunft und wird abgebrochen, sowie die Zukunft fertig ist — aber eben darum geht auch nicht das kleinste Körnchen verloren, das in der Gegenwart ein wahrhaft Gutes setzt; denn der ganze Bau der Ewigkeit ruht mit auf diesem Körnchen.“ Wir glauben, daß diese Dichtungen sich noch nicht überlebt haben. Noch heute mag mancher an ihnen sich erbauen, wenn er auch vielleicht wünschen wird, die Handlung möchte straffer zusammengefaßt oder schärfer zugespitzt sein. Verehrer des Dichters rüsten sich, ihm an der Donau ein würdiges Denkmal zu widmen. Wer sich ihm verpflichtet fühlt, erhält dadurch Gelegenheit, den Zoll des Dankes zu entrichten.*)

Richard Opitz.

*) Der Ausschuß zur Errichtung eines Adalbert Stifter-Denkmals in Linz a. d. D. bittet Beiträge an den Ausschuß in Linz zu Handen des Schatzmeisters, Herrn k. und k. Hofbuchhändlers Vinc. Fink, senden zu wollen.

Socialpolitische Schriften.

1. Grundriß der Nationalökonomie. Von Paul Leroy-Beaulieu. Uebersetzt von Edwin Ramsperger. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 1896. Gr. 8. Geb. in Leinw. 3 M.
2. Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirthschaft. Von Karl Jentsch. Leipzig, Fr. W. Grunow. 1895. 8. Geb. in Leinw. 2 M. 50 Pf.

Grundrisse und Leitfäden für das Laienstudium der Nationalökonomie gibt es nicht wenige, ohne daß bisher eins dieser Bücher dem Zwecke, den sie erreichen sollen, genügt hätte. Fast alle sind sie öde Auszüge aus den großen Compendien und begnügen sich, eine Sammlung von Begriffen und Definitionen zu geben, ohne vom eigenen Wissen und originaler Auffassung des Verfassers etwas dazuthun zu können. Dabei ist der Stil gewöhnlich matt und farblos, sodaß der Laie, der sich über die Probleme der Volkswirthschaft unterrichten möchte, diese Art von Lehrmitteln meist sehr schnell wieder weglegt, da sie ihm einen Nutzen nicht bringen, ihm das Verständniß nicht vermitteln können. Sehr weit über diese gänzlich unbrauchbaren Leitfäden zum Studium der Nationalökonomie erhebt sich der „Grundriß der Nationalökonomie“ von Paul Leroy-Beaulieu (Nr. 1) auch nicht, wenigstens nicht methodisch, während sachlich der Verfasser ja durch seine wissenschaftliche Qualification die Gewähr einer guten Arbeit gibt. Daß man sachlich als Anhänger der einen oder andern nationalökonomischen Schule und socialpolitischen Richtung die Probleme der Volkswirthschaft verschieden beurtheilt, ist selbstverständlich, und so sollen hier auch keine Controversen in diesem Sinne angesponnen werden. Nur sei darauf hingewiesen, daß die einzelnen Abschnitte des Buches von Leroy-Beaulieu sehr verschiedenwerthig sind. Am meisten Widerspruch fordert der letzte Abschnitt heraus, der vom Staate und den öffentlichen Finanzen handelt. Meiner Ansicht nach gehört die Darstellung vom Wesen des Staates und seinen Aufgaben überhaupt nicht an das Ende des Buches, sondern an den Anfang. Ganz abgesehen von diesem methodischen Fehler in der Disposition ist die Auffassung Leroy-Beaulieu's vom Staate überaus schwächlich. Der liberale Politiker in ihm kommt mit dem Socialpolitiker in Conflict, und dieser Conflict ist in dem Verfasser selbst nicht klar ausgetragen. „Eine Gesellschaft“, sagt zunächst der Verfasser, „setzt sich aus drei Bestandtheilen zusammen: aus den Individuen, den freiern Vereinigungen und der öffentlichen Gewalt oder dem Staat.“ Das klingt beinahe, als wären Individuen, freie Vereinigungen und der Staat gleichartige Bestandtheile. Der Staat hat mit der Zusammensetzung einer Gesellschaft zunächst sehr wenig zu thun. Ebenso schief ist der Satz: „Im Staat findet die Nation ihren höchsten Ausdruck.“ Nein, etwas anderes wäre es, wenn Leroy-Beaulieu gesagt hätte: die Gesellschaft findet ihre vollendetste Organi-

sation im Nationalstaate. Ob „der Staat so gut wie jedes Individuum mit Verstand, Sittlichkeit und Vorsorglichkeit begabt sein kann", scheint mir sehr fraglich zu sein.

Die Aufgaben des Staates lassen sich nach dem Verfasser „auf folgende Punkte zurückführen(?)": Schutz und Sicherheit der Nation dem Auslande gegenüber und Frieden der Bürger im Innern; Fürsorge für alle Bedürfnisse, die durch Privatinitiativen nicht befriedigt werden können; Wahrung der bleibenden Interessen gegenüber den zeitweiligen. Der Staat ist Organ des Rechtes und schließlich auch Beschirmer der Schwachen, die keinen andern Halt haben. „Die Gesetze über Erziehung, über die Kinderarbeit in den Fabriken, über Irre und Kranke gehören in seine Sphäre. Damit ist nicht gesagt, daß der Staat die Mission habe, alle glücklich zu machen; er hat einfach zu verhindern, daß wehrlose Wesen, wie Minderjährige und Kranke, durch die Stärkern unterdrückt werden." Ich fürchte sehr, daß der Verfasser mit dieser verclausulirten Angabe hat sagen wollen, daß er erwachsene Arbeiter für besonders stark und daher nicht für schutzbedürftig hält. — Was in dem Buche über die Finanzen des Staates und das Steuerwesen gesagt wird, enthält wesentliche Unrichtigkeiten, die einem Nationalökonomen eigentlich kaum verziehen werden können.

Doch lassen wir die sachlichen Einwände schweigen, methodisch, als Unterrichtsmittel, ist das Buch für den Laien nicht anziehend. Man darf im allgemeinen in Laienkreisen heute ein Interesse für volkswirthschaftliche Dinge voraussetzen, das stark genug ist, auch bei der Verarbeitung besonders spröder Materien dieser Wissenschaft nicht zu erlahmen; aber darauf bauend, einen Grundriß der Nationalökonomie möglichst langweilig zu schreiben, scheint mir nicht gerade nothwendig. Wenn irgendwo der trockene Pandektenton unangebracht ist, so bei der populären Darstellung volkswirthschaftlicher Fragen. Wer über das Leben schreibt, soll auch lebendig schreiben, und gar nicht so ängstlich auf die Wahrung der sogenannten Objectivität achten. Das rein ästhetische Behagen an einer schönen Form der Darstellung muß auch hier das stärkste Mittel bleiben, das Interesse des studirenden Laien und seine Spannkraft aufrecht zu erhalten.

Daher halte ich das Buch „Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirthschaft", von Karl Jentsch (Nr. 2), für das einzige, das bisher dem Bedürfnisse, das ein Leitfaden der Nationalökonomie dem Laien gegenüber erfüllen soll, gerecht geworden ist. Ich betone aber ausdrücklich, dem Bedürfnisse des gebildeten Laien und nicht, wie der Verfasser hofft, des Volksschullehrers dessen allgemeine Bildung und logische Schulung viel zu gering sind, als daß er das Buch so benutzen könnte, wie es benutzt werden muß. Jentsch ist durch frühere Publicationen genügend bekannt geworden. Seine in sich abgeschlossene, kraftvolle Persönlichkeit, seine unbestechliche Ehrlichkeit, ein gewisser rücksichtsloser Freimuth, energischer, knapper, klarer Stil, gediegenes Wissen sind die guten Vorbedingungen für die wirksame Kraft auch dieser neuern Publication geworden. Vor allem ist volkswirthschaftliche Bildung des Verfassers schnell ausgereift. Seinem Buche „Weder Communismus noch Kapitalismus" merkte man noch das Studium an, sonst würde wol der Abschnitt „Die Geschichte der englischen Arbeit" nicht in dieser Form publicirt worden sein, heute wirkt Jentsch durch die Sicherheit seines Wissens schon autoritativ, und das ist nicht unwesentlich für den Erfolg des Grundrisses der Volkswirthschaftslehre. Man gibt sich gern in den Bann einer starken Persönlichkeit, und selbst wenn der persönliche Charakter einer Anschauung in den Augen ängstlicher Gemüther zu stark hervortritt, wie das bei Jentsch nicht selten der Fall ist, so halte ich das bei dem Ziele, das sich Jentsch gesteckt hat, eher für einen Vortheil als Nachtheil. Auch bei diesem Buche ließe sich im einzelnen gegen den Inhalt manches einwenden, wir wollen den Eindruck des Ganzen aber nicht durch das Herumklauben an Einzelheiten zerstören. Daß Jentsch in seinem Grundrisse auf einzelne Persönlichkeiten so nachdrücklich aufmerksam macht, auf Rodbertus und vor allem auf Friedrich List, sei ihm besonders gedankt. Jentsch ist endlich auch davon abgegangen, in seinem Buche die äußere Anordnung eines Compediums nachzuahmen mit dessen pedantisch trockener Aneinanderreihung von Begriffen, Definitionen und Erläuterungen; die begrifflichen Auseinandersetzungen der schwierigsten Art fügt er so meisterhaft in den Rahmen seiner geistvoll geschriebenen Essays ein, daß der Leser gar nicht merkt, über welche Schwierigkeiten ihm hier spielend hinweggeholfen wird. Nur wer sich selbst im Schweiße seines Angesichts mit diesen Begriffen einst hat herumschlagen müssen, kann die ganze Größe dieser klaren Darstellungskunst würdigen. Ich zweifle nicht, daß das Buch einen schnellen und erfolgreichen Weg machen und so zur Vertiefung und Verallgemeinerung volkswirthschaftlicher Kenntnisse beitragen wird, die wahrlich sehr nothwendig sind in einer Zeit, wo so viele falsche Propheten umgehen und bei dem großen Interesse, das für alle volkswirthschaftliche Fragen vorhanden ist, leicht Bauernfang treiben können. Und es wäre zu wünschen, daß auch etwas von dem Geiste der unbedingten Ehrlichkeit, die uns aus dem Buche anweht, auf seinen Leserkreis überginge.

3. Die Frage der allgemeinen Bildung und der Zeitungsreform. Von Karl Walcker. Leipzig, Hermann Haacke. 1896. Gr. 8. 1 M.

Ich muß gestehen, daß ich die Broschüre Walcker's kopfschüttelnd aus der Hand gelegt habe. In dem ganzen Buche findet sich auch nicht eine einzige wohlgeordnete Gedankenreihe, die uns dem Ziele, das der Titel andeutet, zuführte. Man sollte annehmen, daß der

Verfasser seinen Lesern zunächst klar machte, was allgemeine Bildung ist, daß er an der Hand dieses fest umschriebenen Begriffes unsere Verhältnisse prüfte, sie entweder gut oder schlecht fände, und im zweiten Falle Vorschläge zur Aenderung dieses mislichen Zustandes machte. Nichts von alledem! Wir müssen uns mühsam durch ein Haufwerk von Citaten, historischen Anekdoten und persönlichen Erlebnissen durcharbeiten, die noch dazu in einem so abgehackten Stile nebeneinander gestellt sind, daß das Lesen zur Qual wird. Zur Zeitungsreform macht der Verfasser wenigstens greifbare Vorschläge. Er schlägt vor, die Preß- und Lesefreiheit vor allem zu sichern durch einen Reichsverfassungsartikel folgenden Inhalts: „Die Preßfreiheit wird garantirt. Sie besteht in der staats- und strafrechtlichen Gleichstellung der Beamten und Nichtbeamten in Bezug auf die Freiheit der Meinungsäußerung durch Preßerzeugnisse aller Art. Erlaubt ist dasjenige, was ein Professor (!?), ein Staatsanwalt, ein Privatkläger, ein Kläger vor einem Ehrengericht oder Rechtsschutzverein in einer ähnlichen Lage in wissenschaftlicher, pflichtmäßiger, strafloser Weise sagen kann und muß. Alle Personen, welche eine solche Preß- und Redefreiheit, den Lebensodem des constitutionellen Staates, die nothwendige Consequenz der christlichen Nächstenliebe und des Patriotismus zu unterdrücken versuchen, werden mit den oder den Geld-, Gefängniß- oder Zuchthausstrafen belegt." Die Preßfreiheit und Bekämpfung der Preßfreiheit werden gesichert durch einen deutschen Nationalverein. „Der Verein wäre aus gemäßigten, entschieden antiultramontanen (!) Politikern verschiedener Klassen, Parteien, Confessionen auf dem Wege der Cooptation (?) zu bilden. Tüchtige kleine Leute, liberale Katholiken, Altkatholiken, getaufte und ungetaufte Israeliten wären natürlich ebenfalls heranzuziehen. An Discussionsstoff würde es dem Verein nicht fehlen. Man denke z. B. an die Agitation für die Wiederherstellung des welfischen Thrones in Braunschweig und Hannover, an die neuern Klöster Elsaß-Lothringens, Baiern, Preußens u. s. w., an die Ernennung polnischer Geistlicher zu Schulinspectoren, an die Ansiedelung polnischer Bauern auf Rentengütern und anderes." Nachdem er eine Reihe von andern Vorschlägen zur Zeitungsreform gemacht hat, kommt der Verfasser zu dem Schlusse: „Wenn die Preßfreiheit in der erwähnten Weise gesichert ist, so werden reiche oder wohlhabende, gelehrte Rentiers, Sprößlinge der besten Adels- und Bourgeoisfamilien, für die Redacteurstellen großer Blätter zu haben sein, nicht selten auch Abgeordnete, ja, Minister werden."

Es soll nicht geleugnet werden, daß sich hier und dort eine richtige Bemerkung findet, die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, ist jedoch nicht erfüllt.

4. Schwere Noth im Nähr-, Lehr- und Wehrstand. Von Pastor Eduard Schall. Leipzig, Reinhold Werther. 1896. Gr. 8. 2 M.

In dem ersten Aufsatze: „Die Entvölkerung des platten Landes. Ursache und Abhülfe", handelt der Verfasser sein Thema zwar etwas weitschweifig, aber mit guter Sachkenntniß ab. Die Abrechnung eines kleinen Landwirthes aus dem Jahre 1893, die eine Ausgabe von 5792 Mark einer Einnahme von 10693 Mark gegenüberstellt, erscheint mir nicht so beweiskräftig wie dem Verfasser. Der Bauer, der ihm die Rechnung zur Verfügung gestellt hat, ist offenbar einer aus einer Gegend mit landwirthschaftlicher Industrie (Zuckerrübenbau), deren Sonderstellung der Verfasser selbst hervorhebt. Nach dem Ausgabebudget sind die Grundstücke des Bauern ganz schuldenfrei, das ist ein seltener Fall im allgemeinen (selbst in der magdeburger Gegend, von wo das Beispiel offenbar hergenommen ist). Das Einnahmebudget verzeichnet für verkauftes Rindvieh 1352 Mark, für verkaufte Schweine 1320 Mark. Erstens dürften das Einnahmen sein, die nicht regelmäßig jährlich wiederkehren, sodann sind das auch nicht ohne weiteres Reineinnahmen, da Viehverkäufen gewöhnlich Vieheinkäufe gegenüberstehen. Die Kenntnißnahme der Reformvorschläge des Verfassers sei der Lektüre der Schrift überlassen. — In dem zweiten Aufsatze: „Der Mittelstand, wer er ist, und was er zu thun hat?" steht der Verfasser nicht auf der Höhe der Aufgabe. Seine allgemeinen Ausführungen sind ja gewiß ganz richtig, er und mit ihm viele andere vergessen aber ganz, dem sogenannten Mittelstande klar zu machen, daß nicht allein die gekennzeichnete und genugsam bekannte wirthschaftliche Entwickelung die Noth der mittelständischen Erwerbskreise verursacht hat, sondern daß der Mittelstand selbst an seiner schlechten Lage wesentlich mit schuld ist. Die Phrase, die in allen nationalökonomischen Lehrbüchern zu finden ist, daß Handwerk und Kleinhandel infolge der technischen Entwickelung und der Ausgestaltung concentrirter Unternehmungsformen dem Untergange geweiht sei, ist nichts als eine haltlose theoretische Abstraction; in der Praxis erhält diese fatalistische Anschauung ein wesentlich anderes Gepräge. Dies näher auszuführen ist hier nicht der Ort. — Die Definition, die der Verfasser Seite 32 vom Mittelstande gibt, ist falsch, wie überhaupt seine Klasseneintheilung. Das wesentliche Klassenmerkmal ist nicht der Besitz von „Geld", sondern von Arbeitsmitteln. Die Reformvorschläge, die am Schlusse des Aufsatzes gemacht werden, sind unbrauchbar. Der ehrlichen Gesinnung des Verfassers und seinem Bemühen, sich die wissenschaftliche Erkenntniß der Dinge zu verschaffen, kann man nur Anerkennung zollen.

L. O. Brandt.

Militärschriften.

1. Moltke's militärische Werke. I. Militärische Correspondenz. Dritter Theil: Aus den Dienstschriften des Krieges 1870/71. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. Erste Abtheilung: Der Krieg bis zur Schlacht von Sedan. Mit 1 Uebersichtskarte, 3 Textskizzen und 1 Handzeichnung. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1896. Gr. 8. 6 M.
2. Die Schießvorschriften der europäischen Mächte. Vergleichende Studie unter besonderer Berücksichtigung der neuen französischen Schießvorschrift. Als Fortsetzung des Buches „Das Schießen der Infanterie" bearbeitet vom Verfasser des „Schießens der Infanterie". Mit 4 Abbildungen und zahlreichen Tabellen. Leipzig, Zuckschwerdt u. Comp. 1895. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.
3. Die Bayern in Schleswig-Holstein 1848—50. Ein Beitrag zur bayrischen Kriegs- und Heeresgeschichte von E. Zöllner, Premierlieutenant. München, J. Lindauer. 1896. Gr. 8. 3 M.
4. Kriegslehren in kriegsgeschichtlichen Beispielen der Neuzeit. Von W. von Scherff, General z. D. Viertes Heft: Die Cernirung von Metz und die Schlacht von Noisseville. Darstellung und Betrachtungen. Mit 1 Plan in Steindruck. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1896. Gr. 8. 7 M.
5. Napoleonische Initiative 1809 und 1814. Ein Vortrag von Freiherrn von Freytag-Loringhoven, Hauptmann. Mit 2 Skizzen in Steindruck. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1896. 8. 60 Pf.
6. Das Militär der fünf Welttheile 1896. Von Heinrich von Bülow, K. u. K. Rittmeister. Leipzig, Zuckschwerdt u. Comp. 1896. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.
7. Englands Heerwesen am Ende des 19. Jahrhunderts. Von Germanicus. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1896. 8. 80 Pf.
8. Die wissenschaftliche Ausbildung des Soldaten. Von Theodor von Pelchrzim, weiland Major z. D. Für Capitulanten-, Regiments-, Bataillonsschulen (den neuesten Bestimmungen gemäß) sowie für Stadt- und Landschulen, auch zum Selbstunterricht. Neu bearbeitet von Hans von Below, Generallieutenant z. D. 28. Auflage. Berlin, Karl Siegismund. 1896. Gr. 8. 1 M.

Nr. 1 der zu besprechenden Bücher ist eine von jenen dankenswerthen Veröffentlichungen des Großen Generalstabs, die einen interessanten Einblick in die geistige Werkstatt unsers verewigten Moltke gewähren. Gerade der gegenwärtige Band wird besonders starke Antheilnahme finden, weil er den Krieg behandelt, der den Gedanken der jetzt Lebenden doch am nächsten steht, und von diesem Krieg die Periode, für die die vorbereitende und die eingreifende Arbeit des Chefs des Generalstabes am wirksamsten gewesen ist. — Die ersten der mitgetheilten Denkschriften beziehen sich auf Zeiten, wo Preußen den Kampf gegen Frankreich der Hauptsache nach allein hätte durchführen müssen, zum mindesten in dessen Anfängen. Sie sind in den Jahren 1857 bis 1863 geschrieben und auf die damaligen, theils als dauernd, theils als nur zeitweilig anzusehenden politischen Verhältnisse gegründet. Aus ihnen allen leuchtet das Moltke wie den andern größten Feldherren alter und neuer Zeiten eigene Bestreben hervor, nicht alles sichern, vielmehr Unwichtigeres vernachlässigen, dafür aber an den entscheidenden Punkten möglichst viel Kräfte einsetzen zu wollen. Es schrieb eben jene Denkschriften derselbe Moltke, auf dessen Rath einige Jahre später, 1866, die westlich gelegenen Provinzen Preußens, Westfalen und die Frankreich benachbarten Rheinlande, fast ganz von Truppen entblößt, der Feldzug gegen das 7. und 8. Bundescorps mit aufs allerknappste bemessenen Kräften geführt, gegen die österreichisch-sächsische Armee von etwa 271000 Mann aber 278600 Preußen in Bewegung gesetzt wurden. Denn — wie das Generalstabswerk über 1866 sagt —: „Gelang es im Osten die Oberhand zu gewinnen, so war es leicht, zurückzufordern, was im Westen etwa verloren gegangen." Ein Zweites, was jenen Denkschriften gemeinsam ist, ist die kühne Zuversicht, mit der — für den Fall der Annahme der sorgfältig erwogenen und klar begründeten Rathschläge Moltke's — auf die damals im Ganzen und Großen noch nicht erprobte Schlagfertigkeit und Tüchtigkeit der preußischen Armee gerechnet wird. Für die bei aller Einfachheit der Gedankenführung doch einer gewissen schwungvollen Kraft nicht entbehrende Sprache Moltke's sei als Probe die in der Denkschrift vom Juni 1863 enthaltene Stelle über die Bedeutung der Festung Mainz, damals des größten und wichtigsten der westlichen Waffenplätze des Deutschen Bundes, hergesetzt:

> Im Kriege gegen Westen ist Mainz Schild und Schwert für Preußen zugleich. Es deckt die erste Versammlung unserer Armee am Main, sichert die linke Flanke unserer ganzen Rhein-Stellung, zwingt den in Süddeutschland eingedrungenen Gegner zum Angriff einer fast uneinnehmbaren Stellung oder zu einer Umgehung, die alle seine Verbindungen bloßstellt, und bildet endlich den Stützpunkt für unsere Offensive in der einzig Erfolg verheißenden Richtung. Man möchte behaupten, daß Mainz, ohne preußisch zu sein, schon jetzt die wichtigste Festung für Preußen ist. Ihr Verlust würde unsern ganzen Halt am Rhein erschüttern und den Süden Deutschlands dem Gegner schutzlos überliefern.

Vielleicht das schönste, wahrscheinlich auch das geschichtlich werthvollste Document ist das vom 8. August 1866 datirte „kurze Exposé über unsere militärische Stellung zu Frankreich", gerichtet an den „Ministerpräsidenten Grafen von Bismarck-Schönhausen". Bedenkt man, daß dieses Exposé geschrieben ist von einem Mann von nahezu sechsundsechzig Jahren, der schon Jahre vorher den Militärdienst hatte quittiren wollen, um Gesandter beim päpstlichen Stuhl zu werden, und dem in einem neuen Feldzuge vielleicht der schwer errungene frische Lorber von Königgrätz entrissen werden konnte, so wird die Festigkeit und Entschlossenheit des Verfassers dieses Exposé doppelt bemerkenswerth.

Die zwischen den Feldzügen von 1866 und 1870/71 concipirten Denkschriften, von denen jede einzelne den

jeweiligen Stärke-, Organisations- und Dislocationsverhältnissen nicht nur Frankreichs, sondern auch der möglicherweise an einem Kampfe zwischen diesem und dem Norddeutschen Bunde theilnehmenden Mächte gerecht wird, wägen wiederum auf das vorsichtigste die verschiedenen Kriegschancen ab, um schließlich — zunächst für die verfügbaren Kräfte des Norddeutschen Bundes — zu demjenigen 1868—69 entworfenen Operationsplan zu gelangen, der im Sommer 1870 zur Ausführung kam. (Den Abtheilungschefs im Großen Generalstabe wurde Mai 1870 noch eine besondere Arbeit Moltke's über die Ausführung des deutschen Vormarsches gegen die Mosellinie zur Kenntniß gebracht.) Jener Operationsplan faßt einen Krieg gegen Oesterreich-Ungarn und Frankreich zugleich ins Auge, wobei wiederum — wie vor 1866 — der Hauptaccent darauf gelegt wird, auf dem wichtigsten Kampffelde, dem gegen Frankreich, am kräftigsten aufzutreten, während gegen Oesterreich-Ungarn nur defensiv verfahren werden soll, auch wenn dieses in Schlesien oder die Mark eingedrungen wäre. Warum Moltke bei der bekannten damaligen Haltung Dänemarks eine Operation der feindlichen Flotten in der Ostsee für „wenig wahrscheinlich" gehalten hat, wird nicht erwähnt. Auf Seite 106 ist — wol ein Druckfehler — von dem unberechenbaren „Verlust" statt „Verlauf" einer norddeutsch-französischen Moselschlacht die Rede.

Viel Wichtiges und durchweg Interessantes enthält die „Correspondenz" vom Juli bis September 1870. Zunächst deshalb, weil sie an vielen Stellen das Getriebe der militärischen Befehlsführung aus dem Hauptquartier, die sich auch auf Verpflegungsverhältnisse mit bezieht, bloßlegt. Manches wird man mit einiger Verwunderung lesen; so, daß noch am 6. August 9 Uhr 10 Minuten vormittags dem Könige Wilhelm „nicht das geringste Detail über das Gefecht von Weißenburg" (vom 4. August), „nicht eine annähernde Angabe des diesseitigen Verlustes" zugegangen ist, oder daß vom Obercommando der Ersten Armee (Steinmetz) tagelang keine Meldung über den Stand der ihm unterstellten Armeecorps erstattet worden ist. Klarer noch als bisher wird die Differenz zwischen Steinmetz einer- und Prinz Friedrich Karl sowie Moltke andererseits dargelegt, eine Differenz, die schließlich zur Ablösung des erstern führte; erinnert sei hierbei an das Woide'sche Werk (besprochen in Nr. 11 d. Bl. f. 1896), nach welchem die große Entfernung des anfänglichen Hauptquartiers, Mainz, von den operirenden Armeen nicht ohne Mitschuld an jenen Mishelligkeiten ist. Keinenfalls übrigens lassen die Moltke'schen Zurückweisungen der Steinmetz'schen Darlegungen etwas an Bestimmtheit zu wünschen übrig. Ebenso wenig eine Bemerkung über das bairische 2. Armeecorps vor der Schlacht von Sedan.

Neu, soweit bekannt, ist die sich Seite 250 findende redactionelle Bemerkung, daß die berühmte „über London" gekommene Drahtnachricht über den Marsch MacMahon's zur Befreiung von Metz dem „Temps" entnommen war, ein neuer Beweis dafür, wie enthaltsam Zeitungen in Mittheilung von ihnen gewordenen Kriegsnachrichten sein müssen.

Während „Moltke's Correspondenz" mitten in die weltbewegenden Ereignisse von 1870 hineinführt, dient das Buch „Die Schießvorschriften der europäischen Mächte" (Nr. 2) der bescheidenern Aufgabe, die Kenntniß fremder Armeen in der deutschen fördern zu helfen, eine Kenntniß, die immerhin denjenigen Mitteln beizuzählen ist, ohne die ein Fortschritt in der Ausbildung der eigenen Armee ausbleiben würde. Der Verfasser führt die Schießvorschriften Deutschlands und Rußlands von 1893, Italiens von 1894, Oesterreichs und Frankreichs von 1895, nach einheitlichen Gesichtspunkten geordnet, vor und zwar, soweit dies nöthig, mit den eigenen Worten der betreffenden Instructionen. Im allgemeinen ergibt der Vergleich doch eine größere Uebereinstimmung, als vorausgesetzt werden kann; diese Uebereinstimmung ist um so auffallender, als die soldatischen Eigenschaften und die militärischen Traditionen für die Schießausbildung doch an und für sich in den einzelnen Reichen wesentliche Verschiedenheiten aufweisen. Daß im übrigen weder Rußland, noch, nach Moltke's hübschem Ausdruck, unser interessantester Nachbar, Frankreich, das Schießen derartig rationell betreiben läßt, wie namentlich Deutschland und Oesterreich-Ungarn, kann uns durchaus recht sein. Details aus dem sehr fleißigen und beachtenswerthen Buche anzuführen verbietet der Zweck d. Bl.

Von den unter Nr. 3—8 genannten Büchern ist Nr. 3 eine rein kriegsgeschichtliche Arbeit mit gelegentlichen Seitenblicken auf Politik, Nr. 4 und 5 enthalten kritische Betrachtungen über kriegsgeschichtliche Vorkommnisse, wobei Nr. 5 nur auf strategische, Nr. 4 auf strategische und taktische Verhältnisse eingeht. Nr. 6 ist ein Nachschlagebuch, Nr. 7 eine an Zeitereignisse anknüpfende Broschüre und Nr. 8 endlich ein der Hauptsache nach für den Soldaten bestimmtes Lehrbuch.

E. Zöllner stellt in dankenswerther Weise die Mobilmachung und kriegerische Thätigkeit der bairischen Truppen und Freiwilligen an und für sich und im Zusammenhange mit den Ereignissen dar, die sich 1848—50 auf der damals noch ganz dänischen Halbinsel abspielten. Diese Zeit liegt jetzt schon so weit zurück, daß der Verfasser nicht umhin gekonnt hat, mehr als einmal die innerdeutschen und die europäischen Verhältnisse in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen. Es geschieht das vom Standpunkte des Süddeutschen aus, den warmes Empfinden auf Seite der Schleswig-Holsteiner, deren Recht vergewaltigt wurde, trieb, dem aber andererseits das Gefühl, eigentlich sei es vom Staate Baiern etwas viel verlangt, für nicht specifisch bairische Interessen mit Menschen- und Geldopfern einzutreten, nicht fremd war. Die Gefahren, die damals Preußen aus einem consequenten Verfechten der schleswig-holsteinischen Sache erwachsen

konnten, und den Umstand, daß in dieser specifisch preußische Interessen fast ebenso wenig engagirt waren wie bairische, bringt Zöllner dem Leser nicht deutlich zum Bewußtsein, während er übrigens sehr richtig hervorhebt, daß damals in den Herzogthümern selbst eine allgemeine kriegerische Erhebung für die eigene Sache nicht erfolgt ist.

Wenn sonach das Buch Zöllner's hier und da mehr Widerspruch als Zustimmung finden wird, so ist doch der rein militärische Theil von großem Interesse. Dies gilt namentlich von der Schilderung der Mobilmachung und des Transports der bairischen ins Feld gerückten Truppentheile, die sehr übersichtlich, zum Theil tabellarisch, dargestellt sind. Durchaus beistimmen wird man dem Verfasser, wenn er den 13. April 1849, wo die Düppeler Schanzen erstürmt wurden, einen Ehrentag der bairischen Armee nennt, wenn er den Zauber, der von den tapfern bairischen Offizieren, wie von der Tann, Aldosser von Fröнau und andern ausging, schildert und die Thaten dieser Offiziere sowol wie die einzelner Mannschaften dem jetzigen Geschlecht zu lebendiger Kenntniß zu bringen bemüht ist.

Leider ist die Darstellung Zöllner's nicht frei von einzelnen Wendungen, die sich aus dem Oesterreichischen nach Deutschland eingeschlichen haben. So gebraucht er „nachdem" für da oder weil, „nur mehr" für nur noch; er läßt Truppen nicht stellen, sondern „abstellen", und verbindet stehen mit dem Hülfszeitwort sein statt haben. Natürlich findet sich auch das furchtbare „Kein Geringerer als", was nord- und süddeutsche Schriftsteller mit gleicher Vorliebe anwenden.

Nr. 4, eine neue Arbeit von W. von Scherff, habe ich mit weit größerer Freude gelesen als manche seiner frühern Arbeiten. Theilt das Buch auch mit diesen die Eigenschaft, von dem Leser fortdauernd angespannte Aufmerksamkeit auf die Unterscheidung dessen zu verwenden, was Scherff selbst sagt und was er citirt, und sind auch einige Ausdrücke — wie „schlußfolgern" statt folgern — nicht glücklich, so liest sich doch das Vorgetragene im ganzen recht gut. Viel zum Behagen des Lesers trägt diesmal auch der Umstand bei, daß Scherff an der deutschen Gefechtsleitung — es handelt sich hauptsächlich um die Einzelkämpfe während der Cernirung von Metz — nicht viel auszusetzen findet, sondern sie, und zwar von sehr scharf durchdachten Entwickelungen ausgehend, als zum Theil mustergültig hinstellt, während er sonst zuweilen gerade an der Gefechtsführung eine Kritik geübt hat, die im Hörsaal von Kriegsakademikern am Platze ist, in der Oeffentlichkeit aber mitunter unerfreulich wirkt.

In Uebereinstimmung mit dem in der Besprechung der Woide'schen Schrift „Die Ursachen der Siege und Niederlagen im Kriege 1870" von mir Hervorgehobenen (vgl. S. 171 der Nr. 11 d. Bl. f. 1896) hält auch Scherff den Entschluß Prinz Friedrich Karl's, auch auf dem rechten Moselufer einen Durchbruch Bazaine's nicht zuzulassen, für gerechtfertigt. Die Entwickelungen auf Seite 47 fg. des Buches klingen fast wie Gemeinplätze, enthalten aber klar ausgesprochene kriegsgeschichtliche Lehren, die doch manchmal unbeachtet geblieben sind.

Dreierlei Darlegungen verdienen besondere Aufmerksamkeit. Erstens die über die Nothwendigkeit, eine Armee, die eine Festung einschließt, von vornherein mit Belagerungsgeschützen auszustatten; Scherff deutet mit Recht darauf hin, was solches den unfertigen metzer Forts gegenüber hätte ausrichten können. Zweitens die über die Nothwendigkeit einer intelligenten in das Detail der Dinge eindringenden und dieses mit handwerksmäßiger Sicherheit beherrschenden „generalstäblerischen" Arbeit vor Beginn von Actionen, die eine solche Arbeit überhaupt im voraus zulassen, wie das für den Durchsbruchversuch Bazaine's vom 31. August möglich gewesen wäre. Scherff macht auf den vom französischen Generalstab begangenen schweren Fehler aufmerksam, für diesen Durchbruchsversuch zwar drei Brücken zur Disposition zu stellen, nicht aber für jede dieser Brücken eine Abzugsstraße; er gibt sodann einen wirklich mustergültigen Befehl, der so beschaffen ist, wie ihn das französische Obercommando für den Marsch auf das rechte Moselufer hätte ausgeben sollen. Drittens endlich die, daß — und hier wendet sich Scherff gegen die Kunz'sche Schrift: „Konnte Marschall Bazaine im Jahre 1870 Frankreich retten?" — Bazaine schwerlich aus verrätherischer Absicht, sondern wol infolge des Mangels an genügender militärischer eigener Einsicht und an thatkräftigen Unterführern, den Zug zu Mac-Mahon nicht durchgeführt hat. Was Scherff hier speciell über die Unwahrscheinlichkeit dessen, daß Bazaine schon am 23. August von dem Marsche Mac-Mahon's nach der Maas unterrichtet worden sei, auf den Seiten 316 und 317 beibringt, muß jedenfalls auch von Historikern beachtet werden.

Auch Nr. 5 verdient die Aufmerksamkeit des Historikers schon um deswillen, weil manche Betrachtungen des kleinen Schriftchens neu sind. So die auf Seite 8, wo sehr richtig darauf aufmerksam gemacht wird, daß Napoleon's Befehle gelegentlich an Unklarheit litten; die auf Seite 14, die erkennen läßt, wie groß das Risico war, das Napoleon bei seiner Anlage des Feldzugs von 1809 lief; endlich die auf Seite 23 über die Eigenthümlichkeit der Situation in den Februartagen von 1814, einer Situation, die fast weniger von der gegenseitigen Stellung der Heerestheile, als von den Charaktereigenschaften der Führer — Marmont und Napoleon auf der einen, York und Sacken auf der andern Seite — beherrscht wurde.

Die Schrift Nr. 6 ist eine ganz besonders fleißige und dankenswerthe Arbeit. Sie hält — mit einer auffälligen Ausnahme, die Abessinien betrifft — das, was der Titel verspricht, indem sie die Militärmacht der Staaten aller fünf Welttheile, und zwar die Landheere

und die Kriegsmarinen, behandelt. Daneben wird auch noch über Einwohnerzahl, Religionsbekenntniß der Einwohner, Verfassung, Flächeninhalt u. s. w. für jeden Staat — auch für den wenigst bekannten, wie etwa Nepal, Samos, Swasiland — das Wissenswerthe mitgetheilt; auch ist ein Verzeichniß der regierenden Staatsoberhäupter sowie der Orden angeschlossen. Daß die Angaben dem neuesten Stande der Dinge entsprechen, geht schon daraus hervor, daß für das Deutsche Reich schon die Umformung der vierten Bataillone berücksichtigt ist.

Was China anbetrifft, so ist die Zahl der Bekenner des Islam mit 20 Mille zu gering angegeben; in die Anführungen über die Zahl der evangelischen Christen hat sich anscheinend ein Satzfehler eingeschlichen; sie wird einmal zu 1900, gleich darauf zu 33 710 angegeben.

Das Schriftchen Nr. 7 über das englische Heerwesen mag für solche dienlich sein, die das Le Juge'sche Werk über denselben Gegenstand (besprochen in Nr. 21 d. Bl. f. 1896) zu studiren keine Zeit haben. Für einigermaßen gründliche Kenntniß des behandelten Gegenstandes reicht es nicht aus.

Nr. 8 ist ein früher sehr bewährter Führer für den Soldatenunterricht. Bei der Revision von zwei Bogen des Buches sind aber so zahlreiche Irrthümer stehen geblieben, daß es erst dann empfohlen werden kann, wenn diese durch Ausgabe von Neudrucken unschädlich gemacht sind, was der Verleger für den September in Aussicht stellt.

Victor Kurs.

Erzählungsliteratur.

1. Ein Schlagwort der Zeit. Roman. Von Fedor von Zobeltitz. Zwei Bände. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1896. 8. 8 M.

Ein klarer Blick, ein warmes Gemüth, ein gutes Stück Welt- und Menschenkenntniß haben sich mit einem gewandten Stil und routinirter Darstellung zusammengethan und einen Roman geschaffen, der eine Unterhaltungslektüre im guten Sinne des Wortes bietet. Der Autor will sogar mehr als nur unterhalten, und hat seinem Werke darum eine Tendenz gegeben oder doch eine Art Leitmotiv. Er sucht zu zeigen, daß das Schlagwort der Zeit das Wort „Modern" sei. In einem, nebenbei bemerkt, echten Roman-Briefe, läßt er den Helden der Erzählung hierüber schreiben:

> Es ist erstaunlich, welch Misbrauch in unsern Tagen mit der Bezeichnung „modern" getrieben wird. Ich lasse es mir gefallen, wenn man darunter den frischen und kräftigen Pulsschlag verstehen will, der den besten Theil der neuern Generation beseelt und auch Kunst und Wissenschaft ihrer veralteten Formen entkleiden und einer zweiten Jugend zuführen will. Die Welt aber, die sich heute zur modernen rechnet, besitzt den Pulsschlag der Jugend nicht; sie begeht eine Fälschung, wenn sie sich also nennt, und täuscht damit nicht nur sich selbst, sondern auch andere. Ich habe unsere „Modernen" kennen gelernt — die echten und die Modernen in Gänsefüßchen, Kunst und Begabung hier, schäumende und übersprudelnde, bisweilen, elementare und unausgegorene, doch immerhin volle Kraft — nervöser Ueberreiz und fiebriges Haschen nach verbotenen Reizen, krankhaftes Empfinden und Verlangen nach neuen Sensationen auf der andern Seite. Gibt es denn kein Ersatzwort für das profanirte „modern"?

Der Held des Buches selbst, der Maler Graf Dehmen, seine Schwester, der Dichter Halm: sie repräsentiren die modernen Menschen im guten Sinne des Wortes; der geniale Bildhauer Schellner, die emancipirte Kokette Lilly Berenius und die verschiedenen symbolistischen Dichter und Maler stellen die schlimmen Modernen dar. Der Architekt Berkow und dessen Gattin stehen dazwischen, doch deutet der Autor an, daß sie aus Modernen im übeln Moderne im guten Sinne werden. Es bleibt noch der Maler Bolten: er verkörpert das gute Alte, das zwar selbst nichts Bedeutendes schaffen kann, wenn auch Tüchtiges, das aber den Forderungen und Strömungen der neuen Zeit Verständniß und Wohlwollen entgegenbringt. Ein wenig von diesem Manne hat auch der Verfasser selbst: er leistet Braves, aber man vermißt das Individuelle, das ihn auf ein höheres Niveau höbe, als es das des Unterhaltungsschriftstellers ist. Es ist viel Schablone darin, man merkt es daran, daß einem alles so bekannt vorkommt. Und dann hat der Autor denn doch ein wenig zu sehr „für die Familie" geschrieben, wie die stattliche Zahl von drei vollendeten Verlobungen, einer bevorstehenden und einer ehelichen Aussöhnung deutlich beweist. Auch die „Gehirnentzündung", dieses seltenere Seitenstück des famosen „Nervenfiebers", als Folge seelischer Erregungen, hätte sich der Verfasser schenken können. Mit diesem Anlaß kommt sie ja nur in Romanen vor, nie im Leben.

2. Reine Liebe. Geschichten aus dem fernen Osten. Von E. Eschricht. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1896. 8. 3 M. 50 Pf.

E. Eschricht hat schon mit dem vor etwa zwei Jahren erschienenen Roman „Kolja's Braut" den Beweis erbracht, daß sie über eine ganz außerordentliche Kunst verfügt, im Langweilen des Lesers nämlich. In ihrem neuen Buche ist sie ihr treu geblieben, denn es ist wenn möglich noch langweiliger. Gastlichkeit ist eine schöne Sache, aber warum so namhafte Verleger wie Reißner und Fontane sich veranlaßt sehen, diese offenbar an der baltischen Küste verfaßte Langeweile unter dem deutschen Publikum zu verbreiten, das ist unverständlich, das ist doch wahrlich kein gutes Werk, und wol auch kein gutes Geschäft, denn man kann sich kaum denken, daß die zwei Geschichten, die das Buch enthält, irgendjemand zusagen,

der Betreffende müßte dann einen sehr schlechten Geschmack haben. Namentlich von der zweiten und längern Erzählung „Passio pura“ gilt dies; ein so greuliches und zerfahrenes Gebräu von Langeweile, Schwulst und psychologischer Unwahrheit muß man suchen. Dagegen ist ja jede Gartenlaubengeschichte ein Meisterwerk. Die erste Erzählung: „Unter den Verschickten“, ist zwar von gründlicher Langeweile und Redseligkeit im Stile der Russen, wirkt aber stellenweise durch den Stoff: die Qualen der nach Sibirien Verschickten. Ein anderer Geist, eine andere Feder hätte aus diesem Stoff ein tief erschütterndes Bild menschlichen Elends schaffen können.

3. Die Herren von Dammin. Roman. Von F. Klinck-Lütetsburg. Berlin, O. Janke. 1896. 8. 5 M.

Eine Geschichte, die dem Durchschnittserforderniß an einen Unterhaltungsroman für das große Publikum ziemlich entsprechen dürfte. Besonderes bietet sie nach keiner Richtung hin.

4. Haremsbilder. Von Kérimée Hanoum. (Unterwegs und Daheim, Band 7.) Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottlaender. 1896. Schmal 8. 75 Pf.
5. Sein Brief. Novelle. Von Mite Kremnitz. (Unterwegs und Daheim, Band 8.) Ebenda. Schmal 8. 75 Pf.
6. Eine Himmelfahrt. Von Gerhardt von Amyntor. (Unterwegs und Daheim, Band 9.) Ebenda. Schmal 8. 75 Pf.

Man könnte just nicht behaupten, daß der Verlag in der Auswahl der für seine Unterhaltungsbibliothek „Unterwegs und Daheim“ bestimmten Arbeiten viel Geschmack zeige. Von den drei vorliegenden Bänden wenigstens enthält keiner etwas Besonderes. Der beste ist noch der mit der Novelle „Sein Brief“ von Mite Kremnitz, er enthält doch nichts Alltägliches, ja die Idee ist sogar recht originell, doch vermag die Verfasserin ihr nicht die entsprechend fesselnde Form zu geben, sodaß sie nicht recht zur Geltung kommt.

Die Novelle „Eine Himmelfahrt“ von Gerhardt von Amyntor behandelt das alte Thema von der Liebe einer schon sehr reifen Frau zu einem viel jüngern Manne, der die frische Knospe der prächtig entfalteten Blume vorzieht. Das geschieht aber in einer Weise, die in einem Lustspiel zwar vermuthlich nicht übel wirken würde, in Novellenform aber ganz ohne künstlerischen Werth bleibt.

Was schließlich Kérimée Hanoum in ihren „Haremsbildern“ erzählt, ist von wahrhaft greulicher Langeweile und Geistesöde. Wenn sie nichts anderes über das Haremsleben zu erzählen weiß, so hätte sie besser gethan, die Feder nicht anzurühren oder doch nur in kurzen Worten ihre Behauptung zu äußern, daß man sich von den türkischen Frauen falsche Vorstellungen mache. Ueberdies ist auch die Sprache nicht einwandfrei. Daß die Dame schreibt „älter wie Aimée“ (S. 114) mag noch hingehen, aber „zu Hause begleiten“ (S. 115) ist doch etwas stark.

7. Sie haben keine Ehre. Erzählungen und Skizzen. Von Lucy Hösch. 1.—3. Tausend. Berlin, R. Eckstein Nachf. (H. Krüger). 1896. 12. 1 M.

Ein sehr gefällig ausgestattetes, auf dickem, feinem Papier gedrucktes kleines Buch in sogenanntem Makart-Format. Leider entspricht der Inhalt nicht der äußern Form, denn die vier kleinen Geschichten, die das Büchlein enthält, sind durchaus unreife, gesucht-crasse Gebilde einer überspannten, gestaltungsarmen Phantasie. Wenn die Verfasserin zwanzig Jahre alt ist oder doch nicht viel älter, dann ist sie einigermaßen entschuldigt; wenn nicht, so verdient sie den Rath, das Schreiben zu lassen oder doch die Veröffentlichung ihrer Sachen. Um Gutes zu schaffen, dazu müßte sie noch gehörig an sich bilden und feilen. Sie ist eine jener schreibenden Damen, die aus Furcht, man könnte sie des zahmen Gartenlaubenstils ihrer meisten Colleginnen zeihen, sich in ihren Werken ebenso herausfordernd geberden wie die sogenannten emancipirten Frauen in ihrer Toilette und ihrem Gebaren. Solche Damen wühlen im Elend und Unglück, ohne aber im Stande zu sein, diese Nachtseiten des Menschenlebens auch glaubwürdig darzustellen. Man merkt die Absicht, und die Verstimmung bleibt nicht aus. Solche Schwarz-in-Schwarz-Bilder liefert auch Lucy Hösch. Ihre Menschen sind Caricaturen, ihre Darstellungskraft gleich Null. Und wenn sie wenigstens doch nur solche Milieus schilderte, die sie kennt! Aber in der Geschichte „Im weißen Kleid“ begibt sie sich auf ein Terrain, das sie als anständige Frau nicht leicht kennen kann: in eine verrufene Schenke. Die naive Unwissenheit, die sie bei den Vorgängen daselbst bekundet, nimmt sich zu ihren tragischen Allüren recht sonderbar aus. Die Technik ist ebenfalls äußerst unbeholfen, die Sprache manchmal fehlerhaft, z. B. im beharrlichen Gebrauche des Wortes was als Relativ:

„Das Kleid, was sie jetzt trug“ (S. 63), „Ihr reines, keusches Selbstbewußtsein, was . . . . in ihr vorhanden war“ (S. 59), „ein Gedicht, was . . . . zu Thränen rührte“ (S. 61). Auch an der Orthographie ist etwas auszusetzen: paralysirt ist mit „i“ geschrieben, und Assisen mit „ie“. Soll man das dem Setzer anrechnen oder der bekannten Abneigung des weiblichen Geschlechts gegen die Orthographie?

8. Die Cigarette und andere Geschichten. Von Jules Claretie. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von P. Pfeffer. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 12. Jahrgang. Band 4.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1895. 8. 50 Pf.

Wieder die Unsitte, ein ganzes Novellenbuch nach einer Geschichte zu betiteln! Wäre „Novellen“ nicht ein besserer Titel gewesen? Und wenn schon eine Novelle für alle den Titel geben sollte, warum ist nicht die längste dazu gewählt worden, „Der Strick“? „Die Cigarrette“ ist allerdings die pikanteste der Geschichten: eine Schauspielerin, die sich entkleidet und später — aber wieder angezogen — mit einem ihr bis dahin ganz fremden Herrn soupirt, ein

alter Herr, der sich so weit vergißt: ist das nicht alles furchtbar unanständig, verehrtes deutsches Familienpublikum? Menschen, die ruchlos genug sind, auch Derartiges mitzunehmen, wenn es geistreich erzählt ist, wird gerade diese Geschichte freilich sehr amusant erscheinen, sie wäre in ihrer feinen, geistvollen Ironie eines Maupassant würdig. Der alte Provinznotar, der nach Paris fährt, um seinen Sohn aus dem Netz einer Schauspielerin zu befreien, die der junge Herr, wie es heißt, heirathen will, dieser alte Herr, der anstatt seinen Plan auszuführen, selbst diesen Streich begeht und eine andere Theaterdame heirathet: das ist eine köstliche Figur! Nur im Alter dieses famosen Notars hat sich der Autor geirrt: er hat nach zwanzigjähriger Ehe einen Sohn bekommen, der zur Zeit der Geschichte bereits siebenundzwanzig Jahre alt ist. Seit seiner Verheirathung sind somit schon siebenundvierzig Jahre vergangen; da nicht erwähnt ist, daß er schon mit zwanzig Jahren geheirathet habe oder gar noch früher, so müßte der Notar zur Zeit der Geschichte schon mindestens siebzig Jahre sein, was aber nicht der Fall ist, da immer von seinen sechzig die Rede ist.

Auch die übrigen vier Geschichten sind nicht übel, wenn auch bei weitem nicht auf der Höhe der eben besprochenen.

Die Verdeutschung ist sehr gut, aber gedankenlos ist es von der Uebersetzerin — es ist doch eine „sie"? — Diner mit Mittagessen zu übersetzen, zumal, wenn es heißt: „ich ging jeden Abend in ihre Wohnung, um . . . bis nach dem Mittagessen zu bleiben."

9. Der Kameenknopf. Eine Detectivgeschichte. Von Rodriguez Ottolengui. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von C. Mangold. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 12. Jahrgang. Band 3.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1895. 8. 50 Pf.

Der Mann mit dem spanischen Vor- und dem italienischen Zunamen, der sich der englischen Sprache bedient, hat in diesem Buch eine Criminalgeschichte geschrieben, der man ein gewisses Vermögen, zu spannen, nicht absprechen kann. Diese Spannung würde noch viel größer sein, wenn der Roman nicht so entsetzlich verwickelt und unklar wäre. Schließlich wird man in diesem Labyrinth von Intriguen und Finten so verwirrt, daß man sich gar nicht mehr auskennt und den Antheil verliert. Auf Wahrscheinlichkeit ist nicht die geringste Rücksicht genommen, und künstlerische Anforderungen bleiben gänzlich unbefriedigt.

10. Verbotene Früchte. Erzählung. Von Henning van Horst. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 12. Jahrgang. Band 23.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1896. 8. 50 Pf.
11. Gold und Ehre. Roman. Aus dem Dänischen. Von Otto M. Möller. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 12. Jahrgang. Band 24.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1896. 8. 50 Pf.

Von den neuesten Erscheinungen der bekannten Engelhorn-Bibliothek ist die Erzählung „Verbotene Früchte" (Nr. 10) eine unbedeutende, in mancher Hinsicht höchst unwahrscheinliche Liebesgeschichte aus dem Deutsch-Französischen Kriege. Ungleich interessanter dagegen ist der Roman „Gold und Ehre" (Nr. 11). Es ist ein sogenannter Zukunftsroman, wie sie der unruhig kreisende Schos unserer unzufriedenen Zeit neuerdings so oft gebiert, und zwar ein recht unterhaltender. In der Verlagsanzeige wird er als ein „Abenteuerroman in der Art der Jules Verne'schen" bezeichnet, wol nicht ganz mit Recht, denn dem Autor ist es offenbar nicht so sehr darum zu thun, phantastische Abenteuer zu erzählen, wie Jules Verne es liebt, sondern vielmehr einen socialen Roman im Genre Bellamy's zu bieten, also etwas Besseres. Es dürfte somit der gewiß äußerst seltene Fall vorliegen, daß ein Verlag sein Werk zu gering veranschlägt. Der literarisch-künstlerische Werth kommt, wie bei solchen Zukunftsromanen in der Regel, nicht weiter in Betracht, der Stoff selbst nimmt das ganze Interesse des Lesers in Anspruch. Die Idee ist höchst originell und kühn: der Autor baut seine Geschichte nämlich auf der Voraussetzung auf, daß es möglich wäre, Gold zu machen. Einem jungen Chemiker ist es nach rastlosem, heißem Bemühen gelungen, das kostbare Metall aus Wismut künstlich herzustellen. Er wird rasch ein steinreicher Mann, will aber auch ein berühmter werden und seine Erfindung veröffentlichen. Er wird daran durch den Staat gehindert, der die dadurch unausbleibliche Entwerthung des Goldes um jeden Preis verhindern will. Da der Chemiker nicht darauf eingeht, sich das Verschweigen seiner Erfindung abkaufen zu lassen, verständigt die dänische Regierung (deren Unterthan er ist) sämmtliche andere Regierungen von der Sache, damit er, wo immer er hingehe, an der Veröffentlichung seines Geheimnisses verhindert werde, das ja die Ordnung in allen Staaten auf den Kopf stellen würde. Sowol die deutsche als die französische Regierung machen dem Erfinder die glänzendsten Anerbietungen, er schlägt aber selbst die ihm in Aussicht gestellte Krone von Bulgarien aus und muß sich's nun gefallen lassen, unablässig und überall bewacht zu werden. Mit List und Gewalt gelingt es ihm aber doch, auf seiner Jacht den ihm folgenden Kreuzern Englands und Frankreichs zu entkommen. Auf dem Südpol, der inmitten von Eismassen ganz warm daliegt, bringt er mit seiner Gattin und der Bemannung seines Schiffes ein stilles Jahr zu, nachdem er einen verläßlichen Mann mit dem Geheimniß seiner Erfindung nach Europa geschickt hat. Auf der Rückreise von den Engländern gefangen genommen und eingekerkert, gelingt es ihm abermals frei zu werden. Er findet Europa zerrüttet unter den Folgen eines Weltkrieges und ganz verarmt. England ist nämlich in den Besitz seines Geheimnisses gekommen, indem es seines Sendboten habhaft wurde, und hat mit seinen ungeheuern Geldmitteln die halbe Welt an sich gebracht, doch wird das Geheimniß durch Verrath allgemein bekannt, und es tritt die von den Staaten so

gefürchtete Entwerthung des Goldes ein. Nur der Grundbesitz hat noch Werth, und das Zahlungsmittel sind Antheilscheine auf ein Stück Land. Der Erfinder kehrt ganz verarmt in seine Heimat zurück und wird dort wieder Chemiker, was er vordem gewesen ist.

Das alles wird recht spannend erzählt, und wenn sich auch, wie ja selbst in Bellamy's berühmtem Buche, eine Menge Fragen aufdrängen, die der Autor kaum in einer befriedigenden Weise zu beantworten wüßte, so bleibt es immerhin eine interessante Lektüre und ein geistreiches nationalökonomisches Phantasiestück, das ganz danach angethan wäre, Sensation zu machen. Verstände es der dänische Verleger des Originals, dafür die zu großen Bucherfolgen leider unerläßliche Reclame zu machen, und fände er bei Engelhorn entsprechende Unterstützung, so könnte das Buch eine Uebersetzungsrundreise in allen Sprachen machen und den beiden Verlegern ein höchst einträgliches Geschäft verschaffen. Ein findiger Yankee würde gewiß ein schönes Sümmchen daraus schlagen! Der Autor aber hätte dann das seltene Glück, ein weltbekannter und reicher Mann zu werden.

Theodor von Sosnosky.

Zur Naturwissenschaft.

Im Geiste noch gar sehr vieler, die selbstgefällig auf den hohen Grad ihrer Bildung sich viel einbilden, ist mit Botanik ausschließlich die Vorstellung von Staubfädenzählen und von Auswendiglernen lateinischer Namen verbunden, im übrigen aber sind sie der Anschauung, daß diese „scientia amabilis" im Grunde genommen eine unnütze Spielerei sei. Und doch gehört die Botanik, abgesehen von ihrem unmittelbaren Nutzen in Land- und Forstwirthschaft, unter den Naturwissenschaften zu einer der frischesten unversiegbaren Quellen gesunder Lebensanschauungen, an der viel zu wenig unmittelbar geschöpft wird.

Wäre die Einsicht verbreiteter, die jeder schaffende Kopf durch Beobachtung des Werdegangs und der zu den mächtigsten Erfolgen führenden stillen, stetigen Thätigkeit der Pflanzen, auf der die Erhaltung aller Organismen beruht, gewinnen wird, es würde manches auf der Welt besser sein, manches Verfehlte würde unterbleiben.

Das in zweiter Auflage erscheinende Werk Ferdinand Cohn's, „Die Pflanze"*), eine Sammlung von Vorträgen, deren erster Band bereits zur Ausgabe gelangt ist, ist unstreitig einer der besten Vermittler zu einem genußreichen Eindringen in die wichtigsten Errungenschaften aller Wissenszweige der Pflanzenkunde.

Daß das Werk sachlich auf der Höhe steht, dafür bürgt der Name des den Botanikern schon seit Jahrzehnten als hervorragender Forscher bekannten Verfassers; aber auch die Darstellung ist für ein populärwissenschaftliches Werk meisterhaft. Große Gesichtspunkte für die einzelnen Abschnitte, Fernhalten von langweilig schulmeisterlich-lehrhafter Schreibweise sowie Vermeidung von Fachausdrücken sichern die Allgemeinverständlichkeit. Die vielfach an Bekanntes anknüpfende, bilderreiche und oft echt poetische Darstellung müssen bis zum letzten Worte fesseln.

Ein Buch wie dieses ist auch am besten dazu geeignet, zur Besiegung der eingangs erwähnten Vorurtheile beizutragen, wie auch das Interesse an den Naturwissenschaften überhaupt zu wecken, gegen deren Vernachlässigung der Verfasser am Schlusse des ersten Vortrags, „Botanische Probleme", der einen geschichtlichen Abriß der Entwickelung der Pflanzenkunde bietet, mit vollem Rechte sich wendet.

Berührt der zweite Vortrag, „Lebensfragen", das höchste Problem der Physiologie: worin besteht das Leben? und läßt er uns die Wandlung der Anschauungen darüber von Aristoteles bis zur Gegenwart, in der nur noch die in der anorganischen Natur wirkenden Kräfte als Triebfedern des Lebens anerkannt werden, verfolgen, so gibt der Abschnitt „Goethe als Botaniker" nicht nur eine, in so umfassender Weise anderwärts nirgends dargebotene, äußerst anziehende Würdigung des Einflusses Goethe's auf die Botanik sowie deren Rückwirkung auf Goethe, sondern zugleich eine geschichtliche Darstellung der Pflanzenmorphologie, für die Goethe, der trotz des anfänglichen Mangels an Anerkennung unverdrossen diesem Zweige der Botanik mit tiefster Antheilnahme im Verlauf von fünf Jahrzehnten bis an sein Lebensende einen großen Theil seiner Zeit gewidmet hat, bahnbrechend gewesen ist. Gerade dieser Abschnitt wird gewiß auch für die weitesten Leserkreise einer der anziehendsten sein.

Nicht minder fesselnd ist die Würdigung, die „Jean Jacques Rousseau als Botaniker" erfährt, der nicht nur dadurch gewirkt hat, daß er seine Begeisterung für die Natur, besonders die liebliche, andern mittheilte, die bisher unempfänglich dafür gewesen waren, sondern mehr noch dadurch, daß er „in der Beobachtung der Natur und insbesondere der Pflanzenwelt ein hochwichtiges Bildungselement für die Kindesseele erkannte" und zeigte, „wie die Botanik zu einem anziehenden, alle Seelenthätigkeiten entwickelnden und sittlich bildenden Lehrgegenstand zu gestalten sei".

Von dem Bau und dem Leben der Zelle ausgehend, macht uns der Vortrag „Der Zellenstaat" mit den wichtigsten Errungenschaften der Pflanzenanatomie, der Gewebebildung bei höhern Pflanzen bekannt, immer mit

*) Die Pflanze. Vorträge aus dem Gebiete der Botanik. Von Professor Dr. Ferdinand Cohn. Erster Band. Zweite Auflage. Breslau, J. U. Kern's Verlag. 1896. Gr. 8. 9 M.

Rücksicht auf die Bedeutung, die den verschiedenen Geweben unter dem Princip der Arbeitstheilung im Haushalt der Pflanze zukommt.

Oft von einem poetischen Hauche umweht ist die Schilderung der Beziehungen der Pflanzen zum Licht in dem Abschnitt „Licht und Leben", besonders der Bedeutung des Lichtes für die Ernährung der Pflanzen und der Erzeugung organischer Substanz überhaupt als Nahrungsquelle für alles Lebendige, aber auch des Lichtes als Reizmittel zur Auslösung mannichfacher Bewegungen. Er bietet einen gedrängten Abriß der Physiologie.

Sind in dem Abschnitt „Der Pflanzenkalender" die wichtigsten biologischen Erscheinungen in Anknüpfung an die Periodicität der Entwickelung berührt, die hauptsächlich durch den Wechsel von Kälte und Wärme, Feuchtigkeit und Trockenheit in den verschiedenen Jahreszeiten bedingt sind, so führen uns die letzten beiden Abschnitte in Riesenschritten „Vom Pol zum Aequator" und „Vom Meeresspiegel zum ewigen Schnee", und gewähren uns in großen allgemeinen Zügen einen Einblick in die Verbreitung der Pflanzen und Pflanzengesellschaften auf der Erde.

Paul Klemm.

Feuilleton.

Die von Quidde begründete „Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" erscheint seit dem April 1896 unter der Redaction der leipziger Historiker Buchholz, Lamprecht, Marcks und Seeliger. Sie kündigen das verdienstliche Unternehmen, dem sie ihre vereinte Kraft widmen wollen, in folgenden Worten an, die zugleich als wissenschaftliches Programm zu gelten haben: „Der Wechsel in der Redaction soll keinerlei grundsätzliche Aenderung in der Haltung der Zeitschrift zur Folge haben. Die neuen Herausgeber wünschen unter den Richtungen geschichtswissenschaftlicher Arbeit keine einzelne einseitig weder zu bevorzugen noch zurückzudrängen. Sie wollen den altbestehenden und den sich neu entwickelnden Forschungsarten in gleichem Maße Raum und Pflege zuwenden, mithin Beiträge ebensowol zur Geschichte des zuständlichen Lebens wie zur politischen Geschichte entgegennehmen. Auch Untersuchungen aus dem Gebiet der Quellenkritik und der Hülfswissenschaften werden ihnen willkommen sein, insofern sie allgemeine Interessen der Wissenschaft berühren. Neben der deutschen soll auch die ausländische Geschichte ihr Recht finden. Nur eine Forderung wird an jede Arbeit gleichmäßig gestellt werden, die Forderung wissenschaftlichen Ernstes und kritischer Schulung. — In der Erscheinungsweise der Zeitschrift wird eine Veränderung insofern eintreten, als künftig neben den Vierteljahrsheften noch Monatsblätter ausgegeben werden. Die Vierteljahrshefte, je acht Bogen stark, werden wie bisher die Abhandlungen und eine Bibliographie zur deutschen Geschichte, die Monatsblätter, im Umfange von je zwei Bogen, außer kurzen Nachrichten einen kritischen Theil enthalten. Die Recensionen sollen unwesentliche Einzelkritik möglichst zu vermeiden und den wissenschaftlichen Werth der neuen Schriften von weitern Gesichtspunkten aus zu würdigen suchen. Ihnen wird jedesmal ein kürzerer einleitender Aufsatz vorangehen, der im Anschlusse an neue Erscheinungen, unter Umständen auch aus dem Gebiete benachbarter Fächer, Fragen von gegenwärtigem und allgemeinem Interesse zusammenfassend und kritisch beleuchten soll." So weit die Herausgeber der Zeitschrift. Wir begrüßen diese Fortsetzung der „Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" mit großer Freude und wünschen ihr recht viele Abonnenten aus dem Kreise der Historiker und der öffentlichen Bibliotheken, damit sie auch finanziell gesichert werde. Denn sie ist neben der altbewährten „Historischen Zeitschrift" ein Bedürfniß, dessen Größe den Historikern erst bewußt werden würde, wenn sie infolge Abonnentenmangels wieder eingehen müßte. Und wie viel bietet die Zeitschrift für den Preis von 20 Mark, den die Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr in Freiburg i. Br. für die Abnehmer der Vierteljahrshefte und der Monatsblätter festgesetzt hat! Wir geben einen Ueberblick über den Inhalt der drei bisher erschienenen Monatsblätter und des ersten Vierteljahrsheftes; man wird den Reichthum des Gebotenen daraus erkennen. Die Monatsblätter bringen außer einer sehr lesenswerthen Abhandlung von Heigel über den Ursprung des Siebenjährigen Krieges, in welcher der gegenwärtige Stand des Lehmann-Naudé'schen Streites über Schuld oder Unschuld Friedrich's des Großen am Ausbruche des Siebenjährigen Kriegs in ruhiger und objectiver Würdigung der von beiden Theilen vorgebrachten Argumente dargelegt wird, und einem feinsinnigen und warmempfundenen Nachruf für Heinrich von Treitschke aus der geistvollen Feder Marcks' nicht weniger als zwölf zum Theil recht eingehende Recensionen neuerer historischer Werke, Nachrichten und Notizen mancherlei Art und einen Nekrolog des heidelberger Historikers Eduard Winkelmann. Das erste Vierteljahrsheft enthält eine lehrreiche, auf gründlichen Studien beruhende Abhandlung über die „Politischen Begriffe des Mittelalters im Lichte der Anschauungen Augustin's", die E. Bernheim zum Verfasser hat, eine Untersuchung K. Rietschel's über die Datierung der beiden ältesten straßburger Rechtsaufzeichnungen, den (erweiterten) Text der Rede, die G. Schmoller am Geburtstage des Deutschen Kaisers über das politische Testament Friedrich Wilhelm's I. vom Jahre 1722 gehalten hat, unter der Rubrik „Kleine Mittheilungen" zwei kleinere Aufsätze von K. Maurer (zur Geschichte der skandinavischen Städte) und W. Friedensburg (über den Verfasser des „Promemoria ad Hadrianum papam VI. de depravatione status Romanae ecclesiae". Mit besonderer Seitenzählung, die die Herauslösung dieses Theiles und die Zusammenfassung der einzelnen Bogen zu einem handlichen Bande gestattet, ist die von O. Maßlow bearbeitete Bibliographie zur deutschen Geschichte dem wissenschaftlichen Theile des Hefts hinzugefügt. Wer selbst, wie der Referent, fern von Bibliotheken und wissenschaftlichen Instituten das Bedürfniß zu eigener wissenschaftlicher Arbeit fühlt, wird mit besonderm Danke die peinlich gewissenhafte und mühsame Arbeit Maßlow's begrüßen, die ihm gestattet, sich in der historischen Literatur zu orientiren, ohne erst zu eigenen, oft recht schwer ausführbaren Sammlungen der nöthigen Literatur gezwungen zu sein. Wie ist das Eingehen der „Bibliotheca historica" seiner Zeit beklagt worden; Maßlow's Versuch, sie neu zu beleben, scheiterte an der Interesselosigkeit der Bibliotheken und der deutschen Historiker. Der erste Herausgeber der „Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" gab Maßlow Gelegenheit, seine bibliographisch werthvolle Arbeit nach etwas andern Grundsätzen fortzusetzen, und die neuen Herausgeber haben recht daran gethan, der Bibliographie auch in den neuen Vierteljahrsheften einen Platz zu sichern. Möge die Zeitschrift unter der neuen Redaction den ehrenvollen Platz behaupten, den ihr Begründer ihr erkämpft hat.

— Einen kurzen „Abriß der schwedischen Geschichte" hat der bairische Reichsarchivrath Dr. *Pius Wittmann* im Verlage von W. Koebner in Breslau erscheinen lassen. Der Herr Verfasser rechtfertigt das Büchlein im Vorwort mit dem Hinweis auf die Stammes- und Sprachverwandtschaft zwischen dem deutschen und schwedischen Volke und auf den Mangel an Kenntniß der Geschichte Schwedens, dem man in Deutschland begegne. Das darf man ohne weiteres zugeben, soweit die Geschichte Schwedens bis zur Reformationszeit in Betracht kommt. Die Schule muß den Lehrstoff in der Geschichte auf die wichtigsten weltgeschichtlichen Thatsachen beschränken und kann deshalb aus der Geschichte Schwedens nur das erzählen, was in irgendwelcher Weise auf die Entwickelung der europäischen Geschichte Einfluß geübt hat. Für die Schule wird demnach der Abriß überflüssig sein; was die Schule bedarf, findet sich in den „Leitfäden" der Schüler. Daß die sogenannten Gebildeten ein lebhaftes Bedürfniß nach einer genauern Kenntniß der schwedischen Geschichte haben dürften, bezweifeln wir nach unsern Erfahrungen. Die Tausende, die „nach dem Norden pilgern, um dessen eigenartige Naturschönheiten kennen und schätzen zu lernen", befriedigen ihr Bedürfniß nach historischer Belehrung im „Baedeker" oder „Meyer", und nur wenige werden sich durch wissenschaftliches Studium auf solche Reise vorbereiten; die es aber thun, werden nicht zu des Verfassers „Abriß", sondern zu einem der größern Werke über schwedische Geschichte greifen. Denn der „Abriß" bietet auf seinen 83 Seiten doch zu eindringendem Studium zu wenig; jede der gangbaren und vielverbreiteten „Weltgeschichten" bietet mehr. Wir fürchten demnach, daß das Büchlein wenig Käufer finden werde, zumal da die Erzählung trocken und der Stil durch „Sprachdummheiten" im Sinne Wustmann's für den feinfühlenden Leser entstellt ist. Zu diesen zählen wir vor allem die immer wiederkehrende Verwendung des schwerfälligen Pronomens „derselbe" für die entsprechenden Formen des Personal- und Possessivpronomens, Ausdrücke wie: „in Bälde, *wählen als*, *Lutheraner reinsten Wassers*", die Verbindung von „nachdem" mit dem Imperfectum an Stelle des Plusquamperfectums und ähnliche. Sollte das Buch eine zweite Auflage erleben, so möchten wir dem Herrn Verfasser rathen, den Stil sorgfältig auszufeilen. Bei dieser Gelegenheit möchte auch das falsche Bild auf Seite 43 (das blutige *Drama*, welches unser armes Vaterland *zerfleischte*) entfernt werden.

— Einhundertundzwanzig doppelspaltig klein, doch deutlich gedruckte Bogen stark liegt die vierte völlig neubearbeitete und stark vermehrte Auflage von *Franz Brümmer's* „Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts" (4 Bde., Leipzig, Ph. Reclam jun., Universal-Bibliothek, Nr. 1981—1990 u. 3531—3540, 1896) vor uns, ein Werk großen und unermüdlichen Fleißes, ein Hülfsbuch zum Nachschlagen, wie kein zweites so reichhaltiges und relativ vollständiges bei uns in Deutschland herausgegeben worden ist. Der Herausgeber hat die menschenmögliche Mühe daran gesetzt, in dieser Auflage allen, welche auf dem Gebiete der Poesie und poetischen Prosa aufgetreten sind, gerecht zu werden, und gegen die frühern Auflagen ist denn auch das Werk um 1400 Dichterbiographien vermehrt worden; es umfaßt nun 4800 Lebensbeschreibungen deutscher Poeten unsers Jahrhunderts. Die Zahl möchte beinahe erschreckend genannt werden, und der Verfasser sagt auch richtig in seinem Vorwort: „daß in der literarischen Production kein Stillstand eintrete, dafür sorgt die dichtende deutsche Jugend nach allen Kräften, freilich oft über ihre Kräfte hinaus, und es ist daher kein Wunder, daß die Zahl der Schriftsteller selbst in der kurzen Spanne Zeit von zehn Jahren eine fast schwindelnde Höhe erreicht hat". Angestellte zahlreiche Stichproben haben denn auch ergeben, daß alle Namen von Dichtern, die selbständige dichterische Veröffentlichungen herausgegeben haben, in dem Lexikon vereinigt erscheinen; nach Gebühr sind die Träger bedeutender Namen ausführlicher behandelt. Welche Mühe und Arbeit das Erlangen der einzelnen Daten, insbesondere schon Verstorbener, gekostet, weiß jeder zu beurtheilen, der selbst im kleinern Umfange mit ähnlichen Arbeiten zu thun hatte, wer es nicht weiß, möge den weitern Theil von Brümmer's erwähnter Vorrede lesen. Es sind infolge der angewendeten Mühe auch die ältern Artikel der frühern Ausgaben durch Ergänzungen, Berichtigungen u. s. w. verbessert, weiter geführt und abgeschlossen, auch Angaben über eine Reihe von verstorbenen Schriftstellern, die bisher nach ihren äußern Lebensumständen völlig unbekannt geblieben sind, an das Tageslicht gebracht, kurz nichts ist versäumt worden, um dieses Lexikon zu dem brauchbarsten Nachschlagewerk in seiner Art zu gestalten. Besondere Vortheile, welche die Neuauflage aufweist, dürften: die Einreihung der Biographien unter dem wahren Namen des betreffenden Autors, wobei natürlich Rückweise nicht fehlen, die Ergründung der zahlreichen Pseudonymen, welche damit in Verbindung steht, und der am 1. Mai 1896 abgeschlossene Nachtrag zum ganzen Werke sein, welches somit bis zur Vollendung des Drucks in seinen Angaben ausgeführt erscheint. Aber auch das vorangestellte „Verzeichniß der benutzten Quellenschriften" gehört zu den Vorzügen der neuen Auflage, es enthält eine außerordentlich ausführliche Bibliographie über die biographischen Werke, welche zunächst Gesammtdeutschland, sodann aber die einzelnen deutschen Gebiete behandeln, und ist ein vortrefflicher Führer für jeden, der nach solchen Werken sucht, die noch Ausführlicheres über das Leben und die Werke der in dem Lexikon Besprochenen enthalten. Die Verlagshandlung hat für einen klaren und deutlichen Druck, der freilich nach der Anlage der „Universal-Bibliothek" klein sein mußte, und für gutes Papier gesorgt, auch bietet sie einen schmucken hübschen Einband, welcher die vier Bändchen in zwei stattlichen Bänden vereinigt. Jeder literarische Arbeiter kann dem fleißigen Verfasser und dem Verleger für dieses ganz unentbehrliche Handbuch seinen Dank sagen, dessen weitere Empfehlung wol ganz überflüssig erscheint.

Bibliographie.

Andrae-Romanek, M., Oben und Unten. Socialer Roman. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Auswahl von Gedichten nach dem ungarischen Texte des Dichters Reviczky Gyula in deutscher Uebertragung von Prof. Dr. S. *Naschér*. Leipzig, Bruno Witt. 8.

Buchwald, G., Philipp Melanchthon. Leipzig, Bernhard Richter's Buchhandlung. 8. 40 Pf.

Höchsmann, J., Johannes Honter, der Reformator Siebenbürgens und des sächsischen Volkes. Wien, Carl Graeser. Gr. 8. 2 M.

Märker, O., Die Evangelisation. Stuttgart, Chr. Belser'sche Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 80 Pf.

Meine Reise durch die Schweiz. Lieferung 1: Der Genfersee. (Das vollständige Werk besteht aus 20 Lieferungen mit je 36 Ansichten.) Leipzig, K. F. Koehler's Baarsortiment. Querfolio. Jede Lieferung 60 Pf.

Mellin, H., Ikarus. Novelle. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 8. 3 M.

Melzer, E., Die Unsterblichkeit auf Grundlage der Schöpfungslehre. Neisse, Joseph Graveur'sche Buchhandlung (Gustav Neumann). Gr. 8.

Normann, T., Vom Malstock zur Haube. Unbedeutende Briefe aus der Hauptstadt. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 8. 1 M. 50 Pf.

Obert, F., Sächsische Lebensbilder. Wien, Carl Graeser. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Steiner, R., Friedrich Nietzsche, ein Kämpfer gegen seine Zeit. Weimar, Emil Felber. Gr. 8. 2 M.

Van Koetsveld, C. E., Skizzen aus dem Pfarrhause in Mastland. Leipzig, Friedrich Jansa. 8. Geb. 4 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 39. — 24. September 1896.

Gustav Schwarzkopf.

Gustav Schwarzkopf ist als Schriftsteller das, was man im parlamentarischen Idiom einen „Wilden" nennt: er gehört nämlich gar keiner Partei an. Es mag zwar sein, daß er von einigen ihn schätzenden Autoren und Kritikern der „Jungen" zu diesen gezählt wird, und gewiß steht er den „Alten" sehr ferne und entschieden feindlich gegenüber: aber seine Beziehungen zu den „Jungen" sind kaum freundlicher und näher; was er mit ihnen gemeinsam hat, ist kaum mehr als eine heftige Abneigung gegen die Principien der „Alten"; im übrigen aber geht er durchaus seinen eigenen Weg. Und dieser weicht auch von den Wegen jener Autoren erheblich ab, die gleich ihm weder zu den Radicalen, noch zu den Conservativen gehören, er nimmt auch unter diesen Autoren, die man parlamentarisch als die Mittelpartei bezeichnen kann, eine ganz isolirte Stellung ein, er ist eben das, was nur sehr, sehr wenige deutsche Schriftsteller sind: eine literarische Individualität, und zwar eine so scharf ausgeprägte, daß man ihn ohne Uebertreibung als Original bezeichnen darf.

Von seinem ersten Werke, der „Bilanz der Ehe", konnte man noch glauben, es sei unter dem Einflusse Alphonse Daudet's entstanden, an dessen „Femmes d'Artistes" es thatsächlich erinnert, und es ist Schwarzkopf auch wirklich vorgeworfen worden, er sei ein Nachahmer Daudet's; aber man hat ihm damit sehr unrecht gethan, denn wenn er bei der Abfassung der „Bilanz der Ehe" überhaupt von Daudet's „Femmes d'Artistes" beeinflußt worden sein sollte, so ist es wol nur insofern geschehen, als er sich dadurch möglicherweise angeregt gefühlt hat, ebenfalls das Thema „Ehe" zu variiren. Diese Variationen aber hat er durchaus selbständig ausgeführt, und es ist keineswegs Nachahmung, daß das Facit dieser Bilanz ebenso ungünstig ist für die Ehe wie bei Daudet, sondern lediglich eine gewisse Verwandtschaft mit diesem. Daß eine solche wirklich vorhanden ist, geht auch aus der auffallenden Aehnlichkeit hervor, die zwischen Schwarzkopf's Sittenbild „Lebenskünstler" und Daudet's „L'Immortel" besteht und die man leicht als eine Beeinflussung Schwarzkopf's durch Daudet misdeuten könnte, wenn nicht das deutsche Buch vor dem französischen erschienen wäre und somit jede Beeinflussung ausschlösse. Schwarzkopf und Daudet sind eben beide Satiriker, und als solchen ist ihnen eine Vorliebe für die Darstellung menschlicher Schwächen und Schlechtigkeit, deren scharfe Verspottung und Verurtheilung gemeinsam eigen. Im übrigen jedoch sind sie voneinander verschieden: Daudet ist nicht nur Satiriker, sondern auch Humorist und Dichter; Schwarzkopf besitzt aber nur sehr wenig Humor, echten wol gar nicht, und von Poesie auch nicht eine leise Spur, denn Humor und Poesie entsprechen dem Gemüthe, von diesem ist in Schwarzkopf's Werken jedoch nichts zu finden; was ihnen an Gemüth fehlt ersetzen sie an Verstand, dem Verstande aber entspricht der Sarkasmus, die Satire, und darum ist Schwarzkopf blos Satiriker.

In seinem literarischen Glaubensbekenntnisse, einer Broschüre mit dem Titel „Der Roman, bei dem man sich langweilt", erklärt er es für die Aufgabe des Realismus, wie er ihn versteht: „Das Schlechte unverhüllt zu zeigen, wie es ist, zu belehren und zu warnen, anzukämpfen gegen Heuchelei und Gemeinheit." Dies hält er auch für seine Aufgabe, und er führt sie mit ebenso viel Nachdruck als Consequenz in allen seinen Werken durch. Ein ganz außerordentlicher Scharfblick befähigt ihn, den Feind in dessen verborgensten Schlupfwinkeln aufzuspüren. Mit Recht hat er einem seiner Bücher den Titel „Durch scharfe Gläser" gegeben. Aber mit diesen Gläsern war er nicht blos damals ausgerüstet, als er dieses Buch schrieb, er trägt sie immer, wenn er eine literarische Excursion unternimmt. Und die Wirkung dieser Gläser gleicht denen der Röntgen-Strahlen: das bisher Unsichtbare wird sichtbar, und was am meisten zu

Tage tritt, ist der Egoismus in seinen zwei Hauptformen, dem Eigennutz und der Eitelkeit. Das aber sind die zwei Dinge, die Gustav Schwarzkopf vor allem bekämpft.

Die Art, wie er dies thut, ist höchst eigen und für ihn charakteristisch: es geschieht nicht mit dem Flammenschwerte der Empörung, auch nicht mit jener überlegenen Ironie, die die menschlichen Schwächen und Sünden von ihrer Höhe herab wie aus der Vogelperspective betrachtet und belächelt: nein, Schwarzkopf geht mit methodischer Bedächtigkeit und Kaltblütigkeit vor: er löst einen trügerisch glitzernden Flitter um den andern, bis der Egoismus, der sich darunter verbirgt, in seiner ganzen kläglichen Blöße sichtbar wird; er zieht einen Stein nach dem andern heraus, bis das stolze Prunkgebäude aus Lügen und Phrasen zusammenstürzt und in seinen Trümmern zeigt, wie morsch es gewesen ist. Und nach Vollendung dieses Vernichtungswerkes stößt er nicht etwa das Triumphgeschrei befriedigter Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe aus; er knüpft auch keine guten Lehren daran: sondern er steht daneben, zuckt die Achseln und lächelt spöttisch, als wollte er sagen: „Voilà tout! Dieser Trümmerhaufen da sind eure Illusionen! Was ihr für Edelmuth, Schönheit, Größe und dergleichen gehalten habt, das ist, wie ihr hier seht, nichts anderes als elender Flitter, Schminke und Blendwerk! Mein Gott! Wie kann man aber auch noch so kindisch sein und sich so täuschen lassen!“ So thut Schwarzkopf gerade das Gegentheil von dem, was die meisten andern Schriftsteller thun würden: er zerstört Illusionen, während jene sie hervorzurufen trachten: man könnte ihn daher, entsprechend der Bezeichnung Illusionist, die sich gewisse Jongleurs beilegen, als Desillusionisten bezeichnen.

Kein Gebiet gibt ihm zu dieser Thätigkeit so reiche Gelegenheit als die Bühnenwelt mit ihrem trügerischen Lichte, ihrem falschen Prunk, ihrem hohlen Pathos, denn nirgends tritt der Gegensatz zwischen Schein und Sein so scharf hervor. Schwarzkopf wählt darum dieses Milieu mit großer Vorliebe, um so mehr, als er selbst einst Schauspieler gewesen ist und es somit aus eigener Erfahrung kennt. Fast in jedem seiner Bücher kommt ein Schauspieler oder eine Schauspielerin vor, ein Buch „Schlimme Geschichten“ ist sogar ausschließlich aus dieser Welt geschöpft. Er rückt darin das Bühnenleben aus der täuschenden, verklärenden Beleuchtung des Lampenlichts hinaus in das klare, nüchterne Licht des hellen Tages, und da nimmt sich die grelle Schminke, die für das Lampenlicht berechnet ist, in ihrer plumpen Aufdringlichkeit recht abstoßend aus. Die Lektüre dieses Buchs wirkt ähnlich, als träte man nach einer glänzenden Theatervorstellung voll blendender Schaueffecte auf die halbdunkle, leere Bühne: man wird aus dem romantischen Rausche, in den man durch die scenischen Wunder versetzt worden ist, empfindlich ernüchtert und erkennt voll peinlichen Unbehagens, daß das, was einem als Schönheit und Pracht erschienen, in Wahrheit sehr häßlich und dürftig ist.

Aber nicht nur die Theaterleute erscheinen Schwarzkopf als Komödianten, sondern alle Menschen, und das ganze Leben gilt ihm nur als Komödie. Außer der Theaterwelt sind es vor allem die bürgerlichen Kreise Wiens, die er sich als Milieu erkoren hat. Zwar nennt er Wien nur sehr selten als Schauplatz, auch fehlt jedes eigentliche Localcolorit; aber dennoch hat er, vielleicht oft ganz unbewußt, zweifellos Wien im Sinne gehabt. Damit soll aber nicht etwa gesagt werden, daß die von ihm vorgeführten Personen das typisch gewordene echte Wienerthum darstellen, o nein! dazu fehlt ihnen jene warmblütige Leichtlebigkeit und Gemüthlichkeit, alle die Eigenthümlichkeiten, die für den Urwiener charakteristisch sind: seine Personen sind vielmehr durchweg kalte, berechnende Leute, die alle Angelegenheiten als Geschäft auffassen und an ihr Profitchen denken, Leute, denen oft etwas Jüdisches anhaftet. Sie werden zwar nicht als Juden bezeichnet, ja Schwarzkopf selbst ist sich dieses jüdischen Gepräges vielleicht nicht einmal bewußt, aber sie machen nun einmal diesen Eindruck, jedenfalls sind sie aber alle mehr oder weniger unsympathisch. Ein nur halbwegs sympathischer Mensch ist in Schwarzkopf's Werken eine Seltenheit, und das ist entschieden ein Fehler. Damit soll aber nicht etwa verlangt werden, daß er Helden auftreten lasse, die von Edelmuth triefen, durchaus nicht: aber Menschen, die bei allen ihren Fehlern und Schwächen Antheil und Sympathie zu wecken vermögen, die nicht nur Verkörperungen des crassesten Eigennutzes sind. Und solche Menschen gibt gottlob es doch noch! Schwarzkopf freilich scheint das nicht zu glauben, zum mindesten nimmt er bei seiner Darstellung des Lebens auf sie keine Rücksicht. Die Gläser, durch die er die Welt ansieht, sind ja außerordentlich, ja verblüffend scharf, aber sie haben doch einen Fehler: sie zeigen nur das Häßliche, Böse, Lächerliche und Alberne; das Schöne und Gute, Lustige und Harmlose nehmen sie nicht auf, und so kommt es, daß Schwarzkopf's Darstellung des Lebens nicht so wahr wird, als er sie geben will, daß man ihm mit vollem Rechte der Einseitigkeit zeihen kann.

Und der Vorwurf unvollständiger Wahrheit läßt sich auch gegen die von ihm vorgeführten Personen erheben. Anbetracht der ganz erstaunlichen Seelenkenntniß, die er bei der Zeichnung seiner Charaktere bethätigt, erscheint dieser Vorwurf ungerecht, aber bei längerm Nachdenken wird wol auch der wärmste Verehrer Schwarzkopf's einsehen müssen, daß er nicht unbegründet ist. Bei aller Wahrheit vermißt man etwas an diesen Menschen; was, läßt sich nicht so leicht sagen: es sind jene kleinen Züge, jenes undefinirbare Gepräge, wodurch sie menschlich wahrer werden und dem Leser näher rücken, kurz: das Individuelle. Seine Menschen sind keine Individuen, sondern Typen. Ihre Persönlichkeit ist ihm ganz gleichgültig, und er hält es für überflüssig, dem Leser hier-

über Auskunft zu geben. Ihm ist es nur darum zu thun, ihr Seelenleben zu analysiren, oder genauer gesagt, in ihren Seelen nach dem Egoismus zu fahnden, ihn dem Leser zu zeigen und zu erläutern. Damit kann sich dieser aber nicht ganz zufrieden geben, so sehr ihn, wenn er nicht oberflächlich ist, diese Procedur auch zu fesseln vermag: er will eben nicht nur die geheimen Seelenregungen der Menschen kennen, die ihm vorgeführt werden, er will auch sie selber kennen, um sich von ihnen eine ordentliche Vorstellung machen zu können, er will wissen, wer sie sind, wie sie aussehen, wie sie sprechen, in welcher Umgebung sie leben. Alle diese wohlberechtigten Forderungen läßt Schwarzkopf unberücksichtigt, ja er hält es oft genug sogar für überflüssig, seine Personen dem Leser mit Namen vorzustellen, was — bei den Hauptpersonen wenigstens — doch sozusagen ein Gebot der Höflichkeit gegen den Leser wäre. Und wenn er sie sprechen läßt, so thun sie es so, wie man zwar schreibt, aber nie spricht, im sogenannten „papierenen Stil", sie tragen dadurch somit gar nichts zu ihrer Individualisirung bei. Schwarzkopf bedient sich ihrer lediglich als Sprachrohr für die Gedanken, die sie verkörpern sollen, und läßt sie genau so reden, wie er selber schreibt. Namentlich in seinem Sittenbilde „Lebenskünstler" macht sich das störend bemerkbar.

Die Folge davon ist, daß seine Menschen farb- und leblos erscheinen; es sind eben Geschöpfe, die zwar ein sehr entwickeltes Gehirn, aber kein Herz haben, die nur denken, aber nicht fühlen. Und darum vermögen sie eben, so glänzend ihre psychologische Construction auch durchgeführt ist, nicht den Eindruck des Lebenswahren hervorzurufen.

Hierzu trägt auch nicht wenig bei, daß Schwarzkopf das Milieu, in dem sie sich bewegen, so gänzlich zu vernachlässigen pflegt. Damit soll nicht etwa der Zola'schen Methode das Wort geredet werden, nicht dem endlosen, langweiligen Aufzählen von Aeußerlichkeiten, wie das besonders bei der Beschreibung von Oertlichkeiten gäng und gebe ist, und womit die betreffenden Autoren weiß Gott wie realistisch zu sein glauben. Nein! Das ist es durchaus nicht, was man bei Schwarzkopf vermißt: wol aber den Hintergrund, der den Personen erst das richtige Relief gibt, der die Handlung erläutert und anschaulich macht. Man denke sich nur eine Theatervorstellung ohne Hintergrund! Und weil für Schwarzkopf der Ort seiner Darstellungen Nebensache ist, verleiht er ihm auch kein Localcolorit und fast nie einen Namen. Er spricht in der Regel nur von „einer großen Stadt", der „Hauptstadt" oder der „Residenzstadt".

Was Schwarzkopf fast völlig mangelt, ist eben jener Prometheische Funke, der den Gestalten Leben und den Dingen Farbe gibt, der den Schriftsteller, wo es gilt, zum Plastiker und Maler werden läßt, kurz: poetische Kraft.

Und noch mehr als an dieser, der Poesie im weitern und eigentlichen Sinne, gebricht es ihm an dem, was im landläufigen und engern Sinn als Poesie gilt, an Stimmungspoesie. Auf den eisigen Höhen, auf denen sein Verstand thront, vermag eine so zarte Blume eben nicht zu gedeihen.

Diesem Mangel an Poesie entspricht auch sein Stil. Er ist nüchtern, klar und trocken, jedes poetischen Schmuckes bar, und wirkt dadurch nicht selten ermüdend; manchmal ist es, als ob man nicht ein literarisches Werk läse, sondern einen Zeitungsbericht. Andererseits jedoch weiß Schwarzkopf seinem Stil durch ganz eigene maliciöse, sarkastische Wendungen einen gewissen Reiz zu verleihen und dadurch einen höchst individuellen Stempel aufzudrücken, was den Mangel an Schwung und Schönheit einigermaßen weniger fühlbar macht.

Man kennzeichnet die Stimmung, die in Schwarzkopf's Werken herrscht, vielleicht am besten, wenn man sie mit der eines Morgens vor Sonnenaufgang vergleicht: eine fahle, kalte Helle zeigt die Dinge mit grausamer Schärfe und Nüchternheit und läßt keinen Flecken, keine Runzel verborgen. Ohne Farbe, ohne Glanz und ohne Duft liegt die Welt da, und ein eisiger Hauch fröstelt einen an; man fühlt sich unbehaglich und sehnt sich nach Licht und Wärme, nach Duft und Farben.

Am peinlichsten macht sich dieses Unbehagen bei der Lektüre der „Lebenskünstler" geltend. Es dürfte wenige Bücher geben, die so verstimmend, so niederdrückend wirken wie dieses düstere Bild menschlicher Gewinn- und Ehrsucht, dessen Pointe für die Lebensauffassung Schwarzkopf's überaus bezeichnend ist: die Hauptperson, ein arger Streber, erliegt nämlich nicht darum, weil er sich zur Erlangung seines Zieles unlauterer Mittel bedient, sondern weil er von diesen nicht so reichlich Gebrauch gemacht hat, als es nothwendig gewesen wäre, kurz, weil er aus Feigheit, Schwäche und noch vorhandenen Resten von Rechtsgefühl nicht wagt, der schlechte Kerl, der er ist, auch ganz zu sein. Kaum viel weniger verstimmend wirkt die Lektüre der „Bilanz der Ehe", zum mindesten die des ersten Bandes, der „Passiva". Außer diesen ergibt das Facit nur noch „Dubiosa", „Activa" stellen sich dabei nach Schwarzkopf's Rechnung nicht heraus, glückliche Ehen gibt es seiner Ansicht nach somit keine, wenigstens fühlt er sich nicht berufen, auch für sie Beispiele zu bringen. Nicht so peinlich ist der Eindruck, den die bereits früher erörterten Werke „Schlimme Geschichten" und die „Modernen Typen" machen. Diese darf man wol als die bedeutendste Leistung Schwarzkopf's bezeichnen, denn in ihnen feiert seine argusäugige Beobachtungsgabe und seelenergründende Menschenkenntniß einen wahren Triumph. Er bezeichnet sie als „novellistische Studien", und sehr mit Recht, denn es sind nur psychologische Studien, die ganz lose in ein novellistisches Gewand gehüllt sind. Das erquicklichste und unterhaltendste Buch Schwarzkopf's sind entschieden die Satiren „Durch scharfe Gläser". Er präsentirt darin eine stattliche Sammlung der verschiedensten menschlichen Eitelkeiten, auf die spitzen Nadeln seines

Spottes aufgespießt als wären es Käfer, wobei er nicht nur Geist und Witz, sondern sogar Humor zeigt. Außer diesem Buche hat er auch sein jüngstes Werk geradezu als Satiren bezeichnet. Es heißt „Recepte".*) Sein Sarkasmus macht darin aber nicht selten den Eindruck des Tadelsüchtigen, und auch die Satire artet in kleinliche Nörgelei aus. Die von ihm gegeißelten gesellschaftlichen Uebelstände verdienen ja gewiß Tadel und Spott, aber sie sind doch zu wenig bedeutend, um den von ihm aufgewendeten Spott zu rechtfertigen, und dadurch, daß er aus ihnen soviel Wesens macht, sie so umständlich durchhechelt, wirkt er aufdringlich und ermüdend. Das Beste darin sind die sehr ergötzlichen Recepte zur Bereitung von Opern, Possen, Volksstücken und namentlich von symbolistischen Stimmungsbildern. Sie bilden eine Ergänzung zu den Satiren „Nach der Schablone" und „Ein Recept" aus der Sammlung „Durch scharfe Gläser".

Diese beiden Arbeiten sind vorher als selbständige Broschüren erschienen, „Ein Recept" in sehr erweiterter und veränderter Form als satirisch-kritische Literaturstudie unter dem treffenden Titel „Der Roman, bei dem man sich langweilt". Schwarzkopf übt darin an dem Schablonenroman, namentlich dem sogenannten „idealistischen", eine ebenso gerechte als vernichtende Kritik, stellt dessen stereotype Figuren der Reihe nach an den Pranger und erläutert seine Ausführungen an zwei Beispielen, an Spielhagen's „Uhlenhaus" und O. von Redwitz' „Haus Wartenberg". Was er da sagt, kann Schriftstellern und Kritikern nicht genug zur Lektüre und Beherzigung empfohlen werden. Sowol in dieser Broschüre als in einer andern: „Consequenter Realismus", worin er die Möglichkeit des Realismus auf der Bühne erörtert, zeigt sich Schwarzkopf als Kritiker ersten Ranges, und daß er das ist, kann nicht in Erstaunen setzen, denn ein so durchaus verneinender Geist wie der seine muß ja in einer negativen Thätigkeit, als die man die Kritik doch aufzufassen hat, den ihm entsprechenden Ausdruck finden. Man kann sogar behaupten, daß er mehr zum Kritiker berufen ist als zum Erzähler, denn sein Mangel an Poesie, Wärme und Plastik, der ihm als Erzähler schadet, kommt nicht in Betracht, wenn er als Kritiker auftritt. Sein durchdringender Scharfblick für alles Fehlerhafte, seine Skepsis und sein Wahrheitsmuth, die sich durch keine Autorität, keine Tradition beirren lassen, befähigen ihn ganz besonders zum Kritiker, und die ihm eigene sarkastische Ausdrucksweise verleiht seinen Kritiken einen pikanten, individuellen Charakter, denn Satiriker ist er immer, ob er nun als Erzähler oder Kritiker auftritt, er ist sozusagen ein geborener Satiriker und jedenfalls — man darf es ohne die geringste Uebertreibung behaupten — der erste in der modernen deutschen Literatur, vielleicht sogar der einzige.

Theodor von Sosnosky.

*) Recepte, Satiren. Von Gustav Schwarzkopf. Dresden, Carl Reißner. 1896. 8. 2 M.

Neue Goethe-Schriften.

1. Das Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Siebzehnter Band. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten u. Loening. 1896. Gr. 8. Geb. 10 M.
2. Ungedrucktes aus dem Goethe-Kreise. Herausgegeben von G. A. Müller. München, Seitz u. Schauer. 1896. Gr. 8. 8 M.
3. Goethe's lyrische Dichtungen der ersten weimarischen Jahre. In ursprünglicher Fassung mit Einleitung herausgegeben von Rudolf Koegel. Basel, Benno Schwabe. 1896. 8. 1 M. 20 Pf.
4. Mephistopheles Merck. Von R. Löbell. Darmstadt, Wittich'sche Hofbuchdruckerei.
5. Der Anti-Necker J. H. Mercks und der Minister Fr. K. von Moser. Von R. Löbell. Darmstadt, August Klingelhoeffer. 1896. 8. 1 M. 50 Pf.
6. Goethe in Berlin und Potsdam. Von H. Schroeder. Westermann's Monatshefte. 1896.
7. Goethe's Beziehungen zu Eisenach. Von W. Buchner. Eisenach, H. Kahle. 1896. 8. 40 Pf.

Die Befürchtung, daß es dem „Goethe-Jahrbuch" bei der großen Concurrenz, die ihm aus den zahlreich alljährlich erscheinenden Goethe-Schriften und den von fast allen Zeitschriften gern aufgenommenen Artikeln über Goethe erwächst, bald an bedeutendem Stoff fehlen müßte, hat der neueste Band (Nr. 1) wenigstens für die Gegenwart glänzend widerlegt. Denn außer vier bisher unbekannten Aufsätzen von Goethe — Betrachtungen über ein dem Dichter Goethe in seiner Vaterstadt zu errichtendes Denkmal; über Kunst und Handwerk; über die Gegenstände der bildenden Kunst; über strenge Urtheile — deren Lektüre sich kein Goethe-Freund entgehen lassen wird, bringt der Band eine Reihe trefflicher Arbeiten über Goethe und eine Anzahl interessanter Briefe und Einzelheiten zu Goethe's Leben und seinen Werken.

An erster Stelle handelt H. G. Gräf über eine der liebenswürdigsten Gestalten aus dem Kreise Goethe's und Schiller's, Heinrich Voß den Jüngern, dessen Briefe über Goethe und Schiller im vorigen Jahre Berlit neu herausgegeben hat. Der Werth der Gräf'schen Abhandlung liegt nicht sowol in dem reichen, neu herbeigeschafften Material, als vielmehr in der feinsinnigen und treffenden Charakteristik jener bescheidenen, in seinen großen Gönnern aufgehenden, aber an Körper und Gemüth etwas schwächlichen Natur. Zwei Briefe des ältern Voß hat Gräf ebenfalls veröffentlicht. In dem einen schreibt Voß am 27. April 1805 aus Jena:

Vorher wollen wir einen der menschlichen Zufälle beiseiteschieben. Ich gehe nach Heidelberg: ohne Amtspflichten natürlich, mit einer Pension von 1000 Gulden. Mildere Luft und

Familienbedürfnisse nöthigen mich aufzugeben, was ich mit schwerem Herzen verlassen werde, Haus und Hof, und ländliche Stille, und die Krone von allem, edle Freunde in der Nähe. Diese jährlich einmal, und dann auf längere Zeit, als von hier aus, zu besuchen, scheint mir leicht, wenn ich die Reise in Absätzen denke.

Es wird also dadurch die Behauptung des jüngern Voß, daß Goethe erst durch Riemer im Mai 1805 von des ältern Voß Entschluß, ihn zu verlassen, gehört und deshalb in Zorn ausgebrochen sei, widerlegt. Im zweiten Briefe, vom 26. October 1806, bittet der Vater Voß um Beschleunigung der Entlassung seines Sohnes aus seiner Stellung am Gymnasium in Weimar, da dieser unterdeß eine Professur in Heidelberg erhalten hatte.

Die Abhandlung Richard M. Meyer's über Eckermann erweitert und vertieft das, was Meyer in seiner Goethe-Biographie über Eckermann's Verhältniß zu Goethe ausgeführt hat. Interessant ist der Nachweis, daß bei der Annäherung beider Männer nicht der Zufall, sondern eine gewisse Nothwendigkeit geherrscht hat. Die angeführten Citate aus Eckermann's „Beiträgen zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe" sind deshalb wichtig, weil sie deutlich erkennen lassen, weshalb Goethe sich gerade ihren Verfasser zum Mitarbeiter und Mitherausgeber seiner Werke ausersehen hat.

Mit „Leonardo's Abendmahl und Goethe's Deutung" beschäftigt sich die Abhandlung von Josef Strzygowski, der eine Photographie der Originalaufnahme von Alinari in Florenz, der Stich von Raffael Morghen und die Copie des Cesare Magnus in der Brera beigegeben ist. Gegenüber der Goethe'schen Deutung, daß Leonardo den Augenblick nach den Worten des Heilandes: „Einer unter euch wird mich verrathen", habe darstellen wollen, verficht Strzygowski mit Geschick die Meinung, daß Leonardo vielmehr die Wirkung der zweiten Aeußerung Christi: „Der mit der Hand mit mir in die Schüssel taucht, der wird mich verrathen", im Bilde wiedergegeben habe.

In einem im Jahrbuch abgedruckten Vortrag behandelt J. Schipper die Goethe'schen Sonette. Unsere Leser erinnern sich vielleicht unserer Besprechung der im vorigen Jahre erschienenen Schrift von Kuno Fischer über denselben Gegenstand. Wir hatten uns dahin ausgesprochen, daß K. Fischer keine seiner beiden Behauptungen, weder die Zusammengehöigkeit aller Sonette zu einem Sonettenkranz, noch die Beziehung aller Sonette auf eine Person, Minchen Herzlieb, überzeugend nachgewiesen habe. Ebendasselbe ist Schipper's Meinung. Die Sonette gehen zum Theil auf Minna Herzlieb, zum Theil auf Bettina. Schipper schließt seinen gehaltreichen Aufsatz mit folgenden Worten:

Wenn Goethe die Sonette später zu einem Cyklus vereinigte, so geschah dies gewiß nur mit Rücksicht auf ihre innere Verwandtschaft hinsichtlich des Stoffs und ihre gemeinsame Angehörigkeit an eine für ihn bedeutsame Epoche seines Lebens und seiner dichterischen Thätigkeit: die Entstehungszeit der Wahlverwandtschaften. . . .

Nur dann lassen sich diese Gedichte als zu einem zusammengehörigen Kranze vereinigt erklären, wenn wir sie ansehen als inhaltlich verwandte Stimmungsbilder, die dem Dichter aus seinem Verkehr mit den beiden so eigenartig verschiedenen, ihn lebhaft anziehenden Mädchen, Bettina Brentano und Minna Herzlieb, erwuchsen und von ihm in der künstlerischen Form des Sonetts zur Darstellung gebracht wurden.

Die Beziehungen Goethe's zur Musik, die durchaus nicht oberflächlich waren, sind wiederholt Gegenstand der Untersuchung gewesen. Vortrefflich hat darüber unter anderm Spitta in der „Deutschen Rundschau" gehandelt. Einen, wenn auch mehr indirecten Beitrag zu dieser Frage gibt Max Friedländer in seinem Aufsatze „Goethe's Gedichte in der Musik", in dem er die tiefen und großen Anregungen, die fast alle bedeutenden deutschen Componisten durch Goethe erhalten haben, statistisch feststellt und von zwanzig Goethe'schen Gedichten die vorhandenen Compositionen zusammenstellt. „Kein Dichter", sagt M. Friedländer mit Recht, „irgendeines Culturvolks hat die Componisten so stark und tief angeregt wie Goethe, und durch Mozart und Beethoven, Reichhardt und Zelter, Schubert, Loewe und Mendelssohn, Robert Schumann und Franz Brahms haben seine Lieder eine Verbreitung gefunden, die ihnen ohne die Schwingen dieser Musik sicher nicht in demselben Maße beschieden gewesen wäre. Sonderbarerweise fehlt in der Reihe der Componisten Joseph Haydn und Karl Maria von Weber." Mozart verdanken wir die herrliche Composition des „Veilchens", Beethoven die Musik zu „Egmont", drei Stücke aus dem „Faust", je eines aus „Claudine" und dem „Jahrmarktfest", und neunzehn Lieder theils skizzirt, theils vollendet, darunter Meisterwerke, wie „Freudvoll und leidvoll", „Mignon", das „Mailied", „Wonne der Wehmuth". Von Schubert gibt es achtzig Compositionen Goethe'scher Lieder, von Robert Schumann sechsundzwanzig außer den „Faust"-Scenen, von Mendelssohn vierzehn, von Spohr elf, von Loewe dreiundvierzig, von Brahms vierzehn und von Richard Wagner „neben seinen sieben Compositionen zu Goethe's «Faust» (Manuscript im Wahnfried) das bedeutsame Werk: Eine «Faust»-Ouverture".

Zur bildenden Kunst führt uns Veit Valentin's Aufsatz „Frankfurter Maler im Goethe-Hause zu Frankfurt", der an die vorjährige Ausstellung im Goethe-Hause anknüpft und bei der Fülle von Nachrichten, die er über das Leben und Wirken der frankfurter Künstler bringt, als ein schätzenswerther Beitrag zur Erläuterung der ersten Bücher von „Dichtung und Wahrheit" bezeichnet werden kann. Unter anderm schreibt Valentin:

Wenn Goethe in „Dichtung und Wahrheit" (I, 3, Bd. 26, S. 172 W. A.) von der „ganz wundersamen Operation" erzählt, durch die der Graf Thoranc die verschiedenartigen Talente der Künstler auf einem Bilde vereinigen wollte, so zeigen zwei im Besitze des Hochstifts befindliche, im „Gemäldezimmer" des Herrn Rath im zweiten Stock aufgehängte Bilder diese gemeinsame Thätigkeit: die Landschaften sind von Schütz, die Menschen von Seekatz, die Thiere von Hirt gemalt, dem gleichfalls von Goethe erwähnten, in der Ausstellung nicht besonders vertretenen Wilhelm

Friedrich [nicht wie bei Gwinner, „Kunst und Künstler in Frankfurt am Main", Seite 254 steht: Friedrich Wilhelm] Hirt (1721—1772).

Eine besondere Gruppe bilden die Werke, die im Besitze des Grafen Thoranc waren und von den Erben zu zeitweiliger Besichtigung nach Deutschland ins Goethe-Haus zu Frankfurt geschickt worden sind: sie tauchen wol bald wieder in der Ferne unter und verdienen darum eine etwas genauere Beschreibung, damit sie in ihrer Erscheinung und Bedeutung eine bleibende Stelle in der Goethe-Forschung erhalten.

Sobald Graf Thoranc bei Herrn Rath eingezogen war und dessen Bildersammlung in Augenschein genommen hatte, berief er die ihm so bekannt gewordenen Künstler selbst zu sich (S. 137): „sie zeigten ihre fertigen Gemälde vor, und der Graf eignete sich das Verkäufliche zu." Dazu mag das Genrebild Katalog Nr. 296 von Seekatz gehört haben, der hier auch zum frankfurter Kreise gerechnet werden darf: es stellt einen Knaben und ein Mädchen dar, die mit einer Katze spielen (Brustbild H. 69 cm, B. 55 cm). Das etwa funfzehnjährige Mädchen, im Mieder, das das Hemd sehen läßt, und offener Jacke, so daß der Hals und der linke Arm vom Ellenbogen an unbedeckt sind, sitzt an einem Tische und hält eine auf diesem stehende grauweiße Katze. Zu ihr beugt sich ein junger Bursche herab, der in der linken, über die rechte Schulter des Mädchens gelegte Hand eine weiße holländische Thonpfeife hält, deren glühender Inhalt dem Beschauer zugewendet ist; der Bursche selbst bläst den Rauch auf den Kopf der Katze, die bei dieser unliebsamen Berührung unruhig die Ohren spitzt, die eine Vorderpfote hebt, mit dem Schwanze schlägt und den Kopf noch der Störung wenden will. . . .

Goethe erinnert sich bekanntlich noch, daß er als Knabe die freundlich gesinnten Künstler „vermochte, diesen oder jenen Gegenstand vorzustellen" (S. 140). Er erzählt: „Ich erinnere mich noch, daß ich einen umständlichen Aufsatz verfertigte, worin ich zwölf Bilder beschrieb, welche die Geschichte Joseph's darstellen sollten; einige davon wurden ausgeführt." Von diesen Bildern besitzt Herr Dr. M. Schubart fünf: eins davon ist von ihm der Goethe-Ausstellung überlassen worden (Katalog Nr. 300). Es ist nicht weniger als 224 cm hoch und 134 cm breit. Es stellt den Augenblick dar, da Joseph Regent im Lande war und allem Volke Getreide verkaufte. Da Herr Dr. Schubart ein besonderes Werk über den „Königsleutenant" vorbereitet, in dem diese Bilder ihre Stelle finden werden, so genügt hier eine Hinweisung auf diese jedenfalls bald erscheinende Veröffentlichung.

Unter den aus den Schätzen des Goethe-Archivs gebotenen Briefen von und an Goethe heben wir den Briefwechsel Goethe's mit dem Schweden Brinckmann hervor. Der schwedische in Deutschland eingewanderte für deutsche Literatur und besonders für Goethe begeisterte Gesandte schreibt unter anderm aus Berlin im October 1803 an Goethe:

Der ächte Götheanismus (ich halte hierbei nur die Unitarier für rechtgläubig) pflanzt sich hier allmählich wie eine unsichtbare Kirche fort, deren Mitglieder wol allein als das wahre Salz der geschmacklosern Masse betrachtet werden müssen. Ich bin wenigstens so glücklich, nur mit Glaubensverwandten in vertrautern Verbindungen zu leben, und ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie irgendwo inniger geliebt, und warum nicht? andächtiger angebetet worden, als in einigen dieser schönen Zirkel. Sie kennen, hoff' ich, die Frau von Berg, vielleicht auch ihre vortreffliche Tochter, die Gräfin Voß. Seit mehrern Jahren hab' ich das Glück, in dieser seltenen Familie Kindesrecht zu genießen, und ich möchte wol sagen, daß Ihre Schriften der Mittelpunkt unserer echtreligiösen Verbindung sind. Alle schönern Seelen, die einer höhern Ausbildung werth sind, werden hier in jene heiligen Mysterien eingeweiht, und es heißt bei uns, in einem höhern Sinn, niemand ein Mensch, als wer durch den Geist Ihrer Schriften getauft ist. Freilich mögen wir wol, wie alle Rechtgläubigen, gerade gegen die nächst gränzenden Sekten bisweilen intoleranter sein, als gegen völlig Ungläubige, und auf dem Gute der Gräfin wurde wirklich vorigen Winter vor Ihrer Büste ein förmliches Autodafé von allerlei Ketzern gehalten, die uns den Namen Göthe's zu misbrauchen schienen.

Auch die Miscellen bringen mehrere wichtigere kleine Abhandlungen. Gleich die erste beschäftigt sich mit dem wichtigen ersten Paralipomenon zu „Faust". Eugen W. Manning sucht darin den Beweis zu führen, daß dieses Paralipomenon kurz vor dem 18. October 1773 geschrieben sei. Da in ihm der zweite Theil des „Faust" erwähnt werde, so sei auch hierdurch der Beweis gegeben, daß Goethe von vornherein einen zweiten Theil des „Faust" geplant habe. Wenn ich auch mit dieser letzten Behauptung durchaus einverstanden bin, kann ich doch die Gründe, die Manning für die Datirung „kurz vor dem 18. October 1773" anführt, nicht als beweiskräftig anerkennen. Manning stützt sich nämlich auf die Worte Goethe's in dem Briefe an Johanna Fahlmer vom 18. October 1773: „Ein schöner neuer Plan hat so sich in meiner Seele aufgewickelt zu einem großen Drama." Die Worte können aber ebenso gut auf den „Werther" gehen, den Goethe als Drama zu bearbeiten im Sommer 1773 beabsichtigte (vgl. meine Goethe-Biographie, I, 232), zumal wir aus „Goethe's Gesprächen mit Eckermann" auch von Goethe selbst wissen, „daß «Faust» und «Werther» zu gleicher Zeit componirt sind". Wenn nun aber Manning sogar die Worte aus dem Julibrief an Kestner (W. A. II, 97): „Ich bearbeite meine Situation zum Schauspiel zum Trutz Gottes und der Menschen", auf den „Faust" bezieht, so möchten wir ihm doch rathen, etwas sorgfältiger zu lesen. Vor dem citirten Satze stehen nämlich die Worte: „Heut vorm Jahr war's doch anders, ich wollt schwören, in dieser Stunde vorm Jahr saß ich bei Lotten", und hinter ihm stehen die Worte: „Ich weiß, was Lotte sagen wird, wenn sie's zu sehen kriegt, und ich weiß, was ich antworten werde." Und da zweifelt noch jemand, daß der „Werther" gemeint ist?

Sehr lesenswerth ist die kleine Abhandlung von Ottokar Lorenz über Epimenides, der sich gegen die von H. Morsch in mehrern frühern Aufsätzen des „Goethe-Jahrbuchs" vertretene Meinung, daß Goethe mit Epimenides sich selbst dargestellt habe, wendet. Da Morsch es sich schon mehrmals zum besondern Vergnügen gemacht hat, den Verfasser dieser Zeilen wegen seiner abweichenden Meinung anzugreifen, so freut es mich, in Lorenz einen so vortrefflichen Bundesgenossen gefunden zu haben. Wir citiren nur eine Stelle aus Lorenzens Aufsatz:

Es kann hier nur die Empfindung sprechen. Wenn sich jemand dächte, er könnte bei der Feier von Ereignissen des Jahres 1870—71 eine Tischrede halten, oder gar ein Stück schreiben, wo

er sich selbst als Redner oder Dichter als den Archimedischen Punkt hinstellte, um den sich die ungeheuern Thatsachen gleichsam gedreht hätten, und auf dessen persönliche Empfindungen das ganze Drama zugespitzt wäre, — man würde sich einer ungemeinen Heiterkeit überlassen müssen! —

Eben diese Meinung habe ich und zwar fast mit denselben Worten mehrmals in d. Bl. vertreten (Nr. 30, S. 470 f. 1893, Nr. 31, S. 485 f. 1895).

„Ungedrucktes aus dem Goethe-Kreise" verheißt uns die an zweiter Stelle citirte Schrift von G. A. Müller; aber das „ungedruckt" ist nicht so wörtlich zu nehmen. Der Herausgeber gibt von mehrern schon gedruckten Briefen zum erstenmal den Abdruck der in seinem Besitze befindlichen Originale. Sehr erfreulich wäre es gewesen, wenn der Herausgeber die Abweichungen der Originale von dem ersten Druck gleich angegeben hätte. In den ersten beiden Briefen (von Goethe an Blumenthal) habe ich keine Abweichung gefunden, nur daß es im Neudruck Seite 12, Zeile 5 heißen muß „zu Ihrem Zwecke" anstatt „Ihren Zwecke". Der Werth des Buches liegt in den Facsimiles der Handschriften von Goethe, Karl August, Anna Amalie, Z. Werner, Johanna Schopenhauer, Heinrich Meyer, Eckermann, Ottilie von Goethe, Jerusalem, J. G. Fr. Jacobi, Laroche, Lenz, Salzmann u. s. w. Für diese interessanten Gaben sind wir dem Herausgeber aufrichtig dankbar.

Mit „Goethe's lyrischen Dichtungen" beschäftigt sich Rudolf Koegel's kleine Schrift (Nr. 3), und zwar bringt er einen getreuen Abdruck der Gedichte der ersten fünf weimarer Jahre in ihrer ersten Fassung. Die Einleitung weist einen Einschnitt oder eine Scheidung zweier Perioden in Goethe's Dichtungen im Jahre 1782 nach. Die fünf ersten Jahre charakterisirt Koegel sehr hübsch und überzeugend als das Ausklingen des Geniewesens und den Uebergang zum Classicismus.

Wenden wir uns zu den Ergebnissen der neuesten Goethe-Forschungen über Goethe's Leben und Beziehungen, so haben wir uns zuerst mit der Gestalt aus dem Freundeskreise des jungen Goethe zu beschäftigen, deren Charakterbild noch am meisten schwankt in der Geschichte. Was uns von Merck durch Goethe und andere berichtet worden ist, läßt sich schwer unter einer höhern Einheit vereinigen. In der kleinen Abhandlung „Mephistopheles Merck" (Nr. 4) will R. Löbell den Nachweis führen, daß Goethe sich in seiner bekannten Charakteristik zu Ungunsten Merck's geirrt habe. Er führt aus Merck's Leben und Schriften eine Reihe positiver Züge auf, und meint, in den Ruf des Geistes, der stets verneint, sei Merck nur durch seinen schonungslosen Haß gegen jede Phrase, gegen Oberflächlichkeit und Gedankenlosigkeit, der ihm Angriffe und Feindschaft von allen Seiten einbrachte, gekommen. Seine Feindschaft und sein Kampf gegen Schein und Unnatur, was doch das Positivste von allem sei, habe man für negatives Wesen angesehen. Goethe widerspräche sich auch selbst, da ein vorwiegend auf das Negative gerichteter Geist unmöglich von solchem Einfluß auf ihn hätte sein können, wie er selbst zugesteht. Dagegen möchte man doch darauf hinweisen, daß der Einfluß Merck's auf Goethe durchaus negativ gewesen ist. Ein gütiges Geschick sandte dem Stürmer und Dränger in Merck den Mann, der die allzu kräftigen Schößlinge verschnitt, der den sich oft absurd geberdenden Most zu kostbarem Wein läuterte. Deswegen ist auch Goethe diese Seite des Merck'schen Geistes hauptsächlich in Erinnerung geblieben. Daß Goethe in der Hauptsache recht gehabt hat mit seiner Charakteristik Merck's, beweist auch die durch R. Löbell veröffentlichte Schrift „Der Anti-Necker J. H. Mercks und der Minister Fr. K. von Moser" (Nr. 5). Der hessische Minister von Moser hatte nach seinem Sturze eine Vertheidigungsschrift geschrieben, die er nach seinem großen Leidensgenossen „Necker" nannte. Dagegen schrieb Merck die eben citirte Schrift, die der Herausgeber selbst an vielen Stellen als gehässig und unerquicklich bezeichnet. Anstatt nun aber den naheliegenden Schluß zu ziehen, daß die Bezeichnung Mephistopheles-Merck wol nicht unbegründet gewesen ist, behauptet Löbell, daß Goethe und seine Freunde „jene Schattenpartien", die selbst Löbell nach der Lektüre des „Anti-Necker" „in die Charaktergestalt hineinzeichnen muß", fälschlich für wesentliche Charaktereigenschaft angesehen hätten, während sie in Wirklichkeit nur in schwachen Stunden sein Urtheil und sein Handeln beeinflußten. Wunderbar, wie Löbell sich dreht und windet, nur um die vorgefaßte Meinung nicht aufgeben zu müssen.

Mit Goethe's Leben beschäftigen sich die beiden an letzter Stelle citirten Veröffentlichungen. Hugo Schroeder hat in dem Aufsatz „Goethe in Berlin und Potsdam" (Nr. 6), wie natürlich, in der Hauptsache den Aufenthalt Goethe's in Berlin im Mai 1778, von dem wir durch die Tagebücher und Briefe an Frau von Stein ausführliche Kunde haben, geschildert. Der Werth des Artikels besteht darin, daß H. Schroeder ausführlich die Personen, mit denen Goethe in Berlin verkehrt hat, und ihre Beziehungen zu Goethe schildert. So gibt er eine hübsche Charakteristik von Chodowiecki, wobei auch die Worte Goethe's an die Karschin nicht fehlen: „Gehen Sie doch einmal zu Chodowiecki und räumen Sie bei ihm auf was so von alten Abdrücken seiner Sachen herumfährt. Schicken Sie mir's und stehlen ihm etwa eine Zeichnung. Es wird mir wohl, wenn ich ihn nennen höre oder ein Schnitzel Papier finde, worauf er das Zeichen seines lebhaften Daseins gestempelt hat." Ferner werden ausführlich und ansprechend die Karschin, der sonderbare Kauz Gottlob Bormann, der sich aus Freude über Goethe's Besuch auf dem Boden herumgewälzt haben soll, der Freund aus der Lili-Zeit André, der Musikdirector in Berlin geworden war, der Maler Frisch u. a. geschildert. Die Anekdote, daß Moses Mendelssohn Goethe's Besuch nicht angenommen, weil Goethe

ihn nicht gleich zuerst besucht habe, weist Schroeder mit Recht zurück.

In einer Schrift von vierzehn Seiten bespricht W. Buchner „Goethe's Beziehungen zu Eisenach" (Nr. 7). Es handelt sich hauptsächlich um Goethe's Aufenthalt in Eisenach und auf der Wartburg im Herbst 1777, wofür ebenfalls die Tagebücher und die Briefe an Frau von Stein die Quellen sind. Der schöne Brief Goethe's vom 13.—17. September von der Wartburg wird von Buchner als ein Gegenstück zu Faust's Selbstgespräch: „Erhabener Geist, Du gabst mir alles . . ." bezeichnet. Die merkwürdige Thatsache, daß der begeisterte Verkünder der Naturschönheit der Wartburg keine Worte hat für ihre geschichtliche und kunstgeschichtliche Bedeutung, erklärt sich daraus, „daß der Prunksaal der Minnesänger und der Heiligen Elisabeth damals noch unter einer dicken Schicht von Mörtel begraben lagen".

Karl Heinemann.

Aus drei Erdtheilen.

1. Die Insel Mafia und ihre kleinern Nachbarinseln. Von Oskar Baumann. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1896. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Dieses nur achtunddreißig Druckseiten zählende Heft enthält einen höchst erwünschten Originalbeitrag zur Landeskunde Deutsch-Ostafrikas. Der um dieses große Schutzgebiet durch seine erfolgreiche, weit in dessen Norden ausgedehnte Forschungsexpedition hochverdiente Oesterreicher hat im Auftrag des Vereins für Erdkunde zu Leipzig während der Herbstmonate des Jahres 1895 eine sorgfältige Aufnahme der Insel Mafia, der einzigen Insel des indischen Weltmeeres unter deutschem Schutz, unternommen und spendet uns nun in einer schönen Karte sowie in einer vorzüglichen Beschreibung zum ersten mal klare Einsicht in deren Natur und Bevölkerung.

Vor dem weit in die See hinausgebauten Delta des Rufiji (nicht „Rufidschi", nach englischer Art geschrieben Rufiyi) liegt die nur acht deutsche Quadratmeilen große Insel Mafia als korallinisches Flachgebilde in Mondsichelform, gestreckt von Südwest nach Nordost, die vorgewölbte Küste gen Südost gerichtet und auf dieser Seite noch von kleinen Inselchen begleitet, die Bruchstücke von ihr selbst darstellen werden, wie sie durch Abgliederung vom benachbarten Festland entstanden ist. Eigentlich heißt die Insel bei den Bewohnern Tschole; es wird aber wol bei dem einmal gebräuchlich gewordenen Namen Mafia in der Wissenschaft verbleiben und auch bei dessen üblicher Betonung Máfia. Der Verfasser will zwar Mafía gesprochen haben, weil so die Aussprache des Wortes im Namen des äußersten Südwest-Dörfchens der Insel Kisimami-Mafía bei den Eingeborenen selbst klinge; indessen er gibt zu, daß die Araber, von denen wir den Inselnamen Mafia überkommen haben, Máfia oder vielmehr Máfja sagen.

Kein überschwengliches Bild von der Landschaft wird uns entrollt; die Insel ist auch kein „irdisches Paradies", bietet jedoch einen zukunftsvollen Boden für unsere Pflanzungsanlagen und erscheint, obwol nicht ganz malariafrei, immerhin gesünder als die in englische Hand gefallenen zwei andern Inseln vor der Küste unsers Schutzgebiets: Pemba und Sansibar; dabei wirkt beständige Fächelung durch die Seebrise wesentlich abkühlend auf die Temperatur.

Nur um zwei der kleinen Weiher, deren die Insel mindestens siebzehn zählt, findet sich hochstämmiger Wald, wie an einigen Bachmündungen der seltsame Wuchs der Mangroven, die zur Flutzeit auf dem Meere zu schweben scheinen, bis die Ebbe ihre Luftwurzelgestelle bloßlegt. Sonst herrscht auf Mafia durchweg stachelige Buschvegetation, in die sich Baumeuphorbien mischen. Vielfältig unterbrechen Pflanzungen der Eingeborenen diese natürliche Pflanzendecke, und auch an Stellen, die nur früher Culturen trugen, zeigt sich der aus Indien als ersehnter Schatten- und Fruchtspender eingeführte dunkelgrün belaubte Mangobaum.

Merkwürdigerweise ist Mafia von größern Säugethieren bewohnt: von Affen, Wildschweinen, Zwergantilopen und Flußpferden. Der Verfasser berichtet, daß letztere auf Sansibar und Pemba gänzlich fehlen, und spricht die Ansicht aus, sie seien wol aus dem Rufijistrom (etwa wenn Westwind bei Hochwasser die Wasser des Stroms stärker gen Osten trieb) nach der Insel gelangt. Indessen regt sich hiergegen doch der Zweifel, ob diese allerdings schwimmfähigen Dickhäuter volle achtzehn Kilometer weit plan- und ziellos in die See hinaussteuerten, wo ihnen, den Süßwasserbewohnern, gar kein Landungsplatz von weitem winkte? Ein blinder Zufall hätte immerhin wol ein Flußpferdpärchen oder ein trächtiges Flußpferdweibchen über den an der schmalsten Stelle achtzehn Kilometer breiten Sund vom Festland nach Mafia führen und somit hier diese Thierart einbürgern können; aber sicher liegt die Annahme näher, daß das Flußpferd ebenso wie die andern genannten Säuger, die ihm jenes Bravourstück der Schwimmkunst nicht nachzumachen vermöchten, einen alten Restbestand der Fauna aus derjenigen Zeit darstellen, als Mafias Boden noch mit dem Festland in trockenem Zusammenhang stand.

Zweifellos sind die ältesten menschlichen Bewohner Mafias, die Wambwera, vom Festland herübergekommen, denn sie heißen ja nach ihrer Stammheimat Umbwera im Rufijidelta. Es sind negerartige Leute, die sich in Tracht und Lebensweise nicht von den Küstensuahili un-

terscheiden. In der auf 6000 an Zahl geschätzten Inselbevölkerung spielen aber auch, wie auf dem Festlande, die hier seßhaft gewordenen Araber eine maßgebende Rolle. Insbesondere haben sie sich um den Handel und die Productionssteigerung Mafias Verdienste erworben. Ihnen ist vor allem der Anbau der Kokospalme in größern Pflanzungen zu verdanken, während die Wambwera, die erst neuerdings diesem guten Beispiel hier und da zu folgen beginnen, früher die werthvolle Palme nur in geringer Menge, nämlich nur zum unmittelbaren eigenen Gebrauch bauten. Immer noch kommt die Kokosnuß von Mafia als Ganzes in den Handel, nur selten schlägt man ihre Schale auf, um in praktischer Weise den zu Scherben zerschlagenen, eine eiförmige Hohlmasse bildenden Kern als „Kopra" zu verladen. Sonst baut man noch Reis (der von den Arabern überall im tropischen Ostafrika eingeführt wurde, selbst wo sie im übrigen, wie am obern Kongo, nur als Sklavenräuber Unsegen stifteten), Sesam als Oelpflanze, stellenweise Zuckerrohr, Gewürznelken und vor allem Maniok als vorzüglichste Nahrungspflanze, die durch ihre mehlreichen Knollen das Brotkorn ersetzt.

Wenn wir noch einen Blick auf den wirthschaftlichen Werth des Landes werfen, so läßt sich vor allem von der Hauptinsel Mafia behaupten, daß sie ein schönes, vielversprechendes Stück der deutschen Colonie ist. Zwar hat Mafia nicht die überwältigende tropische Ueppigkeit Pembas oder auch nur Sansibars. Dafür aber hat sie einen unermeßlichen Vortheil vor diesen Inseln: den des gesündern Klimas. Mafia hat freilich nicht so fetten rothen Boden wie die beiden nördlichen Inseln, aber sie ist wasserreich, und ihr Sandboden ist wie geschaffen für die Culturpflanze, welche den Reichthum des Landes bildet: die Kokospalme. Durch diese Cultur, durch Viehzucht und leichte Beschaffung von Arbeitskräften ist Mafia bezüglich der Landwirthschaft ungleich besser daran als Sansibar und Pemba, wo das Fallen der Gewürznelkenpreise und der Arbeitermangel es den Engländern nur durch systematisches Augenzudrücken in der Sklavenfrage ermöglicht, die eingeborenen Pflanzer über Wasser zu halten.

2. Kaukasische Reisen und Studien. Von C. Hahn. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1896. Gr. 8. 6 M.

Ein tifliser Gymnasialprofessor schwäbischer Abkunft vereinigt in diesem schmucken Bändchen elf anziehende Skizzen von kaukasischem Land und Volk. Weitaus die meisten von ihnen sind aus eigenen Streifzügen durch das hochinteressante „Gebirge der tausend Gipfel und der hundert Sprachen" hervorgegangen, und malen uns so farbenfrisch wie naturwahr Land und Volk der verschiedensten Theile des gewaltigen alpinen Gebirgsriegels, der den Isthmus zwischen Kaspischem und Schwarzem Meer machtvoll schließt, eine Bergungsstätte zahlloser Völkersplitter, die aus entlegener Vorzeit in den wilden Schluchten des Kaukasus Zuflucht gesucht hatten.

Als Probe der hübschen Schilderungen des Verfassers diene seine Skizze des Eintritts in die zunächst aus offener Steppenflur bestehende Kabarda, die sich von Wladikawkas zum hohen Elbrus hinanzieht:

Unser Weg führt zunächst durch die Steppe, welche hier am Fuße der kaukasischen Berge weniger einförmig erscheint als in Südrußland. Die Steppe hat hier nicht nur im Frühjahrskleid, wo sie ein unabsehbares Meer von frischem Grün bildet, besäet mit den mannichfaltigsten Blumen, sondern zu jeglicher Jahreszeit ihren eigenthümlichen Reiz. Ackerland, Heuschläge, Weideplätze, Gebüsch und kleine Wäldchen wechseln miteinander ab. Der Horizont ist nur im Süden und Südwesten durch den Kaukasus begrenzt, nach den andern Richtungen breitet sich eine unendliche Ebene aus. Wie Inseln ragen da und dort die Dörfer und Aule hervor mit ihren Pappeln und Obstbäumen, während in Nähe und Ferne sich regelmäßig geformte Hügel verschiedener Größe auf dem ebenen Plan erheben. Es sind die sogenannten Kurgane (vorgeschichtliche Grabhügel), die man hier nach Hunderten zählen kann. Angepflanzt ist die Steppe wenig, sie ist wasserarm, könnte aber durch Wasserleitungen aus den zahlreichen Flüssen leicht bewässert werden. Nur an wenigen Stellen werden Gerste, Weizen, Hirse, Mais, Kartoffeln und Hanf angebaut; verwilderter Wein, welcher am Buschwerk hinaufrankt, legt Zeugniß dafür ab, daß hier einst auch Weinbau getrieben worden. Auf großen Strecken erblicken wir die sogenannten „Bachtschi", d. i. Melonenpflanzungen, welche hier trefflich gedeihen. Das hohe Gras der Steppe, das an sumpfigen Stellen hochaufgeschossene Schilfrohr und das Buschwerk bergen eine Menge von Wild, namentlich Fasanen, Hasen und Wildschweine. Dort finden aber auch die gefährlichen Abreken gute Schlupfwinkel, wenn sie es nicht vorziehen, in den undurchdringlichen Wäldern und Schluchten der Berge ihre Zuflucht zu suchen. Die Abreken sind Räuber und deren hauptsächlichstes Handwerk — der Pferdediebstahl. Wenn der Bewohner jener Gegenden durch irgendein Vergehen vor dem Gesetz verantwortlich geworden ist, so sucht er sich durch Flucht der Strafe zu entziehen und treibt sich in der Steppe herum, durch Raub seinen Unterhalt erwerbend. Daher müssen die in der Steppe Ansässigen wohl auf ihrer Hut sein. Die wenigen Kosakenposten reichen nicht aus, um mit dem Gesindel fertig zu werden. Wie gefährlich diese Abreken sind, geht unter anderm daraus hervor, daß sie kurz vor unserer Ankunft an der Malka einen Tabun von mehr als hundert Pferden weggetrieben hatten.

Neben den vielartigen Bergvölkern des Kaukasus in ihrer Mannichfaltigkeit des Aussehens, der Tracht, der Sitte lehrt uns der Verfasser auch die merkwürdige, längst nach Transkaukasien verwiesene russische Sekte der Duchoboren in ihren derzeitigen Zuständen kennen. Sie haben gegenwärtig außer wüsten Mysticismen wenig von christlichem Glauben mehr übrig, sind aber fest davon überzeugt, daß sich Gott, wie er sich einst in Christus offenbart hat, noch immerfort in menschlicher Gestalt verkörpert, und zwar immer in einem Mitglied ihrer erlesenen Sekte. Ihr Mittelpunkt ist jetzt das Dorf Goreloje im Kreis Achalkalaki in Russisch-Armenien. Dort sind sie ganz fleißige, daher auch zu Wohlstand gelangte Bauern, die einen bestimmten Theil ihrer Einnahmen in die gemeinsame Kasse der Sekte einzahlen. Diese Kasse steht im Gemeindehaus der Duchoboren, wo Greise, Sieche und Waisen verpflegt werden, auch Armen Unterstützung gewährt wird zur Ansiedelung und ersten Einrichtung. In diesem Hause wurden nach dem Tod ihres vergötterten Illarion Kalmykoff (ihres zeitweiligen Christus) gleichfalls dessen zwei Söhnchen Wassili und Peter erzogen:

Der erstere starb bald, der zweite Sohn Peter aber heirathete nachmals Lukaria Gubanowa; doch auch ihn brachten Trunksucht und ausschweifendes Leben bald ins Grab. Er hinterließ keine Kinder. Jetzt aber verstand es Lukaria, ein kluges, listiges Weib, die Zügel der Regierung an sich zu reißen und sich zur Göttin der Duchoboren aufzuwerfen. Schon in höherm Alter stehend, liebte sie es, sich jung zu machen. Ihr gewöhnliches Costüm war ein einfaches, aber sehr sorgfältig genähtes Kleid, ein Tuch um den Hals und eine schneeweiße Haube, welche zu ihrem frischen, rothen Gesicht herrlich paßte; ihr Blick war streng und ernst, ihre Gestalt hoch und majestätisch. Durch ihr äußeres Auftreten und kleine Geschenke wußte sie die Duchoboren für sich einzunehmen; ihre Ermahnungen und Rathschläge galten als Gesetz, ihre Launen wurden von allen nicht blos ohne Murren, sondern mit einer Art Andacht erfüllt. Da sie von der Gemeinde große Einnahmen bezog, so lebte sie selbst ungemein luxuriös und half andern gern. Dabei hatte sie aber eine Schwäche für das starke Geschlecht und umgab sich mit kräftigen, hübschen Männern. Als sie 1887 starb, übergab sie die göttliche Kraft und die Leitung der Duchoboren ihrem Liebling Peter Werigin.

3. Das Herzogthum Schleswig in seiner ethnographischen und nationalen Entwickelung. Von August Sach. Erste Abtheilung. Halle a. S., Buchhandlung d. Waisenhauses. 1896. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Dies verdienstvolle Werk, dessen erste Abtheilung uns hier vorliegt, führt uns ins deutsche Vaterland zurück, und zwar auf jenen so lange streitig gewesenen, ja lange Zeit fast neutral zwischen Deutschland und Dänemark gelegenen Halstheil der zwischen Nord- und Ostsee vorspringenden Jütischen Halbinsel.

Das Werk wendet sich zwar vornehmlich an den gelehrten Fachmann. Indessen jeder Freund vaterländischer Geschichte und deutscher Landeskunde wird mit Interesse die klaren, dabei knapp gehaltenen und aus den zuverlässigsten Quellen geschöpften Mittheilungen des Verfassers verfolgen: wie sich die Mischung der Bevölkerung auf dem Boden Schleswigs vollzog, wo thatsächlich Friesen, Niedersachsen und Jüten noch heute sich berühren; wie der Name „Schleswig" (von der gleichnamigen Stadt abgeleitet) als Landesname erst allmählich sich einbürgerte, den Namen Holstein auf die Südseite der Eider verdrängend (noch immer nennen wir ja die Austern aus dem Wattenmeer an Schleswigs Westküste holsteinische!), auch den Namen Südjütland für Schleswig beseitigend; wie ferner die Natur des Landes, die Vertheilung von Wald, Moor und Heide durch Urbarmachen des Bodens geändert und der Siedelung des Menschen Raum geschaffen wurde.

Alfred Kirchhoff.

Lyrik und Lyriker.

1. Erste Wanderfahrten. Gedichte und Skizzen von Georg Epstein. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1896. 8. 1 M. 50 Pf.
2. Lyrische Gedichte von Albert Kahl. Dresden, Alexander Beyer. 1896. 12. 1 M.
3. Wetterleuchten. Gedichte, Sprüche und Gaben von Theo Heermann. Dresden, Oscar Damm. 1896. 8. 1 M. 80 Pf.
4. Gedichte. Von Gustav Renner. Dritte Auflage. Zürich, Th. Schröter. 1896. 12. 2 M.
5. Mein Herz ist am Rheine. Ein Gedenkbuch an die Errichtung des Wolfgang Müller-Denkmals zu Königswinter. Mit einer Auswahl Wolfgang Müller'scher Dichtungen. Von Dr. Joesten. Köln, Kölner Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1896. 8. 1 M.
6. Julius Sturm. Ein Gedenkblatt von A. Hepding, Pfarrer. Gießen, J. Ricker'sche Buchhandlung. 1896. 12. 1 M. 50 Pf.

Wenn Georg Epstein's „Erste Wanderfahrten" (Nr. 1) wirklich seine ersten Dichtungen sind — das Gedicht „J'y pense" Seite 32 fg. spricht freilich dagegen —, dann ist vielleicht von ihm noch etwas zu erwarten. Bisjetzt erscheint er noch höchst unselbständig. Mindestens ein Dutzend von den Gedichten sind Baumbach-Nachklänge, und meistens recht schwache:

Im Garten bei dem Wirthshaus sitzt
Ein müder Wanderknab',

Nein: „Wanderknab'" heißt es. „Da vertrank der Wanderknab Mantel" (s. Z. 4), „Hut und Wanderstab" (s. Z. 4). Unser Wanderknabe will „die Sehnsucht nach des Lebens Glück vertrinken". Das hält nun ja nicht schwer:

Der Abend dämmert für und für
Manch Stern am Himmel blinkt.
Den Blick in die Weite gerichtet, stier,
Der Bursch noch sitzt und trinkt.

Ueber den stieren Blick des Jünglings wird sich niemand wundern. Aber der Dichter sollte ihn mit dem Trinken aufhören lassen, sonst möchte leicht die im Wein ertränkte Sehnsucht nach des Lebens Glück am nächsten Morgen als riesenhaftes graues Elend auferstehen. Neben Baumbach wird Heinrich Heine am meisten nachgeahmt, und wie!

Der Mond liebt die stolze Sonne,
Die den Träumer bitterlich haßt,
Sie kann ihm Liebe nicht geben —

Daß sie ihm keine Liebe geben kann, wenn sie ihn bitterlich haßt, das ist ja sehr begreiflich —

Dem bleichen stillen Phantast.

Ein Dichter soll doch Deutsch verstehen. „Dem Phantasten" heißt es:

Sie will am Tage erglänzen,
Bewundert sich immer sehn,
Da kann wol der bleiche Träumer
Ihr nimmer zur Seite stehn.

Drum klagt er sein Leid, wenn nächtlich
Sein Licht bricht magisch hervor. —
Die Blumen möchten ihn trösten,
Doch können sie nicht empor.

Das ist allerdings Zug für Zug Heine, nur — verhunzt, ohne Esprit, ohne Grazie. Ebenso ist es in Nr. 6 und

Nr. 9 der „Losen Blätter". Aber Epstein ist wenigstens dankbar, er nimmt sich Heine's gegen seine Verächter an. Nur konnte das etwas kräftiger geschehen; ebenso gut konnte es freilich auch unterbleiben, denn die Verkleinerer Heine's haben bisher noch keinen Unbefangenen überzeugt und höchstens den Beifall der gelernten Antisemiten errungen. In dem Abschnitt „Aus der Rosenzeit" finde ich gleichfalls nirgends einen neuen Ton, wenn auch einige Lieder ganz nett sind. Eine gewisse Begabung für das balladenartige Gedicht zeigt das schon erwähnte „J'y pense". Die „Skizzen" sind Versuche in moderner Manier, mit Reihen und Doppelreihen von Gedankenstrichen.

In viel größerm Umfange noch als Epstein ist Albert Kahl (Nr. 2) Nachahmer. Er schillert, wie es vor neunzig Jahren Mode war, und bietet neben der auf Stelzen einherstolzirenden Erhabenheit die größten Plattheiten:

Glücklich, wem ein Herz gegeben,
Das der Freundschaft Rechnung trägt;
Glücklich, wem in diesem Leben
Eines Freundes Liebe schlägt.
Juble, wer gewann auf Erden
Treue Freundschaft auf sein Los,
Wem die Parze einst bescherte
Dieses Glück aus Tyche's Schos.

Andere Lieder sind andern Dichtern nachgesungen.

Sonderbar ist ein „Wickingerlied". Die Helden erringen einen schnellen Sieg, werden auf der Heimfahrt von einem Sturm überfallen, aber am nächsten Tage — „Der Morgen graut und friedlich liegt Die See im Dämmerschein" — kommen sie glücklich heim und erfahren, daß man sie — seit Jahren als todt beweint habe! Eine abgeschmackte Sage „von der alten Mordgrube zu Freiberg in Sachsen" wird in Versen von folgender Art besungen:

Einem Sterbenden der Sakra — mente letzten Trost zu bringen
Geht ein Mönch des Wegs vorüber, in der Rechten die Monstranz,
Und zur Ehrfurcht mahnend, läßt der — Meßner das Glöcklein klingen —
Niederkniet der Spielmann; doch das — Volk verharrt im Tanz —

und bei diesem Tanz verliert der Vers einen Fuß. Ein Gedicht ist in der „übergangsortografi" des „allgemeinen fereins für fereinfachte rechtschreibung" gegeben: „Di frölichkeit."

Von anderm Schlag ist Theo Heermann (Nr. 3). Der Titel „Wetterleuchten" klingt freilich etwas anspruchsvoll und erweckt Erwartungen, die sich nicht ganz erfüllen. Er schickt als Motto eine Strophe aus Herwegh's „Ich hab's gewagt!" voran, aber gegen die Sprache Herwegh's fällt seine Sprache doch einigermaßen ab. Der „Sänger" führt sich als Rufer im Kampfe, in dem Kampf der Zeit ein. Sein Ruf klingt drohend, wie der Geibel's in „Mene tekel upharsin", aber er verliert schon dadurch, daß der Reim — „eit" in elf Strophen durchgeführt ist, und nicht immer ohne Zwang. So ruft Heermann den hochgestellten reichen Genüßlingen zu:

Trotzt nicht auf die hohen Zinnen!
Denn sie stürzen. Nicht durch Neid!
Neue Götter schreiten, — Spinnen
Weben um Vergangenheit!

wo das „nicht durch Neid" nicht klar ist. Nicht deutlicher ist die Strophe:

Dunkel wälzt sich das Gewitter,
Das die Flur vom Dunst befreit.
Euch entzieht nicht Strom (?) noch Gitter
Seinem schrecklichen Geleit.

Deutlicher als das erste Gedicht ist „Der Jakobiner" (S. 35 fg.), ein Gedicht voll revolutionären Feuers, an Béranger anklingend. Ganz deutlich ist ferner der Ausklang des Liedes von der verregneten Heerschau:

Und langsam zieht das Heer heran,
Es trieft und schauert jeder Mann,
Es schlottern Fahnen und Standarten!
Ob keiner sich den Tod gewann
An diesem Jubeltag, dem harten?

Man könnte freilich meinen, bei einer Maifeier der Genossen könnten sich ebenso Leute erkälten, indessen, was der Dichter schreibt, ist doch immerhin Poesie. Der Schluß lautet:

Der Webel murrt, der Fähnrich denkt
An Kampf und Muth (?Blut?), an Brand und Leichen,
An Sieg und Ruhm und Ehrenzeichen,
Die Gott dem Land und ihm noch schenkt.

Sympathischer sind mir andere Gedichte, von weniger schroffer Tendenz. „Den Begeisterungslosen" ruft der Dichter zu:

Wehe dem, der ohne Götter
In dem Kampf des Lebens ringt!
Ihn entwaffnet jeder Spötter,
Wie ihn jeder Narr bezwingt.

Und „die Weltklugen" scheltend klagt er:

Liebeleien sind im Schwange,
Liebe bleibt ein selt'ner Gast;
Manches Wahre wird verbreitet,
Doch die Wahrheit wird gehaßt.
Jeden drücken hundert Pflichten,
Aber keiner kennt die Pflicht, —
Ach, es gibt so viele Leute,
Viele Menschen gibt es nicht.

Leider nur allzu wahr.

Es ist ein wahrer Sport jüngerer Recensenten, massenmörderisch fast sämmtliche Lyriker unserer Zeit todtzuschlagen und nur einen, oder zwei oder drei — bis sechs, gelten zu lassen. Ist ein solcher Massenmörder selbst Lyriker, so liest der Kundige zwischen den Zeilen nach „Lyriker sind nur die und die" noch „und Einer, den mir die Bescheidenheit zu nennen verbietet". Die Werthlosigkeit eines solchen schnöden Aburtheilens zeigt sich immer aufs neue, wie man auf einen neuen Lyriker stößt, der mit unmittelbarster Wirkung das Gemüth ergreift, der durch Originalität überrascht und, endlich, auch den Schönheitssinn befriedigt. Ein solcher ist Gustav Renner (Nr. 4). Es ist ein vornehmer Geist, der uns hier be-

gegnet, und ein hochgebildeter Geist. Beides zeigen schon die Einleitungsworte, goldene Worte, die ich hierher setzen will:

Ich bin vollständig Autodidakt, wünsche aber, daß bei Beurtheilung dieser Gedichte darauf so wenig als möglich Rücksicht genommen werde, denn in der Kunst gilt nur das Können. Es wäre mir also lieb, wenn man an diese Verse, die zum größten Theil aus früherer Zeit stammen und ohne Rücksicht auf Veröffentlichung geschrieben wurden, lediglich den künstlerischen Maßstab anlegen wollte.

In diesen Worten liegt eine beschämende Mahnung für einen Theil unserer Kritik, der sich in der Ambrosius-Angelegenheit so — kritiklos gezeigt hat. Bei Renner weisen auf seine bedrängte Lage und die Mühseligkeiten seines Daseins wol hier einzelne Klagen und da die Herbigkeit des Tons hin, nicht aber irgendwelche Spuren einer Halbbildung. Seine Gedichte sind voll sinnlichster Anschauung, die einen geistdurchleuchteten Ausdruck findet. Man lese das „Schloß im Walde" Seite 2, oder „Mondeszauber". Letzteres Gedicht lautet:

Auf meiner Stirne liegt des Mondes Licht
Und schlaflos ruh' ich noch auf meinem Lager,
Indeß die Welt in stundenlangen Zügen
Den Schlummer trinkt, den ihr die Nacht gereicht.
Es ist so still, daß man den leisen Athem
Von Blatt und Blüte beinah hören kann,
Fast hören kann den lautlos zarten Schritt
Der Sterne auf des Himmels Sammetteppich,
Der bunten Traumgestalten Gehn und Kommen,
Die ungehindert, wie durch offne Pforten,
Durch Stein und Thor ans Bett der Menschen treten,
Entzückend und erschreckend, mild und traurig.
So still, daß fast das Ohr vernimmt das Strömen
Des lichten Duftes durch die Fensterscheiben,
Den jene weiße Himmelsrose sendet
In Strahlen auf mich nieder, weich und linde.
O daß mein Wesen in dem Duft zerflösse,
Sich, steigend himmelan, in ihren Schos ergösse,
Wenn sich die zarte Mondesblüte schließt.

An Storm erinnern, ohne irgendwie nachgeahmt zu sein, die Heidebilder (S. 14, 15). An das Welträthsel rührt des Dichters Seele oft. Auch ihm ist, in dem „Welträthsel" überschriebenen Gedicht (S. 20), die Sphinx dessen Symbol, aber nicht die antike:

Auf nächt'gem Sammetpfühle ruht die Sphinx
Und schaut mich an mit tausend Sternenaugen.
Sie hängt des Mondes und der Sonne Licht
Als täuschend hellen Schleier vors Gesicht
Und droht dahinter in geheimem Räthsel,
Ein gliedlos Wesen, ohne Form, Gehalt,
Doch aller Formen, aller Kräfte voll. — —

Wenn die Sphinx ihr Lichtauge schließt,

Dann schwanken wir auf unbekannten Pfaden
Und langsam weicht der Boden unsern Füßen,
In jenes dunkle Reich hinabzusinken,
Formlose Form, in jenen Ocean,
Der uns verschlingt, ohn' Ufer, ohne Grund. —
Dann schlagen wir uns zweifelnd an die Stirne,
Die knochenfeste, fassen uns're Hand,
Die eignen Hände, um uns festzuhalten,
Uns selbst zu halten, unser eignes Ich,
Das eigne, festgeprägte, sichre Ich. — —

Hier und da erinnert Renner, wenn es weniger in die Tiefe geht, an Robert Burns. So in folgendem kleinen Liede:

Ueber die Stoppeln her weht der Wind. —
Mädchen, was säumst du nur,
Mädchen, was träumst du nur,
Träumst du nur, liebliches Kind?

Längst schon der Frühling von dannen ging,
Mädchen, was spinnst du nur,
Mädchen, was sinnst du nur?
Des, der dich liebend umfing?

Weiße Fäden an Strauch und Baum.
Mädchen, was meinst du nur,
Mädchen, was weinst du nur?
War es ein flüchtiger Traum?

Meine Lesung der zweiten Strophe beruht freilich nur auf Conjectur. Renner interpunktirt zuweilen in willkürlicher, das Verständniß erschwerender Weise. So setzt er hinter je der ersten Zeile einer Strophe den Gedankenstrich, während ein Abbrechen des Satzes gar nicht stattfindet. In der zweiten Strophe steht aber auch hinter Zeile drei ein Gedankenstrich, sodaß es aussieht, als wenn Zeile 2 und 3 eine Parenthese wären, was doch aus mehr als einem Grunde kaum möglich ist. Wenn meine Interpunktion den Sinn des Dichters trifft, so findet in Zeile 4 eine höchst ungewöhnliche Construction statt, nämlich *sinnen* mit dem Genetiv. Das findet sich vereinzelt im Mittelhochdeutschen und zwar in wesentlich anderm Sinne, dürfte aber im Neuhochdeutschen ohne Beispiel sein. Mir gefällt aber die Kühnheit, die darin liegt, *sinnen* in der Bedeutung von sinnend gedenken wie gedenken zu construiren.

Sehr anziehend sind die Einblicke, die uns Renner in die Entwickelung seines innern Lebens gibt. Unter diesen nimmt das „Faust" überschriebene Gedicht die erste Stelle ein. Der Dichter erzählt, wie er im ersten Frühling, statt, wie er sollte, in die Kirche zu gehen, ins Freie geeilt wäre und dort zum ersten mal Goethe's „Faust" gelesen habe. Die Wirkung, die dies einzige Gedicht auf sein junges Gemüth machte, schildert er mit folgenden Worten:

Der großen Dichtung urgewalt'ger Strom
Und all die knospend ahnungsvolle Schönheit,
Die mich umwebte, still, geheimnißvoll,
Sie brachen alle Dämme des Gefühls,
Daß es aus seinen Ufern flutend drang
Und mir als Thräne von den Augen rollte.
Vor all der Freude, die die enge Brust
Zu sprengen drohte, sank ich mit dem Antlitz
Weinend ins grüne Gras.

Der Dichter empfängt überhaupt in der Einsamkeit die tiefsten Eindrücke und mächtigsten Antriebe. Der Einsamkeit ruft er zu:

Dir dank' ich alles, alles!
Und schaudernd tret' ich in die kalte Welt,

Wie fröstelnd aus der Kirche stiller Nacht
Der Wandrer in das grelle Lampenlicht
Der frechen, kothbedeckten Straße tritt.

So sinnvoll und für das Wesen des Dichters bezeichnend braucht er das Wort „frech" öfter. So heißt es in dem Liede „An den Schlaf":

Du fesselst voll Mitleid die fliehende Zeit,
Die tönenden Schrittes am Tage vorbeieilt,
Die nimmermüde, erbarmungslose.
Erst wenn der geschäftige Morgen herannaht,
Dir leuchtend ins schamvolle, keusche Antlitz
Mit seiner Fackel in nüchterner Frechheit,
Dann kehrst du schweigend wieder zum Himmel,
Dem Heimatlande, das dich geboren,
O milder, blauäugiger Schlaf!

Wie natürlich ist diese Sehnsucht nach Nacht und Schlaf bei einem Manne, den „in das Joch der Sklaverei ein hartes Schicksal bannte", dem „der grause Fluch der Armuth die kühnen Schwingen bindet"! Wie natürlich ist es auch, wenn er im Volk „ein steinern Schmerzenbild" sieht, „das ohne Stimme ist, sein Leid zu klagen", und wenn er sagt, wollte er dem Koloß die Zunge lösen, so würde ein Schrei die weite Welt erschüttern, vor dem Thron und Altar in den Abgrund rollten. Aber es handelt sich hier um den Ausdruck einer Stimmung, nicht einer Gesinnung. Gustav Renner ist kein Umstürzler. Ebenso wenig ist er auch ein Volksschmeichler. Er sagt:

Dem Pöbel reich' ich nicht die Hand, die reine.
Schmuz bleibt Schmuz!
Mag liegen er auf Höhn, ob in den Thälern
Es gilt mir gleich, ob du ein Lump im Fracke,
Ob du ein solcher in zerriss'ner Jacke —
Ich haß' euch alle, wo ihr möget stehen.

Er ist voll männlichen Freiheitsstolzes, voll Arbeits- und Kampflust und voll Prometheischen Trotzes. Kein Leben möchte er ohne Tod, „in ew'ger Ruhe feig genossen": nichts, was nicht durch Kraft und Willensmacht errungen ist.

Auch jenen Himmel will ich nicht,
Soll ich durch Knien ihn erbitten.
Nein, Recht um Recht und Pflicht um Pflicht,
Und Lohn nur, wo ich ihn erstritten.
Schuldlos kam ich in diese Welt
Und weiß auch keinem Dank dafür.

Ueberreich an Offenbarungen des Geistes und der Phantasie ist „Gedanken und Stimmungen. Bruchstücke zu einem Drama". Man glaubt manchmal Lord Byron zu lesen, so groß ist die Tiefe und so hell blitzen die Gedanken voll Kühnheit auf. Aber auch Weichheit und Zartheit fehlen nicht. Wie innig und schön ist „Mutter und Kind":

Wie still es ruht! Auf leisen Sohlen tritt
Die milde Nacht herzu und zieht den Vorhang,
Den seidnen, vor die klaren blauen Spiegel,
Die müde sind vom bunten Schein des Tages.
Die zarten Wangen sind so leis' geröthet,
Als ruhte noch darauf das Abendroth,
Gefesselt von so holdem Ort. — — —

Das ist wie die Sprache Shakespeare's, wo sie, wie in „Romeo und Julia" oder im letzten Acte des „Kaufmann von Venedig", in Lieblichkeit hinschmilzt.

Das herrliche Buch schließt mit einem „Trotzdem":

Und ich liebe dich doch, du mein kühnes Leben!
Ich liebe dich doch!
Reiche mir deine Schalen beide,
Gefüllt bis zum Rande mit Lust und Schmerz!
Erhebt mich die Freude empor bis zum Himmel;
Läßt mich der Schmerz doch wurzeln im Grund.

Der Schluß stimmt freilich nicht zum Anfang. Hier ist das Leben der Feind: — „Ich trete dich einst, wie du mich getreten." Der Dichter schließt:

Ich setze die strahlende Krone aufs Haupt,
Bestimmend mir selbst des Tages Schicksal,
Und gehe den Pfad, den ich will.

Auch einige schöne Balladen hat Renner geschrieben, so vor allem die auf Seite 12 fg.

Die Auflage der Renner'schen Gedichte, die mir vorliegt, ist die dritte. Hoffentlich kommt nun eine Reihe anderer in schneller Folge und zeigt, daß das deutsche Volk dennoch, trotz alledem und alledem, einen solchen Dichter verdient.

Ich schließe an diese Würdigung noch lebender Lyriker die Besprechung zweier Bücher, die dem Andenken zweier verstorbener Lyriker gewidmet sind. Das eine führt einen Titel, der allerdings auch ein Denkmal ist, ein Denkmal des sinkenden Sprachgefühls: „Ein Gedenkbuch an die Errichtung des Wolfgang Müller-Denkmals zu Königswinter", von Dr. Joesten (Nr. 5). Ich habe allerdings schon in Zeitungen gelesen „Gedenkstein an . . . .", das hatten aber doch wol penny-a-liner geschrieben, von jener Sorte, die zuweilen auch „Schritte ergreifen" läßt. Sonst ist das Buch lobenswerth. Es bringt eine recht brauchbare Biographie, eine Uebersicht der sehr zahlreichen Werke Müller's, einen Versuch, „Wolfgang Müller's Stellung in der deutschen Literatur" nachzuweisen, dann ein Kapitel: „Wolfgang Müller als vaterländischer Dichter", dann „Wolfgang Müller als Satiriker" und darauf „Wolfgang Müller als Lyriker und als rheinischer Poet". Die Scheidung in die letzten vier Kapitel ist allerdings recht äußerlich und reißt wesentlich Zusammengehöriges auseinander. Das fünfte Kapitel ist vielleicht das interessanteste. Es enthält Mittheilungen über das anonyme Buch „Höllenfahrt von Heinrich Heine", als dessen Verfasser Georg Böttícher Wolfgang Müller nachgewiesen hat, und Mittheilungen über den persönlichen Verkehr zwischen Wolfgang Müller und Heine. Jenes Buch zeigt ein feines und richtiges Verständniß der Natur Heinrich Heine's und eine humane und eben deshalb gerechte Erklärung seiner Schwächen und, in der Würdigung, die der Dichter durch Heine's Mund über die zeitgenössische Literatur aussprechen läßt, ein gesundes Urtheil und einen Witz, der freilich an sein Vorbild nicht heranreicht. Auch die Mittheilungen über die Begegnung beider sind inter-

essant und werthvoll. Es folgt ein Bericht über die Entstehung des Denkmals und eine Auswahl aus Wolfgang Müller's Gedichten, in der aber unbegreiflicherweise die schönste seiner Balladen: „Harald", fehlt.

Eine sehr angenehme Lektüre bietet A. Hepding's Buch über „Julius Sturm" (Nr. 6). Der Verfasser wird einer der liebenswürdigsten Dichterpersönlichkeiten mit liebevollem Verständniß gerecht. Es kommt dem Leser zum Bewußtsein, was der Verewigte nicht Tausenden, nein Hunderttausenden gewesen sein muß, und wenn er ein Verständniß für das Wesen des Glaubens und eine Ahnung davon hat, daß der religiöse Gedanke auch in unserer Zeit in unzähligen Geistern eine Macht ist und daß auf diese Geister die ganze „moderne" Richtung auch nicht den geringsten Einfluß hat, der kann nicht zweifeln, daß der fromme Dichter mit einem Theil seiner schlichten Lieder noch in vielen Herzen weiter leben wird, wenn die meisten literarischen Tagesgrößen von heute vergessen sind. Philipp Spitta gab sein „Psalter und Harfe" im Jahre 1833 heraus. Er starb im Jahre 1859. Mehr als ein Menschenalter ist seitdem vergangen. Auf gewaltige politische Ereignisse ist eine „Revolution in der Literatur" gefolgt; die „Emancipation des Fleisches" macht sich in der Lyrik und im Roman, brutaler Naturalismus auf der Bühne breit, und Spitta's „Psalter und Harfe" erlebt seit mehr als sechzig Jahren jährlich neue Auflagen. Noch länger als Spitta ist schon Wilhelm Hey todt, und seine kindlich frommen Lieder: „Wo wohnt der liebe Gott", „So viel Stern' am Himmel stehen" u. a., von den Fabeln gar nicht zu sprechen, leben im Gedächtniß von mehr Deutschen fort, als sämmtliche jüngstdeutsche Lyriker zusammen Leser haben. Und nicht nur diese religiösen Dichter überdauern nun schon lange den Wechsel der Zeiten. Karl Bleibtreu und Genossen haben ihrerzeit einen fürchterlichen literarischen Massenmord verübt, aber, zum Glück, blos in ihrer Einbildung. Man frage die Verleger Emanuel Geibel's, Paul Heyse's und anderer, damals vermeintlich Gemordeter, und man wird erfahren, daß diese Dichter in jenem Gemetzel keinen Schaden genommen haben. Die Stöße und Hiebe der blind wüthenden Diomede durchbohrten nur die Wolken, hinter denen die Heroen ihren Verfolgern entschwebten. Und so ist es wohl berechtigt, wenn ich auch einem Theil der bescheidenen, aber innigen und liebenswürdigen Lieder des frommen Julius Sturm ein noch langes Fortleben prophezeie.

Adolf Brieger.

Feuilleton.

Von den neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der englischen Literatur erwähnen wir zuerst des ausgezeichneten zweibändigen Werkes „The Warfare of Science with Theology in Christendom by Andrew Dickson White" (Neuyork, D. Appleton u. Comp., 1896). Als der erste Präsident der vor etwa dreißig Jahren zu Ithaka im Staat Neuyork gegründeten Cornell-Universität hat White im höhern Erziehungswesen in den Vereinigten Staaten eine energische, einsichtsvolle und wirklich epochemachende Thätigkeit entwickelt. Die Verwaltung seines hochwichtigen akademischen Amtes war ohnehin keine leichte Aufgabe und nahm seine ganze Kraft und Zeit in Anspruch; außerdem wurde sie durch die heftigen Angriffe engherziger Frömmlinge noch viel schwieriger gemacht. Der Versuch, die neue Hochschule zu einem von kirchlichen Einflüssen vollständig unabhängigen, rein wissenschaftlichen Institut auszugestalten, erregte die Feindschaft der unzähligen religiösen Sekten, die auf dem amerikanischen Boden wie Unkräuter aufschießen und das Gedeihen der nützlichsten Culturpflanzen beeinträchtigen. Von der Kanzel herab und in der klerikalen Presse wurde die Anstalt der Gottlosigkeit angeklagt und Aeltern vor derselben gewarnt. Zuerst hat sich White über diese Feindseligkeiten und Verleumdungen sehr verwundert und konnte sie gar nicht begreifen. Bei reiferm Nachdenken jedoch erkannte er sie als eine Erneuerung und Fortsetzung des alten, ewigen Kampfes, den jede neue Entdeckung mit heiligen Ueberlieferungen, wissenschaftliche mit theologischen Weltanschauungen seit undenklichen Zeiten bestanden haben und bei der fortschreitenden Entwickelung des menschlichen Geistes immer bestehen müssen. Diesen ihm durch unangenehme persönliche Erfahrungen aufgedrängten Gedanken führte er in einem in der Stadt Neuyork gehaltenen freien Vortrag und kurz nachher in einem 1876 erschienenen Büchlein weiter aus. Er hat auch während der seitdem verflossenen zwanzig Jahre seine Untersuchungen über diesen Gegenstand mit unermüdlichem Eifer und erfreulichem Erfolge fortgesetzt und deren Ergebnisse in den vorliegenden stattlichen Bänden soeben veröffentlicht. Das erste Kapitel schildert den auf dem kosmogonischen Gebiet geführten Kampf zwischen meistens aus dem Morgenland herstammenden mythischen Ansichten von der Erschaffung der Welt und der auch im heidnischen Alterthum vielfach vermutheten und namentlich vom Dichter Lucrez deutlich ausgesprochenen Lehre von der allmählichen und gesetzmäßigen Entstehung der Dinge durch einen fortschreitenden Entwickelungsproceß. Besonders interessant ist die Darstellung des heftigen und oft gehässigen Kampfes, den Darwin's 1859 herausgegebene „Origin of Species" hervorrief und in dem die beiden entgegengesetzten Weltanschauungen noch immer liegen. Darauf folgt eine Geschichte der Streitigkeiten über die Gestalt der Erde und ihre Stelle im Mittelpunkt des Weltalls, über Kometen, Meteore, Sonnen- und Mondfinsternisse als Werke des Teufels oder Zeichen des göttlichen Zorns, über Genesis und Geologie, über die Sage vom Sündenfall im Lichte der Völker- und Alterthumskunde, über die biblische Zeitrechnung und das Alter des Menschengeschlechts, über den in der Luft und der Finsterniß herrschenden dämonischen Fürsten und die Witterungslehre, welche die Verdrängung der Teufelsbannerei und -beschwörung durch den Blitzableiter herbeiführte. Sehr eingehend und belehrend ist die Behandlung der verschiedenen Formen des Hexenwahns und der Zauberei sowie die Verfolgung der Culturentwickelung der arg bedrückten, aber im Laufe von Jahrhunderten emporstrebenden Menschheit auf dem Wege aus den dumpfen Morästen des Aberglaubens und deren alle Geisteskräfte erstickenden Ausdünstungen zu den lichten Höhen einer auf genauer Erkenntniß der Natur und ihrer Gesetze beruhenden wissenschaftlichen Weltanschauung hinauf. Das Werk schließt mit einigen Abschnitten über die von der vergleichenden Sprachforschung und Mythologie, der modernen Staats- und Volkswirthschaftslehre und der neuen grammatisch-historischen Exegese

bisjetzt erzielten Resultate, die eine vollständige Beseitigung der so lange herrschenden biblisch-theologischen Vorstellungen bewirkt haben. Leider ist uns unmöglich, in diesen Spalten auf den außerordentlich reichen Inhalt dieser Bände näher einzugehen. Jedes Kapitel verdient Beachtung. Der Leser braucht das Werk nur aufs gerathewohl aufzuschlagen und hineinzugreifen, und wo er's packt, da ist's interessant. Sehr werthvoll sind die in den Anmerkungen enthaltenen Quellenangaben, welche nicht nur zur Bestätigung der im Texte aufgestellten Behauptungen dienen, sondern auch erwünschte Anknüpfpunkte zu weitern Forschungen bieten. Die Anordnung des Stoffes ist klar und übersichtlich und die Darstellung zeichnet sich durch große Frische und Lebendigkeit aus. Hoffentlich erhalten wir eine gute deutsche Uebersetzung der mit lobenswerthem Fleiß und kritischem Scharfsinn ausgeführten Arbeit.

„The Gospel of Buddha according to old Records", von Paul Carus (Chicago, The Open Court Publishing Comp., 1896), ist bezüglich des Inhalts hauptsächlich dem alten buddhistischen Kanon entnommen. Die wichtigsten Abschnitte des Buches sind in der That den zuverlässigsten Uebersetzungen der ursprünglichen Texte wörtlich entlehnt, von denen der Verfasser ein Verzeichniß (S. 241) gibt. Wir haben es hier also nicht mit einer Abhandlung über den Buddhismus zu thun, sondern mit einer wohlgeordneten und gemeinfaßlichen Bearbeitung der Schriften, welche die Grundlehren des Schâkyamuni enthalten und von seinen Anhängern als authentisch allgemein anerkannt sind. Darin besteht auch der hohe Werth dieses „Evangeliums", von dem die Verlagshandlung in Chicago soeben eine deutsche Ausgabe veranstaltet hat. In demselben Verlag ist ferner ein zu Tokio in Japan gedrucktes und von Japanesen illustrirtes recht zierliches Bändchen, „Karma, a story of Early Buddhism", von Paul Carus, erschienen. Die Erzählungen sind aus buddhistischen Quellen ins Englische übersetzt und haben zum Zwecke, die Tugend- und Sittenlehre der Buddhisten zu erklären, zu empfehlen und durch Beispiele einzuschärfen.

Was die neuesten englischen Prosadichtungen betrifft, so heben wir die folgenden in die bekannte „Collection of British Authors" (Leipzig, Bernhard Tauchnitz) aufgenommenen Werke hervor: „The Stolen Bacillus and other Incidents by H. S. Wells" (Vol. 3128) ist eine Sammlung von funfzehn kleinen Erzählungen, die in verschiedenen londoner Zeitschriften bereits erschienen sind. Die Begebenheiten haben sich offenbar nur in der Einbildung des Dichters ereignet, aber sie sind sehr gut erfunden und mit großer Gewandtheit und Lebendigkeit erzählt. — „A Full Confession and other Stories by F. C. Philips" (Vol. 3137), eine Sammlung von elf Novellen, schildert ebenfalls etwas wunderliche Dinge, die sich oft den Grenzen des Unmöglichen nähern, aber unter den Umständen hätten wirklich geschehen können. Die Charaktere sind im ganzen vortrefflich gezeichnet und die einzelnen Situationen mit Glück und nicht ohne heitern Humor ausgeführt. Die erste Erzählung ist weitaus die längste und auch unsers Erachtens die beste.

„The Dream-Charlotte by M. Betham-Edwards" (Vol. 3142) macht uns mit den Jugendjahren und Jugendträumen von Charlotte Corday bekannt. Das in einer Klosterschule erzogene Mädchen wird von ihren Pflegeältern und ihrer Milchschwester zärtlich geliebt und fast verehrt, obwol die Nonnen sich über die ernste Gesinnung der für die Grundsätze der Revolution begeisterten Schülerin ängstigen. Der Roman beschreibt die bedrängte Lage der Landbevölkerung und namentlich die Bedrängnisse der Protestanten unter dem ancien régime und die Abschaffung dieser Uebelstände durch die politischen Umwälzungen in Paris. Diese Dinge werden jedoch nebenbei erzählt und gehen nicht aus der epischen Entwickelung der Handlung hervor, was vom künstlerischen Standpunkte aus als verfehlt zu bezeichnen ist. Alles, was die rühmlich bekannte Verfasserin schreibt, ist lesenswerth, aber ihre hervorragendste schriftstellerische Leistung bleibt noch immer der unvergleichliche Roman „Doctor Jacob".

William Black hat das schottische Hochland zum dichterischen Gehege gewählt, und in seinem neuesten Roman „Briseis" (Vols. 3132, 3133) schlägt er nochmals die oft betretenen und wohlbekannten Wege ein, die durch dieses malerische Revier „where the dun deer lie" sich schlängeln. Die Heldin stammt aus Griechenland, aber sie hat auch schottisches Blut in den Adern. Die ausführlichen Schilderungen vom Fischen (auch im Trüben), Jagen und „Flirting", die die Hauptbeschäftigungen der handelnden Personen bilden, werden den großen Leserkreis, worauf der Verfasser offenbar sein Absehen richtet, jedenfalls unterhalten. Die von Lady Adela's Abendgesellschaft in Scene gesetzte Travestie von „Bonnie Scotland" mit der dazugehörigen Tartantracht und „Cockaleekie"-Suppe ist offenbar aus dem londoner vornehmen Leben gegriffen, denn irgendetwas so Albernes und Fades könnte nur in der englischen „silly season" vorkommen, und würde kaum vom Dichter erfunden werden.

Das Schlechteste an F. Marion Crawford's „Adam Johnstone's Son" (Vol. 3134) ist der ungeschickte Titel. Die Geschichte spielt in dem süditalienischen Seestädtchen Amalfi und ist recht gut erzählt. Nur ist es sehr unwahrscheinlich, daß eine aufgewachsene Tochter aus der zweiten Ehe ihrer Mutter von der ersten Heirath gar keine Ahnung haben sollte. Die Personen sind meistens Engländer und Engländerinnen, deren nicht besonders angenehme Nationaleigenthümlichkeiten vollkommen zur Erscheinung gelangen.

Bibliographie.

Beyschlag, W., Aus meinem Leben. Halle, Eugen Strien. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Blum, H., Aus Leben und Praxis. Ernste und heitere Erzählungen. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 8. 5 M.

Fridtjof Nansen 1861—1893. Von W. C. Brögger und N. Rolfsen. Deutsch von E. von Enzberg. 1. Lieferung. Berlin, Fußinger's Buchhandlung. Gr. 8. 18 Lieferungen zu je 50 Pf.

Friedrich, J., Jakob Frohschammer. Fürth, Georg Rosenberg. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Gartenlauben-Kalender für 1897. Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger. Gr. 8. Geb. 1 M.

Geyer, P., Schiller's ästhetisch-sittliche Weltanschauung. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Gottschall, R. v., Aretin und sein Haus. Roman. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 8. 5 M.

Große, E., Die Formen der Familie und die Formen der Wirthschaft. Freiburg i. Br., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Gr. 8.

Holitscher, Ph., Des Goldes Fluch. Drama. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Kettner, G., Ueber Lessing's Minna von Barnhelm. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. Gr. 8. 1 M.

Klinckowström, A. v., Schuldner. Roman. Zwei Bände. Dresden, Carl Reißner. Gr. 8.

Naudé, A., Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Siebenjährigen Krieges. Zweiter Theil. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Poradowska, Marguerite, Die Töchter des Popen. Roman. Dresden, Carl Reißner. 8.

Potapenko, J. N., Eine Familiengeschichte. Roman. Dresden, Carl Reißner. Gr. 8.

R., F., Schwarze Lilien. Gedichte. Wien, M. Breitenstein. 12. 1 M. 50 Pf.

Ruland, W., Rheinisches Sagenbuch. Köln, Friedr. Heyn. 8. 3 M.

Stursberg, P., Seine Schuld. Roman. Jena, H. Costenoble. 8. 5 M.

Tyrol, Marie, Das Dummchen. Erzählung. Jena, H. Costenoble. 8. 5 M.

Wachler, E., Tiberius auf Capri. Tragödie. Berlin, Hans Lüstenöder. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Mit einer Beilage von **Georg D. W. Callwey** in **München.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 40. — 1. October 1896.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich.
Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Karoline von Günderode.

Die Dichtungen Karolinens von Günderode sind, trotzdem sie dies Schicksal nicht verdient haben, heute ganz vergessen und verschollen. Und dennoch ist unter den literarischen Frauengestalten ihrer Zeit vielleicht keine den Gebildeten der Gegenwart so bekannt wie die unglückliche Günderode. Sie gehört zu den Menschen, die nicht durch ihre Thaten, sondern durch ihre Leiden unsterblich geworden sind. Und wenn auch die Literaturgeschichte wenig von ihr zu berichten wußte und selbst Koberstein über sie schweigend hinwegging, Bettinens poesie- und geistvolles Buch „Die Günderode", ferner ihre Schilderungen in dem „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde" und in „Clemens Brentano's Frühlingskranz" sorgten dafür, daß das traurige Geschick des edeln Mädchens bei allen tiefer empfindenden Gemüthern unvergessen blieb, und erregte den Wunsch, immer wieder von neuem den Schleier, der sich über dieses räthselhafte Wesen und die Ursache ihres selbstgewählten Todes verbreitete, zu lüften. Nachdem Götz in Mannheim 1857 einen Neudruck ihrer Dichtungen veranstaltet, W. Schwartz in Ersch' und Gruber's „Encyklopädie" (I. Section, Band 97) eine eingehende Biographie geschrieben hatte, gelang es Ludwig Geiger, einen Theil des schriftlichen Nachlasses des Fräuleins zu erhalten, den er in seinem im vorigen Jahre erschienenen Buche *) verwerthet hat, und bald darauf folgt eine Schrift von Karl Groos: „Friedrich Creuzer und Karoline von Günderode. Mittheilungen über deren Verhältnisse." Aber diese biographischen Arbeiten stehen doch an Werth bedeutend zurück hinter dem vor wenigen Wochen erschienenen Buch *) Erwin Rohde's, der in der glücklichen Lage war, die seit 1894 in der Universitätsbibliothek in Heidelberg befindlichen Briefe Creuzer's an Karoline und an einige Freunde einzusehen und auszugsweise mit einleitenden und überleitenden Berichten herauszugeben. „Die innere Natur", sagt der Herausgeber mit Recht, „der äußere Verlauf dieses Verhältnisses wird erst durch die authentischen Aussagen und Mittheilungen, die hier veröffentlicht werden, deutlich."

Karoline von Günderode wurde am 11. Februar 1780 in Karlsruhe geboren. Die Aeltern waren beide dichterisch beanlagt und der Vater hatte sich durch seine juristischen und staatswissenschaftlichen Schriften Ruhm erworben. Nach seinem frühen Tode 1786 zog die Mutter, die nicht in glänzenden Verhältnissen lebte, nach Hanau und widmete sich ganz der Erziehung ihres Sohnes und ihrer fünf Töchter. Sobald Karoline achtzehn Jahre war, kam sie als zugehörig zum Hause Alt-Limpurg in das von Cronstetten-Hynspergische adelige evangelische Damenstift in Frankfurt a. M., wo sie trotz des etwas klösterlichen Anstriches des Lebens doch nicht in der Freiheit und in ihrem Willen beschränkt wurde. Ihr Aeußeres hat uns Bettina in „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" geschildert: „Sie war so sanft und weich in allen Zügen wie eine Blondine. Sie hatte braunes Haar, aber blaue Augen, die waren gedeckt mit langen Augenwimpern; wenn sie lachte, so war es nicht laut, es war vielmehr ein sanftes, gedämpftes Girren, in dem sich Lust und Heiterkeit sehr vernehmlich aussprach; — sie

*) Karoline von Günderode und ihre Freunde. Von Ludwig Geiger. Mit dem Porträt der Dichterin. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1895. 8. 3 M. 50 Pf.

*) Friedrich Creuzer und Karoline von Günderode. Briefe und Dichtungen. Herausgegeben von Erwin Rohde. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1896. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

ging nicht, sie wandelte .... ihr Kleid war ein Gewand, was sie in schmeichelnden Falten umgab; das kam von ihren weichen Bewegungen her; ihr Wuchs war hoch, ihre Gestalt war zu fließend, als daß man es mit dem Wort schlank ausdrücken könnte. ..." Von ihrem Charakter entwirft Rohde in seiner Einleitung ein schönes und treffendes Bild, das wir zugleich als Probe seines Stils und seiner Darstellung hier wiedergeben:

Ihre Art, wie sie, im Schimmer ihrer eigen aus Ernst und Lieblichkeit verwobenen Schönheit, nach außen sich kundgab, war die der anmuthigsten Mädchenhaftigkeit, freundlich und zutraulich, von einer gedämpften, mehr lächelnden als hell auflachenden Heiterkeit, die wol jugendlichem Muthwillen gelegentlich nicht feind war, aber durchaus gehalten blieb in einer „sanften Würde", einer in früh ihr auferlegter Selbständigkeit des Lebens geübten Besonnenheit, die sich auch in ihrem äußern Auftreten kundgab, in dem „sanft philosophischen Schritt", mit dem Bettinens Beweglichkeit schwer Takt hielt, die „durch feuriges vielgelenkes Geflatter von dem stillen Schweben ihrer Freundin" sich auf das munterste unterschied. ... Sie war eine sehr innerliche, mehr im Innern als nach außen lebende Natur; und bis in die innere Welt ihres Gemüths drang fremde Macht nicht leicht vor. Eingehüllt, von holder Lebenskraft erfüllt, spann sie im Innern allein mit sich selbst die zarten Fäden ihrer Gedanken; ohne Trotz und Kampf nach außen, hielt sie hier sich selbständig in den Schranken ihres eigensten Wesens, oft dem Aeußern so abgewandt, daß sie schweigsam in sich versunken lange auch der mittheilsamen Freundin stumm zur Seite gehen konnte, den tiefen Melodien ihrer Seele in sich zuhorchend. Sie zog die Klänge und Bildungen der äußern Welt, deren Einfluß sie so wehrlos preisgegeben schien, in das eigene Innere, um ihrer Herr zu werden, um selbstthätig ein Reich innerer Lebendigkeit sich aus ihnen zu gestalten. Wenn das den Dichter macht oder vorbildet, daß der lebendige Drang ihn treibe, die einströmende Fülle der Erscheinungen in der eigenen Seele zu einer neuen Welt bewegter Gestalten umzuschaffen, anschaulich und verständlich der Phantasie und dem innern Sinn, so war sie Dichterin nach dem Bedürfniß ihres Gemüths.

Sie lebte in solchen innern Gesichten. Aber wie ihr selten voll gelingen wollte, die Gestalten, deren Spiel sie innerlich ergötzte, in der Dichtung (sonderlich in ihren dramatischen und halb dramatischen Gedichten) frei und kräftig aus sich heraus zu stellen, so hatte sich vollends, wo sie aus ihrer Verborgenheit in die Wirklichkeit des Lebens treten sollte, in vorausnehmender Phantasie und Reflexion ihre Kraft erschöpft; die Handlung, die That folgte dem Gedanken nicht. So schien sie, in ihrem innern Bewußtsein selbständig und kühn, im äußern Leben oft zaghaft, schüchtern, willensschwach, fremder Energie allzu leicht weichend.... Durch keine geregelte Pflicht, keine dienende Arbeitsmühe war ihr Leben in festem Grunde verankert. Sie dachte die Poesie zu erleben: darin zumal (mehr als in den Stoffen und der Form ihrer Dichtung) war sie ein Kind jenes Zeitalters der Romantik. Aber auch sie mußte erfahren, daß im Reiche des wirklichen Lebens die Muse zu begleiten, doch zu leiten nicht versteht. Ihrem Leben fehlte der Halt, die klare Richtung nach erreichbaren Zielen. Schwermuth, frühes Todesverlangen brachte ihr die unerfüllbare Sehnsucht nach einer Verklärung des Lebens in Poesie, — und zuletzt ein schmerzliches Losreißen von allem Lebendigen.

Daß einem so tief empfindenden und so tief fühlenden, durch Körper und Geist gleich ausgezeichneten Mädchen, das Gelegenheit genug hatte, mit geistig hervorragenden und vornehmen Männern in Berührung zu kommen, die Liebe nicht lange fern blieb, wird uns nicht wundernehmen. Im Jahre 1799 berichtet sie bereits von einer zweiten Liebe. „Kaum glaubte ich mich aus dem Sturme der Leidenschaft gerettet, glaubte mich sicher, und ich sehe mich wieder verstrickt." Der damals zwanzigjährige spätere große Rechtsgelehrte Karl von Savigny erhielt ihre leidenschaftliche Neigung, ohne sie freilich zu erwidern, zumal er wol schon damals sein Herz an Bettinens Schwester, seine spätere Gattin, verschenkt hatte. Zwischen beiden bildete sich ein Freundschaftsverhältniß, von dem sich in den Briefen Savigny's ein schönes Denkmal erhalten hat. Zwar uns Kindern des nüchternen 19. Jahrhunderts kommen manche Stellen dieser Briefe etwas verwunderlich vor, besonders wenn man bedenkt, daß der Schreibende Bräutigam oder junger Ehemann war; sie dürfen nur aus der gefühlseligen Zeit ihrer Entstehung beurtheilt werden, aus jener Zeit der Freundschaftsbünde zwischen beiden Geschlechtern, bei denen die Grenzen der Freundschaft und Liebe gar häufig ineinander übergingen. Wenn Savigny durch Karolinens Schönheit und ihren Geist und edeln Charakter gefesselt wurde, so war der Mann, der nun bedeutungsvoll in ihre Bahnen tritt, Clemens Brentano, der Bruder ihrer Freundin Bettina, wol zuerst durch ihre dichterische Begabung auf sie aufmerksam geworden. Welchen Zauber dieser dämonische Mensch auf sie ausübte, verräth uns das Gedicht „An Clemens":

Die Hirten lagen auf der Erde
Und schlummerten um Mitternacht,
Da kam mit freundlicher Geberde
Ein Engel in der Himmelspracht.

Mit Sonnenglanz war er umgeben
Und zu den Hirten neigt er sich,
Er sprach: „Geboren ist das Leben,
Euch offenbart der Himmel sich." —

Auch ich lag träumend auf der Erde,
Ihr dunkler Geist war schwer auf mir.
Da trat mit freundlicher Geberde
Die heil'ge Poesie zu mir.

In ihrem Glanz warst du verkläret,
Vertrauet mit der Geisterwelt,
Den Becher hattest du geleeret,
Der dich zu ihrem Chor gesellt.

Dein Lied war eine Strahlenkrone,
Die sich um deine Stirne wand,
Die Töne eine Lebenssonne,
Erleuchtend der Verheißung Land.

Der Liebe Reich hab' ich gesehen
In deiner Dichtung Abendroth;
Wie Moses auf des Berges Höhen,
Als ihm der Herr zu schaun gebot.

Er sah das Ziel der Erdenwaller
Und mochte fürder nichts mehr sehn.
Wohin, wohin soll ich noch wallen,
Da ich das Heilige gesehn?

Von der leidenschaftlichen Neigung Clemens Brentano's gibt uns ein bei Geiger (a. a. O. S. 109) abgedruckter Brief, den Rohde in das zweite Jahr ihrer

Bekanntschaft (1802) verlegt, allzu deutlichen und unerfreulichen Beweis. Dieser Erguß höchster Liebesraserei, von einem Studenten an eine vornehme junge Dame geschrieben, muß in seiner unglaublich cynischen Sprache als geradezu unerhört bezeichnet werden. Wir gehen wol nicht fehl, wenn wir annehmen, daß sich Karoline nach diesem Brief von dem halt- und energielosen phantastischen sich selbst zersetzenden Jünglinge, über dessen Charakter sie durchaus klar war (vgl. „Die Günderode", S. 269—271) lossagte. Clemens selbst bezeichnet die Zeit von 1802 bis 1804 als eine todte Epoche ihres Verhältnisses. Als er sich ihr im zuletzt genannten Jahre wieder näherte, war er verheirathet. Was er von ihr wollte, bezeichnet eine Freundin Karolinens sehr richtig: „Ein neues Spielwerk sollst Du werden, womit er den langweiligen Genius seiner Ehe beschwört. Lina, sei das nicht, traue den süßen Tönen des Sirenenliedes nicht." Karoline bedurfte wol dieser Mahnung nicht. Sie ließ ihn selbst nicht im Zweifel über ihre Meinung. „Meine Beziehung", schreibt sie am 10. Juni 1804 an Clemens, „zu Ihnen ist nicht Freundschaft, nicht Liebe, meine Empfindung bedarf daher keines Verhältnisses, sie gleicht vielmehr dem Interesse, das man an einem Kunstwerk haben kann, aber verworrene, misverstandene Verhältnisse könnten mir dies Interesse trüben." In demselben Briefe berichtet sie dem Dichter Clemens Brentano, wie sie dazu gekommen sei, ihre Gedichte drucken zu lassen. Der Gatte ihrer intimsten Freundin Lisette, der Botaniker Nees von Esenbeck, hatte ihr einen Verleger besorgt. „Leicht und unwissend, was ich that, habe ich so die Schranke zerbrochen, die mein innerstes Gemüth von der Welt schied; und noch hab' ich es nicht bereut, denn immer neu und lebendig ist die Sehnsucht in mir, mein Leben in einer bleibenden Form auszusprechen, in einer Gestalt, die würdig sei, zu den Vortrefflichsten hinzuzutreten, sie zu grüßen und Gemeinschaft mit ihnen zu haben." So erschien denn von ihr unter dem Schriftstellernamen Tian 1804 eine Sammlung „Gedichte und Phantasien", die lyrisch-epische Dichtungen und einige Prosastücke enthielt. Außerdem sind nach 1806 eine Anzahl Dramen unter dem Titel „Poetische Fragmente" und in den von Creuzer und Daub herausgegebenen Studien die beiden Dramen „Udohla" und „Magie und Schicksal" erschienen.

Daß ein solcher Charakter wie Karoline nicht zur dramatischen Dichterin geschaffen war, brauchen wir nicht erst zu beweisen, aber ihr lyrisches Talent ist durchaus anerkennenswerth. Hier verbindet sich ein sentimental-melancholischer Zug mit glühender Phantasie, Zartheit der Empfindung mit wahrem Ernste der Gesinnung. Das Gedicht „Ist alles stumm und leer" mag als Beleg hier abgedruckt werden:

Ist alles stumm und leer,
Nichts macht mir Freude mehr;
Düfte, sie düften nicht,
Lüfte, sie lüften nicht,
Mein Herz so schwer!

Ist alles öd' und hin,
Bange mein Geist und Sinn;
Wollte, nicht weiß ich was,
Jagt mich ohn' Unterlaß —
Wüßt' ich wohin? —

Ein Bild von Meisterhand
Hat mir den Sinn gebannt.
Seit ich das Holde sah,
Ist's fern und ewig nah
Mir anverwandt. —

Ein Klang im Herzen ruht,
Der noch erfüllt den Muth
Wie Flötenhauch ein Wort,
Tönet noch leise fort,
Stillt Thränenflut.

Frühlinges Blumen treu,
Kommen zurück aufs neu;
Nicht so der Liebe Glück!
Ach, es kommt nicht zurück,
Schön, doch nicht treu.

Kann Lieb' so unlieb sein,
Von mir so fern, was mein? —
Kann Lust so schmerzlich sein,
Untreu so herzlich sein? —
O Wonn', o Pein!

Phönix der Lieblichkeit,
Dich trägt dein Fittich weit
Hin zu der Sonne Strahl —
Ach, was ist dir zumal
Mein einsam Leid?

Die Neigung Karolinens für den Dichter Clemens Brentano, wenn sie überhaupt vorhanden war, verblaßte bald vollständig, als der Mann ihren Weg kreuzte, der ihr leicht entzündbares Gemüth in so helle Flammen versetzte, daß sie nur zwischen Besitz und Tod wählen zu dürfen glaubte. Es war der damals dreiunddreißigjährige Professor Friedrich Creuzer in Heidelberg. Nicht äußere Vorzüge fesselten das schöne Mädchen an diesen Mann; sein Aeußeres war mehr abstoßend als anziehend, und seine wiederholten Andeutungen seiner Häßlichkeit werden uns von Zeitgenossen als berechtigt bezeugt. Der romantisch-poetische Zug vielmehr, der diesen Gelehrten kennzeichnet und der auch seine wissenschaftlichen Werke beherrscht, zog die gleichgestimmte Dichterin an; in ihrer überaus reichen Phantasie schuf sie sich ein Idealbild von ihm, das der wahre Gegenstand ihrer Liebe war. Im August 1804 lernten sich die beiden kennen; auf dem Altan des Schlosses in Heidelberg sahen sie sich zum ersten mal. Der Augenblick war entscheidend. Es geht durch die Briefe Creuzer's in dieser Zeit ein Hauch der Glückseligkeit, wie durch Goethe's „Alexis und Dora". Es war der Augenblick, in dem er lebte. Das „Ewig sagtest du leise" glaubt man auf seinen Lippen zu hören. Beide werden von einer Leidenschaft erfaßt, die nur ein Ziel kennt, die Vereinigung, und die allen

menschlichen Satzungen zum Trotz ihre durch die Natur geheiligte Berechtigung vertheidigt. Dem pedantischen Gelehrten, der bisher nur seiner Wissenschaft gelebt und sich mit einer ruhigen Neigung zu seiner um dreizehn Jahre ältern Frau begnügt hatte, öffnet sich ein bisher unbekannter Himmel, und das leidenschaftliche Gefühl, daß auch er berechtigt sei, das höchste menschliche Glück zu genießen, läßt ihn über die conventionellen Gesetze, über seine Pflicht leicht hinwegschreiten. In der Glut der Empfindung nennt er seine Ehe, in der „das kinderlose siebenundvierzigste Jahr dem sehnenden vierunddreißigsten gegenübersteht", eine Ehe, die von Natur keine ist, hält er es für unnatürlich, „daß ein junger Mann den Sinn seines Lebens darin finden soll, einer Frau, die ihre Geschichte naturgemäß durchlebt habe in Liebe mit einem ersten Mann, in Kindern, die sie auf den Händen tragen, in Enkeln, denen sie entgegensieht, den späten Herbst, den nahenden Winter als ihre Wintersonne ein wenig warm und hell zu machen". Schon im October 1804 erklärt er seiner Gattin, „daß er sie nicht mehr als sein Weib ansehen könne". In einer edeln Anwandlung, gewiß auch bestürzt über die Größe seiner Leidenschaft, erklärt sich Sophie Creuzer zum Verzicht bereit und jubelnd theilt Creuzer diese Entscheidung Karolinen mit. Die Worte, die er hier braucht: „Jetzt ist es an Dir zu wollen. . . Du sollst wollen", zeigen, daß Karoline an die schnelle Verwirklichung seiner unklaren Pläne, die bald auf Scheidung der Ehe, bald auf ein Leben zu dreien hinausliefen, nicht recht glauben wollte. Und sie hat das Richtige gefühlt. Bald darauf nahm Frau Creuzer ihre Entsagung zurück. „Frei lassen", schreibt Creuzer, „kann sie mich nicht, verlassen will sie mich — aber wie? wie man in den Tod geht! Nun höre ich auf zu glauben, aber auch zu hoffen. . . ." Nur in heimlichen Zusammenkünften und durch Briefe, die von befreundeter Hand bestellt wurden, wagen die Liebenden miteinander zu verkehren. Karoline wird schon damals von düstern Todesahnungen erfüllt. „Wenn ich sterbe, mein Freund", so lautet eine der wenigen erhaltenen Stellen aus ihren Briefen, „so werde ich Dir erscheinen, wenn Du nachts allein bist, dann trete ich leise an Dein Bett und drücke einen Kuß auf Deine Stirn. . . ."

Und nun beginnt ein merkwürdiges Spiel zwischen den drei Betheiligten, das wir nicht ganz klar durchschauen können, weil nur Creuzer's Briefe erhalten sind. Bei der Gattin wechselt das Gefühl der Sicherheit des Besitzes mit der Angst um seinen Verlust, bei Creuzer folgt auf dumpfe Resignation, auf den Verzweiflungsschrei: „Opfer fallen hier, weder Lamm noch Stier, aber Menschenopfer unerhört", Stunden der Hoffnung, und im Mai 1805 scheint es keine Hindernisse mehr zu geben als die pecuniäre Sicherstellung der Frau. Im August folgen im Hause Creuzer's „die heftigsten Stürme, die Frau wollte durch Sturm erringen, was die Natur versagte", sie verläßt „bis zur neuen Verbindung", wie sie selbst schrieb, das Haus, kehrt aber auf Creuzer's Brief wieder zurück und erklärt alles zu wollen, was ihn beglücke. In diesem Augenblick, wo das so glühend ersehnte Ziel so nahe schien, tritt die tragische Peripetie ein. Und die Schuld trägt nicht Sophie, nicht Karoline, sondern Creuzer. Solange er mit dem Gedanken nur spielte, war er der kühn Wagende, der aller Welt Trotzende, der Fordernde; jetzt, wo der Entschluß zur That werden sollte, zeigen sich ihm plötzlich unüberwindliche Schwierigkeiten; der bevorstehende Krieg, die Regelung der Vermögensverhältnisse Karolinens u. a. m. Eine Zeit lang taucht der Gedanke bei Creuzer auf, eine Professur in Moskau anzunehmen, wohin Karoline ihm folgen wollte, „um als Mann verkleidet in seiner Nähe zu leben". Karoline offenbart ihren Plan Savigny. Er theilt ihr das Unrecht mit, das damit Sophie Creuzer geschehe, und weiß sie zum Verzicht auf Creuzer's Besitz zu bestimmen. „Sicher", schreibt sie an Creuzer, „es ist mir freier und reiner geworden, seit ich allem irdischen Hoffen entsagte. . . . Du bist mein über allem Schicksal. Es kann Dich mir nichts mehr entreißen, da ich Dich auf solche Weise gewonnen habe." Am 2. December 1805 theilt Karoline diesen Entschluß Frau Creuzer mit, und der Gatte dankt ihr für diesen Brief und ist so ruhigen Gemüths, daß er die Frage einer anderweitigen Verheirathung Karolinens erwägt. Der schwächliche Mann hatte innerlich entsagt und abgeschlossen; er zog die Ruhe der Leidenschaft, den sichern Besitz den unsichern Verhältnissen vor. Nun wird das Mädchen die Fordernde, die Drängende. Auf ihre leidenschaftlichen Briefe antwortet er mit salbungsvollen Worten von dem Werthe des innern Friedens und der Ruhe der Ergebung: „Wo ist der fromme Sinn, der Dich früher beseelte? . . . Hat nicht der Freund (Karoline) noch beim letzten Beisammensein gesagt, daß die Vereinigung schon der Verwandten wegen unmöglich? Was sollen nun erneuerte Stimmungen, wie die in dem letzten Briefe. Können sie etwas anderes als Schmerzen geben?" Auf Karolinens Forderung einer bestimmten Antwort erklärt Creuzer, er werde für den Fall, daß sie keinen andern Mann fände, der ihr ihrer Liebe würdig dünke, alles thun, um ihr ein Leben in seiner Nähe möglich zu machen. Darauf verlangt Karoline eine mündliche Aussprache in Frankfurt. Nach dieser, die im Juni 1806 stattfand, hört der Briefwechsel auf.

In der Mitte des Juli 1806 verfiel Creuzer in eine schwere Krankheit. Seine Freunde benutzten die Gelegenheit, um den seelisch und körperlich gebrochenen Mann zum endgültigen Abbruch seiner Beziehungen zu Karoline zu veranlassen. In Gegenwart von seinen Collegen Schwarz und Daub entsagte Creuzer feierlich und beauftragte Daub, diesen Entschluß Karolinen, die sich damals mit zwei Freundinnen in Winkel am Rhein befand, mitzutheilen. Nachdem Karoline Daub's Brief gelesen, nahm sie scheinbar ganz heiter Abschied von der Freundin zu einem einsamen Abendspaziergang, den sie gewöhnlich am

Rhein zu machen pflegte — und kam nicht wieder. Am nächsten Morgen fand man ihre Leiche am Ufer des Rheins, von dem Dolch, den sie seit längerer Zeit bei sich zu tragen pflegte, durchbohrt.

Creuzer genas langsam; im Winter konnte er wieder seine Thätigkeit aufnehmen. Er bringt es über sich in Heidelberg zu bleiben. Ein Brief aus dem October desselben Jahres 1806 schließt mit den Worten: „Wenn ich nur meine Sophie recht lange behalte." Nach langem thaten- und ruhmreichen Leben ist er 1858 gestorben.

Creuzer's haltloses Benehmen und seine feige Schwäche trieb die Unglückselige in den Tod. Nach dem Gesetz und den conventionellen Begriffen von Recht und Unrecht hat Creuzer richtig und pflichtgemäß gehandelt, aber nach dem ungeschriebenen Gesetz, das in der Brust des Menschen lebt, hat er ungerecht und schlecht gehandelt. Was die Ehe zu einem sittlichen Bunde macht, so lehren Goethe's „Wahlverwandtschaften", ist nicht das Gesetz oder der kirchliche Segen, sondern die Liebe der beiden Gatten. Wo sie fehlt, ist auch der kirchlich eingesegnete Bund unsittlich. Wer sich ohne die Weihe des Gesetzes oder der Kirche verbindet, handelt gegen die Sitte, wer sich ohne Liebe verbindet, gegen die Natur, gegen Gott. Deshalb war Creuzer's Ehe mit der um dreizehn Jahre ältern Witwe ein Unrecht, ein Verbrechen; ihre Lösung eine sittliche Nothwendigkeit. In der ersten Zeit seiner Liebe zu Karoline hat das Creuzer auch gefühlt; aber er wagt es nicht, den allgemeinen Anschauungen zu trotzen, aus Furcht vor dem Kampf weist er das Glück von sich, durch das Gefühl, entsagt und darum edel gehandelt zu haben, beruhigt, treibt er die Geliebte in den Tod.

Ob Karoline wirklich nur um dieses schwachen, haltlosen Menschen willen in den Tod gegangen ist? Nicht Creuzer's Absage selbst, wie man immer angenommen hat, wird die eigentliche Ursache gewesen sein, sondern der Zusammenbruch des Idealbildes, das das tiefempfindende phantastische Mädchen sich von ihrem Geliebten in ihrer Brust aufgebaut hatte. Die Stolze konnte die jämmerliche Wirklichkeit nicht ertragen.

Die Aehnlichkeit von Karolinens Schicksal mit dem Ottiliens in den „Wahlverwandtschaften" ist offenbar. Auch ist es nicht unbekannt, daß Goethe durch seine Mutter Bettina um eine ausführliche Darstellung des Schicksals der Günderode gerade zu der Zeit, da er an dem Roman arbeitete, hat bitten lassen. So hat denn Kuno Fischer in seinem Buche „Goethe's Sonettenkranz" die Vermuthung ausgesprochen, daß Karolinens Tod für die „Wahlverwandtschaften" dieselbe Bedeutung gehabt habe wie Jerusalem's Selbstmord für den „Werther". Ausführlich ist dann von Eugen Wolf *) diese Frage erörtert worden. Goethe hat bekanntlich die bestimmte Aeußerung gethan, daß dieser Roman keinen Strich enthalte, der nicht erlebt sei. Nur sei „ein Ehe-conflict" in jener Zeit des Goethe'schen Lebens nicht nachweisbar, dagegen „gäbe", meint Wolf, „die Creuzer'sche Ehe ungezwungen so viele wesentliche Motive an die Hand". Es folgt darauf der interessante Nachweis vieler Aehnlichkeiten im Aeußern und den Charakteren. Eine solche Beweisführung erscheint uns jedoch verwunderlich. Es ist doch klar, daß Goethe mit dem Worte „erlebt" gemeint hat: „von ihm selbst erlebt", zumal er in den Annalen sagt: „Niemand verkennt an diesem Roman eine tiefleidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet." Die von Wolf berührte Schwierigkeit, daß wir nicht wissen, wo und wann Goethe den Inhalt der „Wahlverwandtschaften" durchlebt habe, habe ich in meiner „Goethe-Biographie" zu lösen versucht. Diese Worte können sich nur auf die Liebe Goethe's zu Minchen Herzlieb beziehen. Die plötzlich erwachte Neigung des seit kurzem auch gesetzlich verheiratheten Dichters war aber nicht die Ursache, sondern nur der äußere Anlaß dazu, daß er Gedanken, die ihn seit Jahrzehnten bewegten, ein Thema, das er in Wetzlar, in Frankfurt, in Weimar durchlebt hatte, in dem großen Roman verkörperte. Aus den Beziehungen zu Frauen oder Bräuten rein hervorgegangen hatte er bewiesen, daß ihm die Ehe für heilig galt. Aber durch die Nichteinsegnung seiner Ehe mit Christiane schien er sich selbst und der Sitte zu widersprechen. Deshalb hielt es der geistige Führer der Nation für nothwendig, seine Meinung hierüber auszusprechen. Wie diese lautete, haben wir vorhin angedeutet. Es war Karolinens Verhängniß, daß Creuzer sich zu dieser Höhe der Anschauung nicht emporheben konnte.

Karl Heinemann.

*) Ein Urbild zu Goethe's Wahlverwandtschaften. Von Eugen Wolf. „Nord und Süd", 1896.

Zur Geschichte der antiken Kunst, Literatur und Mythologie.

1. Zwölf Gestalten der Glanzzeit Athens im Zusammenhange der Culturentwickelung. Von Albrecht Stauffer. München, R. Oldenbourg. 1896. Gr. 8. 7 M.
2. Die Sphinx in der griechischen Kunst und Sage. Von Johannes Ilberg. Beigabe zum Jahresbericht des königlichen Gymnasiums zu Leipzig, Nr. 550. Leipzig, J. C. Hinrichs' Sort. 1896. 4. 1 M. 80 Pf.
3. Der Entwickelungsgang der griechischen Heldensage. Von Dr. Richard Wagner. Beigabe zum Jahresbericht des Gymnasiums zum heiligen Kreuz in Dresden, Nr. 544. Dresden. 1896.
4. Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie. Im Verein mit Th. Birt u. a. herausgegeben von W. H. Roscher. Mit zahlreichen Abbildungen. 30.—33. Lieferung. Leipzig, B. G. Teubner. 1895—96. Gr. 8. Jede Lieferung 2 M.

Bezeichnend für die neue Richtung der Alterthumsforschung ist das innige Zusammenarbeiten von Archäo-

logie auf der einen und Philologie und Geschichte auf der andern Seite. Dank dieser Vereinigung dringt unser Blick jetzt mit einiger Sicherheit in die ältern Jahrhunderte der griechischen Culturgeschichte, und auch über bekanntere Zeiten, wie das 5. Jahrhundert, sind uns ganz neue Lichter aufgegangen. In den gewöhnlichen Broschüren über Fragen des Alterthums findet man von diesen Errungenschaften freilich gewöhnlich nichts. Um so mehr muß ein Buch hervorgehoben werden, das es sich zur Aufgabe gemacht hat, aus den neuen und neuesten Ergebnissen der Alterthumswissenschaft vorläufig die Summe zu ziehen, wir meinen Albrecht Stauffer's vortreffliches Buch „Zwölf Gestalten der Glanzzeit Athens im Zusammenhange der Culturentwickelung" (Nr. 1). „Aus der Ueberzeugung heraus, daß zur Zeit auf dem geschichtlichen Arbeitsgebiete nichts mehr noththue, als mit Hülfe der gesteigerten Mittel, welche die reichentfaltete Einzelforschung in den verschiedensten Zweigen der menschlichen Cultur eröffnet hat und zu eröffnen fortfährt, die Beobachtung im Sinne der großen schöpferischen Geister, zumal Deutschlands im vorigen Jahrhundert, im Sinne der Goethe und Schiller, der Herder, Humboldt und anderer, vorwärts zu bringen; aus der Ueberzeugung heraus, daß die Zeitgenossen, daß die Deutschen unserer Tage eine Geschichtschreibung, die in solcher Art sich fortzubilden weiß, bereitwillig und freudig als das höchste und freieste Bildungsmittel des vollen und ganzen Menschen anerkennen werden, — aus dieser Ueberzeugung heraus ist das vorliegende Werk entstanden."

Unter den Gelehrten, denen der Verfasser besonders tiefgehende Anregungen verdankt, nennt er vor allen von Wilamowitz-Möllendorff, Eduard Meyer und Furtwängler, also je einen Vertreter der obengenannten Disciplinen. Zu ihnen gesellen sich noch manche andere, die der Verfasser an ihrer Stelle gewissenhaft anführt. Aber so viel er auch von diesen Männern gelernt hat, darf er das Zeugniß für sich in Anspruch nehmen, daß er sich seine Selbständigkeit gewahrt, und daß er mit dem übernommenen Pfunde gewuchert hat. Alles Tüchtige steht auf den Schultern des Vorausgehenden. Das gilt ja auch im Leben der Völker. „Die Erbschaft, die ein Volk macht, und der Genius, der es leitet, bestimmen hauptsächlich sein Schicksal und die Stellung, die es innerhalb der Culturwelt erreichen wird. Die Erbschaft, die den Griechen zufiel, war die babylonische Cultur und die ägyptische sowie das, was sich an diese sonst Eigenes und Angeeignetes in dem ganzen vorderasiatischen Völkergebiete anschloß. Der Genius aber, der die Griechen beseelte, fügte es, daß sie es fertig brachten, aus diesem reichgefüllten Schatzhause im Laufe der Jahrhunderte ihrer Entwickelung sich immer mehr in einer Art zu Nutze zu machen, daß es ihr eigener Besitz wurde. Nur weil ein solches Erbe und ein solcher Erbe zusammenwirkten, war die Schöpfung der griechischen Cultur möglich, und so erst versteht es sich einigermaßen, warum es diesen Griechen gelang, ihre Vorgänger um ein so Gewaltiges hinter sich zu lassen." So hat Stauffer denn auf den ersten neunundvierzig Seiten der Einleitung eine treffliche Uebersicht über die ältern Entwickelungsstufen der griechischen Cultur und über die Grundlagen gegeben, auf denen sich die große Zeit des 5. Jahrhunderts aufbaut. Schon hier zeigt er die Vorzüge seiner Darstellung. Feinsinnig weiß er aus den kleinsten Andeutungen ein anschauliches Bild zu gestalten. Insonderheit entwickelt er gut die Eigenart der einzelnen Stämme und weist auch schon auf die Keime des künftigen Verfalls hin. Bemerkenswerth ist der Idealismus seiner Geschichtsauffassung. Gegenüber denen, die in den Krisen der wirthschaftlichen Entwickelung vorwiegend einen ökonomischen Proceß, eine Art natürlichen Vorgang sehen wollen, betont er die moralische Verantwortlichkeit der Nation. In diesem Geiste behandelt er dann auch die Glanzzeit Athens in drei Abschnitten: „Das Lebensalter des Sieges", „Das Lebensalter der Höhe", „Das Lebensalter der Krise". Diese einheitliche Idee gibt den Einzelbildern erst den rechten Hintergrund. Andererseits kann es der Deutlichkeit des darzulegenden Entwickelungsganges nur förderlich sein, daß Stauffer sich auf eine Anzahl hervortretender Gestalten beschränkt, diese aber mit aller Sorgfalt ausgeführt hat. Wie lebendig tritt uns gleich Cimon entgegen! Besonders anregend ist der zweite Aufsatz über Polygnot und die Kunst. Polygnot's künstlerische Thätigkeit, die einst Goethe Stoff zu geistvollen Bemerkungen gab, ist uns in neuerer Zeit mehr und mehr klar geworden. Durch weitere Heranziehung der ebenfalls in letzter Zeit aufgehellten gleichzeitigen Vasenmalerei sucht Stauffer das Bild des Künstlers, der jedenfalls zu den bahnbrechenden Geistern gehört, noch weiter auszugestalten. In gleicher Weise gibt der Aufsatz „Pheidias, die Gesellschaft und die Kunst" ein Bild der nächsten Fortschritte auf diesem Gebiete. In der Beurtheilung der Tragödie fühlt er sich besonders den Forschungen von Wilamowitz-Möllendorff verpflichtet. Doch weicht er gelegentlich auch von der Ansicht dieses Gelehrten ab, so in der Auffassung der Worte, in denen Sophokles sein Schaffen mit dem des Aeschylus verglichen haben soll: „Dasselbe Streben, das den Staatsmann Perikles auf eine, man dürfte sagen, wissenschaftliche Durchdringung des Staatswesens führte, regte sich in dem Dichter Sophokles hinsichtlich der Dichtkunst. Mit Stolz fühlte er sich gerade deshalb als einen Fortgeschrittenen gegenüber seinem großen Vorgänger, von dem er gesagt hat, wenn Aeschylus auch das Richtige thue, so thue er es doch unbewußt." Vielleicht sind aber doch die Worte, wenn sie auch als ein Tadel überliefert werden, vielmehr nur eine Anerkennung der urwüchsigen Schaffensweise des Aeschylus. Von Euripides handelt Stauffer ziemlich eingehend und sucht manchem Zuge seiner Dichtung, der gewöhnlich Tadel findet, eine bessere Seite abzugewinnen. Aber das muß man ihm lassen, immer urtheilt er von gründlicher

Kenntniß der Dichtungen aus und bringt manche bisher weniger beachtete Stelle in bessere Beleuchtung. Er zeigt, in welcher Weise Euripides über Sophokles hinsichtlich der Naturbetrachtung hinausgeht: „Nicht minder gehört es seiner Art zu, daß er es liebt, die Natur directer, als das Sophokles zu thun pflegt, mit der Stimmung des Menschen in Beziehung zu setzen. In der That erzielt er dadurch Wirkungen, die in der Tragödie ihm zuerst anzugehören scheinen.“ Aber Stauffer verfolgt nicht nur die Fortschritte innerhalb derselben Kunst, sondern auch die Einwirkung der einzelnen Künste aufeinander: „Wie Herodot am Epos zum historischen Künstler gereift war, so war das attische Drama die eigentliche Voraussetzung für Formung der Darstellung des Thukydides.“ Selbst die Beobachtung, daß dieser die Persönlichkeiten nur in verhältnißmäßig kleiner Zahl hervortreten läßt, erinnert ihn an die Uebung der attischen Tragödie.

Im Hinblick auf die griechische Geschichte, wie sie Thukydides dargestellt hat, polemisirt Stauffer, der selbst Historiker ist, gegen Aristoteles wegen seines Ausspruchs, daß die Poesie philosophischer ist als die Geschichte, unsers Erachtens mit Unrecht. Denn mag auch die Geschichte in ihrem großen Gange oft genug den überwältigenden Eindruck eines Dramas machen, so bleibt doch bestehen, daß in das Schicksal des Einzelnen oft erst die Kunst des Dichters den tragischen Gedanken hineinbringen muß. Auch die griechischen Tragiker haben die Gestalten der Sage, die sie wie Geschichte betrachteten, nach den Zwecken ihrer Kunst umgeformt.

Zwei tragische Entscheidungen setzt Stauffer in der Glanzzeit Athens an: „Es war zuerst die Frage, ob das Gemeinwesen inmitten aller Machterweiterung, Regsamkeit und Schaffenslust, inmitten aller neuen Anregungen, die von außen her jetzt unaufhaltsam hereinströmten, sich das Gleichgewicht werde bewahren können. Es war die Frage, ob jene religiöse Stimmung, die so herrlich in den Perserkriegen hervorgetreten war, und die darauf nacheinander in den religiösen und künstlerischen Schöpfungen des Aeschylus und Sophokles, des Polygnot und Pheidias sich hervorthat, — ob sie sich unter der Bürgerschaft lebenskräftig werde erhalten können. Es zeigte sich, daß das nicht der Fall war.“ Das hat wider seine Absicht — eine Warnung für manche Schriftsteller der Gegenwart — auch Euripides mit verschuldet. Stauffer verhehlt das Auflösende, das in dessen Dichtungen lag, nicht. Nach seiner oben angeführten Anschauung über die Verantwortlichkeit einer Nation, und seiner führenden Geister insbesondere, für den Gang ihrer Geschicke, müßte er unsers Erachtens den Euripides strenger beurtheilen, als er es thut. Aehnliches gilt auch von Perikles. Noch war aber mit jener ersten tragischen Entscheidung für Athen nicht alles verloren. „Denn noch bot sich ihm die Möglichkeit dar, aus dem Innern heraus zu neuer Kraft zu gelangen.“ Aber auch dieses Mittel, das Sokrates zeigte, wiesen die Athener zurück. In seiner Charakteristik des Sokrates hat Stauffer gleichfalls viel Schönes gesagt. Ebenso hat er die Fäden, die vom Alterthum nach der neuen Zeit herüberführen, geistreich bloßgelegt: „Bei der Erkenntniß dieser Entwickelung, in der die germanisch-romanische Welt das tragische Geschick, dem Cäsarismus verfallen zu müssen, aus eigener Kraft überwindet, wird das Gemüth, das angesichts der tragischen Momente der Weltgeschichte zusammenschauert, und angesichts der Kämpfe, Opfer und Leiden derselben zu verzagen fürchtet, erhoben und getröstet, indem es ahnungsvoll des fortschreitenden Geistes, der die Geschichte durchdringt, inne wird.“

Wir empfehlen hiermit das Werk, das vom Geiste einer schönheitsfreudigen Lebensanschauung durchdrungen ist, allen, die sich den Sinn für wahre Kunst erhalten haben.

„Das Räthsel der Sphinx ist längst gelöst und sie selber in den Abgrund gesprungen, weil Oedipus dahinter kam, unter dem Geschöpf, das morgens auf Vieren, mittags auf Zweien, abends auf Dreien gehe, sei der Mensch zu verstehen. Es gibt aber noch ein anderes Räthsel der Sphinx, nämlich ihr eigenes Wesen, und viele haben darüber nachgedacht, woher dies mischgestaltige, menschenfresserische und Räthsel aufgebende Ungethüm stammen möge, doch hat es bisher keinem glücken wollen, die Formel dafür zu finden.“ Mit diesen Worten hat Ludwig Laistner sein im Jahre 1889 erschienenes zweibändiges Werk „Das Räthsel der Sphinx“ eingeleitet. Er selbst hat die Lösung durch die vergleichende Betrachtung des Volksglaubens neuerer Völker zu finden gesucht. „Denn von den ägyptischen Sphingen ist keine Aufklärung zu erwarten.“ Trotzdem mußte auch das inzwischen vermehrte Denkmälermaterial und die literarische Ueberlieferung über die Sphinx streng philologisch einmal durchforscht werden, und das ist jetzt in vorzüglicher Weise geschehen in der Abhandlung von Johannes Ilberg: „Die Sphinx in der griechischen Kunst und Sage“ (Nr. 2). Auch diesem Gelehrten hat sich freilich bei seiner Arbeit die Ueberzeugung aufgedrängt, daß es sich bei der griechischen Sphinxgestalt nur um eine späte Entwickelungsperiode eines uralten Typus handelt. Aber es lassen sich die Wege noch aufzeigen, die von ihrer Heimat Aegypten nach Griechenland hinüberführen. Das erste Kapitel über das Eindringen der Sphinx in Griechenland ist durchaus archäologischen Inhalts und zerfällt in folgende Unterabtheilungen: „Die Sphinx des mykenischen Culturkreises und nach den Wanderungen“, „Die Sphinx in der archaischen Metalltechnik“, „Die Sphinx auf archaischen Thongefäßen“, „Stilistisches, namentlich die Beflügelung betreffend“.

Zu loben ist an der Arbeit des mit dem gelehrten Rüstzeug wohlvertrauten Verfassers vor allem, daß er auch bei der Behandlung dieser Einzelfragen die allgemeine Entwickelung der Kunst nicht aus den Augen verliert. „Das Vorwiegen und Zurücktreten sowie die

volksthümliche Auffassung und künstlerische Ausgestaltung des Sphinxtypus" — bemerkt er mit Recht — „sind in Griechenland ebenso wenig von Zufälligkeiten abhängig wie im Orient. Auch hier spricht sich im Kleinen ein Theil des wechselvollen, wunderbar sich steigernden Entwickelungsganges aus, der dem hellenischen Volke beschieden war. Wir bemerken bei der Verfolgung unserer Sphinx einen Strahl des mykenischen Glanzes, den Niedergang der Kunstindustrie zur Zeit der großen Wanderungen, das erneute Andringen des fremdartigen asiatischen Luxus; wir beobachten, wie die dichterische Volksphantasie mit der ausländischen Gestalt einen einheimischen Sagenstoff in Verbindung setzt; wir bewundern schließlich die Erhebung eines barocken und schrecklichen Ungethüms in die Sphäre idealer Schönheit, in der nur ein leises Nachklingen uralter Symbolik vernehmlich bleibt, eine Erinnerung an den Ursprung des Geschöpfes." In der literarischen Ueberlieferung der böotischen Sphinxsage machen sich erhebliche Lücken empfindlich bemerkbar. Recht geben wir dem Verfasser, wenn er sich zu der Ansicht bekennt, die das Räthselmotiv als einen ursprünglichen Bestandtheil der Oedipussage betrachtet. Auf den Bildwerken zur Sphinxsage tritt weniger das tödtende Monstrum als die Räthseljungfrau hervor. Dies zu erklären weist der Verfasser sehr hübsch auf die Sitte der Griechen hin, beim Trinkgelage sich am Räthsellösen zu erfreuen. „So sah man denn auch gern auf den Amphoren und Mischkrügen, den Bechern und Schalen die Räthselheldin sammt ihrem Meister und anderer Umgebung."

Auch in der Deutung der Sphinx hat der Verfasser den rechten Weg eingeschlagen. Schon Laistner hat das Wort gesprochen: „Wer das mythologische Räthsel der Sphinx lösen will, muß das der slawischen Mittagsfrau zu ergründen suchen", und hat das weitreichende Treiben der Alpe und Würger aufgedeckt. Rohde sodann in seiner „Psyche" und Crusius in Untersuchungen über Keren und Sirenen haben den Zusammenhang solcher Gespenster mit dem Seelencult nachgewiesen. „Es sind die Geister der Verstorbenen, die als Dämonen auf die Erde zurückkehren, um die Sterblichen zu quälen und mit sich hinabzureißen." „Fassen wir die Sphinx", so fährt der Verfasser fort, „als zu ihnen gehörig, so wird immer deutlicher, daß der Volksglaube nicht durch die thebanische Sage erschöpft sein kann, sondern auch in andern Gegenden wurzelte; ja wir dürfen sogar weiterhin vermuthen, daß ursprünglich nicht nur an eine Sphinx, sondern an Σφίγγες als würgende Todtenseelen und Irrgeister geglaubt wurde, wie noch heute in Griechenland und anderwärts an Vampyre, jene schauerlichen, dem Grabe entstiegenen Blutsauger." Wir können den Inhalt der gediegenen Abhandlung nicht erschöpfen und wollen nur noch anführen die Nachweise der Sphinx als Grabhüterin und als prophylaktisches Symbol. Im einzelnen springt mancherlei noch heraus. Was zur Zeit geleistet werden konnte, hat der Verfasser geleistet. Ganz wird das Räthsel der Sphinx vermuthlich nie gelöst werden. Tritt sie uns doch bisweilen als die Verkörperung des Unerforschlichen, des Räthsels selbst entgegen.

Was sich als griechische Mythologie in unsern Lehrbüchern findet ist, keine einheitliche Masse. Neben Ueberlieferungen aus ältester Zeit finden sich ganz junge Bildungen. Jeder einzelne Mythus, jede Sagengestalt hat eben auch ihre Geschichte, und es kann gar nichts Fesselnderes geben, als diesen Entwickelungsprocessen nachzugehen. Nach ganz besondern Gesetzen vollziehen sich diese Wandlungen. Das Sagengut der einen Gestalt wird auf die andere übertragen, der Ideenverbindung eröffnet sich ein weites Feld. Jeder Stamm feiert seinen Helden und feiert ihn in jedem Zeitalter in besonderer Weise. Bald spricht man von ihm mit der Begeisterung heiliger Ueberzeugung, bald im Tone skeptischer Kritik. Jede Dichtungsgattung hat ihre eigene Art der Behandlung. Wie sehr unterscheidet sich die Darstellung sagenhafter Charaktere im Drama von der im Epos! Natürlich drückt auch jeder Dichter den mythischen Gestalten den Stempel seiner Persönlichkeit auf. Das läßt sich am besten in der Tragödie nachweisen. Die ganze Frage des Werdens und Wachsens der Heldensage behandelt sachkundig und anschaulich Richard Wagner in seiner Abhandlung „Der Entwickelungsgang der griechischen Heldensage" (Nr. 3). Es ist schwer, aus der reichen Fülle des Gebotenen Einzelnes herauszugreifen. Auch Wagner verweist auf den geschichtlichen Zug der Homerischen Zeit: „Das Interesse an abenteuerlichen Kämpfen ist zurückgetreten, wie auch im Nibelungenlied die Erlegung des Lindwurms durch Siegfried nur noch beiläufig erwähnt wird." Wie anders dagegen die Zeit Hesiod's! „Die Homerische Welt mit ihrem glänzenden Heldenleben lag der Anschauung des kleinen Mannes fern: er betrachtete sie wol schon von dem Standpunkte des Horazischen Wortes: Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi, der in der Ilias nur verstohlen hervorblickt. Nicht Achill und Diomedes sind die Lieblingsgestalten dieser Leute, sondern Herakles, «der mühevollste und beste Held» (Fr. 159 fg.), der sein Leben im Dienste der Menschheit verbrachte." Hübsch ist unter anderm auch die Bemerkung über die Lyrik: „Die Heldensage war nur noch Mittel zum Zweck und mußte sich den Verhältnissen, die sie beleuchten sollte, anschmiegen. Wie die Homerischen Gleichnisse ein wunderbares Vorkommniß gern durch Heranziehung eines alltäglichen Vorgangs veranschaulichten, so dienten jetzt umgekehrt die Vergleiche mit der Heroenwelt dazu, menschliche Erlebnisse in eine höhere Sphäre zu heben." So verfolgt der Verfasser die Entwickelung der Sage bis auf die Alexandriner, bei denen die genrehafte und andererseits sentimental-pathetische Darstellung der Mythen vorherrscht, und gibt zuletzt auch noch eine Vorstellung von der Sammlung, Kritik und Deutung der Mythen im Alterthum.

Wer sich von dem regen Leben, das sich gegenwärtig auf dem Gebiete der antiken Mythologie kundgibt, ein Bild machen will, muß das von W. H. Roscher herausgegebene „Ausführliche Lexikon der griechischen und römischen Mythologie“ (Nr. 4) studiren, über das wir schon berichtet haben. Inzwischen sind wieder vier Hefte (30—33) erschienen. Es ist erstaunlich, wieviel Neues durch das systematische Zusammenarbeiten deutscher Gelehrter hier zu Tage gefördert wird. Von allgemeiner interessirenden Artikeln heben wir die „Mänade“ hervor, die auch durch die Geschichte der bildenden Kunst hindurch verfolgt und durch zahlreiche Abbildungen veranschaulicht wird. Weiter seien erwähnt die Artikel „Manes“, „Mars“, „Marsyas“, „Medeia“, „Meleagros“. Unter „Megaloi Theoi“ wird die in letzter Zeit viel erörterte Frage der Kabiren einigermaßen aufs Reine gebracht. Viel Anregendes bietet die mit großer Umsicht verfaßte Abhandlung über „Memnon“. Der Verfasser sucht unter anderm festzustellen, wann und wie die beiden Sitzbilder des Königs Amenhotep III. zu Statuen des Memnon geworden sind, und bespricht die auch durch Aufschriften bezeugten merkwürdigen Eigenschaften dieser Kolosse. Weiter folgt dann unter anderm „Menelaos“ und der noch unvollständige Artikel „Mercurius“. Auch von nicht griechischen oder römischen Gottheiten sind wieder einige recht wichtige behandelt. So erfährt der babylonische „Marduk“ eine vielseitige Beleuchtung. Besonders willkommen sind die Zusammenstellungen über die eigenthümliche Erscheinung der Matres, der Mütter, bei den germanischen und den keltischen Stämmen. Freilich bleibt hier, wie auch anderwärts, noch manche Frage ungelöst. Noch nicht recht befriedigend erklärt sind die Namen auf dem pränestinischen Spiegel mit dem vermuthlichen Abschied des Melerpanta-Bellerophon. Dagegen hätte wol der Zusammenhang, den Roscher zwischen dem menschenfüßigen Schlachtrosse Cäsar's und dem gleichgestalteten Pferde eines kleinasiatischen Reitergottes annimmt, in dem sehr gründlichen Aufsatze über „Men“ nicht in Zweifel gezogen werden sollen. Unwahrscheinlich ist unter anderm die Deutung einer Darstellung auf Aiolos und seine Töchter auf dem im Britischen Museum befindlichen Thongefäße, wo anscheinend ein Chorlehrer seinen Chor einstudirt. Aber die Versuchung zu kritisiren tritt zunächst ganz zurück angesichts des vielen Guten, das in diesem gelehrten Werke geboten wird.

Richard Opitz.

Schriften zur Volks- und deutschen Dialektkunde.

1. Der Rattenfänger von Hameln. Ein Beitrag zur Sagenkunde. Nebst Mittheilungen über einen gefälschten Rattenfängerroman. Von Professor Dr. Franz Jostes. Bonn, P. Hanstein. 1895. 8. 1 M.

Die Sage vom Rattenfänger zu Hameln ist wol einer der am weitesten in Deutschland bekannten Sagenstoffe und kommt mit verschiedenen Abweichungen auch an andern Orten als zu Hameln vor. Der Verfasser der vorliegenden kleinen, aber von großer Belesenheit Zeugniß ablegenden schätzenswerthen Schrift verfolgt die Rattenfängermythe nicht nur gewissermaßen in ihrer historischen Entwickelung, sondern untersucht auch ihren geschichtlichen wie den sagenhaften Theil höchst genau. Er weist nach, daß die älteste datirte Erwähnung der Sage sich auf einem Stein an dem Neuthore zu Hameln befand (dessen Abbildung dem Texte einverleibt ist), welcher auf das Jahr 1556 hinweist; gelehrte Schriftsteller der spätern Zeit und mehr oder minder verläßliche Autoren werden angeführt, welche in verschiedener Weise theils in Druckwerken, theils in Handschriften die Sage wiedergeben oder auf sie hindeuten. Die weitere scharfsinnige Untersuchung zeigt, daß diese Sage als solche nicht historisch nachweisbar ist, aber auch daß sie sich wahrscheinlich auf die Schlacht bei Sedemünde 1259 im Zuge gegen den Bischof von Minden bezieht, für die Gefallenen jener Schlacht war in der Stiftskirche St.-Bonifaz eine Gedächtnißfeier gestiftet worden und in einem Fenster der Kirche ein Auszug der Kriegsschar dargestellt, eine Hauptperson des Bildes wurde als Spielmann aufgefaßt, die Krieger erschienen spätern Generationen als Kinder, zumal sich die Erinnerung an jenen Kriegszug in der Erinnerung verdunkelte. Der Verfasser führt eine hamelnsche nach 1589 geschriebene Reimchronik an, welche die Sage mehr ausgebildet erzählt, sowie ein fliegendes Blatt von 1622, das schon ausführlicher darüber berichtet.

Im Anhange bespricht Professor Jostes eine angeblich 1640 abgefaßte Handschrift, worin die Sage in lateinischer Sprache ausführlich und romanhaft behandelt erscheint. Der Verfasser beweist, daß diese Handschrift gefälscht und etwa 1882 verfaßt worden ist. Selbstverständlich gewährt auch diese Fälschung noch besonderes Interesse, da sie von einem vorzüglichen Kenner der hamelnschen Urkunden und der Rattenfängerliteratur abgefaßt ist. Man kann diese treffliche Untersuchung aufs beste begrüßen und für andere ähnliche Forschungen als Muster aufstellen, welche die Sagenkunde gewiß bedeutend fördern würden.

2. Die Märchen Clemens Brentano's. Von Dr. H. Cardauns (Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1895.) Köln, J. P. Bachem. 1895. 8. 1 M. 80 Pf.

Es ist bekannt, daß neben den lyrischen Gedichten Brentano's dessen Märchen zu den bedeutendsten Schöpfungen seiner Poesie gehören. Von diesen letztern sind aber früher nur wenige in weitem Kreise bekannt geworden,

erst nach der 1847 von Görres veranstalteten Sammlung gewann das Publikum genauen Einblick in den Märchenschatz, welcher dem genialen, aber so überaus wunderlichen Verfasser zu verdanken ist. Eine Ausnahme bildet etwa das berühmteste, auch räumlich umfassendste 1838 erschienene „Märchen von Gockel, Hinkel und Gackeleia", eine der köstlichsten Märchendichtungen, welche unser deutsches Schriftthum aufweist. Leider verwischt der beigefügte Schluß: „Blätter aus dem Tagebuche der Ahnfrau", den Eindruck bedeutend, welchen das Gockelmärchen auf jeden Leser ausübt. Der Verfasser vorliegender Untersuchung beschäftigt sich zunächst in eingehender Weise mit der Entstehung von Brentano's Märchen, mit dem Nachweise, wie sie auf italienische Stoffe mehr oder weniger zurückzuführen sind, und überhaupt mit der Nachforschung über ihre Quellen. Er bespricht sodann die kleinern „italienischen Märchen" (Liebseelchen, Schnürlieschen, Witzenspitzel u. s. w.), besonders ausführlich das Märchen von Gockel, sodann die Stücke Fanferlieschen Schönefüßchen, das erste Rheinmärchen, das Haus Staarenberg und das Märchen vom Murmelthier. Manches handschriftliche Material ist der eingehenden Arbeit zu Grunde gelegt, welche zu dem Schlußergebniß gelangt, daß die seit 1806 entstandenen Märchendichtungen in dem vom Grafen Giovanni Battista Basile im 17. Jahrhundert herausgegebenen „Pentamerone overo lo cunto de licunte" wurzele, ferner eine vorliegende Abschrift Böhmer's von den Märchen aus dem Jahre 1831 annehmen läßt, daß in den zwanziger Jahren die meisten „italienischen Märchen", soweit sie überhaupt verändert wurden, wenigstens im wesentlichen jene Gestalt erhielten, in welcher sie Görres bekannt machte. Die Stücke aus Basile's „Pentamerone" wurden in verschiedener Weise benutzt, bald in engem Anschluß, bald in ganz loser Verbindung, vorherrschend aber ist die freieste Behandlung. Auch eine Reihe sonstiger Vorlagen ist für manche Märchen in der belehrenden Ausführung des Dr. Cardauns nachgewiesen. — Besonders wird es von Interesse sein zu vernehmen, daß auch für „Gockel, Hinkel und Gackeleia" ein Märchen Basile's: „Hahnenstein", die Hauptquelle ist; der Verfasser der Untersuchung erzählt den kurzen Inhalt des italienischen Stücks, weist aber auch nach, daß Brentano in der Umdichtung — einige Einschränkungen vorbehalten — ein Kunstwerk geschaffen hat. — Wie lange Brentano an den Märchen gearbeitet hat, wie er im Laufe der Jahre sie bald zum Drucke befördern wollte, bald wieder umarbeitete und sich zur Drucklegung nicht entschließen konnte, obgleich sein Freund Böhmer sich alle mögliche Mühe gab, den seltsamen Märchenverfasser zur Herausgabe der übrigen Stücke (nächst dem „Gockel") zu veranlassen, wird in dem Abschnitte „Die Entstehung" eingehend erzählt.

Den Abschluß des Buches bilden Aufzeichnungen der Frau von Ahlefeld über Brentano, zwei Briefe Arnim's und die ältere Fassung des Märchens von Fanferlieschen und ein Bruchstück aus einer Bearbeitung des Märchens von dem Hause Staarenberg. Zur Beurtheilung des seltsamen Wesens unsers Märchendichters und zu seiner Lebensgeschichte bietet die vorliegende Schrift manchen schätzenswerthen Beitrag. — Es dürfte nicht ohne Interesse sein, wenn ich hier aufmerksam mache, daß soeben in dem „Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Literaturen" (96. Band, Heft 1 und 2, 1896) eine ziemlich umfassende Arbeit von Otto Bleich über „Entstehung und Quellen der Märchen Clemens Brentano's" erschienen ist, welche übrigens mit der hier besprochenen Arbeit von H. Cardauns in gar keinem Zusammenhange steht.

3. Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt von Dr. Karl Reiser. Heft 4 und 5. Kempten, Jos. Kösel'sche Verlagsbuchhandlung. 1895 und 1896. Gr. 8. Jedes Heft 1 M.

Je weiter diese wirklich außerordentlich schätzbare Arbeit, auf welche schon einigemal hingewiesen worden ist, fortschreitet, desto mehr zeigt sich ihre Reichhaltigkeit und ihr hoher Werth für die Volkskunde. Eine so reiche Zahl von Sagen mit ihren verschiedenen Varianten und in so brauchbarer gewissenhafter Aufzeichnung, wie sie Reiser's Arbeit darbietet, ist nicht leicht in irgendeinem kleinern deutschen Gebiete veröffentlicht worden. Acht Abschnitte von Sagengruppen liegen nun vor, in den zwei Heften 4 und 5 ist der vierte Abschnitt zu Ende geführt und sind Abschnitt 5—8 vollständig enthalten, sie umfassen das Hexen- und Trudenwesen, Zauberer und Schwarzkünstler, Teufelsbündner, Bann- und Schußfestigkeit, ferner Naturmythen; die Elemente, Seensagen, Schätze, sodann Thiermythen und Dämonen in Thiergestalt, endlich Seelenmythen, Geister- und Spuksagen, alles in reicher Fülle und aus den besten Quellen des Volksmundes, stets unter Beifügung des betreffenden Ortes, woher die Sage stammt, mitgetheilt. Die Stücke reichen von Nr. 207 bis Nr. 416. Eine ganz gute Idee, die Illustrationen betreffend, ist es, daß eine große Zahl von Oertlichkeiten, Dörfern, Gegenden u. s. w., aus denen die Sagen stammen, im Bilde beigefügt erscheinen. Am Kopfe und am Schlusse jedes Abschnittes finden sich auch hübsch componirte Zeichnungen, welche dem Inhalte der Sagen ihren Vorwurf entnehmen. Man kann also in jeder Richtung dem Werke alles mögliche Lob spenden, nur wäre zu wünschen, daß die Hefte denn doch etwas rascher aufeinander folgen, nahezu drei Monate vergehen gewöhnlich, bis ein neues Heft erscheint, und gewiß wünschen alle Freunde der Sagen- und Volkskunde eine recht baldige Vollendung des schätzenswerthen Werkes, das doch im Manuscript zweifellos vollständig vorliegt.

4. Märchen aus Mallorca. Gesammelt von Erzherzog Ludwig Salvator. Würzburg, Leo Wörl. 1896. 8. Geb. 5 M.

Die vorliegende reiche Märchen-, Sagen- und Schwanksammlung zählt zu den werthvollsten Stücken der volks-

kundlichen Literatur aus jüngster Zeit. Der fürstliche Herausgeber ist zugleich einer der ausgezeichnetsten Kenner jenes Gebietes der Balearen, zu denen die Insel Mallorca gehört, und man muß ihm reichen Dank wissen für diese wichtige Veröffentlichung, durch welche ein ganz eigenartiges Gebiet der Märchen- und Sagenwelt erschlossen wird. In der Einleitung erwähnt der hohe Autor, daß die Zahl der märchenhaften Erzählungen auf Mallorca ungeheuer ist und daß er die vorliegende Auswahl aus einer großen Menge getroffen, welche er in allen Ortschaften der Insel nach seinen Angaben von Don Antonio Peña sammeln ließ. Der werthvollen Einleitung sei noch das Folgende entnommen: „Die Cultur und die Traditionen Mallorcas datiren erst aus der christlichen Eroberung. Bis auf einige Worte in der Sprache und einzelne arabische Sitten ist alles aus der alten Maurenzeit verschwunden. — Die arabischen Märchen wanderten mit ihren Erzählern nach Afrika und haben lediglich einem einsamen Berg oder einer Ortschaft ihren Namen zurückgelassen, während die vielen Beziehungen mit Catalonien und Roussillon spanischen und französischen Einfluß zur Geltung brachten. Es waren ja die Kinder von Aragon, dieselben Adeligen, welche auf ihren Schlössern in Catalonien die Troubayres von der Provence empfingen, welche die Herren von Mallorca waren, und wenn aragonesische Königinnen in Bellver die Blüte der Dichter von Catalonien, Roussillon und andern benachbarten Ländern versammelten, um mit jenen der Balearen zu wetteifern — so machte sich von Tag zu Tag der languedoquische Einfluß immer mehr geltend." Es wäre nothwendig, die ganze Einleitung hier wiederzugeben, wenn der Raum dies gestatten würde. Sie macht uns des weitern mit den verschiedenen Einflüssen bekannt, welche auf die Gestaltung der Märchen einwirkten, berichtet fesselnde Einzelheiten aus dem volksthümlichen und häuslichen Leben auf der Insel, schildert die Art der Bevölkerung überhaupt und ihre Stellung zu den abergläubischen Ansichten, die in den Märchen zu Tage treten, und weist insbesondere nach, daß aus diesen Volkserzählungen folgende drei Gruppen zusammengestellt werden können: die eine derselben umfaßt die eigentlichen Märchen (Rondayes), welche phantastisch und länger sind, während die zweite Gruppe jene der Erzählungen (Cuentos) ist, die kürzer erscheinen und wol auch auf Wahrheit beruhen; die dritte Gruppe bilden die kleinen wahren Geschichtchen (Fets), welche, wenn sehr kurz, mit dem einfachen Namen von Cuatre mots oder vier Worte bezeichnet werden.

Wenn wir nun die eigentlichen Märchen, und zwar die ausführlicher gehaltenen, überblicken, so drängt sich sofort die Bemerkung auf, daß in so manchen von ihnen Spuren verschiedener auswärtiger, ja sogar viele Spuren deutscher Märchenstoffe zu finden sind, und da die deutschen Stücke unmöglich direct nach Mallorca gedrungen sein können, so ersieht man daraus die Herkunft der Märchen auf beiden Seiten aus gemeinsamer, jedenfalls orientalischer Quelle. Wer Grimm's Märchen genau kennt, wird gar sehr überrascht sein, in der „Feuerbläserin" sowie in dem „Lügensack" zahlreiche Einzelheiten aus „Aschenputtel" zu finden; „Das Meßmerchen" erinnert an die Einleitung des deutschen Märchens von jenem „der ausging das Fürchten zu lernen", und noch verschiedene Züge aus demselben Märchen zeigen sich dem aufmerksamen Leser in dem „Gespenst von Concas", von dem auf Mallorca erzählt wird. Mit dem „Tischlein deck dich" und „Knüppel aus dem Sack" hat gar verschiedenes gemeinsam das „Märchen der Falistroncos". — In manchem der Stücke ist der Einfluß arabischer Märchenliteratur nicht zu verkennen, so in den „Zwölf Dieben", welche verschiedene Züge aus den „Vierzig Räubern" der „Tausendundeine Nacht" aufweisen. Der Schwank vom „Magenpater" hat wiederum manche Parallele in der deutschen Schwankliteratur, nicht minder einige der andern mallorcaschen Volksschwänke. Ja in dem Märchen „Das Mänschen" findet sich sogar ein in vielen Gebieten vorkommendes Kindersprüchlein, das unzähligen deutschen Kindern gar bekannt und geläufig sein dürfte. Selbstverständlich sind auch Stücke da, welche einen Zusammenhang mit Stücken fremder Volksliteratur nicht aufweisen; doch ließen sich obige merkwürdige Beispiele noch vermehren, und für den eingehenden Forscher mag sich noch manches Ueberraschende ergeben. Kein solcher darf dieses höchst wichtige und reichhaltige Buch übersehen, das durch die in den Märchen und Sagen vorkommenden Bilder aus dem Leben und Treiben des Volkes auf Mallorca und durch seine darin hervortretende Denk- und Anschauungsweise schon allein das höchste ethnographische Interesse bietet. Es ist sehr zu wünschen, daß der gelehrte hochgestellte Herausgeber (und wol Uebersetzer?) noch durch manche ähnliche Mittheilung aus jenem ihm so vortrefflich bekannten Volksleben den deutschem Leser erfreuen möchte.

5. Haussprüche und Inschriften in Deutschland, in Oesterreich und in der Schweiz. Gesammelt von Alexander von Padberg. Paderborn, F. Schöningh. 1895. Gr. 16. 60 Pf.

Der Herausgeber des vorliegenden nett ausgestatteten Büchleins knüpft an die Worte unsers Culturhistorikers Riehl aus dessen Werke „Die Familie" an, welche auf den Werth der Sprüche und Reime, die man als deutsche Hausinschriften findet, hinweisen; er hat aus verschiedenen Sammlungen, aber auch aus den Erfolgen eigener Sammelthätigkeit auf Wanderungen eine hübsche Zahl der bemerkenswerthesten solcher Sprüche vereinigt herausgegeben. Die reichste bisher erschienene Zusammenstellung ähnlicher Sprüche, insbesondere aus den Alpenländern, dürften wol jene Bändchen Ludwig von Hörmann's enthalten, die unter dem Titel „Grabschriften und Marterlen" bisher erschienen sind. Auch dieser Sammlung ist einiges entnommen. Die Sprüche des

vorliegenden Bändchens sind unter den Ueberschriften „Kirche", „Glocke", „Gottesacker", „Rathhaus", „Schulhaus", „Herberge und Wirthshaus", „Handwerk und Gewerbe", „Brunnen", „Wohnhaus" (im Innern und von Außen) geordnet, und die gelungene Auswahl bietet manches hübsche kräftige, aber auch manches sinnige und fromme Kernsprüchlein. Es dürfte wenig bekannt sein, daß die öfter vorkommende Glockeninschrift, welche Schiller seinem „Lied von der Glocke" als Motto vorgesetzt hat:

Vivos voco, mortuos plango,
Fulgura frango

schon 1486 in Schaffhausen angewendet wurde, wie Padberg zeigt. Besonders reich ist in dem Schriftchen die Zahl der Inschriften von Häusern und Geräthschaften. Die schöne, jetzt wieder vom Kunstgewerbe gern gepflegte Sitte, Geräthe mit Inschriften zu zieren, wird auf diese gute Sammlung echter Volkssprüche ganz besondere Aufmerksamkeit lenken, und man kann auch für solche praktische Zwecke die Sprüche, welche Ernst und Humor unsers Volksthums widerspiegeln, bestens empfehlen.

6. Fortunati Glücksseckel und Wunschhütlein. Ein Spiel von Adalbert von Chamisso (1806). Aus der Handschrift zum ersten mal herausgegeben von E. F. Kossmann. (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, herausgegeben von A. Sauer. Neue Folge Nr. 54 und 55.) Stuttgart, Göschen. 1895. 8. 1 M. 20 Pf.

Im Jahre 1806 hat der fünfundzwanzigjährige Chamisso das vorliegende dramatische Spiel abgefaßt, dessen an dieser Stelle passend gedacht werden kann, da es eine zum ersten mal veröffentlichte dramatische Bearbeitung des Volksbuches von Fortunat und seinen Söhnen dem Leser vermittelt. Die schätzenswerthe Einleitung behandelt die Entstehung dieses Spieles sowie eine genaue Analyse desselben und bildet eine literarische Untersuchung von bedeutender Gründlichkeit. Insbesondere ist darin ausgeführt, in welchem Verhältniß die Dichtung zu dem Volksbuche steht, aus dem eigentlich nur der zweite Theil, welcher das Geschick der Söhne Fortunat's behandelt, zum Vorwurf genommen ist. Einzelne der darin vorkommenden Lieder hat Chamisso später in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen. Was die Form anbelangt, so beginnt das Fragment — denn ein solches ist die Bearbeitung geblieben — mit Versen in fünffüßigen Jamben, geht dann aber in verschiedene Versformen über, sogar die dem Dichter bekanntlich so geläufigen Terzinen sind angewendet. Das Ganze ist sowol für den Literarhistoriker als auch für den Förderer der Volkskunde von besonderm Interesse und bildet einen bisher ungedruckten Anhang zu allen Ausgaben der Werke Chamisso's.

7. Prinz Eugenius, der edle Ritter. Ein Heldengedicht, alten Volksliedern nachgesungen von Richard Kralik. Wien, Carl Konegen. 1896. 12. 4 M.

Mit feinem künstlerischen Gefühl und echtem Verständniß für den Ton des Volksliedes hat Richard Kralik in der vorliegenden umfangreichen Dichtung eine Verherrlichung des Lebens und der Thaten Prinz Eugen's des „edeln Ritters" in Verse gebracht, welche in der Form sich an das berühmte alte volksthümliche Lied von Eugen's Thaten bei Belgrad anlehnen. Dieses Lied bildet gewissermaßen das musikalische Motiv, welchem Thema sich, mit des Verfassers Worten, „nach inwohnenden Kunstgesetzen eine ganze Symphonie mit Gegensätzen, Durchführungen, Variationen, Adagios und Allegros, Scherzos und Cantilenen, Trauer- und Festmärschen, Umkehrungen und Fugen herausgesponnen" hat. Der Dichter hat viele alte Lieder, welche den Helden besingen, in geeigneter Weise benutzt und so eine größere Lieddichtung aus vielen einzelnen Gesängen „zusammengesungen zu einer höhern umfassenden Einheit, ungefähr so, wie sich die Philologen die Entstehung der alten echten Nationalepen vorstellen". Dem Verfasser, der als ein tüchtiger Musiker und feinsinniger Poet bekannt ist, ist der Ton des Volksliedes auch in den alterthümlichen Wendungen und Reimen ganz vortrefflich gelungen. Die nicht weniger als neun Abschnitte und im ganzen hundert „Lieder" umfassende Dichtung bildet zugleich eine Verherrlichung Oesterreichs und zahlreicher Thaten aus seiner ruhmvollen Vergangenheit.

8. Der berliner Volksdialekt. Von Dr. Hans Brendicke. (Sonderabdruck aus „Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins". Heft XXXII. 1895.) Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1895. Gr. 8. 3 M.

Aufsätze wie der vorliegende erscheinen für die Kenntniß der Mundart und der Localgeschichte von hohem Werth. Der Verfasser bietet ein hübsches Material in dem kleinen Schriftchen, dem es nur der Kenner ansieht, daß viel Mühe und Sammelarbeit darin steckt. Wir erhalten Mittheilungen über die ältern Stadttheile von Berlin-Cölln und deren Namen sowie volksthümliche Bezeichnungen, über Vergnügungsorte, im Volke gebräuchliche Ausdrücke der verschiedensten Dinge des täglichen Lebens, über Familien- und Vornamen, Angaben über die Kleidung, Genußmittel, Verschiedenes über die Kindersprache und Schulausdrücke, Beiträge zur Grammatik und ein Schlußkapitel über Fremdwörter und deren Umformung im Volksmunde. Die überaus belehrende und auch unterhaltende Schrift bietet so manchen Ausdruck, der auch in andern Mundartgebieten ebenso oder wenig geändert eingebürgert erscheint, und gibt reichen Anlaß zu interessanten Vergleichen.

Anton Schlossar.

Neue Lyrik.

1. Lieder einer Livländerin. Von Maria Carlita Gleye. Zürich, Verlag von Stern's literarischem Bulletin der Schweiz. 1896. 8. 2 M. 40 Pf.
2. Morgengrauen. Zürich, Verlag von Stern's literarischem Bulletin der Schweiz. 1896. 12. 2 M. 20 Pf.
3. Der Glühende. Ein Gedichtwerk von Alfred Mombert. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1896. 8. 1 M. 50 Pf.

Man wird es im allgemeinen nur mit Freuden begrüßen können, wenn in Deutschland eine Stammeslyrik gepflegt wird. Zwar die westfälischen, thüringisch-sächsischen, baltischen und bairischen Dichterbücher, die es gibt, sind ja erbärmlich, aber das liegt nicht etwa daran, daß sie speciell Westfälisches, Sächsisches, Baltisches oder Fränkisches enthalten, sondern gerade daran, daß sie es nicht enthalten, daß die darin präsentirten Poeten nicht aus dem gemeinsamen Heimatsboden Kraft gesogen haben. Echte Stammeslyrik das ist eine Lyrik, die an und für sich schon einen kräftig realen Hintergrund hat, die bestimmte Grenzen respectiren muß, die eine Menge volksthümlicher Elemente mit aufgenommen, die Heimatsgeist eingeathmet hat. Sie ist an sich schon in gewissem Sinne erlebt, und durch die bewußte oder unbewußte Beschränkung auf einen umgrenzten Kreis gelangt der betreffende Dichter, natürlich im Verhältniß zu seiner Begabung, eher zur Meisterschaft. Alles wird gegenständlicher, persönlicher. Persönlichkeit ist ja eine gewisse Beschränkung oder (ohne die übertragene Bedeutung) Beschränktheit. Bäume, die wurzelfest sind in der Muttererde, lassen den Wind ruhig über sich gehen und kommen; sie beugen sich ihm nicht. Sie sind die Steten und Ruhigen trotz aller windigen Moden.

Aber, wie gesagt, es gibt wenige Stammeslyriker. Storm, Keller, Reuter sind todt. Klaus Groth, Fontane, Liliencron, und die wenigen, die man ihnen anreihen kann, dürften uns schwerlich noch viel zu sagen haben. Wir könnten Nachwuchs brauchen — einen Nachwuchs mit kräftigem Heimatsgefühl. Daß die dichtende „Livländerin", deren Buch ich hier zuerst besprechen soll, nicht zu diesem Nachwuchs gehört, ist mir schon nach den ersten zwanzig Seiten klar geworden.

Maria Carlita Gleye berührt zwar in ihren „Liedern" (Nr. 1) gerade durch die warmherzige Verherrlichung ihres engern Vaterlandes sehr angenehm. Aber leider kommt dieses Stammesbewußtsein fast nur äußerlich durch den Preis Livlands zum Ausdruck. Was sie im übrigen singt und sagt, ist nicht an die Landschaft gebunden. Es ist das Nämliche, was die Halbdichter der Ostsee, was die des Schwarzwaldes, was die Thüringens singen. Eine echte Dichterin ist Maria Carlita Gleye nicht; sie hat die bekannte „poetische Ader", eine kleine niedliche Formgewandtheit und die freundlichen etwas abgegriffenen Bilder. Sie läßt die Elfen noch mal tanzen und ruft noch einmal das heidnische Gesindel der Wassernixen und Märchenfeien auf, sie läßt den Zephir dazu flüstern und nennt den „Maienabend" natürlich „lind und labend". Im Winter dagegen wird das „weiße Leichentuch", das doch endlich pensionirt zu werden verdiente nach so vielen Dienstjahren, hervorgeholt und unter ihm muß die Erde, Jungfrau Hertha, müde einschlafen, „bis sie mit seinem Kuß erweckt des Lenzes goldener Sonnenschein". Man sieht schon daran: die übliche Lyrik, die jeder Deutsche schreibt, der eine mit bessern Reimen, der andere mit schlechtern, und die nur für Variantensammler von Interesse ist. Wie wenig Eigenes diese poetische Livländerin hat, beweisen aber nicht nur die schon durch tausend Hände gegangenen Bilder, die conventionellen sogenannten poetischen Worte, sondern beweist auch die directe Anlehnung an bekannte fremde Muster. Da gibt es Gedichte „nach dem Französischen" und Gedichte „nach dem Lettischen", Gedichte nach dem Esthnischen und Gedichte zu einem Gemälde. Nicht die Natur regt die Verfasserin der vorliegenden Sammlung an, sondern die Kunst. Ein schlagender Beweis für mangelnde Ursprünglichkeit. Und diese Anregung durch fremde Dichter wird hier und da zur Nachahmung. Frisch, frei, fromm copirt sie Bodenstedt's bekanntestes Lied bis auf das Versmaß genau folgendermaßen:

> O wie wonnevoll ist die Frühlingszeit,
> Wenn die Erde prangt in dem schönsten Kleid.
> Wenn des Himmels Blau klar herniederlacht,
> Wenn die Fluren steh'n voller Blütenpracht:
> Möcht' ich jauchzen laut
> Von der Berge Höhn:
> Lichte Erde du,
> O wie bist du schön! —

Ich bin kein Freund Bodenstedt's. Aber gegen solche Verwässerung und Abschreiberei muß man den todten Dichter in Schutz nehmen. Etwas weniger ungenirt, aber auch ziemlich deutlich erkennbar benutzt Maria Carlita Gleye einen andern Todten: Hermann von Gilm. Und wieder das bekannteste Lied auch von diesem Dichter. Sie schreibt nämlich:

> Stellt fort die oft geschwung'nen Fahnen,
> Tragt auch die Fackeln nicht herbei,
> Heut ist kein Fest — o banges Ahnen —
> Wie sonst im Mai, wie sonst im Mai!

Wenn eine solche Anlehnung nicht erfolgt, dann zeigt sich die Natur der Verfasserin deutlich in — mangelnder Natürlichkeit. Wie die meisten Frauen ist sie ganz auf die Reflexion gestellt. Und wenn sie die „wonnevolle Jugendzeit" preist, so nimmt sie als bezeichnende Züge folgende: ein „Ideal" erfüllt noch den Geist und der Zukunft Leid ist dem Aug' verhüllt, anstatt an ihre Puppen oder den ersten Kuß zu denken. Sie hat in ihrem Leben gewiß viele Gedichte gelesen, und wenn ihre Empfindung auch ganz echt ist, in dem Augenblick, wo sie ihr Form geben will, drängt sich ihr die Erinnerung an diese vielen andern Gedichte auf, und so entsteht dann aus

hundert vorhandenen ein hundertunderstes Gedicht. Aber Hebbel sagt sehr richtig, daß trotz echtester Empfindung solche Gedichte unwahr und gemacht sind.

Ein Reflexionsdichter ist im Grunde auch der ungenannte Verfasser von „Morgengrauen" (Nr. 2). Und doch ein ganz anderer Kerl. Es blitzt ein Schwert in diesen Liedern, es ruft eine gesunde kräftige Lunge aus diesem schmalen Büchlein. Sie ruft der herrlichen Lebensfreude in kecken, männlichen, scharfgeschliffenen Versen. Da ist keine Sentimentalität, keine Weichlichkeit, kein banges Zagen. Eine schneidige Klinge schlägt und sie hat eine Freude am Schlagen. „Moderne Frühlingsempfindungen" dichtet dieser Anonymus frei nach Arno Holz, mit dem er eine gewisse Wesensverwandtheit zeigt:

Pfeift durch die zerfall'ne Scheune
Ein gesunder Frühlingswind,
Fragt nicht, ob die alten Steine
Auch noch zu gebrauchen sind.

Frische Luft für das Getreide
Und ein neu gesegnet Haus
Denkt in seiner Schaffensfreude
Sich der junge Frühling aus.

Die unreinen Reime sind nun gerade nicht schön, aber man liest darüber hinweg. Und in der gleichen kampffrohen und kecken Art gehen die Betrachtungen weiter. Betrachtungen, sage ich. Denn Dichtungen im engern Sinne oder meinetwegen auch im höchsten Sinne sind das nicht. Es werden Gedanken ausgesprochen in gebundener Form. Sie werden nicht zur Anschauung verdichtet. Aber die Klarheit des Ausdrucks, die persönliche Durchdrungenheit des Autors von diesen seinen Gedanken, die Echtheit der Empfindung, die Verve, mit der sie herausgeschleudert werden, geben ihnen einen großen Vorzug vor der gewöhnlichen Gedankenlyrik und Reflexionspoesie. Allerdings muß man auch dem Anonymus seine eigene Mahnung ins Gedächniß rufen: „Werde ein Priester der neuen Zeit: Künstlerischer Persönlichkeit!" Wobei der Ton auf dem Worte: „Künstlerischer" liegen soll. Die Persönlichkeit ist schon da. Noch fehlt der Künstler, der Goethe's Wort beherzigt: „Bilde, Künstler, rede nicht!" Aber dieses „Morgengrauen" ist doch ein erfrischendes Büchlein.

Und nun zu Nr. 3, zu Alfred Mombert's „Der Glühende". Ehe ich auf das Buch selbst eingehe, ein paar Worte der Einleitung. Seit einigen Jahren wird von vielen Seiten ein Lyriker auf den Schild gehoben, der Richard Dehmel heißt. Gute Dichter und gar zu naive Kritiker wie Falke und Liliencron haben ihn begeistert apostrophirt, und da er der Extremste aller modernen Lyriker ist, so findet er naturgemäß einen gewissen Anhang. Nicht so unter dem Publikum, das von seiner Existenz keine Ahnung hat, als unter Literaten, vornehmlich unter denen, die ohne Wurzelfestigkeit, ohne Tradition nicht nur stets dem schärfsten Fortschritt huldigen, sondern auch eben von dem extremsten, dem am meisten rauschenden Winde am ehesten haltlos fortgeweht werden. Der Mann ist nicht talentlos. Im Gegentheil: gerade in seinem Talent liegt seine Gefährlichkeit. Er hat eine kleine Zahl schöner Verse geschrieben, und eine Unzahl geschmackloser, unverständlicher, ja geradezu unsinniger. Er will um jeden Preis originell sein; er ist ein Dichter ohne jede Spur künstlerischen Talents, er ist ein Plebejer der Dichtung und als solcher von einer alle Grenzen übersteigenden Offenheit. Ein Miniatur-Rousseau mit verzerrtem Gesicht; ein Lyriker, der in deutscher Sprache dichtet, aber selten ein deutscher Lyriker. Deshalb ist er in Frankreich ebenso, ja mehr bekannt als in Deutschland, das Schlechteste, was man einem deutschen Lyriker nachsagen kann. Er hat ein Buch „Aber die Liebe" genannt und sich womöglich auf diese geschmacklose, eitle Benennung noch etwas eingebildet; er hat die lesbische Liebe und andere Seiten des perversen Sexualempfindens besungen, ohne daß sich sein Gefühl gegen die Taktlosigkeit und Tempelschändung empörte.

Dieser Richard Dehmel hat nun natürlich schon wieder Nachäffer gefunden. Es ist nichts so thöricht, daß es nicht nachgeahmt und überboten würde. Und wenn man eine Richtung kennen lernen will, sollte man zuerst nach den kleinern Talenten sehen, die stets extremer noch sind als die Führer, und gerade das für die ganze Richtung Charakteristische verfratzt wiedergeben. So eine Caricatur Dehmel's ist dieser Herr Alfred Mombert, der uns mit dem Gedichtwerk „Der Glühende" beschenkt hat.

Ich habe diesen „Glühenden" einer kleinen Gesellschaft vorgeführt. Wenn Herr Mombert gehört hätte, wie über sein Buch gelacht und geschrien wurde, er hätte wahrscheinlich erst ein verdutztes Gesicht gezogen und dann mit kühlem Achselzucken die kühnen Worte seines Meisters gesprochen: „Ich und die Zukunft!" Das vorliegende Versbuch ist nicht zu kritisiren. Ich habe es erst für einen Scherz gehalten. Aber es ist doch ernst gemeint. Und dann habe ich mich gefragt, ob ich etwa plötzlich den Verstand verloren hätte, denn ich begriff nichts mehr. Ich las Worte und brachte sie nicht zusammen. Und schließlich kam ich auf die Idee, dies Unglück könne vielleicht eher dem „Glühenden" zugestoßen sein. Bei dieser letzten Theorie habe ich mich dann beruhigt.

Wie gesagt, zu kritisiren ist hier nichts. Hier kann ich nur Proben geben. Nehmen wir erst ein Stimmungsbild, das noch am altmodischesten ist, da es sich in ein häufig angewandtes Metrum kleidet:

Durch Blütenbäume kam sie aufgestiegen
zu seinem Bergpalast; die Tänzerin.
Auf dem Altane fand sie Kurtchen liegen.
Er summte, summte süße Melodien.

Sie zupfte ihn erröthend an den Zehen
und wich' herzklopfend vor den runden Knien.
Er that sich ärgerlich der Wand zudrehen
und summte! summte süße Melodien.

„Du wolltest tanzen", flüstert sie verloren...
und schwillt! und stöhnt! und tastet! über ihn.

Er hielt sich ängstlich zu die kleinen Ohren
und summte! summte! süße Melodien.

Weiter erquicke man sich an folgenden Strophen, die auf Seite 20 zu finden sind:

Und vor den Leichenstein
baut man ein Bänklein
für die schwarze Familie.

Frühmorgens um sieben
aufziehn, die hinterblieben,
die schwarze Familie.

Der Jung versucht zu schwatzen,
da kriegt er in die Fratze
von der schwarzen Familie.

Die Tochter hebt die Röcke auf,
da kriegt sie einen Blick darauf
von der schwarzen Familie.

Der Sohn steht auf, geht nebenbei,
doch ist er gleich wieder dabei,
bei der schwarzen Familie.

Schleppt Wurscht herbei! schleppt Bier herbei!
Eben schlug es zehne
für die schwarze Familie.

Aber das sind noch die Gedichte, die nur unsinnig sind; andere sind eben einfach irrsinnig. Sie bestehen aus Worten, Ausrufungszeichen. Es fließt da Blut, das nicht roth, sondern grün ist, und man sieht förmlich die hastende Schrift eines Wahnsinnigen, der die einzelnen Worte unterstreicht. Es sei mir vergönnt, ausnahmsweise einmal mehr zu citiren. Man lese folgendes Gedicht:

Geklingel — Tambourin —
Es hebt mich aus den Nächten des schwarzverhangenen Gemaches —
Am Fenster. Ich hebe den Vorhang.
Flimmernde, schimmernde Sonne . . .
Drunten tanzt ein Bär.
Zwei kräftig gesunde Knaben: grüne Röcke, rothe Mützen.
Flimmernd, schimmernd die Sonne . . .

Der Vorhang fällt. Ich drücke die Klingel.
Nackte Luftweiber rasen herein —
„Die Knaben sterben.
Der Bär hungert.
Die Sonne wird gepeitscht.“ . . .
Versinken in den Nächten des schwarzverhangenen Gemaches.

Das heißt nun Gedicht. Wort- und Versfetzen eines halb Wahnsinnigen. Es gibt ganze Poeme in diesem Buche, vor denen man wie vor Hieroglyphen steht. Manches ist derartig thöricht, daß man nicht an den Ernst der Sammlung glauben mag. Immer wieder drängt sich der Gedanke vor, daß hier eine große literarische Parodie beabsichtigt ist. Dann allerdings könnte man sich nicht vorstellen, wie Dehmel und seine Richtung besser parodirt werden sollte. Aber ich fürchte, das Buch ist doch ernst gemeint. Es gibt nämlich auch schöne, dichterische Zeilen darin. Ein Gedicht lautet:

Nun flirrt mir seltsam Blendwerk durch den Sinn,
daß ich der heimgekehrte Kaiser bin
beim Siegermahl. Er trank viel schweren Wein,
nun singen ihn schöne Knaben ein.

Hier blitzt doch ein Funke Poesie auf. Und der eben macht es wahrscheinlich, daß keine Parodie beabsichtigt worden. Unsere Modernen haben sich schon manches geleistet. Erst vor kurzem hat Otto Julius Bierbaum in einem Gedicht — selbstverständlich war es erlebt — erzählt, wie er vor lauter Glück den Fleck auf seiner Brust geküßt, wo eben das Haupt der Geliebten gelegen. Wer's nachmacht, kriegt einen Thaler. Dies eine Beispiel zeigt jedoch, wohin diese Originalitätshascherei führt. Wenn die jungen Dichter es aber nicht im Gefühle haben, was an und für sich schon traurig genug ist, wenn ihr Takt sie nicht von dieser Sucht, um jeden Preis originell zu sein, zurückhält, so könnte es ihnen wenigstens die Geschichte zeigen, daß es mit der Originalität nicht gethan ist. Sie sollten einmal Goethe, Heine, Uhland und unsere andern großen Lyriker studiren und sie genau vergleichen mit denen, die vor ihnen und mit ihnen waren, dann würden sie über die gepriesene Originalität etwas kühler denken. Aber die Herren kommen nie über ihre eigene Nasenspitze heraus und bleiben weniger ewig jung als ewig grün. Alfred Mombert, der Glühende, mag weiter glühen, das ist ja Nebensache. Aber sein Beispiel zeigt, wo die Pfade, die Dehmel begann, enden.

Karl Busse.

Feuilleton.

Von der neuen Ausgabe von Fr. Rückert's Werken (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., in 20 Lieferungen zu je 40 Pf.), herausgegeben von S. Laistner, sind seit unserer letzten Erwähnung erschienen Lieferung 15—18. Sie enthalten den Schluß des ersten Theils der „Weisheit des Brahmanen“ und den zweiten Theil.

— Von Gregorovius, „Die Insel Capri“, zweite Auflage (Leipzig, F. A. Brockhaus) ist kürzlich eine englische Uebersetzung unter dem Titel „The Island of Capri. A Mediterranean Idyll“ (London, F. Fisher Unwin) zur Ausgabe gelangt. Die hübsch ausgestattete Uebersetzung rührt von Mrs. Douglas Fairbairn her.

Bibliographie.

Bley, F., Horridoh! Weidmannsbilder und Lieder. Berlin, F. Fontane u. Comp. Gr. 8. 2 M.

Brückner, A., Geschichte Rußlands bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Erster Band. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 12 M.

Burchard, G., Franz Schubert. Musikalisch-dramatisches Festspiel. Berlin, F. Fontane u. Comp. Gr. 8. 50 Pf.

Edler, K. E., Die neue Herrin. Roman. Berlin, Otto Janke. 8. 5 M.

Groeningen, G. H., Wie wird man tuberkulös? Wiesbaden, J. F. Bergmann. 8. ca. 2 M.

Hoffmann-Nesselbach, L., Der Schwarz' von Orlich. Erzählung in fränkischer Mundart. Schwäbisch-Hall, Wilhelm German's Verlag. 8. 1 M. 20 Pf.

Kirstein, A., Entwurf einer Aesthetik der Natur und Kunst. Paderborn, Ferdinand Schöningh. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Liebenau, E. v., Ein Ausflug nach dem Sinai. Wiesbaden, J. F. Bergmann. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Louvier, F. A., Chiffre und Kabbala in Goethe's Faust. Dresden, Hellmuth Henkler's Verlag. Gr. 8. 3 M.

Wetzel, M., Antiker und moderner Standpunkt bei der Beurtheilung des Sophokleischen Dramas „König Ödipus“. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 8. 50 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 41. — 8. October 1896.

Nordische Literatur in Deutschland.

Die Literatur der nordischen Länder findet in Deutschland immer mehr Freunde. Man kommt allmählich zur Ueberzeugung, daß es mit der Kenntniß von Tegnér, Ibsen und Björnson nicht genug ist, und eine skandinavische Literaturgeschichte würde heute sicher freudigere Aufnahme finden als seinerzeit Winkel Horn's flüchtige Arbeit oder Schweitzer's groß angelegtes Werk. So konnte denn der Versuch gemacht werden, auch die neueste isländische Dichtung einem weitern Kreise bekannt zu machen, zumal von dieser nur wenige in Deutschland etwas wissen. Und diesen Versuch hat C. Küchler *) gemacht, der durch seinen regen Verkehr mit den Isländern und durch seine Begeisterung für das rege Inselvolk besonders dazu geeignet war. Küchler will uns die Geschichte der isländischen Dichtung im 19. Jahrhundert geben: das vorliegende erste Heft behandelt die Novellistik, zwei folgende sollen Drama und Lyrik bringen. Und zwar soll von der Novellistik und dem Drama alles behandelt werden, was geschrieben ist, während von der Lyrik nur eine Auswahl kommen wird.

Küchler hat keine Mühe gescheut, das überall zerstreute Material zu seiner Arbeit zusammenzutragen. Wer die Verhältnisse kennt, weiß, welche Schwierigkeiten dies macht: in Zeitschriften und Tagesblättern, zuweilen nur in wenig Exemplaren, finden sich die Geistesproducte der Isländer. Und wie im 9. Jahrhundert die Norweger ihre Literatur mit hinüber nach Island getragen, so haben auch in diesem die Isländer die von neuem sprossende nach Amerika mitgenommen, wo sie in ähnlicher Weise gedeiht wie in der Heimat. Von alledem, was in unserm Jahrhundert — Küchler hätte der Zeit nicht vorgreifen und auf dem Titel das 19. Jahrhundert schon beendet sein lassen sollen — an isländischer Novellistik entstanden ist, erhalten wir in diesem Heftchen Inhaltsangaben und kritische Randbemerkungen. Mehr freilich bietet der Verfasser nicht. Ueber die Lebensverhältnisse des Dichters, über die Entwickelung des einzelnen und wie diese in seiner Dichtung zum Ausdruck kommt, über den Einfluß, den das Ausland auf die isländische Dichtung gehabt, hiervon erfahren wir nichts in dem Buche. Nach dieser Seite hin fehlt Küchler die wünschenswerthe Methode. Die Dichter sind einfach chronologisch aneinandergereiht, und nicht einmal ihr gegenseitiges Verhältniß tritt immer in das wünschenswerthe Licht. Was die kritischen Randbemerkungen betrifft, so ist der Verfasser mit seinen Lobpreisungen entschieden zu freigebig gewesen. Es berührt z. B. den kalten Kritiker sonderbar, wenn allen Ernstes darüber debattirt wird, ob Jónas Hallgrimsson oder Bjarni Thórarensen mit größerm Rechte Islands „Goethe" zu nennen sei. Fast alles ist großartig und erhaben. Küchler steht zu sehr unter dem Einflusse seiner Lieblingsstudien; er muß sich auf nüchternern Standpunkt stellen, wenn er der guten Sache, die er vertritt, nicht mehr schaden als nützen will. Sehen wir von dieser Ueberschwenglichkeit und von dem Fehler in der Anlage des Buches ab, so kann dies jedem empfohlen werden, dem es darauf ankommt, die prosaische Dichtung der Isländer ihrem Inhalte nach kennen zu lernen.

Unstreitig bietet die neuisländische Novellistik manch ansprechendes, schönes Geisteserzeugniß, allein an die classische Zeit des Mittelalters kommt sie nicht heran. Einen Snorri Sturluson, der als Dichter und Metriker, als Historiker und Kritiker, als Staatsmann und Politiker gleich Großes geleistet hat, kennt die Neuzeit nicht. Dem 13. Jahrhundert, dem Jahrhundert der Blüte der Saga, ist auch das 19. nicht zu vergleichen. In jenes führen uns die beiden folgenden Schriften, beides Ueber-

*) Geschichte der isländischen Dichtung der Neuzeit. Von Carl Küchler. I. Heft: Novellistik. Leipzig, Hermann Haacke. 1896. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

setzungen aus der Sagaliteratur. F. Khull*) hat sich schon wiederholt als Uebersetzer altisländischer Sagas hervorgethan. Er hat uns in den Geschichten vom Skalden Egil, Viga-Glum, Gisli nach Island geführt, er hat die Missionsreisen deutscher Priester auf Island geschildert, er hat uns die Kämpfe der Jomsvikinger mit den slawischen Völkern an der Ostseeküste dargestellt. Das vorliegende Heft bringt die Geschichte Olaf's des Heiligen von Norwegen nach dem großen Geschichtswerke des Snorri, der „Heimskringla". Das ist das Leben jenes Zeloten auf dem norwegischen Throne, der kein Mittel scheute, das alte Heidenthum seines Volks zu vernichten, und der deshalb später von der Kirche für heilig erklärt wurde und Jahrhunderte der Schutzheilige Norwegens war. In seiner Biographie hatte Snorri's Geschichte der norwegischen Könige ihren Höhepunkt erreicht. An Ort und Stelle, wo die Ereignisse gespielt, hatte Snorri seine Studien gemacht, mündliche Ueberlieferung, ältere Geschichtswerke, vor allem aber die zeitgenössischen Dichter waren seine Hauptquelle gewesen. So tritt uns das ganze Zeitalter Olaf's des Heiligen in plastischer Darstellung vor den Geist. Lebensvoll tritt die Gestalt des Königs und seiner Mannen vor die Augen. Alles ist Handlung, alles wohlerwogene und inhaltsreiche Rede. Für Culturgeschichte sowol wie für die älteste Kirchengeschichte Norwegens ist die Olafs-Saga eine unserer wichtigsten Quellen und als solche schon vielfach ausgebeutet worden. Es ist daher freudig zu begrüßen, daß sie Khull auch denjenigen zugänglich macht, die der isländischen Sprache nicht mächtig sind. Wol ist es nicht überall eine wörtliche Uebertragung, wol sind die schwierigen Skaldenstrophen des Urtextes gemieden, allein der Gehalt der Vorlage ist erschöpft, der Ton der alten Sprache ist gut wiedergegeben und der Gesammteindruck ist fast der gleiche, den man nach der Lektüre des Snorri'schen Textes hat.

Etwas anders als Khull hat Dagobert Schoenfeld**) seine Ausgabe gefaßt. Er gibt uns die Geschichte Gretter's des Starken nach einer isländischen Saga, die dem spätern Theile des 13. Jahrhunderts angehört und nicht selten bereits den romantischen Einfluß erkennen läßt. Gretter ist ein isländischer Dichter, der um das Jahr 1000 auf Island gelebt hat. Der Dichter hat ihn dargestellt als hünenhafte Gestalt, der alles zu Boden schmetterte, das ihm in den Weg trat, als einen Mann, der vom Unglück verfolgt zwanzig Jahre auf Island, wo er auf dem Thinge verbannt und für rechtlos erklärt worden, umhergeirrt war, bis er kurz vor seiner Erlösung vom Banne der Rechtlosigkeit durch Zauber seinen Tod fand. Mancher Uebertreibung hat sich der Dichter schuldig gemacht, manch romantischen und sagenhaften Zug hat er an seinen Helden geknüpft, aber im allgemeinen gibt er uns ein treffendes Bild aus Islands Heroenzeit und von den Verhältnissen des Eilands in jener Periode. Auch Schoenfeld hat es verstanden, den Geist der alten Saga in seiner Uebertragung wiederzugeben. Eirik Magnusson's englische Uebersetzung scheint ihm dabei recht gute Dienste geleistet zu haben; doch das thut zur Sache nichts: wer Freude an den frischen Erzählungen aus dem Heldenzeitalter eines germanischen Volkes findet, dem kann Schoenfeld's Erzählung von Gretter dem Starken warm empfohlen werden. Nur vor einem müssen wir warnen: die culturgeschichtlichen Bemerkungen, die der Uebersetzer in hübscher Weise in seinen Text geflochten hat, um ihn dadurch allseitig recht verständlich zu machen, müssen mit größter Vorsicht hingenommen werden; sie sind zum nicht geringen Theil geradezu falsch (es glaubt z. B. kein Mensch, daß Snorri die Grettissaga verfaßt habe). Hier hätte sich der Uebersetzer genauer orientiren sollen, wenn wir auch der Art und Weise, wie er diese Erklärungen anbringt, volles Lob spenden.

Während die beiden isländischen Sagas zum ersten male in deutscher Sprache erschienen, ist Jacobsen's Niels Lyhne ein alter Bekannter.*) M. von Borch hatte die Erzählung des begabten und unglücklichen dänischen Dichters bereits 1889 für die Reclam'sche „Universal-Bibliothek" übersetzt, und seitdem ist die ergreifende Lebensgeschichte Niels in mehr als 10000 Exemplaren ins lesende Publikum gedrungen. Niels Lyhne ist unstreitig eins der vorzüglichsten, wenn nicht das beste Erzeugniß der neuern dänischen Literatur. Es ist das Buch der Sehnsucht, wie es Ola Hansson einmal treffend genannt hat, der Sehnsucht, die den Menschen an einem thatkräftigen, energischen Handeln hindert. Durch sie, einem Erbtheile seiner Mutter, ist Niels zum Träumer geworden. Das Leben, die Menschen, vor allem Frau Boye, Fennimore und die leichtlebige Sängerin Madame Odéro haben ihn aus seinem Traume zu rütteln versucht, und als er endlich in der Gerda Ruhe und Glück gefunden, als er das, was er erstrebt, erreicht hat und nun als Mann handelt und sich seines Glückes freut, da mahnt ihn das Geschick, daß er endlich auch seinen Unglauben ablegen soll: Gerda stirbt; sie hat ihren Gott wiedergefunden. Eine traurige Nacht verbringt Niels an dem Kranken- und Sterbebette seines Kindes; er betet selbst, er verzweifelt. Aber der Glaube will nicht in seine Brust einziehen. In dieser Stunde ist sein Leben abgeschlossen. Noch einmal erwacht die Sehnsucht: es ist die Sehnsucht nach dem Tode. Er zieht hinaus in den Kampf fürs Vaterland: eine Kugel befreit den gebrochenen Träumer, den Zweifler von weiterm nutzlosen Wandel. — Das Leben dieses unglücklichen Niels

*) Das Leben König Olaf's des Heiligen. Nach Snorri Sturluson's Bericht dem deutschen Volke erzählt von Ferdinand Khull. Graz, Styria. 1895. Gr. 8. 1 M.

**) Gretter der Starke. Einer alten isländischen Urkunde nacherzählt. Von E. Dagobert Schoenfeld. Berlin, Schuster u. Loeffler. 4. 1896. Geb. 5 M.

*) Niels Lyhne, Doctor Faust. Eines begabten jungen Mannes Tagebuch. Von J. P. Jacobsen. Aus dem Dänischen von M. Mann. Mit dem Bildniß des Verfassers und einer Vorrede von Th. Wolff. Leipzig, A. Langen. 1895. 8. 3 M.

ist unstreitig psychologisch wahr und packend geschrieben. Man hat auch in dieser Erzählung ein Stück des nackten Naturalismus finden wollen. Keine Spur davon. Die Schattenseiten des Lebens werden nicht übergangen, aber sie werden auch nicht gesucht oder gar in grellen Farben oder cynischen Wendungen dargestellt. Daher hat Niels Lyhne so viel Freunde gefunden, sowol in der Heimat des Dichters, wo der Verleger bereits mehrere Volksausgaben den Lesern geboten, als auch im Auslande. Und wenn wir bei uns eine Uebersetzung auf besserm Papier und in anständigerm Drucke, als es die Reclam'schen Heftchen bieten können, erhalten, so können wir uns darüber nur freuen, zumal die Uebersetzerin vortrefflich verstanden hat, die Jacobsen eigene Sprache wiederzugeben. Das beigefügte Fragment von Doctor Faust hat keinen besondern Werth. Interessant sind die Tagebuchblätter des Dichters, die uns einen Einblick in den gärenden Geist des jungen Mannes geben.

Wer Finland, seine Natur und seine Bewohner kennen lernen will, dem rathen wir die Lektüre der Novellensammlung „Aus dem Lande der tausend Seen", die Max und Anna Buch bieten.*) Daß die Finnen von alters her Freude an der Poesie gehabt haben, ist bekannt. Der „Kalevala", jene Sammlung alter Heldengedichte, und der „Kantelar", lyrische Volksgesänge verschiedener Zeiten, haben Jahrhunderte das Volk erfreut. Als Finland unter schwedischer Herrschaft stand, haben sich die Finnen einen Ehrenplatz in der schwedischen Literatur erworben. Es sei nur erinnert an Franzén, Cygnäus, Topelius und vor allem an Runeberg. Neben dieser schwedisch-finnischen Literatur hat sich in neuester Zeit eine rein finnische entwickelt, und es sind die Erzeugnisse der letzten Jahrzehnte theils in schwedischer, theils in finnischer Sprache geschrieben, ja wir haben Dichter, die sowol in schwedischer wie in finnischer Sprache gedichtet haben. Sind doch wol kaum je zwei von Haus aus ganz verschieden geartete Völker so eng miteinander verschmolzen, wie der germanische Stamm mit dem finnischen in Finland. Jeder hat dem andern von seiner Natur etwas gegeben, und so dürfen wir die finnische Literatur nicht beiseiteliegen lassen, wenn wir die Culturentwickelung der germanischen Rasse kennen lernen wollen. In den Finnen fließt mehr als eine Ader germanischen Blutes, und wer die volksthümlichen Erzählungen aus den Bergen Norwegens oder den Thälern Islands kennt, der wird von den vorliegenden finnischen nicht fremd berührt. Die Darstellung dort wie hier, alles durchzieht das wirkliche Leben, die Charaktere sind ganz ähnlich: im Kampfe mit der Natur müssen sich die Menschen Heimat und Existenz schaffen. Und fast allerorten dasselbe tiefe Gemüth; die Festigkeit, mit der man an der heimischen Scholle hängt, mit der man alle Widerwärtigkeiten eines von der Natur nicht begünstigten Bodens überwindet. Wie plastisch hat dies z. B. Päivärinta in der „Ansiedelung im Walde" oder Ahrenberg in der Novelle „Zur Erntezeit" dargestellt. Ernst sind die meisten dieser Erzählungen, aber auch die Heiterkeit fehlt nicht, wie die Schildbürgererzählung Ingmann's: „Das angeschwärzte Kalb" und andere zeigen. Einige Verfasser der hier übersetzten Novellen sind ja bereits über die Grenzen ihrer Heimat und Schwedens hinausgedrungen, und ihre Namen haben guten Klang. Johann Brofeldt und Karl Tavastjerna sind auch bei uns in Deutschland nicht mehr unbekannt, und Konni Ziliacus, der seine Finländer in der Neuen Welt schildert, ist in Amerika nicht nur in der finnischen Colonie zu Hause. Sollen wir dieser Novellensammlung schließlich eine Empfehlung mit auf dem Weg geben, so sei an Hedenstjerna's „Allerlei Leute" erinnert. Viele von diesen einfachen Geschichten gleichen denen des schwedischen Dichters wie ein Ei dem andern.

Eugen Mogk.

*) Aus dem Lande der tausend Seen. Culturbilder und Geschichten. Finnische Novellen in autorisirten Uebersetzungen herausgegeben von Max Buch. Zwei Bände. Leipzig, H. Haessel. 8. 4 M 80 Pf.

Lord Balfour als Philosoph.

Die allgemeine Stimmung in Deutschland ist neuerdings den Engländern nicht sonderlich zugeneigt. Aber von Zeit zu Zeit erfährt man wieder etwas von jenseit des Kanals, das einen immer von neuem mit lebhafter Achtung vor dem Inselvolke erfüllt. Da war im Jahre 1895 drüben ein philosophisches Werk „The book of season". In Kirchen und Salons, in den Spalten der Zeitungen und den Reden an Vortragsabenden verhandelte man über Balfour's „Grundlagen des Glaubens".*) Im englischen Volke muß doch noch etwas anderes als Krämergeist mächtig sein, wenn ein solches Buch das Interesse der Gebildeten so allgemein und so lebhaft beschäftigen kann.

Nicht der geringste Antheil an diesem Erfolge ist freilich auf die Rechnung des Namens seines Verfassers zu setzen. Arthur Balfour, der Neffe des Premierministers Salisbury, ist bekanntlich zur Zeit erster Lord des Schatzes und Führer des Unterhauses. Seine Landsleute achten ihn wegen ausgezeichneter Leistungen in verantwortungsvollen Aemtern der Verwaltung und halten ihn für den zukünftigen Leiter einer englischen Politik großen Stils. Seine Verehrer und seine Gegner streiten sich darüber, ob er dem großen Gladstone an Bedeutung vorzuziehen oder nur gleichzustellen sei. Und dieser auf ganz andern

*) Die Grundlagen des Glaubens. Einleitende Bemerkungen zum Studium der Theologie von Arthur James Balfour. Genehmigte Uebersetzung und Geleitwort von Robert König. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1896. 8. Geb. 5 M.

Gebieten ausgezeichnete Mann begibt sich auf dasjenige philosophischer Erörterungen, um die Grundlagen des Glaubens zu untersuchen. Begreiflicherweise nimmt man seine Schrift mit Spannung zur Hand. Aber sie wächst zur Bewunderung, wenn man von Seite zu Seite dessen mehr inne wird, daß man es hier nicht mit einer Dilettantenleistung zu thun hat, sondern mit dem Werke eines philosophisch durchgebildeten, scharfsinnigen Denkers.

Was hat Lord Balfour in seinem Buche zu sagen? Ein zweiter Titel bestimmt dies näher als einleitende Bemerkungen zum Studium der Theologie. Aber er ist irreführend. Denn der Verfasser versteht unter Theologie nicht eine gelehrte Wissenschaft, deren angehenden Jüngern man etwa bei ihrem Abgange zur Universität sein Buch als Vademecum für ihre ersten Semester in die Hand geben sollte, sondern allgemeiner: die religiöse Erkenntniß, um die sich schließlich jeder Nachdenkende bemüht. In sie hineinzuleiten, das ist seine Absicht. Er deckt die Schwächen der religionsfeindlichen Denkrichtungen auf, des Naturalismus, Agnosticismus, Positivismus und wie die Glieder aller dieser eng verbundenen geistigen Sippe heißen mögen, die in die Behandlung der Glaubensfragen so viel Oberflächlichkeit und Einseitigkeit hineingebracht hat, und zeigt das gute Recht der theistischen Weltanschauung. An ihrer Pforte legt Balfour sein Führeramt nieder. Aber er hat sie geöffnet und läßt den Leser guten Gewissens eintreten in die Hallen des Gottesglaubens.

Der Verfasser ist ein kluger Lehrmeister und berücksichtigt die alte Regel, daß man vom Concreten zum Abstracten fortschreiten müsse. Daher weiht er seine Leser zuerst in die Folgen ein, an denen sich die Verkehrtheit des Naturalismus wahrnehmen ließe. Nur im Bereiche der „Phänomene", d. h. der Dinge und Vorgänge, die das Untersuchungsobject der Naturwissenschaft bilden, gibt es ein Erkennen, Wissen und Denken, nur hier stehen wir auf festem Boden — so meint der Gegner. Auch das, was wir Sittlichkeit nennen, habe sich die in der Zuchtwahl entwickelte Menschheit als eine Waffe im Kampf ums Dasein gebildet. „Kant verglich bekanntlich das Sittengesetz mit dem Sternenhimmel und fand beide erhaben. Auf naturalistischem Standpunkte würde es passender sein, es mit den Schutzdecken auf den Rücken eines Käfers zu vergleichen und beide sinnreich zu finden." Aber wie will man dann die unbedingt gebietende Autorität des Gewissens erklären, die Freiheit des Handelns und alle auf ihr beruhenden heilsamen Empfindungen, wie Reue und Bewunderung anerkennen? Kann bei solchen Voraussetzungen noch der Gedanke an ein jenseitiges Leben dem diesseitigen Ziel und Ausgleich vorhalten? Können gerade die Bestrebungen, die wir als auf das Höchste gerichtete ehren müssen, befriedigt werden? Und ähnlich wie für die Ethik sind die Folgen des Naturalismus für die Aesthetik verhängnißvoll. Zwischen einem großen Componisten und einem guten Koch, der Neunten Symphonie und einer schmackhaften Sauce kann für ihn ein wesentlicher Unterschied nicht statthaben. Ja, die Vernunft findet in seinem von blinden Naturmächten durchwalteten Universum nur wenig Raum, ist etwa noch ein Nothbehelf neben andern zur Erhaltung des organischen Lebens. Und die paar vom All zu Tage geförderten vernünftigen Lebewesen nehmen in ihm den Platz der Sportexemplare aus den Heerden eines reichen Mannes ein, mit denen er an einem Ende seines Parkes experimentirt. Alle diese Beispiele geben den Schluß an die Hand, daß der naturalistische Glaube, der zu solchen Resultaten führt, eigentlich doch nicht für Wesen paßt, wie wir sind, in einer Welt wie die unsere.

Nach dieser Auskundschaftung ihrer Folgen geht Balfour zum Angriff auf die gegnerische Weltanschauung über. Wie steht es um das gute Recht ihrer Voraussetzungen? Sie geht von den Sinneseindrücken aus, welche die uns umgebende Welt der Gegenstände in uns hervorruft. Aber die Wissenschaft belehrt uns, daß diese nicht nur unsicher, sondern daß sie niemals ganz wahr sind. Der Baum z. B., den ich als grün wahrnehme, besteht aus farblosen Atomen, die nur durch ihre Fähigkeit, gewisse ätherische Wellenbewegungen hervorzubringen oder widerzuspiegeln, mir grün erscheinen. So ist das keck ausgreifende Welterkennen auf die Behandlung der Empfindungen und Gefühle des erkennenden Subjects zurückgeworfen. Und von diesen führt keine Brücke zum materiellen Universum hinüber, die sich einer sorgfältigen Prüfung als tragfähig erwiese. Eine rein auf der Wahrnehmung der Dinge beruhende Welterkenntniß ist also trügerisch. Dies Ergebniß erschüttert zwar keineswegs die exacte Wissenschaft, wol aber den Naturalismus, der sich in ihr Gefolge gedrängt und ihre Livree angezogen hat. Auch diejenige Form eines auf halbem Wege stehen gebliebenen Naturalismus, welche während der letzten dreihundert Jahre das Urtheil der Gebildeten beeinflußt hat, der Rationalismus, ist unhaltbar. Welcher fortgeschrittene kritische Geist wird sich denn von seinen Beweisen für die natürliche Theologie, für Dasein und Güte des Schöpfers, und den vielen einzelnen Argumenten für die geoffenbarte Religion überzeugen lassen?

Nachdem bisher die Untersuchung der Zuverlässigkeit des Naturalismus und seines Embryo, des Rationalismus, ein negatives Resultat ergeben hat, tritt Balfour der Frage näher, wie denn Glaubensmeinungen — ohne Rücksicht auf ihre Beweisbarkeit — zustande kommen. Er lehrt uns theils Veränderungen im Nervensystem des Wahrnehmenden und sie steigernde und verbessernde Empfindungen, theils die Mitwirkung der socialen Verbundenheit der Menschheit als ihre Ursachen ansehen. Namentlich ist das Wechselverhältniß von Autorität und Vernunft von hoher Bedeutung.

Und nun sammelt der Denker die bisher erzielten Ergebnisse zu einer Totalanschauung. Ihre Grundlage bildet die Absage an die alte Uebung, einen Unterschied

zwischen verschiedenen Klassen des Glaubens, dem an das Dasein Gottes und dem andern an das Vorhandensein einer selbständigen materiellen Welt, zu machen. Daraus folgt, daß die Theologie ebenso wenig wie die Naturwissenschaft Ursache hat Glaubenswahrheiten preiszugeben, wenn sich nur ihre Formulirung als ungenügend erweist. Doch auch innerhalb der Schranke einer unveränderlichen Formel ist dem Glauben ein weiter Spielraum gelassen. Wie verschieden werden dieselben Worte von verschiedenen Personen aufgefaßt! Und alle stehen einander doch wieder nahe, gemessen mit dem Maße der unendlichen Wahrheit, deren halberschaute Vision wir in den exacten Wissenschaften wie in der Ethik, in der Schönheit wie in der Religion gleicherweise stammelnd zum Ausdruck zu bringen suchen. Ebenso wie der Gegensatz zwischen Naturalismus und Religion immer ein unversöhnlicher bleiben muß, kann, ja muß das Verhältniß zwischen Theologie und exacter Wissenschaft dasjenige gegenseitiger Anerkennung und Bereicherung sein. Schließlich bildet die große Masse unserer naturwissenschaftlichen, ethischen und theologischen Glaubensmeinungen ein befriedigenderes, zusammenhängenderes Ganze in einer theistischen Umrahmung als in einer naturalistischen. Hier verlieren z. B. die Unterschiede des Geschmacks, welche die Menschheit trennen, jede Härte, wenn wir unser Gefühl der Schönheit auf Gott zurückbeziehen oder annehmen, „daß wir im Augenblick, da eine tiefe Bewegung uns ganz durchbebt, den fernen Abglanz der göttlichen Schönheit schauen. Wir können uns mit den Gliedern einer endlosen Procession vergleichen, die am Ufer eines sonnenbeschienenen Sees entlang zieht. Jedem einzelnen leuchtet von der schimmernden Flut her das vom Wellengekräusel aufgefangene und zurückgestrahlte Licht wie eine wandelnde, glänzende Bahn entgegen. Zur Rechten und zur Linken aber liegen die Wasser, die für das Auge unsers Nebenmannes im Sonnenglanze funkeln, für die unserigen grau und eintönig da. So können alle in gleicher Weise des lieblichen Anblicks theilhaft werden. So verdanken alle die gleiche Freude der einen unwandelbaren Quelle". Aber die allgemeine theistische Zusammenfassung weist über sich hinaus zu derjenigen Entwickelung des Theismus, welche uns jetzt nothwendiger ist als jemals, zum Christenthum. Wol geben dessen Glaubensgedanken nicht für alle Zweifel Erklärungen. „Allein sie geben uns etwas Besseres als eine Fülle von Erklärungen. Denn sie stillen — oder vielmehr die Realität, die hinter ihnen steht, stillt unsere tiefsten Bedürfnisse; ein Bedürfniß insbesondere, das nicht im entferntesten im Abnehmen begriffen zu sein, vielmehr mit dem Wachsthum der Civilisation zu wachsen und uns immer schärfer zu erfassen scheint, je mehr die Härte früherer Zeiten dahinschwindet."

In lebhaftem Flusse treibt der Gedankenstrom Balfour's dahin, seinem Ziele zu. Doch hält der Leser gern bisweilen inne, um reizvolle Partien genauer zu betrachten, an denen er vorübergeführt wird. Wie geistvoll sind z. B. die Ausführungen über Mode (S. 42 fg.), Rationalismus (S. 167 fg.), Autorität (S. 192 fg.), Dogmen (S. 264 fg.)! Gelegentlich beobachtet man die gründliche philosophische Bildung des Staatsmannes: Spinoza und Kant, Hume und Spencer begegnen uns, nicht nur citirt, sondern durchdacht. Und wennschon manche Ideen Balfour's Gemeingut der neuern Philosophie sind, in Deutschland etwa aus den Schriften Lange's oder Paulsen's bekannt, im ganzen wie im einzelnen bewährt er sich doch überall als selbständiger Denker. Nicht der letzte Vorzug seines Buches ist die leichte, elegante schriftstellerische Form. Manche humorvolle Wendungen und vor allem die originellen und treffenden Bilder und Vergleiche würzen die Lektüre. Ein Meisterstück der Uebersetzungskunst aber hat Robert König durch die Uebertragung des Buches ins Deutsche geliefert; dankenswerth ist auch das Geleitwort, das er ihm beigegeben, es macht mit der Persönlichkeit des Verfassers vertraut und weckt das Interesse für seine Schrift.

Und wer sollen die Leser sein? Balfour antwortet: „Mehr die Gesammtheit derjenigen, die sich für solche Dinge interessiren, als der philosophische Specialist." Die Anforderungen, die er an sie stellt, sind nicht gering. Oft ist gespannte Aufmerksamkeit nöthig, seinen raschen Wendungen zu folgen, oft erschließt sich erst bei einer Wiederholung der Lektüre der volle Gehalt eines Abschnitts. Wir glauben auch nicht, daß der Erfolg des Werkes bei uns demjenigen auch nur entfernt ähnlich werden wird, den es in England gehabt hat. Aber alle die, welche an einem zum Nachdenken reizenden, geistvollen Buche ihre Freude haben können, laden wir zur Lektüre des bedeutenden Werkes ein.

Johannes Reinhard.

Gedichtsammlungen.

1. Im Frühlingssturm. Sociale Zeitgedichte. Gesammelt und herausgegeben von Martin Stein. Mit einem Vorwort von Pfarrer Friedrich Naumann. Leipzig, Reinhold Werther. 1896. 8. 3 M.
2. Die deutschen Mundarten. Auserlesenes aus den Werken der besten Dichter alter und neuer Zeit. Herausgegeben von C. Regenhardt. Erster Band: Niederdeutsch. Berlin, C. Regenhardt. 1896. 12. Geb. 2 M.
3. Kroatische Lieder und Erzählungen. Ins Deutsche übertragen und mit einer literarhistorischen Einleitung versehen von Mavro Spieer. Zweite Auflage. Erfurt, Eduard Moos. 1896. 8. 6 M.

„Sociale Zeitgedichte" ist der Titel der von Friedrich Naumann in einem mehr schwungvollen als literarisch-einführenden Vorwort empfohlenen Sammlung „Im Früh-

lingssturm" (Nr. 1). Ein gelindes Grausen erfaßte uns bei der Aussicht, eine Aneinanderreihung dessen lesen zu müssen, was man gewöhnlich unter socialen Zeitgedichten versteht, und wir waren angenehm enttäuscht, als wir in der Sammlung eigentlich etwas ganz anderes fanden, als der Titel vermuthen läßt. Allerdings fanden wir in derselben auch nicht die besten socialen Zeitgedichte unserer bekannten jungen modernen Dichter. Dem Namen Henckell, um nur einen der vielen zu nennen, bin ich gar nicht begegnet; dagegen entweder ganz unbekannten Namen mit ziemlich mittelmäßigen Leistungen oder Namen wie Geibel, Gerok, Heinrich Seidel, Kletke, Julius Sturm — und das sollen sociale Zeitgedichte sein! Auch die Anordnung des Buches ist nicht gerade zu loben; es ist mir überhaupt nicht gelungen, einen klaren, leitenden Gedanken zu finden, nach welchem die Reihenfolge der Gedichte bestimmt worden wäre.

Und doch ist das Buch nicht ohne Werth. Mag der poetische Werth nicht sehr groß sein — und es ist ganz natürlich, daß die sociale Dichtung von Dichtern zweiten und dritten Ranges großentheils in poetisch aufgeputzten Leitartikelphrasen besteht — nun, poetische Erbauung wird auch niemand aus einer Sammlung socialer Zeitgedichte schöpfen wollen. Aber das Buch ist ein Appell an das Herz und das Gewissen unserer Gebildeten, und ihnen wäre sehr zu empfehlen, statt in Romanen zu blättern, ab und zu diese Sammlung in die Hand zu nehmen und zu sehen, wo und wie die sociale Noth ist. Sie werden sich daraus auch überzeugen, daß nicht blos die bösen socialdemokratischen Schreier diese Noth erkannt und darüber Spectakel gemacht haben, sondern ein gut Theil unserer Dichter, die doch mehr als die harthörigen Philister ihr Ohr an dem Pulsschlag der Zeit haben. Und die untern Stände, wenn sie dieses Buch lesen, werden erfahren, daß unsere Dichter längst die sociale Noth empfunden haben, ehe es Mode geworden ist, social zu dichten.

Wenn dem Buche eine zweite Auflage beschieden wird, so empfehlen wir nicht einfache Verkürzung oder Vermehrung — beides wird leicht zu machen sein —, sondern vollständige Umgestaltung und Anordnung nach bestimmten Gesichtspunkten. Dann kann die Sammlung literarisch und vielleicht sogar ästhetisch werthvoll werden.

Der Herausgeber der „Deutschen Mundarten" (Nr. 2) beabsichtigte ursprünglich, alle deutschen Mundarten in einem Bande zu sammeln; der Stoff wuchs ihm aber zu gewaltig an, und so enthält der erste Band nur die niederdeutsche Dialektdichtung; die mitteldeutsche und oberdeutsche soll in zwei ähnlichen Bänden nachfolgen. Wir begrüßen das Unternehmen mit großer Freude, insbesondere auch die Ausdehnung auf drei Bände; denn fürs erste gibt es schon eine Sammlung aus allen deutschen Dialekten ungefähr im Umfange dieses Bandes, und fürs andere ist eine gewisse Reichhaltigkeit solcher Sammlungen durchaus nothwendig, sollen sie nicht blos dem Unterhaltungsbedürfnisse, sondern der deutschen Volks- und der mundartlichen Literaturkunde dienen. Der Herausgeber hat demgemäß auch recht gethan, nicht blos mundartliche Verse, sondern auch Prosa aufzunehmen; denn nur beides zusammen gibt ein Bild der mundartlichen Literatur; die Prosa oft noch ein besseres als die Verse.

Es sind in dem Buche sämmtliche niederdeutsche Mundarten vertreten und zwar aus alter und neuer Zeit, von Jobst Sackmann (1643—1718) bis zu den neuesten, außerhalb ihrer engern Heimat kaum bekannten Dichtern. Natürlich ist der Werth der Dichtungen ungleich, wenn man auch wol wird sagen können, daß hier das Beste aus den niederdeutschen Mundarten zusammengetragen ist. Nicht weniger als achtzig Dichter sind vertreten, über die der Herausgeber kurze geschichtliche und literarische Nachweise gibt. Wir hätten nur gewünscht, daß ihren Werken immer die Jahreszahl ihres Erscheinens oder der letzten Auflage beigefügt worden wäre, damit sie leichter auf buchhändlerischem Wege zu erlangen wären. Denn gewiß wird mancher Leser nach den gegebenen Proben die Bücher selbst, aus denen sie genommen sind, zu lesen und deshalb — nehme ich an — auch zu kaufen wünschen. Kurze Worterklärungen am Fuße der Seiten erleichtern die Lektüre, und ein Süddeutscher wenigstens bedarf dieser Erklärungen häufig, selbst dann, wenn er Fritz Reuter mühelos liest.

Einen Einblick in die kroatische Literatur ermöglicht uns Mavro Spicer mit „Kroatische Lieder und Erzählungen" (Nr. 3). Der Herausgeber, der selbst Kroat ist, hat sämmtliche Proben übersetzt, nicht immer in ganz einwandfreiem Deutsch, im ganzen jedoch genießbar. Eine längere Einleitung unterrichtet uns genauer über die kroatische schöne Literatur und ihre Vertreter. Niemand wird es dem Verfasser verübeln, wenn er hierbei den Mund ein wenig voll nimmt; aber er wird es auch der Kritik nicht verübeln, wenn sie feststellt, daß die gegebenen Proben großentheils hinter dem Lob der Vorrede zurückbleiben. Um zunächst von den Prosastücken zu reden, die weitaus den größten Theil des Buches einnehmen, so ist keine dieser Novellen und Skizzen irgendwie hervorragend; sie haben nicht einmal alle kroatische Färbung. Gleich die erste: „Der Arzt in der Falle", ist eine Feuilletonnichtigkeit, die überall in der Welt gewachsen sein könnte. Die umfangreiche Erzählung „Im Aquarium" wird zwar durch den Gegensatz von Magyarenthum und Kroatenthum, natürlich mit starker Parteinahme gegen Ungarn, einigermaßen interessant, im übrigen aber sind die Scenen höchst kunstlos und naiv aneinandergereiht und das Badegewäsch hat wieder nichts specifisch Kroatisches. Eine Dorfgeschichte „Salomon" ist nicht übel und im bessern Rosegger'schen Geschmack geschrieben. Am meisten locale kroatische Farbe hat die Skizze „Der Heiduk Rade"; aber sie hat nichts vor hundert ähnlichen Skizzen voraus, die wir so und so oft

in den Feuilletons der Zeitungen lesen. Wenn die hier gegebenen Proben das Beste aus der kroatischen Novellendichtung sind, dann steht diese noch auf einer sehr bescheidenen Stufe.

Weit mehr kroatische Färbung haben die Gedichte. Etwa vierzig Dichter mit fast durchaus unaussprechbaren Namen sind hier vertreten, alle aus unserm Jahrhundert. Auch hier wieder muß man ihre Bedeutung mehr dem Vorwort glauben, als daß sie durch Proben bewiesen wäre. Wenn die drei bedeutendsten Dichter Peter Preradović (1818—72), Ivan Mažuranić (1813—90), Dimitrija Demeter (1811—71) nur mit fünf und je zwei Proben vertreten sind, dann kann man sich freilich nicht gut ein Urtheil bilden. Was uns abgegriffene lyrische Münze scheint, oder was wir als abgedroschene Liebesphrasen empfinden, das ist offenbar bei den kroatischen Dichtern neu und naiv, während andererseits das fremdartige Gepräge dieser Gedichte uns den Genuß einigermaßen erschwert. Ein paar kleine Proben mögen wenigstens eine annähernde Vorstellung der kroatischen Lyrik geben.

Von August Harambašić:

Hat dich, Liebchen, schon der Anblick
Hehren Morgenroths entzückt,
Hat dich schon entschlafner Blumen
Hold Erwachen still berückt?

Hat dich Liebchen, schon erschüttert
Wilden Meeres Sturmgebraus?
Da ist Herrlichkeit zu schauen
Stolz gepaart mit Höllengraus!

Doch weit herrlicher zu schauen
Muß des Volks Erwachen sein,
Wird's aus seinen Sklavenketten
Todesmuthig sich befrein.

Von dem oben genannten Preradović:

Mein Schifflein.

Zieh ins Weite, Schifflein kleines,
Gleite frei dahin;
Ziel weiß deinen Lauf ich keines,
Gib's ihm selber kühn!

Wie dich mochte stets regieren
Deines Schicksals Macht,
Also mag dein Steuer führen
Auch in Zukunftsnacht.

Setz in Windesspiel Vertrauen
Und in Stromes Lauf,
Bis der Sel'gen Inselauen
Thun dem Blick sich auf.

Richard Weitbrecht.

Aus der Erzählungsliteratur.

1. Leidenschaften. Von Georg Freiherrn von Ompteda. Männliche, weibliche, sächliche Geschichten. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1896. 8. 3 M. 50 Pf.
2. Auf der Sonnenseite. Von Ernst Lenbach. Leipzig, E. Keil's Nachf. 1896. 8. 2 M.
3. Sternschnuppen. Novellen. Von Otto Anthes. Leipzig, A. Dieckmann. 1896. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Prisma. Humoresken. Von D. Haek. Leipzig, Felix Simon. 1896. 8. 1 M. 60 Pf.
5. Ernst und Heiter. Novellen und Skizzen. Von D. Haek. Leipzig, Felix Simon. 1896. 8. 1 M. 40 Pf.
6. Das alte Haus. Humoristische Erzählung. Von Rudolf Sommer. Leipzig, Felix Simon. 1896. 8. 70 Pf.
7. Grenzerleut'. Von Arthur Achleitner. Berlin, Verein für deutsches Schriftthum. 1896. 8. 3 M.
8. Feindschaften. Lebensbilder aus den österreichischen Voralpen. Von Karl Bienenstein. Zürich, Verlag von Stern's literar. Bulletin der Schweiz. 1896. 8. 1 M. 60 Pf.
9. Des Alpenkönigs Gericht und andere Märchen und Histörchen aus den Bergen. Von Franz Schneider. Prag, H. Dominicus. 1896. 8. 1 M.

Wie seinerzeit Mascagni's Erfolg eine wahre Hochflut einactiger Opern hervorrief, so wird neuerdings unser Büchermarkt nach englischem und französischem Muster mit kurzen Geschichten, Novelletten und Skizzen überschwemmt. Es ist das eine sehr bequeme Kunstform, in der auch solche, deren Kraft für die Novelle und den Roman nicht ausreichen würde, ganz Annehmbares leisten; freilich auch eine sehr gefährliche Form, denn auch der Unberufenste hält sich für fähig, auf diesem Gebiete zu „schaffen“. Was hat man nicht alles schon unter der Flagge „Novelletten und Skizzen“ über sich ergehen lassen müssen. Auch unter den Sammlungen, die wir heute zu besprechen haben, findet sich recht viel Minderwerthiges — immerhin ist es doch angenehmer, solche Kleinware zu besprechen, als sich durch dickbändige Romane Unberufener durchzuarbeiten.

Georg Freiherr von Ompteda hat auf seinen lustigen Roman „Die sieben Gernopps“ eine Sammlung kurzer Geschichten folgen lassen, die er „Leidenschaften. Männliche, weibliche, sächliche Geschichten“ (Nr. 1) nennt. Sie sind sehr ungleichartig und ungleichwerthig und zeigen den Verfasser von den verschiedensten Seiten, ohne doch ein Charakterbild von ihm zu geben. Die erste Geschichte: „Sonnenzeit“, behandelt das verbrauchte Thema von dem blasirten jungen Mann, der in den Alpen bekehrt wird und sich verliebt. An der Wirthstafel in Berchtesgaden lernt er sie kennen, auf dem Königssee lieben und auf dem Gipfel des Watzmann wird bei Sonnenaufgang und Champagner die Verlobung gefeiert. Für die Dürftigkeit der Handlung entschädigt die Darstellung und die stimmungsvolle Schilderung der Landschaft. „Das Kriegsrecht“ erzählt nach etwas weitschweifiger Einleitung die standrechtliche Erschießung eines französischen Marquis aus dem Jahre 1870. Packend

wirkt auch die Skizze „Der Spiegel“. Der Held betrachtet sich im Spiegel und entdeckt Runzeln und Falten, auf deren Ursachen er in Rückerinnerung eingeht. Diese Bekenntnisse ergreifen durch ihre Wahrheit und Ehrlichkeit und schließen sich zum fesselnden Charakterbilde zusammen. „Lyane de Pierrechauds“ behandelt gleichfalls ein etwas verbrauchtes Thema: Scene, ein kleines Bad mit den üblichen Typen. In diesem Kreise taucht eine schöne Unbekannte auf, die für eine französische Herzogin gehalten wird, in Wahrheit aber die — Freundin eines französischen Herzogs ist. Die daraus sich ergebenden Verwirrungen sind lustig erzählt.

In den übrigen fünf Erzählungen wandelt der Verfasser auf den Bahnen der Jüngstdeutschen. Auch hier zeigt er seine frische Erzählungskunst und scharfe Beobachtung, aber zur „Sonnenzeit“ wollen diese Geschichten recht wenig passen. Das Bekenntniß des Preisringers Canadian-Charles mag noch gehen, auch das traurige Schicksal des Husaren Martin erweckt noch Interesse. „Das Pensionat“ enthält wenigstens eine ergötzliche satirische Pointe, während die Geschichte „Die alte Zschaltz ist todt“ einfach widerwärtig wirkt. Die „Confection“ aber wetteifert an ungeschminkter Liederlichkeit mit den berühmtesten Mustern.

Ungleich harmloser sind die acht Geschichten von Ernst Lenbach: „Auf der Sonnenseite“ (Nr. 2). Meist begrüßen uns alte gute Bekannte: der Literaturlehrer des Damenpensionats, der sich mit einer Schülerin verlobt, der Privatdocent, der die Tochter oder Nichte eines wissenschaftlichen Gegners erringt, der junge Dichter, der seine Saalnachbarin liebt, der Arzt ohne Praxis, der plötzlich sein Glück macht u. dgl. m. Erbschaften, Namensverwechselungen, liegengelassene Tagebücher, Liebhabertheater mit obligater Verlobung fehlen natürlich auch nicht. Gleichwol lesen sich die Geschichten ganz nett und helfen wol einem anspruchslosen Publikum über einen Regentag in der Sommerfrische oder über einen einsamen Winterabend hinweg; auch im Familienkreise vorgelesen dürften sie ihre Wirkung thun. Mehr hat wol der Verfasser nicht beabsichtigt.

Demselben Zwecke genügen die „Sternschnuppen“ von Otto Anthes (Nr. 3). Auch er nimmt seine Motive, wo er sie findet, wandelt aber auch auf eigenen Bahnen, so in den Kartengeschichten „Die vier Buben“, „Könige ohne Land“, „Die Herzdame“. Mit großem Behagen liest man „Erzlügner“ und „Tante Immergrün“. So ist der Gesammteindruck des Werkchens nicht übel. Otto Anthes erzählt geschickt, spitzt seine Geschichten wirksam zu und verfällt nicht in langweilige Breite.

Dadurch unterscheidet er sich vortheilhaft von D. Haek, der gleich mit zwei Bändchen Humoresken und Skizzen aufwartet (Nr. 4 und 5).

Das sind Geschichten, die wol nur einem sehr anspruchslosen Publikum genügen dürften. Viel lachen kann man über die Humoresken nicht, und die ernsten Skizzen fesseln nicht. Der Inhalt ist meist schon hundertmal dagewesen. Es lohnt wirklich nicht, darauf einzugehen. Die Darstellungskunst ist noch sehr unentwickelt, die Sprache strotzt von schiefen und unschönen Wendungen und Wortgebilden; die schlimmen grammatikalischen Fehler und die mangelhafte Interpunktion dürfen wir hoffentlich dem Druckfehlerteufel zur Last legen?

Eine beispiellos fade und witzlose Schul- und Studentengeschichte hat Rudolf Lommer unter dem Titel „Das alte Haus“ (Nr. 6) veröffentlicht. Auf einem Katerbummel oder Frühschoppen im fröhlichen Kreise vorgetragen, mag so etwas erträglich sein — aber warum das drucken lassen?

Nr. 7—9 führen uns ins Gebirge.

Arthur Achleitner (Nr. 7) hat es sich in seiner neuesten Gabe etwas schwerer gemacht als in den letzten Sammlungen, denen wir nicht viel Geschmack abgewinnen konnten.

Die erste Geschichte: „Ein treues Leut’“, ist ein grau in grau gemaltes Sittenbild aus den bairischen Alpen mit dem ganzen Apparat von Wilderern, Schwärzern und Jagdgehülfen, über den der Verfasser ja mit oft anerkannter Kennerschaft verfügt. Nur will es uns scheinen, als wachse in ihm die Neigung zu Uebertreibungen und zur Ausmalung des Grauenhaften. Scenen, wie die Kreuzigung des Jagdgehülfen, wirken einfach abstoßend. Die Charakterzeichnung ist weit sorgfältiger als in den letzten Werken. Die zweite Geschichte: „Achterdrusch und Puchlmusik“, steht wesentlich hinter jener zurück. Besonders unangenehm wirkt eine gewisse Lüsternheit, auch die neuerdings sehr beliebten Gedankenstriche und Punkte als Kapitelschluß finden Verwendung.

Alles in allem haben wir den Eindruck, als ob Achleitner die Kehrseiten des Charakters der Aelpler fast zu sehr betonte. Wir glauben nicht, daß seine Schilderungen an Lebenswahrheit dadurch gewinnen, so wenig wir der früher in den bairischen Dorfgeschichten beliebten sentimental verhimmelnden Schönrednerei das Wort reden wollen. Es gilt doch auch hier, Licht und Schatten gleichmäßig zu vertheilen.

Einige dumme Druckfehler stören; Sprache und Ausdruck sind nicht tadellos — die Bichlbäuerin z. B. spricht viel zu gebildet — aber ungleich reiner als in den letzten Veröffentlichungen des Verfassers.

Auch Karl Bienenstein entrollt uns in seinen „Feindschaften“ (Nr. 8) wenig erfreuliche Lebensbilder aus den Bergen. Die beiden Geschichten behandeln die oft schon erzählten Bauernfeindschaften mit Meineid, Brandstiftung und ähnlichen Freveln. Sie sind ohne sonderliche Kunst erzählt und vermögen ein nachhaltiges Interesse nicht zu erwecken.

Zum Schluß mag noch Franz Schneider’s Werk: „Des Alpenkönigs Gericht und andere Märchen und Histörchen aus den Bergen“ (Nr. 9), hier Erwähnung finden, — obwol es als erzählendes Gedicht eigentlich

wo andershin gehörte. „Des Alpenkönigs Gericht“ und „Lise und Sepp“, zwei Alpensagen, haben uns eine frohe Stunde bereitet. Sollte dem Schwan von der Oder, Friederike Kempner, hier ein Rival erstanden sein? Man höre:

Der Alpengott war heimgekehrt
Aus weiten, weiten Fernen,
Er saß auf seinem Gletscherthron
Schon nahe fast den Sternen.
Bis zu den Knien wallt der Bart
Nach alter Patriarchen Art.

Er ist entsetzt über die Veränderung und beschließt das Alpenreich zu zerstören:

Noch reicht bis heute Mitternacht
Es zu vertilgen meine Macht.

Doch zuvor muß er „nach Pflicht“ erst den Bericht der Alpenblüten hören, die er „nach Kunde ausgesandt“. Nun erzählen der Reihe nach Primel, Edelweiß, Alpenrose u. s. w. Zur großen Wuth des Alpenkönigs berichten sie meist Gutes von den Menschen. Männertreu klagt zwar:

Ich wurde, eh ich's kaum gedacht
Allüberall hinausgelacht (!);

Doch sie begreift, daß hier und da ein Mann „zu Fall kommt“:

Die Männer würden niemals schwach,
Wenn sie nicht müßten schauen
Zu jeder Zeit auf Schritt und Tritt
Verführerische Frauen u. s. w.

Sie schlägt darum vor:

Man lasse Männer nur ihr Lieb
Als einzig schön erkennen,
Dann wird ihr Herz für andere
Höchst selten nur entbrennen,
Und wird auf diese schlaue Art
Der Männer Treu gewiß gewahrt.

Jedoch der Alpenkönig wäre mehr für ein Radicalmittel:

Man schaff' die Frauen aus der Welt,
Kein Mann dann in Versuchung fällt.

In dieser Weise geht es behaglich weiter. Wir müssen es uns versagen, weitere Proben zu geben. Trotz der meist günstigen Berichte der Blumen über die Menschen — nur Enzian, ein rechter Dunkelmann, zetert über die Culturfortschritte Dampf, Telegraph, Telephon:

Sein Ohr, das ich doch nicht verlängert fand,
Reicht über das Meer und weit in das Land. —

trotzdem also beschließt der Geist das Menschenvolk zu vernichten, sobald die Glocke die Mitternachtsstunde verkündet. Da schlägt es plötzlich — Eins, der neue Tag ist angebrochen (!), und damit ist des Alten Macht

Für unabsehbar ferne Zeiten verblichen

und

Keine Macht vereitelt mehr
Der Menschheit stetig Vorwärtsschreiten.

Die zweite Dichtung: „Sepp und Lise“, müßten wir vollständig abdrucken und würden uns gewiß den Dank unserer Leser verdienen, aber wir haben wol schon zuviel Raum für Franz Schneider in Anspruch genommen.

Robert Lange.

10. Menschen und Paragraphe. Von M. Stona. Wien, Carl Konegen. 1896. 12. 3 M.
11. Tante Cordula's Nichten. Eine harmlose Nationalitätengeschichte von Ina von Binzer (U. von Eck). Berlin, Otto Janke. 1896. 8. 4 M.
12. Enterbte des Glücks. Berliner Roman. Von Hermann Dupont. Berlin, Max Rockenstein. 1896. 8. 2 M. 50 Pf.
13. Zwei Novellen. Von Fritz Zilcken. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1896. 12. 1 M. 50 Pf.

Gute Dichter sollen Frauen, gute Dichterinnen Männer trefflich darzustellen verstehen. Dieser Satz birgt viel Wahrheit in sich. Jeder macht an seinem eigenen Charakter genug Erfahrungen, um mit diesen ausgerüstet ein Wesen gleichen Geschlechtes erfassen und beurtheilen zu können. Aber die Erkenntniß vom Wesen des andern Geschlechts, das macht erst den Menschenkenner, den Psychologen, den Dichter. Wie oft kann man aus dem Munde einer Frau eine hübsche Beobachtung hören, die mit den stereotypen Worten beginnt: „Wir Frauen sind . . . .“ Das ist aber kein Verdienst. Und so kann ich die treffenden Einzelzüge, mit denen Frau M. Stona (Marie Scholz) (Nr. 10) ihre weiblichen Helden ausstattet, nicht besonders hervorheben. Sie treten auch nicht häufig auf, und das bischen Vergnügen, das sie in der ersten der vier Novellen („Nur zwei Veilchen“) hervorrufen, wird grausam durch den frauenzimmerlichen Stil vernichtet, den Marie Scholz pflegt. Die erste Zeile des Buches gibt die Tonart und Form des Stils an: „Josepha war eine süße, liebe, kleine Frau.“ In dieser Art unterhalten sich auch Damen am Kaffeetisch. Anzuerkennen ist, daß die erste Novelle nicht mit einem Ehebruch schließt, sondern daß die guten Leute sich mit zwei Veilchen begnügen. Dürr und nüchtern ist die zweite Novelle: „§ 335“, eine Leistung, die als Begründung jeder Gewerbeordnungsnovelle angefügt werden kann, insofern, als sie beweist, daß jeder Fabrikbesitzer die Gesetze kennen und mit Lauge gefüllte Pfannen zudecken muß, auf daß kein Arbeiter hineinfällt. Mit der Poesie hat dieses eigenartige Product nichts zu thun. Die dritte Novelle: „Bis man begraben wird“, ist stofflich nicht ohne Reiz. Ein Selbstmörder wird sterbend im Walde gefunden, und menschliche Gemeinheit und Mitleidslosigkeit vereinigen sich, dem Aermsten das Ende noch schrecklicher zu machen. Hier tritt der Widerspruch zwischen Können und Wollen am stärksten zu Tage. Hätte sie nur eine einfache Erzählung geben wollen, hätte sie vollere Farben und tiefere Stimmung hervorholen müssen; auch Ironie und bitterer Hohn fehlen, und so verläuft ihre unpersönliche Darstellung matt im Sande. Am fesselndsten ist noch die biographische Studie „Meine Mutter“. Liebe und Hingebung führen hier die Feder, und das Bild einer Prachtfrau entsteht von unwiderstehlichem Reiz und seltener

Frische. Alles in allem genommen steht die vorliegende Novellensammlung in starkem Widerspruch zu den glänzenden Urtheilen, die frühere Werke M. Stona's in Oesterreich erfahren haben.

Ina von Binzer's Begabung ist der Frau Stona's im Wesen verwandt. Auch sie hat frauenzimmerliche Züge und fühlt sich am wohlsten, wenn sie weibliche Gestalten darstellen kann, indeß sie Männern gegenüber sich weniger sicher fühlt. Wo sie aber Frauenfiguren im Milieu eines großstädtischen Salons entwerfen soll, da ist sie auf der Höhe, und der männliche Recensent erweitert seine Kenntniß der weiblichen Garderobe um wichtige Nuancen. Diesen Schwächen steht ein Vorzug gegenüber, der dem Roman sogar einen gewissen Rang einräumt: die intime Kenntniß fremden Frauenlebens. In „Tante Cordula's Nichten" (Nr. 11) stehen sich die blonde Deutsche Anni und die capricciöse Amerikanerin Mary gegenüber, und Ina von Binzer's sichere Charakterisirungskunst weiß eine verschwenderische Fülle von Einzelheiten herauszuheben, um die Gegensätze im Seelenleben der beiden Mädchen fesselnd und glaubhaft darzustellen. Unterstützt wird ihre Erzählungsgabe durch den freien und klaren Blick für die nationale Eigenart der Deutschen und Amerikaner, den die Verfasserin, die in Brasilien Erzieherin war, während ihres Aufenthalts in der Neuen Welt gewonnen hat. Sie verurtheilt die Amerikanerin nicht, sie lächelt auch nicht über die unbeholfene Schämigkeit der blonden Anni; sie hat Licht und Schatten so gerecht vertheilt, daß man ein reines Behagen an beiden Gestalten gewinnt. Daß Anni natürlich ihren Pastor Johannes heirathet und Mary den jungen Amerikaner Dicky Newson, ist selbstverständlich. Art kommt zu Art.

Während die erste Hälfte des Romans flott und energisch vorwärts geht, zeugt die zweite von einer ermüdeten Hand. Eine hübsche Villa ein „wahres kleines Bijou" zu nennen und gänzlich überflüssig die „heilige, segensreiche, befruchtende Jugendbegeisterung" zu apostrophiren, verräth die weibliche Feder.

Eine Colportagefeder nur verräth Hermann Dupont's berliner Roman „Enterbte des Glücks" (Nr. 12). Er war nicht klug. Er hätte statt 278 Seiten deren 2780 schreiben und in 10-Pfennigheften vertreiben lassen sollen. Mit der Literatur hat nämlich dieses Ungeheuer von Roman nichts zu thun, und er schimpfirt die ganze Gattung des berliner Romans, die schon einen wenig guten Ruf hat. Weil ein Atelierdiener und ein Hökerweib berlinisch reden, weil Straßennamen aus der Reichshauptstadt richtig genannt werden, weil schließlich ein wahrer Hexensabbat von großstädtischen Ereignissen losgelassen wird, hat Dupont noch kein Recht, sein Werk einen „berliner Roman" zu taufen. Was der Leser großstädtischer Blätter tausendmal gelesen, ist hier fingerfertig aneinandergeklebt: diese bleiche Näherin an der Maschine, die nachher ausgehalten und eine treffliche Sängerin wird, dieser Schnapsbruder, der sich bessert, dieser reiche, glatte Verführer, der seine Liebste sitzen läßt, diese Kneiperei mit Gift zu Zweien .... es ist alles fade, völlig reporterhaft wiedererzählt und wird auch nicht durch eine einzige originelle Beobachtung geadelt. Es lohnt sich nicht, auf den Roman näher einzugehen, obschon die Dupont'schen Stilblüten dazu herausfordern.

Weg mit dem Dilettanten, denn ein Poet kommt:

Fritz Zilcken (Nr. 13) heißt er und ist laut Kürschner vierzig Jahre alt. Vor elf Jahren, so verräth dasselbe Buch, hat er eine Novellensammlung herausgegeben. Gewiß eine bescheidene Productionskraft, die selten von wirklichem Können zeugt. Hier stehen wir aber einer so geweihten Kunst gegenüber, daß der Verfasser gezwungen werden sollte, weniger schweigsam zu sein. Die erste der beiden Novellen: „Bruder Cölestin", ist ein kleines Meisterstück von feiner, vielsagender und noch mehr verhüllender Kunst. Ein träumerisch angelegter Musiker übernachtet mit seinem Freunde, einem modernen Professor der Medicin, in einem Trappistenkloster. Hier sieht er abends einen Mönch, dessen Gesicht ihm bekannt vorkommt. In dieser düstern Umgebung hat er wunderliche Träume. Die Geschichte seiner Aeltern rollt sich ab, der unbekannte Mönch erzählt sein Leben, sein rationalistischer Freund, der Mediciner, ergeht sich, eine Schädeldecke in der Hand, über die Vererbungstheorie, der Mönch wird feierlichst nachts in den Orden der Trappisten aufgenommen, und all diese kleinen Erzählungen haben einen innern Zusammenhang und werden in einem so stimmungsvollen Halbdämmer erzählt, daß man nicht sagen kann, was der Musiker geträumt und was er wirklich gesehen hat. Sicher und ruhig sind die beiden Charaktere der beiden Freunde einander gegenübergestellt. Vor einem häßlichen Gebäude bleiben beide stehen. Der Musiker behauptet, es sehe aus wie ein Kloster, der Mediciner meint wie ein Irrenhaus. Durch diese Contrastmanier sind beide Gestalten ungemein lebendig und anschaulich gerathen. Was aber diese Novelle vor allem auszeichnet, das ist das schöne Maßhalten in den Ausdrucksmitteln, von dem wir jüngern Poeten so wenig haben, jenes Maßhalten, das auch für die elementaren Leidenschaften die ruhige classische Form findet und Excesse der Seele nicht durch Excesse des Stils ausdrückt. Das ist die Kunst, die ich an Storm und Konrad Ferdinand Meyer so sehr bewundere. Von dem letztern hat Zilcken eine starke Ader in sich. Das tritt noch schärfer in der zweiten Novelle zu Tage, die in Italien spielt und deren Held der blonde Enzio, der letzte der Hohenstaufen, ist. Wie sein Page, ein verkleidetes Mädchen, an seiner Stelle getödtet wird, das ist wieder mit dem Gleichmaß einer in sich gefestigten Künstlerschaft dargestellt. Blauer Himmel wölbt sich über Enzio's Locken, süß klingt das Lautenspiel des Pagen durch die Nächte seines Kerkers, und bologneser Patricierinnen zielen mit Blick oder Dolch. Von jener „unendlichen Sehnsucht", die nach

Goethe die Jugend erregt, wenn sie stirbt, ist auch das Geschlecht der Hohenstaufen im Andenken des deutschen Volkes umflossen, und von dieser „unendlichen Sehnsucht“ liegt ein sanfter Glanz auch über Zilcken's Hohenstaufen-Novelle. Ein stärkeres Lob vermag ich diesem unbekannten Manne nicht zu sagen. Ludwig Jacobowski.

Russische Literatur.

1. Christenverfolgung in Rußland im Jahre 1895. Von Graf L. N. Tolstoi. Uebersetzung aus dem Russischen von M. von O. Berlin, Friedrich Gottheiner. 1896. 8. 75 Pf.

Der Bericht über die Verfolgungen, denen die im Kaukasus angesiedelte Sekte der Duchoborzen im Sommer 1895 ausgesetzt war, rührt von einem Freunde Tolstoi's her, welcher auf die Nachricht davon sich an Ort und Stelle begab, um genaue Auskünfte über die stattgehabten Vorfälle einzuziehen. Das Ergebniß seiner Erhebungen besteht darin, daß die Duchoborzen, wörtlich „Geisteskämpfer“, im Auftrage der Behörden an verschiedenen Orten grausam gepeinigt worden sind, daß eine große Zahl von ihnen in die Gefängnisse geworfen, mehr als 460 Familien vollständig zu Grunde gerichtet, aus ihren Heimstätten verjagt und ohne Existenzmittel, ohne Land zu erhalten, zur Ansiedelung in die Dörfer Grusiens getrieben wurden, weil sie nicht gegen ihren religiösen Glauben verstoßen wollten. Was diesen betrifft, so entnehmen wir dem in dem Berichte entrollten Gemälde, daß sie der historischen Person Christi keine besondere Bedeutung beimessen. Sie anerkennen die Fleischwerdung des Herrn, seine Thaten, Lehren und Leiden, aber sie verstehen sie nur in geistigem Sinne und behaupten, Christus müsse in uns empfangen und geboren werden, wachsen, lehren, leiden, sterben, auferstehen und gen Himmel fahren. Indem sie Gott im Geiste anbeten, bekennen sie einstimmig, „daß die äußere Kirche und was von dieser geschieht, oder mit ihr zusammenhängt, für sie gar keine Bedeutung habe“. Sie haben kein Verlangen, in die Kirche zu gehen, sie lassen sie nicht als Heiligthum gelten, „denn sie ist vergänglich und nicht ewig“. Da Gottes Wesen nach ihrer Auffassung der Seele jedes Duchoborzen innewohnt, so muß auch in dieser die Kirche der Gottheit enthalten sein. „Meine Kirche“, heißt es in ihrem Katechismus, „ist nicht auf den Bergen erbaut, nicht in hölzernen oder steinernen Wäldern enthalten, sondern in meiner Seele errichtet.“ Sie verwerfen im Zusammenhange damit die Sakramente und Ceremonien der Kirche, wie auch die Bilderverehrung. In einem ihrer Psalmen heißt es: „Zu von Händen gefertigten Bildern beten wir nicht, halten sie nicht für heilig. Wir beten zu einem unschätzbaren, in unserm Innern leuchtenden Bilde.“ Der Heiligen Schrift legen sie nur eine geringe Bedeutung bei, sie eignen sich aus dem Alten und Neuen Testament nur die Sittenlehre an. Sie gründen ihre Glaubenslehre auf die von den Vätern stammenden Ueberlieferungen, welche sie das „lebendige Buch“ nennen, womit ausgedrückt werden soll, daß die Ueberlieferung im Gegensatze zu der Bibel, welche aus todten Buchstaben bestehe, in den Herzen und der Erinnerung der Duchoborzen lebendig ist. Nach ihren sittlichen Begriffen sind alle Menschen gleich, darum bedürfen sie weder einer geistlichen noch einer weltlichen Obrigkeit auf Erden. Wenn sie auch der bestehenden Gewalt Achtung erweisen, so thun sie es nur zum Schein; unter sich machen sie kein Hehl daraus, daß jede Unterordnung, vollends die unter die monarchische Regierungsform, ihrer Denkungsweise schnurstracks zuwiderläuft. Die Kinder Gottes brauchen ferner keine Rechtspflege. „Wozu“, sagen sie, „braucht die Gerichte, wer keinen beleidigen will?“ Es ist ihnen auch verboten, einen Eid zu leisten, Waffen zu tragen und wider den Feind zu kämpfen. Mit dem steigenden Wohlstande ließ indeß ihr sittlich-religiöses Bewußtsein nach. Ihre Enthaltsamkeit in der Lebensweise schwand, sie begannen zu rauchen, zu trinken, Fleisch zu essen, sie unterwarfen sich den Urtheilen der Gerichte und, was besonders in die Wagschale fällt, sie nahmen im Widerspruche mit ihrem Sittengesetze keinen Anstand, in den Militärdienst zu treten. Eine crasse Ungerechtigkeit der Regierung erst rüttelte sie aus ihrer Lethargie auf und führte drei Viertheile aller Duchoborzen, also 15000 Menschen, mit erneuter Kraft und Ueberzeugung zu ihren frühern Glaubenslehren zurück. Sie gingen allen Ernstes daran, das Gebot Christi, daß man dem Bösen sich nicht durch Gewaltthat widersetzen solle, in die That zu übersetzen, indem sie ihre Waffen, welche sie vor Ueberfällen durch Thiere und Räuber schützten, vernichteten und, sich von jeder Theilnahme an Gewaltmaßregeln der Regierung lossagend, den Kriegsdienst verweigerten. Dies war das Signal zu jenen fürchterlichen Verfolgungen, deren Schilderung Tolstoi der „Times“ zum Abdrucke übersandte, da ihrer Veröffentlichung in Rußland die Censur im Wege stand. In dem Begleitschreiben bemerkt er: „Es gibt nur ein Mittel, um den Verfolgten, namentlich aber auch den Verfolgern, welche nicht wissen, was sie thun, zu helfen: das ist die Oeffentlichkeit, die Unterbreitung der Sache unter das Urtheil der öffentlichen Meinung, welche, wenn sie den Verfolgern ihre Misbilligung ausdrückt, diese von ihren oft nur aus Blindheit und Unwissenheit verübten Grausamkeiten abhalten, den Muth der andern aber festigen und ihnen Trost im Leiden verleihen wird.“ Und im Schlußworte beleuchtet er die große Tragik des Verhältnisses der Regierung zu den geläuterten, in den Geist des Evangeliums eingedrungenen Christen. Beide Theile können eben beim besten Willen nicht anders verfahren, als sie in der Wirklichkeit handeln. Die Regierung kann die Duchoborzen nicht ruhig gewähren lassen, weil der Geist des Ungehorsams wie eine ansteckende Krankheit um sich

greifen und ihre eigene Existenz in Frage stellen würde; kamen doch schon zu Beginn der Bewegung Fälle vor, in welchen Rechtgläubige dem Beispiele der Sektirer folgten. Freilich übt die Regierung grobe Gewalt; aber wie sollte sie sich anders helfen, da sie die Widerspenstigen durch Anwendung von Ueberredungskünsten zur staatlichen Ordnung nicht zurückzuführen vermöchte? Wenn Menschen der Gedanke, daß sie als Christen um keinen Preis tödten dürfen, in Fleisch und Blut übergegangen ist, so wird ihnen der Eintritt in das Heer moralisch ebenso unmöglich, als es ihnen physisch unmöglich ist, ein Gewicht von hundert Pud zu heben. Indem der Staat sie aber wegen ihres lautern Lebenswandels quält, entfremdet er sich mit der Zeit die Gemüther der ihm anhänglichen Bürger. Als Beleg hierfür dient die Thatsache, daß sich der halbwilden Kosaken, welche im Auftrage ihrer Vorgesetzten die Duchoborzen prügeln mußten, ein „ödes Gefühl", wie sie sich ausdrückten, bemächtigte, als man sie in die Ansiedelungen der Störenfriede einquartiert hatte, so daß die Obrigkeit sich beeilte, sie wieder abzuberufen. Der Staat arbeitet also unter allen Umständen auf seine Vernichtung hin; der Anfang vom Ende ist für ihn gekommen; er düngt den Boden für den unausbleiblichen Triumph der Wahrheit über die verbündeten Mächte der Finsterniß. Tolstoi schließt mit den sehr zuversichtlichen Worten: „Noch eine kleine Kraftanstrengung, und der Galliläer wird gesiegt haben, aber nicht in der fürchterlichen Weise, wie ihm der heidnische König den Krieg kündete, sondern in dem wahren Sinne, in dem er von sich sagte, daß er die Welt besiegt habe: «In der Welt habet ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.» Denn er hat wirklich die Welt überwunden, nicht in dem mystischen Sinne eines unsichtbaren Sieges über die Sünde, wie Theologen jene Worte deuten, sondern in dem einfachen, klaren und verständlichen Sinne, daß, wenn wir uns nur ermannen und ihn muthig bekennen, bald nicht allein die furchtbaren Verfolgungen aufhören werden, welchen alle wahren, ihn durch die That bekennenden Jünger Christi unterworfen werden, sondern daß es auch weder Gefängniß, noch Galgen, noch Kriege, noch Ausschweifungen, noch Ueppigkeit, noch Müßiggang, noch durch Arbeit erdrückte Armuth geben wird, unter denen jetzt die christliche Menschheit seufzt."

Ich kann mich nicht mit Tolstoi für das Gebot der Duchoborzen, sich lieber allen Attentaten auf Leben und Sicherheit auszusetzen, als sich dem Bösen gegenüber eine Gewaltthat zu erlauben, erwärmen. Das absolute Verbot der Selbsthülfe neigt zu dem Fatalismus und verräth eine volle Unkenntniß von dem positiven Werthe des Lebens oder die gänzliche Misachtung der culturellen Aufgaben, die der Mensch hienieden zu erfüllen hat. Ich muß mich aber auch entschieden dagegen sträuben, daß der greise Patriarch das Reis des Friedens auf Erden pflanzt, wenn er Leuten das Wort redet, welche der weltlichen Obrigkeit zum Trotze sich weigern, als Soldaten in die Reihen der Todtschläger einzutreten, da er durch eine solche Ermunterung Menschen den grausamsten Leiden in die Arme treibt und Schule für das Martyrium macht.

Nur der Tod reitet schnell. Dem Menschen aber ist es nun einmal nach Maßgabe des allbeherrschenden Gesetzes der Entwickelung nicht beschieden, das ihm vorschwebende ideale Ziel im Sturm zu erobern, es gleichsam in der Luftlinie zu ersliegen. Er muß, wenn anders er sein Ziel sicher erreichen will, bedächtig vorgehen, mit der Logik der Thatsachen rechnen; thut er dies nicht, eilt er nicht mit Weile, so gefährdet er sein Streben und rennt wie ein wahnwitziger Schwärmer mit dem Kopfe durch die Wand. Mit Recht wirft Friedrich Spielhagen in einem offenen Briefe an Tolstoi: „Mußte es sein?" diesem vor, daß er sich der entsetzlichsten Unbesonnenheit und Unvorsichtigkeit schuldig machte, als er von seiner dem Strafrichter unerreichbaren Höhe das Evangelium in die Welt sandte, welches dem armen Dorfschullehrer J. N. Droschin zur Quelle eines traurigen Schicksals wurde. „Können Sie es leugnen", ruft er ihm in edler Entrüstung zu, „daß er Ihr Schüler war? nur durch Ihre Lehre von den Pflichten des wahren Christen sich zu dem hartnäckigen Widerstande gegen die Staatsgewalt hat entflammen lassen? nur auf Ihre Autorität gestützt, nicht «mitthun, seiner innersten Natur folgen, vor Gott und seinem Gewissen gut und gerecht bleiben wollte»? Und so das Grausige, nach Lage der Dinge — zumal der russischen — durchaus Unvermeidliche auf sich herabbeschwor? Aber Sie leugnen das ja gar nicht; rühmen sich dessen vielmehr; schelten von hoch herab den Freund Droschin's, der — übrigens selbst Revolutionär — dem Unglücklichen rieth, nachzugeben, den Eid abzulegen, den Militärdienst zu leisten; nehmen kein Wort zurück, im Gegentheil, nehmen nun den Mund erst recht voll; hetzen weiter, trotzdem Sie sich ja völlig klar darüber sein müssen, daß Sie damit nur die Zahl der Opfer erhöhen, Ihren Weg mit Kreuzen besäumen, errichtet auf den Gräbern Unseliger, die man um Ihretwillen zu Tode gemartert hat. Um Ihretwillen! Ich ziehe die schlimme Anklage nicht zurück, schwäche sie nicht ab. Um Ihretwillen, der Sie das Wort Eines nicht verstanden haben, dessen Genialität ich mit Ihrer gütigen Erlaubniß noch höher schätze als die Ihre — Goethe's Wort nämlich, daß «der Mensch nicht nach seinen Idealen springen solle . . .». Sehen Sie, Herr Graf, da sind unsere Socialdemokraten ein gut Theil weiser und klüger als Sie. Seien Sie versichert: die haben einen nicht mindern Widerwillen gegen den Zwang des Kriegsdienstes als Sie; predigen mit nicht geringerer Ueberzeugung den Weltfrieden; aber sie wissen, daß die Sache der Unterliegenden nur starrköpfigen Catonen gefällt, erfolglose Revolutionen in den Büchern der Geschichte auf unrühmlichen Blättern verzeichnet sind, hüten sich deshalb sorgsam, sich zur Zielscheibe kleinkalibriger Hinterlader und

gezogener Kanonen darzubieten, und lassen ihre Jungen mit blutendem Herzen den Fahneneid schwören und die «Kunst des Menschentödtens» lernen, in dem festen Vertrauen, daß die allmähliche Läuterung des Menschengeistes ihre Geschäfte schon gründlich besorgen wird. Sagen Sie selbst doch: «Es gibt jetzt Tausende, ja Zehntausende Droschins. Ihre Zahl wächst mit jedem Jahre» — nun, beim Himmel, Herr Graf, so lassen Sie sie doch in Gottes Namen wachsen! Wachsen, bis aus den Zehntausenden Hunderttausende, aus den Hunderttausenden ebenso viele Millionen geworden sind! Dann ist es ja noch immer Zeit — vielmehr: dann wird vielleicht die Zeit sein, an die Logik der Thatsachen zu appelliren und zu hören, ob sie nicht ein entscheidend kräftiges Wort in der Angelegenheit sprechen will.“ Tolstoi könnte fürwahr von den Friedensgesellschaften lernen, welche sich vor Augen halten, daß das Gold sich erst in der Glut erprobt, daß große, weltbewegende Wahrheiten durch eine lange Nacht zum Lichte heranreifen.

2. Patriotismus oder Frieden? Von Graf Leo N. Tolstoi. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung aus dem Manuscript von Sophie Behr. Berlin, August Deubner. 1896. 8. 75 Pf.

Graf Leo Tolstoi behauptet die Unvereinbarkeit des Patriotismus mit dem Frieden, die Unverträglichkeit desselben nicht nur mit der Lehre Christi in ihrem idealen Sinne, sondern selbst mit den einfachsten Vorschriften der christlichen Moral. Er charakterisirt ihn im Hinblick darauf, daß der Krieg mit seinen entsetzlichen Greueln ihm unvermeidlich auf dem Fuße folgt, als ein Ueberbleibsel der barbarischen Zeiten, welches man nicht nur nicht erwecken und großziehen dürfe, wie wir es jetzt thun, sondern im Gegentheile mit dem Aufgebote aller Mittel ausrotten müsse. Er läßt keine Unterscheidung zwischen einem schlimmen und guten Patriotismus gelten, denn „wenn der gute Patriotismus darin besteht, kein erobernder zu sein, wie viele sagen, so wird doch der Patriotismus, wenn er auch kein erobernder ist, jedenfalls ein erhaltender sein, d. h. daß die Menschen bestrebt sind, das zu erhalten, was dereinst erobert wurde, da es kein Land gibt, das nicht durch Eroberung gegründet worden wäre; das Eroberte aber zu erhalten, bedarf es nothwendigerweise derselben Mittel, wie diejenigen, mit denen jedes Ding erobert wird, d. h. der Gewalt, des Todtschlagens“. Diese Beweisführung ist indeß, wie die moderne politische Constellation zeigt, nicht unbedingt stichhaltig; sehen wir doch Deutschland, Oesterreich und Italien, zu einem Dreibunde vereint, selbst in sehr trüben und gewitterschwangern Zeiten als achtunggebietende Hüter des Friedens walten.

In der neuesten Zeit haben wir das erhebende, einen erfreulichen Ausblick in die Zukunft bietende Schauspiel genossen, daß zwei mächtige Staaten, welche eine Streitfrage auszufechten hatten und an die Vaterlandsliebe ihrer Völker appellirt hatten, sich eines Bessern besannen und davon abstanden, der ultima ratio des männermordenden Krieges die Entscheidung anheimzugeben, daß Nordamerika und England davor zurückscheuten, wegen der Grenzen Venezuelas Mars zum Schiedsrichter ihres Conflicts zu wählen. Diese Thatsache, welcher ich noch die anreihen möchte, daß Deutschland und Spanien im Streite wegen der Carolineninseln sich dahin einigten, den Urtheilsspruch des Papstes anzuerkennen, ist trotz Tolstoi eine Gewähr dafür, daß die Ideen der Abrüstung und der internationalen Schiedsgerichte, welche die Friedensgesellschaften hegen und pflegen, durchaus keine Utopien sind, daß ihre Verwirklichung in absehbarer Zeit nicht ausgeschlossen ist.

Der Patriotismus kann nach Tolstoi kein guter sein, weil er ein unnatürliches, dem Menschen künstlich eingeimpftes Gefühl ist. Und doch läßt sich der Verfasser einige Seiten später das Geständniß entschlüpfen, daß es vollkommen unnütz ist, „sich um den Patiotismus zu kümmern, wie um ein Gefühl, das in jedem Menschen großzuziehen wünschenswerth wäre“, da Gott oder die Natur für dieses Gefühl bereits in der Weise gesorgt hat, daß es jedem Menschen angeboren ist.

Tolstoi verwundert sich darüber, daß die Vertheidiger des Patriotismus die Individualitäten der Völkerschaften ins Treffen führen und sie als eine unumgängliche Voraussetzung des Fortschrittes anerkennen. „Dieses ist durch nichts erwiesen“, bemerkt er, „und wir haben kein Recht, diese willkürliche Ansicht für ein Axiom zu halten.“ Ich dächte doch, daß es sich mit den Völkern ebenso verhalte wie mit den Individuen. Es wäre gar traurig um die Menschen bestellt, wenn sie nicht verschieden veranlagt und begabt wären, nicht die mannichfaltigsten Individualitäten besäßen und zum Ausdrucke brächten. Aus den Eigenarten der Individuen setzt sich erst die Menschheit zusammen, durch sie ist die erfolgreiche Theilung der Arbeit bedingt. Dasselbe gilt für die Völker. Sie bereiten den Völkerfrühling dadurch vor, daß sie nicht aus demselben Holze geschnitzt sind; der großartige harmonische Fortschritt der einzelnen Culturzweige beruht, wenn ich so sagen darf, auf der verschiedenen Prägung der Volksseelen. So war Griechenland die Wiege der schönen Künste und der Philosophie; den praktischen Römern verdanken wir das Römische Recht. Und brauche ich erst von dem Segen der Weltliteratur zu sprechen, welcher so beredt von Herder und Goethe geschildert worden ist?

Gar nicht ernst ist der Einwand: „In wessen Namen wurden und werden noch alle Gewaltthätigkeiten gegen den Glauben . . . . in Polen, in den Ostseeprovinzen, gegen die Juden in Rußland verübt? Doch nur im Namen desselben Patriotismus, den Sie vertheidigen“ zu nehmen. Er übersieht, daß Glaubensverfolgungen die Ausgeburten eines übel verstandenen Patriotismus oder aber eines charakterlosen Strebertthums sind, welches im Trüben zu fischen sucht, welchem der Zweck die Mittel heiligt.

Bernhard Münz.

Feuilleton.

Zu unserm letzten Bericht über die neueste englische Literatur in Nr. 39 fügen wir noch die Besprechung einiger in der „Collection of British Authors" (Leipzig, Bernhard Tauchnitz) erschienenen Bücher hinzu:

In „The Sorrows of Satan" (Vols. 3111, 3112) hält Marie Corelli der londoner sogenannten guten Gesellschaft den Spiegel vor, und macht auch mit den berufsmäßigen Recensenten und Zeitungsschreibern, die in den angesehensten englischen Wochenblättern ihr nicht sehr ehrliches Handwerk treiben, wenig Federlesens. Ob diese Leute der gemeinen Geldgier und Bestechlichkeit schuldig sind, welche die Verfasserin ihnen zur Last legt, werden wir dahingestellt sein lassen. Was sie davon erzählt, hat sie wenigstens zum Theil offenbar erfahren, und es muß also ein Kern der Wahrheit darin stecken. Namentlich ist die Beschreibung der Pöbelhaftigkeit der londoner feinen Welt schwerlich aus der Luft gegriffen. Der Teufel tritt hier als Tugendlehrer und Sittenrichter auf, treibt sein Gespött mit den Thorheiten und der Verderbtheit der Menschen, aber ekelt sich am Ende vor dem argen Gewühl. Ein zweiter Roman von derselben Verfasserin, „The Mighty Atom" (Vol. 5145), hat einen ganz bestimmten, schon in der sonderbaren Widmung ausgesprochenen Zweck, nämlich, der sogenannten religiösen Jugenderziehung das Wort zu reden und die Conservativen und Geistlichen in ihrem Bestreben, die Schulen der Anglikanischen Kirche preiszugeben, zu unterstützen. Alle Freidenker und Fortschrittsmänner werden als Spitzbuben und Taugenichtse dargestellt, die sich um Weib und Kind gar nicht kümmern und sie zu Grunde gehen lassen. Ein Junge begeht Selbstmord, weil sein Vater materialistische Anschauungen hegt und an keinen Schöpfer des Weltalls glaubt. Alle Rechtgläubigen dagegen sind ehrliche und liebenswürdige Leute und zeichnen sich als zarte Gatten und gewissenhafte Väter aus, und ihre Sprößlinge wachsen in Gottesfurcht als Muster der Tugend auf. Der innere Werth dieser Bücher entspricht durchaus nicht dem äußern oder buchhändlerischen Erfolg, denn der Stil ist im ganzen schwülstig, und an künstlerischer Ausgestaltung lassen sie viel zu wünschen übrig. Dieser Erfolg soll seinen Grund hauptsächlich darin haben, daß die Königin von England Gefallen an den Erzählungen dieser Dichterin gefunden habe, was zu deren Verbreitung in den Hofkreisen und nachher beim großen Publikum beigetragen und auch die Kritik beeinflußt zu haben scheint.

In „A Dancer in Yellow" (Vol. 3116) gibt W. E. Norris ein in jeder Beziehung vortrefflich gemaltes Bild aus dem modernen Gesellschaftsleben. Ein unschuldiger, wohlgesinnter und unerfahrener junger Mann aus einer adeligen Familie verliebt sich in die Tänzerin eines Specialitätentheaters und geht auch eine heimliche Ehe mit ihr ein, kommt aber bald aus dem ersten Liebestaumel zur Besinnung und zur Erkenntniß des wahren Charakters seines Tautäffchens. Die fatale Situation wird noch unerträglicher durch die Bekanntschaft mit einem Fräulein, das er wirklich liebt und mit dem als Lebensgefährten er hätte höchst glücklich sein können. Der weichherzige Dichter erbarmt sich seiner, läßt die Tänzerin zur rechten Zeit das Zeitliche segnen und den reumüthigen Narren sich mit einer passenden Gattin verbinden. Die Geschichte zeugt von einer scharfen Beobachtungsgabe und ist mit großer Gewandtheit durchgeführt.

Die Vorgänge in H. Rider Haggard's „Heart of the World" (Vols. 3143, 3144) spielen in einem entlegenen und unbegrenzbaren Weltstrich sich ab, von dem der Leser ebenso wenig weiß wie der Dichter selber. Die Bergwerke zu Chiapas sind ebenso wenig in der Wirklichkeit vorhanden, wie die einst von Rider Haggard so ausführlich geschilderten „King Solomon's Mines". Der Verfasser hat seinen Ruf als Romanschriftsteller durch derartige Phantastereien begründet, und nach einen unglücklichen Versuch in „Joan Haste", wirkliche Menschen zu zeichnen und wirkliche Verhältnisse darzustellen, kehrt er mit Recht zu seinen im Ebenbild des Menschen geschaffenen Hirngespinsten und Luftgestalten zurück. Wer mit solchen nur in der Einbildung existirenden Sonderlingen gern verkehrt, dem wird es hier an Unterhaltung nicht ermangeln.

Frances Hodgson Burnett's „A Lady of Quality" (Vols. 3140, 3141) ist eine Art Chronik, die den Leser in das 17. Jahrhundert versetzt und von der unglaublichen Gemeinheit und Roheit eines damaligen englischen Landedelmannes ein sehr anschauliches und jedenfalls treues Bild gibt. In der Charakterzeichnung der Heldin hascht die Verfasserin augenscheinlich ziemlich stark nach Effect. Die Verheimlichung des von der jungen Dame begangenen Mordes wäre wenigstens in unserm unter polizeilicher Aufsicht stehenden Zeitalter rein unmöglich. Auch die Kraftproben des schlanken Fräuleins grenzen unmittelbar an den Bereich des Unthunlichen. Aber trotz aller Willkürlichkeit in der Lösung der Verwickelungen bietet der Roman eine belehrende und unterhaltende Lektüre.

— Ein italienischer Büchmann ist unter dem Titel „Chi l'ha detto?" von Giuseppe Fumagalli bei Ulrich Hoepli in Mailand erschienen. Das geschmackvoll ausgestattete Buch verdient ein Lob wegen seiner Reichhaltigkeit und der Sorgfalt, mit der es gearbeitet ist. Etwa 2000 Citate sind angeführt und soweit möglich nach Herkunft und Bedeutung erklärt. Die Nachweise und Auslegungen sowie des Verfassers verbindende Zwischenreden erscheinen in recht gefälliger Fassung, wodurch das offenbare Ziel, Eintönigkeit zu vermeiden, durchaus erreicht wird. — Ueber den Begriff des geflügelten Wortes — citazioni e frasi popolari in Italia, sagt Fumagalli — läßt sich ja streiten. So habe ich in Italien öfters gehört Siam chi siamo, sehr bekannt ist auch das Saremo pochi, ma saremo eletti. Beide sind ausgelassen, wozu der Herausgeber berechtigten Grund gehabt haben mag; ob er den aber auch für den Abdruck so manches lateinischen Satzes hatte, bleibt zweifelhaft.

— Dr. Joseph Müller hat bereits in einem größern Werke ein umfassendes Bild von Jean Paul's Wesen, Dichtung, Philosophie u. s. w. zu geben versucht. In der Monographie „Jean Paul's Seelenlehre" (München, Dr. H. Lüneburg) bietet er eine wohlgeordnete Zusammenstellung der Ansichten und Aussprüche seines Helden über diesen Gegenstand. Seine gewiß nicht leichte Arbeit, die neben der Gründlichkeit das Verdienst hat, Schwierigkeiten nicht aus dem Wege zu gehen, darf als entschiedene Förderung und willkommene Beihülfe zum Verständniß des Dichterphilosophen bezeichnet werden, der neuerdings erfreulicherweise wieder zu ausgedehnterer Beachtung gelangt.

— Von den „Flugschriften einer literarisch-künstlerischen Gesellschaft": „Gegen den Strom" (Wien, C. Gerold's Sohn), bringt Nr. 25 Advocatus diaboli ein Zwiegespräch zwischen dem Teufelsanwalt und dem Glaubensvertheidiger. Ein geistvoller Kopf erörtert mit vornehmer Objectivität die höchsten Fragen in Wissenschaft, Kunst und Politik, das Für und Wider bei der Werthschätzung der Gesittung, der Wahrheit (absolute Wahrheit), ihre Möglichkeit in den Wissenschaften, weiter die Berechtigung des Autoritätsglaubens und seines Gegensatzes, des Zweifels, den Egoismus als Urquell aller Sittlichkeit u. s. w. Des Anregenden bietet sich also eine stattliche Menge. In seiner überaus starken Stellung des rein praktischen, gesunden Menschenverstandes bringt der Advocatus seinen Gegner wiederholt in schwerste Bedräng-

niß, und bei seiner dialektischen Gewandtheit darf es nicht wundernehmen, daß es ihm des öftern glückt, landläufige Begriffe in einer Weise zu zersetzen, die zu einem völligen Rollentausch zwischen den Disputanten führt. Freilich wird man durch seine Ausführungen mitunter an ein sehr wahres Wort von Goethe erinnert, nach dem es nicht schwer ist, geistreich zu sein, wenn man keine Grundsätze gelten lasse. Doch, wie gesagt, gehört dieser Geist der Verneinung nicht zu den schlimmsten. Was er will, sagt der Schluß: „Ich bekämpfe nur die Intoleranz und den Unfehlbarkeitsdünkel im Kleide der Wahrheit. Jeder soll und darf seine Art haben, seine Wahrheit zu verstehen, seine Autorität zu verehren, nicht blos nach seiner Façon selig, sondern auch nach seinem Geschmacke glücklich zu werden."

— „Die Werthung der Persönlichkeit", von Heinz Starkenburg (Leipzig, Wilhelm Friedrich), eine Untersuchung des Moralbegriffs — Ethik, Sittlichkeit, Gewissen — erweist als Grundlage jedes sittlichen Bewußtseins in irgendeiner Zeit die jeweilige religiös-philosophische Weltanschauung. Diese ist aber durchaus wandelbar, und ihre Umgestaltung geht der gesammten menschlichen Entwickelung parallel, was in einer geschichtsphilosophischen Betrachtung an der Zeit des „Sippenverbandes, der Staatsbürgerschaft, der Religionsgenossenschaft und der Civilisationsgemeinschaft" verfolgt wird. In diesem letzten Abschnitt steigert sich der schon sonst hitzige Ton der Schrift zu einer Leidenschaftlichkeit, die von vornherein jeden Glauben an objective Kritik und wissenschaftliche Beweisführung ausschließt. Dem entspricht es nur, wenn am Schluß in gesperrtem Druck der Satz prangt: „Sie steigt zum Siege. Wohlan, es ist Zeit, auf Neues zu denken. Max Stirner stand auf und Nietzsche sprach; Zarathustra ist erschienen und sammelt die Seinen, und hinter der blutfarbenen Internationale taucht ein schwarzer Schemen auf, ihr Kind zugleich und ihr Henker, — sein Richtschwert aber das souveräne Individuum."

— In der Schrift „Ueber geistige Arbeit" (Jena, G. Fischer) behandelt E. Kraepelin im Eingange einige Methoden, die Arbeitsfähigkeit zu prüfen, und ihre Sicherheit, um dann die Ermüdbarkeit insbesondere der Kinder zu besprechen. Je maßvoller und wissenschaftlicher der Verfasser verfährt, um so eindringlicher ist die Sprache seiner Darlegungen. Mit Recht lehnt er es ab, bestimmte Vorschläge für den Unterrichtsbetrieb, wie er sich etwa nach den Ergebnissen der neuesten Forschung gestalten müßte, zu machen. „Natürlich kann es nicht Aufgabe dieser wesentlich vom ärztlich-philosophischen Standpunkte aus unternommenen Betrachtungen sein, ein genaues Programm für Abänderungen aufzustellen." Was aber soll die Schule anfangen? Einmal steigern sich, wie der Verfasser selbst sagt, die Anforderungen, die das Leben an die geistige Ausbildung unserer heranwachsenden Jugend stellt, höher und unaufhaltsam; andererseits erzeugt bei bereits zwölfjährigen Schülern schon eine einfache Arbeit von kaum viertelstündiger Dauer die ersten Anzeichen der Ermüdung. Wer vermag hier einen Ausgleich zu schaffen!

— Im 207. Heft der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" spricht Professor Dr. Martius über „Nervosität" (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. [vorm. J. F. Richter]). In flotter, für Laien durchaus verständlicher Darstellung, die dem Zwecke der Sammlung allenthalben treu, gründliche Belehrung bietet, ohne der Wissenschaft etwas zu vergeben, behandelt der Verfasser die Nerven, ihr Wesen, ihre Aufgaben und ihre Krankheiten. Besonders bei der Erörterung dieser letztern ist das ruhige Urtheil des Verfassers recht wohlthätig. Und geängsteten Mitmenschen zum Trost, zugleich aber in der Hoffnung, auch weitern Kreisen damit die Kenntniß des ganzen Vortrags wünschenswerth zu machen, nehme ich folgende Sätze daraus wörtlich herüber: „Ebenso ungerechtfertigt, wie die übertriebene Angst vor den entnervenden Einflüssen der Zeit, erscheint mir die einseitige Betonung des Vererbungsprincips nach der degenerativen Seite hin. Wir erben nicht nur die Fehler, sondern auch die Tugenden unserer Vorfahren. Aber noch mehr. Nur ein verfeinertes Nervensystem, das auf alle Reize leicht und mühelos reagirt, ist zu den höchsten Leistungen des Intellects und der Empfindung befähigt."

— In der Schrift „Mäßigkeit oder Enthaltsamkeit?" (Bonn, P. Hanstein's Verlag) redet A. Schmitz, Besitzer einer Heilanstalt für Nervenkranke, Alkoholiker und Morphinisten der goldenen Mittelstraße das Wort. Er scheint ob seines Standpunktes von den Enthaltsamkeitsfanatikern mannichfache Anfechtungen erlitten zu haben. Dagegen sucht er jetzt seine Ansicht zu begründen und als berechtigt zu erweisen. So weit die Fragen rein wissenschaftlicher Natur sind, hat der Laie kein Urtheil; aber seine Stellung wird, ganz abgesehen von persönlichem Bedürfniß und individueller Neigung, sofort entschieden sein, wenn der dritte Grundsatz des Verfassers zu Recht besteht: „In dem gesunden menschlichen Organismus verursachen geistige Getränke, in gutem, nicht verfälschtem Zustande und mäßiger Menge genossen, keine nachtheiligen Folgen, äußern vielmehr in wohlthuender Weise ihre physiologischen Wirkungen sowol auf die einzelnen Organe als auf den ganzen Körper." — Der erste Anhang verlangt für Trunksüchtige vor der Entmündigung ärztliche Beobachtung und Behandlung in Trinkerasylen; der zweite verficht die Unklagbarkeit der Trinkschulden.

Bibliographie.

Aho, J., Elli's Ehe. Roman. Berlin, Schuster u. Loeffler. 8. 3 M. 50 Pf.

Arnoldson, K. P., Pax mundi. Stuttgart, Strecker u. Moser. Gr. 8. 2 M.

Friedrichs, H., Vor dem Streik. Bühnendichtung. Dresden, E. Pierson's Verlag. Gr. 8. 1 M.

Grisebach, E., Schopenhauer. (Geisteshelden, 25.—26. Band.) Berlin, Ernst Hofmann u. Comp. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Harder, F., Werden und Wandern unserer Wörter. Zweite Auflage. Berlin, R. Gaertner's Verlag, H. Heyfelder. Gr. 8. Geb. 3 M.

Hindermann, Adele, Frau contra Frau. Leipzig, Gg. Freund. 8. 50 Pf.

Hörmann, F., Von Pyreicus „dem Kothmaler" und einigem Andern. Zweite Auflage. Berlin, Rosenbaum u. Hart. Gr. 8.

Jensen, W., Der Hohenstaufer Ausgang. Geschichte und Dichtung. Dresden, Carl Reißner. Gr. 8. 7 M.

Lindau, P., Die Brüder. Roman. Dresden, Carl Reißner. Gr. 8. 4 M.

Maack, F., Die Weisheit von der Welt-Kraft. Leipzig, Otto Weber. Gr. 8. 1 M.

Müller, F. M., Theosophie, oder psychologische Religion. Leipzig, Wilhelm Engelmann. Gr. 8. 15 M.

Novellen-Bibliothek der Illustrirten Zeitung. Sammlung ausgewählter Erzählungen. Neunzehnter Band. Leipzig, J. J. Weber. 8. 2 M.

Pochhammer, P., Dante und die Schweiz. Zürich, Albert Raustein, vorm. Meyer u. Zeller. 8. 80 Pf.

Rath, W., Prinzessin Sida. Märchenkomödie in einem Aufzuge. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 1 M.

Reiffert, J. E., Zehn Jahre in China. Erlebnisse, Erfahrungen und Reisen. Paderborn, Junfermann'sche Buchhandlung. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Rosner, K., Auferstehung. Drama. Berlin, Schuster u. Loeffler. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Das Kind. Der Roman eines Studenten. Berlin, Schuster u. Loeffler. 8. 1 M. 50 Pf.

Sauerhering, F., Vademecum für Künstler und Kunstfreunde. Erster Theil: Geschichtsbilder. Stuttgart, Paul Neff. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Sausele, H., Walther, der Scholar. Ein Sang aus Franken. Schwäbisch-Hall, Wilhelm German's Verlag. 8. 1 M. 50 Pf.

Schneider, E., Württembergische Geschichte. Stuttgart, J. B. Metzler'scher Verlag. Gr. 8. 7 M.

Stiehler, H., Simon Dach. Königsberg, Hartung'sche Verlagsdruckerei. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Voß, R., Villa Falconieri. (Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek. Dreizehnter Jahrgang, Band 1 u. 2.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 1 M.

Weddigen, O., Westfalen. Land und Leute in Wort und Bild. Paderborn, Ferdinand Schöningh. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 42. — 15. October 1896.

Karl Spindler.

Ein Vierteljahr ist ins Land gegangen, seitdem die Schotten den hundertsten Sterbetag ihres „Robert" gefeiert haben. Es war ein nationaler Feiertag, den dieses kräftige Volk beging, und ein erneuter Ausbruch jener unendlichen Zärtlichkeit, den es für die geistigen Erzeugnisse seiner Landeskinder stets erwiesen. Kleine Völker ehren ihre Großen am meisten.

Auch Walter Scott, den zweiten großen schottischen Barden, liebt das Volk, aber doch nicht in gleicher Stärke. Robert Burns' Lieder wandern von Lippe zu Lippe, von Brust zu Brust, Walter's Romane nur von Hand zu Hand, von Bibliothek zu Bibliothek. Das ist ein Unterschied! Das literarische Genre ist schuld daran, denn der historische Roman stellt eine niedrigere Literaturgattung dar als die lyrische Poesie. Das mußte Scott wol gewußt haben. Als er 1809 während eines Festes höchlichst gefeiert wurde, citirte er in der ihm eigenen schönen Erkenntniß seines Talentes die Shakespeare'schen Worte:

> Ich weiß, daß ich nur Schmock der Schreiner bin,
> Kein böser Löwe, traun!

Er lehnte es heftig ab, mit Burns an einem Tage genannt zu werden; dessen Lied „Ein Kuß noch, eh' wir scheiden" sei mehr werth als tausend Romane. Und vor Byron's elementarer Poesie beugt er bescheiden seine gerade Männlichkeit und sein Talent.

Obschon der historische Roman ewig an dem Fehler kranken wird, daß er Poesie auf Kosten der Geschichte und umgekehrt darbietet, hat er in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts einen geradezu unerhörten Siegeszug über Europa gemacht. Vom Erscheinen des „Waverley" 1814 an schrieb Scott in rascher Reihenfolge neunundzwanzig Werke in vierundsiebzig Bänden; im Jahre 1822 allein gab Scott's Verleger 145000 Bände von ihm heraus. Nach Napoleon die erste Weltberühmtheit, und mit dem großen Corsen an demselben Tage geboren!

Und doch ist die Vorliebe seiner Zeit für den historischen Roman nur ein Symptom innerhalb einer Geistesströmung, die das kriegserschöpfte Europa beherrschte. Auf Revolution und Vernichtung des Feudalsystems war die Zeit der Restauration gefolgt. Durch die Luft, die vom Jargon des Pöbels und der Philosopheme des Anarchismus widergehallt hat, strich jetzt der süße Weihrauchduft der Romantik. Die Gegenwart mit der Fülle ihrer ermüdeten Instincte lockte nicht mehr, und der nach Ruhe und Behagen seufzende Zeitgeist versenkte sich träumerisch in die sanften Dämmer der Vergangenheit. Diese Strömung bildet den Untergrund für die ekstatische Bewunderung, die Scott und seine historischen Romane gefunden. Wie groß diese Bewunderung beispielsweise in Berlin war, erzählt Heine in seinen „Briefen aus Berlin". „Von der Gräfin bis zum Nähmädchen, vom Grafen bis zum Laufjungen liest alles die Romane des großen Schotten, besonders unsere gefühlvollen Damen."

Heine hatte sogar seine Freude an den Nachahmungen, wie er sie von Willibald Alexis und A. von Bronikowski (1783—1834) kannte. Es ist merkwürdig, daß er einen der tüchtigsten Nachahmer Scott's nicht nennt, den Schlesier Karl Spindler.

Karl Spindler's hundertjähriger Geburtstag fällt auf den 16. October 1896. Er war Schlesier von Geburt, seine Heimatsstadt war Breslau. Früh schon, ein Knabe noch, kam er nach Wien, dann nach Straßburg, wo sein Vater die Stelle eines Organisten und Cantors am Münster erlangt hatte. Von hier aus besuchte sein Vater auch Paris und nahm den Knaben mit. Ein echtes Stadtkind, konnte er als Knabe bereits das Milieu von vier größern Städten auf sich einwirken lassen, ein Moment, das seiner Geistesrichtung ein eigenartiges Gepräge verlieh. In Straßburg studirte er Rechtswissenschaft, wandte sich aber, nachdem er einige Zeit seiner Militärpflicht als französischer Soldat genügt hatte, nach

Deutschland und wohnte bei einem Oheim, einem Landpfarrer bei Augsburg. Dann gab er seine Studien auf, und sein unruhiger Geist führte ihn dazu, sich einer Schauspielertruppe anzuschließen. Das friedlose Leben einer solchen lernte er von Grund aus kennen, und es befruchtete seine Phantasie ungemein, ohne ihn innerlich zur Ruhe kommen zu lassen. Ein großes, schauspielerisches Talent muß er nicht gewesen sein, denn unter den tausend Namen, die die Theatergeschichte überliefert hat, fehlt der seinige. Ueber zehn Jahre lang spielte er niedere Rollen. Zwar hatte er Theaterblut von seinen Großältern her, aber bereits sein erstes Debut fiel kläglich aus. Als kleiner Junge hatte er in den „Spaniern von Peru" ein todtes Kind zu spielen, d. h. hübsch artig unter einem Schleier auf der Bühne zu liegen. Als aber ein Theatergewitter auf dem Schnürboden über den Kleinen hinwegrollte, bekam er Furcht. Er warf den Schleier fort und sprang in die Coulisse hinein, zum Entsetzen seiner Mutter, zum Gelächter des Publikums. Schnell gefaßt eilt Karlchen zurück, legt sich wieder hin und deckt sich mit dem Schleier zu. So viel Applaus hat Spindler als Schauspieler nie wieder erlangt. In vielen seiner Novellen schildert er das glänzende Elend des kleinen Schmierenkomödianten. Der Skizze „Lorbern, Palmen und Nesseln aus dem Lebenswege des Mimen" hat er das Motto vorgesetzt: „Wenigen zur Beschämung, Manchen zur Beherzigung, Vielen zur Warnung!" Als Veteran fühlt er die Pflicht, unerfahrene Novizen zu warnen. Und wenn er in seinen Memoiren — „Städte und Menschen" betitelt und noch heute lesbar — erzählt, wie er nach Wien gekommen, nur ein Hemd in der Tasche, so läßt er in das ganze Elend der kleinen Schauspieler hineinsehen, die damals und noch heute in der Kleinstadt die Stellung eines Paria einnehmen. Ein Jahrzehnt lang hielt es Spindler aus.

Dann privatisirte er unter den drückendsten Verhältnissen in Hanau und Stuttgart, schließlich (1827) in München. Während dieser Zeit schrieb er seinen ersten Roman: „Eugen von Kronstein", der 1824 unter dem Pseudonym C. Spinaldo erschien, gewiß eine Speculation auf des Publikums Geschmack, das jahrzehntelang Vulpius' „Rinaldo", „Fernando", „Lionardo" und „Orlando" verschlungen hatte. Es war ein Jugendwerk, das das Studium mannichfacher Vorbilder verrieth, aber es zeigte sich ein kräftiges Erzählertalent, dem nie die Kunst der romantischen Verwickelung versagte. Noch mehr Glück hatte er mit dem Roman „Der Bastard", einer deutschen Sittengeschichte aus der Zeit Kaiser Rudolf's II. Er sandte ihn an den alten schweizer Verleger Füßli nach Zürich und erhielt monatelang keine Antwort. Da wurde Füßli krank, und aufs gerathewohl griff er in den vor ihm aufgestapelten Manuscriptenstoß. Ein sauberes Manuscript zog er heraus und las darin. Es war „Der Bastard". Dieser Roman ließ ihn nicht eher los, als bis er zu Ende war, und eines Tages lag dem beglückten Autor ein Honorar auf dem Tisch, dessen Höhe für seine Zeit enorm war. „Der Bastard" machte großes Aufsehen (1826). „Er verkündete bereits", sagt Laube, „ein von Ueberfluß starrendes Compositionsgewebe", das sich kaum ordnen läßt vor der Fülle des Erfindungsreichthums.

Nun arbeitete seine Begabung mit Hochdruck. Schon im nächsten Jahre bewies sein vierbändiger Roman „Der Jude", daß er fortschreiten konnte. Immer mehr wird er Literat und Berufsschriftsteller. Vom Jahre 1827 an gibt er in München die „Damenzeitung" heraus und von 1830 an alljährlich das Taschenbuch „Vergißmeinnicht", in deren neunzehn Jahrgängen er eine Unzahl kleinerer Erzählungen hineinstopfte, die von seiner Begabung abfielen wie kleine Späne beim Zerhacken eines Baumstammes. „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft" heißen die letzten Jahrgänge (1844—48), und ihre sanfte Signatur sticht grell ab von dem brausenden Drängen seiner Zeit. Die Wellen der Revolutionszeit haben auch diesen letzten Rest aus der empfindsamen Zeit der rosigrothen Taschenbücher hinweggeschwemmt.

Im Jahre 1832 siedelte er, nachdem er sich kürzere Zeit in Stuttgart, Innsbruck und Freiburg aufgehalten, nach Baden-Baden über. Nun fließt sein Leben ruhig dahin. Roman folgt auf Roman, Novelle auf Novelle, hin und wieder wird die Arbeit unterbrochen — z. B. 1847 — durch eine kleine Reise nach Wien — sonst lebt er in der zufriedenen Monotonie des Romanciers dahin, dessen Ruf und Einnahmen nicht gering und constant sind. Er baut sich ein Haus, und wenn nicht häusliche Mishelligkeiten ihn durchgerüttelt hätten, sein Leben wäre dahingegangen, während draußen das Badeleben sich üppig entfaltete und drinnen die Feder kratzte. Am Tage, an dem seine einzige Tochter heirathete, starb er im Bade Freiersbach am 12. Juli 1855 im Alter von 58 Jahren 9 Monaten.

Einunddreißig Jahre lang hat Spindler die Feder in der Hand gehabt, und seine Romane füllen eine kleine Stube. Einhundertundzwei Bände machen seine gesammelten Werke aus, d. h. mehr als drei Bände kommen auf das Jahr. Was lebt von ihnen? Wer weiß von ihnen?

Und doch war Spindler nicht wie heute ein Name sechsten Ranges, sondern eine deutsche Berühmtheit. Ein Kritiker schrieb seinerzeit an dieser Stelle: Spindler's Romane müßten das auf dem Gebiete des Romans werden, was Schiller auf dem des Dramas geworden ist. Und doch sprach mein Vorgänger nur aus, was seine Zeit empfand. Freilich kam sie mit all ihren Tendenzen und Bedürfnissen dem Spindler'schen Talente entgegen. Er gehört zu den ersten deutschen Schriftstellern, die der Anregung Walter Scott's folgten und den historischen Roman pflegten. Und bei aller Bewunderung für den großen Schotten und seine nationalen Schöpfungen liebte der Deutsche doch mehr seine eigene Geschichte. Und Spindler gab sie ihm, soweit er es vermochte.

„Der Jude" entwirft ein Sittengemälde aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, und nicht ungeschickt ist das Leben und Treiben des Kostnitzer Concils geschildert. Der Hexenglaube des 16. Jahrhunderts lebt im „Wechselbalg" wieder auf; im „Invaliden" wandelt die Napoleonische Zeit vorüber, die Zeit Rudolf's II. spiegelt sich im „Bastard" wider, das Revolutionsjahr 1848 sucht seine müde gewordene Feder in „Putsch und Comp." darzustellen, jesuitische Umtriebe aus dem ersten Viertel des 18. Jahrhunderts schildert er mit starker Phantasie, aus dem Jahre 1420 weiß er vom alten Frankfurt zu berichten; eine Aebtissin aus dem 12. Jahrhundert bemüht sich seine blumige Sprache ins Leben zurückzurufen, und als „König von Zion" gibt Johann von Leyden in Spindler'scher Schrift seine Karte ab.

Aber er ist nicht Realist genug, um nur den Boden zu schildern, den er kennt, sondern seine extensive Phantasie schweift über Meere und Länder. Tiroler Volkssagen reizen ihn, aber nicht minder ruthenische und morlakkische Märchen; von Napoleon erzählt er ebenso federgewandt wie von Ludwig XI.; Konstantinopels Fall behandelt eins seiner wenigen und schlechten Schauspiele. Der Hof von Castellaun, die Stadt Reggio, Amerika, Toledo, Sibirien, Khorassan, Venedig, überall ist seine Phantasie zu Hause und wirft über ein zurechtgestutztes Milieu die seidigglänzenden Spinneweben seiner Fabulirkunst.

Unser realistischer Geschmack verlangt in gewissem Rahmen von einem historischen Roman Treue in der Darstellung der culturhistorischen Details. Wenn Spindler sich auf deutschem Boden bewegt, merkt man hin und wieder, daß er sich eine ganze Zahl culturhistorischer Dinge zusammengeholt hat. Die Judentracht aus dem 15. Jahrhundert ist treu wiedergegeben, und wenn Zodick zu fluchen anfängt, dann ist der alttestamentlich-orientalische Verwünschungsstil hübsch nachgemacht. Auch in der Genauigkeit der Zimmerdecoration zeigt sich schöne epische Kunst und das Studium des oft so entsetzlich weitschweifigen Walter Scott. Nur einmal, im „Vogelhändler von Imst", einer tiroler Geschichte, zeugen seitenlange Anmerkungen von edelm Fleiß und Schweiß.

Sonst ist seine Begabung am liebsten von realistischen Momenten unbeschwert. Sie schweift umher, indeß er selbst auf einem Fleck stehen bleibt. Er kann sicherlich eine spanische Schönheit besser von seinem badener Schreibtisch aus schildern, als wenn er in Granada einer Carmen in das glühende Gesicht schauen würde. Er ist der Regisseur seiner Schöpfungen. Er malt die Wände seines Schreibzimmers nach Belieben aus. Einmal deutsch, einmal russisch, dann wieder spanisch und türkisch u. s. f. Dabei passirt ihm freilich, daß er die fremdesten Elemente mit deutscher Romantik und Sentimentalität anstreicht. So sagt Spindler's Napoleon im „Invaliden": „So viele wackere Leute, die um meinetwillen ihr Blut vergossen haben!" Und Sultan Mohammed hält nach dem Fall Konstantinopels vor einer Mädchenleiche den rührenden Monolog: „Schöne Blüte, abgerissen und verwelkt schwimmst du auf dem dunkeln Strome! Zu schwach, die heiße Sonne zu ertragen, doch im Tode standhaft, gehst du unter, wie dein ganzes Volk!" Es scheint, als ob Spindler für seine reich wuchernde Einbildungskraft gar keines Erdbodens bedarf, der nationale Grenzen hat. So ein irischer Schiffer — er heißt natürlich Patrick —, wie er im „Erschlagenen Meister" vorkommt, hat Brüder in allen Spindler'schen Romanen, gleichgültig wo sie athmen, wann sie leben, wie sie sich kleiden.

Und doch ist seine Phantasie nur mathematisch. Das soll heißen, sie ist so controlirbar wie die Diagonalen eines Polygons. Man denke sich beispielsweise ein Sechseck mit seinen neun Diagonalen. Wenn Spindler mit sechs Personen operirt, fabulirt er sich zu diesen sechs sofort neun Beziehungen zusammen. Stellt er nun gar funfzig Personen hin, so ergibt das eine Vielheit der Beziehungen, die geradezu verwirrend wirkt. Somit ist seine scheinbar so reiche Phantasie im Grunde genommen ungemein einseitig. Sie spielt mit Variationen von Familienbeziehungen. Es ist deshalb nur consequent, wenn Spindler sich mit Liebe allen gleich zuwendet. Und so entläßt er den Leser, nicht ohne das Schicksal der winzigsten Nebenfigur noch in aller Eile erzählt zu haben.

Aus dem Labyrinth der Handlung führt er sicher heraus. Er vergißt keine Figur, denn in seiner Hand hält er alle Fäden. Dafür vernachlässigt er die Charakteristik im einzelnen stark. Nicht selten hängt, wie bei alten, ich glaube byzantinischen Bildern, den Figuren ein Zettel zum Munde heraus, der berichtet, wer sie sind und was sie thun, sei es, daß Spindler wohlsituirte Monologe halten läßt, wo sie nicht am Platze sind, sei es, daß zwei Leute das sprechen müssen, was der Leser im Moment wissen muß. Seine Naturschilderungen sind ohne Anschaulichkeit und Eigenart, und wenn er einmal eine gewaltige braucht, um zur aufgeregten Natur eine aufgeregte Seele zu gesellen — bekanntlich ein Lieblingsthema Spielhagen's — dann streift sein Stil den des Schauerromans. „Zodick raffte sich zusammen, blickte wild, mit wehenden Haaren zu den jagenden Wolken auf, die vergebens ihre dichtesten Schneeflocken herniedersandten, das glühende Molchgebilde (!!!) abzukühlen. «Der Bund ist zerrissen», schrie er gellend hinauf, das einzige lebende Wesen unter dem stillen, eisigen Regen."

Spindler war immer nur Schriftsteller, nie Poet. Er hat keine Lyrik in seinen Romanen, nicht einen Satz, der intim wirkt. Wol rechnet er auf poetische Wirkung, wenn er eine junge Frau von sich sagen läßt: „Ich will nicht gern den Winter meines Eheherrn mit dem Kranze meiner Jugend geziert haben", wenn ein Jüngling seine feindliche Schwester ermahnen muß: „Wollen wir denn, die eine Mutter gebar, nicht endlich den kindischen Groll fahren lassen, der aus unsern Spielen stammt und unser

Grab feindlich zu beschatten droht, damit keine Blume der Liebe darauf ersprießen möge?" Aber diese Redeblumen sind aus Papier; sie wuchsen auf dem Schreibtisch Spindler's und nicht in der blühenden, lachenden Natur.

Das ist sein Verhängniß geworden. Seine Werke wurden immer mehr Stubenarbeit, und frische Winde wehten keinen Erdgeruch hinein. Er ließ seine Phantasie spielen und ergötzte die Jahrzehnte von 1825 bis 1845, die noch Sinn für das Spiel hatten. Ernster Sinn, das Jahr 1848, hat diese Periode abgelöst und ihre Dichter, voran Spindler, beiseitegelegt.

Aber auch im Spiel zeigt sich der Mensch in seiner Würde. Wer ihm ein schönes Spiel vormacht, ist daher auch ein Culturförderer. In diesem Sinne hat Karl Spindler ein paar Jahrzehnte lang mit tüchtiger Kraft gewirkt, und wenn heute andere Namen seine Rolle übernommen haben, so mag er sich trösten. Auch ihnen winkt nur ein schönes begnadetes Leben, aber keine Unsterblichkeit.

Ludwig Jacobowski.

Aus der Musikliteratur.

1. Wer ist musikalisch? Nachgelassene Schrift von Theodor Billroth. Herausgegeben von Eduard Hanslick. Erste und zweite Auflage. Berlin, Gebr. Paetel. 1896. 8. 5 M.

Der erste Blick, den ich in dieses Buch that, fiel zufällig auf dessen letzte Seite, und ich las:

Abbazia, nachts 3 Uhr 1894. Nacht ist's; schon lange lautlose Stille um mich, nun wird's auch in mir still. Mein Geist beginnt zu wandern. Ein ätherblauer Himmel wölbt sich über mir. Ich schwebe körperlos empor. Es klingen die schönsten Harmonien von unsichtbaren Chören, in sanftem Wechsel gleich dem Athmen der Ewigkeit! Auch Stimmen nehm' ich wahr, die Worte sind ein leise rauschend Klingen: komm' müder Mann, wir machen glücklich dich. In dieser Sphären Zauber befrein wir dich vom Denken, der höchsten Wonne und dem tiefsten Schmerz der Menschen. Du fühltest dich als Theil des Alls, sei nun im ganzen All vertheilt, das Ganze zu empfinden mächtig.

Dies tiefergreifende Nachwort der vorliegenden, zum Theil nur skizzenhaft gearbeiteten Schrift, mit der sich der berühmte Chirurg allerdings zögernd und allzu zaghaft auf ein ihm scheinbar fremdes, aber seinem Innern so nahe stehendes und innig vertrautes Gebiet begeben hatte, schrieb der Verfasser wenige Tage vor seinem Tode, in den letzten Tagen des Januar 1894. Der tiefe Eindruck, den diese Worte auf mich machten, verließ mich nicht während der Lektüre dieses merkwürdigen Buches, das gewiß „kein Klecks" auf Billroth's „chirurgischen Namen" ist. Wer Billroth's Briefe gelesen hat, weiß, welch große Rolle die Musik in seinem Leben gespielt hat, und daß Billroth, wäre er nicht Chirurg geworden, Musiker hätte werden müssen. Er empfindet Musik und schreibt über Musik wie nur ein Musiker aus innerster, lebendigster und heiligster Ueberzeugung über seine Kunst und seinen Beruf schreiben kann. Billroth selbst, dessen Großmutter, Frau Wilckens, Opernsängerin in Berlin war, nennt sich „ein Musik- und Bühnenkind", und hatte in seiner Knabenzeit keinen lebhaftern Wunsch, als Musiker zu werden. Ging dieser Wunsch infolge des entschiedenen Widerspruchs seiner Mutter zwar nicht in Erfüllung, so blieb doch die Kunst die treueste Begleiterin seines an Mühe und Arbeit, aber auch an Erfolgen so überreichen Lebens. Als er nach Wien berufen worden war, fand er in Brahms und Hanslick seine vertrautesten Freunde. Was Brahms an Kammermusikwerken und Liedern Neues geschaffen hatte, wurde zum größten Theil zuerst in der Wohnung des Freundes zu Gehör gebracht, während Hanslick's „kritische Gänge" in der „Neuen Freien Presse" keinen beredtern Anwalt und tapfern Mitkämpfer finden konnte, als Billroth war. Nächst der Einwirkung dieser beiden Freunde ist für die Abfassung der vorliegenden Schrift Helmholtz' „Lehre von den Tonempfindungen" von bestimmendem Einfluß gewesen.

Befremdend klingt freilich der Titel: „Wer ist musikalisch?", der ursprünglich nur dem dritten Abschnitt des Buches zugetheilt war. Dieses Kapitel handelt von der Entwickelung des auf der unlösbaren Verbindung von Rhythmus und Tonhöhe, Tonklang und Tonstärke beruhenden Musikalischen zur „Tonkunst". Der Verfasser faßte aber jene Frage und damit seine schriftstellerische Aufgabe viel weiter und gab eine Darstellung des Wesens der Musik und ihrer Wirkung auf den Menschen, nicht vom Standpunkt des speculativen Philosophen oder raisonnirenden Aesthetikers, sondern von dem des Physiologen von Fach und des Musikers von Beruf. Was Tyndall und Helmholtz auf dem Gebiete des rein Physikalischen in der Musik geworden sind, das bedeutet Billroth für die Psycho-Physiologie des Musikalischen. Seine Arbeit ist deshalb auch von weit größerer Bedeutung für die musikalische Praxis als die Werke von Helmholtz und Tyndall. Auf gleich fester wissenschaftlicher Grundlage wie jene berühmten Bücher begründet, erörtert es zunächst das Wesen der musikalischen „Kategorien": Rhythmus und Ton, die Tonsysteme als Ursprung der Harmonie, die Verbindung und Trennung von Wort und Ton, die Darstellungsmittel der Musik (Instrumente, Tonmalerei, erzählende und Programm-Musik). Sodann die Musik als Ausdruck (ernste, heitere, schwere, leichte, pathetische, komische, graziöse, religiöse Musik); die Stilarten der Musik (romantische, classische, poetische Musik); schließlich die „Musik mit aufgezwungenen Associationen" (Melodram, Lied, Ballade, Oper, musikalisches Epos). Billroth's Darstellung ist von bewundernswerther Klarheit,

entzückender Frische und vor allem im besten Sinne populär gehalten. Da ist kein Satz rein theoretisirend oder speculirend. Die stoffliche Entwickelung stützt sich durchweg auf eine reiche musikalische Erfahrung und ebenso umfangreiche als eingehende und gründliche Kenntnisse und entnimmt lediglich dem Gebiet der musikalischen Praxis ihre Beweise. Hanslick's Theorie vom „Musikalisch-Schönen", insbesondere dessen Hauptgrundsatz, daß der Musik die Fähigkeit „etwas zu bedeuten" gänzlich abgehe, vertritt Billroth mit allen guten wie übeln Consequenzen. Für ihn gibt es also im Grunde genommen keinen principiellen Unterschied im musikalischen Ausdruck: die Musik kann an sich weder „pathetisch", noch „graziös", noch „religiös", noch „komisch", ja schließlich nicht einmal „ernst" und „heiter" sein. Was wir als derartigen Eindruck von der Musik empfinden, ist im wesentlichen die Wirkung gewisser nebensächlicher Beziehungen und unwesentlicher Erscheinungen, oder der Convenienz und der conventionellen Anpassung bestimmter Ideen an bestimmte Ausdrucksformen. Es wäre nicht schwer, Gegenbeweise hierzu anzuführen, und ich habe bei anderer Gelegenheit niemals gezögert, unverzagt meine Waffe gegen diese falsche Lehre Hanslick's zu führen. Aber jene „lautlose Stille", die den „müden" und doch nimmer rastenden Mann am Gestade von Abbazia umgab, und die dieser Schrift den Zauber einer — ich möchte sagen — überirdischen Verklärung gibt, soll heute durch kein Wort der Entgegnung gestört werden.

Man muß das Buch so nehmen, wie es ist, es ohne kritische Bedenken und Erwägungen lesen, um den Genuß ganz zu haben, den der Anblick des lebensgetreuen Bildes eines ebenso großen Forschers als liebenswerthen Menschen macht. Liest man es so, dann hat man den Eindruck, als höre man Musik, Musik wie sie etwa in Schubert's „Unvollendeter" und Wagner's „Blumenaue" erklingt. Der Verfasser dachte über Wagner, wie es mir scheinen will, viel weniger zelotisch als der literarische „Großvater" dieses Buches, Hanslick. Er wird mir deshalb sicher diesen letztern Vergleich verzeihen!

2. Ein deutsches geistliches Liederbuch mit Melodien aus dem 15. Jahrhundert. Nach einer Handschrift des Stiftes Hohenfurt herausgegeben von Wilhelm Bäumker. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1895. Gr. 8. 3 M.

In dem Fachkataloge der verflossenen wiener Musik- und Theaterausstellung hatte der durch seine Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte des katholischen Kirchenliedes rühmlichst bekannte Herausgeber diese Handschrift verzeichnet gefunden. Die Handschrift war lange Zeit aus dem böhmischen Kloster verschwunden gewesen und weder Dreves noch Walkau (vgl. „Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen", III, 219) hatten sie einsehen können. Erst unmittelbar vor der Eröffnung der genannten wiener Ausstellung, also 1892, wurde die vermißte Handschrift von der Witwe des Regierungsrathes F. L. Mittler in Kassel dem Kloster zurückgestellt! Der Herausgeber theilt Text und Noten diplomatisch getreu mit und gibt am Schlusse einen kritischen Apparat. Neunundsiebzig Lieder sind in der Handschrift verzeichnet; zunächst Lieder aus der Jugend- und Passionsgeschichte des Herrn (Nr. 1—39), sodann Bußlieder, Weihnachts- und Osterlieder im Geiste und Tone der bekannten Mystiker Taube und Saco gehalten. Die äußerst dankenswerthe und verdienstvolle Veröffentlichung dieser Liedersammlung bezeichnet eine wesentliche Bereicherung unsers geistlichen Liederschatzes. Gar viele der Weisen zeichnen sich durch flüssige, angenehme Melodik aus und verdienen, weitern Kreisen bekannt zu werden. Die kritische Behandlung des Textes und der Melodien ist äußerst sorgfältig. Nur mit der Textunterlegung kann ich mich an einzelnen Stellen nicht ganz einverstanden erklären. Ich notire hier einzelne Fälle: Nr. 43 (dreitheiliges Zeitmaß) sind die beiden Minimae zu einer Semibrevis zusammenzufassen und der Silbe: „Wir wol—len uns" zuzuertheilen; ebenso Nr. 58 am Anfange auch die Silbe: „Ge—hab dich wohl"; ähnlich Nr. 59, wo: „Wo ich" durch eine Art Synicese einsilbig zu nehmen ist. Auch einige Fehler in der Notirung der Notenwerthe und ausgefallene Pausenzeichen sind mir aufgefallen. Ich kann allerdings nicht beurtheilen, ob dies Druckversehen oder Ungenauigkeiten des Herausgebers sind. Ich notire nur die auffälligsten: In Nr. 46 fehlt eine Pause zwischen: „erschrecken" und „wo"; Nr. 48 bei „widerumb", muß die Note h eine Minima werden; Nr. 49 auf „schaiden" zwei Semibreves anstatt der zwei Minimae; Nr. 56 auf „ragen" eine Semibrevis anstatt der Minima; Nr. 62 auf „leben" eine Minima.

3. Präludien und Studien. Gesammelte Aufsätze zur Aesthetik, Theorie und Geschichte der Musik. Von Dr. Hugo Riemann. Erster Band. Frankfurt a. M., H. Bechhold. 1895. Gr. 8. 6 M.

Zur Erklärung des Titels bemerkt der Verfasser selbst in der Vorrede: unter „Präludien" seien diejenigen Arbeiten zu verstehen, in denen die später vom Verfasser in zahlreichen Werken ausgeführten Ideen „sich erstmalig knapp und kurz präsentirten, hier und da auch noch wie ein eben dem Ei entschlüpftes Küchen ein Stück Schale dahertragend". Als ein solches „Präludium" mit einem recht großen und harten Stück „Schale" muß ich „die musikalische Phrasirung" (S. 67—87) bezeichnen. Ohne das Verdienst zu verkennen, das Riemann sich damit erworben hat, die Phrasirungsfrage zum ersten mal in der Neuzeit angeregt zu haben, muß ich doch die Systematisirung oder richtiger die Schablonisirung der Taktarten, wie er sie Seite 79 fg. darstellt, nach wie vor als Gewaltmaßregel bekämpfen. Nicht minder auch alle Versuche, einem prästabilirten Princip zu Liebe die vom Componisten vorgeschriebenen Bindungen zu ändern, Taktstriche zu versetzen und alles nach der „Auftakts-Theorie" umzugestalten. Die Beispiele Seite 82 und 83 aus Beethoven's

B-dur- und Appassionata-Sonate entnommen, sind in der Riemann'schen Phrasirung ein vernichtender Urtheilsspruch gegen seine Theorie. — Die „Studien" sind „größere" Arbeiten, „die ihren Gegenstand selbständig erschöpfen". Sie behandeln „das chromatische Tonsystem" und die „verdeckten Octaven und Quinten", haben also eine rein theoretische Bedeutung. Den Anfang des Buches bilden die im Titel nicht berücksichtigten „Skizzen", die mit „derben Strichen" — leider nicht immer zutreffend — „Bilder aus unsern musikalischen Verhältnissen" zeichnen. Unter ihnen behandelt ein Aufsatz die „Musikzeitungen" der Gegenwart zum Theil in sehr ungerechter Weise — nach beiden Seiten hin —, und noch dazu unter dem Deckmantel objectiver Anonymität (die betreffenden Zeitschriften werden niemals genannt, sondern nur durch persönliche Verhältnisse ihrer Redacteure oder ihrer Erscheinungsform angedeutet), daß dieser Aufsatz eine energische Zurückweisung von betheiligter Seite verdiente.

4. Mozart's Werke und die wiener Hoftheater. Statistisches und Historisches, nebst einem Anhange: Mozart betreffende Dichtungen. Von Albert Josef Weltner. Wien, A. W. Künast. 1896. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Das Werkchen ist eine Gelegenheitsschrift zur Einweihung des V. Tilgner'schen Mozart-Denkmals in Wien im April dieses Jahres; im übrigen eine sorgsame statistische Arbeit, getragen von begeisterter Verehrung für den Meister, an dem Wien seinerzeit so viel gesündigt hat! Die Cabalen der Italiener gegen die „Entführung", „Figaro's Hochzeit", der mäßige Erfolg, den infolge dessen selbst Mozart's „Don Juan" in Wien hatte, vor allem das unrühmliche Begräbniß des Componisten der „Zauberflöte" — kaum neun Monate nach der ersten Aufführung dieser Meisteroper in Wien — all das sind nicht gerade Ruhmesblätter in der wiener Musikgeschichte. Die Zeiten haben sich geändert, und die statistischen Nachweise über die ungemein zahlreichen Aufführungen Mozart'scher Werke am wiener Hofoperntheater mögen als sprechender Beweis für die nachträglich „erglommene" Verehrung des Meisters dienen. Recht verdienstvoll sind übrigens die der Schrift beigegebenen biographischen Daten all der wiener Künstler, die an Mozart-Aufführungen jemals betheiligt waren.

5. Die Beethoven'schen Klavier-Sonaten. Briefe an eine Freundin von Professor Dr. Karl Reinecke. Leipzig, Gebr. Reinecke. 1896. 8. 2 M. 40 Pf.

Ob der Verfasser recht gethan hat, seine gewiß werthvollen pädagogischen Winke und Rathschläge über das Wesen der Sonate überhaupt, der Beethoven'schen insbesondere, über deren Bau, Auffassung und kunstgerechte Ausführung bis ins einzelste hinein, in dieser Form zu veröffentlichen, will ich nicht erörtern, da sich bekanntlich über Geschmack nicht streiten läßt. Trotzdem sind diese Briefcommentare in ihrer etwas philisterhaft gefärbten, aber leicht verständlichen und sachlich wohlbegründeten, feinsinnigen Ausführung nach den Geistesblitzen der Bülow'schen Noten in der bekannten stuttgarter Ausgabe immerhin keine „Ilias nach der Odyssee". Sie werden weich- und sanftgearteten, am behaglichen und liebenswürdigen Plauderton Reinecke's sich herzlich vergnügenden Lesern ein willkommener Führer und trefflich sicherer Geleitsmann sein. Es ist der freundliche Hausgeist Mendelssohn's, der aus den Briefen redet, nicht der Bülow's, dessen kecker und scharf durchdringender Witz in die Geistestiefe Beethoven's viel tiefer eindrang und ungeahnte Schätze hob.

6. Einführung in die Musik. Von Adolph Pochhammer. Frankfurt a. M., H. Bechhold. 1896. 8. cart. 1 M.

Das Ganze der Musik, Theorie und Praxis, Geschichte und allgemeine wie besondere Musiklehre — auf 189 Seiten, einschließlich des Druckfehlerverzeichnisses, und ein Musiklexikon! Von irgendwelcher selbständigen Auffassung und Darstellung kann daher selbstverständlich nicht die Rede sein. Auch fehlt der Compilationsarbeit stellenweise, wie ich bei Stichproben wiederholt entdeckte, die Sorgfalt und das rechte Verständniß. So z. B. bei der Theorie der Fuge. Die Seite 145 gegebenen Beispiele sind „Imitationen", aber keine Fugeneinsätze; Seite 135 steht „Lauben" statt „Lauten" als Begleitungsinstrumente zum Oratorium; Seite 133 heißt es: „Die Messe bezeichne den Theil des katholischen Gottesdienstes, während dessen das heilige Abendmahl eingesegnet (?!) wird. Druckfehler finden sich auch außer dem officiellen Verzeichniß in großer Menge; überhaupt macht das Ganze den Eindruck einer recht flüchtig abgefaßten Arbeit.

Heinrich Reimann.

Zur Länderkunde.

1. Wasgaufahrten. Ein Zeitbuch. Von Fritz Lienhard. Berlin, H. Lüstenöder. 1895. 8. 1 M. 50 Pf.

Wer an Weltschmerz leidet, sollte die Feder ruhen lassen. Das ist wenigstens die Ansicht des Referenten. Wozu mit dem eigenen Weh noch andere belästigen, noch andere in ihrer Schwermuth bestärken? Wer ein Buch in die Hand nimmt, das den Titel trägt „Wasgaufahrten", erwartet lebenswahre Schilderungen der schönen Natur, hofft auf frische Erzählungen erfreulicher Wandererlebnisse. Und wenn sich dann auch einmal ernste Betrachtungen einmischen in die Darstellung, so werden sie nicht abstoßen, sondern erst recht wohlthun. Denn niemand ist so gefühllos, daß ihn nicht ein schönes Naturbild ergreift und ihn zur Andacht zwingt. Aber wenn

die „Wasganfahrten“ nur der Deckmantel sind für die Ausbrüche eines kranken Gemüths eines mit dem Zeitgeiste hadernden Menschen, so verletzt das leicht den empfindsamen Leser. Es ist nicht jeder gewillt, zu jammern über die Schlechtigkeit der Menschen. Und wer dazu geneigt ist, dem wäre es besser, solche Klagelieder nicht anzuhören, da er dadurch nur noch mehr in den moralischen Katzenjammer vertieft wird. Die Welt ist schön allerorten; man muß sich nur bemühen, sie zu begreifen, und muß das Gute suchen, dann wird man auch die Freude am Leben — selbst in Berlin — erlangen.

Wer sich gefällt in sentimentaler Schwärmerei, streift leicht in seiner Darstellung das Lächerliche. Es wird mit Gefühl geschrieben, aber über das Gefühl oft der Sinn übersehen. Ganze Sätze klingen dann zuweilen wie Redensarten und sie sind auch nicht viel mehr. „In einer Woche schon wird sich der Wasgan bäumen unter der Wucht des Octobersturms?“ „Durch die Blätter meines müden Baumes geht ein unaufhörlich Frieren.“ „Die Natur bangt. Wovor bangst du, schauernde Natur.“ Das mögen nur einige Beispiele dafür sein.

Aber der Referent urtheilt vielleicht zu scharf in seiner Abneigung gegen alle Sentimentalität. Man muß auch gerecht sein. Es mag darum hier doch auch anerkannt werden, daß vielfach die Schilderungen der durchstreiften Landschaften sehr gut gelungen sind. Der Verfasser verfügt zweifellos über eine gewandte Feder. Er besitzt entschieden viel Poesie und versteht uns im rechten Augenblick wohl durch seine poetischen Empfindungen zu fesseln. Auch die eingefügten Lieder verrathen dichterische Begabung. Mit Geschick streift der Verfasser überall die Geschichte des Landes, das er durchwandert. Wenn uns auch da die Art des Wiedererwachenlassens der einstigen Bewohner etwas kindlich erscheinen will, so verhehlen wir doch nicht, daß wir gerade diese Stellen mit besonderm Vergnügen gelesen haben.

2. Harem und Moschee. Reiseskizzen aus Marokko. Von Elsa von Schabelsky. Berlin, Siegfr. Cronbach. 1896. 8. 2 M.

An die Lektüre vorliegenden Buchs bin ich mit einer gewissen Scheu herangegangen. Ich bin kein Freund der Emancipation und gehe allen geistigen Arbeiten der Frauen mit einem gewissen Vorurtheil entgegen. Aber ich muß gestehen, die Verfasserin hat mich diesmal besiegt. Sie hat es verstanden, in einer so sachlichen, objectiven Form die Erlebnisse ihrer Reise durch Marokko zu erzählen, Land und Leute zu schildern, daß ihr Buch selbst meinen Fachgenossen, den wissenschaftlichen Geographen, zur Benutzung empfohlen werden kann. Ja in diesem Falle stellt sich sogar heraus, daß die Frau hier nur allein am Platze war; denn was die Verfasserin in Marokko gesehen hat, bleibt einem Manne aus Europa für ewig verschlossen. Der Besuch eines Harems kann nur einer Frau gelingen. Das ganze orientalische Leben findet aber zu einem nicht geringen Theil in dem Harem seinen Schlüssel. Eine Darstellung des Lebens im Harem gibt uns daher über viele Verhältnisse des orientalischen Lebens mehr Aufklärung als das noch so gründliche Studium der männlichen Reisenden, denen der Harem ein unenthüllbares Geheimniß bleibt. Zweifellos sind diese Abschnitte aus dem Buche die für uns lehrreichsten.

Aber auch sonst hat die Verfasserin durch gute Empfehlungen viel Interessantes gesehen. Ihr Besuch in der unterirdischen Synagoge bei Marokko bietet uns ein eigenartiges Bild marokkanischen Lebens dar. Es wird dabei auch die Judenfrage berührt. Die Anwort fällt freilich nicht nach Wunsch unserer inhumanen Antisemiten aus. „Die Juden“, heißt es da, „sind in diesem Lande von außerordentlicher Wichtigkeit, sie sind geradezu unentbehrlich. Sie sind die einzig möglichen Vermittler zwischen Christen und Muselmänner und bilden das lebhafteste, klügste und bildungsfähigste Element der dortigen Bevölkerung.“

Durch ihren Verkehr mit den Mohammedanern hat die Verfasserin auch einen Einblick in die Bedeutung der christlichen Mission für die Länder des Islam erhalten. Sie verwirft auf das entschiedenste das fanatische Auftreten. Von Erfolg könne nur das christliche Beispiel sein. So genießt eine Missionsschwester in Marokko überall Achtung und Liebe, sie wird in alle Harems eingelassen, weil sie sich der Kranken annimmt und diese pflegt und behandelt. Aber selbst diese Schwester misbraucht zuweilen das Vertrauen, indem sie, sich vergessend, den islamischen Haremsdamen christliche Predigten hält, die diese gar nicht verstehen und auch nicht verstehen wollen. Ein Marokkaner hat bei solcher Gelegenheit einmal die genannte Schwester sehr richtig gefragt: „Gibt es denn in eurer Heimat gar keine Arme und Hülfsbedürftige, daß ihr nach Fez gekommen seid, um bei Fremden das Gebot Allah's zu erfüllen?“ Das ist eine weise Aeußerung eines Muselmannes, aus der unsere christlichen Missionare, die so gern die Wohlthäter der Menschen sein wollen, doch etwas lernen könnten.

Derartige lehrreiche Erfahrungen hat die Verfasserin wiederholt auf ihrer Reise machen können. Wir sind ihr an der Hand ihrer lebendigen Schilderung gern gefolgt, wir haben sie dabei zugleich oft bewundert ob ihres Muthes und ihrer Energie. Denn gerade als eine bequeme Vergnügungsfahrt kann man die Reise nicht bezeichnen. Die Reisende war recht oft Entbehrungen und Anstrengungen ausgesetzt, wie sie andere Damen nicht hätten aushalten können. Wir begreifen darum recht gut, daß sie am Ende ihrer abenteuerlichen Fahrt „marokkomüde“ war und sich beeilte, wieder in „civilisirtere Gegenden“ zu kommen.

3. China und die Chinesen. Von Tscheng-Ki-Tong. Einzige autorisirte Uebersetzung von Ad. Schulze. Zweite Auflage. Dresden, Carl Reißner. 1896. 8. 3 M.

China ist nach der Ansicht des Verfassers eigentlich das gelobte Land. Viele der so brennenden Tagesfragen

aus dem socialen Leben sind dort gelöst. Man muß aber bedenken, daß der Verfasser Chinese ist, der die Zustände in seinem Vaterlande doch mit nicht ganz unbefangenen Augen ansieht. Aber gleichwol ist sein Buch von höchstem Interesse. Tscheng-Ki-Tong hat zehn Jahre lang sich in Europa aufgehalten, und er kennt daher das Abendland ziemlich genau. Dort nun ist er überall einer so staunenswerthen Unkenntniß über China begegnet, daß er sich entschloß, das vorliegende Buch zu veröffentlichen, um das Land der Mitte den Europäern im wahren Lichte vorzuführen. Ihm liegt vor allem daran, die vielen verkehrten und falschen Ansichten über China zu beseitigen. Die Darstellung wird noch besonders lehrreich dadurch, daß der Verfasser überall Orient und Occident gegenüberstellt. Dieser Vergleich fällt zuweilen recht zu Ungunsten des Occidents aus. Freilich hat der Verfasser seine Studien über die europäische Civilisation vorwiegend in Paris gemacht. Paris darf aber gewiß nicht als der Typus der abendländischen Menschheit angesehen werden. Die ganze Darstellung ist darum etwas einseitig. Doch treffen auch viele der Schilderungen für andere Länder Europas zu. Jedenfalls ist das Buch für uns außerordentlich werthvoll; denn wir erblicken unsere eigene Gesellschaft gleichsam von einem Standpunkt außerhalb derselben. Der geistreiche, scharf beobachtende Chinese, der Vertreter einer uns so fremden, ebenfalls hochcultuvirten Nation, entwirft uns ein Bild der europäischen Zustände, wie wir es nie entwerfen könnten, weil wir uns ja von den uns vererbten Anschauungen gar nicht loszutrennen vermögen.

Der Inhalt des Buchs ist sehr mannichfaltig. In zwanglos aufeinanderfolgenden Abschnitten werden alle möglichen Seiten der chinesischen Cultur und des chinesischen Volks behandelt: Religion und Philosophie, die Ehe, die Ehescheidung, die Frau, die Erziehung, der Ahnencultus, dann die Schriftsprache, die Bevölkerungsklassen, die Gelehrten, die arbeitenden Klassen, die Zeitungen und die öffentliche Meinung, die Vergnügungen, weiter die vorgeschichtliche Zeit, Sprichwörter und Sentenzen, das Missionswerk der Saint-Enfance, die historischen Gesänge, die classische Poesie u. s. w. In einem der letzten Abschnitte vergleicht der Verfasser unmittelbar Morgenland und Abendland. Mit Stolz weist er darin nach, daß eine ganz bedeutende Anzahl werthvoller Entdeckungen dem chinesischen Volke zu verdanken sind, ja daß dieses bereits in ihrem Besitze war, als die abendländischen Nationen noch in tiefes Dunkel der Unwissenheit gehüllt waren. Er berührt auch den bei uns so üblichen Vorwurf: „Warum bleiben die Chinesen in ihrer Cultur stehen?" Nach seiner Ansicht sind die Chinesen keineswegs Feinde der modernen Civilisation, aber sie erkennen nicht die vielgerühmten Vortheile, welche der vermeintliche Fortschritt zur europäischen Cultur bringen soll. „Wenn man unter den obwaltenden Verhältnissen sich wohl", so führt der Verfasser aus, „und sogar möglichst wohl fühlt, ist man dann sicher durch den Wechsel des Gegenwärtigen eine bessere Zukunft zu erlangen?" Die Höhe der europäischen Civilisation erkennt er vollkommen an, aber er sieht auch ihre Schattenseiten und Schwächen, er sieht diese deutlicher und schärfer als wir, die wir oft allzu sehr von ihrem Werthe überzeugt sind. Gerade diese Stellen des Buchs sind besonders beachtenswerth; wir werden da auf Schwächen unsers socialen Lebens aufmerksam gemacht, von denen wir vielfach nichts ahnen. Zu diesen Schwächen gehört vor allem der Umstand, daß sich die gegenwärtige europäische Civilisation „inmitten des Waffengetöses, unter dem Donner der Kanonen" entwickelt habe. China schreite auf dem Wege des Friedens vorwärts, alle Einrichtungen in diesem Reiche seien auf die Erhaltung des Friedens gerichtet. Und dieses Streben dünke ihm erhabener als das kriegerische des Abendlandes. Gewiß ein schöner Gedanke! Was könnte Europa leisten, wenn alle seine geistige Kraft nur auf die Werke des Friedens gerichtet würde.

4. Rumänien. Ein Land der Zukunft. Von G. Benger. Mit einer Karte, 10 Lichtdrucktafeln und 14 Abbildungen im Text. Stuttgart, J. Engelhorn. 1896. Gr. 8. 5 M.

Im vergangenen Jahre kurz nach dem Festestrubel am Kaiser-Wilhelm-Kanal wurde im fernen Südosten Europas ein nicht minder bedeutendes Werk menschlicher Kraft der Oeffentlichkeit übergeben. Im August 1895 feierte Rumänien die Einweihung der größten Eisenbahnbrücke der Welt, die bei Cernawoda die Donau überschreitet. Mit Recht bezeichnet der Verfasser des vorliegenden Werks dieses Ereigniß als einen „Markstein in der Erfüllung eines zielbewußten Programms intensiver Culturarbeit".

Mancher unserer Leser wird vielleicht überrascht durch diese Nachricht. Mitten zwischen der Türkenwirthschaft konnte ein solches Werk gedeihen. Das erscheint kaum glaublich; aber es ist andem. Fern auf der Balkanhalbinsel entwickelt sich thatsächlich in den vom Türkenjoch befreiten Staaten ein kräftiges, wirthschaftlich leistungsfähiges Volk. Namentlich hat das Königreich Rumänien in den letzten Jahrzehnten einen gewaltigen Aufschwung genommen. Der Verfasser des vorliegenden Buchs unternahm im Herbst 1892 in seiner Stellung als königlich rumänischer Generalconsul eine Studienreise durch das Königreich und erkannte überall mit Staunen den Riesenfortschritt, den das Land mit amerikanischer Raschheit gemacht hatte. Das gab ihm Veranlassung, durch eine eingehendere Schrift auch die Fernerstehenden hiervon zu unterrichten und damit vor allen Dingen den Deutschen klarer zum Bewußtsein zu bringen, welcher Vortheil Handel und Industrie aus den wechselseitigen Beziehungen beiden Staaten erwachsen könnte. Eine besondere Anregung zur Ausführung seines Planes gab das dreißigjährige Regierungsjubiläum, das König Carol in diesem Jahre begeht. Mit großer Hochachtung spricht er von ihm als dem zielbewußten Führer seines Volkes, „der

mit starker Hand, unterstützt von tüchtigen Politikern und patriotischen Männern, seine Mission, dem Lande die politische und wirthschaftliche Unabhängigkeit zu geben, auf das glücklichste erfüllt hat".

In dem äußerlich geradezu großartig ausgestatteten Buche werden zunächst nach einer kurzen geschichtlichen Einleitung die wirthschaftlichen Zustände des Landes auf Grund des besten statistischen Materials und sorgfältiger eigener Beobachtung angestellt: Landwirthschaft, Bergbau, Heilquellen und Kurorte, Forstwirthschaft, Gewerbeleben, Communication und Handel. Sodann geht der Verfasser auch auf die Staatsfinanzen, auf die Armee, auf Verwaltung und Rechtspflege, Unterricht und Cultus sowie auf die diplomatische Vertretung ausführlich ein. In einem Schlußwort hebt er noch einmal hervor, wie sich auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens eine vollständige und segensreiche Umwälzung bemerkbar mache. So konnte der König Carol wol mit Recht die Cernawodabrücke einweihen mit den Worten: „Den Aufschwung unsers theuern Rumänien auf dem Wege zur Größe und zum Fortschritt wird niemand mehr zu hemmen im Stande sein!"

5. Reise nach Innerarabien, Kurdistan und Armenien, 1892. Von Eduard Nolde. Mit dem Bildniß des Reisenden und einer Karte. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn. 1895. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Die armenischen Unruhen im vergangenen Jahre haben das Tagesinteresse lebhaft in Anspruch genommen. Wenige Jahre zuvor ist dieses armenisch-kurdische Land von dem Verfasser des vorliegenden Buchs bereist worden, und wir bekommen durch seine Feder ein frisches Bild von den dortigen Zuständen, in dem schon die Anzeichen der jüngsten Vorgänge zu erkennen sind.

Aber durch Kurdistan bewegt sich nur der kleinere Theil der großen Reise des russischen Baron Nolde. Zuvor hat er von Beirut oder besser Damaskus aus das Innere Arabiens durchwandert, das nur selten bisjetzt von Europäern besucht worden ist. Dem Reisenden war es aber gelungen, das Vertrauen des mächtigen Emirs Ibn-Raschid zu gewinnen, der ihm sogar zu einem Stelldichein mitten in der Wüste in der Nähe von Riad, der Residenz des Fürsten, aufgefordert hat. Durch diese Begegnung war es Nolde möglich, die innerarabischen Zustände sehr genau kennen zu lernen und über die Kriege und Kämpfe der Araber sich ein klares Urtheil zu verschaffen. Der Abschnitt über die politischen Verhältnisse Innerarabiens erhält dadurch einen besondern Werth.

Von dem Lager Ibn-Raschids aus ist Nolde dann nach Mesopotamien gewandert, hat in der Nähe der Ruine von Babylon den Euphrat und bei Bagdad den Tigris überschritten. Wir gelangen mit ihm in nördlicher Richtung weiter nach Mosul am Tigris, nahe bei den Ruinen der assyrischen Krönungsstadt Ninive gelegen, überschreiten dann das armenische Hochland, besuchen Erzerum und erreichen schließlich bei Trapezunt das Meer.

Diese Wanderung an der Hand des Buches ist in der That außerordentlich lohnend. Wir lernen mit dem Verfasser wirklich das Leben in jenen öden wüstenhaften Ländern kennen. Denn Nolde schildert in anziehender, lebendiger Form. Eine Reihe interessanter Ausführungen über die Natur der bereisten Länder machen das Buch selbst für den Fachmann lehrreich. Die Abschnitte über das Kamel und das arabische Pferd verdienen auch in wissenschaftlichen Kreisen Beachtung.

Die Reise selbst ist nicht arm an spannenden und aufregenden Ereignissen. Aber der erfahrene und besonnene Reisende hat alle Schwierigkeiten, die sich ihm in den Weg gestellt haben, geschickt zu überwinden gewußt; seiner Energie, seiner Umsicht ist es zu verdanken, daß das kühne Unternehmen so glücklich und erfolgreich verlaufen ist. In hohem Maße wurde allerdings die Durchführung der Reise auch erleichtert durch die Treue und Zuverlässigkeit der orientalischen Diener. Nolde faßt sein unparteiisches Urtheil über dieselben in die Worte zusammen: „Das Menschenmaterial im Orient ist ein so vorzügliches, daß man bei etwas zweckmäßiger Behandlung desselben damit leicht alles Denkbare aus- und durchführen kann." Es spricht dieses Urtheil zugleich sehr für die Gutherzigkeit, Milde und Gerechtigkeit des Reisenden selbst, durch die er sich nicht nur das volle Vertrauen seiner Untergebenen erworben hat, sondern im Fluge auch die Liebe und Zuneigung seiner Leser gewinnt. Man möchte ihn gern persönlich kennen lernen und unter seiner Führung einmal die geschilderten Lande selbst bereisen.

Leider ist das unmöglich. Der Verfasser weilt nicht mehr unter den Lebenden. In London ging er, erst 46 Jahre alt, am 11. März 1895 freiwillig in den Tod; er starb viel zu früh für die Wissenschaft, der der begabte Mann gewiß noch manche Förderung gebracht hätte. In der vorliegenden Reisebeschreibung hat er sich selbst ein bleibendes und ehrendes Andenken gesetzt. Willi Ule.

Aus der Erzählungsliteratur.

1. Realistische Erzählungen. Von Philipp Langmann. Leipzig, Robert Friese, Sep.-Cto. 1896. 8. 2 M.
2. Ein junger Mann von 1895 und andere Novellen. Von Philipp Langmann. Leipzig, Robert Friese, Sep.-Cto. 1896. Gr. 8. 2 M.
3. Opfer. Roman. Von R. E. Nicolai. Leipzig, Robert Friese, Sep.-Cto. 1896. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß in einem Verlage gleichzeitig Werke von so grundverschiedenem, ja

entgegengesetztem Charakter erscheinen, wie das Nicolai'sche und die beiden Langmann'schen Bücher. Langmann ist ein Neuer, einer von den Jungen, der in dem Vorwort zu seinen „Realistischen Erzählungen" seine ästhetischen Anschauungen kundgibt, wie er auch seinen „Novellen" zwei Motti vorsetzt, die seinen Standpunkt kennzeichnen sollen. Da eifert er über die alte Kunst, „die Sprache, welche immer süßlicher, glatter, geleckter wurde, ständige Phrasen, ständige Gedankenreihen, der Ausblick enge, die Stube so muffig, Schablonen — — die Abgebrauchtheit der Stoffe, der Mangel an Deutsamkeit (?), mit einem Worte flach, flach . . .". Dem gegenüber wünscht er: „Lieber unbeholfenes Kunstschnitzwerk als diese Drechslerwaare, lieber thörichte Jungfrauen als diese verlogenen Puppen, und du unklares Herz im schmierigen Arbeitskittel sollst uns willkommen sein, diese pomadisirten Schwerenöther, diese in Bier schwelgende und an Weinliedern sich begeisternde, chauvinistische Gesellschaft zum Teufel zu jagen. Zum Danke wollen wir dich in die Fabrik begleiten, im finstersten Winkel dir Gesellschaft leisten, dir bei deiner Arbeit helfen, mit dir schreien, wenn du schreien willst, lachen, wenn du lachst, wir wollen dich nach Hause begleiten und alle deine großen Sorgen und kleinen Mühsale mußt du uns beichten. Zuguterletzt malen wir dir dein Conterfei auf, mit Farben allerhand: wie du wachst und schläfst, was du issest und wie du dich betrinkst, deine Kinder erziehst und Politik machst. Das zeichnen wir alles auf, haarklein. Wir wollen dein Mistrauen besiegen, und wenn du uns anfangs mit großer Geringschätzung beim Malen zusiehst, wie wir Strich an Strich ansetzen, allmählich wirst du aufmerksam, es macht dir Spaß. Wir wollen dir Spaß machen! Du sollst über uns lachen und über dein Bild, du sollst an dir selber eine Freude haben! Wir wollen, daß du wieder Freude am Leben hast, eine wahre, tiefe, echte Herzensfreude. Und die andern — du weißt schon — die kommen langsam heran und sehen sich die Bilder auch an. Mögen sie auch anfangs vor deinen schwarzen Fäusten erschrecken, sie fühlen es bald, daß du ein harmloser Mensch bist. Langsam verschwindet Verbitterung und Furcht, leise schlüpft das Zutrauen herein, die große Liebe beginnt, das tausendjährige Reich hebt an."

Also eine Literatur über den Arbeiter für den Arbeiter, an der schließlich auch die andern Stände Gefallen finden sollen, und durch die die große Aufgabe der Zeit, die Versöhnung des in sich zerspaltenen Volkes herbeigeführt werden soll. Wahrlich, ein schönes Ziel, das so begeisternd ist, daß wir nicht mit der nüchternen Frage dazwischenfahren wollen, ob wol der Weg von den breitesten Schichten des Publikums hinauf zu den höher gebildeten derjenige ist, den die Literaturwerke zu gehen pflegen, daß wir die Frage, ob der Arbeiter diese 2-Mark-Bücher überhaupt zu Gesicht bekommt, ganz beiseitelassen wollen. Nehmen wir an, der Arbeiter lese sie, und fragen wir uns, welchen Eindruck sie wol auf ihn machen, ob sie ihm Freude an sich und am Leben beibringen werden.

Von den sieben Erzählungen spielen vier in Arbeiterkreisen: die erste, „Die vier Gewinner", erzählt von vier Arbeitern, die einen größern Lottogewinn machen; der eine verspielt das Geld wieder in der Lotterie, der andere verschlemmt's und verpraßt's in wenig Tagen; der dritte wird gar durch den unverhofften Gewinn so geizig, daß er mit sammt seinem Weibe im Besitze seines Geldes verhungert, und am besten kommt die vierte weg, der das Geld durch einen Betrüger sofort wieder abgeschwindelt wird, sie leidet wenigstens weder an Leib noch Seele Schaden. In „Der Schlacht bei Sempach" verweist ein alter Arbeiter einen jungen, der um einer Liebesangelegenheit willen sich das Leben nehmen will, auf Arnold von Winkelried als auf ein Beispiel, wie und wofür ein Mann stirbt. „Der Streber" erzählt von einem Arbeiter, der erst Mitschuldiger an einem Diebstahl wird, zu dem eine alte Arbeiterin sich aus Noth verleiten läßt, der sich aber dann durch Denunciation der Alten beim Fabrikvorstand lieb Kind macht. Und „Versorgt" erzählt von einem alten Hausirer, der drei Kinder in guten Verhältnissen hat, einen Professor, ein k. k. Hauptmann (!) und eine gut verheirathete Tochter. Als er erwerbsunfähig wird, wollen die Söhne nicht für ihn sorgen, nur der Schwiegersohn gibt ihm ein paar hundert Gulden, und daraufhin heirathet er eine Alte aus gleichem Stande von der Straße weg, weil er sieht, daß sie sich eines eben ausgesetzten Kindes mitleidig annimmt; das Kind nehmen sie mit in die Ehe und alle sind nun versorgt. An welcher dieser Geschichten soll nun der Arbeiter jene Freude gewinnen, die Freude an sich selbst und am Leben? In welcher dieser Gestalten soll er sich selber wiederfinden und für welche soll er dem Abmaler dankbar sein? Denn aus der genauen Schilderung des Fabriklebens und -treibens würde sich der Arbeiter gar nichts machen; das sind Dinge, die er alle Tage sieht und deren Abschilderung ihm zwecklos erscheinen muß. Und auch die Richtigkeit der Schilderung des Seelenlebens der Arbeiter angenommen — daran würden die Arbeiter selbst kein großes Interesse nehmen (ganz abgesehen von der Frage, ob sie an dem hier geschilderten eine Freude haben könnten); in dieser Beziehung täuscht sich Langmann (falls seine Vorrede ernstlich gemeint ist) ebenso wie die, welche meinen, daß Kindergeschichten, die das kindliche Seelenleben analysiren, für Kinder interessant, ja überhaupt verständlich seien.

Ob aber auch „die andern" diese Arbeitergeschichten mit Nutzen und Vergnügen lesen, ist fraglich. Zur Versöhnung wird die Darstellung der theils thörichten, theils schlechten Menschen nicht weiter beitragen; und auch sonst nimmt man am Gegenstand weniger Interesse als an der Darstellung. Diese hat unzweifelhaft ihre Vorzüge; Langmann ist eine begabte Natur, er hat Sinn und Blick für die Erscheinungen der Natur, für das Seelen-

leben des Menschen, für Empfindungen und Stimmungen. Diesen Gaben hält die Erfindungs- und Gestaltungskraft nicht die Wage; das Thatsächliche, das Erzählbare, das Geschehniß tritt in seinen Erzählungen stark zurück. Oder will er vielleicht nur unbedeutende Dinge erzählen? Das eine der beiden Motti, die er seinen Novellen vorgesetzt hat, könnte fast darauf führen. Es ist ein Wort eines französischen Vorkämpfers des künstlerischen Realismus, Millet, und enthält die Frage: Qui oserait décider qu'une pomme de terre est inférieure à une grenade? Langmann ist offenbar sehr für die Erdäpfel. Während er diesem Motto entschieden nachgeht, spürt man von dem andern nicht viel. Das ist ein Hinweis Heinse's darauf, daß jedes Land seine eigenthümliche Kunst habe und jeder für sein Volk arbeiten solle. Diesem Motto geht Langmann gar nicht nach. Einen national-volksthümlichen Zug sucht man in seinen Sachen vergebens.

Der „Junge Mann von 1895" (Nr. 2) ist ein müder passiver Stimmungsmensch, der in ein sonderbares Weiberabenteuer willenlos und doch willig hineingezogen wird. Das Motiv ist schon dagewesen, daß ein Frau, ehe sie um äußerer Gründe willen eine Verstandesehe eingeht, mit dem Geliebten einige Monate echten Liebeslebens genießen will. Für sonderlich deutsch-national möchte ich's nicht gerade halten, ebenso wenig wie die andern Stoffe, die Langmann da behandelt. Und auch die Behandlung steht stark unter französischen, norwegischen, slawischen Einflüssen. Sie hat etwas unsaglich Affectirtes und macht bei allen Feinheiten der Beobachtung einen oft unausstehlichen Eindruck. So z. B. wenn sich in der obengenannten Novelle die Liebesleute im Liebesparoxysmus mit „er" und „sie" (3. sing.) anreden; oder wenn Langmann ein Kapitel mit einer Zeile Punkte und drei Zeilen Gedankenstriche schließt; wie denn überhaupt mit solchen Zeichen ein großer Misbrauch getrieben wird; auch die Nachahmung von Thier- und Naturlauten wird stark übertrieben. Bezüglich des nationalen Charakters ist Langmann als Oesterreicher in einer eigenthümlichen Lage; an unserm nationalen Leben nimmt er nicht in vollem Maße theil, und das seinige ist nicht voll das unserige. Ob er naturgetreue Typen des mährisch-österreichischen Arbeiterstandes gezeichnet hat (denn dort ist der Mutterboden seiner Beobachtungen), wage ich nicht zu entscheiden; deutsche Arbeitertypen hat er uns nicht gegeben, und auch in den andern Sachen steckt nichts volksthümlich Deutsches; man müßte die sinnige Naturbeobachtung und -stimmung hierher rechnen, die in einzelnen Stücken gut verwerthet ist. Als Probe sei die Schilderung des Sonnenaufgangs hergesetzt, die den Schluß der Novelle „Die Brücke" bildet; dieser soll zugleich den Sieg der Liebe über die Verzweiflung versinnbildlichen. Das Schöne darin und das Gesuchte halten sich wol die Wage:

Plötzlich schrillte es vom Osten herauf, als ob eine gigantische Faust an eine Riesentrompete gegriffen hätte. Zwei breite Strahlen kämpften am Horizonte siegreich gegen einige Wolken, die sich mit dunstigen Nebeln vor den Speeren zu schützen suchten, die, alles durchdringend, auf ihre Leiber zuflogen.

Es war wol nur einer der Herolde, denn rasch vermehrte sich der Glanz, es mußten wol hundert solcher glänzender Garden sein, die voranritten; schon begann es langsam zu erglühen, in allen Farben zu erblühen . . . . Zink! — Trarah!

Die Dünste wehrten sich verzweifelt, Von überallher kamen sie zu Hauf; hier zu Wolkenfetzen verdichtet, dort wie leichte, feinfädige Schleier, und unheimlich wild tobte der Aufruhr gegen die Feinde. Es gab Lichteruptionen, wie aus einem Vulkan, und die gelben Strahlen knatterten dazwischen und die rothen stießen ins Horn, daß es dumpf dahintönte, und wie gewaltige Kanonenschläge schlug eine weiße Glut in das Gemenge.

Dazwischen hinein begann der Vogelchor sein wirres Durcheinander, die Rebhühner trippelten in den Furchen und flogen mit Hurrs auf, wenn ein Hase des Weges kam, sich das Licht von der Nähe zu besehen, alles bekam Stimme, Glanz, Farbe und schrie durcheinander wie toll.

Und jetzt hob es im Osten an, lang, tief, weit ausholend, eine mächtige Siegesfanfare — — — — — — — — — — — — — majestätisch, großartig, schreckhaft breit, doch warm, tröstend, kam das Gestirn herauf — — — — vorbei der wilde Schlachtlärm, die Fehde geschlichtet, gebrochen der Trotz — — — — — — — Traaah! Traaaaaaah! — — Traraaaaaaaaah!!! Sieg! — Sieg!!

Ein Dichter steckt offenbar in Langmann, wenngleich das edle Metall noch sehr mit Schlacken versetzt ist und sein Horizont noch der Ausweitung durch wirklich werthvolle Erfahrung bedarf. Jedenfalls ist weit mehr Ursprünglichkeit in ihm als in dem Verfasser des dritten der obengenannten Bücher: „Opfer." R. E. Nicolai bewegt sich ganz in den von Langmann so scharf verurtheilten alten Bahnen. Da gibt es sehr ideal gesinnte Menschen, die die Wirklichkeit in unerlaubter Weise misachten; denn anders kann man es kaum nennen, wenn der Held, ein Offizier, verlangt, daß seine Kameraden an der von ihm geplanten Ehe mit einer Nähterin, deren Vater ein dem Trunk ergebener Lump und deren Schwester eine leichtsinnige Balletelevin ist, keinen Anstoß nehmen sollen. Und ebenso übertrieben und lebensunwahr ist es, wenn der nüchtern correct denkende Freund des Helden, der die Braut zum Verzicht bestimmt, durch den Selbstmord des um sein Glück gebrachten Mädchens von der Unrichtigkeit seiner Anschauungen überzeugt wird, während der Held später die von einem schlechten Menschen verführte Schwester der Heldin heirathet und deren Sohn mit in die Ehe nimmt. Größere Gegensätze, wie diese in durchaus romanhafter Weise erdachte Erzählung, und andererseits die Langmann'schen Arbeitererzählungen, wird man selten nebeneinander finden. Wahrheit im höhern Sinne bieten freilich alle drei Bücher nicht; Langmann aber hat die größere Aussicht, ihr vielleicht einmal nahe zu kommen.

M. Rachel.

Altmodisches und Neumodisches.

1. Gedankensünde. Roman. Von Helene Lang. Dresden, Carl Reißner. 1896. Gr. 8. 3 M.
2. Jugendstürme. Roman. Von Karl Busse. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 12. Jahrgang. Band 20.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1896. 8. 50 Pf.
3. Sonderbare Schwärmer. Altmodische Geschichte. Von Wilhelm Noeldechen. Dresden, Carl Reißner. 1896. 12. 2 M.
4. Aus dem Kreolenlande. Von Gustav Meinecke. (Exotische Novellenbibliothek. Band 2.) Berlin, Deutscher Colonial-Verlag (G. Meinecke). 1896. 8. 1 M. 50 Pf.
5. Señorita Paz und Anderes. Von Clara Biller. Dresden, Carl Reißner. 1896. 12. 3 M.
6. Pastor Hammer. Ein Zeitbild von Leopold Guthardt. Leipzig, Reinhold Werther. 1896. 8. 2 M. 50 Pf.
7. Melusine. Ein Liebesroman. Von Jakob Wassermann. München, Albert Langen. 1896. 8. 2 M. 50 Pf.
8. Fundgruben. Einactige Novellen. Von Alfred Friedmann. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 1896. Gr. 8. 2 M.
9. Wie ich es sehe. Von Peter Altenberg. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1896. 8. 3 M.

„Gedankensünde" von Helene Lang (Nr. 1) ist ein Buch mit der guten Moral, daß nicht blos die That eine Sünde ist, sondern schon der Wille zur That. Diese Moral ist nun freilich nicht neu, und das Thema der unbefriedigten ältern Frau ohne Kinder, die sich verliebt, ist auch nicht mehr ungewöhnlich. Diesmal verliebt sich die Heldin, eine Frau Professor Bläumer, in einen viel jüngern Mann, einem physischen Pracht- und Kraftmenschen, der sich freilich nachher als ein höchst gewöhnlicher, geistig unbedeutender Landwirth entpuppt. Das sieht Frau Bläumer später denn auch ein, und sie kann sich nicht genug wundern, wie sie sich in diesen Mann verlieben und ihre Pflichten als Gattin um seinetwillen so schnöde vernachlässigen konnte. Daß es bei der Gedankensünde blieb, ist nicht ihre Schuld, sondern die des Zufalls, den die Verfasserin, um nicht gar zu modern sinnlich zu werden, ganz hübsch dirigirt. Frau Bläumer büßt denn auch redlich, und macht durch treue Pflichterfüllung und Sicheinleben in die Geistesrichtung ihres durch einen Schlaganfall plötzlich gelähmten Gatten gut, was sie an ihm gesündigt hat. Die Moral also, wie gesagt, ist tadellos. Die Ausführung des Ganzen läßt freilich manches zu wünschen übrig: man hat den Eindruck, daß die Verfasserin das Handwerkszeug noch nicht recht beherrscht und deshalb unsicher ist. Auch schwankt sie hin und her zwischen dem alten Familienblattstil und dem modernen. Sie will beiden nicht zu viel einräumen und wird so beiden nicht ganz gerecht. Immerhin ist das Problem mit Ernst angefaßt und der Versuch gemacht, es psychologisch zu vertiefen. Sie redet aber dabei, wie überhaupt die Frauen und die Modernen, zu viel.

Ein moralischer Roman ist auch der Karl Busse's: „Jugendstürme" (Nr. 2). Er ist jungen Witwen, die einen heranwachsenden Sohn haben und wieder heirathen möchten, ebenso sehr zu empfehlen wie besagten Söhnen. Letztere lesen ihn vielleicht mit noch größerm Nutzen, obwol die Moral der Geschichte für sie bedenklicher sein kann als für die Mutter. Erst dann nämlich begreift der achtzehnjährige Fritz den Wunsch seiner abgöttisch verehrten Mutter, wieder zu heirathen, erst dann gibt er seinen trotzigen, ihn leiblich und seelisch fast aufreibenden Widerstand gegen ihren Wunsch auf, nachdem er entdeckt hat, daß er selber verliebt ist. Ich habe von Anfang an vermuthet, daß Busse auf diese Weise sich aus der Verlegenheit und seinen Fritz aus der Schlinge ziehen werde, habe aber dem Verfasser allerdings bis zuletzt zugetraut, daß er den durchaus tragisch angelegten Conflict nicht in dieser familienblatthaftigen Weise löse, ob er nun wirklich tragisch oder anders enden wollte. Auch sein Roman schwankt zwischen altem und neuem Stil und macht nach beiden Seiten hin Concessionen; ja er schwankt sogar in der Darstellungsart zwischen dem für die heranwachsende Jugend berechneten Ton und dem für gereifte Leser. Die Schilderung des Gymnasiastencommerses streift schon ans Kindliche; das Kapitel wird allerdings das Entzücken aller Gymnasiasten sein, wie denn auch die lustige Else, das Versuchsobject für die den Conflict lösende Liebe Fritzens, allen Backfischen das Herz abgewinnen wird. Aber Busse will doch mehr bieten als eine Jugenderzählung; er will einen Roman geben und faßt wirklich seinen Stoff mit äußerst geschickter Hand und routinirter Mache an. Hätte er den Roman vollends zur Novelle verdichtet, so wäre er noch viel wirksamer gewesen, und Kapitel, wie das gerügte, wären von selbst weggefallen. Dem Zauber der Busse'schen Prosa kann man sich auch hier nicht entziehen, und einzelne Scenen sind von gewinnender Innerlichkeit oder packendem dramatischem Leben.

„Altmodische Geschichten" nennt Wilhelm Noeldechen (Nr. 3) seine Sammlung von kleinen Erzählungen. Und er hat insofern recht, als es heutzutage für altmodisch gilt, behaglich und in ruhigem Flusse der Entwickelung zu erzählen und liebenswürdige Menschen zu schildern. Inhaltlich sind die Geschichten nicht altmodisch; die erste, am wenigsten gelungene Erzählung: „Schuld und Schicksal", trägt sogar einen recht modernen Zug, und auch die andern Geschichten haben durchaus nichts Altmodisches an sich, außer daß sie einen wohlthuenden humoristischen Untergrund haben, der bekanntlich den Modernen ganz fehlt. In der ganzen Art der Darstellung erinnert Noeldechen an Heinrich Seidel, und ich wüßte eigentlich kein besseres Lob für den Verfasser, als daß seine Geschichten ebenso gut von Seidel geschrieben sein könnten. Offenbar entspricht wie bei Seidel die behagliche, bald etwas steifleinene, bald — ich möchte sagen — liebenswürdig lächelnde Art des Vortrags und die Liebe für das Kleine und Geringe

durchaus seiner Natur, und er braucht sich nur zu geben, wie er ist, um uns für seine Helden zu gewinnen und uns anmuthig zu unterhalten.

Es sind keine novellistischen Kunstwerke, die uns Gustav Meinecke (Nr. 4) bietet, aber der Verfasser versteht es, uns im Gewande einer einfach ersonnenen Erzählung Land und Leute aus dem Kreolenlande treu und wahrhaftig vorzuführen. Indem wir, fast wie in den Tagen der Jugend bei Cooper's Indianergeschichten, durch das Femdartige dieser Menschen angezogen und gar nicht übel unterhalten werden, lernen wir gleichzeitig ein Stück amerikanischer Cultur- und Sittengeschichte kennen. Es ist kein Zweifel, daß der Verfasser die Verhältnisse sehr genau kennt, und man bekommt aus seinen Schilderungen den Eindruck, daß es sich verlohne, sie kennen zu lernen. Etwas von Gerstäcker'schem Humor und amerikanischer Ungenirtheit in der Darstellung belebt die ohnedies durchaus lebenswahren Erzählungen.

Ebenfalls exotisch muthen uns die spanischen Erzählungen von Clara Biller (Nr. 5) an. Wie häufig, ist auch hier die Erzählung, welche der Sammlung den Namen gegeben hat, die schwächste; für sie ist die spanische Farbe auch ganz nebensächlich. Diese kleine Täuschungs- und Verwechselungskomödie hätte mit wenigen Aenderungen ebenso gut in einem andern Lande spielen können. Mehr Localfarbe haben die zwei andern Erzählungen, und was sich hier abspielt, ist durchaus spanisch und nur auf spanischem Boden möglich. Unser Interesse wird freilich mehr vom Exotischen bedingt als von der Kunst der Erzählerin, mehr von den äußerlichen, sehr spanisch verlaufenden Geschehnissen, als von dem Antheil, den wir an den Personen selbst nehmen. Am meisten in das Gemüths-, politische und religiöse Leben des spanischen Volkes läßt uns die dritte Geschichte hineinblicken: „Unter Karlisten", welche auch die umfänglichste ist. Es ist schade, daß sie, wol durch die Figur des deutschen Malers bestimmt, einen etwas burschikosen Anstrich bekommt und ziemlich nachlässig eben so hin vorgetragen wird. Der Stoff ist offenbar der Verfasserin zugelaufen, ohne daß sie seine Tiefe erkannt hätte; oder aber fehlt ihr die Fähigkeit, einen solchen Stoff zu bewältigen. Es handelt sich nämlich darum, „daß spanische Priester hübsche Mädchen als Prämien betrachten, die sie beliebig für löbliches Verhalten [auch der Ihrigen] im Dienste der Kirche vertheilen wollen", die also keinesfalls einen religiös oder politisch Liberalen bekommen dürfen, sondern einen den Karlisten und der Kirche ergebenen Mann, und wenn ihnen das Herz darüber bricht, und wenn sie darob sterben. Das zieht den Leser dieser Geschichten ganz gewaltig an, und man bedauert, daß das Problem von der Verfasserin, die offenbar ihr Material, Spaniens Land und Leute, sehr genau kennt, mit einer Karlistenkugel theatralisch durchschossen, statt ernsthaft gelöst wird. Wenn die Verfasserin sich um diese Geschichte halb so viel Mühe gegeben hätte wie um die erste, ich glaube, auch sie würde etwas Besseres daraus gemacht haben.

„Pastor Hammer" von Leopold Guthardt (Nr. 6) ist als ein Tendenzroman aus der socialen Bewegung der Gegenwart beachtenswerth, ästhetisch aber vollkommen werthlos. Alles Romanhafte ist durchaus nach bekannten Schablonen gezeichnet, und diese Schablonen sind zudem rein äußerlich aufgelegt. Mit grobem Pinsel fuhr der Verfasser darüber, und der Roman war fertig. Da es die ästhetische Kritik nichts angeht, ob der bekannte Erlaß des preußischen Oberconsistoriums berechtigt war oder nicht, und da diese Kritik auch kein Interesse daran hat, ob die pommerschen Gutsbesitzer größere oder kleinere Tyrannen und Dummköpfe sind, so liegt die Kritik dieses Zeitbildes eigentlich außerhalb unserer Aufgabe. Denn wir haben es mit einer Anklageschrift gegen den Adel und die höhere Geistlichkeit zu thun, die nur zufällig in die Form der Erzählung gerathen ist. Also müssen sich andere Leute mit ihr auseinandersetzen.

Jakob Wassermann's „Melusine" (Nr. 7) ist ein durchaus modernes Buch. Eine Liebesepisode wird mit einem gewissen Raffinement der Kleinbeobachtung des Geschlechtlichen zu einem Roman ausgedehnt, und die Frage, ob sie sich kriegen, natürlich ohne Ehe, und warum sie sich so lange nicht kriegen, erhält einen mehr physiologischen als psychologischen Hintergrund. Um diesen Hintergrund ganz zu verstehen, muß man mit der physiologischen Entwickelung der Jungfrau vertrauter sein, als es der Nichtmediciner zu sein pflegt; dann vielleicht muthet die Sache auch weniger unsauber und ekelhaft an. Daß ein gewisses Talent in diesem jungen Autor steckt, ist nach dieser offenbar ersten Probe seines Schaffens nicht zu bezweifeln.

Warum Alfred Friedmann (Nr. 8) seine Sammlung „Fundgruben" genannt hat, ist mir nicht gleich verständlich gewesen. Erst als ich im Kürschner nachschlug, ob es der Friedmann sei, von dem ich schon Besseres gelesen hatte, und dort den Titel fand: „Fundgruben und Romanstoffe", begriff ich: es sind Feuilletonskizzen, aus welchen entweder der Verfasser Romane hätte machen können, oder Fundgruben für andere, die um Romanstoffe verlegen sind. Ich bin indessen ganz mit Friedmann's Vorwort einverstanden, in welchem er es ablehnt, aus seinen Feuilletonskizzen Romane zu machen, und würde niemand rathen, diese „einactigen Novellen" — besser wäre: verstümmelte Novellen — zu Romanen zu verbreitern. Geschrieben sind sie in dem zerfahrenen, selbstgefälligen, gezierten und geistreichelnden Stil, der häufig den modernen Feuilletons, insbesondere aber Friedmann eigen ist; die Stoffe sind entweder nichtig oder ebenso seltsam und gesucht wie ihre Darstellung, theilweise ausländischen Schriftstellern entlehnt. Im Feuilleton der Zeitung liest man so etwas mit der bekannten Gleichgültigkeit gegen Feuilletons, ohne sich weiter aufzuregen oder zu ärgern; stehen aber die Feuilletons in einem

Buch beisammen und wollen als ernsthafte literarische That genommen sein, dann hat die Sache gleich ein anderes Aussehen, meistentheils ein sehr böses. Ich habe manches von Friedmann mit Vergnügen gelesen; dieses Buch zu lesen war eine harte Arbeit, und nur ein paar ganz verrückte Stoffe, wie „Der Tomahawk", und einige Ausflüge in das Gebiet höherer Geschmacklosigkeit haben mir die schwere Arbeit einigermaßen gewürzt.

Eine gewisse Aehnlichkeit im Stil haben die Skizzen Peter Altenberg's: „Wie ich es sehe" (Nr. 9). Der Titel ist bezeichnend. Hören wir gleich, wie Altenberg sieht:

Die Dame blickt auf den See hinaus.

Der See:

5 Uhr: Blinkend, wie scharfgeschliffene Toledanerklingen im Gesecht. Das Höllengebirge ist wie leuchtende Durchsichtigkeit.

6 Uhr: Hellblaue Teiche und Wiesen in bronzefarbigem Wasser. Das Höllengebirge wird wie rosa Glas.

½7 Uhr: Citronengelber See vom Sonnen-Scheiden, ein Hauch von lila wie Heliotrope-Dunst. Das Höllengebirge wird ein Amethyst.

Und so weiter bis:

8 Uhr: Ein kleiner, runder Teich, fern am See flimmert wie Silber. „Bonsoir" des Mondes — — —.

Hören wir auch, wie Altenberg hört:

Die Schlacht singt ihr Lied, jauchzt, kreischt, brüllt, stöhnt, athmet aus — — — — —. Pause. Plötzlich beginnt ein furchtbarer Wirbel — — — — Rrrrátaplan, rrráta rrráta rrratatatá tá tá tá tá — — — — — — trrrrrrrrá. Der Todeskampf dieses Lebens. „Schlacht!"

Orkan-Wirbel!

Er nothzüchtigt das Ohr, spannt es, treibt es auseinander, schüttelt es, bricht es, dringt in die Seele ein und macht erschauern — — —! Ein fürchterlicher Wirbel, ein entsetzlicher, nachsichtsloser, grausamer, blutohriger Wirbel. Wird er nicht aufhören?! Er hört nicht auf rrrráta, prasselt herum, zerfetzt die Nerven, rrrratatá! Wirbel! Wirbel — — —!! Rrrratá! Alles wird über den Boden geblasen, gemäht, vertilgt!

Schuß — — Schuß — — — — — Schuß! Rrrrrrrrrát. — — — — —. Die Schlacht ist gestorben.

Stille!

Man beachte die verschiedene Zahl der R und der Gedankenstriche sowie die verschiedene durch Accente hervorgehobene Betonung!

Hören wir auch noch, wie Altenberg fühlt:

Er erbleichte. Er spürte es direct wie Thränen in den Nerven, im Cerebralsysteme, im Rückenmarke, im Gangliensysteme, überall preßten sich Thränen hervor, bis in die Knie hinab weinte es, durch die Röhren der Knochen hindurch preßten sich Thränen, in den Schultern, in den Ellenbogengelenken rieselte es durch, wie Thränenregen rieselte es an der Haut herab —.

Ich nehme es keinem Leser übel, wenn er diese Dinge als Verspottung moderner Schreibunart ansieht, versichere aber, daß es Peter Altenberg grimmiger Ernst ist. Außerdem bekenne ich, daß ich den Sinn dieser vielleicht sehr tiefsinnigen Skizzen größtentheils nicht verstanden habe und geneigt bin, einiges für baaren Unsinn zu halten. Aber ich bin wol noch nicht reif für die Welt, in welcher man so sieht, wie Peter Altenberg.

Richard Weitbrecht.

Feuilleton.

Zur Weihnachtszeit pflegen sich nicht selten Poesie und Malerei oder Holzschneidekunst die Hand zu reichen, damit nicht allein der Geist, sondern auch das Auge an dem frohen Feste erfreut werde. Gibt es doch in unserer Zeit eine nicht geringe Anzahl „Gebildeter", denen überhaupt der Inhalt der Bücher vollständig gleichgültig ist. Um aber „dem guten Tone" gerecht zu werden, der nun einmal ein Buch auf dem Weihnachtstische verlangt, nehmen jene Leute ihre Zuflucht zu einem schönen Bilderbuche, für das eifrige Verlagsbuchhändler, die den Geschmack ihrer Kunden und den Ton der Zeit kennen, gesorgt haben. So erscheinen in allen skandinavischen Ländern um Weihnachten solche illustrirte Festschriften, reich mit Bildern geschmückt, inhaltlich recht bunt, aber nicht besonders tief. Eine solche liegt aus dem Jahre 1894 vor aus A. Cammermeyer's rührigem Verlage: „Jule-Roser" (Kristiania, Alb. Cammermeyer). Der Inhalt ist mannichfaltig: Gedichte, meist ernster Natur, wechseln mit kurzen humoristischen Erzählungen, und selbst ein kleines Lustspiel fehlt nicht. Auch die Kunst ist in fast allen Formen vertreten. Von dem einfachsten Holzschnitte, der Erzählung und Gedicht veranschaulicht, bis zur Photo- und Farbentypogravure. Die Kunst gehört zum Theil der neuesten norwegischen Schule an, für die wir nicht immer besonders begeistert sein können. So ist Erik Werenskjold's Aquarell wenig ausdrucksvoll und G. Munthe's Julephantasie geradezu häßlich. Einen sonderbaren Eindruck macht es auch, wenn die heiligen drei Könige auf dem Titelblatte in Mäntel in der schwedisch-dänisch-norwegischen Landesfarbe, die die Wappen der drei Reiche schmücken, gehüllt sind. Nicht übel ist die Radirung von Rosen's Gemälde „Karin's Besuch bei König Erik XIV. im Gefängniß" und die Heimdalstatuette. Mit Freuden begrüßt wird sicher auch von vielen die Beigabe: die Bilder aller scenischen Künstler der drei skandinavischen Reiche.

— Die Norweger haben zuweilen einen sonderbaren Geschmack. In Großfolio liegt vor uns eine Sammlung neunorwegischer Gedichte mit Illustrationen von Thorolf Holmboe („Norske Digte", illustrerede af Th. Holmboe [Kristiania, Alb. Cammermeyer]). Einband: blauer Umschlag mit Stiefmütterchenkranz (schwarz-weiß-roth); die Deckseiten: hellgrün mit weißem Stiefmütterchenkranze; das Titelblatt: weiß mit schwarzem Stiefmütterchenkranze. Dies Stiefmütterchenmotiv umrahmt dann auch sämmtliche Bilder, die die Gedichte schmücken. Nun, es ist wenigstens Consequenz da. Sonderbar berührt auch zuweilen der Nebenschmuck oder die Ausführung der einzelnen Bilder, so wenn A. Munch's herrliches Gedicht „Ein Gebirgssee" mit silbergrauem Schilfe überwachsen ist, in dem sich ein gleichfarbiger Frosch bewegt, oder wenn sich die Sternschnuppe wie ein Kometenschweif über den ganzen Himmel zieht, oder wenn der kranke Jüngling — der überhaupt recht wohl aussieht — auf einem Teppich von Margaritten ruht, wo eine Blume so weit von der andern entfernt ist wie die andere. Wo Holmboe Pflanzen- und Thiermotive herbeizieht, da scheint überhaupt sein künstlerisches Talent in den Hintergrund zu treten. Auch den Personen fehlt Leben und Ausdruck. Unstreitig besser, zum Theil vortrefflich gelungen sind die Bilder, wo er die Berge und das Meer seiner Heimat darstellt. — Gegenüber den Zeichnungen treten die Gedichte fast

in den Hintergrund. Die Auswahl dieser ist recht gut. Es sind fast durchweg Stimmungsbilder: die heimische Natur, Liebe und Leben beherrschen den Inhalt; vaterländische Gedichte fehlen. Es ist eine Auswahl aus dem Besten, das dies Jahrhundert hervorgebracht hat: von Welhaven und Wergeland bis auf Rosenkrantz, Johnson und den phantasiereichen Vilhelm Krag. Ibsen's und Björnson's Sammlungen sind natürlich die meisten entnommen. Die Reihenfolge ist chronologisch: Welhaven's „Frühlingsnacht" beginnt und Krag's „Mainacht" beendigt die Reihe: hier wie dort Elfen und Mondschein. Aber auf dem ersten Blatte hat sie der Künstler noch in züchtiges Gewand gehüllt, auf dem letzten dagegen sieht man die Umrisse der nackten Gestalten: so ist der Künstler auch dem Fortschritte der Zeit gerecht geworden.

— Man pflegt in Deutschland nur zu oft alles, was aus Norwegen kommt, als „realistisch" oder „naturalistisch" zu verurtheilen. An diesem schiefen Urtheile sind wir Deutsche selbst schuld, denn fast nur die realistischen oder naturalistischen Erzeugnisse norwegischen Geistes werden übersetzt, weil sie Absatz finden, während man eine Richtung idealer Auffassung der Poesie in Norwegen ganz beiseiteliegen läßt. Und doch ist Norwegen durchaus nicht so durch und durch naturalistisch, wie jeder Kenner der Verhältnisse weiß. Die alte ideale Richtung lebt auch hier noch fort und hat in neuester Zeit sowol in der Lyrik als auch im Romane treffliche Blüten gezeitigt. Zu ihr gehört in erster Linie eine junge Dichterin, die erst in den letzten Jahren hervorgetreten ist, aber in weiten Kreisen, besonders in Kristiania, freudige Aufnahme gefunden hat: Karen Nilsen. Die erste Sammlung ihrer Gedichte erschien 1893 („Til beslægtede Sjæle. Digte af K. N." 2. oplag 1895 [Kristiania, Alb. Cammermeyer's Forlag]): „An verwandte Seelen." Professor Dietrichson begleitete das anspruchslose Heftchen mit einigen warmen Worten, und die Kritik nahm es freundlich auf. Daß hierin kein naturalistischer Ton zu finden ist, zeigt gleich die Eingangsstrophe:

Wenn nur Dornen auf dem Lebensweg mir sprießen,
Sollst du, Herr, mein Vorbild sein;
Wenn des Lebens Kampf die Seel' zerrissen,
Führ' in dein Getsemane mich ein!

Solcher Ton zieht sich durch die ganze Sammlung. Und er ist nicht etwa pietistisch, wie er in manchen Gegenden Norwegens herrscht, sondern echt religiös, wahr und ernst. Dabei ist die Sprache überall natürlich, nirgends gesucht oder verunstaltet durch sentimentale Bilder: in den einfachsten und doch poetischen Worten gedenkt die Dichterin ihres Gottes, ihrer Stimmungen in den verschiedenen Lagen und Augenblicken des Lebens. Und auf gleiche Weise trifft sie überall das Herz, mag sie des Ortes ihrer Mädchenjahre gedenken oder im Geiste von dem über das Meer ziehenden Freunde Abschied nehmen.

Ermuntert durch die Aufnahme der ersten Sammlung erschien im folgenden Jahre eine zweite: „Gransus. Nye digte til beslægtede sjæle" (Kristiania, Alb. Cammermeyer's Forlag). Nach dem düstern Föhrenwalde ist die Sammlung genannt, und es deutet schon der Titel an, daß die Verfasserin keine heitern, sondern ernste Töne anzuschlagen gewillt ist. „Wir leben" — sagt die Dichterin, und was das heißt, führt sie in mannichfachen Formen aus. Aber auch hier: immer das alte, feste Gottvertrauen. Etwas heiterer sind die dem eigentlichen Kerne beigefügten Gedichte aus früherer Zeit: Natur und Liebe spielen in ihnen eine Rolle. In einem dritten Theile besingt sie dann das Weib und seine Aufgabe: „Werde ein Mensch in des Wortes wahrer Bedeutung, und du wirst des Lebens Glück dir schaffen und ein sicheres Heim für dich und andere bauen."

Dem weiblichen Geschlecht ist auch die jüngste Gedichtsammlung der Karen Nilsen gewidmet: „Der Frauen Lieb und Leid", wenn wir den Titel etwas frei wiedergeben („Kvinders Sange af Karen Nilsen, med 16 Tegninger af Jenny Nyström" [Kristiania, Alb. Cammermeyer]). Es sind 15 Gedichte, die die Stimmung der verschiedenen Mädchencharaktere darstellen, wenn die Liebe in ihre Brust eingezogen ist. Immer in andern Worten, andern Bildern hat es die Dichterin verstanden, die Allgewalt der Liebe und ihre gleiche Wirkung auf die verschiedenen Charaktere darzustellen. Gewiß sind die hier ausgesprochenen Gedanken nicht neu, allein sie sind trefflich vertheilt auf die einzelnen Wesen. Und den letztern hat Jenny Nyström im Bilde Ausdruck gegeben. Jedes Gedicht schmückt das Bild eines Mädchens, aus deren Mienen die verschiedenen Stimmungen sprechen.

Bibliographie.

Cohn, G., Die deutsche Frauenbewegung. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 8. 4 M.

Croissant-Rust, Anna, Der Kakadu und Prinzessin auf der Erbse. Zwei Novellen. München, August Schupp. Gr. 8.

Elbe, A. v. d., Lustige Geschichten. Humoresken. Leipzig, A. Schumann's Verlag. Gr 8. 4 M.

Fischer, A., Brennende Tagesfragen. I. Für oder wider das Duell? Preis 70 Pf. II. Christlich-social. Preis 60 Pf. Rostock, C. J. E. Volckmann. Gr. 8.

Gothein, E., Ignatius von Loyola und die Gegenreformation. Halle, M. Niemeyer. Gr. 8. 15 M.

Hahn, E., Demeter und Baubo. Versuch einer Theorie der Entstehung unsres Ackerbaues. Lübeck, Max Schmidt. Gr. 8.

Hauptmann, G., Hannele's Himmelfahrt. Traumdichtung. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 2 M.

Jacobi, J., Herzog Bernhard. Vaterländisches Drama. Bremen, M. Heinsius' Nachfolger. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Kraepelin, E., Zur Hygiene der Arbeit. Jena, Gustav Fischer. Gr. 8. 60 Pf.

Kraus, F. X., Essays. Erste Sammlung. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 8. 10 M.

Kuhnow, Anna, Gedanken und Erfahrungen über Frauenbildung und Frauenberuf. Leipzig, Hermann Haacke. Gr. 8. 60 Pf.

Larisch, R. v., Der Schönheitsfehler des Weibes. München, Jos. Albert. Gr. 8.

Leitzmann, A., Briefwechsel zwischen Karoline von Humboldt, Rahel und Varnhagen. Weimar, Hermann Böhlau's Nachfolger. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

— — Jugendbriefe Alexander von Humboldt's an Wilhelm Gabriel Wegener. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Luft, M., Die Sünderin. Realistischer Roman. München, August Schupp. Gr. 8.

Michaelis, K., Durch die Wogen des Lebens. Roman. Leipzig, Robert Friese's Verlag (Sep.-Cto.). Gr. 8. 6 M.

Müller, G. A., Goethe in Straßburg. Leipzig, Wilhelm Radestock. Gr. 8. 2 M.

Popowski, J., England und die Triple-Allianee. Wien, Wilhelm Frick. Gr. 8.

Reber, F. v., und Bayersdorfer, A., Klassischer Sculpturenschatz. 1. Lieferung. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. 4. 50 Pf.

Robert-tornow, W., Die Gedichte des Michelangelo Buonarroti. Herausgegeben von G. Thouret. Berlin, Haude u. Spener'sche Buchhandlung. Gr. 8. 16 M.

Saar, F. v., Herbstreigen. Drei Novellen. Heidelberg, G. Weiß Verlag. 8. 3 M. 60 Pf.

Schafheitlin, A., Die Titanen. Eine Phantasie. Berlin, Rosenbaum u. Hart. Gr. 8. 1 M.

Sechs ungedruckte Aufsätze über das klassische Alterthum von Wilhelm von Humboldt. Herausgegeben von A. Leitzmann. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 8. 3 M.

Stolze, G. A., Gedanken eines Hinterwäldlers Brasiliens über sociale Verhältnisse, besonders in Bezug auf die deutsche Auswanderung nach Brasilien. Leer, C. Meyer's Buchhandlung. Gr. 8. 75 Pf.

Swift's „Testament". Wien, Moritz Perles. 8.

Ulrich, W., Der Kulturkampf im elften Jahrhundert. Leipzig, August Schupp. 8. 30 Pf.

Waldstein, M., Neue humoristische Erinnerungen an Josephine Gallmeyer. Leipzig, A. Schumann's Verlag. 8. 1 M.

Westkirch, Luise, Ein moderner Märtyrer. Erzählung. Breslau, Eduard Trewendt. Gr. 8. 4 M.

Wittstock, A., Das ästhetische Erziehungs-System. Leipzig, Hermann Haacke. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Zimmermann, A., Die europäischen Colonien. Erster Band: Die Colonialpolitik Portugals und Spaniens. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 10 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf., jährlich 30 M.

Nr. 43.

Leipzig, 22. October 1896.

Johann Georg Fischer.

(Zum 25. October 1896.)

Zu seinem siebzigsten Geburtstag, im Jahre 1886, hat Johann Georg Fischer ein paar Verse geschrieben, deren heitere Lebensfröhlichkeit, deren wache Jugend sie aus der ganzen Gegenwartsliteratur heraushebt. Wenn die modernen Zwanzigjährigen „müde Seelen" sind, so scheint dieser Siebzigjährige ein ewiges Jünglingsgefühl zu haben. „Redet mir nicht von siebzig Jahren, redet mir nicht von Kräftesparen", mahnt er. „Hab ich die siebzig nun erklommen und der liebe Gott erhält mir in alten Gnaden die Lust an seinen Wäldern, den fröhlichen sichern Blick und gute Menschen, die mir zugethan sind — wohlan, so mögen auch achtzig kommen!"

Und nun sind die Achtzig wirklich da. Am 25. October d. J. sind sie rund und voll. Aber noch immer kein Kräftesparen, keine Müdigkeit des Geistes, kein Steifwerden und Verholzen des poetischen Ausdrucks. Auch jetzt noch blickt Frau Musa dem kraftvollen Greise über die Schulter. Wol hat sie zurückgewandte Erinnerungsaugen, aber was sie in der verklärenden Ferne, in verklungenen Zeiten erblickt, das ist so jung, so heiß und so herrlich, daß ein starker Abglanz all dieser Jugend und einstigen Glut rückstrahlend die Gegenwart erhellt. Man erinnert sich dabei unwillkürlich an den Landsmann und Namensvetter des Dichters, in dem auch ein Poet steckte, der aber kein F-, sondern ein V-Vischer war, wie der mal einen Spaziergang unternimmt und dabei ein Kinderwägelchen trifft. Liegt so ein kleiner prächtiger Junge darin und guckt den Herrn Vischer mit so einem spitzbübisch-fröhlichen Blick an, daß der Herr Vischer vor Vergnügen schmunzelt und nickt: „Gelt, 's ist doch 'was Gutes ums Existiren?" Und diese beseligende Gewißheit hat auch unser Dichter. Er liebt das Leben und möchte es erfassen mit allen Sinnen; er hat es geliebt als junger Bursch, als Mann, er liebt es jetzt noch, wo er ein Greis ist. Und wenn er auf die lange Reihe von Jahren zurückschaut, die ihm in Gnaden zu vollenden gegeben war, dann meine ich, auch über sein Gesicht müßte ein Leuchten gehen. Denn dieses Leben war so voll innerer Harmonie, es war reich an Arbeit und Mühen und es war köstlich, weil stiller Segen all dieser Mühen Preis war. Die Schmerzen, die es gebracht, können es nicht verdunkeln. Die paar Cypressen, die im Kranze sind, heben nur die fröhliche Farbe der rothen Rosen. Wol hat es sich in verhältnißmäßig bescheidenen Grenzen bewegt und war arm an äußern Abenteuern. Es hat sich fast in all der Zeit auf demselben kleinen Raum vollzogen. Aber deshalb gerade ist in dem Leben und Dichten des Mannes diese deutsche Stete, die wir fast bei allen großen Lyrikern unsers Volks finden. Weil er selbst immer eine Heimat hatte, haben wir vor seiner Poesie selbst dieses Heimatsgefühl, das still unser Herz berührt, das uns erkennen läßt: hier ist Wurzelechtheit, hier ist aus der Heimatserde, aus unser aller Nährboden gezogene Kraft! Und da liegt schließlich doch die Hauptsache. Ein so phänomenales Talent wie Clemens Brentano mußte versinken, weil es irrend und heimatlos war. Aber Uhland, der nicht halb so reich begabte, wird durch die Jahrhunderte gehen. In seiner Heimat wurde J. G. Fischer auch zuerst bekannt. Sein Stamm hängt mit treuer Liebe an ihm; sein König ehrte ihn mannichfach. Seine Dichtung ist kein Meer, das Welttheile verbindet; nur ein schöner tiefer See, der in Deutschland liegt. Er lächelt lieber, als er stürmt. Er trinkt die goldenen Gestirne in sich hinein, Sonne, Mond und Sterne, aber er spiegelt auch die Kronen überhängender Wälder wider und ein schönes, bis über den Tod hinaus geliebtes Frauenantlitz, das immer wieder wie ein lächelnder Traum darübergeht.

Natur, Liebe, Vaterland — unter diesem Dreigestirn steht die Dichtung Johann Georg Fischer's. Aber, darf

man mit dem Wort des Apostels hinzufügen, die Liebe ist die größte unter ihnen. Und kein besseres Zeichen der Ursprünglichkeit eines Dichters als diese Eingeborenheit des herzlichsten, gewaltigsten und schöpfungsfrohesten aller Gefühle. Die Liebe — das ist für Fischer Anfang und Ende. Nicht die tändelnde, wie sie von Heine mit ironischem Lächeln, oder von Liliencron mit flotter Derbheit, aber ohne tiefere seelische Ergriffenheit gefaßt wird, sondern diese Liebe, die der Urgrund aller Dinge, das Mysterium der Welt, die Welterschafferin selbst ist. Zwei Symbole braucht Fischer mit Vorliebe: das des Eies und das der Flamme. Die schaffende, lebenweckende Liebe und die reine, alles verklärende und durchdringende. Aber er faßt das nicht mit der Reflexion, sonst wäre er kein Dichter, sondern mit dem Gefühl. Und wiederum versinkt er nicht im uferlosen Meere dieses alle Höhen und Tiefen umfassenden mystischen Liebesgefühls, sondern er knüpft an bestimmte lebende Gebilde, die er mit der Kraft seiner gestaltenden Phantasie nachschafft und über die sich in heller „Entzückung" (auch das ist ein Lieblingswort von ihm) wogen- und schleiergleich die Fülle der Empfindung ergießt. Dadurch wird allerdings der feste Umriß gedämpft, Fischer ist kein Plastiker, aber das reale Geschehniß, das Gefühl ist doch vorhanden, und seine seelische Durchdringung und Ueberflutung, die Einswerdung von Welt und Geist bringt dann oft jenen geheimnißvollen Schauder zu Wege, der sich als Wirkung echter Kunstwerke einzustellen pflegt. Fischer schreibt keine mystischen Gedichte, aber mysteriöse, um eine Goethe'sche Unterscheidung anzuwenden. Er orakelt nicht und ist nicht dunkel-unverständlich, aber seine Gedichte haben oft eine geheimnißvolle Hülle, das Seelische umgibt sie wie eine zarte durchsonnte Luftschicht. Deshalb ist etwas Zitterndes und Fließendes in ihnen, etwas Tanzendes. Sie stehen nicht wie ein Bild oder Denkmal, sondern rauschen wie Musik. Man kann sie darum so schwer umschreiben; es rinnt einem unter den Händen fort. Das äußere metrische Schema sprengt dieser Dichter auch oft. Die in der heiligen Poetik gebuchte regelrecht durchgeführte Form wird nur dann von ihm respectirt, wenn der dem jeweiligen Stoffelement entsprechende Rhythmus, der Geist der Zeile, des Gedichts nicht dawidersteht. Sonst opfert Fischer gewöhnlich die regelrechte Form der innern Musik. Und das ist gut so. Denn der Dichter, der in einem Augenblick die überlieferten Formenhülsen als Prokrustesbett für seine Gefühle und Gedanken empfindet, soll sie brechen und an ihre Stelle die ihm entsprechenden setzen, ohne sich an die Poetik zu kehren. Der Poet sucht, der Aesthetiker bucht nur.

Geht man von dieser allgemeinern Charakterisirung Fischer'scher Poesien jetzt in das Stofflich-Besondere über, so sind es die ewigen Themata jedes Dichters, die Fischer auch auf seiner Geige spielt, der schon genannte Dreiklang Natur, Liebe, Vaterland. Aber es ist schon eine Construction, wenn man diese drei untereinander trennen will; so eng greifen sie bei diesem Dichter ineinander. Denn die Natur, die er liebt, bewundert, schildert, das ist ja eine einzige Liebesoffenbarung für ihn. Und so trägt er das ewige Heilsmysterium überall hinein und so tritt es ihm auch überall entgegen. Das Ewig-Weibliche hat auch ihn hinangezogen. Die eine Frau, von der alle seine Lieder reden, hat ihm die Natur erst ganz enthüllt.

Jawohl, eine Frau. Mit einer ganzen Collection wie Heine kann er nicht aufwarten. Und diese Eine hat ihn auf seinem Lebenswege begleitet, ihr hat er die schönsten seiner Lieder geschrieben. Er hat sie nicht zu einem blutlosen Symbol des Ewig-Weiblichen emporgeschraubt, das Besondere, das ihn immer neu an ihr Entzückende hat ihn und seine Lieder getragen. Und doch wieder hat er uns keine Photographie von ihr in seinen Schöpfungen gegeben: wir haben nur einen, ich möchte sagen: geistigen Eindruck von ihr. Den Eindruck herrlichsten Lebens, echtester Weiblichkeit, fröhlichster rothwangiger Gesundheit. Zitternde Linien sind da, aus dem Wellenspiegel seiner Empfindungen strahlt ihr Bild, die Umrisse wechseln. Aber ewig gleich bleibt und wird betont die Harmonie ihres Wesens, das Rhythmische in allem. Und eine durchgeistigte Sinnlichkeit ist in den Liedern, selten direct schalkhaft, meistens gehoben-festtäglich, wenn auch nicht gerade feierlich. Eine Sinnlichkeit, die im Körper und durch den Körper die Seele begehrt; fast möchte man sagen: eine Sinnlichkeit des Geistes, die nach einer Einswerdung trachtet. Eine Sinnlichkeit, in der ein Heimweh, eine Sehnsucht nach dem Höchsten eingekapselt liegt.

Die Natur wird von Fischer als Ergänzung und Widerspiel seines eigenen Selbst genommen. Es fällt ihm nie ein, sie ganz abgelöst von sich, mit dem Blicke des Malers zu betrachten. Er findet gleich so viele Verbindungsfäden, daß er jubelt und liebt, anstatt zu beobachten. Und so ist auch hier oft ein gewisser seelischer Ueberschuß, der das Reale nur in leisen Contouren erscheinen läßt. Am häufigsten und herzlichsten knüpft sich eine Naturstimmung Fischer's an ein Nestlein, an die brütenden Sänger. Leicht erklärlich. Hier findet er in schöner Offenbarung das große Liebesmysterium, darin er selbst aufgeht, wieder. Ich sprach auch schon davon, wie sehr er das Symbol des Eies bevorzugt. Er hat ein ganzes Buch über das Leben und Treiben der gefiederten Sommergäste geschrieben.

Wäre zu dritt das Thema Vaterland. Fischer ist ein ganzer Deutscher und ein kerniger. Er hat in der schmählichen Reactionsperiode nach 1848 sein berühmt gewordenes Lied ins Land, in das damals gottverlassene Deutschland geschrien: „Nur einen Mann aus Millionen!", hat damals gefleht: „Du letzter aller Dictatoren komm mit der letzten Dictatur." Und wir Nachkommen danken Gott, daß sich dieses Gebet in der Sendung Bismarck's so über alles Erwarten herrlich erfüllt hat. Man braucht weiter nur an die Gedichte Fischer's zu erinnern, die manchen deutschen Sieg 1870 begleiteten, an seine Worte

über Hutten und Luther, Hans Sachs und Bismarck, an seine Verehrung gerade der nationalsten deutschen Dichter und Componisten, an seine Dramenversuche aus dem Bauernkrieg und der Hohenstaufenzeit, wenn jemand schwarz auf weiß seine heiße Liebe zu Deutschland bescheinigt haben will. Besser als durch all das hat er sich als treuer Sohn seines Volks durch seine Lieder im Volkston bewiesen. So kann nur sprechen, wer wurzelecht aus der Volkskraft hervorwuchs. Ein kurzes Verslein sei angeführt:

Draußen am Platz
In der Kirschenblüt'
Bei'm Bronnen hat mich geherzt mein Schatz,
Nicht zu singen und sagen.

Ach wie herrlich im Sonnenschein
Rauschte der Quell! — Daß dich Gott behüt',
Trink ihn, selige Kirschenblüt'
Sammt der Sonne ins Herz hinein,
Goldene Früchte wirst du tragen
Wo draußen am Platz
In der Kirschenblüt'
Bei'm Bronnen mich hat geherzt mein Schatz,
Nicht zu singen und sagen.

Da ist Volkston, nicht so correct wie bei Uhland, aber noch natürlicher, frischer. Da ist Rhythmus, und doch ist die Form gesprengt. Da ist ein unterdrücktes Jauchzen, das wie sonnige Wogen das Stückchen Natur, den Quell und den Kirschenbaum, überflutet.

Drei Gedichtsammlungen J. G. Fischer's kommen vornehmlich in Betracht: die „Gedichte", die bei der dritten vermehrten Auflage stehen; die Lieder „Auf dem Heimweg" und die „Mit achtzig Jahren". Alle drei in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart erschienen. Wer noch Herz hat für Lyrik, der sollte alle drei zu Uhland und Mörike in seine Bibliothek stellen.

Karl Busse.

Hermann Sudermann's „Morituri".

In Hermann Sudermann streiten zwei Richtungen um die Palme. Die eine: der berliner Liberalismus, die andere: das ostpreußische Milieu. Jene ist politisch, diese poetisch. Jene gewann ihm die deutsche Reichshauptstadt und den Troß der Hauptstädte von Berlin bis Melbourne, diese nahm die Provinz gefangen mit dem Duft ihrer idyllischen Poesie.

Als Redacteur eines stramm liberalen Blättchens begann er seine Carrière. Und mit Humor habe ich die zahlreichen Novellen und Gedichte gelesen, die sein Fleiß dafür zu Stande gebracht. Aber er verdient es, daß man von diesen Naivetäten schweigt. Jedoch eins hat diese seine Stellung verschuldet: sie hat ihn in die Arme des berliner Freisinns geführt, und das „Berliner Tageblatt" hat zuerst seine herrlichen Prosaarbeiten veröffentlicht. Viel Eindruck machten sie damals nicht. Da begann er liberale Weisheit in Dramen einzukleiden, und flugs war Hermann Sudermann eine Berühmtheit berliner Gepräges. Nicht der Realismus seiner Beobachtung, nicht das Tasten nach einem dramatischen Stil war es, was das berliner Publikum hinriß, sondern die fast flach gewordene Idee von der Relativität des Ehrbegriffs und die zahllosen Spitzen gegen die Feudalanschauungen des Adels. Den Hohn in „Sodoms Ende" verstand dasselbe Publikum nicht, und die Bankiersfrau, die im ersten Rang saß und gleichzeitig die traurige Heldin des Stückes war, lehnte es brüsk ab. Und mit der Bankiersfrau natürlich auch das „tout Berlin". Reuig kehrte Sudermann zum berliner Liberalismus zurück, und seine „Heimat" predigte mit berückender Dialektik das Princip des Individualismus. Das Resultat war endlose Begeisterung, und die „Heimat" wandert in den Armen „erster" Schauspielerinnen heimatlos um die Erde.

Viel Poesie steckt in diesem Dramentrio nicht. Wie kann das auch sein? Der berliner Liberalismus ist ja so überaus unpoetisch. Sein Barde Albert Träger, sein Humorist Julius Stettenheim bestätigen das. Von der stillen Poesie der Prosaschöpfungen Sudermann's hat sich kaum ein Klang in die schwüle Salonatmosphäre seiner Dramen hineinverirrt. Da besann sich der dramatische Schriftsteller auf den Ostpreußen, auf den Dichter!

Die „Schmetterlingsschlacht" und „Das Glück im Winkel" sind seine Reuethaten. Das eine eine prächtige Sittenstudie, das andere ein „gemachtes" Stück! Aber in beiden erfreut der Hang zum Idyll, zur Kleinpoesie, zur Stille. Statt liberaler Prahlworte aus Hirn und Büchern sanfte Sätze aus Herz und Gemüth, statt construirter, aber dramatischer Situationen behagliche oder traurige Erlebnisse. Mit einem Wort: dort Bühne und Drama, hier Dichtung und Leben.

Aber der realistische Stil ist in allen fünf Stücken beibehalten. Die Beobachtung der Alltäglichkeit registrirt mit scharfem Blick jede Sprachmodulation und jede Armbewegung. Sein Dichten war nur Gegenwart, nie Vergangenheit, nie Zukunft.

Jetzt bedurfte Sudermann noch zweier Möglichkeiten, um seine Vollwerthigkeit als Dichter zu beweisen: den Schritt nach rückwärts in das Gebiet der Historie und den nach oben in den Raum der zeitlosen Poesie. Diesen Schritt hat er jetzt gethan.

Ist er ihm gelungen? Und welchen Gewinn hat die deutsche Poesie davon?

Am Sonnabend den 3. October wurden die drei Einaeter, für die Sudermann den Sammelnamen „Morituri" gewählt hat, gleichzeitig im wiener Hofburgtheater und im berliner Deutschen Theater gespielt. In Berlin

mit großem Erfolge. Selbst Paul Schlenther, der erste berliner Kritiker, hat seine auf Gerhart Hauptmann eingeschworene Einseitigkeit vergessen und „Morituri“ an Bedeutung neben die „Ehre“ gestellt.

Ich theile die Ansicht der berliner Kritik durchaus nicht. Um mein Urtheil vorwegzunehmen, bedeutet das neueste Werk für Sudermann eine wichtige Etappe, für unsere Poesie aber nichts. Denn der Schritt auf das gewaltige Erdreich der Historie ist ihm misglückt, und das Traumreich der reinen graziösen Rococopoesie hat sich andern — ich erinnere an Fulda's „Talisman“ — mehr erschlossen als ihm. Nur das zweite Drama in einem Act, „Fritzchen“ betitelt, ist ein durchaus gelungenes, in sich fertiges und wundervoll componirtes Kunstwerk.

In dem Drama „Teja“, im „Fritzchen“, im Spiel „Das Ewig-Männliche“ stehen drei Männer vor dem Tode. Die Schauer des nahen Sterbens haben den Dichter in Sudermann ergriffen, und ein ganzer Dichter hat seine Kraft daran gesetzt, um Ewigkeitsempfindungen und Todesbängnisse zu paaren. In dem ersten Stücke grausig und wortreich, im zweiten karg und schlicht, im dritten ernsthaft und schließlich graziös und heiter endend.

Ich liebe solche Poesie ungemein, die bei aller Wahrung der Anschaulichkeit und Sinnfälligkeit ewige Gedanken durchschimmern und Symbole ahnen läßt, die hinter der Welt stehen und sie mit dem Mondglanz des Unfaßbaren verschönen. Sudermann hat es nicht vermocht, ein solches Symbol uns von fern zu zeigen, aber hin und wieder blitzt im Dialog des ersten und dritten Einacters ein schön geschwungener Satz durch die Luft und erreicht die größte Wirkung aller Poesie: Erhabenheit.

Aber das ist selten. Und wo es sich im ersten Act zeigt, da ist es äußerlich angeheftet, und Zuthat und schöne Worte, wo es lebendiger Inhalt sein sollte. Sein „Teja“ ist ein Beweis, daß Sudermann gar keinen historischen Sinn hat, daß die Geschichte zu ihm keine symbolische Sprache spricht, daß er der Historie hülflos gegenübersteht. Der Ostgothenkönig ist mit seinem Häuflein Volk dem Hungertode nahe. Feinde bedrängen ihn hart, hülfebringende Schiffe gehen zum Feinde über. Den Tod vor Augen, empfängt er aus des Bischofs Hand ein eheliches Weib Namens Balthilda. Er mag keine Weiber, am wenigsten in dieser Nacht, der letzten Nacht. Da bringt sie ihm, während die Ostgothen die letzten kargen Vorräthe verschmausen, Wein und Brot. Er schenkt beides den Kriegern. Und wie er die Liebe des holden jungen Mädchens fühlt und erkennt, daß sie in seinem Innern klar liest, was er an Qualen erduldet, da strömt seine Zärtlichkeit rauh und brüchig, aber unendliche Feinheit verrathend, auf ihr Haupt nieder. Sterben ist jetzt Seligkeit. Und sie gehen in den Tod. Teja und das Stück schließen mit den seltsamen Worten: „Wahrlich, wir Gothen sind ein Volk von Königen; es ist schade um uns!“

Dieses Schlußwort enthält eine falsche Note. Der ganze „Teja“ ist eine falsche Note. Ich kam aus dem Staunen gar nicht heraus. Statt naiver Rede sentimentale Rhetorik, statt knapper Poesie wortreiche Ironie! Diese Gothen reden wie junge Leute unserer Zeit, und völlig unverständlich wird Sudermann's Klugheit, wenn seine Ostgothen — Weltgeschichte reden. „Ein Leuchten wird von uns ausgehen . . .“ beginnt einer dieser maskirten Männer eine lange Rede, und erzählt, wie die Nachwelt ihren letzten Todesgang beurtheilen wird. Und die andern, Teja unter ihnen, stehen dabei und hören das Lob ruhig mit an, das die Nachwelt ihnen präpariren würde. Ach nein! Teja starb 552, und sein Zeitgenosse Prokopios von Cäsarea, der Geheimschreiber Belisar's, schrieb über den Untergang Teja's nur die schlichten Worte: „Deshalb schien es den Gothen besser, den Tod in offener Schlacht zu suchen, als Hungers zu sterben.“ Das ist naive Geschichte, wie sie der Dichter gebrauchen und modeln muß. Bei Sudermann tritt die gräßliche Zuversicht auf das Lob der Nachwelt — plump ausgesprochen von einem Gothen und sarkastisch von Teja — hinzu und verzerrt alle Linien, die Sudermann natürlich angelegt hat. So kommt es, daß kaum eine seiner Gestalten Gothenblut zeigt, und daß vor lauter ironisirender Gesprächigkeit der König immer farbloser und matter wird, und daß von einer reinen, tragischen Stimmung nichts auftauchen kann. In der Nachtscene, in der die junge eben vermählte Königin neben Teja am Boden hockt und beide ihr Hochzeitsmahl, das aus schlechter Milch und Brotrinden besteht, verzehren, sollte eine Art grausiger Humor vor dem Tode walten. Hier versagte Sudermann's Kraft vollständig. Es blieb fremdartig und streifte manchmal das Thörichte.

Zwischen „Teja“ und „Fritzchen“ liegen 1350 Jahre deutscher Geschichte, zwischen dem Stil beider leider nicht ebenso viel. Denn das ist der Fehler „Teja's“, daß Sudermann ihm mit dem Kleinrealismus der Gegenwart beikommen wollte. Was nun in dem Ostgothen-Einacter direct komisch wirkt, erhebt sich im modernen Stück zu wirklicher, tragischer Höhe. Der ironisirende Teja ist ein Anachronismus, der ironische Major von Drosse eine Prachtfigur. Sudermann ist eben nur da ehrlich und wahrhaftig, wo er mit seinen Augen die Umgebung streift und die Eigenheiten einer Individualität sorgfältig controlirt. Ist diese Umgebung nun gar noch ostpreußisch und dreht sich der Conflict um ein Duell, so ist er Herr der Situation, des Miliens, des Stückes. Herr und Sieger! Und so hatte auch „Fritzchen“ einen vollen, einen verdienten Erfolg. Fritzchen ist das einzige, verhätschelte Kind des Majors von Drosse. Er liebt als einundzwanzigjähriger Offizier seine Cousine Agnes; als er sie aber heirathen wollte, rieth ihm der Major: „Erst erlebe was!“ Das sollte wol heißen: „Erst erliebe was!“ Fritzchen wird der Galan einer reifen Ehefrau, und in einer heikeln Situation, bei der sein Degen nicht an

seiner Seite hängt, peitscht ihn der betrogene Gatte vom Hofe. Der Ehrenrath weist ihm noch so viel Ehre zu, daß er commentgemäßen Waffengang unter schärfsten Bedingungen genehmigt. Fritzchen geht in den Tod, denn sein Gegner ist ein unfehlbarer Schütze.

Freilich, ein Bedenken zerstört den ganzen Aufbau. Ein ostelbischer Junker läßt sich nicht peitschen, ohne sich zu wehren. Er hat Ehr' im Leib. Er springt dem Gegner an die Kehle und würgt ihn, bis er nicht mehr athmen kann. Das thut Fritzchen nicht. Er läßt sich aus Haus und Hof peitschen und findet erst draußen seine Energie wieder. Sehe ich von diesem Einwand ab, so ist „Fritzchen" einer der dramatischsten und bestcomponirten Einacter, die es gibt. Es ist Feuer und Sturm in der Handlung, und man kommt erst zu Athem, wenn Fritzchen seinem Bruder Teja folgt und in der Coulisse verschwindet. Und wie wundervoll sind die Charaktere ausgearbeitet! Feine Beobachtung paart sich hier mit Knappheit der Ausdrucksmittel, Ehrlichkeit des künstlerischen Wollens mit Wahrhaftigkeit der Form, und das Ende ist tiefe Ergriffenheit mit dem armen Fritzchen, der ausging ein Schwerenöther zu werden und todeswund heimkam. Viel Theatralik steckt in der letzten Scene, denn Sudermann hat rollendes Theaterblut; aber wie Fritzchen vor seinem letzten Gange Agnes gegenübersteht und langsam und unendlich weich spricht: „Ich habe dich lieb, Agnes!", und dieses treue blonde adelige Ding mit dem echten Adelsblut fast lautlos antwortet: „Ich werde dich immer lieb haben . . . .", das ist unendliche Tragik und Jammer ohne Worte und Wirrheit.

Aber nicht mit diesem Moriturus-Fritzchen sagt uns Sudermann Lebewohl. Wieder hebt sich der Vorhang, und ein Minne- und Schäferspiel ohne Zeit und Ort sagt sich in Vers und Reimen an. Sanfte Stimmen erklingen, ein Amor mit echtem Blut wandelt kurzbeinig über die Bühne, Allongeperücken aus der Zeit Ludwig's XIV. schweben vorüber und verrathen, daß ihre Träger mehr Sorgfalt auf ihre Hirnbedeckung legen denn auf ihr Hirn; eine gelangweilte Königin sucht in ihrem Hofkreise einen Typus des „Ewig-Männlichen", und ein Feldherr und ein Maler sind die beiden Begünstigten. Jener fordert diesen, aber der lustige Maler hat keine Lust, Teja und Fritzchen zu folgen, und sein Uebermuth rettet ihm das Leben. Durch eine Possenscene, in der der Maler den Feldherrn scheinbar ersticht, erkennen sie beide, daß sie für den Hof und für diese Königin zu gut sind, und überlassen es dieser, das Ewig-Männliche weiter zu suchen und im — Kammerdiener zu finden.

Es war ein kluger Einfall Sudermann's, den Grundgedanken rosaroth zu variiren und den ernsthaften Todescandidaten einen lustigen gegenüberzustellen. Teja stirbt durch Schwert und Spieß, Fritzchen fällt von der Pistole, aber der Maler siegt über den Tod mit lustigem Pinsel und lachendem Maulwerk. Aber auch hier wieder war der Wille stärker als die Kraft. Ab und zu schwirrt eine Schwalbe aus dem Stoppelfeld seiner Verse auf, manchmal klingen sie hübsch und verrathen Geist. Aber als Ganzes ist der dritte Einacter lang und langweilig. Gereimte Satzungeheuer marschiren vorbei, ohne daß man ihren Sinn begreift, und über ihren poetischen Gehalt kann ich erst urtheilen, wenn ich das Stück gedruckt vor mir habe.

Wenn ich das Ergebniß ziehe, so hat Sudermann diesmal sein Stoffgebiet und seinen dramatischen Stil umfassender gestalten wollen. Und das ist hohen Lobes werth. Wer strebend sich bemüht, ist nach Goethe immer willkommen. Gelungen sind ihm beide Versuche diesmal noch nicht, indeß hat er im „Fritzchen" seine alte Kunst aufs neue glänzend erwiesen. Und wenn auch der Jubel des Publikums sein Haupt neigen machte, er hätte ebenso Ursache, sich vor der berliner Schauspielkunst zu verneigen, die am 3. October wieder Triumphe gefeiert hat.

Vielleicht kann ich ein andermal an dieser Stelle von berliner Darstellungs- und Regiekunst sprechen.

Ludwig Jacobowski.

Zur Geschichte der Karolinger.

Schon öfter haben wir unsere Leser auf die von H. von Zwiedineck-Südenhorst herausgegebene „Bibliothek deutscher Geschichte" aufmerksam gemacht; heute liegt uns aus dieser Sammlung die „Deutsche Geschichte unter den Karolingern" von Engelbert Mühlbacher vor.*) Der Verfasser ist zweifellos einer der besten Kenner dieser Periode und hat sich als solcher in rein wissenschaftlichen für Mitforscher bestimmten Arbeiten bethätigt; wir begrüßen es mit Freude, daß er nun als reife Frucht seiner Studien weitern Kreisen diese Geschichtsdarstellung bietet. Das Werk ist im besten Sinne populärwissenschaftlich, es ruht überall auf gründlichem Quellen- und Literaturstudium, läßt diese Vorarbeit aber nur den Kenner ahnen, während es dem gebildeten Leser in glatter und gewandter Sprache ihre Ergebnisse vorführt. Es hat zu seiner Vollendung zehn Jahre gebraucht, — die erste Lieferung ist 1886 erschienen — trotzdem aber ist es ein Werk aus Einem Guß.

Der Verfasser gibt in der Einleitung zunächst eine Uebersicht über die Quellen und weiß selbst diesen spröden Stoff anziehend zu gestalten. Er geht aus von dem Satze, daß jede Geschichtschreibung das Gepräge ihrer Zeit trage, und behandelt zunächst die officiöse Geschichtschreibung jener Zeit, die Reichsannalen. Dabei fällt über die

*) Deutsche Geschichte unter den Karolingern. Von Engelbert Mühlbacher. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1896. Gr. 8. 8 M.

Annalenforschung ein scharfes Wort: „Um die ältesten und ältern Annalen ist viel, zu viel Tinte geflossen. Kritischer Scharfblick und kritisirender Spürsinn, bedeutende Gelehrte und strebsame Anfänger haben sich um Klarlegung der sich kreuzenden Beziehungen bemüht und redlich ihr Scherflein beigetragen, die Frage zu entwirren und zu — verwirren.“ Aehnliche Urtheile über ein Zuviel der Forschung finden sich auch sonst in dem Werke. Mühlbacher charakterisirt nun die Vorzüge und Schwächen der Reichsannalen, wie sie sich aus ihrem Ursprung am Hof ergeben, denn hier sind sie entstanden, sie sind nicht „gutes lorscher Klostergewächs“. Weiter werden behandelt die Chroniken, Biographien, Monographien (Nithard), die Publicistik, historische Dichtung, Localgeschichte, kirchliche Biographie, endlich die Urkunden, Kapitularien und Briefe.

Die eigentliche Geschichtsdarstellung gliedert sich in drei Bücher mit den Ueberschriften: „Das Frankenreich auf der Höhe seiner Macht“, „Verfall und Theilung des Frankenreichs“, „Die Ausgestaltung des ostfränkischen Reichs zum Deutschen Reich“. Im ersten Buche führt uns der Verfasser von den Anfängen des karolingischen Hauses hinauf zum Königthum Pippin's und zur Kaiserwürde Karl's des Großen; wir können natürlich nur einige wenige Einzelheiten herausgreifen. Da wird es besonders interessant sein, Mühlbacher's wohlerwogenes Urtheil über vielumstrittene Vorgänge zu hören. Von der sogenannten „Säcularisation“ des Kirchenguts unter Karl Martell sagt er (S. 45), daß dieser Ausdruck in unserm Sinne nicht ganz zutreffe: „Das Eigenthumsrecht der Kirche blieb ursprünglich principiell aufrecht erhalten. Das Gut wurde nur zu Nießbrauch gegen Zins weiter vergeben in den Formen, welche sich für freiwillige Verleihungen ausgebildet hatten. Aber die Gefahr lag nahe, daß der Kirche ihr Besitzrecht nur dem Namen nach blieb, und es ist oft geschehen, daß das Gut nicht mehr zurückgegeben wurde.“ Auf die Frage nach dem Recht dieser Maßregel lehnt er die versuchten Erklärungen, auch die, „daß das Kirchengut im allgemeinen als königliches oder öffentliches Besitzthum betrachtet worden sei“, als „nicht stichhaltig“ ab und erklärt, daß „der Nothstand, die Bedürfnisse des Staates“ sie veranlaßt hätten. Selbst die Kirche jener Zeit habe sich dieser Erkenntniß nicht verschlossen, freilich für den verlorenen Besitz auch nie die Verjährung anerkannt. Das trifft zweifellos den Kernpunkt der Maßregel, das letzte „Recht“ des Staates lag hier in der Pflicht der Selbsterhaltung. — Von den Reformsynoden unter Bonifatius läßt Mühlbacher die von Estinnes (S. 51) der neustrischen vom Jahre 744 folgen, setzt sie also wol in das Jahr 745, behandelt sie aber nicht als eine des Gesammtreiches, sondern als eine austrasische, während Hauck („Kirchengeschichte Deutschlands“, I, 485) die von Estinnes als austrasische in das Jahr 743 und eine andere gesammtfränkische in das Jahr 745 verlegt. Daran, daß Mainz zum Erzbistum erhoben sei, hält Mühlbacher (S. 74) fest, Hauck betrachtet es nur als Bisthum und die erzbischöfliche Würde des Bonifatius als eine persönliche; im Vorbeigehen wollen wir noch erwähnen, daß Mühlbacher nach der jetzt üblichen Angabe als Todesjahr des Bonifatius das Jahr 754 nennt, während Hauck zu dem alten Ansatz 755 zurückgekehrt ist. — Wichtiger als solche Kleinigkeiten ist die Frage der karolingischen Schenkungen an den Papst. In Quiercy hat König Pippin im Jahre 754 dem Papst eine auch von seinen Söhnen und den Großen unterzeichnete „Schenkungsurkunde“ ausgestellt: „So gesichert diese Thatsache ist, ebenso weit gehen die Ansichten über den territorialen Umfang dieser Schenkung auseinander, und gerade in jüngster Zeit ist über die Schenkungen der Karolinger an die römische Kirche manches tiefe Tintenfaß trocken geschrieben worden und eine sehr umfangreiche Literatur entstanden, die mit dem vollen Aufgebot von Scharfsinn und Gelehrsamkeit verficht, was die einen bestreiten, und bestreitet, was die andern verfechten“ (S. 62). Für die verlorene Urkunde von Quiercy nimmt Mühlbacher an, daß sie nur ein Schenkungsversprechen enthalten habe, und daß sich dies bezogen habe auf die Rückgabe der „Provinz Italien“; diese habe in sich begriffen den römischen Dukat und den Exarchat, d. h. die „Ueberreste der griechischen Herrschaft, welche die Langobarden in der letzten Zeit erobert hatten“. Er erklärt, daß die Grenzangaben, die die Biographie Hadrian's I. enthält, als Karl der Große sich die Urkunden Pippin's im Jahre 774 zum Zweck der Bestätigung vorlegen ließ, in der Pippin's nicht gestanden haben könnten. Das führt uns auf die Schenkung Karl's des Großen. Auch diese Urkunde ist nicht erhalten; der erwähnte Bericht in der Lebensbeschreibung Hadrian's aber erzählt, Karl habe sich die Urkunde seines Vaters vorlesen lassen, dann „nach deren Muster“ eine neue ausgestellt und darin „dieselben Städte und Territorien“ der römischen Kirche geschenkt, nämlich die Länder südlich einer Linie von Luni über Parma, Reggio, Mantua nach Monselice, ferner den ganzen Exarchat, die Provinzen Venetien und Istrien, die Herzogthümer Spoleto und Benevent, dazu die Insel Corsica. Wie Mühlbacher die Annahme abweist, daß diese Grenzbestimmung schon in der Urkunde Pippin's von 754 gestanden habe und aus ihr in die „nach ihrem Muster“ ausgestellte von 774 übergegangen sei, so erklärt er diese Grenzbeschreibung auch für die Urkunde Karl's für unhaltbar (S. 100): die Urkunde habe sie nicht enthalten und sei nur eine Bestätigung und Erneuerung des Schenkungsversprechens von Quiercy gewesen.

So urtheilt Mühlbacher im Text; in einem kurzen Nachtrag am Schlusse des Werks weist er darauf hin, daß sich die Forschung inzwischen sehr eingehend mit diesen Dingen beschäftigt habe, und daß „von den neuesten Forschern die volle Glaubwürdigkeit der ganzen Erzählung des Papstbuchs (d. i. der Biographien der Päpste) und seiner Grenz-

angaben, die thatsächliche Schenkung im ganzen Umfange vertreten, aber verschiedentlich erklärt" werde. Insbesondere erwähnt er eine jüngst erschienene Schrift Th. Lindner's *), die zu dem „ansprechenden Ergebniß" komme, daß das Schenkungsversprechen Pippin's von 754 nur ein allgemein gehaltenes gewesen, die Details aber, die Gebiete und Grenzen für den Bereich des zu restituirenden Patrimoniums, erst durch die Urkunden Karl's des Großen von 774 festgestellt seien. Wenn wir nun auch die frühern Erklärungsversuche leider nicht behandeln können, so mag doch die neueste Ansicht noch etwas genauer skizzirt werden, natürlich ohne hier auf ihre Begründung einzugehen. Nach Lindner (S. 79 fg.) hätte die Urkunde von Quiercy nur ein allgemein gehaltenes Versprechen, die „Gerechtsame" des heiligen Petrus zurückzubringen, enthalten, es hätte jede genaue Bezeichnung von Oertlichkeiten gefehlt, weder der Exarchat noch die Pentapolis seien zugesichert, vermuthlich habe Pippin dem Versprechen sogar noch die Klausel hinzugefügt: „so weit er könne". Pippin habe dann den Päpsten nicht alles verschafft, was sie als ihr „Recht" beansprucht hätten. Karl habe darauf 774 dem allgemeinen Versprechen des Vaters Form und Gestalt gegeben, er habe die Rückgabe alles dessen zugesagt, was einst der Kirche gehört habe, sich aber die Prüfung jedes einzelnen päpstlichen Anspruchs vorbehalten und Nachweise für das Besitzrecht verlangt. Die obenerwähnte Grenzbeschreibung habe in Karl's Urkunde gestanden, bezeichne aber nicht ein geschlossenes Gebiet, sondern den Kreis, innerhalb dessen Karl berechtigte Ansprüche des Papstes auf ganze Gebiete, einzelne Städte, Einkünfte u. dgl. zu erfüllen versprach. Was dann in den nächsten Jahren auf Grund der von Karl geprüften Ansprüche dem Papste gegeben sei, fasse die Urkunde Ludwig's des Frommen von 817 zusammen.

So weit Lindner's „ansprechendes" Ergebniß. Einwendungen dagegen sind bereits erhoben, wir glauben überhaupt nicht, daß diese Frage je zum wirklichen Abschluß geführt wird. Für weitere Kreise wird dabei noch ein Wandel in der Forschung interessant sein: die Neigung, Fälschungen anzunehmen, wird immer geringer. Früher galt auch die letzterwähnte Urkunde Ludwig's des Frommen als Fälschung, jetzt ist sie als echt anerkannt bis auf ein kleines Einschiebsel, ebenso ist als echt anerkannt die früher auch als Fälschung bezeichnete Urkunde Otto's des Großen; nun wird auch jene Grenzbeschreibung des Papstbuches für die Urkunde Karl's gerettet.

Kehren wir nun zu Mühlbacher's Werk zurück, so mag noch auf die Darstellung der culturellen Verhältnisse hingewiesen werden. Dahin gehört der Abschnitt: „Karl's Persönlichkeit und Hof." Lebensvoll treten uns hier Karl, seine Gemahlinnen und Töchter, die gelehrte Tafelrunde der Akademiker entgegen, es werden behandelt die wissenschaftlichen Bestrebungen, die Schulen, dann folgen die Kanzlei, die Verwaltung der Krongüter und die Bauten. Der nächste Abschnitt ist überschrieben: „Die Gesetzgebung Karl's des Großen", und umfaßt Verfassung und Verwaltung, Handel und Finanzen, Rechtspflege und Heerwesen. Besprochen werden die königliche Gewalt, die Reichsversammlungen, die Kapitularien, Karl's Verfügungen über die kirchlichen und geistlichen Angelegenheiten, das Unterichtswesen, die Eintheilung des Reiches, der Verwaltungsapparat, die Einsetzung der Königsboten, die übrigen Beamten, die Stände, die öffentliche Sicherheit, die Preistarife, die Armenpflege, die Hausindustrie, das Handwerk, der Handel, die Zölle, das Münzwesen, Maß und Gewicht, die Finanzverwaltung, die Rechtspflege und Gerichtsverfassung, der Rechtsgang, das Strafrecht, das Heerwesen, die Vasallität und das Lehnswesen. Wir greifen aus dem reichen Inhalt einige allgemeine Bemerkungen heraus. Seite 270 sagt Mühlbacher:

Nirgends zeigt sich die Hülflosigkeit des mittelalterlichen Staates deutlicher als in seiner Verwaltung. Die Mittel, über die er verfügte, reichten nicht aus, eine strammere Organisation zu schaffen, der weite Spielraum, den er unter einfachern Verhältnissen seinen Beamten anwies und in weiterer Entwickelung ihnen gönnen mußte, förderte die Selbständigkeit und Unbotmäßigkeit der kleinen Mächte und schränkte die Macht der Centralregierung ein. Die römische Verwaltung war ein kunstvolles, festgefügtes Gebäude gewesen, ihr und allerdings auch der Rücksichtslosigkeit, mit der sie bewußt den Staatszweck verfolgte, dankte das Römerreich seine Erfolge, sie hielt mit zäher Lebenskraft noch aus, als innere Wirren und der Ansturm der Barbaren das Reich längst ins Wanken gebracht hatten; die mittelalterliche Verwaltung, insbesondere in den deutschen Landen, war ein rohgezimmertes Bauwerk, das den Staatszweck nur nothdürftig unter Dach und Fach brachte; ihrem germanischen Wesen gemäß der Centralisation widerstrebend und der Individualität großen Bewegungsraum gestattend, ruhte sie auf autonomistischer und dann auf feudaler Grundlage. Zu straffe Centralisation, zu schlaffe Organisation — der absolutistische wie der feudale Staat führen dafür den Beweis — sind in ihrer Einseitigkeit eine Verschiebung des Staatszweckes, der seinen Begriff im Volkswohl, im geeinten Zusammenwirken und Zusammenhalten der frei sich entwickelnden Kräfte seinen Ausdruck findet. In gewaltthätiger Zeit, wie sie das Mittelalter war, bedurfte es auch einer gewaltigen Persönlichkeit gleich Karl dem Großen, der Willkür zu steuern, die persönlichen Interessen dem Ganzen unterzuordnen, die Mängel der Verwaltungsorganisation durch eigene Thatkraft und Umsicht wett zu machen. Unter seinem schwächlichen Nachfolger gerieth daher auch das Staatswesen aus den Fugen, die Großen wurden zu Herren und später auch noch zu den Herren im Staate.

Aber schon Karl der Große ist nicht im Stande gewesen, die Schäden zu heilen; es fehlte ein wirklicher Instanzenzug, die Beamten wurden naturgemäß zu selbständig und förderten ihre grundherrlichen Interessen; Karl ermahnte sie stets zur Gerechtigkeit, ohne doch das Volk wirklich vor Bedrückung und Gewaltthat schützen zu können. Reformen im großen Stil hat Karl eben nicht

*) Die sogenannten Schenkungen Pippin's, Karl's des Großen und Otto's I. an die Päpste. Von Th. Lindner. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1896. Gr. 8. 2 M.

durchgeführt, er suchte die alten Grundlagen des Unterthanenstaates, einen freien, wirthschaftlich selbständigen Bauernstand zu erhalten; aber die Mittel, die er anwandte (die Erleichterung der Ding- und Heerpflicht) reichten dazu nicht aus. Kaum irgendwo hat sich der Einfluß wirthschaftlicher Umwandlungen auf die staatliche Entwickelung so übermächtig gezeigt wie hier. Wer das anerkennt, braucht deshalb die übrigen Factoren der geschichtlichen Entwickelung nicht zu unterschätzen, braucht deshalb nicht in allen Perioden der Geschichte ein gleiches Uebergewicht der wirthschaftlichen Verhältnisse über die andern Mächte des geschichlichen Lebens anzuerkennen: hier aber überwand der Großgrundbesitz mit seiner trefflichen Organisation und seiner wirthschaftlichen Ueberlegenheit den fränkischen Unterthanenstaat. Aller Kampf dagegen konnte seinen Sieg nur verzögern, aber nicht vereiteln. Dem entsprechen auch die Worte, mit denen Mühlbacher diesen Abschnitt schließt (S. 318):

> Es ist ein anderes Bild, das die innere Geschichte des Frankenreiches bietet, als die glänzende äußere Geschichte. So groß die Macht des Reiches nach außen, im Innern reiften bereits die Keime der Zersetzung, neue Verhältnisse rangen nach Gestaltung. Die alten Einrichtungen, welche noch für ein einfaches Staatswesen genügt hatten, begannen zu versagen. Das alte Wehrsystem war außer Stande, noch für die Kosten der Großmachtstellung aufzukommen, seine Aufgabe fiel mehr dem Lehnwesen zu; während der Besitz und die Gewalt der Großen sich mehrte, unterlag der kleine Grundbesitzer den gesteigerten Anforderungen, das Staatswesen drängte dem Feudalstaat zu. Die lose Verwaltung erwies sich als unzulänglich, an der Habsucht und Willkür der Beamten prallten die Maßregeln zum Schutz des Rechts und gesicherter Ordnung ab, und auch die Königsboten vermochten als die Vertreter der Centralregierung nicht, genügenden Wandel zu schaffen. Karl's überragende Persönlichkeit, seine Thatkraft und Umsicht bändigten noch die widerstrebenden Elemente und hielten das Staatswesen fest zusammen; es war dem Verfall und der Gefahr der Auflösung preisgegeben, sobald die Zügel des Regiments in schwächerer Hand lagen. Und sie kamen in eine schwache Hand.

Zu dieser schwachen Regierung führt uns nun das nächste Buch: „Verfall und Theilung des Frankenreichs.“ Wir sehen hier Ludwig den Frommen erst unter dem Einfluß der Geistlichkeit, dann als willenloses Werkzeug seiner klugen, herrschsüchtigen und gewissenlosen Gemahlin Judith. Mit dramatischer Lebendigkeit werden uns die unheilvollen Kämpfe vorgeführt, die ihre Vorliebe für das „Muttersöhnchen“ Karl über das Reich heraufbeschwört. Ein näheres Eingehen darauf ist an dieser Stelle nicht mehr möglich, auch beim letzten Buche müssen wir uns auf den Hinweis beschränken, daß es der „Ausgestaltung des ostfränkischen Reichs zum Deutschen Reich“ gewidmet ist. Es mag schließlich nur noch erwähnt werden, daß Mühlbacher in dem ganzen Werke vielfach die Quellen direct reden läßt und auch, was bei seinem speciellen Arbeitsgebiet nicht anders zu erwarten war, die Urkunden häufig und sehr geschickt verwerthet.

Wir empfehlen das Buch allen, die sich in angenehmer Lektüre unter sicherer Führung über die Karolingerzeit unterrichten wollen.

A. Baldamus.

Erzählende Poesie.

1. Die Erzählung des Werksherrn. Von Ernst Rauscher. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1896. 8. 1 M. 50 Pf.
2. Çunita. Ein Gedicht aus Indien von Leopold Jacoby. Zürich, Carl Henckell u. Comp. 1896. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Der „Werksherr“ (Hüttenbesitzer?) hatte wider den Willen seines Vaters Maler werden wollen und war nach Rom gegangen; sein Talent reichte aber nicht aus, und er hatte schon daran gedacht, in den Tiber zu springen, als ihn ein Bote seines Vaters abhielt und er heimkehrt, um ein tüchtiger Werksmeister und der glückliche Gatte seines allerliebsten Mühmchens zu werden. Die üblichen Abenteuer erlebt für den talentlosen Maler sein talentvoller Freund. Das Werk ist eine crasse Nachahmung von Goethe's „Hermann und Dorothea“. Wie weit die Nachahmung bei Rauscher geht, mag das Gleichniß vom „wandernden Mann“ zeigen, mit dem Rauscher den siebenten Gesang beginnt. Das Schlimmste aber ist die Sprache. Ein Hexameter, der die Fehler des Voß-Platen'schen Undeutschthums mit denen der Goethe'schen Nachlässigkeit verbindet, hält sie in Fesseln und zwingt sie zu allen möglichen Verrenkungen. „Wie du hier mich erblickst, gerüstet mit Stock und mit Ränzel, Bin ich ein Göttergeliebter, der nach den Gefilden, die jenseits Blühen der Alpen — wohin mich, du weißt es, ein brennend Verlangen Zieht seit Jahren bereits — antrat die geheiligte Wallfahrt.“

Karl Henckell hat sich ein entschiedenes Verdienst erworben, indem er seines am 20. December 1895 verstorbenen Freundes Leopold Jacoby ursprünglich in Amerika veröffentlichte erzählende Dichtung „Çunita“ (Nr. 2) wieder aufgelegt hat. Çunita vermählt aufs glücklichste morgenländische und abendländische Weisheit, wie sie auch in Sprache und Reim eine Mittelstellung einnimmt, indem sie das in Rückert's „Nal und Damajanti“ fremdartig berührende Uebermaß der Reim- und Wortspielerei vermeidet.

Ein weiser und edler Hindu verräth sterbend seinem Sohne Amru, daß Çunita nicht seine Schwester, sondern ein im Ganges aufgefangenes Kind von unbekannter Herkunft sei, an dessen Schicksal sich geheimnißvoll das Heil des Volkes knüpfe. Der Tod und das Leichenbegängniß des Weisen sind wunderbar erzählt und die Natur ist, farbenprächtig und doch zart geschildert, hier und überall die bedeutungsvolle Begleitung zur Melodie menschlichen

Thuns und Leidens. Die Personen werden höchst anschaulich eingeführt. So heißt es von des Fürsten Siddhar Schwester Khêri und ihrer Freundin, die auf geschmücktem Elefanten in Benares einreiten:

Die vorn saß aus dem Schleier lugend,
Strahlend im Schönheitsglanz der Jugend,
Als Herrin erkennbar in ihrer Haltung,
In Kleid, in Geschmeid' und Schmuckentfaltung,
Mit dem reich verzierten dunkeln Haar
Und feurig funkelnden Augenpaar,
Khêri, Siddhar's Schwester war.
Ihre Gespielin daneben saß,
Maytil; ein holdes Ebenmaß
Offenbarten die zarten Glieder,
Wie sie sich bog zu der Freundin nieder.

So charakteristisch wird auch Siddhar eingeführt und — Siddhar's Elefant:

Wunderbar war es, wie gewandt
Und fein es der Elefant verstand,
Während sein Riesenhaupt philosophisch nickt
Und mit blinzenden Aeuglein niederblickt,
Die plumpen Beine vorzusetzen,
Um keins der Menschen zu verletzen,
Die ihm vor die Füße laufen,
Wimmelnd wie ein Ameisenhaufen.

Sieht man nicht förmlich das Thier einherschreiten? Khêri wird von Amru, den sie schon im Traum als ihren Retter geschaut hat, aus dem Ganges gerettet. Während er mit ihr schwimmt, nimmt er mit seinen Lippen die rothe Rose, die aus ihrem dunkeln Haar herabgleitet. Beide fliehen dann miteinander. Sie verfolgend, gelangt Siddhar zu einem Weisen, von dem er das räthselhafte Orakel vernimmt, das von einem auf dem Ganges ausgesetzten Mädchen sagt:

Dies Los soll sie erben:
Früh wird sie sterben,
Ihr Leben der Ewigkeit angehören
Und des irdischen Unrechts Herrschaft zerstören.

Auf der weitern Fahrt von einem fürchterlichen Gewitter überfallen, stürzt Siddhar, durch einen Baumast schwer verletzt, von dem wild gewordenen Elefanten und verliert das Bewußtsein. Seine Retterin wird ein wunderbares Wesen, eben jenes vom Ganges ans Land getragene Mädchen, Çunita:

Und es kommt daher mit schwebendem Gang —
Eine Mädchengestalt, umflossen ganz
Von Liebreiz und von Anmuthglanz.
Noch seelenvoll zu dem rosigen Licht,
Das rings durch alle Blätter bricht,
Aufschaut ihr bleiches Blumengesicht,
Während sie löst ihres Haares Halt,
Bis es mit üppigem Dunkel sie umwallt.
Aber in dem Rohr an des Ufers Rand
Legt sie ab das leichte Gewand
Und, ein wonniglich Götterbild,
In die seidene Pracht der Haare gehüllt
Schreitet sie vor, ihr Köpfchen neigt sie
Und leis' aufschauernd niedersteigt sie
In die kühle Flut zu der Blumen Zier,
Die mit nickendem Gruß sich beugen vor ihr. — —

Ich breche hier ungern ab. Es entspinnt sich zwischen dem bald geheilten Fürsten und dem Mädchen ein wunderbares Liebesidyll, voll sinnigsten Mädchenzaubers und holdester Anmuth. Aber ihr Glück war kurz. Schon am nächsten Morgen wird Çunita, als sie dem Strome singend ein Blumenopfer bringt, von der plötzlich hoch emporspringenden Ganga verschlungen, die die Liebliche nur als Leiche wieder herausgibt. Siddhar tobt und rast; er flucht dem Strome, aber der Strom redet zu ihm mit gewaltiger Donnerstimme. Er belehrt ihn, daß der Gott wie der Mensch im Dienste des allmächtigen Schicksals stehe und daß Çunita's Tod ein Opfer sei, das zum Heile der Menschheit zu wenden ihm das Amt und die Macht verliehen wäre. Und der Fürst entschließt sich, für seine Brüder der Schöpfer der Freiheit und des Glückes zu werden. Und nun begegnet er, herzlich versöhnt, seiner Schwester Khêri und ihrem Gatten. Amru versteht nun die Weissagung seines Vaters:

Die das All verschönt und Segen spendet,
Auf Erden die Liebe das Elend endet.
Es ist beschlossen und gefügt,
Daß über die Ichwelt die Liebe siegt.
So sprach Amru, und alle schwiegen.
In Schneeflammen nun die Gipfel liegen;
Die Sonne war emporgestiegen.
Und strahlte funkelnd vom Himmelsdom
Und gewaltig erbrauste der Gangastrom.

Adolf Brieger.

Neue Romane und Novellen.

1. Die Unersetzlichen. Ein Märchen. Von Georg Ebers. Illustrirt von Arpad Schmidhammer. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1895. Folio. Geb. 10 M.

Der Dichter hat das Märchen zum Träger eines Lehrsatzes gemacht. Dagegen ist nichts einzuwenden, wenn es in der zarten Weise geschieht, wie eben in den „Unverletzlichen". Nur ist die ins Gewand der Dichtung gehüllte Wahrheit zu wenig neu und absonderlich, als daß der Leser nicht nach einer besondern Absicht des Dichters suchen, den subjectiven oder objectiven Anlaß zur Wahl dieses Themas zu ergrübeln trachten sollte. Hat man einmal die Versuchung zu Muthmaßungen derart überwunden und betrachtet man nach Billigkeit und nach des Dichters Recht sein Werk rein künstlerisch, dann wird man dankbar sein für einen wahren Genuß und sich gern der Lieblichkeit und Zartheit dieser phantasievollen Erzählung hingeben, deren Märchencharakter durch die überaus feinen Illustrationen Schmidhammer's nur noch gehoben, ja vollendet wird.

2. Capri. Skizzen und Träumereien. Von Katharina von Döring. Berlin, Alexander Duncker. 1896. 8. 3 M.

Verfasserin beabsichtigt keineswegs, zu so viel andern verzückten Reisehandbüchern ein weiteres oder eine neue Sammlung sogenannter Künstlernovellen zu schreiben. Ihr Buch ist vielmehr die Ausführung einer ganz eigenen Idee, über die folgende Sätze Aufschluß geben mögen: „Die Jahrhunderte ziehen an mir vorüber, die Jahrtausende. Ich sehe die Geburt dieses Eilandes, sehe die Entwickelung es ergreifen, es wachsen und werden. Ich sehe es kommen, sein, in sich vergehen, zusammensinken, wie eine entblätterte Rose." Der ansprechenden Idee entspricht die Ausführung. Daß sie stellenweise recht sehr schwärmerisch ausgefallen ist, besonders in der Schilderung des vorgeschichtlichen Zustandes und der Entstehung der Insel mit ihren Lebewesen, hin und wieder auch sentimental wird, wer will darob mit der für Capri begeisterten Verfasserin rechten? Stimmt doch ein gewisser Schwung der Sprache und der Darstellung so recht zu den behandelten Ereignissen und ihrem Schauplatze, auf dem sich ein überraschend mächtiges Stück Geschichte, und dazu interessanter Geschichte, abgespielt hat. Darüber dürften selbst Capriverehrer noch vielerlei aus dem Büchlein lernen können. Ja, ich meine, wer diese Skizzen und Träumereien gelesen hat, schaut die Insel mit ganz andern Augen an. Jedenfalls schreibt Verfasserin anziehend genug, um auch die zu fesseln, für die der Besuch Capris noch unerfüllter Wunsch ist.

3. Junge Helden. Uffe Hjälm's und Palle Löwe's Thaten. Erzählung. Von Henrik Scharling (Nicolai). Autorisirte freie Uebersetzung aus dem Dänischen von P. J. Willatzen. Bremen, M. Heinsius' Nachfolger. 1896. 8. 5 M.

Die Erzählung versetzt den Leser in das Dänemark vor und von 1848. Stimmungen und Ziele der bewegten Zeit sind augenscheinlich mit vollkommener Wahrheitstreue wiedergegeben. Künstlerische Wahrheit waltet jedenfalls unverkennbar in der Zeichnung der handelnden und leidenden Personen, die zu deutlichster Anschauung herausgearbeitet sind. Wie leibhaft stehen sie da: die treffliche Tante, die in keinem Augenblicke der Entwickelung ihres Lieblings, des von aller Welt aufgegebenen Uffe, an ihm irre wird, die brave allezeit gedrückte und unterdrückte Mutter, die zu ihrem sogenannten Eheglück kam, ohne selbst zu wissen, wie?, der starrköpfige, verbitterte und so selbstbewußte Oberst a. D., weiter das Haus Löwe, endlich der aufschneiderische Kapitän Roslin mit seiner bestrickenden Tochter u. s. w. u. s. w. Wie diese insgesammt, so sind die Hauptpersonen aus sicherer Menschen- und Lebenskenntniß und mit überlegenem Humor geschaffen: der blöde, weltfremde Uffe und der fixe, zungen- und federgewandte Palle, dieser das Glückskind, jener der dumme Hans. Für ihn bringt aber die bewegte Zeit, besonders der Krieg, die Wendung. Während Palle die Probe nicht besteht und sich sein etwas schwindelhaftes Streben nach dem Maß seiner Kräfte und Anlagen begrenzen lassen muß, entwickelt der Kampf alles Gute, Gediegene und Tüchtige in Uffe's Natur zu fast überraschender Vollkommenheit; er ist auch darin der Held, daß er schließlich über alles, selbst über seine Blödigkeit, triumphirt.

Zu meinem Bedauern darf ich nicht ausführlicher werden. Sonst hätte ich noch eine lange Reihe vorzüglich gelungener Einzelschilderungen aufzuzählen. So muß ich mich bescheiden, das Buch als kerngesunde und durchweg fesselnde Lektüre angelegentlichst zu empfehlen. Auch braucht kein Deutscher zu fürchten, irgendwie und irgendwo unliebsam berührt zu werden. Vor Taktlosigkeiten bewahrte den Verfasser sein reines Kunstgefühl und seine abgeklärte Lebensauffassung.

Die Verdeutschung ist musterhaft.

4. Unterwegs und daheim. Anne Marie. Ein berliner Idyll. Von Ludwig Jacobowski. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottlaender. 1896. Schmal 8. 75 Pf.

Unter dem Titel „Unterwegs und daheim" veröffentlicht bekanntlich die vorgenannte Verlagsanstalt eine Sammlung von bisher ungedruckten Erzählungen, deren zweiter Reihe das zierliche Büchlein Jacobowski's angehört. Originell wie die äußere Ausstattung ist die Erfindung des Stoffs, auch die Anlage der Erzählung. Sie bildet nämlich die schriftliche Beichte eines in seiner Liebe vernichtend getäuschten Mannesherzens. Erleichtert hat sich der Verfasser mit der gewählten Form seine Aufgabe sicher nicht. Doch bekundet er bei der Ausführung seines Planes großes Geschick, mag auch die peinlich gewissenhafte Red- oder besser Schreibseligkeit, namentlich zu Anfang, im Hinblick auf des Helden Gemüthsverfassung nicht ganz glaubwürdig erscheinen. Indessen, das ist wol eine Klippe des Ichromans als Gattung. Andererseits waren all diese Einzelheiten, all diese kleinen Züge und Erinnerungsbildchen des Beichtenden wol unentbehrlich, wollte der Dichter dem Leser eine so getreue Seelenanalyse, einen so deutlichen Einblick in ein gefoltertes Menschenherz vermitteln, wie unser Erzähler es thut.

Dramatisch spinnt sich die ganze Entwickelung ab. Nach einer spannenden, wohlberechneten Exposition, die des jungen Referendars Bekanntschaft mit der Anne Marie schildert, steigt die Handlung, wenn man von der sprechen darf, zum Höhepunkt, dem Liebesglück der beiden. Da tritt das Schicksal zwischen sie, räthselhaft und unerklärt: sie wird eines andern „unglückliche Braut", ihn zerrüttet der Schmerz bis zur Verzweiflung. Sehr ansprechend und fein ist nun die Schilderung, wie der gebrochene Mann sich allmählich wieder aufrichtet. In der Zurückgezogenheit und im Verkehr mit der Natur heilt die Wunde, erwacht neu der Wille zum Leben, und versöhnend klingt der Leidensbericht aus in das Wort: Vergeben.

5. Bilderstürmer! Roman aus der Gegenwart. Von Johannes Proelß. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1896. 8. 4 M.

Johannes Proelß schuf einen Roman großen Stils: die charakteristischen Erscheinungen der Zeit glückt es ihm unter eine leitende Idee zu stellen und so zu einem lebensvollen Gemälde zusammenzufassen. Der Held der Erzählung verdient diesen Namen vollauf, er ist der eigentliche Träger der Handlung, eine kraftvolle Persönlichkeit, der mit großem Geschick auf allen Stufen der Entwickelung die Führerrolle gewahrt wird. Er stellt die Einheit in der fast erdrückenden Vielheit dar, und es wäre interessant, einmal die Mittel durchzumustern, mit denen Proelß die Fülle der Ereignisse zu seinem Helden in Beziehung und ihn über die Dinge zu stellen versteht. Das ist zuzugeben, der Inhalt der sturm- und drangvollen Zeit ist erschöpft, ihr Wesen durch glücklich gewählte Parallelen verdeutlicht, und das Bleibende, Ewige in der Erscheinungen Flucht geistvoll erfaßt. Ein wohlthätig sieghafter Klang übertönt bei Proelß alle Verworrenheit und allen Kampfeslärm. Aber man wird es immer als ein Wagniß bezeichnen müssen, die reiche Mannichfaltigkeit des Lebens mittelst bloßer Personalunion zu einem einheitlichen Ganzen gestalten zu wollen. Gute Dienste thut dem Dichter bei seinem Bestreben die Reflexion. Damit mag es manchem Leser gehen wie mir. Erst befremdet, ist man bald gefesselt durch Originalität und eine in sich geschlossene Lebensanschauung. Ueberdies rechtfertigt sich der Dichter selbst: „Aber viel geredet wird in dem Roman"; diesen Einwurf macht sich der Held einmal, doch schnell gefaßt erwidert er darauf: „Ei was, die Waffe der Gebildeten ist die Rede, und wenn die Rede kämpft, ist sie Handlung." Gelten diese Sätze, dann ist Proelßens Prosadichtung voll Handlung.

Was nun die Idee des Romans anlangt, so scheidet der Dichter zwischen falschen und echten Bilderstürmern, deren er in allen Perioden zu finden meint, von Hans Sebald Beham angefangen bis zu Ibsen und Zola. Seine Stellung zum Kampf spricht folgender Satz aus: „Jede Zeit gebiert neue Ideale, diese Ideale ringen erst in bahnbrechenden Sturmgeistern und in der Volksseele nach Gestaltung, verdichten sich dann in der Kunst zu festen Bildern, bis sie in späterer Zeit vom Leben selbst Verkörperung empfangen." Damit ist zugleich entschieden, wem die Zukunft den Sieg bringen wird und muß.

6. Ruth. Erzählung. Von Lou Andreas Salomé. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1896. 8. 3 M. 50 Pf.

Dieses Buch wird von vornherein durch außerordentliche Gewandtheit in Ausdruck und Darstellung fesseln. Im schönsten Fluß, ungezwungen und treffend gleitet die Sprache dahin. Und die Darstellungsmittel der Verfasserin sind so fein und arbeiten so sicher, daß selbst das Zufällige und Unvermittelte als ganz natürlich erscheint, fast das Gepräge des Nothwendigen erhält. In der Anlage und Entwickelung der Charaktere ist die Verfasserin meisterhaft. Gibt man einmal ihre Prämissen zu, dann läßt sich auch keine ihrer Folgerungen anfechten. Aeußere Handlung findet sich nicht allzu viel, um so reicher flutet der Strom der Gedanken, um so spannender und fesselnder sprießt die Ideenfülle in dieser Erzählung. Der Held Erik, ein hochangelegter Mann, lebt trotz mancherlei Leid, trotz des Verzichts auf ein höheres Ziel in idyllischem Glück mit Weib und Sohn. Da tritt in seines Daseins Kreis das Schicksal in Gestalt der Ruth. Der erste Eindruck, den er von diesem seltsamen Mädchen empfängt, ist der des Scheuen, Vereinsamten. Und gerade dies Kindhafte, Kindische, sonderbar Unreife und Träumerische lockt ihn zu einem Erziehungsexperiment. Aber sein Interesse wird unversehens zur Neigung, die Freundschaft zur Liebe. Jetzt erweist sich die Kunst des Erziehers gegen ihn selbst. Den idealen Mann hat Ruth bewundert, nicht einen Liebhaber gesucht. „Den eigenen Willen festhalten, sich selbst gehorchen" hat sie von ihrem Meister gelernt. Also: Erik gegen Erik! mit dieser Losung flieht sie vor ihm, von dem sich bereits die Gattin getrennt und der ebenfalls in Ruth verliebte Sohn abgewendet haben.

Kein Leser wird diesen Roman gleichgültig aus der Hand legen. Eine sympathische Wirkung vermag ich ihm jedoch nicht unbedingt vorauszusagen. Ich bedaure, kein Verständniß zu haben für den Uebermenschen in irgendwelcher Gestalt, so schon nicht für den Helden im berüchtigten „Eritis sicut Deus". Auch in Erik sehe ich nur eine Construction, ein Ergebniß der Denkthätigkeit, keine leibhaft angeschaute Schöpfung der Phantasie. Aehnlich ergeht es mir mit Ruth. „Wie zu einer andern Welt gehörig", abgelöst vom festen Boden der Wirklichkeit, fast ohne Sinnlichkeit wandelt sie, eine zweite Mignon, durch die Erzählung. Ist nun dieses Wesen ohne Fleisch und Blut, das sein Geschlecht förmlich abgestreift hat, dies Mädchen mit seiner alles andere ertödtenden Bewunderung für geistige Größe und mit der angelernten Fähigkeit, „den eigenen Willen festzuhalten", das Idealweib, überhaupt noch ein wahres Weib?

Nach dem Gesetz des Contrastes mag dieser Erzählung gegenübergestellt werden:

7. Belladonna. Von Fritz Lemmermayer. Berlin, Freund u. Jeckel (Karl Freund). 1896. 8. 3 M.

Fritz Lemmermayer hat eine Phryne, eine Messalina schildern wollen, und zwar mit rückhaltloser Offenheit und Naturtreue. Das erscheint mir freilich nach meiner Beobachtung der Literatur als ein Rückfall in eine glücklicherweise hinter uns liegende Zeit. Aber es ist ja wol nicht zu verlangen, daß gewisse, dereinst überlaute Richtungen mit einem mal verstummen. Andererseits begreift es sich, daß, wer so viel „Documente" von großem, kleinem und kleinstem Umfang gesammelt hat, sie nicht des sich ändernden Zeitgeschmacks wegen einfach beiseite-

legen mag. Und Lemmermayer hat das Material erschöpfend beigebracht und verwerthet es mit so unverblümter Gewissenhaftigkeit, daß ich nicht eine einzige der charakterisirenden und charakteristischen Stellen unverstümmelt hierhersetzen kann. Vollständigkeit wäre aber unerläßlich, wollte ich der Wahrheitsliebe des Verfassers gerecht werden. Sonst sind die Schwierigkeiten des Ichromans, und ein solcher ist „Belladonna", geschickt überwunden. Hier erleichtert einmal die Briefform die Seelenanalyse. Die Charakteristik macht den Eindruck der Wahrheit; allerdings ist eine Nachprüfung nur wenigen Kundigen möglich. Doch ist die anfängliche Kurzsichtigkeit des Briefschreibers schlechthin unerlaubt. Ungern mäkele ich bei Erzeugnissen echter Kunst am sprachlichen Ausdruck; aber: mir däucht, und: angethan in .... darf man nicht ungerügt durchlassen, darf ein Stilist wie Lemmermayer nicht schreiben.

Richard Friedrich.

Ausländische Literatur.

1. Jurai Dragutinowitsch. Roman aus der kroatischen Gesellschaft. Von Victor von Reisner. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1896. 8. 4 M.

Gehört der uns vorliegende Roman aus der kroatischen Gesellschaft wirklich zur Belletristik? Ich möchte dies bezweifeln. Wenn die Bezeichnung „schöne Literatur" sich mit ihrem Begriffe decken, wenn sie kein leeres, hohles Wortgeklingel sein soll, dann darf der uns beschäftigende Roman entschieden nicht unter die Kategorie der schönen Literatur eingereiht werden; denn dichte, schwarze Nacht ist über ihm gelagert, durch welche sich nur selten ein herzerwärmender Lichtstrahl hindurchstiehlt. Er vermittelt uns die Bekanntschaft eines Sodom, in welchem sich nur eine verschwindende Zahl von Gerechten findet. Er führt uns eine Gesellschaft vor, welche eine Seelenwüstenei darstellt, welche von Wollust trunken und von Heuchelei durchsättigt, zum Lasterpfuhle herabgesunken ist. Traurig, aber wahr bemerkt der Held des Romans: „Unsere gesellschaftlichen Verhältnisse sind furchtbar verlottert, und ich weiß wirklich nicht, wohin das führen soll. Das Beispiel, das nach unten hin gegeben wird, ist ein ansteckendes, und die schlimmen Folgen können nicht ausbleiben. Zu spät werden wir unser Unrecht einsehen und unsere Nachkommen werden über uns, die wir das Volk durch unser Beispiel demoralisirten, blutige Thränen weinen!" Vielleicht mag dem Verfasser bei der naturgetreuen Modellirung des kroatischen Adels die festgewurzelte Ueberzeugung, daß eine durchgreifende Reinigung des endlosen Augiasstalles unverzüglich in Angriff genommen werden müsse, vorgeschwebt haben; vielleicht wollte er tendenziös durch die Schilderung der Finsterniß den Bann der Finsterniß brechen. In der Dichtung gilt jedoch nicht der Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heiligt. Ein Schriftsteller, welcher keinen Anstand nimmt, das Reich der Aphrodite mit einem gewissen breiten Behagen, das uns einen Ekel einflößt, zu schildern, ist unstreitig ein crasser Naturalist, weil bei ihm die Natur die Kunst überwuchert.

Ich habe Reisner einen Naturalisten genannt. Ich sehe mich indeß zu meinem Leidwesen bemüßigt, dieser Charakteristik einen Dämpfer aufzusetzen. Wer das Aufgehen in der Natur für sich gepachtet zu haben glaubt, der sollte mit keinem socialen Vorurtheil behaftet sein, der sollte sich zur Erkenntniß emporgerungen haben, daß kein Stand und kein Stamm das Vorrecht der Weisheit und der Tugend besitzt. Schlecht steht es ihm an, die ätzende Lauge des Spottes über den mauschelnden Aaron auszugießen. Ist denn nur der Jude Wucherer und ist der Jude nur Wucherer, daß der Verfasser ihn einzig und allein in der Rolle eines Scheusals auftreten läßt? Doch ich will mit Victor von Reisner nicht weiter über seinen Geschmack streiten. Ich gönne ihm denselben von ganzem Herzen und beneide ihn auch nicht um die „geganeften Cigarren" des Grafen Juranitsch (S. 88).

Die Handlung ist dramatisch bewegt und sehr spannend, aber nicht psychologisch vertieft. Jeliza, die in einem Sumpfe aufgewachsene Frau des ritterlichen Grafen Jurai Dragutinowitsch, ist ungeachtet ihres glühenden Hasses gegen den Gatten, welcher infolge der herrschenden traurigen Verwirrung über den Ehrbegriff den Geliebten ihrer Seele zum Krüppel geschossen, nicht so grundverdorben, daß sie nicht durch eine impulsive Empfindung zur aufrichtigen Bewunderung seines edelmüthigen Entgegenkommens hingerissen werden kann. Wir ertappen sie einmal dabei, wie sie, ehe er sich dessen versieht, seine Hand ergreift und sie dankbar an die Lippen führt. Trotz der ursprünglichen Abneigung gegen ihr kleines, munter in die Welt blickendes Knäblein gewinnt sie dasselbe so lieb, daß sie ihm mit feucht schimmerndem Auge und seligem Lächeln zunickt, es zur Ueberraschung des Gatten mit keuscher Anmuth an die eigene Brust legt und ganz glücklich ist, wenn es seine Befriedigung über die neue Kost freudig zu erkennen gibt. Und dieses Weib, in welchem zwei Seelen wohnen, sollte, gestützt auf das Kartenhaus ihres sich in Trugschlüssen verlierenden Verstandes, ihrem gebrochenen Mann, welcher ihr nach ihrem tiefen Falle die Hand zur Versöhnung bietet, das Herz völlig verschließen, keine Spur von Reue zeigen, ihn durch unerhörten Cynismus tödlich verletzen können? Vollends aber ist es unfaßbar, weil unmenschlich, daß Jeliza beim Empfange der Nachricht, ihr Vater habe die

Schande, die sie der Familie angethan, nicht überleben können, mit keiner Fiber zuckt und sich kaltblütig zu seinem Richter aufwirft. Ob ein Vater auch seinen Kindern ein schlechtes Vorbild gewesen ist, ob er auch seine Pflichten gegen sie nicht erfüllt hat, so können sie doch nie und nimmer, wenn sie nicht unzurechnungsfähig sind, das Gefühl der kindlichen Liebe in sich ersticken. Wol hat Ludwig Anzengruber in dem „Vierten Gebot“ dargethan, daß Vater und Mutter nur unter der Voraussetzung ihrer Ehrbarkeit geehrt werden können; aber zwischen Ehren und Lieben ist füglich ein großer Unterschied. Die Bande des Blutes sind zu fest und zu heilig, als daß sie ganz und gar zerrissen werden könnten.

Schließlich will ich noch erwähnen, daß mir zwei sprachliche Unrichtigkeiten aufgefallen sind. So heißt es auf Seite 219: „Es gebrauchte seiner vollen Ueberredungskunst“, und auf Seite 257: „Wenn er auch nicht gesonnen war, von dem einmal in Händen habenden Gelde auch nur einen Pfennig herauszugeben.“

2. Ein Roman in neun Briefen. Von Fedor Dostojewski. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1896. 8. 1 M. 50 Pf.

Das vorliegende Buch enthält drei Novellen. Die erste, nach deren Titel das ganze Buch benannt ist, bringt das Kunststück zu Wege, in neun Briefen einen lustigen Roman zu spinnen, welcher auf den Spruch „Fiat justitia, pereat mundus“ gestimmt ist. In dem Mittelpunkte des Romans stehen zwei mit den Worten Ehre und Treue herumwerfende dunkle Ehrenmänner, welche ein lichtscheues Geschäft in Compagnie betreiben, aber miteinander in Conflict gerathen, weil der Impresario sich von dem Kartenspieler, dem er die Kundschaften zuführt, übervortheilt sieht. Die saubern Genossen ereilt schließlich die Nemesis in der Gestalt des gerupften Vogels, welcher den Männern das falsche Spiel, das sie sich mit ihm erlauben, im Verkehre mit ihren Frauen heimzahlt. Wir ziehen, offen gesagt, die übliche Form der Erzählung der hier von Dostojewski versuchten vor, weil sie uns die Entwickelung einer Handlung klar vor Augen führt und uns nicht zumuthet, zwischen den Zeilen zu lesen.

Die zweite Novelle entrollt die Liebesgeschichte eines elfjährigen Knaben, welcher durch die erste Hingebung seines Herzens, die noch unklare Vorahnung seines innern Seins, über seine erste Kindheit hinauswächst. Sie leidet an mancher Unwahrscheinlichkeit und an einer psychologischen Unmöglichkeit. Wie sollten wir es denn sonst nennen, wenn der „kleine Held“ bei der Aufführung eines Theaterstückes sich in die Betrachtung der runden, verführerisch schönen Schultern einer Dame, welche voll und blendend wie frisch gefallener Schnee sind, versenkt? Der Verfasser bemerkt sehr richtig, daß es ihm von Rechts wegen hätte einerlei sein müssen, „die wunderbaren Schultern einer Frau oder die mit feuerfarbenen Bändern versehene Kopfhaube zu betrachten, die das graue Haar einer ehrbaren Dame in der ersten Reihe bedeckte“, er spricht sich aber durch diese Bemerkung selbst das Urtheil. Gleichwol ist die Erzählung Geist vom Geiste Dostojewski's; es offenbart sich in ihr der große Seelenmaler, welcher sich nicht auf die Oberfläche des Lebens beschränkt, sondern in seine Tiefe eindringt, das Wesentliche und Ausdrucksvolle von dem Nebensächlichen und Zufälligen scharf unterscheidet und nach der Ausgestaltung des Charakteristischen ringt. Wir lernen ihn übrigens hier von einer ganz neuen Seite kennen. Er eröffnet uns einen Einblick in die Seele edler Frauen, welche im Leben gleichsam die Rolle Barmherziger Schwestern spielen und, obwol selbst unglücklich, keinen, der gebeugt ist, ohne Trost von dannen ziehen lassen. Wer leidet, der möge muthig und hoffnungsvoll zu ihnen gehen, ohne Furcht, ihnen etwa lästig zu fallen, weil sie ihren Beruf darin erblicken, Wunden zu heilen, wenn ihnen auch giftiger Pesthauch entströmt. „Ganze Schätze von Sympathie, Mitgefühl, Hoffnung“, sagt er, „bergen diese reinen Herzen, die aber so oft Kränkungen erfahren, da ein Herz, das viel liebt, auch viel leiden muß; doch sorgfältig verbergen sie die Herzenswunde vor neugierigen Blicken, denn der tiefe Kummer schweigt und verhüllt sich.“

In der dritten Erzählung ist Dostojewski in seinem wahren Element. Gilt es doch hier, ein schweres Rechenexempel zu lösen, das Seelenleben eines gleichzeitig von den verschiedenartigsten Empfindungen bewegten Mannes zu zergliedern. Polsunkow ist nämlich durchaus kein gewöhnlicher Hanswurst von Profession, sondern ein edler und sympathischer Mensch, welcher aber die Schwachheit besitzt, auf den ersten besten Befehl hin gutmüthig und uneigennützig eine Gemeinheit zu begehen, nur um den Nächsten zu befriedigen.

3. Der Professor der Unsterblichkeit. Eine Erzählung von Konstantin Sslutschewsky. Aus dem Russischen übersetzt von Alexis Lupus. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung. St.-Petersburg, Carl Ricker. 1896. 8. 2 M.

Ich muß offen gestehen, daß ich von dem „Professor der Unsterblichkeit“ und dessen durch den tiefen Schmerz über das Hinscheiden seiner innigst geliebten Gattin bewirkter Bekehrung zum Glauben an die rechtgläubige griechisch-orthodoxe Kirche nicht sonderlich erbaut bin. Sein geistiger Entwickelungsgang kann vor dem Richterstuhle der nüchternen Kritik nicht standhalten. Seine Beweise für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele fußen auf den zwei Grundprincipien, daß in Gemäßheit der Entwickelungsgeschichte der Organismen der Gesammtwelt, angefangen vom Protoplasma bis zu den Gedanken eines Newton oder Shakespeare, alles Geschaffene, von einigen ausnahmsweise vorkommenden Rückschritten abgesehen, sich zweifellos vervollkommnet, verbessert oder, um mit Darwin zu sprechen, sich differenzirt, daß ferner die einmal stattgehabte Vervollkommnung mit wenigen Ausnahmen auch für die Zukunft erhalten bleibt, wodurch

der Nachwuchs noch weiter vervollkommneter Formen, welche an die Stelle der von ihnen verdrängten weniger vollkommenen treten, bedingt wird. Sie gipfeln hauptsächlich darin, daß ein Geschöpf, welches sich entwickelt, mit Mühe und ungewöhnlicher Anstrengung auf Grundlage unwandelbarer Naturgesetze sich zur höchsten Form, zur Menschenseele ausgestaltet hat, unmöglich in den Tod des Individuums, in die Vernichtung der um den Preis so vieler und so langwieriger Arbeit zu einem so hohen Entwickelungsgrade gelangten Seele ausmünden kann. Wir vermissen in dieser Argumentation die Erklärung des Wesens der Seele. Der Held unserer Erzählung unterläßt es, zu jener Auffassung, nach welcher das Gehirn der Träger der psychischen Functionen ist, eine prägnante Stellung zu nehmen, und bekennt sich, ohne es eigentlich zu begründen, zur Immaterialität der Seele. Diese involvirt aber schon in sich die Unsterblichkeit der Seele und macht die streng naturwissenschaftliche Beweisführung im Grunde überflüssig. Obwol er aber soeben erst erklärt hat, daß in seinem Geiste für den Glauben, die äußere, rituelle Kirche und das Gebet kein Platz sei, weil er keine positiven Motive für ihre Bedeutung finden könne, ist er nach wenigen Tagen wie ausgewechselt. Der Tod der Gattin hat ihn beten gelehrt. Das Gebäude seiner naturwissenschaftlichen Erkenntniß muß auf einer schwachen und schwankenden Grundlage aufgeführt, seine Ueberzeugung keine feste, in Fleisch und Blut übergegangene sein, wenn er nach dem Unglück, das ihn betroffen, sich zu der Behauptung versteigt, daß es im Leben Augenblicke gibt, in denen wegen Zusammenbruches des ganzen geistigen Systems nicht nur alle Waffen des Gedankens im Menschen erlahmen, sondern es auch an Zeit gebricht, diese Waffen der Selbsterkenntniß und Selbstvertheidigung zu sammeln, zu ordnen und zu verwenden. Nur ein Mann, welcher sich der Pflege der Talmi-Wissenschaft hingegeben, kann, ohne zu erröthen, sagen: „Zweierlei gar verschiedene Dinge sind's, irgendeine Frage theoretisch behandeln, seine Gedanken darüber zu Papier bringen, oder aber im concreten Falle ihr von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen." Abatuloff's Verwandlung ist um so merkwürdiger, als er sich dessen wohl bewußt gewesen ist, daß in der Anerkennung der Unsterblichkeit der Seele ein kostbarer Schatz hoher Sittlichkeit verborgen liegt, welche von dem Menschen fordert, daß er Gutes thue, seinen Freunden vergebe, an Erbarmen, Milde und Wohlthätigkeit seine Freude habe. Freilich entrang sich dem Professor der Unsterblichkeit öfter der Seufzer: „Wie, wenn mein ganzes System trügerisch wäre?"

Sehr interessant ist des Professors Bemerkung, daß Darwin's berühmte Theorie der „Anpassung" durch die neulich auf dem Meeresgrunde in einer keinem Sonnenstrahle zugänglichen Tiefe von viertausend Metern entdeckten Fische, welche mit außerordentlich complicirt gebauten Augen ausgestattet sind und in reichem Farbenspiel schillern, eine Erschütterung erlitten hat, weil der Sehapparat nach Darwin in ewiger Finsterniß vollständig untergehen oder atrophiren müßte.

Die Schilderung der südlichen Wolgasteppen ist ebenso anziehend als naturgetreu. Im Drange nach Bildern hat der Verfasser jedoch manchmal des Guten zu viel gethan. Als Beispiel hierfür diene folgende Leistung:

Wenn dich im Frühling ein üppiger Tulpenflor deckt, prangst du wie eine bräutlich geschmückte Schöne; im glühenden Sommer wirst du zur vertrockneten Mumie einer ägyptischen Herrscherin, deren Rosenwangen einstmals den Kuß Pharao's, des allmächtigen Königs des Frühlings, empfingen; während des langen Herbstes bist du die launische, alternde, große und von großen Erinnerungen an ihre Vergangenheit zehrende römische Matrone, im Winter aber — unsere schöne Russin mit blühenden, frischrothen Wangen, unsere heißblütige Russin; denn wo, wenn nicht im Schnee, erwärmt sich der Wanderer, wenn plötzlich sich erhebende, verhängnißvolle Steppenstürme ihn einschneien.

Sehr abgeschmackt sind auch die anläßlich der Beschreibung des Krankenempfangs fallenden Worte: „Selbst unter den in Dante's Hölle geschilderten Scenen menschlicher Qual gibt es nur wenige, die denen gleichkämen, deren Zeuge unser Reisender an jenem Morgen war."

4. Selbstbiographien unbedeutender Leute. — Skizzen aus dem russischen Volksleben und Porträts von Wassily Wereschtschagin. Einzig autorisirte Uebersetzung von Alexis Markow. Berlin, Karl Siegismund. 1896. 8. 2 M.

Als der Uebersetzer bei seiner letzten Anwesenheit in Petersburg den berühmten Maler befragte, was ihn veranlaßt habe, Biographien unbedeutender Leute herauszugeben, gab er folgende Antwort: „Von bedeutenden Leuten hat man schon genug erzählt und erzählt man uns immerwährend; wir wissen, wie sie aufstehen, wie sie sich dabei strecken, wie sie sich waschen, wie und was sie frühstücken, zu Mittag essen u. s. w. Von unbedeutenden Leuten dagegen haben wir noch nichts gehört, und doch sind sie häufig sowol durch ihre Persönlichkeit als auch durch ihr Leben viel interessanter als mancher bedeutende Mann! Daher erschien es mir als eine dankbare Aufgabe, diese Lücke in der Literatur ein wenig auszufüllen. Es wäre gut, wenn meinem Beispiel auch andere Schriftsteller folgen und mehr Gewicht auf das Leben unbedeutender Menschen legen würden." Es braucht wol nicht erst bewiesen zu werden, daß die Prämisse eine arge Uebertreibung in sich birgt. Was aber die Persönlichkeiten der unbedeutenden Leute, welche sich hier selbst in Lebensgröße malen, betrifft, so sind sie gerade nicht danach angethan, auf uns eine Anziehungskraft zu üben, weil sie herzlich unbedeutend und nichtssagend sind. Wie sollten denn auch in Seelen, welche die Leibeigenschaft und die Orthodoxie ertödtet haben, Individualitäten erblühen können? Gleichwol lesen wir die naiven Lebensbeschreibungen nicht ohne Interesse, weil sie uns einen wenn auch beschränkten Einblick in den russischen Volkscharakter und das russische Volksleben gestatten. Die zwei ausführlichsten, die des Pilgers und des Mönchpriesters, triefen förmlich

von Aberglauben. Jener führt genau Buch über die verschiedenen russischen Klöster, die erstaunlichen Mirakel, welche die mannichfachen Muttergottesbilder wirken, und die Bewirthung, welche den Wallfahrern in den geweihten Stätten zutheil wird. Der Mönchpriester geht für Kirchen sammeln, lernt frühzeitig viele Klöster kennen, lebt lange bei einem Obersten, welcher dank einem Heiligenbilde der Gottesmutter, der „Vertheidigerin der Sündigen", die sensationellsten Wundercuren an vom Teufel besessenen Personen vollbringt, langt endlich an seinem von Jugend auf heiß ersehnten Ziele, auf dem Berge Athos, an und zieht dann wieder heimwärts, da die Erfahrung ihn lehrt, daß nicht alles Gold ist, was glänzt. Die Klöster auf Athos entpuppen sich ihm als Lug und Trug:

> Gar oft wurden Briefe unterschlagen und Geldbriefe bekam man überhaupt nicht zu sehen . . . Die Mönche sagen, sie beten zwölf Stunden stehend — gar keine Ahnung — schnarchen thun sie während des Gottesdienstes, der unendlich lange dauert. Ueberall haben sie ihre eigenen Weine — sie trinken den Wein wie Wasser, und das Wasser ist dort doch so gut — die Zellen befinden sich meistens in der Nähe von Quellen. — In Rußland sammeln sie für die Klöster auf Athos viel Geld, und doch sind alle so reich — sie schreien aber immer: „Sie haben nichts!" Mütterchen Rußland nährt sie alle!

Bernhard Münz.

Feuilleton.

Zu unserm Bericht über die neueste norwegische Literatur (Nr. 42) sei noch hinzugefügt:

Religion und Liebe sind in der Gedichtsammlung vereint, die in dem rührigen Verlage von Alb. Cammermeyer, Kristiania, erschienen ist: „Religiöse Digte og Kjærligheds-viser" af Olaf Heddeland. Heddeland tritt hier zum ersten mal als Dichter hervor. „Deine Liebe gab mir den Glauben ans Leben, und das Leben gab mir den Glauben an Gott!", so ruft er im Eingange seiner Gattin zu, der die Sammlung gewidmet ist. Heddeland ist bilderreich und beherrscht Sprache wie Rhythmus. Während aber Karen Nilsen reine lyrische Schöpfungen veröffentlicht hat, in denen sie selbst spielt, legt Heddeland seine Anschauungen und Gefühle öfter andern, zum Theil historischen Personen bei und hüllt seine Gedanken in episches Gewand. Daher ist nicht alles religiöse Dichtung oder Liebeslied, das er so nennt. Die Wallfahrt nach Kevlar, die in Anlehnung an Heine bearbeitet ist, und Pappenheim könnte man allenfalls noch zu jener rechnen, dagegen haben „Der erste Schnee" oder „Ausblick" nichts mit der Religion zu thun, und die „Sappho" kann man kein eigentliches Liebeslied nennen, wenn auch die Liebe in dem Gedichte eine Rolle spielt; dasselbe gilt vom Wiegenliede. Auch geht durch die ganze Sammlung nicht der trübe Ton, sondern ein heiterer, aus dem man die wiedererworbene Freude des Verfassers am Leben herausfühlt.

Leichterer Art sind zwei andere Gedichtsammlungen, beide von bekannten Verfassern: Kristofer Randers, „En Tylvt Studenter-Balsange", und Carl Schøyen, „Toners og Sange" (Kristiania, Alb. Cammermeyer). Randers' Balgedichte sind Gelegenheitsdichtungen aus der Studentenzeit. Nichts merkt man in ihnen von dem kritischen und polemischen Tone, der sich sonst durch Randers' Dichtungen zieht: leicht und harmlos fließen die Weisen dahin und erinnern an frohe Stunden der Jugendzeit. Unwillkürlich kam uns bei der Lektüre hier und da Bellmann's leichte Dichtung in den Sinn. Hat sie der Dichter auch zunächst nur für die Freunde veröffentlicht, die mit ihm jene Stunden und Feste getheilt haben, so berühren sie doch auch den Uneingeweihten sympathisch. Nicht immer kann man das von Schøyen's Gedichten sagen. Die rhythmische Tanzkarte, die er im ersten Theile seiner Sammlung gibt, ist zu nichtssagend, es sind Worte ohne Gehalt. Auch die Liebesweisen zeigen weder neue Gedanken noch wahres Gefühl. Ansprechender sind die Lieder, in denen er die Natur besingt, von denen einige, wie „Frühlingsabend", recht anmuthen. Dauernden Werth freilich hat weder die eine noch die andere Sammlung.

— Von neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der schönen Literatur werden zur Zeit angezeigt: Rosegger, „Das ewige Licht" (Leipzig, L. Staackmann); Spielhagen, „Zum Zeitvertreib" (Leipzig, L. Staackmann); Wildenbruch, „Der Zauberer Cyprianus" (Berlin, Freund u. Jeckel).

— Die deutsche Ausgabe von Dr. Fridtjof Nansen's Werk über seine neueste Nordpolreise beginnt in der Heftausgabe noch vor Weihnachten im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig zu erscheinen. Gleichzeitig werden von dem Werke Uebersetzungen in allen Cultursprachen veranstaltet.

Bibliographie.

Achelis, Th., A. H. Post und die vergleichende Rechtswissenschaft. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). Gr. 8. 80 Pf.

Bruns, J., Das literarische Porträt der Griechen im fünften und vierten Jahrhundert v. Chr. Berlin, Wilhelm Hertz. Gr. 8. 9 M.

Busse, O. v., Des Generals Lebrun militärische Erinnerungen 1866—1870. Leipzig. Zuckschwerdt u. Comp. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Caëtani-Lovatelli, Ersilia Gräfin, Antike Denkmäler und Gebräuche. Leipzig, Gg. Freund. 8. 2 M.

Cotta'scher Musen-Almanach für 1897. Herausgegeben von O. Braun. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 12. Geb. 6 M.

Eckstein, E., Ebbe und Fluth. Gedichte. Dresden, Carl Reißner. Schmal 8. Geb. 3 M.

Fromm, E., Lieder und Geschichten der Suaheli. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). Gr. 8. 60 Pf.

George, J., Ein Wort für Jedermann. Zittau, Pahl'sche Buchhandlung. Gr. 8. 1 M.

Gizycki, Lily v., Die neue Frau in der Dichtung. Stuttgart, J. H. W. Dietz. 8. 1 M.

Gobineau, Graf, Die Renaissance. Historische Scene. Leipzig, Ph. Reclam jun. 16. 1 M.

Grimm, K., Die Postsparkassen. Erster Theil. Stuttgart, Strecker u. Moser. Gr. 8. 50 Pf.

Hirschfeld, L. v., Von einem deutschen Fürstenhofe. Zwei Bände. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. Gr. 8. 8 M.

Hoenig, F., Der Volkskrieg an der Loire. Erster Band. Zweite Auflage. 10 M. Zweiter Band. Zweite Auflage. 8 M. 50 Pf. Dritter und vierter Band: Die entscheidenden Tage von Orleans. 6 M. 50 Pf. und 6 M. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8.

Jung, R., Goethe's Briefwechsel mit Antonie Brentano 1814—1821. Weimar, Hermann Böhlau's Nachfolger. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Liliencron, D. v., Poggfred. Kunterbuntes Epos in zwölf Cantussen. Berlin, Schuster u. Loeffler. 8. 3 M.

Lorentzen, Th., Die Socialdemokratie in Theorie und Praxis. Kiel, Lipsius u. Tischer. Gr. 8. 50 Pf.

Lorenz, O., Staatsmänner und Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin, Wilhelm Hertz. Gr. 8. 6 M.

Lyall, Edna, Ein wackerer Normanne. Leipzig, Georg Wigand. Gr. 8. 4 M.

Macasy, G., Die Unbekannten. Schauspiel. Leipzig, Literarische Anstalt August Schulze. Gr. 8. 2 M.

— — Zwischenwelt. Novellen. Leipzig, Literarische Anstalt August Schulze. Gr. 8. 2 M.

— — Der Prophet. Schauspiel. Wien, Adolf W. Künast. 8. 1 M. 20 Pf.

Ohnet, G., Die Tochter des Abgeordneten. (Engelhorn's Allgemeine Roman-Bibliothek. 13. Jahrgang, Band 3.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Schwarz, E., Fünf Vorträge über den griechischen Roman. Berlin, Georg Reimer. Gr. 8. 3 M.

Tiemann, H., Im deutschen Urwald. Wahrheit und Dichtung im altdeutschen Gewande. Hildesheim, Gebr. Gerstenberg. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Calderon, Don Pedro de la Barca, Ausgewählte Schauspiele. Zum erstenmal aus dem Spanischen übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Prof. K. Pasch.

6. Bändchen: **Die Belagerung von Breda. — Was das Herz verschmäht und hofft, bloße Laune ist es oft.** 12°. (VIII u. 286 S.) M. 2. 7. Bändchen: **Zufall spielt der Liebe Streiche. — Besser ist's, man schweigt.** 12°. (VI u. 274 S.) M. 2. Das 6. und 7. Bändchen vereinigt als III. Bd. M. 4; geb. in Leinwand mit Goldpressung M. 5.60. — Früher sind erschienen:

1. Bändchen: Spaniens letzter Zweikampf. — Der Galicier Luis Perez. (XX u. 276 S.) M. 1.80. 2. Bändchen: Morgen des April und Mai. — Meine Herrin über alles. (VI u. 278 S.) M. 1.80. 3. Bändchen: Des Prometheus Götterbildniß. — Selbst nicht Amor frei von Liebe. (VIII u. 278 S.) M. 1.80.

Diesem Bändchen wurde eine Anleitung zur Aussprache spanischer Namen beigegeben, die vielen Lesern erwünscht sein dürfte.

Die drei ersten Bändchen vereinigt als I. Band M. 5.40; geb. M. 7.20.

4. Bändchen: Glaube du nicht stets das Schlimmre. — Morgen kommt ein andrer Tag. (VI u. 310 S.) M. 1 80. 5. Bändchen: Sein eigner Kerkermeister. — Willst Liebe du besiegen, mußt du wollen. (VI u. 244 S.) M. 1.80.

Das 4. und 5. Bändchen vereinigt als II. Band M. 3.60; geb. M. 5.20.

Alle 3 Bände zusammen M. 13; geb. M. 18.

Diese Sammlung enthält vierzehn bisher noch nicht oder nur in freier Bearbeitung ins Deutsche übertragene Schauspiele Calderons.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Sudan unter ägyptischer Herrschaft.

Rückblicke auf die letzten sechzig Jahre.

Nebst einem Anhange:

Briefe Dr. Emin-Pascha's und Lupton-Bey's an Dr. Wilhelm Junker, 1883—1885.

Bearbeitet und herausgegeben von

Richard Buchta.

Mit einem Titelbild und zwei Karten. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Dr. Wilhelm Junker hat auf seinen vielfachen Wanderungen in Afrika auch längere Zeit den Kämpfen im Sudan in Gemeinschaft mit Emin Pascha nahegestanden. Auf Grund seiner Tagebücher und der sonstigen zumeist an Ort und Stelle gemachten Forschungen gab Richard Buchta in diesem Werk eine zusammenhängende historische Schilderung der Ereignisse, welche zu dem Mahdi-Aufstand in den Sudanländern führten. Buchta's Werk ist eine werthvolle Ergänzung des Werks „Feuer und Schwert im Sudan“ von Slatin Pascha.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Einfluss des Islâm

auf das häusliche, sociale und politische Leben seiner Bekenner.

Eine culturgeschichtliche Studie von

CARL NATHANAEL PISCHON.

8. Geh. 3 M.

In dieser interessanten, für Staatsmänner, Theologen, Ethnologen und Geschichtsforscher besonders werthvollen Schrift theilt der Verfasser die Beobachtungen über den Islâm mit, die er während seines achtjährigen Aufenthalts in Konstantinopel als Geistlicher der deutschen Gesandtschaft sowie auf seinen Reisen durch die europäische und asiatische Türkei zu sammeln Gelegenheit hatte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Ureigenthum.

Von

Emile de Laveleye.

Autorisirte deutsche Ausgabe, herausgegeben und vervollständigt von

Dr. **Karl Bücher.**

8. Geh. 10 M.

Das epochemachende Laveleye'sche Werk „De la propriété et de ses formes primitives“ ist in dieser deutschen Ausgabe von dem Bearbeiter derselben unter Mitwirkung des Verfassers zu einer umfassenden Geschichte der primitiven Grundeigenthumsformen erweitert worden. Namentlich hat Dr. Bücher mehrere für Deutschland wichtige Abschnitte, wie den über die Allmenden, ganz neu hinzugefügt. Für die Beurtheilung unserer heutigen agrarischen, wirthschaftlichen und socialpolitischen Fragen sind dadurch eine Menge neuer Gesichtspunkte gewonnen, welche dem Werke ein weit über die unmittelbaren Fachkreise hinausreichendes Interesse verleihen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Teatro italiano.

Für den Unterricht im Italienischen herausgegeben von **G. Locella.**

Jedes Bändchen 60 Pf.

1. **Giacosa, G.** Acquazzoni in montagna. Commedia in due atti. Zweite Auflage.
2. **Gozzi, C.** Turandot, Principessa chinese. Fiaba tragica.
3. **Fambri, P.** Il Caporale di settimana. Commedia in tre atti.
4. **Gherardi del Testa.** L'oro e l'orpello. Commedia in due atti. Zweite Auflage.
5. **Bersezio, V.** Una bolla di sapone. Commedia in tre atti. Zweite Auflage.
6. **Carrera, V.** La Quaderna di Nanni. Commedia in tre atti.

Diese Sammlung beliebter italienischer Theaterstücke, die zum Uebersetzen ins Deutsche eingerichtet und mit erklärenden Anmerkungen versehen sind, erfreut sich in den Kreisen der Lehrer und der Studirenden grosser Beliebtheit.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf., jährlich 30 M.

Nr. 44.

Leipzig, 29. October 1896.

August von Platen.

(Zum 24. October 1896.)

Zwei Männer sind's, ich hab' es lang' gefühlt,
Die darum Feinde sind, weil die Natur
Nicht *einen* Mann aus ihnen beiden formte.

Dieser Worte Goethe's muß man gedenken, wenn man das Verhältniß Platen's zu dem in demselben Jahre geborenen Immermann betrachtet. Beide aufgewachsen in der Zeit der tiefsten Noth Deutschlands, beide erglühend in Liebe zum Vaterlande, was hätten sie wirken können, wenn sie Freunde gewesen wären! Platen war von Jugend auf beseelt von dem Streben, sich allseitig zu bilden. Viele Sprachen machte er sich zu eigen. Die verschiedensten Wissensgebiete suchte er zu beherrschen. Die großen Muster aller Völker las er. Kein Wunder, wenn in seinen eigenen Dichtungen sich zunächst zu seinem größten Schmerze ein origineller Zug nicht zeigen wollte. Die Anlage, das Leben schwer zu nehmen, war eine Mitgabe seiner Geburt. Er kennt die „unselige Melancholie, die stets uns in des Lebens schöner Ueppigkeit, in des Genießens Tagen überfällt", und sehr treffend bemerkt er einmal in seinem Tagebuche: „Wäre ich unglücklich, ich wäre glücklicher." So zieht er sich scheu auf sich selbst zurück, wie er es in einem seiner frühern Gedichte schildert:

Ich möchte gern mich frei bewahren,
Verbergen vor der ganzen Welt,
Auf stillen Flüssen möcht' ich fahren,
Bedeckt vom schatt'gen Wolkenzelt.

Von Sommervögeln übergaukelt
Der ird'schen Schwere mich entziehn,
Vom reinen Element geschaukelt,
Die schuldbefleckten Menschen fliehn.

Nur selten an das Ufer streifen,
Doch nie entsteigen meinem Kahn,
Nach einer Rosenknospe greifen
Und wieder ziehn die feuchte Bahn.

Von ferne sehn, wie Herden weiden,
Wie Blumen wachsen immer neu,
Wie Winzerinnen Trauben schneiden,
Wie Schnitter mähn das duft'ge Heu.

Und nichts genießen als die Helle
Des Lichts, das ewig lauter bleibt,
Und einen Trunk der frischen Welle,
Der nie das Blut geschwinder treibt.

Platen lebte zu viel in Büchern, uneingedenk der Warnungen und Mahnungen, die Goethe im „Tasso" ausgesprochen hatte. Er selbst hat sich wiederholt mit Tasso verglichen. So schreibt er einmal im Tagebuche: „Tasso und Antonio in mir zu vereinigen ist eine Aufgabe, der ich nicht gewachsen bin, den Tasso fahren zu lassen, ist leichter gesagt als gethan, und wenn ich mich anders recht kenne, so ist es mir unmöglich."

Als er aber sah, daß die Welt um ihn, seine Zeit den Idealen nicht entsprach, die er sich selbst geschaffen hatte, als er sich verkannt sah in seinen edelsten Bestrebungen, da schüttelte er den Staub der Heimat von den Füßen, durchdrungen von der Ueberzeugung:

Weit klüger ist's, dem Vaterland entsagen,
Als unter einem kindischen Geschlechte
Das Joch des blinden Pöbelhasses tragen.

Es war gerade an seinem dreißigsten Geburtstage, vor siebzig Jahren, als er in Rom einzog. Ein hoffnungsvolles Mannesalter lag vor ihm, unter einem schönern Himmel sollten, so meinte er, seine Blütenträume reifen. Was sollte und was konnte Italien ihm bieten? Es läßt sich nicht leugnen, daß Platen nicht frei war von jener poetischen Kurzsichtigkeit, die das Dichterische nur in der Ferne erkennt. Oder vielmehr: seine Auffassung von Poesie war so hochgespannt, daß ihm die Nähe nicht Genüge that. In Deutschland war in dieser Zeit die Romantik mit den volksthümlichen Dichtungen Uhland's

in gesundere Bahnen eingelenkt. Gewiß hat Platen Uhland und seine Dichtung geschätzt, und ebenso manches andere dichterische Erzeugniß jener Zeit. Er will nicht schelten „das kindliche Lied, entsproßt harmlosem Gemüth, Gewaltiges nur werde darum nicht verkannt". Dieses Streben nach dem Hohen fand in der Heimat zu wenig Nahrung. Die Ueberzeugung davon macht Platen zuweilen geradezu ungerecht gegen sein Volk und gegen dessen Dichter. „Freilich geschehn ist viel", sagt er über die deutsche Geschichte, „aber es mangelt die That", und über Klopstock, den er im übrigen hochschätzt nach Gebühr, äußert er sich folgendermaßen:

Klopstock suchte, beschränkt wie Horaz auf Hymnus und Ode,
Immer erhaben zu sein; aber es fehlte der Stoff.
Denn nicht lebte Horaz als deutscher Magister in Hamburg,
Aber in Cäsar's Rom, als es der Erde gebot.

Künstler, Fürsten, Frauen und Weise sind es, die Platen braucht, die er bewundernd preist, „dem Zuge folgend eines großen Hanges". Ihren Gipfelpunkt erreicht diese Poesie naturgemäß in der Ode, in dem Festgedicht, in dem nach Pindar's Weise die Erlebnisse der Menschen durchflochten werden mit erhabenen Gedanken und mit Erinnerungen aus der Vorzeit. Er selbst charakterisirt diese Dichtungsart näher in den Worten:

Erwachs'nen biet' ich würdigen Hochgesang:
Mich wähle der Held zum Zeltgenossen am Vorabend des Kampfes;
Es höre der Staatsmann des Lieds Warnungen,
Sobald es die Toten erweckt und erblichener Zeit Großthaten
Tiefsinnig und feierlich wälzt;
Mir wende der Denker seinen Blick zu!

Der Dichter deutet es selbst an, daß diese Dichtweise ein tieferes Versenken erfordert. Sie schmeichelt sich nicht selbst den Sinnen ein. Aber sollen wir sie deshalb verwerfen? Würden wir Schiller's Gedankendichtungen missen wollen? Freilich ist sich der Dichter selbst bewußt, daß eine solche Dichtung nie volksthümlich sein kann:

Aber Pindar's Flug und die Kunst des Flaccus,
Aber dein schwerwiegendes Wort, Petrarca,
Prägt sich uns langsamer ins Herz, der Menge
Bleibt's ein Geheimniß.

Ewig bleibt ihr Name genannt und tönt im
Ohr der Menschheit; doch es gesellt sich ihnen
Selten freundschaftsvoll ein Gemüth und huldigt
Körnigem Tiefsinn.

Als Platen nach Italien ging, fühlte er sich noch als Werdender. Hatte er doch im Prolog zu „Treue um Treue" geschrieben:

Bis eurer Väter eigne Herrlichkeit
In großen, männlichen Gestalten er
Vor eure günst'gen Blicke stellen darf,
So lange laßt noch Fabelhafteres
Euch wohlgefallen und begehret nicht,
Daß er, ein Lernender, auf einmal euch
Das Schöne zeige, das Vollendete.

Aber nicht will er ruhen noch rasten,

Bis das Schönste nicht gethan ist, eine große That in Worten,
Welche kalte Sinne glühn macht, Lob erpreßt den Silbenklaubern,
Selbst den Feinden muß gefallen und die Freunde ganz bezaubern.

Das waren stolze Verheißungen, und diese und ähnliche Aussprüche haben dem Dichter schon bei seinen Zeitgenossen gewaltig geschadet. Gewiß hat er nicht selten einen unbändigen Stolz gezeigt, aber man kann zugleich behaupten, daß er bescheiden von sich gedacht hat. Vergleiche man nur die Bemerkung, die er, allerdings als einundzwanzigjähriger Mensch, am Neujahrstage in sein Tagebuch eingetragen hat: „Wie unvollkommen bin ich als Mensch (durch Zurückgezogenheit, Unbeholfenheit und Stummheit in der Gesellschaft), als Staatsdiener (da ich ein schlechter Offizier bin) und als Poet (wahres, reiches Talent fehlt mir; viele Lektüre hat meinem Geschmack einen gewissen Grad der Ausbildung, und Uebung Fertigkeit im Versbau gegeben, das ist alles)." Sollte er andererseits wider seine bessere Ueberzeugung sich hochmüthig verherrlicht haben? Das ist unglaublich. Einmal zählt er die größten lyrischen Dichter Deutschlands aus der neuern Zeit auf. Ewald von Kleist, Bürger, Stolberg haben sich nicht allzu ergiebiger Ader erfreut, aber ihr Lied ist echten Gefühlen geweiht gewesen. Schiller und Klopstock haben gesungen, und Goethe, die Blume der Anmuth, Rückert und Uhland, dessen Muse vor allen beliebt ist. „Darf ich der neunte zu sein mich rühmen?" fragt er und fügt selbst hinzu: „Bedächtige Männer leugnen es nicht, mir ward lieblicher Aeste Gewind." Und anderwärts bekennt er, daß er den großen Sonettendichtern vor ihm, Petrarca, Camões und Rückert, folge „wie ein Aehrenleser folgt dem Schnitter". Wie bescheiden klingt dies! Indeß wirklichen Größen gegenüber fühlt Platen sich stets klein, nur der Ohnmacht gegenüber, die des Pöbels Gunst unverdient genießt, betont er die Würde seines Poetenamts. Denn als ein Amt, und zwar ein priesterliches, hat er die ihm verliehene Gabe zu dichten angesehen. Ergreifend klingt die „Morgenklage", in der er sich seinem entsagungsvollen Berufe weiht:

Ich schwöre den schönen Schwur getreu stets zu sein
Dem hohen Gesetz und will, in Andacht vertieft,
Voll Priestergefühl verwalten
Dein groß Prophetenamt.

Du aber, ein einzig mal vom Geist nimm die Last!
Von Liebe wie außer mir, an gleichwarmer Brust,
Laß fröhlich und selbstvergessen
Mich fühlen Mensch zu sein!

Er wandert durch die Welt des Gottes voll, und weil er bescheiden und still sich selbst für viel zu gering hält, staunt er in seinem Gemüth über den göttlichen Gast. Diesen will er nicht höhnen lassen durch den Spott niedriger Seelen. Wie Sokrates der Bescheidene vor den Richtern erklärt, der Speisung im Prytaneion würdig zu sein, so verlangt auch Platen für sich den Dichterlorber. Er erinnert in seinen Briefen einmal an die berühmte

Schauspielerin Clairon, die „selbst im gewöhnlichen Leben einen königlichen Anstand beibehielt, um auf dem Theater niemals gemein zu scheinen". So will auch er seine Würde, so gut es geht, behaupten, und nicht blos in der Studierstube ein Dichter sein. Darum seine oft unerquicklichen Streitigkeiten mit dem zögernden Verleger. Er durfte sich vermöge seiner Kenntnisse auch in einer amtlichen Stellung Erfolg versprechen. Aber eine solche Halbheit — morgens zur Kanzlei mit Acten, abends auf den Helikon — hielt er für Entweihung seiner Kunst. „Wollt ihr etwas Großes leisten", ruft er den Dichtergenossen zu, „so setzet euer Leben dran!" Denn nur „dem ergibt die Kunst sich völlig, der sich völlig ihr ergibt, der die Freiheit heißer, als er Noth und Hunger fürchtet, liebt". Für seine Bedürfnisse aber die Hülfe der Mächtigen in Anspruch zu nehmen, hat er sich kraft seines Amtes nicht gescheut.

Das vollständige Aufgehen in seinem Dichterberufe erklärt aber noch einen Umstand, den gewaltigen Haß, dessen er fähig war. Vernichtend hat er ihm Ausdruck gegeben in seinen satirischen Komödien, in denen er seinem Vorbilde Aristophanes auch darin gleicht, daß er mit genialer Einseitigkeit den Tüchtigsten verantwortlich macht für die Kleinheit seiner Zeitgenossen. In überraschender Weise hat er die poetischen Mittel seines Vorbildes sich hier zu eigen gemacht, zusehends wächst er hier an Schwungkraft und an Beweglichkeit des Geistes, so daß man mit Recht die Worte auf ihn anwenden kann: „Facit indignatio versum." In der literarischen Welt mußten diese Komödien wirken wie ein reinigendes Gewitter. Zwar hat Heine eingewendet, die Dichter, die Platen bekämpfte, seien damals schon allgemeiner Nichtachtung verfallen gewesen. Aber was will das besagen? Auch heutzutage haben Einsichtige oft und nachdrücklich genug die Hohlheit gewisser Tagespoeten gegeißelt. Daß doch ein Platen käme und auch aufräumte unter denen,

> Die wähnen, sie sei'n voll Tiefe, sobald sie den Mist aufwühlen, den tiefsten,
> Aufstöbern den Kot und dem Schändlichen stets nachjagen in jeder Gestaltung.

Daß Platen mit diesen packenden Satiren auch seine Befähigung zum Drama überhaupt, insbesondere zur Tragödie, bewiesen habe, die ihm als hohes Ziel vorschwebte, kann man nicht behaupten. Er hat Shakespeare's Größe nicht genug gewürdigt. Dagegen stellt er die Franzosen verhältnißmäßig zu hoch. Seine Tragödie würde sich vermuthlich an Einfachheit der antiken genähert haben. Für ihn lag die Gefahr nahe, über der Größe der Idee die Arbeit auf den dramatischen oder tragischen Effect zu versäumen. Wenigstens hoffte er in der „Liga von Cambrai", der Opfermuth der Venetianer werde allein dem Drama die nöthige Spannung verleihen. Denn was er fühlte, das sollte auch die andern beseelen. Und Freiheit war das treibende Element seines Wesens. Darum befehdete er auch den Despotismus und die Willkür in allen Formen, darum verfolgte er mit seinem glühenden Hasse besonders Rußland und seine Fürsten:

> Und sollt' ich sterben einst wie Ulrich Hutten,
> Verlassen und allein,
> Abziehn den Heuchlern will ich ihre Kutten:
> Nicht lohnt's der Mühe schlecht zu sein.

So stark er aber im Hassen war, so stark war er auch in der Liebe zu seinen Freunden, und so leidenschaftlich gab er sich diesem Gefühle hin, daß es Fernstehende befremden konnte.

Wenn Platen gehofft hatte, in Italien zu einer mächtigen That in Worten zu erstarken, so hat sich diese Erwartung allerdings nicht erfüllt. Größere Kraft konnte das herrliche Land ihm nicht verleihen, wol aber die ganze Fülle der Schönheit und die volle Reife der Erkenntniß. Mit tiefen Zügen trank er am Borne der Schönheit und gab sich dem sorglosen Dichterleben hin, wie er selbst es verklärend schildert:

> Nach langer Arbeit glücklichem Vollbringen
> Mit süßem Nichts die Tage zu verträumen,
> Bei jedem flüchtigen Genuß zu säumen
> Am Großen sich ergötzend und Geringen.
>
> Aus edeln Dichtern einen Vers zu singen
> Gestreckt ins Gras, wo laute Quellen schäumen,
> An Rosenhecken, unter Lindenbäumen
> Das Leben unbesorgt dahin zu bringen:
>
> Im Mai die Stirn mit jungem Laub zu krönen,
> Die lauen Nächte, bis es wieder taget,
> Durch Weingenuß und Liebe zu verschönen:
>
> Dies ist, und wenn mich auch darob verklaget
> Ein Sittenrichter, der es will verpönen,
> Das einzige, was meinem Sinn behaget.

So hat Platen sich hineingelebt in diese ganze Welt der Schönheit, die durch Winckelmann und Goethe ein Stück unsers eigenen geistigen Daseins geworden ist. So durchwandert er das blühende Land, verweilend, wo die Muse es ihm gebietet. Und überall weiß er die empfangenen Eindrücke plastisch zu veranschaulichen in Versen, die wie in Marmor geschrieben zu sein scheinen. Die Pracht gothischer Baukunst verbleicht ihm vor der Schönheit der Renaissance, am südlichen Meer lernt er die stille Anmuth der heimischen Natur entbehren:

> Sprich, was reizender ist! Nach Süden die Fläche der Salzflut,
> Wenn sie smaragdgrün liegt um zackige Klippen und anwogt,
> Oder der plätschernde Bach nach Norden im schattigen Mühlthal?

So innig lebt er sich ein, daß er die griechische Form der Ekloge und des Idylls und des Epigramms mit Meisterschaft handhabt unter dem den Griechen stammverwandten Volke, und daß er der Ode und der poetischen Epistel sich bedient wie Horaz. Doch auch zu modernen Formen, wie zur Ballade, findet er Anregungen. Aber wo er auch weilt, überall beschleicht ihn der Gedanke, daß alles Große und Schöne vergänglich ist. Besonders

wohl fühlt er sich in Neapel, diesem irdischen Paradiese. Hier belauscht er die Seele des Volkes. Er sieht die Fischer, wie sie das Netz ziehen, singend, fröhlichen Muthes, in beglückender Dürftigkeit, er sieht die jungen Männer und Mädchen in ihrer Liebesfreude und preist dabei dieses Volk, dem Natur verliehen angeborenes Maß, dem entfesselten Norden fremd. Aber hinein klingt wieder der alte ernste Ton. Er sieht auch, wie ein Weib an den Gatten schreibt, der „verbannt nach entlegener Insel der erhabenen Tugend Lohn erntet". Dankbar lauscht dieses Volk den Worten des Sängers. Hier fände wol auch ein Homer, wenn man ihn im Norden kalt wegwiese von der Thür, eine Freistatt. Dabei gedenkt er des eigenen Geschicks:

Mancher Dichter vielleicht, in der Oede des Nords erzeugt,
Schleicht hier unter dem Himmel des Glücks, und dem Heimatland
Stimmt er süßen Gesang und gediegenen Redeton,
Den es heute vermag zu genießen und morgen noch,
Der zunimmt an Geschmack mit den Jahren, wie deutscher Wein:
Freiheit singt er und männliche Würde der feigen Zeit,
Schmach dem Heuchler und Fluch dem Bedrücker und jedem, der
Knechtschaft predigt, welche des Menschengeschlechts Verderb.
Ach, nicht wähnt er den Neid zu besiegen und weilt entfernt,
Taub den Feinden und hoffend, es werde die spät're Welt
Spreu von Weizen zu scheiden verstehn.

Reich an ergreifenden Bildern ist auch das Gedicht „Amalfi". In den verödeten Klostermauern tummeln sich Scharen der frohen Jugend. Wie vergänglich ist ihre Schönheit! Aber gähnt nicht überall hier die Zerstörung?

Seit Jahrtausenden ruht, sich selbst hinreichend und einsam,
Voll trotzbietender Kraft dein fallender Tempel, Poseidon,
Mitten im Heidegefild und zunächst an des Meers Einöde.
Völker und Reiche zerstoben indeß, und es welkte für ewig
Jene dem Lenz nie wieder gelungene Rose von Pästum.

Besonders ergriffen ist Platen von der versunkenen Herrlichkeit Venedigs. Hier hatte Schönheit und Freiheit einst einen seltenen Bund geschlossen. Alles ist vergangen wie die Größe von Rom und Byzanz. Nur eins tröstet den Dichter: „Es wird Schönes allein so beweint." Und ebenso wird er nicht müde, die Tugenden der Venetianer zu preisen. Der alte Gondolier erzählt von den Tagen des Ruhmes, denen Despotenwillkür ein jähes Ende bereitet hat. Und ähnlich plaudert das Fischermädchen in Burano von vergangenen Zeiten. In allen diesen Dichtungen weht der Hauch echter Poesie. Von ihnen gilt, daß nicht blos das Erhabene von unserm Dichter gepflegt wird, sondern daß auch der Anmuth Flüchtigkeit dem Baume gleiche Früchte sammt unzähliger Fülle des Laubes streut.

Man denke nicht, daß Platen sein Vaterland so leicht verschmerzt habe. „Wer nie ein Vaterland verloren hat, weiß nicht, wie schön es eins zu haben ist", läßt er in der „Liga von Cambrai" einen Venetianer sprechen. Diese Erfahrung konnte den weltschmerzlichen Zug seines Wesens nur noch steigern. Und so stimmt er ein in die wehmüthige Klage des Sophokles: „Nicht gezeugt zu sein, wäre das beste Schicksal, oder doch früh sterben in zarter Kindheit." Allein wie schwer er auch am Leben getragen hat, nie hat er seine Ideale verleugnet. Um diesen Preis wollte er auch die ewige Seligkeit nicht erkaufen. Beim Anblick der Pyramide des Cestius kommt ihm der Wunsch:

Führt mich dorthin lieber, und sei's die Hölle,
Wo der Vorwelt würdigen Seelen Raum ward,
Wo Homer singt oder der lorbermüde
Sophokles ausruht.

Seine stille Hoffnung bleibt, daß er die kleinmüthigen Seelen doch noch bekehren werde. Wie schmerzlich klingt das Gedicht, in dem er erzählt, wie er nach durchweinter Nacht in süßen Schlaf gesunken sei und alle seine Sorgen zur Ruhe gebracht habe. Erwacht ermahnt er im Anblick der prangenden Gotteswelt sein Gemüth, glücklich zu sein:

Auf daß die stumpfen Herzen
Du doch zuletzt besiegst,
Wenn frei von allen Schmerzen
Tief unterm Gras du liegst.

So ist er denn gestorben für das Schöne, wie er es gelobt hatte, wie Hutten im fremden Lande, wenn auch nicht von aller Welt verlassen. Ueber seine Dichtungen haben manche Literarhistoriker sehr absprechend geurtheilt. Auch Franz Kern ist in seiner wol schon vor längerer Zeit verfaßten, aber erst im vorigen Jahre im ersten Bande der „Kleinen Schriften" aus dem Nachlasse dieses Gelehrten herausgegebenen Beurtheilung bei aller Anerkennung von Platen's Charakter doch nicht weiter gekommen als zu der Ansicht, daß sachlich Heine's gehässige Kritik im ganzen zu Recht bestehe. Das ist eine schwere Verkennung. Unsere eigene Aufgabe war es nicht, Verfehltes aus Platen's Werken zusammenzustellen, sondern das Bleibende in seinem dichterischen Charakter zur Geltung zu bringen. Mehr als je ist ein Dichter von solcher Hoheit und solchem Opfermuthe unserm Volke nöthig. Darum scharen wir uns unter das Banner, zu dem einst der edle Geibel rief mit den Worten:

Wir sind die Schar, die nie von Schrecken bleiche,
Die mitten durch des Feinds gesenkte Speere
Den Weg erkämpft für eine Königsleiche.

Verpfändet haben wir die eigne Ehre,
Daß keines Buben Hand mit frechem Streiche
Die Schulter, die den Purpur trug, versehre.

Richard Opitz.

Zur englischen Literatur.

Geschichte der englischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von R. Wülker. Mit 162 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 11 Facsimilebeilagen. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1896. Gr. 8. Geb. 16 M.

Unsere Leser sind im Feuilleton der Nr. 31 d. Bl. f. 1896 auf obiges Werk hingewiesen worden. Wir kommen, da es nun abgeschlossen vor uns liegt, ausführlicher darauf zurück.

Der Verfasser beginnt mit der keltischen Literatur, die eigentlich außerhalb des Rahmens seines Werkes liegt. Wir sind ihm für diese Zugabe aber dennoch dankbar; denn die vielen, die sich für Ossian interessiren, werden selten zu einer speciell keltischen Literaturgeschichte greifen. Ueberdies ist so Gelegenheit gegeben, Macpherson's poetisches Verdienst wieder zu dem verdienten Rechte kommen zu lassen.

Die angelsächsische Literatur, die noch eine durchgängige Abhängigkeit vom germanischen Mutterboden des Continents zeigt, ist uns gerade dadurch sehr merkwürdig. In dem christlichen Dichter Cynevulf tritt uns die ganze Gedankentiefe der germanischen Dichtung entgegen, und so erscheint die altenglische Literatur, mit der sich heute nur noch die Gelehrten beschäftigen, unserm eigenen Wesen so vertraut, daß diese populäre Darstellung derselben in Deutschland viele dankbare Leser finden wird. Ja, die Engländer bewahren das alte germanische Wesen treuer als die Stammgenossen diesseit des Kanals. Die Form des Stabreims überdauert selbst die Zeit der angelsächsischen Selbständigkeit. Die Einwanderung der Normannen führt der Sprache und Literatur ein neues Element zu, und da die höhern Stände fortab nur französisch sprechen, so sinkt die nationale Literatur der Engländer gerade in der Zeit, wo bei den Franzosen und Deutschen die Höfe der Poesie eine eifrige Pflege zuwandten, zu den untern Ständen herab. Für die Erhaltung des nationalen Geistes in der Literatur war aber dieser scheinbare Rückgang eher günstig. Denn nachdem die beiden Nationalitäten endlich miteinander verschmolzen waren, zeigte sich eine um so größere Fülle literarischen Lebens, weil das Alte erhalten blieb, während durch die Einflüsse der romanischen Literatur der Gesichtskreis der englischen Literatur wesentlich erweitert wurde. So ist es in England mit dem Ausgange des Mittelalters auch nicht zu dem tiefen Bruch gekommen, der die Renaissanceliteratur in Deutschland und Frankreich von der mittelalterlichen trennt. Dagegen offenbart sich in der Uebergangszeit, welcher die satirische und allegorische Dichtung ihr besonderes Gepräge gibt, die umgebrochene Gemüthstiefe des germanischen Geistes in den englischen Literaturwerken. Im 13. Jahrhundert entsteht in England das Drama, zunächst in der Form der Misterien: es sind gottesdienstliche Spiele (ministeria, nicht Mysterien). An ihre Stelle treten später die Tugendspiele oder Moralitäten. Von diesen rohen Formen des Schauspiels führt der Weg ganz gerade zu Shakespeare, während die Franzosen und die Deutschen sich erst von den Römern sagen lassen, was sie auf der Bühne aufführen sollen, und welches dafür die geeigneten Formen seien. Andererseits ist es Chaucer, der 1400 starb, gelungen, die englische Poesie durch südliche Einflüsse zu bereichern, ohne daß der nationale Geist derselben irgendwelche Einbuße zu erleiden hatte. So bietet die englische Literatur einen Reichthum und eine natürliche Fruchtbarkeit, mit der die andern europäischen Literaturen sich nicht messen können. Als im 17. Jahrhundert ein fremder Geist in die englische Literatur eindrang, hat er nicht annähernd so hemmend auf die Entwickelung des nationalen Geistes gewirkt, als das in Deutschland der Fall war. Der Puritanismus dieses Jahrhunderts ist ihm weit schädlicher geworden als die steife französische Kunstregel. Wenn England seinen Shakespeare vergessen konnte, so sind die Franzosen daran nicht schuld gewesen.

Chaucer steht in seiner Zeit fast vereinsamt da. Aber es folgt ihm in weiterm Abstand Spencer, und diesem folgt ein ganzer Himmel von Sternen, die freilich von Shakespeare und Milton ganz überstrahlt werden, wenigstens für den Blick der Nachwelt. Bei der Schilderung dieser Größen der englischen Literatur verweilt Wülker mit besonderer Liebe; doch verliert er dabei die Nüchternheit seines Urtheils nirgends. Der Baconomanie kann er nicht aus dem Wege gehen; aber er fertigt sie mit wenigen Worten ab, die dem besonnenen Kenner der Literatur in einer Gesammtdarstellung derselben schon zu viel erscheinen möchten. Milton wird auch in seinem politischen Wirken eingehend geschildert; denn es ist ein großer Vorzug unsers Buches, daß es den geschichtlichen Hintergrund, auf dem seine Personen stehen, mit größter Anschaulichkeit darstellt. Das führt uns freilich auf die Frage, ob Wülker nicht nach einer andern Seite die Grenzen seines Stoffes zu ängstlich eingeengt habe. In jeder Literaturgeschichte wird die Dichtung selbstverständlich den Vordergrund der Darstellung einnehmen. Für die ältesten Zeiten, in denen die Sprache erst literaturfähig gemacht werden muß, läßt es sich nicht umgehen, daß auch die Prosa berücksichtigt werde. Der Roman gehört seinem Inhalt und Zwecke nach zur Dichtung. Die Geschichtschreibung aber wird man gewiß mit größerm Rechte der Wissenschaft zutheilen als der Literatur. Nun sprechen aber die meisten Darsteller der englischen Literaturgeschichte von den Geschichtschreibern des 18. Jahrhunderts: Robertson, Hume, Gibbon; doch ist der Zusammenhang der philosophischen und moralischen Literatur mit der Dichtung ein viel innigerer als der der Geschicht-

schreibung. Sollte daher nicht von Bacon, Newton, Locke, vom Philosophen Hume, vom Grafen von Shaftesbury (dem dritten seines Namens) und ähnlichen Männern in einer englischen Literaturgeschichte geredet werden, die auf so vielen Seiten den Einfluß derselben zeigt? Wülker verschweigt diese Namen nicht ganz; aber viel mehr geschieht nicht für sie (vgl. S. 374, S. 423). Das ist indessen einer der wenigen Punkte, in denen diese ausführliche und genaue Geschichte der englischen Literatur uns etwas zu wünschen gelassen hat.

Die Zeit nach Milton ist unerfreulich in allen Beziehungen; der gewissenhafte Literarhistoriker hat sie jedoch mit der nämlichen Sorgfalt dargestellt, die wir den andern Theilen seines Werkes nachrühmen müssen. Es entstehen aus ihr auch die englischen Humoristen, die moralischen Zeitschriften und manche andere glückliche Seiten der englischen Literatur, die jetzt den hohen Beruf in sich fühlt, dem Volk seine Sitte, dem Geschmacke die Natur wiederzugeben: Percy, Burns, Walter Scott sind jetzt zu besprechen. Der letztere ist sehr eingehend behandelt, wie es schon sein tragisches Schicksal verdient; die jüngere Generation unserer Tage kann sich freilich keinen Begriff davon machen, was Walter Scott uns war, da wir noch zur Jugend gehörten.

Die Prosa nimmt immer breitern Raum ein; aber es treten noch drei große Lyriker auf, Thomas Moore, Lord Byron, Bysshe Shelley; alle drei Zeugen für die Wahrheit des Wortes, daß das gute lyrische Gedicht immer ein Gelegenheitsgedicht sei. Es ist dann von drei großen Romanschreibern zu reden, von Bulwer, Dickens, Thackeray. Dickens tritt uns in Wülker's Darstellung besonders nahe; Thackeray dürfte vielleicht tiefer gefaßt werden, ebenso Carlyle, den man diesen dreien anschließen mag. Das Buch schließt mit Tennyson, der uns wenigstens beweisen darf, daß der Poesie auch in der Gegenwart ein bescheidener Raum gewährt sei.

Zum Lobe dieses trefflichen Buches haben wir wenig mehr beizufügen. Angenehm werden den meisten Lesern die guten Inhaltsangaben sein, welche Wülker allen bedeutendern Erscheinungen beigibt. Der Literarhistoriker, der auf sie verzichtet, erspart sich manche mühselige Arbeit zu Ungunsten des Lesers. Vor allem muß dieser unserm Verfasser dankbar sein für die gleichbleibende und objective Ruhe seines Urtheils. Läßt sich endlich das Buch gut und angenehm lesen im Zusammenhang seiner Darstellung, so wird es als Nachschlagewerk ebenfalls bald beliebt werden; denn dazu eignet es sich besonders durch seine Reichhaltigkeit und sein ausführliches alphabetisches Inhaltsverzeichniß. Endlich sei noch besonders der Illustrationen gedacht, die, mit Bedacht ausgewählt und vortrefflich wiedergegeben, eine wirkliche und authentische Beleuchtung ihres Gegenstandes, aber auch einen stolzen Schmuck dieses durchaus schön ausgestatteten Buches darstellen.

Ernst von Sallwürk.

Neue Verse.

1. Gedichte. Von Elisabeth Itzerott. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1897. 8. 1 M.
2. Gedichte. Von Hugo Hecht. Oranienburg, Ed. Freyhoff's Verlag. 1896. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Aus Dämmerung und Nacht. Gedichte. Von Paul Bornstein. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn. 1896. 8. 2 M.
4. Das Lied der Menschheit. Ein Epos in 24 Dichtungen. Von Heinrich Hart. Band III: Mose. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1896. Gr. 8. 2 M.

Die „Gedichte“ von Elisabeth Itzerott (Nr. 1) sind mir zu ideal. Ich habe nicht gezählt, wie oft das Wort ideal auf den einhundertsechzig Seiten des Büchleins vorkommt, aber auf jeder zweiten oder dritten Seite dürfte es sicher stehen. Das genügt eigentlich. Und wenn man daneben noch einige Titel der hier versammelten Gedichte aufzählt, dann genügt es vollends. Diese Titel lauten: „Weihe der Kunst“; „Lob der Sprache“; „Macht der Liebe“; „Entsagung“; „Die Dichtkunst“; „Kunst und Religion“; „Gebet und Arbeit“; „Die blaue Blume“; „Leben und Tod“; „Die Jünger des Ideals“; „Die Kunst eine Religion“; „Pegasus ein Sprößling der Medusa“; „Der Glaube“; „Wahre Weisheit“; „Menschliches Ideal“; „Vorbild“; „Zeit und Ewigkeit“ u. s. w. u. s. w. — alles Titel, die ebenso gut, will sagen: besser über Abhandlungen stehen könnten.

Es ist eine alte Geschichte: wenn Frauen Lyrik schreiben, so glauben sie, unter Zeit und Ewigkeit dürften sie es nicht machen. Dabei ist es der Welt ganz gleichgültig, was Elisabeth Itzerott über Kunst, Moral und Religion denkt, und ob sie diese Gedanken in Sonette faßt. Ein Wiegenlied für ihren Jungen, das nur einigermaßen wäre, würde hundertmal willkommener sein. Man sehnt sich ordentlich nach einem einzigen concreten Wort, nach einer einzigen Anschauung, aber immer tanzen nur blutlose Schemen um uns herum, ein Gedankennebel, der alle Umrisse löscht, der in eintönigem Grau dahinfließt, den keine hellere Farbe durchbricht. Ich habe selten ein Buch gelesen, ein Lyrikbuch, das so ganz unnaiv war wie das vorliegende. Nicht eine einzige naive Zeile ist darin, alles geht den Stelzengang. Alles Ursprüngliche scheint für Elisabeth Itzerott nicht vorhanden zu sein. Sie hat weder Natur- noch Liebesgefühl; sie hat nur Empfindungen aus zweiter Hand. An Stelle der Natur besingt sie die Kunst; anstatt ihre Heimatslandschaft uns im Bilde vorzuführen, speist sie uns mit blassen und banalen Bemerkungen über die Heiligkeit des Musendienstes

ab. Und anstatt von ihrem Mann meinetwegen zu erzählen, von erster Liebe und all den Leiden und Freuden ihres Lebens, preist sie Leonidas mit den dreihundert Spartanern. Und das ist wenigstens noch ein Gedicht, das doch eine Spur von Concretheit durch den Stoff aufweist. Aber sie kann sich nicht enthalten, auch darin zu philosophiren. Ein Liebeslied ist überhaupt nicht zu finden. Selbst über das Mutterglück breitet sie den Schleier blasser Reflexionen und gibt ihm in einem — Sonett Ausdruck.

Da ist von Dichtung natürlich keine Rede. Denn Elisabeth Itzerott löst ja mehr auf als sie „dichtet". Und es ist auch keine Aussicht, daß sie es jemals zur Dichterin bringt. Ihre ganze Anlage steht dem entgegen. Sie hat eine gewisse metrische Gewandtheit, handhabt die Form recht hübsch, obwol natürlich ganz äußerlich, und denkt auch wirklich nach. Aber sie vermag eben durchaus nicht, ihren Gedanken einen lebendigen Leib zu geben. Insofern ist sie eine echte Dilettantin.

Von Composition und Beschränkung hat sie natürlich keine Ahnung. Darin ist sie durchaus eine Frau. Der arme Leonidas, der ein besseres Schicksal verdient hätte, muß es sich gefallen lassen, in sage und schreibe: dreiundsechzig Strophen gepriesen zu werden. Und ähnliche Bandwürmer sind außerordentlich häufig. Unter zwanzig Strophen, oder anders gesagt: unter achtzig Zeilen macht es Elisabeth Itzerott nicht. Je länger, je besser, scheint sie zu denken. Aber „je länger, je schlechter" ist richtiger. Sie hat Sätze von zweiundzwanzig Versen! Es ist oft ein reinster Dauerlauf der Zunge. Als Gymnasiast habe ich einmal fürchterlichen Angedenkens einen Aufsatz „Der Nutzen des Reichthums" nach der Chrie anfertigen müssen. Elisabeth Itzerott dichtet nach der Chrie das „Lob der Sprache" und lobt wörtlich:

> Du erst machst die Dinge uns zu eigen,
> Indem du beim Namen sie genannt.

Und in lieblicher Abwechselung mit besagten Bandwürmern erscheinen Sonette — also gerade diejenige Form, die von Dilettanten am meisten bevorzugt wird, die dem Geist unserer Sprache geradezu ins Gesicht schlägt. Brauche ich noch zu sagen, daß die griechische Mythologie natürlich auch zu Anleihen benutzt wird?

In einem Gedicht „Mutterstolz" sagt die Verfasserin bescheiden:

> Wie auf den kalten Ruhm auf todtem Stein
> Mit Freuden mein beglücktes Herz verzichtet!

Das heißt doch bedenklich, aus der Noth eine Tugend machen.

Ganz unvergleichlich werthvoller sind die „Gedichte" von Hugo Hecht (Nr. 2). Auch er sündigt wol noch oft in den undeutschen Formen, aber er sagt nicht nur selber: „Zwar sind vorbei die Tage der Sonette u. s. w.", sondern er füllt auch das so künstlich zugeschnittene Maß mehr mit Anschauung und läßt die Reflexion schüchtern nur darum ranken. Die Deutschen wollen den Geist des Sonettes nicht begreifen. Sie wissen nicht, daß es eine Dichtungsart ist, in der nur leichte spielerische Liebesthemata behandelt werden, die in ihrem Heimatland ganz volksthümlich ist, die ein Bursch seinem Mädel zusingt. Die italienische Sprache ist ja so unglaublich reich an Reimworten, daß dort allerdings ein Suchen und Leimen ausgeschlossen erscheint. Bei uns im Gegentheil muß man erst mühsam spähen, ehe man vier Reimworte findet, und hier schafft sich der Gedanke, das Gefühl nicht die Form, sondern die Form modelt und macht fast den Gedanken. Und deshalb widerspricht das Sonett so sehr dem deutschen Sprachgeist und deshalb wird es jeder vermeiden, der „gern aus ganzem Holze schnitzt". Dem Dilettanten ist es allerdings ein Anhalt, dem Talent jedoch ein Hemmniß. Und es hat sich weiter bei uns eine merkwürdige Wandlung insofern vollzogen, als bei uns im Sonett fast nur schwere philosophische Themata, große Gedankenreihen abgehandelt werden. Es wäre Zeit, daß diese übernommene Form, die für die Romanen natürlich, für uns eine künstlerische, widernatürliche Spielerei ist, endlich wenigstens von den Talenten fallen gelassen würde. Volksthümlich ist so wie so noch nie ein Sonett bei uns geworden.

Hugo Hecht hat daneben leider auch noch Terzinen geschrieben, mit denen es ähnlich steht. Leider — denn er ist wirklich begabt. Wenn man von Elisabeth Itzerott zu seinem Büchlein übergeht und schon in der Widmung die Zeilen liest:

> Die Tage nahn der Blüten und der Lieder,
> Die brünst'ge Erde bebt in Duft und Klang,
> Am Aelternhause sprießt der alte Flieder,
> Des Rebstocks Laub erglänzt am sonn'gen Hang

— so freut man sich herzlich, daß man aus Luft und Nebel wieder auf die alte kräftige Mutter Erde kommt. Zunächst zwar scheint es, als solle man enttäuscht werden. Denn da ist auch etwas zu viel von Freiheit und Wahrheit die Rede. Aber schon dadurch, daß „der Pfaffen Bau" bekämpft und angedonnert wird mit einem starken persönlichen Ton, kommt ein concretes Element in die Abstraction. Und bald finden wir uns ganz in die reine, wenn auch etwas fremde Anschauung versetzt. Ein Seemannsleben rollt sich in Bildern vor uns auf, und hier heißen die Titel nicht: „Kunst und Religion" oder „Zeit und Ewigkeit", sondern „Das Pferd des Arabers"; „Nächtiger Wüstenritt"; „Der Seemann"; „Seemannsbegräbniß"; „Der alte Kapitän" u. s. w. Da ist doch also Grund, worauf man stehen kann. Manchmal klingen Freiligrath'sche Töne hervor; die Wüstenrittlyrik scheint aufzuerstehen. Allerdings ohne das Rattengift Freiligrath'scher Phantasie; weniger Laterna magica und mehr selbstgeschaute Wirklichkeit. Allerdings auch ohne die bunte Schönheit und Formvollendung Freiligrath'scher Diction. Hier ist überhaupt der Punkt, wo Hecht lernen muß. Seine Verse haben hin und wieder noch etwas Gequältes, etwas Ungeschicktes. Die Empfindung, die poetische An=

schauung ist da; die Durchbildung der Form ist jedoch mangelhaft. Er muß lernen, sich knapper zu fassen. Seinem Fleiße ist noch ein weites Feld geöffnet. Er bevorzugt jetzt noch die langen Verse und die langen Gedichte. Aber schon ist ab und zu eine Plastik, eine Präcision des Ausdrucks erreicht, die schöne Hoffnungen erweckt. Daß er sich mit der Form noch quälen muß, beweist das Gedicht auf Seite 82: „Der Mutter, bei dem Tode meines Vaters." Es ist nämlich reimlos geschrieben und ist so vielleicht das beste Gedicht der ganzen Sammlung. Ein echtes Gelegenheitsgedicht mit sehr schönen Zeilen. Und daß Hecht manchmal auch schon in wenigen Zeilen eine Empfindung auszudrücken versteht, zeigen die beiden Strophen „Am Abend":

Leise spricht den Abendsegen
Glöcklein über alles Land —
Laß das müde Haupt mich legen
An dein Herz, in deine Hand!

Wie er ruht auf Wald und Bächen,
Sie verklärt mit mildem Schein:
Woll' du deinen Segen sprechen
Mir ins tiefste Herz hinein!

Das ist gewiß noch keine Vollendung, aber das greift mit seiner Schlichtheit und Echtheit doch ans Herz. Und es wird nicht lange dauern, da wird der Dichter selbst einsehen, daß diese einfachen Klänge, die Erinnerungen an seinen Vater, an „Die alte Windmühle", an den Glockenklang u. s. w. u. s. w. poetisch werthvoller sind als die Coulissenlyrik Freiligrath'scher Observanz. Außerdem nenne ich noch „Kindermund" als sehr hübsch und den „Gruß nach Köln". Es ist ganz merkwürdig, wie häufig diesem Poeten diejenigen Gedichte besser gelungen sind, die zu irgendwelcher Gelegenheit an bestimmte Personen gerichtet wurden. Etwas mehr Selbstkritik würde übrigens dem Bande, der auch eine feste, kampffrohe, kernig-deutsche Persönlichkeit verräth, nichts geschadet haben. Der Spreu ist doch noch zu viel. Aber ich hoffe, Hugo Hecht stellt sich einst mit „Neuen Gedichten" ein, denen man ein besseres Prädikat mit auf den Weg geben darf.

Talentvoller noch sind die Gedichte von Paul Bornstein: „Aus Dämmerung und Nacht" (Nr. 3). Jede Seite zeigt da fast den Dichter, aber vergebens gesucht habe ich immer den — Lyriker. Man erkennt diesen Unterschied mit wünschenswerthester Deutlichkeit, wenn man Schiller's Gedichte mit Goethe's Liedern vergleicht.

Paul Bornstein ist in seinem Buche durchaus Schillerianer. Kein Hauch Goethe'schen Geistes hat ihn berührt. Er hat kein Lied gemacht, immer nur Gedichte. Er hat eine merkwürdige Ueberschwenglichkeit des Empfindens und des Ausdrucks; er hat etwas zu viel Pathos und ihm fehlt die Grazie; er ist mehr Prediger als Sänger; er schreibt feierliche Lyrik und keine tanzende.

Charakteristisch ist für ihn die Reimlosigkeit der meisten Gedichte. Als ob ihm der Reim eine Fessel wäre, streift er ihn ab, wo es geht, und manchmal auch, wo es nicht geht. Mit dem Volksliede — und das ist die Probe auf jeden echten Lyriker — berührt er sich gar nicht. Versucht er einmal — und nur einmal hat er es versucht — ein Lied in einfacher Strophenform zu dichten, scheitert er total. Beweis dafür das Gedicht „Abschied" auf Seite 39. Die vorhergehende Ballade aber, die ohne festes Strophengefüge und ohne Reime auftritt, ist sehr schön. Er hat einen lebhaften Sinn für Rhythmus und keinen für Melodie. Sein Gefühl klammert sich nicht an die Erde, sondern steigt gern empor, rankt sich um die großen Räthselfragen, stößt an die Pforten des Himmels. Und diese Dichtungen, diese reimlosen, feierlichen, sind seine schönsten. Denn hier paßt dieser Kothurnschritt der Sprache, der nicht geht, sondern wandelt; hier paßt die leise Ueberschwenglichkeit und Ueberspanntheit des Ausdrucks, die etwas fremd-üppige Phantasie, die ihm eigen ist.

Seine Liebesgedichte sind deshalb nicht bedeutend. Er himmelt und orakelt mir zu sehr darin. Das Gedicht „Mittag" zeigt, wie viel Pathos in ihm steckt. Mit einer Liebesscene beginnt er und mit der Unendlichkeit hört er auf. Diese Liebe ist mir zu wenig vollblütig, zu überirdisch. Weiß ist auch seine Lieblingsfarbe. Und er liebt mehr den Duft als die Blume; mehr die Farbe als die Contouren; mehr die Nacht als den Tag. Er ist gar kein Plastiker. In Summa: ein sentimentaler Dichter, kein naiver. In seinen Liedern lebt Heimatssehnsucht, aber nicht Heimatsruhe.

Das Buch, das er geschrieben hat, ist aber ein ernstes und reines Buch. Eins voll großer Ehrlichkeit und eins voll schöner Begeisterung. Ein ganz waschechter Idealist guckt heraus, der mit der Zeit reifen wird. Denn reif ist er noch nicht. Jede Reife ist einfach, schlicht, ohne Wortüberfluß. Bornstein redet noch zu viel; er muß schweigen lernen, was für den Dichter wichtiger ist. Aber der heilige Ernst, der aus der Sammlung spricht, erquickt und ermuthigt. Man merkt, für diesen Dichter ist die Kunst eine Religion. Jedes der Gedichte, die alle in weißen Schleppgewändern stehen, spricht davon. Und solch heiliger Ernst erreicht auch etwas, denn er wird sich stets mit dem Fleiß verbinden. Daß er ein Dichter ist, hat Bornstein schon hier gezeigt. Vielleicht findet er ein Gebiet, dessen Art sich mit der Art seiner Begabung ganz deckt. Diese Congruenz ist in unserm Falle hier nicht vorhanden, und es ist fraglich, ob sie für die Lyrik zu erreichen sein wird. Aber wo ein unzweifelhaftes Talent vorhanden ist, wird es auch über kurz oder lang die Richtung finden, in der es sich am schönsten und erfolgreichsten bethätigen kann.

Nach Jahr und Tag ist nun auch endlich ein weiterer Band vom „Lied der Menschheit" von Heinrich Hart (Nr. 4) erschienen. Und ich muß bekennen, daß mich das jahrelange Schweigen des Dichters weniger gewundert hat als die Herausgabe des „Mose". Denn solch ein Riesenplan muß kein Antrieb mehr sein, sondern eine drückende Fessel.

Vergegenwärtigen wir uns kurz die Idee, die dem Werke zu Grunde liegt. In vierundzwanzig Dichtungen will Heinrich Hart die Entwickelung der Menschheit in ihren Hauptphasen schildern, oder um es richtiger mit seinen eigenen Worten zu sagen: er will die wesentlichen und wurzelhaften Formen des Menschen, jene Leidenschaften und Sehnsuchten, jene Glaubens- und Willenskräfte, jene Ahnungen und Ideen, welche vorwiegend die innere und äußere Entwickelung des Menschen wie der Menschheit bestimmen, dichterisch gestalten. Jede Dichtung soll in sich abgeschlossen, ideell aber nur ein Glied des Gesammtwerkes sein, ein Glied, das zugleich vorwärts und rückwärts weist, so daß das vollendete Epos ganz einheitlich sein soll. Die drei ersten Bände des „Liedes der Menschheit" sind bereits erschienen: I. „Tul und Nahila", II. „Nimrod", III. „Mose". Der vierte Band soll nach dem Plan „Königin Elissa" heißen, nach dem Tyrus des 9. Jahrhunderts v. Chr., nach Paphos und Karthago führen; der fünfte, „Eudaimonia", nach Alt-Hellas, der sechste, „Homo civis", nach Alt-Rom; der siebente, „Der Tag der Pfingsten", nach Jerusalem in die christliche Urgemeine; der achte, „Die Mönche der Thebais", nach dem Aegypten der byzantinischen Zeit; der neunte, „Saxnot", nach Alt-Germanien; der zehnte, „Der Traum der Sängerin", ins maurische Spanien; der elfte, „Innocens III.", ins päpstliche Rom; der zwölfte, „Chan Kublai", nach dem China des 13. Jahrhunderts; der dreizehnte, „La bella", nach dem Florenz der Renaissance; der vierzehnte, „Eldorado", nach dem Amerika der Entdeckungszeit; der fünfzehnte, „Die Bauern", nach dem Deutschland der Reformationszeit; der sechzehnte, „Das Thier", nach dem Rußland Peter's I.; der siebzehnte, „Manitou", nach dem Amerika des Befreiungskrieges. Die folgenden Bände XVIII—XXII, mit den Titeln „Die Entsagenden", „Robert Owen", „Die große Furcht", „Das Fest in Yokohama", „Die Hungernden", sollen Menschen und Stimmungen unsers Jahrhunderts zur Darstellung bringen, während Band XXIII: „Baldurs Heimkehr", ein Ausblick in die Zukunft, und der Schlußband: „Das Gesicht von den sieben Flammen", eine Vision werden soll, in welcher der Dichter in die „letzten Welt- und Lebensräthsel", der Dinge Urgrund, sich versenkt, — nach dem Wesen seiner Persönlichkeit und nach der Gunst der höhern Mächte.

Es sind recht gemischte Gefühle, mit denen man diesen Riesenplan betrachtet. Halb Bewunderung, halb Achselzucken. Bewunderung für die Größe des Wollens, Achselzucken darüber, daß ein Mensch und ein Dichter sich so über seine Kraft und die Möglichkeit einer Vollendung täuschen kann. Ich unterschätze nicht etwa Heinrich Hart's Talent. Es ist im Gegentheil sehr schön und wuchs anfangs an den großen Aufgaben, die er ihm stellte. Aber wenn die Gunst der höhern Mächte ihn wirklich erhält, bis er sein Lied abgeschlossen hat — was dann? Die drei ersten Bände sind vielleicht die Arbeit von zehn Jahren; über einen solchen Zeitraum erstrecken sie sich. Heinrich Hart steht heute in den Vierzigen. Gewöhnlich nimmt man nun an, daß der erste Anlauf der stärkste und schnellste ist. Aber sagen wir, auch von den folgenden Büchern soll jedes nur drei Jahre im Durchschnitt in Anspruch nehmen. Das wären noch dreiundsechzig Jahre. Selbst jeder Band nur zu zwei Jahren gerechnet: noch zweiundvierzig Jahre. Im Alter fließt natürlich die Production langsamer. Kurz, eine Vollendung erscheint völlig ausgeschlossen. Aber weiter: nehmen wir, wie gesagt, den Fall wirklich an, das Epos würde beendigt werden. Dann hätten wir eben eine Literaturdichtung mehr, die viel gelobt und gar nicht gelesen wird. Ich bin kein Freund des Grafen Schack und halte ihn für einen Dichter dritten Ranges; aber da lobe ich mir seine „Nächte des Orients". Es wird nicht mehr lange dauern, und Heinrich Hart wird sich unter seinem Plane winden und quälen, wenn er es auch nicht wahr haben will. Er wird und muß ihn dazu verführen, seine Begabung zu zwingen. Denn ich möchte den Dichter sehen, der von der Urzeit nach Assyrien, von Juda nach Tyrus, von Hellas nach Alt-Rom, von Jerusalem nach Aegypten, von Alt-Germanien nach dem maurischen Spanien, vom päpstlichen Rom nach China, von Florenz nach Amerika u. s. w. u. s. w. springt und überall mit gleicher herzlicher Antheilnahme, mit gleicher Begeisterung, mit gleichem persönlichen Mitgefühl schafft. Das ist unmöglich, und deshalb wird sich Heinrich Hart so unendlich viel abringen müssen. Ich verstehe schließlich einen Dichter, der von der Heilsmacht des Christenthums durchdrungen in vierundzwanzig Gesängen den Hauptsiegeszug dieses Christenthums darstellen will. Ich verstehe einen Messiasdichter, aber keinen Menschheitsdichter. Das Epos wird einst als literarische Merkwürdigkeit bestaunt werden mit jenem freundlichen Lächeln, mit dem man heute von der „Messiade" spricht, vielleicht auch wird ein einzelner Band, in dem die stärkste innere Theilnahme des Dichters mit am Werke war, ein weniger verstäubtes Leben führen; aber im Grunde wird sich kaum einer dafür begeistern. Ich gehe sogar so weit, Heinrich Hart's Scheitern als das Kriterium seines Talents aufzufassen. Es gibt einmal Stoffe, an denen der echte Poet scheitern muß. Das Talent zeigt sich in dem, was es kann, das Genie in dem, was es nicht kann, heißt ein etwas paradoxer, aber auch ein etwas tiefsinniger Satz. Entweder wird das Epos Heinrich Hart's im einzelnen durchaus ungleichwerthig, dann ist es als Ganzes eben nicht genießbar; oder es wird im einzelnen gleichwerthig, dann ist es noch schlimmer, denn dann kann der Dichter, der es geschaffen, nicht bedeutend sein. Shelley, glaube ich, hat gesagt, jedes Epos bestände aus einzelnen lyrischen Gedichten oder Gedichtfragmenten, die durch lange, öde, gequälte Stellen verbunden sind. Und wenn das auch übertrieben ist, so ist es doch nicht ganz falsch. Man wird ermessen können, welche Wüsten

in einem vierundzwanzigbändigen Gedichtwerk gähnen müssen.

Dieser dritte Band, „Mose“, ist achtunggebietend. Es ist zwar keine Kleinigkeit, ihn ganz durchzulesen. Er ist auch etwas verschwommen. Aber es wäre ungerecht, verkennen zu wollen, daß er große Stellen, mächtige Scenen aufweist. Wer Heinrich Hart's Begabung aus frühern Werken kennt, konnte auch nicht im Zweifel sein, daß gerade sein „Moses“ eins der besten Bücher im „Lied der Menschheit“ werden mußte. Denn in seinem ersten und einzigen Gedichtbuch: „Weltpfingsten“, hat Heinrich Hart gezeigt, daß er vornehmlich Rhetoriker ist, Prediger, Prophet. Schon der Titel „Weltpfingsten“ weist darauf hin. Und so mußte ihm der Prophet, der Prediger, der Rhetoriker, der Fanatiker Moses gelingen. So werden ihm ferner die beiden letzten Bände: „Baldur's Heimkehr“, „Der Ausblick in die Zukunft“, und „Das Gesicht von den sieben Flammen“ leicht fallen, denn sie „liegen“ ihm eben. Und nichts bezeichnender, als daß er demnächst die Bände IV und — XXIII erscheinen lassen will.

Man geht von diesem „Lied der Menschheit“ ärgerlich fort, unbefriedigt. Nicht weil es talentlos, sondern weil es so talentvoll ist. Und man möchte wünschen, daß Heinrich Hart den Muth findet, China China und Tyrus Tyrus sein zu lassen und sich nur an diejenigen Vorwürfe zu machen, zu denen ihn seine Begabung, und nicht an die, zu denen ihn nur sein Plan und sein Wille drängt. Er würde besser dabei fahren und wir auch.

Karl Busse.

Aus der Erzählungsliteratur.

1. Der Weg zum Leben. Sechs Geschichten. Von Ola Hansson. Berlin, Carl Duncker. 1896. 8. 3 M.
2. Die Pflicht des Starken. Roman. Von Rudolf Elcho. Berlin, Bong u. Comp. 1896. 8. 5 M.
3. Polnische Wirthschaft. Roman. Von Paul Oskar Höcker. Berlin, Bong u. Comp. 1896. 8. 5 M.

Von diesen drei Büchern ist auf jeden Fall das erste das eigenartigste. Ein großes Talent spricht aus Ola Hansson's sechs „Geschichten“, die allerdings zum Theil höchstens Skizzen sind. Sie sind modern in ihrer Auffassung; aber sie halten sich frei von so manchem Abstoßenden, das der „Moderne“ anzuhaften pflegt, vor allem von der einseitigen Betonung des Sinnlichen in der Liebe. Dafür schlagen sie vielfach — was neuerdings öfter vorkommt — in das Mystische um, am entschiedensten in der fünften Geschichte „Neue Gespenster“, die allerhand Selbsterfahrenes aus diesem Gebiete mit manchem von andern Gehörten verknüpft. Auch die letzte Skizze „Ueber den Tod“ trägt ähnlichen Charakter. Der Gesammttitel „Der Weg zum Leben“ hat etwas Geheimnißvolles, paßt aber hier nicht nur für die erste Geschichte, der er in erster Linie gilt, sondern auch für einen Theil der andern. Dieser Weg geht nach Hansson im allgemeinen durch die Liebe. In der ersten Geschichte gesundet der Erzähler, den eine unglückliche Liebe krank gemacht hat, durch die still in ihm aufsteigende Neigung zu einem andern Mädchen. Schließlich gehen die beiden auseinander, ohne sich ausgesprochen zu haben — warum sie es unterlassen, bleibt dunkel, und das ist schade; er zwar hat den „Weg zum Leben“ wiedergefunden, sie aber welkt seitdem dahin, es ist, als ob er alle ihre Lebenskraft an sich gezogen habe. Als er sie nach einigen Jahren wiedersieht, ist sie nur der Schatten ihrer selbst; sie erklärt ihm das mit den halb mystischen Worten:

War ich es, die gab? War es mein, was ich gab? War alles das nur Sie und ich? Oder war es nicht das ganze große Leben, das sich in unsern kleinen Geschicken brach und in uns sein ewiges Spiel trieb mit Nehmen und Geben, mit Untergang und Erneuerung? — Ich weiß nicht. Das einzige Gewisse ist nur: Sie sollten leben und ich mußte sterben. Das andere ist alles ein Räthsel.

„Amor's Rache“ besteht darin, daß ein Mädchen, das sich in dem Glauben gewiegt hat, der Mann, den sie lieben müsse, werde nie kommen, und das jahrelang jede Werbung mit heiterm Gleichmuth abgewiesen hat, plötzlich doch zu einem Ingenieur, der auf dem Gute ihres Bruders einige Arbeiten zu erledigen hat, eine leidenschaftliche Neigung faßt. Von dieser Neigung hat aber jener keine Ahnung, sodaß er von ihr scheidet, ohne daß es zu irgendeiner wirklichen Annäherung zwischen den beiden gekommen ist, ohne daß überhaupt jemand auf den Gedanken kommt, daß die Liebe in ihr Herz eingezogen sei. Erst nach Jahren beichtet sie einem Jugendfreunde:

Ja er kam. Und wie er kam, so ging er. Und keiner wußte, daß er für mich gekommen und wieder gegangen war, weder du, noch Johanna, noch mein Bruder — noch er selbst. Keiner wußte es, außer mir. Und für mich war es, als sei es kein menschliches Wesen, welches über meinen Weg ging. Ich habe mir später nie seine Züge vorstellen und zu mir sagen können: So sah er aus (ein seltsamer, noch dazu schon in der ersten Geschichte vorkommender Zug!). Das Einzige, was blieb und mit der gleichen Stärke noch heute in mir lebt, das ist der Eindruck von ihm, die Wirkung, die von seiner Nähe ausging, das, was ich schon in jenem Augenblicke empfand, als wir einander zum ersten mal im Dunkel begrüßten. Er ging durch vierzehn Tage meines Lebens nicht gleich einem Menschen wie die andern, sondern wie eine Kraft, wie eine sausende Flamme, in deren Wirbel ich gezogen ward. Und darum kann er jetzt todt und begraben sein — was er auch ist —, er wird doch in mir leben in dem, womit er mich erfüllt hat, denn es ist eins mit mir und es läßt sich nicht mehr voneinander (?) trennen und kann erst sterben mit mir.

Es ist begreiflich, wenn ihr Jugendfreund darauf nur die leise Antwort hat: „Es ist eine seltsame Geschichte, deine — Geschichte.“ — „Die schöne Ursula“ ist ein

Wirthstöchterlein, das erst die Sonne des Hauses bildet, bis sie der Erzähler eines Tages nicht mehr in der Heimat, sondern in einem fremden Wirthshaus wiederfindet und bald bemerkt, daß — offenbar durch die traurigsten Erlebnisse — alle Freude aus ihrem Wesen gewichen ist:

... in diesen Augen war etwas anderes, das mich durch Jahre drückte wie ein Alp und verfolgte wie ein Räthsel: ein trüber Abglanz des schwarzen Nirwana, das hinter und unter allem Leben hervorgegangen ist und wovon alles Leben verschlungen werden wird — ein Schwingen des Flügels des großen schwarzen Vogels von Leben und Tod (?), der seine eigenen Jungen frißt. — —

„Der Punkt des Archimedes" endlich — von den beiden letzten Skizzen war ja schon die Rede — behandelt in etwas seltsamer, aber doch schöner Weise den Segen des Familienlebens, in das sich der einzelne als organisches Glied einfügen soll. Dem Erzähler geht dieser Segen auf im Kreise einer einfachen Bauernfamilie, deren Mittelpunkt die Hausfrau bildet. In Summa: „Der Weg zum Leben" ist ein Buch, das vielfach zum Widerspruche reizt, das aber niemand aus der Hand legen wird, ohne sich angeregt zu fühlen.

Auf gewohnten Bahnen bewegt sich Rudolf Elcho's „Die Pflicht des Starken" (Nr. 2). Aber der Roman hat nicht nur eine löbliche, wenn auch nicht neue Tendenz, sondern weiß uns von deren Berechtigung auch durch eine geschickt geführte, unser Interesse lebhaft erregende, in der Hauptsache auch den Forderungen der Wahrscheinlichkeit entsprechende Handlung zu überzeugen. Sowol die Persönlichkeiten aus der „Gesellschaft", die im Anfang im Vordergrund stehen, wie die Kernfigur des Mannes aus eigener Kraft, des alten Fabrikanten Vollried — er ist der eigentliche Starke und um ihn gruppiren sich mehrere verwandte Figuren — treten uns lebhaft und ansprechend vor Augen. Wol haben wir Aehnliches auch sonst schon gelesen, aber auf jeden Fall wird uns hier eine gesunde Kost geboten, und wenn Elcho bisweilen den sentimentalen Neigungen der Durchschnittsleser unberechtigte Zugeständnisse macht, wenn die innern Wandlungen seiner Personen nicht immer voll überzeugend wirken, so weiß er doch auch wahrhaft packende Scenen uns vorzuführen. Dazu gibt er uns zwar keinen socialen Roman, aber der sociale Zug der Zeit macht sich doch deutlich bemerkbar. Der alte Vollried ebenso wie der treffliche Landwirth Gerhard von Heckendorf sind treue Versorger ihrer Arbeiter, und der Geizhals von Bahrstett ist ein abschreckendes Beispiel vom Gegentheil. Die liebliche Anna Förster, die das Entzücken aller Leserinnen bilden wird — sie ist unter den weiblichen Figuren die Starke — fesselt dagegen ganz allgemein menschlich genommen; bisweilen ist sie wol etwas allzu edel gerathen.

Paul Oskar Höcker's „Polnische Wirthschaft" (Nr. 3) zeigt Aehnlichkeit mit dem eben besprochenen Roman in der Anschaulichkeit der Erzählung und Charakterisirung; doch fehlt das Hervortreten des socialen Elements; wir bewegen uns fast ausschließlich in der „Gesellschaft", freilich meist in der recht zweifelhaften nach der einen oder andern Richtung verkommener polnischer Adeliger. Der Verfasser erreicht nicht die Vertiefung wie Gustav Freytag in den entsprechenden Episoden von „Soll und Haben"; aber Rühmliches hat er immerhin geleistet, und auch das verdient Anerkennung, daß er neben den schlimmen Seiten des polnischen Adels: Indolenz, Hochmuth und großem Leichtsinn, auch die guten, vor allem ein lebendiges, wenn auch einseitig gerichtetes Ehrgefühl nicht zu betonen vergessen hat. Dieses versöhnt uns fast mit dem alten Sadorski und läßt uns selbst den zum Verbrechen führenden Leichtsinn seines Sohnes Felician in milderm Lichte erscheinen. Angefressen von den ungesunden Zuständen sind fast alle Persönlichkeiten — auch Maja von Sadarski zeigt bedenkliche Züge, und in noch höherm Grade gilt dies von dem Grafen Korsak — aber völlig verdorben zeigt sich doch nur die zur glänzenden Hochstaplerin gewordene dämonisch schöne Gräfin Tarnowska. Höcker's Roman gehört auf jeden Fall zur bessern Unterhaltungslektüre.

Edmund Lange.

Zur dramatischen Literatur.

Ernst von Wolzogen's Lustspiel „Ein unbeschriebenes Blatt" hat bei seiner Erstaufführung am Deutschen Volkstheater in Wien ein so herbes Urtheil erfahren, daß ich nicht umhin kann, einige Bemerkungen daranzuknüpfen. Das Lustspiel ist nämlich zwar nicht besonders gut, aber auch lange nicht so schlecht, wie es die meisten Kritiker gemacht haben. Man erklärte ja geradezu, daß Wolzogen sobald keine wiener Bühne mehr betreten dürfe! Ein anderer Kritiker hielt sich für verpflichtet, nach der literarischen Polizei zu rufen, die das Publikum vor solchen „Attentaten auf den guten Geschmack" schützen solle. Mir erscheint das Lustspiel viel interessanter als manche Komödie von Schönthan, Blumenthal oder Kadelburg, die an zahllosen Abenden von virtuosen Schauspielern gegeben wurden. Aber was Wolzogen zu Falle brachte, waren nicht so sehr die Mängel seines Stücks als dessen innerster Kern, der Geist des Autors selber. Ueber Unwahrscheinlichkeiten der Motivirung, über Kühnheiten der Erfindung und Uebertreibungen in der Charakteristik hilft sich jeder Lustspieldichter durch den Humor der Situation hinweg, und diese Mängel werden ihm auch verziehen, wenn er nur recht viel Heiterkeit entwickelt. Aber wenn er Höheres erstrebt, wenn er den Humor durch die Zeichnung der Charaktere selbst erzeugen und uns also auch

mit Reflexion lachen machen will: dann erschwert er sich den Stand, und man wird schon unbewußt viel kritischer, weil man nun einmal zu denken angefangen hat. Dieser norddeutsche Humor der Reflexion ist nun dem wiener Temperament nicht geläufig, und da Wolzogen ihn nicht vollkommen darstellt, so wurde das wiener Publikum ganz befremdet und ließ den Dichter sammt dem Stück unbarmherzig fallen.

Ein „unbeschriebenes Blatt“ ist das sechzehnjährige Mädchen Paula, das der um zwanzig Jahre ältere Universitätsprofessor Gerhard Mohl aus Freude an ihrer Jugend, aus theoretischer Begeisterung auch für die Unerfahrenheit heirathete. Er ist aber gar nicht der Mann danach, ein so blutjunges, weder im häuslichen noch im gesellschaftlichen Leben sich ohne fremde Hülfe zurechtfindendes Wesen erziehen zu können. Er ist ein richtiger deutscher Büchermensch, unbeholfen im praktischen Leben, eingenommen von seinen Gedanken und Arbeiten, und der Zwiespalt zwischen Pflicht und Können, in den ihn seine Ehe bringt, macht ihn zu einer humoristischen Figur. Im ersten Act ist das junge Paar gerade von der Hochzeitsreise heimgekehrt, und nun entwickelt sich die Schwierigkeit der Situation. Der Professor hatte bisher eine Wirthschafterin, die ihn, ohne daß er es merkte, beherrschte und sich sogar in ihrer Art in ihn verliebte; sie ist eifersüchtig auf die junge Frau, und gleich am ersten Tag kommt es zwischen den beiden Frauen, die sich natürlich absolut nicht verstehen, zum Zusammenstoß: der alte Drache wird grob gegen die junge Professorin, diese steht wehrlos vor ihren Beleidigungen da. Gerhard ist unfähig, den Streit zu schlichten, bemoralisirt in abgeschmackter Weise seine junge Frau, ärgert sie damit und geräth schließlich selbst in solche Aufregung, daß er aus dem Haus laufen will, um seine Ruhe zu finden. Da kommt zum Glück seine noch jugendliche Schwiegermutter, und nun hofft man, wird Ordnung werden. Aber nein! Dieselbe alte Köchin, die schon im ersten Act Unheil anrichtete, wiederholt ihr beleidigendes Spiel im zweiten. Sie ist nicht fortgegangen, wie ihr befohlen wurde, sondern dageblieben und überhäuft die junge Frau und deren Mutter, Frau Gertrud Homann, mit ihren Sottisen. Frau Gertrud aber geräth leider bald in denselben Fehler wie ihre Tochter und ihr Schwiegersohn, obwol sie sich einige Zeit danach anließ, als wäre sie nüchterner und überlegener als beide; auch sie ärgert sich über die vom Professor mit ungenügendem Nachdruck abgewehrten Frechheiten der alten Köchin und ist auf dem besten Wege, sich schließlich mit ihm deswegen zu erzürnen. Das mag naturwahr sein, wirkt aber auf der Bühne ermüdend, weil es schon da war. Zum Glück wird der Professor abberufen, Gäste sind gekommen. Inzwischen überlegt sich die Schwiegermutter die Sache und spricht ihrer mit ihr allein gebliebenen Tochter zu, vernünftig zu werden, nicht zu schmollen; sie will ihr auch zeigen, wie man eifersüchtige Gatten zähmt; denn Gerhard ist eifersüchtig auf den jungen Fähnrich und Cousin geworden, der (im ersten Act) zum Besuch Paula's kam und von ihr in der aufgeregten Stimmung mit größter Liebenswürdigkeit aufgenommen wurde. Bevor aber die Mutter dazu kommt, Paula den Unterricht über die Erziehung der Ehemänner zu ertheilen, kommt Gerhard wieder herein, und unvermittelt (auch für den Zuschauer, was ein Fehler ist) nimmt sie ihn gleich (in einer hübschen Scene) vor, um ihn zu beruhigen. Sie spielt selbst jene Scene mit ihm, welche sie dieser zu spielen anempfehlen wollte. Paula misversteht aber dieses Spiel, das bei der Jugendlichkeit ihrer Mutter gar zu gefährlich erscheint, und wird eifersüchtig auf die eigene Mutter. Wüthend stürzt sie davon, um sich von ihrem Fähnrich Cousin entführen zu lassen. Der Zuschauer wird aber durch die Unklarheit und Zweideutigkeit, in der das Verhältniß von Schwiegersohn und Schwiegermutter gehalten ist — es wird die Vermuthung erweckt, als hätten die beiden geradezu ein „Verhältniß“ miteinander und die Zärtlichkeit Gerhard's für Frau Gertrud wird von Anfang an zu sehr betont — der Zuschauer wird wie Paula selbst verwirrt, und das ist auch ein Fehler des Lustspiels.

Im dritten Act, den wiederum die unvermeidliche alte Köchin eröffnet, deren Abgeschmacktheit nur das ausgezeichnete Spiel der Frau Schmitlein verhüllte, gibt es wieder echt humoristische Scenen, die aber darunter leiden, daß Wolzogen über den Codex des modernen Realismus nicht hinauskommt, obwol er knapp daran steht, den rechten Ausweg zu finden.

Der moderne Realist scheut nämlich am meisten die sogenannte Umkehr der Charaktere; er glaubt, consequent und lebenswahr zu sein, wenn er keine Erkenntnißfortschritte, keine Läuterung menschlicher Charaktere annimmt und darstellt. Und das scheint mir dem Wolzogen'schen Lustspiel zum größten Schaden gerathen zu sein. Mit dieser Aesthetik beraubt sich der Dramatiker seiner wichtigsten Wirkungen, gar nicht zu reden davon, daß er durch die strenge Durchführung eines so scharf umgrenzten Charakters leicht monoton wirkt.

Im dritten Act kommt der Fähnrich vom Bahnhof in die Wohnung des Professors, um sich Geld für die zum Durchgehen bereite Cousine zu holen. Der arme Knabe in Uniform hatte keins ihr zu leihen, daran scheiterte ihr toller Plan. Der Professor wird durch diese Kinderei nun sehr heiter gestimmt und benimmt sich endlich als das, was er ist oder doch sein soll: als ein verständiger Mann. Mit überlegener Ironie behandelt er den Fähnrich, der sich kindisch freut, als er eine gute Cigarre bekommt u. dergl. m. Diese Scene ist eine der feinsten des Lustspiels, aber ihre Wirkung wird sofort verdorben dadurch, daß Gerhard den endlich gefundenen rechten Ton verliert und sich so ungeschickt benimmt wie zuvor. Als ob nicht ein Mann wie der Universitätsprofessor Gerhard nach so vielen Quälereien schließlich doch zur Vernunft kommen könnte! Es wäre nur einer Consequenz der humoristischen

Grundidee des Ganzen gewesen, wenn der Professor, der sich dritthalb Acte hindurch mit seiner Unfähigkeit, der wirklichen Dinge Herr zu werden, lächerlich machte, am Schlusse zur rechten Erkenntniß seines Mangels gekommen wäre! So hätte ein Humorist der alten Schule geschlossen, der sich gesagt hätte: im Charakter eines deutschen Professors liegt es, nicht blos zu träumen, sondern auch Thatkraft zu entwickeln, wenn er aus der Träumerei gerissen wird; zumal in einem Lustspiel, das die Schwächen des Professors nur zausen und necken, nicht aber grimmig strafen will. Indem aber Wolzogen die Umkehr des Charakters darzustellen vermied, wurde er auch seiner Idee nicht gerecht. Sein burlesker Schluß läßt uns nicht im Klaren darüber, ob nicht nach der Versöhnung des jungen Ehepaares der häusliche Friede durch neue, aus derselben Ursache entstandene Misverständnisse wieder gestört werden wird.

Trotz dieser Fehler Wolzogen's muß ich dennoch wiederholen, daß ihm in Wien ein gar zu hartes Schicksal widerfahren ist. Er hat doch Gestaltungskraft und höhere dichterische Intentionen, also echte Künstlerschaft bewiesen, die immer respectirt werden muß. Der erste Act wurde allgemein als vortrefflich anerkannt. Ernst von Wolzogen's Schicksal aber mag für die Geschichte des modernen Realismus von ähnlicher Bedeutung werden, wie auf dem höhern Gebiete der Tragödie das böse Geschick des „Florian Geyer“ in Berlin von Bedeutung für die ganze neue Dramaturgie war. Wolzogen muß aus dem wiener Erlebniß die Lehre ziehen, daß es auch im Lustspiel mit jenem Realismus nicht gehe, weil dieser Stil vom Humor ab-, nicht aber dem Humor zuführt. Die Grundstimmung des echten Humoristen ist die Liebe zu den Menschen, der Glaube an die Güte der menschlichen Natur, der schließlich durchbrechen und sich in der Lösung der Verwickelungen und Verirrungen offenbaren muß. Die Grundstimmung des modernen Realisten ist Skepsis, Nüchternheit, der Mangel des Glaubens an menschliche Güte; wenn so ein Mensch lacht, so wirkt es bitter sarkastisch, satirisch, nicht rein lustig, nicht humoristisch. Darum endigen die Lustspiele der consequenten Modernen in der Burleske, und das ist eine unmögliche Theaterwirkung. Man wird schließlich doch auf die alten Lehren zurückkommen, die ja nicht das Werk der Convention, der Willkür, sondern der langen, langen Erfahrung, der künstlerischen Natur sind. Es ist begreiflich, daß man eine conventionell gewordene Kunst haßt und sie durch eine neue ersetzen will. Allein man darf das Aeußerliche nicht mit dem Wesen der Dinge verwechseln, und der Witz besteht eben darin, die Gesetze der menschlichen Natur zu berücksichtigen, ohne in Schablone zu verfallen.

Moritz Necker.

Feuilleton.

Aus der neuesten französischen Literatur heben wir Folgendes hervor:

In seiner „Chèvre de M. Seguin“ gibt Alphonse Daudet den jungen Dichtern den Rath, statt auf den magern Höhen der dichterischen Selbständigkeit sich kümmerlich zu nähren, doch lieber die fetten Weiden der Unfreiheit aufzusuchen, wo sie z. B. als chroniqueurs einer großen Tageszeitung reichliches Auskommen finden könnten. Wenn Jules Claretie, der Director der Comédie française und Mitglied der Akademie, nach einem zehnjährigen Schweigen auf seine Chronistenthätigkeit zurückkommt, die er als Mitarbeiter am „Temps“ unter dem Namen Candide ausgeübt hat, so haben ihn materielle Rücksichten sicher nicht geleitet, sondern die Neigung zu einer lieb gewordenen Beschäftigung, die er seinerzeit unter dem Drucke der Verhältnisse hatte aufgeben müssen: on revient toujours à ses premiers amours. Was er nun im Jahre 1895 für den „Temps“ geschrieben hat, liegt uns jetzt in einem Sammelbande vor, der erschienen ist unter dem Titel „La Vie à Paris — 1895 —“ (Paris, „Bibliothèque-Charpentier“, G. Charpentier u. E. Fasquelle, 1896). Der Verfasser schildert uns darin seine jeweiligen Gedanken über die Männer und Ereignisse, die vor seinem Auge vorübergezogen sind, und wir erhalten so ein zusammenhängendes Bild von alle dem, was im vergangenen Jahre die Gemüther der Franzosen bewegt und erregt hat. Kunst und Literatur, innere und äußere Politik sind in buntem Gemisch daran betheiligt, und wer da wissen will, was der weltgewandte Theaterdirector empfunden hat, als der kaiserlich russische Admiral seine via triumphalis vom Hafen nach der Hauptstadt zog, oder als der Abbé Rosselot im Proceß Rayves seine doppelzüngige Rolle spielte, wird mit Hülfe des 15 Seiten langen Registers sofort auf die gedankenreichen Ausführungen des Verfassers gewiesen werden. Nicht immer sind sie unanfechtbar, aber man freut sich, Ereignisse in chronologischer Folge geschildert zu finden, die man in unserer hastenden Zeit nach wenig Jahren durcheinanderwerfen würde. Dazu ist die äußere Form der Darstellung so flüssig und gewählt zugleich, daß man mit dem Wort auch jenen pariser Accent herauszuhören vermeint, der selbst für französische Provinzialen unnachahmbar ist.

Von der französischen Gesellschaft in ihrer Gesammtheit handelt ein sehr anziehendes Buch des Vicomte Le Bret, das sich „Modernes“ betitelt (Paris, Paul Ollendorff, 1896). Der Verfasser stellt in drei Theilen: „Jeunes Filles“, „Jeunes Gens“ und „Mariages“, den sittlichen und körperlichen Verfall des gegenwärtigen Geschlechts dar, und dieser Verfall drückt seiner Vaterlandsliebe den Sittenspiegel in die Hand. Jeder soll darin sein eigenes Zerrbild sehen, die gefeierte Schönheit, die sich aus der Hätschelpuppe der Kinderstube zur koketten Ballkönigin entwickelt hat, ebenso wie der junge Mann, der von Genuß zu Genuß taumelt, und schließlich geistig stumpf und leiblich zerrüttet jener die Hand zum ewigen Bunde reicht. Nicht Liebe führt sie zusammen, sondern die verstandesmäßige Ueberlegung, daß sie nach Stand und Geld vortrefflich zusammenpassen und sich gerade gleichgültig genug sind, daß sie sich gegenseitig nicht im Wege sind. Wie sollen solche Menschen ein starkes Geschlecht erzeugen? fragt besorgt der patriotische Vicomte und äußert sich im Epilog folgendermaßen: „Wir denken an junge ideal angelegte Mädchen, die bei ihren Müttern für die Pflichten des häuslichen Herdes vorbereitet worden sind, nicht aber für die öden Genüsse des Vergnügens; — denn es ist ein ewiges Gesetz: In Schmerzen sollst du Kinder gebären. Wir stellen uns ein Geschlecht von schönen kräftigen Männern vor, die, in der Arbeit gestählt, bereit sind,

unsern verloren gegangenen Einfluß uns wiederzuerobern, und würdig genug, das Volk zu führen — denn es ist ein ewiger Grundsatz: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen." Aus der Verbindung solcher Menschen erhofft Le Bret eine zahlreiche gesunde und kräftige Nachkommenschaft zum Heile Frankreichs. Seine Ausführungen trägt er übrigens nicht etwa in lehrhaftem Kathederton vor, sondern, wie es der warme Appell an sein Volk verlangt, in packenden Sätzen von eigenartigem stilistischen Colorit.

Auf dem Gebiete des Romans liegen uns „pour les heures de loisir", wie das Titelblatt besagt, Masson-Forestier's „Remords d'Avocat" vor (Paris, Armand Colin u. Comp.), ein Wiederabdruck aus der „Revue des Deux Mondes". Der Titel ist gut gewählt, und doch besagt er noch lange nicht genug, denn es handelt sich um eine Frage von weittragender und außerordentlich praktischer Bedeutung: darf ein Advocat einen Verbrecher vertheidigen, von dessen Schuld er von vornherein überzeugt ist? Die Erfahrung beweist nicht nur, daß es gethan wird, sondern daß gerade vielleicht die bekanntesten Ruf und Reichthum ihren geschickten Vertheidigungen in verzweifelten Processen verdanken. Ist ihr Thun vom Standpunkt allgemein menschlicher Moral aus zu rechtfertigen? Masson-Forestier kleidet das Für und Wider und seine endgültige Entscheidung in die Form einer Erzählung, die an ein Vorkommniß aus dem alltäglichen Leben anknüpft. Ein verwahrloster Kerl hat mit Hülfe seiner Geliebten seine Mutter auf grauenhafte Weise ermordet, um sich in den Besitz ihrer Sparpfennige zu setzen. Er wird, weil Verdacht gegen ihn vorliegt, festgenommen und gesteht in der Voruntersuchung alle belastenden Wahrnehmungen der Augen- und Ohrenzeugen zu. Dasselbe thut seine Geliebte. Der Fall liegt klar auf der Hand, und ein junger und ehrenhafter Advocat wird von Amts wegen zum Vertheidiger des Mannes bestellt. Schweren Herzens hat er angenommen, und die Ermunterungen eines Collegen von leichterm Schlage, der das Weib vertheidigen soll, bedrücken ihn um so mehr. Aber als er vor den Geschworenen steht und die Augen eines dichtgedrängten Publikums erwartungsvoll auf sich gerichtet sieht, da ergreift auch ihn die Sucht nach glanzvoller Wirkung und Volksthümlichkeit, und unter geschickter Benutzung der Schwächen des Staatsanwalts weiß seine Beredsamkeit ein freisprechendes Urtheil von den Geschworenen zu erlangen. So ist er nun ein bekannter Mann geworden, aber das Ansehen, das seine Kunst hervorgerufen hat, macht ihn nur um so unglücklicher, denn aus seinem Taumel erwacht, fühlt er, daß er im Grunde der Wahrheit ein Schnippchen geschlagen hat. Dies drückende Bewußtsein wird für sein Gewissen zur unerträglichen Last, als er von seinem Collegen erfährt, daß dieser die Vertheidigung übernommen hat, trotzdem ihm das würdige Paar die grausige That bis in die Einzelheiten gestanden hatte, und als der Obmann der Geschworenen ihm erzählt, daß diese für Nichtschuldig gestimmt hätten, weil sie durch seine glänzende Vertheidigung die Ueberzeugung gewonnen hätten, daß er die Angeklagten für unschuldig hielte. In seiner Gewissensangst wendet er sich schließlich an einen befreundeten Gymnasialprofessor, und der setzt ihm auseinander, daß er die Ueberzeugung des ehrlichen Mannes, seine persönliche Ueberzeugung, den Gepflogenheiten seines Standes geopfert habe, und das sei vom Standpunkt der wahren Moral, nicht der praktischen, die sich in allen Schichten breit macht, durchaus verwerflich. Unser Advocat ist ehrlich genug, aus diesem Urtheil des Philosophen die praktischen Folgen zu ziehen: er verzichtet auf seine Advocatur. — Wenn wir oben sagten, daß der Titel „Remords d'Avocat" die Geschichte nicht ganz erschöpfe, so hätten wir ebenso gut auch sagen können, den Inhalt des Buches. Masson-Forestier schließt nämlich an die „Gewissensbisse" noch eine Reihe kleinerer Erzählungen an: „Vieux Souvenirs", „Les deux frères", „Lambeau d'Épopée", „Le Bateau-Modèle", „Le Roman de M. Jarrieson", „La Faute de l'Intendant". Abgesehen von dieser letzten, die auf unwahrscheinlichen Voraussetzungen sich aufbaut, sind sie alle nicht nur unterhaltend geschrieben, sondern sie fesseln den denkenden Leser durch die Treue der dem Leben abgelauschten Charakterstudien. „Le Bateau-Modèle" und „Les deux frères" sind in ihrer Art vollkommen.

Von den andern uns zur Besprechung vorliegenden Romanen haben wir blindlings zur Lektüre einen herausgegriffen und haben einen Misgriff gethan. Es ist Abel Hermant's „L'Amant exotique" (Illustrationen von Jeanniot, Merwart und Willette; Paris, Paul Ollendorff, 1894). Dieser Geliebte aus fremdem Lande ist der Führer einer Schar von Annamiten, die auf der pariser Ausstellung in zweiräderigen Karren das Publikum befördert hatten und nun vom Besitzer des Seebades Fronsac bei Bordeaux, Herrn Chabeau, für dieselben Pferdedienste gemiethet worden sind. Nach unsern Schönheitsbegriffen sind es häßliche Kerle, das hindert aber nicht, daß sich Mademoiselle Germaine Bernery, eine umworbene Schönheit des kleinen Ortes, in perverser Verirrung ihrem Führer an den Hals wirft. Mehr zu sagen wäre vom Uebel. Dieser Geschichte schließt sich im selben Bande eine zweite an, die „La Permission" („Der Urlaub") betitelt ist. Ein Soldat, der in Paris steht, nimmt Urlaub, um seinen Schatz und sein Kind in der normännischen Heimat zu besuchen. Er verbringt in der wohligen Empfindung, daheim zu sein, die kurze Spanne Zeit bei den Seinen, aber als die Trennungsstunde schlägt, geht er, statt auf den Bahnhof, mit der Geliebten und dem Kinde auf den Schienen dem heranbrausenden Zuge entgegen. Lieber Tod als Trennung. Ein sonderbarer, unmotivirter Schluß. Die beiden Geschichten beigegebenen Bilder sind zum Theil recht werthlos, und oft begreift man nicht, welchen Zweck sie erfüllen sollen. Auf Seite 5 z. B. sieht man nach dem Vordergrunde eines Bildes zu eine Art Verschlag aus Fachwerk. Das soll der Fuß eines Leuchtthurms sein. Hieran lehnen zwei Männer. Nicht weit von ihnen ist ein Geländer, durch das man bei lebhafter Phantasie das Meer blinken sieht. Einige weiße Flecke, die zu zählen sind, bedeuten intensiven Schneefall. Die beiden Männer aber sind der Barbier und der Hafenkapitän, die von mehr als nebensächlicher Bedeutung für die Geschichte sind und besser überhaupt weggefallen wären. Wozu nun, frage ich umsonst, dieser Bilderdienst?

Vom „Französischen Roman", von der „Geschichte der Kritik in Frankreich" und von „Neuen Literaturströmungen in Frankreich" handeln auch Rudolph Lothar's „Kritische Studien zur Psychologie der Literatur" (Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt von S. Schottlaender, 1895), die natürlich auch auf das deutsche Gebiet hinüberspielen. Der Verfasser, der als dramatischer Schriftsteller bei uns rühmlich bekannt ist, bietet in dieser Sammlung eine Reihe flott geschriebener Zeitungsartikel dar, die ihrer Gründlichkeit halber wol verdienen, der Vergessenheit entrissen zu werden. Gerade die aber, die sich auf die französische Romandichtung beziehen, sind die werthvollsten unter ihnen, weil der Verfasser darin die besondern Merkmale einzelner Schriftsteller oder ganzer Strömungen in der Literatur aus den allgemeinen Richtungen unserer Zeit abzuleiten sucht. Hierin steht er ganz auf dem Boden der Taine'schen Literaturforschung, und man kann es nur billigen, wenn der Schüler in dem Kapitel über die „Geschichte der Kritik in Frankreich" dem Meister ein würdiges Denkmal setzt. — Wer sich über die Tagesliteratur in Frankreich und der französischen Schweiz auf dem Laufenden erhalten will, ohne allzu sehr in die Tiefe gehen zu wollen, findet einen Wegweiser in der Wochenschrift „La Semaine Littéraire", die in ihrer Mitarbeiterliste Namen von gutem Klange aufweist und dementsprechend recht lesenswerthe Beiträge bringt. Da sie in Genf erscheint, kann man es ihr nicht zum Vorwurf machen,

wenn der Antheil der schweizerischen französischen Literatur im Verhältniß zu groß ist. Nimmt man größern Antheil an der national-französischen Literatur, so ist es schon besser, zu einer der alteingeführten pariser Zeitschriften zu greifen, wie „Revue des Deux Mondes“ oder „Revue bleue“, welch letztere wir trotz der deutschfeindlichen Gesinnung, die häufig genug unerwartet durchbricht, wegen der Mannichfaltigkeit ihrer Artikel warm empfehlen. Seit einiger Zeit haben sie allerdings gefährliche Gegnerinnen im Wettbewerb erhalten in der „Revue de Paris“ und neuerdings in der „Cosmopolis“, deren Erscheinen in d. Bl. schon angezeigt wurde. Der gallische Theil der „Cosmopolis“ ist fortgesetzt gut. Nicht minder eigenartig als die literarische Tripleallianz „Cosmopolis“ ist eine Zeitschrift aus dem Verlage der Librairie Larousse, die durch ihr Conversationslexikon und ihre Wörterbücher Weltruf erlangt hat. Die Zeitschrift nennt sich „Revue Encyclopédique“, erscheint in halbmonatlichen Heften von 24 Seiten Großoctav und kostet für das Ausland nur 25 Franken das Jahr. Trotz dieses niedrigen Preises bringt sie, ohne sich auf Frankreich zu beschränken, eigentlich alles, denn sie berührt alles, was den gebildeten modernen Menschen interessiren kann, mag es sich um eine Expedition nach Madagascar handeln, oder ein aufkeimendes Talent in der Bildhauerkunst in Deutschland, oder einen werthvollen Silberschatz, den man in Rumänien aus Hünengräbern zu Tage gefördert hat. Zahlreiche Illustrationen unterstützen dabei das Wort, damit es um so lebhafter wirke. An erster Stelle pflegt ein Originalbeitrag eines bekannten Schriftstellers zu stehen, dessen Anfangsbuchstabe in künstlerischer Initiale das Bild des Verfassers bringt, während als Schlußvignette die Nachahmung seines Namenszuges dient. So entspricht also auch die Ausstattung würdig dem Inhalte der Zeitschrift.

— R. Paasch, der Verfasser der Schrift „Krankheitsvererbung und Ehe“ (Leipzig, A. Schupp, 1896), macht den annehmbaren, aber alten Vorschlag, um dem Weitergreifen der furchtbaren Schwindsucht, Syphilis und Geisteskrankheit durch Vererbung wirksam zu begegnen: „es möge vorläufig Brauch werden, daß Aeltern und Vormünder sich auf Grund sorgfältiger ärztlicher Untersuchung das Freisein der Eheschließenden von ansteckenden und vererbungsfähigen Krankheiten gewährleisten lassen“, und zwar soll die Untersuchung nicht durch den Hausarzt, sondern den Physikus geschehen. Dann könne man, wenn der Brauch sich einbürgere, auf eine spätere Verstaatlichung desselben hoffen. Gewiß wäre damit ein ungeheures Stück Socialpolitik geleistet und die Medicin würde ihrem Ideal: in der Prophylaxe der Krankheiten und nicht in der Therapie zu bestehen, um ein großes Stück näher gerückt sein; doch fürchtet Referent, daß die Einbürgerung auch nur eines solchen Brauchs bereits zu den Utopien zu zählen ist.

— Nicht Verschärfung der Gegensätze, sondern Ausgleich ist das Ziel Wilhelm Fischer's in der „Moderne“ (Wiesbaden, Jurany u. Hensel's Nachfolger). Er sucht Licht und Schatten billig zu vertheilen, dabei ist seine Vertheidigung der neuern Richtung geschickt in der Methode und reichhaltig im Material. Ob ihr Ton aber versöhnend wirken wird, die Frage mag ohne Antwort bleiben. Mit dem Satze Fischer's: „Wir werden allein siegen durch die Kraft unserer Schöpfungen, allein durch unsere Kunst“, wird auch die alte Schule um so mehr einverstanden sein, als sie stets sich bekannt hat zu dem Gebot: „Bilde, Künstler, rede nicht“, und demnach jung und alt übereinkommt in Fischer's Schlußwort: „Alles andere ist eitel!“

Bibliographie.

Bensey-Schuppe, Anna, Die Freundinnen. Erinnerungen für junge Mädchen. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt (früher G. J. Manz). Gr. 8. Geb. 4 M.

Bleibtreu, K., Ein Freiheitskampf in Siebenbürgen. Culturhistorischer Roman. Jena, Hermann Costenoble. 8. 5 M.

Burggraf, J., Schiller's Frauengestalten. Stuttgart, Carl Krabbe. Gr. 8. 5 M.

Claasen, J., Das Licht und die Farben. Gütersloh, C. Bertelsmann. 8. 1 M. 50 Pf.

Deutsches Commersbuch. Siebente Auflage. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 12. 2 M. 70 Pf. (Gebunden in Gummistoff 4 M., in Pergament oder Celluloid 5 M. 70 Pf.)

Die Heere und Flotten der Gegenwart. Herausgegeben von J. von Pflug-Harttung. I. Band: Deutschland. Berlin, Schall u. Grund. Gr. 8. Geb. 15 M.

Edler, K. E., Beatrix von Hohenzollern. Roman. Jena, Hermann Costenoble. 8. 6 M.

Emerson, R. W., Drei Essays. München, Hermann Lukaschik. 8. 1 M. 20 Pf.

Ernst, B., Prüfe, wer sich ewig bindet. Roman. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Comp. 8. 4 M.

Findel, J. G., Die „Germania“ und der Gockelhahn des Teufels Vitru. Leipzig, J. G. Findel. Gr. 8. 1 M.

Fink, D., Glaube und Kritik. Leipzig, Hermann Haacke. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Foerster, W., Wissenschaftliche Erkenntniß und sittliche Freiheit. Vierte Folge. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 4 M.

Fritz, S., Aus ungleichen Tagen. Neue Gedichte. Zweite Auflage. Leipzig, A. G. Liebeskind. 16. Geb. 2 M. 75 Pf.

Greif's, M., gesammelte Werke. Dritter Band. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag. Gr. 8. 4 M.

Hartmann, E. v., Kategorienlehre. Leipzig, Hermann Haacke. Gr. 8. 12 M.

Herford, E., Eine Studien-Reise nach Paris. Thorn, Ernst Lambeck. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Hirsch, F., Der Winterfeldzug in Preußen 1678—1679. Berlin, R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung, Hermann Heyfelder. Gr. 8. 3 M.

Höffding, H., Ethische Principienlehre. (Ethisch-socialwissenschaftliche Vortragskurse. Band I u. II.) Bern, A. Siebert. Gr. 8. à 60 Pf.

Hopfen, H., Die Sängerin. (Engelhorn's Allgemeine Roman-Bibliothek. Dreizehnter Jahrgang, Band 4.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Jantzen, H., Geschichte des deutschen Streitgedichtes im Mittelalter. (Germanistische Abhandlungen. XIII. Heft.) Breslau, Wilhelm Koebner. Gr. 8. 3 M.

Kaemmel, O., Der Werdegang des deutschen Volkes. Erster Theil: Das Mittelalter. Leipzig, F. W. Grunow. 8. Geb. 2 M. 50 Pf.

Kapff-Essenther, F. v., In der kleinsten Hütte. Roman. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Comp. 8. 4 M.

Kretzmann, F. K., Gedichte. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 16. Geb. 2 M. 40 Pf.

Lettow-Vorbeck, O. v., Der Krieg von 1806 nnd 1807. Vierter Band: Pr. Eylau — Tilsit. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 11 M.

Lilienbach, A. L. v., Massimo d'Azeglio. Graz, Franz Pechel. 8.

Mackay, J. H., Wiedergeburt. Der „Dichtungen“ dritte Folge. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 2 M.

Möller, M., Blomen ut Annmariek Schulten ehren Goren. Greifswald, Julius Abel. Gr. 8. 2 M.

Parlow, H., Das Kattegat. Seeroman. Dresden, Carl Reißner. Gr. 8. 7 M.

Probst, H., Lieder sind wir! Leipzig, A. G. Liebeskind. 16. Geb. 2 M. 75 Pf.

Protzen, C., Mathildis. Ein rheinischer Minnesang aus der Zeit der Hohenstaufen. Schleswig, Jul. Bergas. 8. Geb. 4 M. 50 Pf.

Redeatis, Cordelia's Geheimniß. Novellen für die reifere weibliche Jugend. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt (früher G. J. Manz). Gr. 8. Geb. 4 M.

Reichard, P., Stanley. (Geisteshelden, 24. Band.) Berlin, Ernst Hofmann u. Comp. 8. 2 M. 40 Pf.

Reuter, Gabriele, Der Lebenskünstler. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 3 M.

Richter, H., Frauenherzen. Roman. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Comp. 8. 4 M.

Ritschl, A., Gesammelte Aufsätze. Neue Folge. Freiburg, Akadem. Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.

Roeder, H., Erlöse dich selbst! Gedanken über Religion und Moral. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 4 M.

Schulze-Smidt, B., Weltkind. Eine Idylle aus dem Rheingau. Dresden, Carl Reißner. 8. 3 M.

Spitteler, C., Der Gotthard. Frauenfeld, J. Huber. 8. Geb. 2 M. 40 Pf.

Spurgeon, C. H., Tröstet mein Volk! Zwölf Predigten. Heilbronn, Max Kielmann. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Stern, B., Aegyptische Culturgeschichte. I. Band: Alterthum. Magdeburg, Walther Niemann. Gr. 8. 8 M.

Stifter, A., Studien. Dritter Band. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag. Gr. 8. Geb. 5 M.

Thimme, A., Lied und Märe. Studien. Gütersloh, C. Bertelsmann. 8. 2 M.

Warncke, P., Peter Melander von Holzappel. Eine Geschichte aus dem Lahnthal. Berlin, Fritz Pfenningstorff. 8. Geb. 4 M. 80 Pf.

Weigand, W., Der zweifache Eros. Erzählungen. München, Hermann Lukaschik. 8. 3 M.

Wernicke, A., Cultur und Schule. Osterwieck a. H., A. W. Zickfeldt. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Zapp, A., Die schöne Helene. Roman. Dresden, Carl Reißner. 8. 3 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 45.

Leipzig,
5. November 1896.

Ferdinand von Saar's neue Novellen.

Es gibt heutzutage wenig Dichter, die so sehr wie Saar darunter gelitten haben, daß sie nicht auch zugleich ein wenig Geschäftsmänner sind. Wenn Erzähler durchdringen wollen, so müssen sie auch fleißig sein und eine gewisse Fülle und Fruchtbarkeit entwickeln. Die Zwischenräume in ihrer Production dürfen nicht zu lange dauern, sie müssen sich öfter auf dem literarischen Markt zeigen, es darf das alte Buch nicht schon halb vergessen sein, wenn das neue erscheint. So halten sie ihr Publikum warm, so schaffen sie sich ihre Stellung in der Literatur; man gewöhnt sich daran, ihr Erscheinen mit einer gewissen Regelmäßigkeit zu erwarten; sie werden wie die Kalender oder die Zeitung zu ständigen, heimischen Freunden des Publikums, der Zeitschriften, der Familie. Von dieser Praxis, die sich bei vielen deutschen Erzählern so trefflich bewährte, daß sie ihnen zu den schönsten Einkünften verhalf, ist Ferdinand von Saar weit entfernt. Er hat nur geschrieben, wenn ihm was am Herzen lag; er konnte seine Muse nie commandiren, sich nie zwingen, auch einmal invita Minerva, blos des Bedarfes wegen zu dichten, und er hat daher seinen Namen nicht zu einer aller Welt geläufigen Firma auf dem deutschen Büchermarkt gemacht, deren Lieferung mit prompter Sicherheit jährlich zu Weihnachten oder Ostern einzutreffen pflegt.

Daraus und nur daraus allein läßt es sich erklären, daß bei seinen Novellen die Urtheile der Kritik und die Urtheile des Publikums, d. h. der Buchhändlerausweise so sehr auseinandergehen; denn wenn man das warme Lob der Kritik mit der Verbreitung seiner Bücher vergleicht, so ist der Unterschied denn doch auffallend. Indeß macht sich auch hier ein Wandel fühlbar, Saar dringt langsam, aber entschieden durch.

Ein Dichter für die Menge ist Saar freilich nicht; dafür ist sein Ton zu fein. Er geht weder auf starke Wirkungen noch auf paradoxe Gestaltungen aus; er will weder verblüffen noch aufregen. Er verkündet kein neues dichterisches Evangelium, sondern schafft im Geiste jener Kunst weiter, die er, der nunmehr Dreiundsechzigjährige, in seiner Jugend verehren gelernt hat, wie der Componist Bruchfeld in der Novelle „Requiem der Liebe" seines neuen Buchs*) sich nicht zu Richard Wagner bekehren kann, sondern sich bescheidet, ein nicht ganz unbegabter Nachkomme Mozart's und Beethoven's zu sein. Aber außer seiner Zeit lebt Ferdinand von Saar deswegen auch nicht. Seine Novellen sind nicht „modern" in dem bestimmten Sinne des Verismus, der Armeleutmalerei, socialer Tendenz, Nervenpsychologie, Decadenz u. dgl. m. Aber sie sind auch nicht unmodisch in dem Sinne, daß man etwa einen aus einer überlebten Zeit in die unserige hineinragenden Menschen aus ihnen sprechen hörte. Die guten Dichter leben über den flüchtigen und hastigen Wandlungen des schwankenden Zeitgeschmackes. Die künstlerische Form ist ein Gefäß, das jedem dichterischen Inhalt seine Dauer sichert. Die Gesammtstimmung einer Zeit mag sich ändern soviel sie nur will, darum bleiben die rechten Kunstwerke doch immer schön. Es stünde schlimm um die Kunst, wenn dem nicht so wäre, und nichts trägt zur Verwirrung der Geister, des Publikums wie der Producirenden, mehr als jene Kritik bei, die jede Woche einen neuen Stil, ein neues dichterisches Ideal als das wahrhaft „zeitgemäße" aufs Panier erhebt. Zeitgemäß ist jeder Dichter, der es mit der künstlerischen Form ernst nimmt; er ist mehr als dies: er ist allen Zeiten gemäß, mag er welchen Inhalt immer bringen. Denn die schöpferischen Menschen suchen sich ihren Gehalt, ihr Ideal, ihre Anschauung nicht willkürlich aus, sie folgen der Nothwendigkeit des Lebens, ihres Lebens, sie gestalten

*) Herbstreigen. Drei Novellen. Von Ferdinand von Saar. Heidelberg, G. Weiß' Verlag. 1897. 12. 3 M. 60 Pf.

Erfahrungen, Erlebnisse, ihre Leiden und Freuden, und diese sind ihnen von der Zeit, in der sie leben, mit zuertheilt worden. Darum ist das Element, aus dem sie ihren Gehalt holen, dasselbe, welches uns alle umfängt, und nichts ist thörichter, als die Dichter nach äußerlichen Verschiedenheiten des Stils und Costüms ihrer Figuren in modern und nicht modern zu sondern. Nur die kurzsichtigen oder oberflächlichen Kritiker sehen nicht, daß oft in Dichtern, die sich stilistisch wie die Antipoden zueinander verhalten, derselbe Zeitinhalt, dasselbe Zeitideal nach Ausdruck ringt.

Der große Werth der Saar'schen Novellen liegt nun zunächst in ihrer edeln Form. Sprachlich aufs sauberste gefeilt, in einem persönlichen und doch ganz sachlichen Stile, treten sie uns schlank und warm entgegen. Saar liebt es, seine Geschichten in die Form von Erinnerungen an persönliche Begegnungen und Erlebnisse mit den Menschen, von denen er erzählt, zu kleiden; oft beichten sie ihm ihre Schicksale, und man fühlt meist, daß der Dichter nicht viel hat erfinden müssen, um seine Fabel zu gestalten. Der Ton elegischen Rückblicks ist darum so häufig in ihnen. Die Erlebnisse haben oft ihren tiefern geschichtlichen Hintergrund, sie sind charakteristisch für die ganze Zeit und Gesellschaft, in der sie spielen. In den Novellen schreibt Saar die intime Seelengeschichte seiner deutschen Zeitgenossen in Oesterreich. Er bleibt aber gern bei einem einzelnen Charakter stehen und zeichnet ihn in sorgsamer Detailmalerei durch. Die resignirenden Menschen interessiren ihn, den Anhänger Schopenhauer's, mit Vorliebe. Er geht dem Gegensatze von Thatkraft und Schwäche nach, er contrastirt gern Leidenschaft und Entsagung, und macht aus seiner dichterischen Sympathie für die Entsagenden oder zur Entsagung Gezwungenen kein Hehl; sie sind meist die bessern Menschen. (Saar berührt sich hierin mit Theodor Storm, der auch lange Zeit Resignationspoesie betrieben hat.) Dabei hat er auch für alles äußere Beiwerk der Menschen in ihrer Umgebung offenen Blick. Seine Schilderungen, insbesondere wiener Locale oder mährischer Landschaften, sind von größter Treue und voller Stimmung, obwol er sich immer nur mit wenigen Strichen begnügt. Wer diese Gegenden aus eigener Anschauung kennt, der weiß die Treue dieser Bilder ganz besonders zu würdigen. Für Saar sind alle Orte voll von Jugenderinnerungen, die ihm nun im Alter in den Sinn kommen. Der elegische Ton, der dadurch in die lichten Bilder kommt, erzeugt jene poesievolle Wirkung, von der man begreift, daß sie bei denen am meisten zünden mußte, welche die Erinnerungen des Dichters selber haben. Für seine „Wiener Elegien“ haben gerade die alten Leute in Wien am meisten geschwärmt.

Und nun zu seinen neuen Novellen im „Herbstreigen“. Sie sind die pikantesten, die wir von ihm haben, und in der Form vollkommener als irgendeine frühere Sammlung. Die Novelle „Requiem der Liebe“ erscheint mir überhaupt als das Beste, was Saar gedichtet hat. Aber sie sind nicht darum allein interessant. Saar hat in seinen alten Tagen noch eine neue Wandlung durchgemacht: er ist Humorist geworden. Die erste Novelle im „Herbstreigen“ ist eine humoristische Novelle. Es ist uralte Künstlerart, Motive, die man ernst oder tragisch behandelte, einmal von der komischen Seite darzustellen; niemand kann bessere Caricaturen von großen schönen Bildern machen als ihr eigener Schöpfer. In diesem Humor offenbart sich erst recht die wahre künstlerische Freiheit. Und diesen Künstlerhumor bekundet Saar in der Novelle „Herr Fridolin und sein Glück“. So viele entsagende Charaktere hat er bisher mit allem Glanz seiner Poesie dargestellt, daß es ihn nun auch reizen mochte, einen Entsagenden zu zeichnen, den wir nur belächeln, nicht aber lieben oder gar achten können. Wo die Entsagung ein gutes Geschäft ist, da erscheint sie verächtlich, abgeschmackt, lächerlich. Solch ein Entsagender ist der Herrschaftsdiener Fridolin, ein zum Bedienten geradezu geborener Mensch. Aus purem Pflichtgefühl läßt sich Herr Fridolin Fußtritte ertheilen; aus gehorsamster Ergebenheit heirathet er die Magd, die ihm seine Herrschaft als Frau zugewiesen hat. Seine Geschichte hätte sich freilich noch lustiger und schärfer gestalten können. Aber Saar ist doch noch zu weich geblieben, um dem Tropf Fridolin seinerseits noch einige wünschenswerthe Fußtritte mehr zu ertheilen. Immerhin ist die Novelle so munter geschrieben, daß man sie (obwol sie etwas breiter gerathen ist, als Saar'sche Novellen zu sein pflegen) mit heiterm Vergnügen zu Ende liest. Schärfer und satirisch wirksamer ist die zweite Novelle: „Ninon.“ Obwol die wiener Cocotte, die Saar so echt und wahr wie kaum ein anderer zuvor geschildert hat, im Mittelpunkt der Erzählung steht, so wird diese den meisten Lesern doch vornehmlich wegen der Zeichnung Leopold von Sacher-Masoch's in Erinnerung bleiben. Saar nennt ihn nicht ausdrücklich beim Namen; aber wenn er von einem Schriftsteller spricht, der überaus hoffnungsvoll in die Literatur mit Erzählungen eintrat, an denen „vor allem ein starker und doch keuscher Zug von Sinnlichkeit entzückte, ohne zu reizen“, und der sich dann einer Vielschreiberei ergab, die in Manier ausartete: „Das war ja immer dieselbe Liebesgeschichte: derselbe schwache, willenlose, sich im Staube windende Mann — und dasselbe rücksichtslose, grausame, brutale Weib. Und die «gesunde» Sinnlichkeit bekam bereits, wie es hieß, den Beigeschmack krankhafter Zersetzung“ — so erkennt man sofort den Dichter des „Vermächtniß Kain's“ und der „Venus im Pelz“. Es sind aber auch noch andere Daten, die keinen Zweifel daran aufkommen lassen, daß Saar ihn meinte. In seiner Novelle „Ninon“ schildert er den Lebenslauf einer wiener Dirne, die sich selbst als „Canaille“ ganz aufrichtig und zutreffend bezeichnet, und die ihre Carrière durch den Schriftsteller macht, der sich in sie verliebt, als sie in seinem einzigen durchgefallenen Theaterstück spielt, dann lange Zeit mit ihr lebt und sie auch in die Literatur

einführt. Eine schärfere Kritik Sacher-Masoch's, als Saar sie in dieser Erzählung liefert, ist wol nicht geschrieben worden.

Auch im Mittelpunkt der dritten Novelle: „Requiem der Liebe", steht ein schlechtes Weib, und man könnte sich wundern, daß Saar, der den Frauen bisher so reichlich huldigte, nun im „Herbstreigen" frauenfeindlich wie so viele Moderne auftritt. Er hat aber schon früher unbeschadet seiner Frauenverehrung öfter selbstische Frauen gezeichnet, z. B. in „Vae victis!", „Schloß Kostenitz". Saar steht mit seinem Sinn für strenge Wirklichkeit und mit seinem Pessimismus auf demselben Boden wie die modernen Realisten; ihr Vorgang dürfte ihn nur ermuthigt haben, jene Frauengestalten breiter auszuführen, als er es früher zu thun pflegte. Daß er sich überhaupt von der modernen Literatur anregen ließ und auch künstlerisch manches von ihr, was ihm gut erschien, annahm, ist nur ein Beweis für seine fortdauernde dichterische Triebkraft. Und was den Ausschlag gibt: die Dichtung, die aus jener Anregung entstand, ist so schön in der Form, so vollkommen aus der dichterischen Persönlichkeit Saar's heraus geschaffen, daß sie zu den schönsten Novellen gehört, die ich kenne. Die Kunst, mit der Saar schrittweise den Charakter des koketten Weibes enthüllt, finde ich geradezu bewunderungswürdig. In die Gestalt des Componisten Bruchfeld hat er viel von seinem eigenen Wesen hineingedichtet, und auch dies trägt dazu bei, daß das „Requiem der Liebe" als seine persönlichste Dichtung erscheint. Der Inhalt ist schnell erzählt. Ein älterer, aber noch rüstiger Mann in den fünfziger Jahren findet die Frau wieder, für die er vor zwanzig Jahren eine starke Neigung gefaßt hatte, ohne an eine Verbindung mit ihr denken zu dürfen. Er nähert sich dieser Frau und macht die Erfahrung, daß sie sich zu einer koketten Person entwickelt hat, die neben ihrem Gatten noch manchen Liebhaber hat. Sie würde sich auch mit ihrem Verehrer aus der Jugendzeit einlassen, wenn er nicht zu ehrlich wäre. „Sie sind so überspannt, so romantisch", macht sie ihm zum Vorwurf, weil er es aufrichtig mit seiner Liebe meint, indeß sie sich mit Männern doch nur unterhalten will. Darum zieht sie ihm jüngere Liebhaber vor. Das ist in Kürze die Geschichte, aber lesen muß man, wie Saar sie erzählt, mit welcher Fülle bezeichnender Einzelheiten er das kalte, schöne Weib charakterisirt und zu vollster Wirkung bringt, wie würdig er den alten Componisten zeichnet, dem nach und nach die Schuppen von den Augen fallen, und eigentlich muß man auch ein Wiener sein, um so recht zu fühlen, wie vollkommen seine Zeichnung im ganzen ist. Saar hat hier jedenfalls gezeigt, daß man „poetisch" und „modern" zugleich sein kann, und er hat etwas geschaffen, was ihm Freunde aus allen Lagern werben wird. Moritz Necker.

Zur Schiller-Literatur.

I.

1. Charlotte von Schiller. Ein Lebens- und Charakterbild. Von Hermann Mosapp. Heilbronn, Max Kielmann. 1896. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.
2. Beiträge zur Beurtheilung der hohen Karls-Schule. (Programm der Realanstalt zu Cannstatt.) Cannstatt, L. Boscheuyer's Buchh. 1896.
3. Geschichte der deutschen Schiller-Verehrung. Von Ernst Müller. Tübingen, H. Laupp. 1896. Gr. 8. 50 Pf.
4. Schiller im Dichtermund. Von D. Saul. Stuttgart, F. Frommann. 1896. 8. 1 M.
5. Schiller's Realismus. Von Hermann Conrad. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1895. Gr. 8. 1 M.

Daß das Interesse für Schiller in den letzten Jahren einen neuen Aufschwung genommen hat, ohne daß es darum jemals sonderlich matt gewesen wäre, nimmt jedermann mit Freuden wahr. Auf dem Markte des Lebens treiben immer dreister Egoismus und Utilitarismus ihr Wesen; immer größer wird die Gefahr, daß auch unsere Jugend angesteckt wird, und daß die großen und edeln Gefühle, aus denen doch allein große und edle und wahrhaft fördernde Thaten erwachsen können, ihr fremd und fremder werden. Leider ist unsere Literatur nicht reich an Werken, an Gegenständen und an Personen, die man als geistige Wirkungen der Gefahr entgegenstellen könnte. Um so mehr wird man den einen, den großen Schiller pflegen müssen; aus jeder Seite seiner Werke weht uns der Hauch des hochstrebenden, weltüberwindenden Idealismus entgegen, und was mehr ist, sein Leben selbst predigt mit der hinreißenden Kraft des Beispiels diesen Idealismus. Wol mag das neuerdings allerorten lebhaft hervortretende Interesse für Schiller einem mehr oder weniger deutlichen Gefühl von der erziehenden Gewalt dieser Persönlichkeit entspringen, und es mag erlaubt sein, auf dieses Gefühl auch die hochherzige That zurückzuführen, mit der sich der König von Würtemberg um die Sache Schiller's verdient gemacht hat.

Schon vor längerer Zeit konnten wir berichten, wie die Stiftung des schwäbischen Schiller-Vereins die Studien über Leben und Werke des Dichters gerade in Schwaben neu belebt hat. Auch heute dürfen wir unsere Uebersicht mit drei in Schwaben entstandenen Schriften beginnen. Die umfangreichste ist Dr. Hermann Mosapp's Darstellung des Lebens und Wesens von Schiller's Frau (Nr. 1). Wir besitzen schon eine ältere zusammenhängende Biographie der Charlotte von Lengefeld, die von Fulda (Berlin 1878); seit ihrem Erscheinen ist die Quellenliteratur über den Gegenstand keineswegs so angewachsen, daß dadurch ein neues Buch genügend gerechtfertigt werden könnte; noch immer sind die alten köstlichen Bücher „Charlotte von Schiller" von Urlichs und „Schiller und

Lotte" von Fielitz die eigentlichen Fundgruben. Aber die Darstellung Fulda's leidet an einer allzu trockenen Manier, und wenn sich auch gegen ihre Zuverlässigkeit nichts Erhebliches einwenden läßt, so ist doch der Stil so ungelenkig und der Mangel einer tiefern Auffassung so groß, daß die Lektüre keinen Genuß bildet. Das ist mit dem Mosapp'schen Buche anders. Es zeichnet sich durch eine warme Sprache aus; es versucht, den Bildungsgang und das Werden Charlottens auf breiterer Grundlage zu schildern; es entwirft, mit ausgiebiger, aber geschickter Benutzung der Briefstellen, lebendige Bilder voll kleiner individueller Züge; es ist durchweht von Liebe und Ehrfurcht für das Weib, dem wir die über alle menschliche Voraussicht lange Erhaltung von Schiller's Leben und die schöne Entfaltung seiner Kunst verdanken; denn das glaubt der Verfasser dieser Zeilen aus seiner langjährigen Beschäftigung mit Schiller heraus mit ganzer Ueberzeugung Hermann Mosapp bestätigen zu können, daß die große ethische Wirkung der Schiller'schen Dichtung ihre tiefste Wurzel in der glücklichen Häuslichkeit hat; an Schiller ist das Wort wahr geworden, daß erst in der Ehe der Mensch die ihm mögliche Vollkommenheit erreichen kann.

In Schiller's Jugend führt uns die Abhandlung Professor Krimmel's (Nr. 2), die gewissermaßen eine Festschrift ist zur hundertjährigen Jubelfeier der aus der Karls-Schule hervorgegangenen stuttgarter Realanstalt. Es ist die Absicht des Verfassers, „auf Grund des vorhandenen Actenmaterials, dessen Durchsicht ihm von der Direction des Königl. Geheimen Haus- und Staatsarchivs in Stuttgart gestattet wurde", sowie der bekannten Arbeiten von Wagner, Klaiber u. a. eine Darstellung des Aufbaues und der didaktischen Eigenthümlichkeiten dieses complicirten Schulorganismus zu versuchen. Eine Skizze zu dieser umfassenden Darstellung ist die vorliegende Arbeit. Vieles von dem, was Krimmel mittheilt, ist den Schiller-Forschern schon lange bekannt; manches ist neu; einzelnes ist sowol neu als interessant. Obwol die Karls-Schule in ihren Einrichtungen und Abwandlungen das eigentliche Thema bildet, steht doch, wie billig, Schiller im Mittelpunkte des Interesses. Krimmel bietet eine sehr anziehende Uebersicht über die didaktischen Schwankungen, die Schiller durchgemacht hat; diese Uebersicht ist ein neuer Beleg dafür, wie schwer es dem Lehrer ist, die geistige Eigenart seiner Zöglinge richtig zu erkennen. „Gaben mittelmäßig", urtheilt Professor Heyd im Jahre 1774; und im Jahre 1775 ist Schiller der Letzte in seiner Klasse! Dann kommt der Uebergang zur Medicin, und, sei es nun weil eine einsichtigere Beurtheilung eintritt oder weil das Interesse des Zöglings für das neue Studium sich belebt, die Censuren schnellen in die Höhe. Was Krimmel über die übrigen Abtheilungen der hohen Karls-Schule noch beibringt, wird sehr geeignet sein, die Thatsache, daß diese Schule einen außerordentlich großen Einfluß auf das geistige Leben in Schwaben gehabt hat, aufs neue zu erhärten. Insbesondere haben die Naturwissenschaften eine sorgfältige, von philosophischem Geiste getragene Pflege erfahren; was Krimmel auf Seite 29 fg. von der Bedeutung Kielmeyer's sagt, der wol als der erste Gelehrte das heutige biogenetische Grundgesetz geahnt hat, ist sehr bemerkenswerth. — Wir dürfen die Schrift Krimmel's als eine sehr dankenswerthe Bereicherung der Literatur über die Karls-Schule und über Schiller's Studienjahre empfehlen.

Die „Geschichte der Schiller-Verehrung" hat sich Dr. Ernst Müller (Nr. 3), der bekannte schwäbische Schiller-Forscher, dem wir schon viele werthvolle Arbeiten verdanken, zum Gegenstand eines im tübinger Zweigverein des schwäbischen Schiller-Vereins gehaltenen Vortrags gewählt. In der kurzen Spanne Zeit, die einem solchen Vortrage zugemessen zu werden pflegt, ließ sich wol nicht mehr als eine Skizze des überreichen Stoffes geben; der Redner mußte, um bei einigen hervorragenden Erscheinungen etwas länger zu verweilen, über manche andere wichtige Dinge rasch hinwegeilen. Trotzdem dürfen wir sagen, daß nichts Wesentliches unerwähnt geblieben ist, und daß in der Abwägung der den einzelnen Schriften zuzuerkennenden Bedeutung ein sicherer Geschmack und eine reiche Kenntniß des Gegenstandes hervortreten. Dr. Ernst Müller wäre der Mann dazu, die „Geschichte der Schiller-Verehrung", was einigermaßen gleichbedeutend ist mit der Geschichte der Einwirkung Schiller's auf sein Volk, in größerm Zusammenhang zu schreiben. Hoffen wir, daß er es einmal thue!

Einen anders gearteten Einblick in die Schiller-Verehrung und ihre Geschichte gibt uns die Sammlung „Schiller im Dichtermund" von Dr. D. Saul (Nr. 4). Der Herausgeber hat einige der besten und das Wesen des großen Mannes am meisten treffenden Gedichte zusammengestellt; wir finden tiefempfundene Strophen von Bodenstedt, Freiligrath, Jordan, Gottfried Keller, Mörike, Rückert, Uhland und vielen andern; am schönsten erscheinen uns und werth, unmittelbar neben Goethe's Epilog genannt zu werden, Geibel's Stanzen „Am Schiller-Tage". Merkwürdigerweise fehlt das herrliche Gedicht von Konrad Ferdinand Meyer: „Schiller's Bestattung"; ob der Herausgeber es nicht gekannt hat?

Verlassen wir diese Gruppe mehr biographischer Schriften, um noch einige andere anzuzeigen, die sich mit Werken des Dichters beschäftigen. Mit gespanntem Interesse und fast allenthalben mit Zustimmung bin ich den Ausführungen Hermann Conrad's (Nr. 5) gefolgt, die sich mit dem Realismus Schiller's beschäftigen. Hermann Conrad argumentirt so: es ist kein Drama ohne Realismus möglich; da nun Schiller als Dramatiker eine ganz außerordentliche Wirkung gehabt hat und noch hat, so muß Schiller auch ein großer Realist sein. Freilich, Realismus im Sinne Conrad's, der zugleich der Auffassung aller literarisch und ästhetisch Gebildeten entspricht, ist etwas anderes als der Pseudorealismus der „Gründeutschen". Der Verfasser kennt diese Neuesten

sehr gut, er ist ihnen mit viel Selbstüberwindung bis in die innersten Falten ihres Herzens gedrungen; er schlägt sie mit ihren eigenen Theorien und Werken. Die Seiten 4—9 über den „unkünstlerischen Realismus" sind ungemein lesenswerth, sie enthalten meines Erachtens einige sehr schlagende und wol auch neue Argumente gegen die Naturalisten. Conrad findet, daß diese Naturalisten, die die „unbegrenzte Darstellung der Wirklichkeit predigen, selbst an sehr festen Grenzen sich den Kopf einstoßen: sie stellen mitnichten in ihren Dichtungen das ganze Leben dar". „Wenn man die Wirklichkeit nach jenen beurtheilen wollte, so müßte sie keine schönen und erfreulichen, sondern nur abschreckende, jammervolle und ekelhafte Erscheinungen bieten, und das Menschengeschlecht müßte aus Dummköpfen, Lumpen, Schurken und Verrückten bestehen. Nun aber gibt es doch gute, edle, starke und sogar einzelne gewaltige Menschen; und es gibt Situationen, die das Menschenherz erfreuen, beglücken, erheben, ja solche, in denen es sich der ganzen Größe und Herrlichkeit der Menschennatur bewundernd bewußt wird. Warum stellen sie solche Situationen und solche Menschen niemals dar und machen sich damit einer Unwahrheit schuldig, die eine eclatante Verletzung ihres oben formulirten Hauptprincips in sich schließt und als solche von der Masse der Schriftsteller nicht unwissentlich begangen werden kann? Da ihnen irgendeine künstlerische Ueberzeugung die wahrhaftige Lebensdarstellung nicht verbieten kann, so muß es eine unkünstlerische sein; höchstwahrscheinlich die Ueberzeugung, daß das Gute und Edle in der That schwer darzustellen ist und, selbst vollendet dargestellt, die große Masse der Menschen nicht in demselben Grade anzieht wie das Schlechte, das Scheußliche und das Ungeheuerliche, das Gemeine und das Viehische." Und andererseits zeigt Conrad, daß die Naturalisten doch vor einer völligen Durchführung ihres Princips zurückscheuen; daß sie thatsächlich, wie die ältere Kunst, Grenzen für die Darstellung der Wirklichkeit anerkennen; sie haben diese nur „nach der niedrigen, der unkünstlerischen, weil unwahren Seite hin verschoben". Die Erörterung der Frage, was denn nun der künstlerische Realismus sei, ist sehr treffend und beherzigenswerth, obgleich sie oder vielleicht gerade weil sie zu einigen Forderungen führt, die mit ihrer Selbstverständlichkeit ihre Gemeingültigkeit heutzutage leider verloren haben. „Die Handlung, die auf das Piedestal der Bühne hinaufgehoben wird, muß wenigstens sehenswerth, interessant sein." Das haben nach Conrad die „Gründeutschen" vergessen. „Eine ernste Handlung muß auch innere Größe haben"; auch die findet man bei ihnen nicht mehr. „Eine dramatische Handlung kann auch nicht einen Vorgang mit all den Nebensächlichkeiten und fremdartigen Bestandtheilen, die ihr in Wirklichkeit um- und durchwuchern, darstellen; sie muß diejenigen Elemente heraussuchen und in Zusammenhang setzen, die zur Herbeiführung des beabsichtigten Ausganges mitwirken." Es hängt das aufs engste mit der Forderung zusammen, daß die Charaktere idealisirt sein müssen, insofern als sie von den Zufälligkeiten, mit denen ihre Abbilder im gewöhnlichen Leben behaftet sein können, befreit sein und besonders diejenigen Eigenschaften zeigen müssen, die für die Handlung von Bedeutung, für ihren Verlauf bestimmend sind. Und nun Schiller? Daß Conrad ihn für einen großen Realisten hält, sagten wir schon; diese Größe Schiller's ist ihm so selbstverständlich, daß er den Beweis dafür gar nicht antritt, sondern ihn der bloßen Thatsache überläßt, daß Schiller eine ungeheuere Bühnenwirksamkeit hat, diese aber ohne Realismus nicht möglich ist. Er beschäftigt sich darum eigentlich nur mit den Fällen, in denen Schiller sozusagen aus der Rolle gefallen ist, in denen der Realismus seiner Gestalten durchbrochen ist. Er thut das nicht, um den großen Dichter zu verkleinern; er ist vielmehr ein begeisterter Verehrer Schiller's, dem die Schatten nur zur lebhaftern Würdigung des Lichtes dienen. Unsere Leser mögen die sinnreichen und tiefgedachten Bemerkungen selber lesen, die Conrad über solche Durchbrechungen des dramatischen Realismus in Schiller's Dramen Seite 17—44 mittheilt. Er richtet sich besonders gegen den Marquis Posa, dessen Ideenkreis und Aeußerungsart ganz aus dem 16. Jahrhundert heraustreten (S. 17—18), gegen den Max im „Wallenstein", dessen Aeußerungen weder der Zeit noch auch seiner eigenen, aus andern Zeichen erkennbaren Natur angepaßt seien (S. 18—38), und gegen einzelne Monologe, wie z. B. den berühmten Monolog Tell's vor Geßler's Ermordung, dessen elegische Motive nicht zu dem Wesen Tell's passen. Ueberall, wo Conrad Mängel aufdeckt (und daß es für den kritischen Hörer Mängel seien, kann nicht wohl geleugnet werden), weiß er auch ihre Gründe aufzuzeigen. Diese Gründe liegen wieder in dem Zuge Schiller's, der seine außerordentliche Volksthümlichkeit begründet, in dem Bedürfniß, das was sein Herz jeweilig im Innersten bewegte, laut und schön auszusprechen, dem Drange, seiner starken, idealistischen, liebenswerthen Persönlichkeit Ausdruck zu geben. Die Freundschaft mit Körner spiegelt sich wider in dem Verhältniß des Marquis zu Don Carlos; und alles, was Posa sagt, trägt den Stempel jenes idealen Freundschaftsbundes. Was kümmert es den Dichter, ob der Ausdruck dieser Gefühle im Munde gerade dieses Posa unwahrscheinlich, widerspruchsvoll war; und wir setzen hinzu, was kümmert dies den unbefangenen Zuhörer? Daß Schiller, um mit der Kunstsprache jener Zeit zu reden, ein elegischer Dichter war, ist zweifellos; daß diese elegische Richtung der strengen Kunstform des Dramas mitunter geschadet hat, ist ebenso zweifellos; doch aber wollen wir nicht vergessen, daß gerade dieses gelegentliche Hervorbrechen Schiller's, des Dichters, aus seinem eigenen Werke das Volk auf zauberhafte Weise anzieht und hinreißt.

J. Wychgram.

Zur brandenburgischen Geschichte.

In Kurt Breysig's „Geschichte der brandenburgischen Finanzen" *) liegt uns der erste Theil einer Publication vor, welche die „Urkunden und Actenstücke zur Geschichte der innern Politik des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg" behandeln soll. Und auch dieses Unternehmen ist nur ein neuer Theil eines größern ältern, der Herausgabe der Urkunden und Actenstücke des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, ein Werk, dessen Entstehung bis in das Jahr 1860 zurückreicht. Ueber die einleitenden Schritte, die auf J. G. Droysen's Anregung zur Bildung einer Commission führten, über die Vertheilung der Arbeit unter die dabei betheiligten Gelehrten, über die bereits vollendeten und die noch zu erhoffenden Veröffentlichungen, über die mehrfachen Wandlungen, die der Arbeitsplan erfahren mußte, und endlich über die thatkräftige pecuniäre Unterstützung des großangelegten Werkes seitens des hohenzollernschen Königshauses unterrichtet uns der vorgedruckte Bericht der jetzt an der Spitze stehenden Commissionsmitglieder, der Professoren Holtze, Schmoller und Koser. Wir sehen daraus, daß mit dem vorliegenden Bande die fünfte Gruppe des ursprünglichen großen Arbeitsplanes von 1860 eröffnet wird, doch betonen die Herausgeber ausdrücklich, daß die neue Folge als selbständiges Werk aufzufassen sei, das unter neuem Haupttitel und in neuem Verlag erscheine.

Wenn dieser erste Band der Unkunden und Actenstücke zur Geschichte der innern Politik des Großen Kurfürsten über dessen Regierungszeit (1688) hinausgeht, so hat das seinen berechtigten Grund darin, daß der Herausgeber die einheitliche Entwickelung der Verwaltung nicht auf ihrem Höhepunkt abbrechen wollte, sondern sie bis zum Sturze des Ministers Danckelmann zu führen für nothwendig hielt.

Im Vorwort faßt der Herausgeber die Grundsätze, die ihn leiteten, etwa dahin zusammen: Bei der Fülle des Stoffes würde die Wiedergabe ausgewählter Actenstücke dem Leser doch keinen klaren Einblick in die Verwaltung verschaffen. Darum war es nothwendig, von einer einfachen Actenedition abzusehen und dafür eine durch Abdruck der wichtigsten Urkunden unterstützte Darstellung der Finanzen zu geben.

Weicht damit auch der Herausgeber von dem ursprünglichen Haupttitel des ganzen Werkes mehr und mehr ab, so wird doch der Leser es um so dankbarer empfinden, wenn er den spröden Stoff in schmackhafter Form genießen kann. Da auch von einer chronologischen Anordnung des Stoffes abgesehen werden mußte, ergaben sich die beiden Ressorts der brandenburgischen Finanzverwaltung: Kammern und Commissariate, als Grundlage der Gliederung.

*) Geschichte der brandenburgischen Finanzen in der Zeit von 1640 bis 1697. Darstellung und Acten. I. Band. Von Kurt Breysig. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1895. Gr. 8. 24 M.

Die Einleitung behandelt die Finanzverwaltung in ihrem Verhältniß zur Gesammtpolitik des Großen Kurfürsten. Sie zeigt, wie die unter Einem Herrscher vereinten Territorien in Geldfragen ein Gefühl der Zusammengehörigkeit nicht besaßen und kein Verständniß für die Gemeinsamkeit politischer Interessen hatten, wie in jener Zeit der Klassenselbstsucht das unbedingte Steuerbewilligungsrecht der Stände zum Unsegen des Staates eine völlige Zerrüttung der landesherrlichen Finanzen herbeiführen mußte. Es kam so weit, daß man dem Fürsten überhaupt keine directen Zuschüsse bewilligte, sondern nur seine Schulden bezahlte. Erst die Noth des Dreißigjährigen Krieges gab dem Fürsten mit dem stehenden Heere das Mittel, die Macht der Stände zu brechen und eine starke monarchische Regierung zu begründen. Dieses Ziel der Politik Friedrich Wilhelm's konnte nur durch Regelung und Ordnung der Finanzen erreicht werden. Die dahin gehenden Bestrebungen zu schildern hat sich Breysig zur Aufgabe gemacht. Er behandelt die Kammerverwaltung in zwei Büchern: 1) „Die Centralbehörden"; 2) „Die Kurmark".

Als Friedrich Wilhelm von Brandenburg 1640 im Alter von zwanzig Jahren die Regierung antrat, besaß er die Klugheit, die Fülle der Aufgaben, die seiner wartete, nicht in ihrer Gesammtheit in Angriff zu nehmen, sondern eine nach der andern mit Thatkraft zu erledigen. Die Reform der Finanzen konnte darum erst im Jahre 1652 ins Auge gefaßt werden. Die einzelnen Territorien standen bisher unter einem Beamtenthum, das allen Centralisirungsbestrebungen abhold war. Nur in der Hand des Kurfürsten vereinigten sich die Fäden aller Verwaltung. Er war sein eigener Finanzminister. Die laufenden Geschäfte verwies er zumeist in das Ressort des Geheimen Rathes, der in Abwesenheit des Kurfürsten auch selbständig Eingänge erledigen konnte. Außermärkische Angelegenheiten dagegen wurden von einem der den Kurfürsten begleitenden Geheimen Räthe bearbeitet. Wurden also Arbeiten der Finanzverwaltung an die verschiedensten Räthe vertheilt, so konnten bei dieser Zersplitterung keine tüchtigen Fachmänner herangebildet werden. Ein wichtiger Schritt vorwärts wurde gemacht, als 1651 Graf Waldeck im Geheimen Rathe Decernate einführte und für die Finanzverwaltung das Collegium der Staatskammerräthe einsetzte. Leider aber beschäftigte man die Geheimen Räthe in mehrern Decernaten zugleich. Vier Staatskammerräthe, darunter Graf Waldeck selbst, arbeiteten jetzt an einer Reform des Domänenwesens, bis ihr Eifer an dem passiven Widerstand der Unterbeamten erlahmte. Auch unter Otto von Schwerin, der wegen anderer Staatsgeschäfte nicht seine ganze Kraft der Finanzverwaltung widmen konnte, kam man nicht vorwärts.

Mit der Ernennung Raban's von Canstein zum Leiter des „Oekonomiewesens“ in allen kurfürstlichen Landen (1659) brach eine Periode der Leitung durch Einzeldirectoren an. In den erweiterten Befugnissen Canstein's, zu denen besonders die Controle über das dienstliche Verhalten aller Finanzbeamten gehörte, wurde eine rechtliche Grundlage für die Centralisirung der Verwaltung geschaffen, wiewol der Geheime Rath noch als übergeordnete Behörde angesehen wurde, bei der manche Sachen zur Entscheidung oder Ausfertigung kamen. Nach Canstein's Sturz 1674 erhielt der Geheime Rath Friedrich von Jena wider Willen das Amt. Fehlte schon durch gelegentliche Uebertragung einzelner Angelegenheiten des Finanzressorts an andere Geheime Räthe eine einheitliche Leitung der Geschäfte, so ging auch die territoriale Einheit der Kammerverwaltung verloren, indem die berliner Amtskammer unter Otto von Grote selbständig wurde. Jena's Nachfolger, Bodo von Gladebeck, erhielt mit dem Titel Hofkammerpräsident Canstein'sche Vollmachten; nach seinem Tode wurde wieder ein Versuch mit zwei Kammerdirectoren gemacht, bis endlich der Kurfürst in dem Freiherrn Dodo zu Inn- und Knyphausen den rechten Mann gefunden hatte. Er ernannte zunächst eine Anzahl Beamte höhern Ranges, die nicht nur die Correspondenz mit den Provinzialbehörden unterhielten, sondern auch Inspectionsreisen zu unternehmen hatten. Im Jahre 1689 aber wurde auf seinen Antrag die „Geheime Hofkammer“ gegründet, eine Centralstelle, der alle Provinzial- und Amtskammern sowie Domänenämter untergeordnet wurden. Hier wurden, gemäß der Territorialeintheilung, feste Decernate geschaffen, und so hatte man das erste Fachministerium in Brandenburg-Preußen, welches das Muster aller spätern Behörden dieser Art geworden ist.

Das zweite Kapitel behandelt die Centralkassen und Generaletats. Im Jahre 1640 gab es zwei Centralkassen: die Kammer, später Schatulle genannt, die den persönlichen Bedürfnissen des Herrschers diente, und die Hofrentei, welche die Kosten der Hofhaltung und Beamtenbesoldung bestritt. Beide Kassen bezogen die Einnahmen fast nur aus der Mark. Bei dem Mangel einer geordneten Buchführung wie einer controlirenden Behörde fehlte jede Uebersicht der Einnahmen und Ausgaben. Ein Versuch (1651), dem abzuhelfen, scheiterte ebenso wie 1656 der, eine Generalrechnung aufzustellen. Die außerordentlichen Schwankungen in den Einnahmen und die Unordnung im Kassenwesen führten zur Gründung einer Hofstaatskasse für die eigentlichen Hofhaltungskosten. Erst dem Hofkammerpräsidenten Gladebeck gelang es, einen Generaletat aufzustellen, nur waren die Angaben der Aemter höchst ungleichartig. Immerhin führte die Gladebeck'sche Verwaltung eine Zunahme der Gesammteinkünfte aller drei Centralkassen herbei. Die Zeit der interimistischen Verwaltung durch Jena und Meinders hat nur das Verdienst der Aufstellung eines Beamtenetats.

Knyphausen stellte auf Grund umfassender Untersuchungen für 1685—86 einen Generaletat auf, an dessen Verbesserung er unablässig arbeitete. An die von ihm gegründete Geheime Hofkammer mußten die Rechnungen aller Kassen eingeschickt werden. Dem einer geordneten Finanzwirthschaft stets hinderlichen Unwesen der Assignationen (unberechenbarer kurfürstlicher Geldanweisungen für Private an beliebige Staatskassen) steuerte er dadurch, daß 1689 eine bestimmte Summe für Assignationen ausgeworfen und auf die Provinzialkassen vertheilt wurde. Im Jahre 1696 aber krönte er sein Werk durch Schaffung einer Generalkasse, an deren Spitze als Oberrentmeister Chr. Fr. Kraut trat, ein sehr energischer und tüchtiger Beamter. Die drei andern Kassen blieben theils mit, theils ohne Recht bestehen. Als Knyphausen auch einen Generalpersonaletat aufstellte, schuf er damit das erste Staatshandbuch der brandenburgischen Monarchie. Wie muß man es bedauern, daß ein Mann von solchen Verdiensten um den Staat, wie Knyphausen, einer Intrigue zum Opfer fiel und die schwerste Ehrenkränkung mit in das Grab nahm.

Mit dem zweiten Buche wendet sich der Herausgeber dem Finanzwesen der Kurmark zu, deren Verwaltungsorganisation, Amtskammer und Kassenwesen im ersten Kapitel, deren Domänen im zweiten behandelt werden. Nach einem Rückblick auf die Organisation der Kammerverwaltung, wie sie seit 1615 bis zum Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's bestand, zeigt Breysig ihre weitere Entwickelung. Unter dem unfähigen Amtskammerpräsidenten von Arnim (1643—52) war der Kassenbestand immer schlecht, die Verwaltung in erstaunlicher Unordnung. Nach seiner Entlassung schrieb eine neue Kammerordnung Rechnungscontrole der Aemter und Domänen vor, verminderte aber das Personal, so daß die Neuerungen mehr eine Verschlechterung bedeuteten. Im Jahre 1655 wurde Raban von Canstein Director der Amtskammer. Er sorgte für Vermehrung des Personals. Freilich fehlte es an hervorragenden Köpfen unter den Beamten. Die meisten hatten von unten auf gedient, Diebstahl und Unterschlagung scheint bei ihnen öfter vorgekommen zu sein. Von weitern Veränderungen ist die Trennung der Amtskammer von der Hofhaltung durch Begründung der Hofstaatskasse zu erwähnen, und die unter Knyphausen erfolgte Bildung einiger Specialressorts. Zu einer abschließenden Organisation kam diese Kammer nicht.

Der Domanialbesitz des Kurfürsten umfaßte zu Beginn des 17. Jahrhunderts etwa $^{1}/_{4}$ bis $^{1}/_{3}$ des gesammten bebauten Bodens. Bei seinem Regierungsantritt gehörten Friedrich Wilhelm 28 Aemter in der Kurmark. Diese wurden nicht verpachtet, sondern selbst verwaltet, dem Namen nach durch einen Hauptmann, in der That meist nur durch den Amtsschreiber. Ihrem Gutdünken überließ man die Bewirthschaftung des Bodens, dessen Umfang oft nicht einmal fest angegeben war. Jeder Domäne zinste eine Anzahl Bauern; ihr Verhältniß zum

Fiscus aber blieb sehr unklar, da der eine mehr als der andere zu persönlichen Dienstleistungen herangezogen wurde, eine feste Norm aber für das Land nicht existirte. Wir müssen es uns versagen, hier näher darauf einzugehen, wie man sich des Bauern, der eine gute Einnahmequelle für den Staat darstellte, annahm. Aber wie sehr man auch für ihn sorgte, um die eigenen Einnahmen zu erhöhen, so stellte sich doch heraus, daß bis 1650/51 der Ertrag der Aemter bedeutend zurückgegangen war: die wirthschaftliche Ausnutzung des Bodens nämlich wurde nicht beachtet, der Unredlichkeit der Verwaltungsbeamten nicht gesteuert.

Um seinen durch den Krieg bedeutend verringerten Bauernstand zu heben und zu stärken, berief der Kurfürst niederländische Colonisten zur Ansiedelung in sein Land. Wenn dieser Versuch auch der Domänenverwaltung wenig Nutzen brachte, so hat doch die Volkswirthschaft des armen Staates davon manchen Vortheil gehabt.

Diese niederländische Einwanderung gab wol auch den Anstoß dazu, zum Verpachtungssystem überzugehen, worauf die Waldeck'sche Verwaltung ihr Augenmerk richtete. Trotz allen Eifers endete diese Reform mit einem Miserfolg: die Einnahmen waren noch geringer geworden.

Unter der Canstein'schen Verwaltung blieb alles beim alten, abgesehen von kleinern Aenderungen, wie Abschaffung der Amtsfuhren und Entscheid des Streites über die Braugerechtigkeit zu Gunsten der Städte. Bei dieser Stagnation war es nicht wunderbar, daß 1674 der Ertrag der Domänen um 32 Procent zurückgegangen war. Rechnungsführung und Controle waren eben gleich nachlässig. Hatte man bisher die Aemter willkürlich theils verpachtet, theils selbst verwaltet, so trat Gladebeck 1678 entschieden für das Administrationssystem ein und erzielte damit eine beträchtliche Vermehrung der Einnahmen.

Trotz dieses Erfolges wandte sich Knyphausen dem Arrendesystem, d. h. der Verpachtung zu. Indem er aber einerseits für das Wohl der directen bäuerlichen Unterthanen des Kurfürsten sorgte, andererseits die Pachtbedingungen, die bisher allzu sehr das Interesse der Pächter im Auge gehabt hatten, zu Gunsten des Fiscus änderte, erzielte auch er ein günstiges Resultat.

Diesem interessanten Bilde der Finanzverwaltung im Großen und Kleinen läßt der Herausgeber auf mehr als fünfhundert Seiten eine Fülle von Actenstücken folgen, auf die er seine Darlegungen gründet. Ihre Benutzung ist besonders dadurch erleichtert, daß unter der Ueberschrift jeder einzelnen Nummer eine Inhaltsübersicht in Stichworten gegeben ist. Ein sorgfältiges Verzeichniß der in der Darstellung wie in den Actenstücken vorkommenden Personen beschließt das geschmackvoll ausgestattete Werk. — Zum Schluß seien noch einige Bemerkungen gestattet — mehr Wünsche für die kommenden Bände als Ausstellungen am vorliegenden. Es wäre wünschenswerth gewesen, daß die vorzügliche Gliederung des Inhaltsverzeichnisses auch durch mehr Kapitelüberschriften im Text kenntlich gemacht worden wäre, wie z. B. auf Seite 17, 37, 69 u. s. w., denn Abschnitte von funfzig und mehr Seiten ermüden den Leser. Unebenheiten des Stils, wie etwa der Satzbau Seite 266, Zeile 9 fg., oder die unklare Gruppirung Seite 64, oder eine große Zahl entbehrlicher Fremdwörter fallen nicht zu schwer ins Gewicht. Dagegen könnte Referent mit etwa fünfundzwanzig Druckfehlern aufwarten, die nicht in dem Verzeichniß der Berichtigungen enthalten sind. Diese Uebelstände können aber den Gesammteindruck nicht verwischen. Wir bekennen gern, daß wir das Werk mit großer Befriedigung aus der Hand legen und eigentlich nur bedauern, daß wir von Dr. Kurt Breysig nicht auch die Fortsetzung dazu zu erwarten haben. Möge sein Nachfolger in gleichen Bahnen wandeln!

F. Kummer.

Neue Unterhaltungslektüre.

1. Aretin und sein Haus. Roman. Von Rudolf von Gottschall. Berlin, Gebr. Paetel. 1896. 8. 5 M.
2. Moderne Streber. Roman. Von Rudolf von Gottschall. Zwei Bände. Jena, H. Costenoble. 1896. 8. 10 M.
3. Seine Schuld. Roman. Von P. Stursberg. Jena, H. Costenoble. 1896. 8. 5 M.
4. Das Dummchen. Erzählung. Von Marie Tyrol. Jena, H. Costenoble. 1896. 8. 5 M.

Rudolf von Gottschall zählt zu denjenigen Schriftstellern, deren literarischer Betriebsamkeit das Alter keine Grenzen zu stecken scheint. Davon legen zwei neue Werke Zeugniß ab, die fast gleichzeitig die Presse verlassen haben, ein geschichtlicher Roman, der ein Charakterbild aus der niedergehenden Renaissance Italiens schildert, und ein moderner Zeitroman, der in das gesellschaftliche Treiben des Tages mit dem grellen Licht der Satire hineinleuchtet.

Der Held des ersten Romans: „Aretin und sein Haus" (Nr. 1), Pietro Aretino, mußte mit den wunderlichen Widersprüchen seines Charakters den Psychologen und den Dichter lebhaft anziehen, zumal er auch die Gelegenheit bot, von einer negativen Seite aus ein Bild einer an Contrasten und Räthseln überreichen Zeit zu entwerfen. Auch die mancherlei Anspielungen und Vergleichspunkte, die das Leben eines Mannes wie Pietro Aretino zu gewissen Erscheinungen unserer Zeit gibt, sind gewiß geeignet, den Stoff, welcher der Feder eines Konrad Ferdinand Meyer würdig gewesen wäre, anziehend zu machen. Pietro Aretino mag als das Urbild einer gewissen Sorte

von Journalistenthum gelten, deren Triebfeder der Ehrgeiz, die Habgier und die Neigung zu kostspieligen Vergnügungen bildet. Wo solche Gewichte in die Wagschale fallen, da schleudern sie leicht das leichte Schifflein der Ueberzeugung und des Gewissens in die Höhe. Bisweilen hat es den Anschein, als wolle der Verfasser des Romans seinen Helden nicht völlig zu diesem einer nähern Charakteristik kaum würdigen Menschenschlage rechnen. Wenigstens behält er ihm in einem kleinen Winkel seines von allen Lastern befleckten Herzens eine Stelle vor, in der noch ein Empfinden für Reinheit der Seele und des Lebens wohne. Aber selbst hier ist es mehr die Phantasie des Künstlers, die der Contrastwirkung halber auch einmal das Laster braucht, um in allen Farbentönen unserer bunten Welt zu schwelgen. Mit solcher Vielseitigkeit schmeichelt sich der schöpferische Geist selbst, der sich neben den Schatten, neben den sinnlichen Farbentönen der Erde auch den Zauber des überirdischen Lichtes nicht entgehen lassen will. Rudolf von Gottschall hat den Weg zum Erkennen des psychologischen Labyrinthes, das der Charakter des Aretino bildet, aufgezeigt, indem er immer und immer wieder als Ariadnefaden uns die, wenn auch verwilderten, so doch stets künstlerischen Neigungen des Dichters an die Hand gibt. Die Muse dieses Poeten war gewiß keine keusche Himmelsschöne, sondern eine dralle Erdentochter, die platonische Verehrung nicht gebrauchen konnte, wol aber einen berauschenden, sinnlichen Cultus, aus dessen schwüler Atmosphäre sie immer neue Lebenskraft einathmete. Diese Muse und ihr Günstling waren einander werth, und die Zeit, in der sie gediehen, kaum weniger. Die Kunst war kein selbstloses Opfer im Dienste der Schönheit mehr, sie war Sklavin aller möglichen Interessen; sie war eine Geißel der Gegner, ein Weihrauchfaß der Freunde; sie war schamlos im Loben, eine Dirne im Schimpfen; sie huldigte dem Sinnenkitzel, indem sie solche Gelüste erregte, und ihrem Inspirator wieder die Mittel eintrug, ihnen zu fröhnen. Weil sie im Solde des Genusses stand, war sie scrupellos in der Wahl der Mittel, der Stoffe, wenn sie nur den gewünschten Erfolg eintrugen. So wurde es möglich, daß derselbe Dichter, der durch witzige und unzüchtige Machwerke das Ergötzen der gleichgesinnten Zeitgenossen zu erwecken verstand, gelegentlich auch fromme Andachtsbücher verfaßte, zumal er hoffen durfte, mit so verschieden gearteten Werken den Beifall derselben Leser zu finden. Pietro Aretino's Feder stand oft direct im Dienste der Erpressung, er schrieb Revolverpoesie mit einer Unverfrorenheit, die Staunen erweckt. Seine Gemeinheit und Charakterlosigkeit, der Cynismus, mit dem er sie eingestand, entbehren einer traurigen Größe nicht. Rudolf von Gottschall schildert diese literarische Production mit breiter Feder, er macht uns mit dem Helfeshelfer des Aretiners, seinem findigen Secretär, bekannt, zeichnet das Treiben in dem Harem des Schriftstellers, seine Begegnung mit Karl V. und die handgreifliche Rache, die ein italienischer Haudegen an dem Spötter nimmt; aber die Figur des Dichters unlösbar eng mit dem Faden der romantischen Handlung zu verweben, ist ihm doch nicht ganz gelungen. Zwar spielt Pietro Aretino in allen Scenen derselben eine Rolle, zumeist als böser Genius, aber die Lösung der Verwickelung, die in den beiden den eigentlichen Roman bildenden Episoden tragisch ist, hängt doch mehr von andern Factoren ab als von denen, die Pietro in Bewegung zu setzen vermag. Wenn z. B. der Sohn Ariosto's das Mädchen, um dessen Gunst er mit allem Eifer einer glühenden Leidenschaft geworben hat, im entscheidenden Augenblicke preisgibt, weil er in ihr die Tochter des ihm verhaßten Aretiners erkennt und den Namen seines Vaters nicht mit dem eines feilen Poeten vermählen mag, so ist das doch kaum die Schuld des Vaters, sondern des Werbers. Ebenso ist Aretino an dem frühen Ende seiner Nichte unschuldig, obwol er sie gequält und gemartert hat. Wir haben also mehr einen Roman um Aretino als einen, dessen Held er selber wäre, eine interessante cultur- und literarhistorische Skizze mit romanhaften Zuthaten, die sich aber angenehm lesen und den gewandten und vielerfahrenen Erzähler fast an keinem Punkte verleugnen.

Eine große Gewandtheit ist auch dem zweiten Werke Rudolf von Gottschall's, das uns heute vorliegt, dem zweibändigen Roman „Moderne Streber" (Nr. 2), nicht abzusprechen. Der Titel deutet eine Zeitkrankheit der modernen Gesellschaft an, die den Satiriker herausfordert. Wie weit das Streberthum um sich gegriffen hat, zu untersuchen, ist nicht unsere Sache. Gewiß trifft Gottschall mit seinem Roman die Kreise, in denen die lehrreichsten Exemplare der Gattung „Streber" großgezogen werden. Er führt uns in die höhere Beamtenwelt, vorzugsweise in die der Verwaltungsbeamten, in der jedem Referendar der Ministerstuhl als Ideal vor Augen schwebt, doch werden auch andere Gesellschaftskreise nicht ausgeschlossen. Doch wird in diesen weitern Kreisen die Satire allgemeiner und trifft alles Posiren in der Gesellschaft, den Klatsch, die moderne Wohlthätigkeit aus Eitelkeit, die Gier nach Glanz, Namen, Rang und Vermögen, und zwar in so umfangreicher Weise, daß der Titel nicht mehr ausreicht, die umfassende Kritik der höhern Gesellschaft in einer Großstadt zu decken. Die Satire selbst ist ernst; der naheliegenden Verführung, der Sache eine humoristische Seite abzugewinnen, wird nirgends nachgegeben. Vielleicht glaubte der Verfasser nur Zustände zu schildern, wie sie bestehen, aber die Tendenz, eine bestimmte Krankheitserscheinung zu treffen, rief unwillkürlich eine solche Gruppirung der Personen, eine solche Auswahl der Charaktere hervor, daß eine Satire entstand. Leider beschränkt sich der Verfasser darauf, die persönlichen Reibungen und Schädigungen zu schildern, die rücksichtsloses Streberthum im Gefolge haben kann, und vergißt ganz, die für das Gemeinwohl weit gefährlichern Folgen solchen Gebarens in Staat und

Gesellschaft zu enthüllen. Wo persönliche Rücksichten, Nepotismus, Byzantinismus schwerer wiegen als Begabung und Fähigkeiten, da erstarrt auch die Blüte des Staatswesens, da werden Unmuth und Nörgelei, Parteihader großgezogen, der Widerhall im Lager der Demokraten bleibt nicht aus, und es entstehen Strömungen der Umwälzung. Auf diese weitern Gesichtspunkte verzichtet der Verfasser, und ruft so den Schein hervor, als zähle er zu denen, die zwar dem Bürger den Einblick in Misstände der höhern Gesellschaft, die Klage über solche gern verstatten, aber nur im Sinne einer schließlich recht harmlosen Unterhaltung, wie man an manchen Stammtischen gewohnt ist, über Gott und Welt zu hadern und zu jammern, um dann nächsten Tages darauf die Hüter dieser Unordnung zu wählen oder an ihren Altären seine Andacht zu verrichten. So entstand denn in der Enge der persönlichen Beziehungen zwischen Frau Commerzienrath und Frau Majorin, im Bereiche des Treppen- und Salonklatsches ein ziemlich kleinliches Bild des modernen Lebens, das niemand besonders aufregen, niemand aber auch verletzen oder genugthun kann. Zudem hat man nur allzu sehr das Gefühl, als seien Charaktere und Handlung, sowol die alltäglichern als die abenteuerlichen, wie der ungarische Graf, der Hochstapler und Bigamist, mehr aus dem Jungbade einer unerschöpflichen Phantasie entstiegen, als nach dem Leben beobachtet. Von der scharfen Realistik, die man jetzt von solchen Schilderungen der modernen Gesellschaft verlangt, ist der Verfasser offenbar kein Freund; die Kunst des Fabulirens, des Erfindens steht ihm höher als die der sorgsam nach Lebenswirklichkeit ausschauenden Ausführung. Auch ist die Feder oft mehr in der Richtung der Fülle und Breite geschäftig als in der der prägnanten Knappheit. Immerhin entsteht durch die Zahl der auftretenden Personen, durch die äußerliche Mannichfaltigkeit der Charaktere, durch die geschickte Verschlingung der Handlung, die Contrastirung der einzelnen Klassen der höhern Stände, des Adels, der Beamten, der Offiziere, der Großkaufleute ein buntes und lebhaft bewegtes Bild, an dessen Anlage, Aufbau und Abschluß sich der Leser erfreuen wird. Der Verfasser versteht es, intime Scenen und große Effectscenen zu arrangiren, seine Phantasie schreckt vor dem Kühnen und Romantischen nicht zurück und ergeht sich gerade in der Zeichnung des wagehalsigen Hochstaplers mit besonderm Behagen. Das Ende dieses Mannes bildet die Schlußscene des großen Bildes, das dann durch einen Nachtrag noch in wesentlichen Linien ergänzt und abgeschlossen wird. Freunde einer spannenden Unterhaltungslektüre werden beim Lesen dieses Romans ihre Rechnung finden.

Durch die Kraft der Stimmung fesselt ein Roman von P. Stursberg: „Seine Schuld" (Nr. 3), der uns in die sagenumwobene Bretagne führt. Es ist schwer, den Eindruck dieses an französische Dorf- und Schloßromantik erinnernden Buches in Worten wiederzugeben, besteht doch sein Reiz weniger in der Charakteristik oder in der schlichten, aber spannenden Handlung als in der einfachen, in rhythmischen Linien sich bewegenden Vortragsweise, die durchaus episch und zwar in dem strengsten Sinne des Wortes ohne Einmischung des Erzählers anmuthet, als sei sie unmittelbar auf das Vorlesen berechnet. Zu diesem Zwecke eignen sich nur wenige moderne Erzählungen, die Mehrzahl von ihnen fordert ein schnelleres Lesen, als es bei dem lauten Vortrag möglich ist, oder schließt einen solchen durch den Umfang und durch die Vertheilung des Stoffes in allzu lange Abschnitte aus. Ja, man hat oft den Eindruck, als habe es an der sorgsamen Anordnung und Gruppirung des Stoffes gefehlt. P. Stursberg jedoch stand ohne Zweifel vor der Niederschrift seines Buches das Ganze in scharfer Gliederung, angeordnet nach Sinn und Eindruck, vor Augen, daher die höchst wirksame Gruppirung des Stoffes, daher die ruhig-behagliche Weise des Erzählens, die Kunst zu spannen, die Spannung zu steigern und im richtigen Momente auszulösen, von den Geheimnissen der Vorgeschichte allmählich die Schleier zu lösen, und zwar wieder mit den feinsten Mitteln, die aus der Handlung fließend sich scheinbar von selbst darbieten. Wie der Roman „Seine Schuld" schon durch sein bretonisches Milieu den Charakter des Französischen trägt, so auch durch seinen Stil, der dem Beobachter Einblicke in die Kunst des Erzählens gewährt. Je mehr sich die Fruchtbarkeit deutscher Erzähler von Jahr zu Jahr steigert, desto mehr scheint das Gefühl dafür, daß Erzählen eine Kunst sei, zu schwinden, desto mehr droht das stoffliche Interesse, sei es nun das schwere Rüstzeug der Psychologie, oder einer socialen Frage, oder sonst irgendeines Problemes die Forderungen der Form in den Hintergrund zu drängen. Wie in der bildenden Kunst, so ist es auch in der erzählenden Mode und Sport geworden, der Studie ein höheres Interesse zuzuschreiben als dem ausgeführten Bilde. Wer dieser Mode nicht huldigt, wird an dem Roman Stursberg's Gefallen finden, selbst wenn ihm die seltsame Fabel von der verlassenen Braut, die täglich ihres von der See erwarteten heimkehrenden Freiers in hochzeitlichem Gewande harrt, weniger anmuthen sollte, als es bei empfindsamen Gemüthern der Fall sein wird. Gewiß aber werden ihn die Scenen aus dem bretonischen Volksleben, die Gestalten der zarten, mimosenhaften Claire und der weltklugen und weltfrohen Fée fesseln, und der warme poetische Hauch von ernster Schwermuth, der über dem Ganzen schwebt, ein Hauch der ernsten bretonischen Landschaft mit ihren hochragenden Felsenklippen und ihren unermüdet rauschenden Meereswogen, die mit ihren Accorden die Melodie der Erzählung begleiten, nicht verfehlen, den empfänglichen Leser in ihre Gewalt zu bannen. Sollte hier ein Erstlingswerk des Autors vorliegen, so darf man ihm zu demselben nur Glück wünschen. Schriftsteller, die erzählen können, haben wir nicht allzu viele.

In der Erzählung „Das Dummchen", von Marie Tyrol (Nr. 4), begegnen wir einem nicht unwürdigen Vertreter der Gattung des bürgerlichen Familienromans. Mit besonderm Glück ist die Titelfigur geschildert, ein Mädchen, das mit einer mäßigen Begabung jene schlichte Einfalt des Herzens verbindet, die oft mehr werth ist als alle Weltklugheit. Wie sich Dummchen, eine Einfalt aus der Kleinstadt, in die vielfach verworrenen Verhältnisse des berliner Großstadtlebens einführt und hier dank ihrer Bescheidenheit und Natürlichkeit und dank dem Umstande, daß sie einem Manne von nicht geringerer Welterfahrung als natürlich geradem Empfinden begegnet, ihr Lebensglück begründet, das ist mit großer Wahrscheinlichkeit, mit einer Fülle fein beobachteter Einzelzüge und bisweilen mit einem liebenswürdigen Humor dargestellt, Vorzüge, welche das Buch im Vereine mit seinem Stoff vor allem der Damenwelt empfehlenswerth erscheinen lassen.

Leonhard Lier.

Lyrische Gedichte.

1. Schwarze Lilien. Von F. R. Wien, M. Breitenstein. 1896. 8. 1 M. 50 Pf.
2. Saturnische Phantasien. Gedichte von Adolf Schafheitlin. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 1896. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Gedichte. Von Eugen Reichel. Dritte verbesserte und reich vermehrte Auflage. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1896. 8. 3 M.

Mit schlankem Stengel wächst eine dunkle Lilie empor, ein Weib umklammert ihren Schaft. Das Weib, in einer Art Empirekleid, blickt in die Ferne. Drüben ist die Sonne halb untergegangen; über ein tiefschwarzes Gewässer zieht sie noch einen breiten blitzenden Streifen. Und die dunkle Lilie wächst in den wolkigen Himmel hinein.

Das ist das Titelbild zu dem Gedichtbuch Nr. 1. Man mag es als Stimmungsbild gelten lassen, ohne einen tiefern Sinn darin zu suchen. Vielleicht soll einer drin liegen, die modernen Maler malen so viel Ideen, daß sie zur Anschauung nicht kommen, sie sind viel zu geistreich. Aber das Bild hier paßt jedenfalls zu dem Büchlein, dem es voransteht. Daß besagtes Büchlein wienerischen Ursprungs ist, sieht man nach den ersten Seiten. Ein wiener Moderner wie er leibt und lebt: Ekstasen, Visionen, Reflexionen, große Worte, geistreiche Posen, Marklosigkeit, Unklarheit. Ein Mann, dem die Natur mit sieben Siegeln verschlossen ist, trotzdem er immer von ihr spricht und Landschaften über Landschaften gibt; der sie nur zur Decoration seines lieben Ichs verwendet, das bei Abendsonnenbeleuchtung in einsamer Größe als Geist über die dunkeln Wasser schwebt. Und die Scenerie „steht" ihm gut. Manfred bei den Schatten, aber nicht der echte, sondern der Schauspieler, der bei Schumann'scher Musik, den Mantel wildgenial umgeschlagen, mit düsterm Blick dasteht.

F. R., der ungenannte Autor, ist gewiß eine sensible Natur. Und es fällt mir nicht ein, ihm etwa bewußte Pose vorzuwerfen. Er posirt wahrscheinlich unbewußt, aber er posirt. Ich sehe förmlich die Handbewegung und den düster-brennenden Blick. Es ist alles ganz so, wie man in Wien Theater spielt oder gespielt hat. Kein Fünkchen Natürlichkeit, ruhige Kraft, heitere Gelassenheit. Unser F. R. gehört zu den weibischen Naturen — ich begehe die Todsünde, auch den modernen Herrgott Nietzsche hierzu zu rechnen —, die, selbst schwach und krank, eine glühende Sehnsucht nach Kraft haben, aber da sie selber nur in der Ekstase eine gewisse kranke Kraft besitzen, als Ideal eine Caricatur, ein Zerrbild der Kraft überhaupt aufstellen. Stärke war noch immer Ruhe, nie Wortfülle und Brutalität. Das große Weib Nietzsche scheint mir psychologisch noch gar nicht erfaßt. F. R. nun steht vorläufig noch in der ersten Periode: bei den großen Worten und dem Pessimismus. Es sollte mich nicht wundern, wenn auch seine Entwickelung von Schopenhauer zu Nietzsche geht.

Das Renommistische an dieser Lyrik zeigt sich nach ein paar Seiten hin. Vor allem unausgesprochen als Stimmung, in der bengalischen Beleuchtung des Ichs, in der Art, einen merkwürdigen, halb unverständlichen Accord anzuschlagen. Es gibt Componisten, die jäh abbrechen, ohne Vorbereitung, daß man immer denkt, es kommt noch etwas. Aber es kommt nichts mehr. Daß die Leute glauben, nun soll eigentlich erst die Hauptsache losgehen und das Licht angesteckt werden, das auch die vorangegangenen Partien beleuchtet, sie in Beziehung zu dieser Hauptsache eben setzt — aber da überrascht plötzlich ein jäher, unvermittelter, unerklärlicher Schluß. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie mir das zuerst einmal imponirte. Nachher sieht man den Tric. Das ist Faiseurart. Nehmen wir hier mal ein Beispiel. In acht Zeilen schildert F. R. einen Sonnenuntergang. Der See schon halb dunkel, die Gipfel noch glühend. Die Sonne steigt hinab:

> Schon röthet dort den Horizont ihr Blut . . .

Nun folgt ein Zwischenraum. Und dann: „Und einsam treibt ein Boot auf dunkler Flut" . . . Jetzt soll, wie man hofft, die Geschichte beginnen, eine seelische Beziehung gegeben werden. Aber nein, wir sind am Schluß. Nun frag' ich aber, was kümmert mich das plötzlich auftauchende Boot, das nicht einmal als Charakteristicum des Abends, der Scene angesehen werden, das ebenso gut durch ein paar Mühlenflügel oder ein altes Weib ersetzt werden kann? Alle Zusammenhänge sind zerrissen ein erstauntes Fragezeichen ist die einzige Kritik. Was für ein Keim, der sich darin entfalten könnte, soll denn

durch dieses plötzliche Boot in unsere Seele geworfen werden? Martin Greif macht manchmal Aehnliches, auch er vergreift sich oft und täuscht sich über die Entwickelungsfähigkeit eines Schlußsatzes. Dann ist jedenfalls aber ein abgeschlossenes Bild da, kein Gemälde, doch eine Photographie. Und sehr oft gelingt es ihm, einen schon halb entwickelten, quasi angebrüteten Keim zu geben, der in ein warm-empfängliches Gemüth aufgenommen sich ganz herrlich entfaltet. Aber diesem anonymen Autor gelingt es immer vorbei. Dieser Schlußstric soll etwas heißen, soll etwas Kühnes, Großes, Ahnungweckendes sein. Mir war er immer nur unverständlich und gesucht. In dieser Beziehung ist F. R. kein Faust, sondern nur eine Art Cagliostro der Lyrik.

Weiter renommirt dieser F. R. gern mit den billigen Allgemeinheiten, mit den mächtigen Worten; er durchdringt nicht einen kleinen Kreis, sondern versinkt hülflos in einem riesigen. Sein Lieblingswort ist „groß“. Geschlossenen Auges wandelt er „riesengroß“ in seiner „Träume unendlichen Reichen“. Unter Riesenwolken, Riesendomen, Riesenaugen, Riesenlilien, Riesenbergen, Riesenschwingen, dem Riesensee, Unendlichkeiten, Urlichtern, Eden, dem ewigen Azur, Dämonen, Myriaden, Sphärentänzen und ähnlichen Dingen macht er es selten. Und das große Schweigen, das große Sterben, die große Nacht, die großen Schmerzen schließen sich würdig an. Die Freude an der Großrednerei hat auch den kühnen Anfang geboren:

> Hoch sitz' ich da in schwarzem Stahle
> Auf schaumbedecktem Berberroß,

womit wir ja glücklich wieder ins Freiligräthliche Wüstenritterthum hineingekommen sind. Seine „Visionen“ vergleicht er mit „rasenden Rossen“, sein Lied mit einem „tollen Rappen“. Und seine Seele sehnt sich „nach ewigen Ekstasen“, Sensationen, Visionen — ein Zeichen ihrer Schwäche.

Nur selten gibt er diese Schwäche selber zu; nur selten erkennt er sein „irres Wollen und dumpfes Sehnen“, sein „Tasten und Schwanken“, sein „unstet irres“ Suchen, quälen ihn

> Diese glühenden Visionen,
> Dies Genießen schwer und schwül,
> Dieser heißen Sensationen
> Nervenpeinigend Gewühl.

Ueberzeugt, was er eigentlich für eine Numero Eins unter den Menschen sei, kommt ihm seine innere Haltlosigkeit meistens gar nicht zum Bewußtsein.

Die Vergleiche, die er anwendet, fügen sich in den Rahmen. Die Kelche der Lilien schimmern „wie aufgeblühte große Menschenthränen“, ein Vergleich, der so schön klingt, daß man fast das Unsinnige daran vergißt; die Lieder zucken grell aus dem Dunkel auf, so bleich und schwül wie — ungeweinte Thränen; ein Weib ist so „wild graziös wie — Schlachtenmelodien“. Was soll man dazu sagen? Das ist dasselbe wie das geistreiche Kinderwort: eingeschlafene Füße sind wie Selterwasser. Das tertium comparationis ist nicht die Form, ist nicht einmal die Farbe, sondern einfach die Wirkung auf einen. Mit andern Worten: ich kann alles vergleichen, jede Ideenassociation ist ein Vergleich, und wenn mich mattgrüne Glacéhandschuh an grätzer Bier erinnern, so kann ich das eine am andern klar machen. Wo wir da hinkommen, sieht man ja.

Die übrigen Bilder stehen wie bei allen Reflexionspoeten auf dem Kopfe. Die Türme ragen empor wie — Göttersagen, die Spätherbstnebel kriechen wie Renequalen. Umgekehrt ist es richtig. Weil noch niemand Qualen hat kriechen sehen, kann ich die Art, wie ich mir das vorstelle, durch das Kriechen des Nebels dem Leser verdeutlichen. Aber ich kann doch nicht eine Anschauung durch eine Idee vor Augen führen.

Rein ästhetisch genommen, wiegt das Buch federleicht. Wie gering die künstlerische Fähigkeit des Autors ist, läßt sich an einem einzigen kleinen Zuge erkennen. Er hat in dem noch nicht siebzig Seiten starken Büchlein nicht nur dutzendmal die gleichen Worte und Wortverbindungen, sondern die gleichen Anschauungen. Für den Abend hat er viermal den gleichen Zug: daß die Farben und Lichter fliehen und erbleichen, fast in den gleichen Worten ausgedrückt. Hermann Gilm hat ein hübsches Gedicht gerade darüber gemacht. Und ferner: wer, ohne daß sich sämmtliche Haare an seinem Kopfe sträuben, die Zeilen niederschreiben kann:

> Du sträubst dich noch? Den Sturm in meinen Nerven
> Die Wollust soll den Widerstand noch schärfen!

— der ist doch wol zum Dichter verdorben.

Ich habe mich bei diesem Buche länger aufgehalten, als sich durch das Buch selbst rechtfertigen läßt. Aber ich meine: was hat der Leser davon, wenn ich ihm erzähle, ein Herr X. hat ein Buch geschrieben, das miserabel ist? Name und Buch — beide werden ihm wahrscheinlich nie vor Augen kommen; Eintagsfliegen sterben schnell. Und aus Freude am Abschlachten beschäftigt sich ein anständiger Kritiker nicht so lange mit einem Buche. Ergo bleibt nur übrig, den Autor curiren zu wollen durch eine gründliche Recension, und zweitens, da man von einem schlechten Buche oft mehr lernen kann als von einem guten, an einem Beispiel und durch ein Beispiel zu lehren und zu lernen, die Gesetze und Grenzen der Lyrik langsam festzulegen oder nachzuprüfen. Die echte Kritik ist auch positiv, wenn sie verurtheilt. Das Autorencuriren gibt man bald auf; so konnte hier nur das letzte Ziel in Betracht kommen. Das betreffende Buch war ein günstiges Object, verschiedenes daran zu demonstriren.

Um so schneller kann ich über die Sammlung „Saturnische Phantasien“ (Nr. 2) hinwegehen. Adolf Schafheitlin hat damit sein elftes Werk veröffentlicht, ohne durchdringen zu können. Man kann dem Publikum nicht

einmal unrecht geben. Zunächst möchte ich Schafheitlin die Verse von Bodenstedt zurufen:

> Wo sich der Dichter versteigt ins Unendliche,
> Lege sein Liederbuch schnell aus der Hand u. s. w.

Ich muß gestehen, ich war nahe daran. Schafheitlin gehört zu den Poeten, die nie ein Ende zu finden wissen. So etwas von poetischen Bandwürmern ist mir selten vorgekommen. Und sie haben nicht nur in der Länge zu viel, sondern auch in der Breite. Die Worte treten sich gegenseitig auf die Hühneraugen, und wenn man diese Gedichte vorlesen will, so muß man eine gesunde Lunge und einen langen Athem haben. Sie sind rhetorisch, aber ich möchte ihre Art beinahe eine realistische Rhetorik nennen. Die Backen werden viel zu voll genommen, die Kraftworte überstürzen sich. Die Stoffe sind: Bismarck, Prometheus, Napoleon, Tiberius, die Giganten, Salvator Rosa. Und echte Poesie wechselt mit Prosaismen, die selbst abgehärtete Leser krank machen können. Ein Gefühl für innere Musik, music in himself, für Rhythmus und Melodie scheint Schafheitlin überhaupt nicht zu besitzen. Er baut geradezu regelrechte Perioden in der Lyrik. Etwas Aehnliches käme heraus, wenn man ein lebendig geschriebenes, etwas rhetorisches geschichtsphilosophisches Werk mit Reimen versähe und in Verse abtheilte. Man lese Folgendes:

> Was trieb ihn (Tiberius), den Gebieter der Welt, in die Einsamkeit, daß die Stille ihm mehr galt als der Triumph der Völker, ihn, dem doch der mächtigste Herrscherthron, dem die ewige Roma und die schönste Krone zufiel? Ihn, der im Gefühl seiner Imperatorenmacht sich mit jedem Blick zu wahrer Größe hob, der nach dem Unmöglichen in Leidenschaft stürmte und das Mögliche auch schaffte?

Das kann doch ein Passus aus irgendeinem modernen Historiker sein. Und dieser Passus lautet in Versen von Schafheitlin genau so:

> Was trieb in die Einsamkeit ihn, den Gebieter der Welt,
> Daß mehr ihm die Stille galt als Triumph der Nationen?
> Ihn, dessen Herrscherthron doch auf die Hügel gestellt,
> Wo die ewige Roma sein ward in der schönsten der Kronen?
> Ihn, der im Gefühl der Imperatorenkraft
> Zu wahrer Größe sich hob mit jenem Blick,
> Der, nach dem Unmöglichen stürmend voll Leidenschaft,
> Das Mögliche schafft u. s. w.

Alfred Meißner hat einmal den thörichten Ausspruch gethan, im kleinen Liede erliege kein Poet. Storm hat das schon wacker ad absurdum geführt. Und Schafheitlin scheitert gerade im kleinen Liede so vollständig, daß man sein Buch zuklappt, weil man auf die Frage, ob er ein Lyriker sei, mit gutem Gewissen „Nein“ antworten kann.

Die gleiche Frage auf Eugen Reichel, den Verfasser der „Gedichte“ (Nr. 3) angewandt, wird dagegen eine kräftig bejahende Antwort finden, und das freut den doppelt, der leider so oft gezwungen ist, Blutbäder unter Dilettanten anzurichten. Hier spricht endlich einmal wieder ein Poet, und dazu ein reifer, geläuterter, der seine Ursprünglichkeit nicht besser beweisen kann als durch den überwiegend liedartigen Charakter, den seine Auslese trägt. Und es ist in manchen dieser Lieder eine so heitere Abgeklärtheit und Ruhe, ein leises, aber nicht pessimistisches Verzichten, ein Einspinnen in ein „silbergraues Glück“, ein stilles Abendgefühl. Die Schatten werden dunkler, aber immer näher und heller blitzen die Sterne der Verheißung. Und es ist ferner und daneben in manchen dieser Lieder auch ein gedämpftes Jauchzen, ein sieghaftes Frühlingshoffen, eine junge Melodie, daß die Seele beflügelt wird und die Füße sich im Takt und Tanz regen möchten. Vielerlei Töne werden angeschlagen, vielerlei Stimmungen gebannt, die meisten mit Glück. Wol muß ich bekennen, daß mich manches Spielerische stört, so gleich die ersten „Toni“-Strophen, die mir einen fatalen Eindruck machten; aber das wird doppelt und dreifach aufgewogen durch Schätze, die demjenigen winken, der sich nicht abschrecken läßt und weiter vordringt.

Jeder, der Eugen Reichel's Lyrik aus frühern Sammlungen kennt, wird wahrscheinlich schon auf einen Namen gewartet haben. Er soll und darf auch hier nicht umgangen werden: der Name Goethe. Es ist gewiß ganz richtig, daß Eugen Reichel stark unter seinem Einflusse stand. Er hat diese vergeistigte Körperlichkeit, diese „wie von Luftgeistern“ durchtanzte Schwere und Fülle, überhaupt diese wundervolle speciell Goethe'sche Art. Wie man daraus jedoch eine Waffe wider ihn schmieden will, ist mir unklar. Denn jeder, der das thut, bestreitet im Grunde die Lebendigkeit Goethe'scher Dichtung. Eine heute auftretende Lessing-Natur, das ist mein Glaubensbekenntniß, würde nach einer durchaus andern Seite sich entwickeln, denn Lessing ist heute fast nur noch vom historischen Standpunkt zu erfassen. Eine heute auftretende Goethe-Natur jedoch würde mit geringen Nuancen dasselbe geben wie der Goethe von Weimar. Ueber Lessing sind wir hinaus, wir bewundern nur noch die Persönlichkeit; über Goethe nicht, und über ihn werden wir auch in mancher Beziehung nie hinauskommen, so wenig wir in manchem über Walther hinauskommen. Die großen, ganz harmonischen Naturen werden sich in ihren vollendeten Schöpfungen eben immer merkwürdig ähneln. Das meint Herman Grimm, wenn er von dem stets wiederkehrenden Weltdichter spricht. Ins Praktische übertragen heißt das aber: eine in mancher Seite der Goethe'schen verwandte Natur wird eben mit Naturnothwendigkeit auch Dichtungen schaffen, die in mancher Seite den Goethe'schen verwandt sind, und es wäre durchaus ungerecht, dabei von einer Goethe-Nachahmung zu sprechen. Nehmen wir den Fall, daß zwei Dichter in demselben Zeit- und in einem ähnlichen Familien- und Ortsmilieu geboren und gebildet werden. Beide, auch von Natur ähnlich begabt, werden runde geschlossene Persönlichkeiten, der eine gibt seine Lyrik ein Jahr früher, der andere ein Jahr später heraus. Es ist selbstverständlich, daß

nun der unschuldige Zweite als Nachahmer des Ersten gilt. Die Natur ist nicht so reich, daß sie stets durchaus verschiedene Wesen schafft. Mit der modernen Forderung der Eigenart (d. h. was heute Eigenart genannt wird) kommen wir bald in die Brüche. Setzen wir statt ihr „Persönlichkeit" ein und geben wir zu, daß es vielfach ähnliche Persönlichkeiten, besonders in derselben festbestimmten Epoche geben wird — dann kann man sich eher einigen. Und fragen wir ferner nicht mehr nach dem eigenartigsten, sondern nach dem schönsten Gedicht.

Eugen Reichel hat schöne Gedichte geschrieben, das ist die Hauptsache. Er hat in mancher Beziehung die Goethe'sche Ader, und er kann sie — denn sie gehört ihm von Natur — ebenso gut die Reichel'sche Ader nennen. Ich citire hier das Gedicht „Frühlingsgedanken":

Welch ein Flattern! Welch ein Singen!
Welch ein wundersamer Braus!
Frühling breitet seine Schwingen
Ueber alle Fluren aus.
Alle Sträucher, alle Bäume
Lassen ihre Knospen springen,
Wollen's gern zur Blüte bringen.
Säume, säume,
Wunderbare Werdezeit!
Bräutchen ist noch nicht so weit;
Steht und sinnt, im Auge Thau:
Wär' ich doch erst junge Frau!
Hätt' ich erst mein eigen Haus,
Könnt' ich schon in Schlafe singen! —
Frühling, breite deine Schwingen
Ueber alles Hoffen aus!

Der Passus mit der jungen Frau ist unstreitig der am meisten angreifbare, er ist zu deutlich, zu derb. Aber wie prächtig gelingt der Uebergang davon zum Schlusse, und wie schön ist das Gedicht! Wenn das Goethe- oder Storm-Nachahmung ist, dann wünscht' ich der deutschen Dichtung recht viel solcher „Nachahmer"! Und wie herrlich lyrisch, in welcher Matthias Claudius-artigen Schlichtheit beginnt der „Streifzug": „Ich ging den lieben Tag entlang Wol über Feld und Auen." Und in derselben Schlichtheit singt der Dichter sein „Abendlied", seine Mondlieder, singt er von der alten Jungfer und ihrem silbergrauen Glück. Bald aber packt er auch derb zu. „Ein Tänzchen im Freien" ist so rothwangig und frisch, wie nur eins. Und mit Macht schmettern dann Trompetensignale: vaterländische Gedichte, die den Poeten auf dem Boden einer kräftig nationalen Anschauung zeigen. Wenn aber einer erfahren will, daß man ein guter und naiver Dichter sein kann und doch auch das Wissen von seiner Kunst haben, so lese er den Abschnitt „Aus der Dichterstube". Und da finden wir das Gleiche ausgesprochen, was ich eben versuchte auseinanderzusetzen:

Es hat sich echt uns offenbart
Nur stets der eine Dichter.
Ein Geist, ein Herz, ein Liedermund
Hat alles das gesungen,
Was wahrhaft schön und kerngesund,
Uns je das Herz bezwungen u. s. w.

Vor solchem Buche nörgelt man nicht gern. Sondern davor kann man nur die Hoffnung aussprechen, daß es gelesen wird. Dafür, daß es gelesen bleibt, wird es dann schon selber sorgen. Vielleicht können auch diese Worte mit dazu verhelfen, daß sich der Erfolg wenigstens in dem bei uns üblichen bescheidenen Maße einstellt.

Karl Busse.

Feuilleton.

Der bekannte bremer Irrenarzt Friedrich Scholz hat sich ein entschiedenes Verdienst um die Familie und Schule erworben, daß er eins der wichtigsten Kapitel der Erziehung, soweit Charakterfehler des Kindes in Frage kommen, eingehend in klarer Weise und schöner Diction darlegte. Er thut das in der Schrift „Die Charakterfehler des Kindes" (2. vermehrte Auflage, Leipzig, E. H. Mayer, 1895). Aber auch Aerzte, speciell Irrenärzte, werden viele Berührungspunkte darin finden. Der Inhalt des schön ausgestatteten Buchs zerfällt in siebzehn Hauptstücke. Dem Laien wird zunächst das Gesetz der Vererbung in Hauptumrissen klar gemacht, ebenso die Kennzeichen der geistigen Gesundheit des Kindes; alsdann geht der Verfasser zu den Kinderfehlern, die in solche auf dem Gebiet des Fühlens und Empfindens, der Vorstellung, des Wollens und Handelns eingetheilt werden, über. So werden vierunddreißig Haupttypen, wie: das traurige, unfreundliche, hochmüthige, schadenfrohe, dumme, frühreife Kind u. s. w. kurz, aber prägnant geschildert, wobei Verfasser ausdrücklich hervorhebt, daß es sich nur um Haupttypen handelt und Uebergänge und Combinationen vielfach bestehen. Ein eigenes Kapitel behandelt den Selbstmord der Kinder, endlich werden noch die Wechselwirkung zwischen Geist und Körper, die Erziehung des Geistes durch körperliche Erziehung, die Erziehungsmittel und die Eigenschaften des Erziehers dargelegt. Nur an einigen Stellen hätte Referent etwas auszusetzen.

— Mit der Schrift „Wie wird man tuberkulös?" (Wiesbaden, J. F. Bergmann, 1896) beabsichtigt G. H. Groeningen dem Laien die unzähligen Eingangspforten, die der Tuberkelbacillus im menschlichen Körper betritt, um sich dort anzusiedeln und sein deletäres Werk auszuführen, in klarer und angenehmer Weise darzulegen. Dies ist ihm denn auch in vollkommenster Weise dadurch gelungen, daß er den Bacillus redend vorführt und so eine Autobiographie geben läßt. Wir sehen so in dramatischer, novellistischer Weise vor Augen geführt, wie die Pilze, wo viele Schwindsüchtige versammelt sind, wahre „Pilzstöcke" werden, wie die Schule, die schlechte Hygieine des Hauses, der Kuß, die Verwundung, die Bücher, Utensilien, die Nahrung u. s. w. das Einführen der Bacillen bewirken können, wie sie immer in den Organismus eindringen und die verschiedenartigsten Leiden und Operationen bedingen. Verfasser verfehlt aber auch nicht am Schlusse allgemeine und specielle Mittel gegen das uralte Uebel zu geben, und zeigt sich überall nicht nur auf der Höhe der Wissenschaft stehend, sondern auch als ein feiner philosophischer Kopf und höchst angenehmer Erzähler, sodaß das Büchlein allen bestens empfohlen werden kann.

— Wir hatten schon in Nr. 34 d. Bl. f. 1895 Gelegenheit, ein Opus von **Rudolf Eisler** zu besprechen. Was uns damals als Charakteristikum seiner Schreibweise auffiel, völlige geistige Unreife und höchstgradige Flüchtigkeit, finden wir auch in der „Geschichte der Philosophie im Grundriß“ (Berlin, S. Calvary u. Comp., 1895) wieder. Allerdings ist der „Grundriß“ ein wenig besser wie die früher besprochene Psychologie. Der Verfasser scheint die rasche Anfertigung billiger Bücher aus dem Gebiet der Philosophie im Großen zu betreiben. Wo man hinblickt, findet man Flüchtigkeiten, sachliche Uncorrectheit, grobe Verstöße gegen Grammatik und Stil. Es dürfte dem Interesse dieser Zeitschrift angemessen sein, wenn wir einige Proben nur der Darstellung der neuern Philosophie entnehmen. Die Philosophie Bacon's ist ganz in dem Schlendrian der ältern Darstellungsweisen dieses Philosophen gehalten. Von den neuern Forschungen, die Bacon als stark von der Scholastik abhängig, als ganz rationalistischen Denker erwiesen haben, weiß der Verfasser nichts. Bei Hobbes ist dessen Hauptleistung, die heute noch in England vielgebrauchte Logik, nicht erwähnt. Die ganze Entwickelung der englischen Associationspsychologie, die ebenfalls durch neuere Forschungen vielfach eine andere Beleuchtung erhalten hat, ist vollkommen falsch dargestellt. Der Verfasser weiß nicht, daß Hobbes die Associationsgesetze zuerst aus dem Aristoteles wieder erneuert hat, daß Hartley und Priestley sie nur weiter gebildet haben und Hume sie lediglich von seinen Vorgängern übernommen hat. Daß endlich James Mill nicht erwähnt, und John Stuart Mill's psychologische Arbeiten todtgeschwiegen werden, macht die Darstellung dieses Theils der neuern Philosophie zu einem Monstrum historischer Uncorrectheiten. Mit welcher Gedankenlosigkeit der Verfasser arbeitet, dafür ein Beispiel! Nachdem wir auf Seite 198, Zeile 1, erfahren haben, daß Spinoza „in Amsterdam geboren“ ist, wird uns sieben Zeilen tiefer verkündet, daß er „nach Holland ging“! Die psychologische Epoche vor und während Kant's Lebzeiten hätte nicht übergangen werden dürfen. Von größter Oberflächlichkeit zeugt die Darstellung Locke's. Niemand versteht nach der Schrift Eisler's, was eigentlich der Gegensatz der primären und secundären Qualitäten bedeutet, und bei der erstern wird die „Undurchdringlichkeit“ vergessen. Das ganze Buch trägt den Charakter oberflächlicher Vielschreiberei.

— Die Rectoratsrede von **P. Flechsig**: „Gehirn und Seele. Zweite verbesserte Auflage. Erster und zweiter unveränderter Abdruck“ (Leipzig, Veit u. Comp., 1896), die zu einer dicken Broschüre durch die vielen Anmerkungen angewachsen ist, stellt wol das tiefst Durchdachte von allen Behandlungen des gegebenen Themas dar. Freilich verliert sich zum Glück der gelehrte Verfasser, der beste Hirnanatom der Gegenwart, nicht in metaphysischen Nebel, sondern steht ganz auf naturwissenschaftlichem, rein anatomischem Boden. Für Laien allerdings ist die Rede nicht leicht verständlich. Bei Besprechung der Methoden, das Gehirn zu untersuchen, erscheint ihm immer noch die der Entwickelungsgeschichte als die wichtigste. Voran stellt er den Satz, daß die Seele eine Function des Körpers, die Seelenerscheinungen solche des Lebens darstellen. Das Bewußtsein ist Begleiterscheinung biophysischer Vorgänge, keineswegs ohne weiteres eine Resultante derselben. Das Gehirn ist der Sitz der Seele, und „die heutige medicinische Psychologie will in der That nichts anderes sein als ein Abschnitt der Lehre von den Hirnfunctionen“. Und damit kommt Verfasser auf seine neue, großartige Entdeckung der „Sinnes- und Denkcentren“ zu sprechen. Erstere nehmen nur die Empfindungen der Sinnesorgane auf, bilden etwa ein Drittel der ganzen Hirnfläche und ihr größtes Territorium ist die sogenannte „Körperfühlsphäre“, in der Mitte gelegen, die für das Selbstbewußtsein wichtig zu sein scheint. Die „Denkorgane“ enthalten fast nur Associationsfasern (keine Projectionsfasern von der Körperperipherie her), d. h. Verbindungen von Rindenabschnitten unter sich. Ihre Erkrankung bildet die Geisteskrankheit, sie sind Hauptträger von „Erfahrung, Wissen und Erkenntniß“. Unter sich sind sie aber ebenso wenig gleichartig wie die sogenannten Associationscentren. Die Vorstellung der eigenen Person als „handlungsfähiges Wesen“ erscheint an das vordere, die Gesammtvorstellung der umgebenden Außenwelt an das hintere „Denkorgan“ gebunden. Die neue Localisationslehre eröffnet unermeßliche Perspectiven für Psychologie und Psychiatrie, die der auch philosophisch durch und durch gebildete Verfasser kurz in zahlreichen Anmerkungen niederlegt. Letztere enthalten aber — unterstützt durch vortreffliche lithographische Tafeln — für den Fachmann zugleicher Zeit auch einen neuen Leitfaden über die Gehirnbahnen.

Bibliographie.

Ashley, W. J., Englische Wirthschaftsgeschichte. II. Vom 14. bis zum 16. Jahrhundert. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. Geb. 10 M.

Buchwald, G. v., Die Meermaid von Amrum. Eine geheimnißvolle Geschichte. Kiel, H. Eckardt. 8. 2 M. 40 Pf.

Buckle, Th. H., Essays. Leipzig, August Schupp. 8.

Clemen, O., Johann Pupper von Goch. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 6 M. 40 Pf.

Ebner-Eschenbach, **Marie** v., Ein kleiner Roman. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 3 M.

Edler, K. E., Duino-Novellen. Zweite Auflage. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 3 M.

Ernst, A. W., Neue Beiträge zu Heinrich Leuthold's Dichterporträt. Hamburg, Conrad Kloß. Gr. 8. 2 M.

Fieschi Ravaschieri, **Teresa** Herzogin, Pauline Craven-La Ferronnays. Ein Lebensbild. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 3 M.

Frapan, **Ilse**, „Vom ewig Neuen“. Novellen, Berlin, Gebr. Paetel. 8. 5 M.

Fridtjof Nansen. Eine Festschrift zur Rückkehr Dr. Nansen's von der Nordpol-Expedition. Leipzig, K. F. Koehler (in Commission). Folio. 2 M.

Geiger, L., Dichter und Frauen. Vorträge und Abhandlungen. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 8. 7 M.

Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 1. Heft. Leipzig, Bibliographisches Institut. Gr. 8. 1 M.

Glaser, **Marie** v., Vergelt's Gott. Skizzen und Stimmungen. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 4 M.

Häßler, O., Fröhliche Ferienfahrten. St.-Gallen, Fehr'sche Buchhandlung (Huber u. Comp.). 8. 1 M. 60 Pf.

Heine, A., Drei Novellen. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 5 M.

Hirundo, L., Erzählungen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 5 M.

Hoffmann, H., Bozener Märchen und Mären. Leipzig, A. G. Liebeskind. 8. 3 M.

Lazarus, M., Das Leben der Seele. Dritte Auflage. Dritter Band. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 6 M.

Lilien, **Anna** Freiin v., Duell und Ehre. Roman. Köln, J. P. Bachem. 8. 4 M. 50 Pf.

Monatsschrift für Neue Literatur und Kunst. Herausgegeben von P. **Bornstein**. Heft 1. Berlin, Siegfried Cronbach. Gr. 8. 75 Pf.

Morgenstern, G., Geschichten von der Straße. Neue Folge. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 4 M.

Pasch, K., Ausgewählte Schauspiele des Don Pedro Calderon de la Barca. Sechstes und Siebentes Bändchen. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 8. à 2 M.

Paulsen, J., Ein Zukunftsweib. Roman. Leipzig, Aug. Dieckmann. 8. 2 M.

Polko, **Elise**, Verwehte und frische Spuren. Geschichten und Bilder. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 4 M.

Rosegger, P., Das ewige Licht. Erzählung aus den Schriften eines Waldpfarrers. Leipzig, L. Staackmann. Gr. 8. 4 M.

Suttner, **Bertha** v., Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte. Volksausgabe. Dresden, E. Pierson's Verlag. Gr. 8. 2 M.

— — Einsam und arm. Zwei Bände. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8.

Syrutschek. J., Dorffrieden und Alpenwildniß. Geschichten aus den Tiroler Bergen. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 3 M. 50 Pf.

Steffen, G., Durch Großbritannien. Stuttgart, Hobbing u. Büchle. Gr. 8. 7 M.

Thossan, O. E., Möblirte Herren. Wanda. Novellen. Leipzig, August Dieckmann. 8. 2 M.

Treitschke, H. v., Deutsche Kämpfe. Neue Folge. Leipzig, S. Hirzel. Gr. 8. 6 M.

Victor, P., Kindergeschichten. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. Gr. 8. 2 M.

Villinger, A., Das Buch vom Wesen aller Dinge. Dresden, E. Pierson's Verlag. Gr. 8. 3 M.

Waitz, G., Abhandlungen zur Deutschen Verfassungs- und Rechtsgeschichte. Göttingen, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 12 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Mit einer Beilage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf., jährlich 30 M.

Nr. 46.

Leipzig, 12. November 1896.

Gabriele Reuter.

Der Erfolg, den Gabriele Reuter mit ihrem Roman „Aus guter Familie. Leidensgeschichte eines Mädchens" hatte — in weniger als einem Jahre vier Auflagen —, war einer der ehrlichsten, den ein deutscher Erzähler in letzter Zeit hatte, denn er war nicht das Erzeugniß der Reclame oder der Kameraderie, sondern die Wirkung des Buches selbst. Man hat seinen Werth, wie es schon zu gehen pflegt, sehr verschieden beurtheilt. Die einen hoben es in den Himmel, die andern leugneten jede Originalität daran. Ein Buch, das Goethe's „Werther" an die Seite gestellt werden kann, ist der Roman allerdings nicht; aber ebenso gewiß gehört er zu denen, die keinen gleichgültig lassen können. Man mußte nur Frauen im Privatverkehr darüber reden hören, um zu erkennen, worin seine Bedeutung liegt. Für Agathe Heidling, die unglückliche Heldin des Romans, erwärmte sich eigentlich niemand recht. Sie wurde auch von der Kritik am meisten angegriffen. Sie ist keine Gestalt aus Einem Gusse, weil sie zum Theil Bekenntniß, zum Theil Construction ist. Solche Gestalten, zu denen ja auch Gottfried Keller's grüner Heinrich gehört, in denen die Dichter zum Theil ihr eigenes Selbst verkörpern, pflegen eben darum häufig nur halb zu gerathen. Die ganze Wahrheit können sie gar nicht enthalten. Es pflegt ihnen gerade das zu fehlen, was ihre Schöpfer liebenswerth, bedeutend, groß macht: die schöpferische Kraft, und sie pflegen dafür im Uebermaß die Schwächen ihrer Väter zu vereinigen. Also Agathe konnte nicht befriedigen. Hingegen fesselten um so mehr die scharfen Sittenbilder des bürgerlichen Familienlebens, die mit einer von Bitterkeit nicht ganz freien Wahrheit gezeichnet sind und befreiend wirkten; sodann die Satiren gegen die doppelte Moral in der Familie, die an Ideen Björnson's anzuknüpfen scheinen; gegen die abgeschmackte Prüderie in allen natürlichen Dingen; gegen die conventionelle Heuchelei des Gesellschaftslebens, und endlich die einzelnen, aus ureigener Erfahrung geschöpften Seelenschilderungen des jungen und des alternden Mädchens, wie sie bisher noch nicht geboten worden sind. So z. B. ist das Sinken des Mädchens von der Höhe seiner idealen Ansprüche an das Leben bis zum Pactiren mit der harten Nothwendigkeit, bis zum Sichergeben in den Zwang der Verhältnisse meines Wissens in dieser Weise noch nicht geschildert worden. Alles das bewirkte den Erfolg des Romans, jede Leserin wollte es so erlebt haben, wie es Gabriele Reuter schildert. Es schien, als hätte diese Dichterin das erlösende Wort für viele deutsche Frauen gesprochen, und sie beleuchtete im Grunde doch nur die absterbenden Sitten der deutschen Familie, wie sie sich besonders in den kleinen Städten erhalten haben, vom Standpunkte des modernen, nach „Persönlichkeit" strebenden Weibes.

Nun sind rasch nacheinander drei Bücher von Gabriele Reuter erschienen: „Colonistenvolk", „Episode Hopkins" und die Novellen „Der Lebenskünstler".*) Die zwei erstgenannten sind nur neue Ausgaben älterer, schon vor dem berühmt gewordenen Roman geschriebener und gedruckter Bücher; ganz neu sind nur die Novellen. Und nun greift man mit einiger Spannung nach diesen Erzählungen und fragt sich: wird sie Stich halten? Wird Gabriele Reuter sich uns als eine eigenartige literarische Persönlichkeit darstellen? Wird sie etwas bieten, das neben der „Guten Familie" bestehen kann? . . .

Man erinnert sich wol noch an die Vorgänge in diesem Roman. Agathe lebt die längste Zeit im Banne ihres Kreises, als das Product ihrer Familie, bis sie durch ihren Vetter Martin, der sich späterhin als Socialphilosoph einen angesehenen Namen macht, mit den Ideen der neuen

*) Der Lebenskünstler. Von Gabriele Reuter. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1896. 8. 3 M.

Zeit bekannt gemacht wird. Es geschieht nicht durch Gespräche oder unmittelbaren Verkehr mit den neuen Männern, sondern durch Lektüre der neuen Bücher (welche es sind, wird nicht angegeben). Agathe wird von ihnen mächtig ergriffen, und nun erst kommt sie zum klaren Bewußtsein des Gegensatzes, der sie von den Ihrigen trennt. Diese Lektüre wirkt epochemachend in ihr.

Jetzt können wir sagen, daß auch diese Stelle des Romans zu den vielen andern gehört, in denen Gabriele Reuter ein persönliches Bekenntniß mittheilte. Sie selbst hat durch literarische Anregung einen mächtigen, entscheidenden Impuls erhalten. Und zwar schließen wir dies aus der Thatsache, daß ihre ältern Bücher noch keine Spur von dem veristischen Stile der Anklageliteratur zeigen, der den Erfolg ihrer „Leidensgeschichte“ bewirkte.

„Colonistenvolk“, „Episode Hopkins“ sind Dichtungen nach alten Mustern. „Colonistenvolk“ nennt sich einen Roman aus Argentinien. Gabriele Reuter war aber niemals in Argentinien, wie sie uns in einer kleinen, schlichten Autobiographie verräth, die sie kürzlich in „Von Fels zum Meer“ veröffentlicht hat. Sie wurde in Alexandria geboren (1859) als Tochter eines deutschen Kaufmanns, und blieb dort bis zu ihrem 14. Lebensjahre, wo ihr Vater starb; immerhin lange genug, um dauernde Eindrücke aus dem Orient zu erhalten und um sich nach der Rückkehr nach Deutschland, wo sie sich lange in kleinern Städten aufhielt, zu Vergleichen fremder und einheimischer Sitten angeregt zu fühlen. In Argentinien war sie also niemals! Und dennoch schrieb sie einen Roman aus dem nie gesehenen Lande, der zwar nicht vollkommen ist (er zieht sich im zweiten Theil etwas in die Länge), aber gerade durch das Lokalcolorit fesselt. Das würde sich die realistische Dichterin der „Leidensgeschichte eines Mädchens“ schwerlich mehr erlauben; sie hat gewiß den naiven Muth nicht mehr, von Menschen und Zuständen zu sprechen, die sie nicht mit eigenen Augen gesehen und nicht bis zu einem gewissen Grade miterlebt hat. Aber gerade darum verdient ihre Entwickelung Beachtung, weil sie auch für die Geschichte der modernen Literatur lehrreich ist. Gabriele Reuter hätte noch ein Dutzend solcher Romane wie „Colonistenvolk“ schreiben können, und wäre kaum bekannt geworden, denn er bewegt sich noch in alten Gleisen und trifft trotz seiner löblichen Tendenz, vor der Auswanderung nach Argentinien zu warnen, keinen Ton, der das Herz der deutschen Gegenwart unmittelbar treffen würde. Und darauf kommt es eben bei literarischen Erfolgen an. . . . Indeß zeigt sich auch schon in diesem Roman, daß die Begabung Gabriele Reuter's die der geborenen Sittenmalerin ist. Die Contrastirung der eingewanderten Deutschen und der brasilianischen Caballeros ist das Beste an dem Buch, das sonst vielfach mit der alten Indianerromantik Cooper's und Gerstäcker's arbeitet.

Auch die „Episode Hopkins“ zeigt uns Gabriele Reuter auf der Suche nach einem kritischen Standpunkt zu den Sitten Deutschlands, zumal in kleinen Städten, und auch hier bewegt sie sich noch im alten Stile und hat noch nicht ganz mit ihrer Umgebung gebrochen. Mit discretem Humor erzählt sie die Geschichte eines geheimnißvoll thuenden Amerikaners, dem es in der kleinen deutschen Stadt (man kann sich Weimar dabei denken, wo Gabriele Reuter längere Zeit lebte) gelingt, viele Monate das Interesse mehrerer Familien auf sich zu lenken, und der kein anderes Ziel hat, als auf fremde Kosten zu leben. Auch hier ein reif werdendes Mädchen, das keinen andern Gedanken hat, als sich schlecht und recht zu verheirathen. In der zweiten Novelle des Buches: „Zu spät“, die mit viel Geschick eine kühne Erfindung glaubhaft darstellt, dasselbe Motiv vom sitzen gebliebenen Mädchen, das in seinen alten Tagen einsam den einsam gebliebenen Mann findet, für den es in seiner Jugend schwärmte, ohne ihn erreichen zu können: eine Novelle voll von elegischer Poesie.

Nun aber ihr neues Novellenbuch, das „Der Lebenskünstler“ betitelt ist, nach der ersten Novelle, die es enthält. Zweifellos weist dieses Buch einen Fortschritt auf, sowol in der Form als im Inhalt. Es muthet uns so an, als wäre Gabriele Reuter selbstbewußter, entschiedener, klarer und darum schneidiger und muthiger geworden, als sie früher war. Wir begegnen Ideen und Motiven, die verwandt mit einzelnen Gedanken und Gestalten ihres Romans sind; aber hier sind sie nicht episodisch behandelt, sondern füllen eine abgerundete Novelle, und der Ton der Entrüstung ist markig und von starker Wirkung. So in der Erzählung der „Hätschelsünder“. Auf die Brüder, welche auf Kosten der Schwestern leben und nach einer andern Moral als diese gemessen werden wollen, hat es, wie man sich aus der „Guten Familie“ erinnert, Gabriele Reuter besonders scharf. Im „Hätschelsünder“ erzählt sie die Geschichte eines solchen Bruders, der durch Veruntreuung von Geldern im Geschäfte des Schwagers seine Schwester sammt ihren Kindern in bittere Noth brachte, dann in die Türkei durchging, dort es bis zum Pascha brachte, sich aber nicht verpflichtet fühlt, der verwitweten Schwester die Gelder zu ersetzen, die er gestohlen hat. Und überdies wird er von einer andern, wohlhabenden Schwester als berühmter Gast mit Auszeichnung aufgenommen, denn die Reiche hält zum Reichen. Diese Novelle ist eine der schärfsten Satiren, die wir kennen.

Psychologisch viel feiner noch ist die Novelle „Der Lebenskünstler“, mit gleichfalls satirischer Spitze. Ein Schriftsteller liebt eine junge, nur wenig ältere Witwe, aber er kann sich nicht entschließen, sie zu heirathen, auch dann nicht, als sich ihre Vermögensumstände zu ihrem Vortheil ändern. Die junge Witwe leidet unter diesem Verhältniß; sie verzehrt sich im Bedürfniß nach Liebe, die sie bei ihrem verstorbenen kranken Gatten nie genossen hat; sie altert, ohne je zur Befriedigung gekommen zu sein. Der verliebte Schriftsteller hütet sich aber mit raffinirter Ueberlegung davor, seiner Leidenschaft die Zügel schießen zu lassen, was ihn etwa zwingen könnte, die Witwe zu heirathen. Im Gegentheil! Er nimmt ein

ganz junges unbedeutendes Mädchen zur Frau, und ist noch naiv egoistisch genug zu glauben, daß der rein geistige Verkehr mit der Witwe, den er doch nicht vermissen kann, noch weiter so fortbestehen könne, wie er bestand. Erst als ihm deutlich die Thür gewiesen wird, erkennt er — zu spät — die begangene Thorheit. Der Schriftsteller ist eine durch und durch moderne Gestalt. Es liegt ein eigener Reiz in dem entsagenden Spiel mit der Leidenschaft, diesen Reiz lieben die Decadenten. Gabriele Reuter definirt sie mit den Worten: „Denn es war das Sonderbare bei der Neigung dieses Mannes zu ihr: so zart und schwach sie (die Witwe) war, so empfindlich war sie auch — ganz das Product einer nervösen, blutleeren und mit den Idealen, den Genüssen, den Erinnerungen von Jahrtausenden überfütterten Zeit."

In den zwei andern Novellen des Buches: „Im Sonnenland" und „Aphrodite und ihr Dichter", verwerthet Gabriele Reuter ihre ägyptischen Erinnerungen, und es zeigt sich hier auch wieder, daß ihre Stärke in der Sittenschilderung besteht. Die erste Novelle kontrastirt überaus drastisch deutsche und ägyptisch-griechische Sitten, und ist sehr amusant. Die zweite Novelle ist schwach; sie forderte mehr als einen Sittenmaler, einen rechten Dichter, etwa von der Art Hans Hoffmann's, der den Stil des elegischen Humors meisterlich beherrscht, den „Aphrodite und ihr Dichter" fordert, aber nicht recht bietet. Zu dieser Höhe und Freiheit des poetischen Stils ist Gabriele Reuter eben noch nicht gelangt. Vielleicht strebt sie dahin, und der Stil der Anklageliteratur ist auch nur ein Stadium ihrer künstlerischen Entwickelung. Sie ist noch jung, sehr empfänglich und kann uns noch manche Ueberraschung bieten.

Moritz Necker.

Zur Schiller-Literatur.

II.

1. Schiller's ästhetisch-sittliche Weltanschauung aus seinen philosophischen Schriften gemeinverständlich erklärt. Von P. Geyer. Berlin, Weidmann'sche Buchh. 1896. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
2. Studien zum Don Carlos. Von M. Möller. Greifswald, J. Abel. 1896. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.
3. Schiller's Frauengestalten. Von J. Burggraf. Stuttgart, Carl Krabbe. 1896. Gr. 8. 5 M.

Schiller's ästhetisch sittliche Weltanschauung auch denen bekannt und verständlich zu machen, die über keine philosophische Vorbildung verfügen, hat Dr. Paul Geyer in Dortmund (Nr. 1) unternommen. Die Aufgabe ist sehr schwierig, denn ganz abgesehen davon, daß Schiller's Terminologie durch die Philosophie seiner Zeit beeinflußt ist, und daß er sich daneben eine eigene und mitunter sehr eigenartige Terminologie geschaffen hat, tragen seine Anschauungen in ganz hervorragendem Maße den Stempel der Entwickelung, und man kann nicht wohl von einem eigentlichen geschlossenen System reden; auch bietet die Diction Schiller's, die Eigenart seines ich möchte sagen poetisch-philosophischen Prosastils jedem Anfänger große Schwierigkeiten; der intimere Zusammenhang der Gedanken ist oft nur angedeutet, oft überspringt der Flug des Dichters ganze Glieder; denn Schiller dachte sich ein mehr als das heutige in diesen Dingen lebendes Publikum, und daß er auch damals den Vorwurf der Dunkelheit oft erfuhr, weiß jeder, der einmal die kritischen Zeitschriften jener Zeit durchgeblättert hat und der insbesondere die über die „Horen" damals gefällten Urtheile kennt. Daß danach das Unternehmen Geyer's sehr nützlich ist, wird niemand leugnen. An Versuchen, Schiller's Philosophie verständlicher zu machen, fehlt es nicht; wir könnten den von Geyer angeführten Schriften noch manche andere hinzufügen, so z. B. Imelmann's Ausgabe der kleinern Schriften (Velhagen u. Klasing) und Violet's Ausgabe der Abhandlung „Ueber naive und sentimentalische Dichtung"; auch hält sich Ueberweg's bekannte Arbeit durchaus auf einem gemeinverständlichen Tone. Geyer's Arbeit unterscheidet sich von diesen und andern dadurch, daß er eine scharfe Disposition aus den Schriften herausschält und zu dieser Disposition eine ebenso verständliche Ausführung gibt. Seine Absicht war ursprünglich, Inhaltsübersichten zu sämmtlichen Schriften Schiller's zu geben, die der Kantischen Periode (1792—95) angehören, mit Ausnahme der Abhandlung vom Erhabenen, die in der über das Erhabene genügenden Ersatz findet, des unvollendeten, in den Briefen an Körner vorliegenden „Kallias" und der Abhandlung „Ueber naive und sentimentalische Dichtung"; er hat aber aus Gründen, die mehr äußerlicher Art zu sein scheinen, zunächst sich auf nur fünf Abhandlungen beschränkt. Diese sind: „Ueber das Erhabene", „Ueber Anmuth und Würde", „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen", „Ueber die tragische Kunst", „Ueber das Pathetische". Die Abhandlung „Ueber das Erhabene" ist aus ihrer zeitlichen Ordnung herausgenommen und an den Anfang gestellt; auch ist ihr ein ausführlicher, sich auf ganz elementare Dinge erstreckender (Chaos = verworrene Masse!) Commentar beigefügt worden. Den Verfasser haben dabei didaktische Erwägungen geleitet, denn sein Buch, das dem Gymnasium zu Saarburg gewidmet ist, soll hauptsächlich den Primanern dienen. — Außer dem Gedankengange dieser Abhandlungen enthält das Buch noch eine Einleitung, die sich mit der geschichtlichen Entwickelung der Begriffe des Schönen und Erhabenen, mit Schiller's Ansichten über diese Begriffe im Vergleich zur Lehre Kant's und mit dem philosophischen Stile Schiller's beschäftigt; gegen den Schluß folgt noch eine ungemein klare und geschickte Darstellung von Schiller's Theorie der

Tragödie und ihres Verhältnisses zur Definition des Aristoteles, wobei auch reichlich Gelegenheit genommen wird, auf die Theorie Lessing's hinzuweisen. Ein Anhang beschäftigt sich mit einer abfälligen Aeußerung Eugen Dühring's über Schiller's ästhetische Schriften; wir geben Geyer völlig recht, bezweifeln aber, daß es irgendwelche Wirkung auf Dühring haben wird, daß ihm hier eine bedauerliche Einseitigkeit nachgewiesen wird; mit reinen Verstandesmenschen darf man nicht über Schiller rechten, ihnen fehlt eben das Organ, diesem großen Manne gerecht zu werden. — Schließen wir diese Ankündigung mit dem Ausdruck der Ueberzeugung, daß Geyer sich mit seiner kleinen Schrift um das allgemeinere Verständniß der ästhetischen Gedankenwelt Schiller's ein bedeutendes Verdienst erworben hat.

Eine akademische Arbeit liegt uns in den „Studien zu Don Carlos" von Max Möller (Nr. 2) vor. Auch wenn wir nicht wüßten, daß es eine Inauguraldissertation ist, würden wir aus der häufigen Anwendung rein philologischer Methode darauf schließen dürfen. Gleichwol erheben sich die Studien weit über das Niveau derartiger Arbeiten: sie zeigen ein ungewöhnlich gereiftes Urtheil, eine selbständige umsichtig erwägende und geschmackvolle Kritik, sodaß wir nicht anstehen, das Buch — denn so darf es genannt werden — für eine Bereicherung der Schiller-Literatur zu erklären. Die einzelnen Studien sind nur durch das etwas lockere Band des gemeinsamen Gegenstandes verbunden. Die drei ersten beschäftigen sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit dem Biographischen, das uns das Verständniß des „Don Carlos" näher bringen kann. Seitdem Kuno Fischer, Weltrich und Minor nachgewiesen haben, daß bei Schiller Leben und Dichten durchaus nicht so zusammenhanglos nebeneinander stehen, wie das unter dem nachwirkenden Einfluß der für die Beurtheilung Schiller's überhaupt sehr irreleitenden Romantiker lange geglaubt worden war, haben die Biographen es sich angelegen sein lassen, diese Zusammenhänge aufzudecken; ein literarhistorischer Grundsatz, den man bisher in kaum begreiflicher Einseitigkeit fast nur auf Goethe angewendet hatte, ist damit auch für Schiller fruchtbar geworden. Möller erörtert in seinem ersten Kapitel das Verhältniß des „Menschenfeind" zum „Don Carlos" und weist nach, daß die Idee der dramatischen Behandlung des alten Problems auch im König Philipp Verwirklichung gefunden hat; er drückt dies in der Formel aus, daß der „Menschenfeind" eine Vorstudie zum „Don Carlos" sei. Das zweite Kapitel behandelt den Einfluß der Lektüre Schiller's auf den „Don Carlos"; daß dieser Einfluß bestanden hat, darf man annehmen, selbst ohne bestimmte Beweise; Möller bringt aber derartige Beweise, und es kann gar nicht geleugnet werden, daß z. B. sowol Stoffwahl als einzelne Redewendungen an den „Julius von Tarent" erinnern; nur ist auch Möller nicht ganz vor der Gefahr gewahrt geblieben, solche Anklänge auch da zu hören, wo nur eine ganz zufällige und recht entfernte Aehnlichkeit besteht (vgl. S. 9 oben, wo wir dem Verfasser schlechterdings nicht beipflichten können); wenn der philologische Scharfsinn erst einmal Blut gekostet hat, dann wittert er das köstliche Naß in jeder rothen Farbe. Die Einwirkung Shakespeare's wird uns von Schiller selbst angedeutet (vgl. Jonas, „Schiller's Briefe" I, 115) und von Möller glaubhaft im einzelnen erwiesen; daß Lessing auf den jungen Schiller großen Einfluß gehabt hat, muß ohne weiteres zugestanden werden; aber darum würde ich nicht die Tendenz des „Don Carlos" auf die Einwirkung „Nathan's des Weisen" zurückführen, ebensowenig in gewissen Aehnlichkeiten der Situationen (der Tempelherr wandelt im Palmenhain, Carlos im Citronenhain!) und Charaktere (der Tempelherr entzieht sich dem Danke für die Rettung Recha's, Posa dem Danke des Königs!) Beeinflussung wittern. Möller hat zweifellos das richtige Gefühl für das Bedenkliche derartiger Vergleichungen, die auf literarhistorischem Gebiete noch verführerischer sind als auf sprachgeschichtlichem die Etymologien; er flicht selbst eine leicht ironische Bemerkung über Lewy's „fürchterliche Musterung" beider Dichtungen ein; dieser Lewy hat nämlich in einem Aufsatze in der „Zeitschrift f. D. A.", XXI: „Schiller's Don Carlos in seiner Abhängigkeit von Lessing's Nathan", sich folgendes anmuthige Stückchen geleistet: „Carlos (V): Madrid sieht nur als König oder nie mich wieder. — Werner (in «Minna von Barnhelm», V, 15): Ueber zehn Jahre ist sie Frau Generalin oder Witwe." Um so verdienstlicher ist Möller's drittes Kapitel über die Einwirkung eigener Erlebnisse auf den „Don Carlos"; nur ist es nicht erschöpfend; z. B. hätte sich vielleicht etwas über Henriette von Arnim und die Prinzessin Eboli sagen lassen, auch dürfte das Verhältniß Schiller's zu Margarethe Schwan nicht so ganz ohne Einfluß geblieben sein. Das vierte und fünfte Kapitel beschäftigen sich mit den sehr interessanten Wandlungen, die die Dichtung in den verschiedenen Ausgaben, die Schiller veranstaltete, durchgemacht hat, und es ist Möller's Verdienst, die Gründe dieser Wandlungen aufgedeckt und zugleich einen werthvollen Beitrag zur Kenntniß der menschlichen und künstlerischen Entwickelung des Dichters gegeben zu haben. Wir gehen auf diese Nachweise nicht näher ein, die mit dem ganzen Apparat philologischer Vergleichungstechnik, in der die in ihrer Kürze doch so umständliche Bezeichnung der Ausgaben mit Buchstaben — Aa, D, Bs, Ea u. s. w. — eine große Rolle spielt, aufgeführt werden. Zum Schluß bereitet uns Möller eine angenehme Ueberraschung: er gibt uns den ersten Druck des berühmten hamburger Theatermanuscripts! Im Sommer 1894 hat er dieses Manuscript auf der Theaterbibliothek seiner Vaterstadt Hamburg gefunden. Schon Vollmer hatte 1880 in der Einleitung zu seinem Wiederabdruck der ersten Ausgabe des „Don Carlos" eine Veröffentlichung des ihm zugesandten Manuscripts versprochen; aber diese Veröffentlichung war nicht erfolgt. Es ist die Fassung, die Schiller im Juni 1787 an Schröder schickte, und über die er sich

in dem Briefe vom 13. Juni 1787 (Jonas, I, 345) eingehend äußerte. Wir finden hier gegenüber den bis zu jener Zeit gedruckten Ausgaben und besonders auch gegenüber der mannheimer Handschrift eine ganze Reihe von Veränderungen, die als Ganzes betrachtet, uns einen deutlichen Einblick in die gereifteren theatertechnischen Einsichten Schiller's gewähren, und uns besonders auch zeigen, mit welch unablässiger, bis ins Kleine gehenden Sorgfalt der Dichter an seinem Werke gearbeitet und gefeilt hat. Einen ganz eigenen praktischen Werth hat die Veröffentlichung Möller's noch dadurch, daß nun alle Regisseure, die sich belehren lassen wollen, eine durch und durch bühnengerechte Einrichtung, die von des Dichters eigener Hand stammt, benutzen können; dazu wäre es allerdings wünschenswerth, daß diese Fassung, die nun den gelehrten Namen Hm tragen wird, auch allgemein zugänglich gemacht würde, etwa durch einen Abdruck in Reclam's „Universalbibliothek“.

Nur weil es zuletzt erschienen ist, stelle ich das Buch „Schiller's Frauengestalten“ von Burggraf (Nr. 3) an den Schluß dieses Berichtes. Nach seinem innern Werthe hätte es den ersten Platz verdient. Ich darf wohl sagen, daß ich selten ein Buch über Schiller mit solchem Genuß gelesen habe wie dieses. Wir sind ja wohl schon über die Meinung hinaus, die lange geherrscht hat, daß die Frauengestalten Schiller's an innerer Lebenswahrheit denen Goethe's nachstünden; während Goethe vorwiegend das Naive in der Frau zur Geltung brachte, tragen Schiller's Frauen das Gepräge der selbständigen Reflexion, des thätigen Anteils an der umgebenden Welt, des eingreifenden Mutes. Es ist erklärlich, daß diese Züge vielfach für unweiblich gehalten worden sind und daß der deutschen Männerwelt, die doch hierin das allgemeine Urteil bestimmt, Goethe's Gretchen weiblicher erschienen ist als Gertrud Stauffacher und die Gräfin Terzky; je mehr sich aber auch bei uns die Auffassung von dem Wesen und der Bestimmung der Frau ändert, je weitere Kreise die sogenannte Frauenbewegung ergreift, die ja, mag sie im einzelnen oft über das Ziel hinausschießen, doch im Grunde nur nach einer größern geistigen Selbständigkeit der Frau strebt, desto mehr wird man erkennen, daß die hochstrebenden, gewaltig wollenden Frauen Schiller's auf tiefer psychologischer Wahrheit beruhen. Auch im Leben ist Schiller das Glück zutheil geworden, eine große Anzahl bedeutender Frauen genau kennen zu lernen; und während Goethe das Ewig-Weibliche doch zumeist und zunächst unter dem Gesichtspunkt der Liebe ansah, also die Frauen zuvörderst nach ihrer augenfälligsten Naturbestimmung würdigte, hat Schiller's ruhigerer Sinn in ihnen das Allgemein-Menschliche zu erkennen geliebt. Nachdem er die bekannten Schwankungen überstanden hatte, blieb ihm Karoline von Wolzogen eine Freundin; und nachdem das Erotische überwunden war, neigen sich Schiller und Charlotte von Kalb in wahrer Freundschaft wieder zueinander. Und welch ein Anblick edelster Frauenwürde wurde ihm in seiner Lolo zutheil! Die Beziehungen Schiller's zu den Frauen einmal im einzelnen darzustellen, mußte in der That ein dankbarer Vorwurf sein für jemand, der es liebt, sich in das Leben und Wesen des einzig großen Menschen zu versenken. Burggraf hat diese Aufgabe sich gestellt und sie in ganz vortrefflicher Weise gelöst. Er schöpft, wie dem Kundigen jede Seite zeigt, aus dem Vollen; er hat sich in alle die Briefwechsel, die Memoiren hineingelebt, er atmet sozusagen die Luft, in der jene Menschen gelebt haben. Er zeigt, wie die ganze sittliche Weltanschauung Schiller's von den Frauen, zumal von seiner Frau beeinflußt gewesen ist, wie dankbar die Nation sein muß, daß Schiller die Segnungen eines glücklichen Familienlebens an sich erfahren hat, daß ihm eine Frau sich zugesellte, die sich nicht damit begnügte, eine umsichtige und sorgfältige Schaffnerin seines Hauses zu sein, sondern eine geistig hochstehende, ihn begreifende und ihm helfende Genossin sein wollte und war; er zeigt, wie die Gestalten der Dichtung in engem Zusammenhange stehen mit den Frauen, die das Leben ihm in den Weg geführt hat; und es gelingt ihm, manche Beziehung aufzudecken, die bisher noch verborgen lag; so läßt er uns in dem Bilde der Kassandra die Züge der Charlotte von Kalb sehen, von der er uns eine tiefe und feinsinnige Charakteristik entwirft. Hier möge eingeschaltet werden, daß Burggraf die Beziehung der „Klage der Ceres“ zu Nanettens Tod entweder übersehen hat oder aber nicht gelten lassen will.

Das Buch Burggraf's ist für weite Kreise bestimmt, und es ist, wie wenige, geeignet, die Liebe zu Schiller aufs neue in empfänglichen Herzen zu entfachen; es ist auch für den verständlich, der mit den Einzelheiten aus Schiller's Leben nicht genau vertraut ist, denn die Bilder, die es enthält, haben einen sorgfältig ausgeführten Hintergrund; es ist in einer edlen vornehmen Sprache geschrieben und eine vornehme Weltauffassung spricht aus ihm. So dürfen wir „Schiller's Frauengestalten“ aus voller Ueberzeugung allen empfehlen, die an unserm großen Dichter mit ihrem Herzen hängen, und besonders auch denen, die das nicht thun. Dieser Apostel wird sie bekehren.

J. Wychgram.

Aus der deutschen Geschichtschreibung.

Die deutsche Geschichtswissenschaft hat in diesem Frühjahr durch den Tod Heinrich von Treitschke's einen schweren Verlust erlitten, der auch weit über deren engere Kreise hinaus schmerzlich empfunden wird. Denn Treitschke hat niemals zu denjenigen Gelehrten gehört, welche sich mit ihren Werken nur an den beschränkten Kreis der Fachgenossen wenden, er hat im Gegentheil stets in ausgesprochenster Weise das Streben und das Bedürfniß gehabt, dem Volke selbst ein Spiegelbild seiner Vergangenheit vorzuhalten, ihm an der Hand der von ihm dargestellten Geschichte ein Mahner und Warner auch für die Gegenwart zu sein. Deswegen ist er im tiefsten Grunde seiner reichbegabten Natur doch mehr Publicist als Historiker gewesen; die Grenzen der Historie und der Politik sind ihm immer ineinander geflossen. Daraus ergaben sich die größten Vortheile, aber auch die schwersten Nachtheile seiner Art Geschichte zu schreiben. Aber auch wer, wie der Schreiber dieser Zeilen es wiederholt ausgesprochen hat, in der historiographischen Thätigkeit Treitschke's die mit seinem ausgeprägten Subjectivismus verbundenen Nachtheile für sehr viel größer als die unleugbaren großen Vorzüge seiner packenden und hinreißenden Darstellung hält, wird doch vor allem die unzweifelhafte nationale Bedeutung dieses glühenden Patrioten nicht verkennen, durch welche seine Schöpfungen auch da geadelt werden, wo man ihrem sachlichen Inhalte nicht zuzustimmen vermag. Was er als Schriftsteller und Gelehrter, was er namentlich als akademischer Lehrer für die Erweckung und Belebung nationalen Sinnes und nationaler Begeisterung in unserm Volke und namentlich in unserer akademischen Jugend geleistet hat, das wird ihm stets unvergessen bleiben. Wie oft er auch wissenschaftlich und politisch auf schwere Irrwege gerathen sein mag, wie schwere Bedenken man auch gegen sein vornehmstes wissenschaftliches Werk mit Recht erhebt: in seiner nationalen Gesinnung, in der Höhe seines Schwunges und seiner Begeisterung ist er sich immer gleich geblieben, und auch seine Fehler sind aus dieser tiefsten Wurzel seiner Kraft hervorgegangen. Und darum schweigen auch angesichts seines Todes alle Bedenken vor der Empfindung der Trauer über den Verlust des hochbegabten Mannes, der seine besten Kräfte für seine Ueberzeugung und sein Vaterland eingesetzt hat. Darum trauerte an seinem Grabe nicht bloß, ja nicht einmal in erster Linie die deutsche Wissenschaft, sondern das deutsche Volk, und selbst die, welche ihm im Leben Gegner waren, bringen ihm im Tode den Tribut der Hochachtung und Bewunderung dar, der ihm gebührt.

Unter den Nachrufen, welche ihm gewidmet worden sind, nimmt durch die geistvolle Würdigung seiner Eigenart und charakteristischen Bedeutung wol den hervorragendsten Platz ein die Ansprache, welche Max Lenz an die berliner Studentenschaft bei ihrer Trauerfeier gehalten hat und die erst in den „Preußischen Jahrbüchern", dann aber auch als besondere Schrift erschienen ist:

1. Heinrich von Treitschke. Ansprache an die berliner Studentenschaft bei ihrer Trauerfeier am 17. Mai 1896. Von Max Lenz. Berlin, Herm. Walther. 1896. Gr. 8. 50 Pfg.

Mit feinem Verständniß hat Lenz die tiefsten Wurzeln der Treitschke'schen historisch-politischen Weltanschauung dargelegt und dabei namentlich auch die von mir betonte nationale Bedeutung seines literarischen Schaffens in den Vordergrund gestellt, zugleich aber eingehend nachgewiesen, in welcher Weise er durch die eigenen Lebensschicksale wie durch die Entwickelung, welche die politische Geschichte seines eigenen und des italienischen Volkes nahm, bestimmend beeinflußt wurde. Mag Lenz, durch den Anlaß seiner Schrift bestimmt, auch hier und da in einen zu panegyrischen Ton verfallen sein, er ist doch auch gegen die Schwächen Treitschke's nicht blind gewesen und hat ein in den Grundzügen gerechtes Bild seiner vielseitigen Bedeutung gegeben, welches kein Freund Treitschke'scher Muße ohne hohe Befriedigung aus der Hand legen wird.

Zu den Einseitigkeiten des Urtheils, welchem der Historiker Treitschke infolge seiner starken Subjectivität in ausgesprochen preußischem Sinne oft anheimfiel, gehört auch die an Haß streifende Abneigung, welche in seiner Darstellung der Politik der deutschen Kleinstaaten zu Tage tritt. Nun ist es ja nicht zu leugnen, daß diese mittel- und kleinstaatliche Politik lange Zeit eins der schwersten Hemmnisse der Entwickelung zum nationalen Staate gewesen ist, und gewiß sind viele der Vorwürfe, welche Treitschke gegen sie erhebt, in vollem Maße berechtigt; oft aber hat ihn doch auch sein patriotischer Eifer zu weit geführt und die thatsächlichen Schranken und Möglichkeitsbedingungen, mit denen die Kleinstaaten zu rechnen hatten, nicht sehen lassen. Dann ist sein Urtheil zuweilen nicht blos hart, sondern auch ungerecht geworden.

In Bezug auf einen der deutschen Kleinstaaten, der seit 1866 aufgehört hat zu existiren, in Bezug auf Kurhessen und seine letzten Kurfürsten ist von hessischer Seite schon wiederholt Einspruch gegen die übertriebene Härte der Treitschke'schen Urtheile erhoben worden. Solange nun dieser Widerspruch nur von ausgeprägten hessischen Particularisten, der sogenannten hessischen Rechtspartei und den Renitenten erhoben wurde, konnte er als unberechtigt, weil jedenfalls nicht ohne Voreingenommenheit ausgesprochen, überhört werden. Neuerdings aber hat sich doch auch ein so entschieden national gesinnter Mann wie Otto Bähr in einer eigenen, die Zustände in dem untergegangenen kurhessischen Staate betreffenden Schrift gegen die einseitigen Uebertreibungen in der Beurtheilung Treitschke's ausgesprochen, obwol er sonst einen großen

Theil der gegen den Kurfürsten von Hessen erhobenen Vorwürfe bereitwillig als berechtigt zugesteht:

2. Das frühere Kurhessen. Ein Geschichtsbild. Von Otto Bähr. Zweite Auflage. Kassel, M. Brunnemann. 1895. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Die kleine, ansprechend und lebendig geschriebene Arbeit erhebt keineswegs den Anspruch, eine erschöpfende historische Darstellung zu sein, sie will nur auf Grund eigener Anschauungen und Erfahrungen ein Bild der Zustände geben, welche in den letzten Jahrzehnten vor dem Untergange des kurhessischen Staates in diesem geherrscht haben. Der Verfasser will damit übertriebenen Auffassungen nach beiden Seiten hin entgegentreten, einmal der hauptsächlich auf Treitschke fußenden, welche den kurhessischen Staat als einen in jeder Beziehung verrotteten hinstellen möchte, dann aber auch der von kurhessischer Seite genährten Mythenbildung, nach welcher der letzte hessische Kurfürst im Grunde genommen ein vortrefflicher Regent gewesen sei, unter dem es dem Lande sehr wohl ergangen sei. Beiden einander entgegengesetzten Anschauungen will der Verfasser ein wirkliches und treues Bild der historischen Zustände und der Entwickelung des Uebergangs in preußischen Besitz gegenüberstellen, und er hat es in vornehmer, ruhiger und sachlicher Weise gethan. Er hat die schweren Schäden und die verhängnißvollen persönlichen Fehlgriffe des letzten Kurfürsten keineswegs beschönigt, vielmehr den Fluch der Hassenpflug'schen Periode in voller Deutlichkeit zur Anschauung gebracht, auf der andern Seite aber auch die unzweifelhaften Vorzüge der staatlichen Organisation des hessischen Kurstaates nachdrücklich hervorgehoben, so namentlich die Vortrefflichkeit der Justizorganisation, über deren Aufhebung unter preußischer Herrschaft in Hessen starke, nicht ganz unberechtigte Misstimmung lange Zeit auch in den nationalgesinnten Kreisen des Landes herrschte. Ueberhaupt hat der Verfasser manche neue und interessante Mittheilungen und Bemerkungen über die mancherlei Misgriffe gemacht, welche von preußischer Seite nach der Annexion unzweifelhaft begangen worden sind. Die kleine Schrift, welche in kurzer Frist zwei Auflagen erlebt hat, ist in hohem Grade anregend und unterrichtend.

Einem andern, noch bestehenden deutschen Territorialstaate, dem Königreiche Würtemberg, ist eine neue, seine ganze Geschichte von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1871 umfassende Darstellung von sachkundigster Seite gewidmet worden:

3. Würtembergische Geschichte. Von Eugen Schneider. Stuttgart, J. B. Metzler's Verlag. 1896. Gr. 8. 7 M.

Eine zusammenfassende, übersichtlich orientirende Darstellung der sehr complicirten Würtembergischen Territorialgeschichte ist schon längst als Bedürfniß empfunden worden. An umfangreichen, gelehrten und sehr verdienstvollen Arbeiten war hier kein Mangel, wir brauchen nur an Stälin's großes Werk zu erinnern, ebensowenig an territorial- und localgeschichtlichen Einzeluntersuchungen, an denen vielmehr das aus einer Unzahl kleiner und kleinster Gebiete und Gebietchen in langer Entwickelung zu einem größern Staate erwachsene Land fast überreich war. Gerade darum handelte es sich, die Ergebnisse dieser Einzelforschungen wie jener grundlegenden umfassenden Arbeiten zu einem zuverlässigen und übersichtlichen Bilde in einheitlicher Auffassung zu gestalten. Das vorliegende Werk ist seit langer Zeit der erste werthvollere Versuch nach dieser Richtung, aber daß er nun gerade als völlig gelungen bezeichnet werden könnte, wird man doch nicht sagen können. Dazu ist er doch gar zu sehr an der rein äußern Geschichte der allmählichen territorialen Entstehung Würtembergs haften geblieben, die schließlich für das gesammte Mittelalter zu einer monotonen, in hohem Maße ermüdenden und die Uebersichtlichkeit eher erschwerenden als fördernden Aufzählung und Schilderung einer Unzahl kleinerer Fehden geworden ist, aus der sich selbst die einzelnen Herrschergestalten nur sehr unbestimmt und schemenhaft abheben, ein wirkliches Verständniß der historischen Entwickelung, d. h. der Ausbildung einer Eigenart des Volkes, der wirthschaftlichen, geistigen und kulturellen Zustände aber gar nicht zu gewinnen ist. Dem Verfasser hat eben als oberstes Ziel vorgeschwebt, die Entstehung des größern Territoriums aus seinen kleinern Bestandtheilen möglichst zuverlässig darzustellen; dieses hat er ja im wesentlichen erreicht; aber das bestehende Bedürfniß, welches eben namentlich nach einer Geschichte des würtembergischen Volkes gerichtet ist, ist damit keineswegs befriedigt. Die wenigen, flüchtig und systemlos hingeworfenen Bemerkungen zur Volks- und Wirthschaftsgeschichte, die eben nichts sind als rein zufällige Notizen, welche sich der als Archivar thätige Verfasser gelegentlich gemacht hat und die dann durch ihr concretes Detail auffallen, erscheinen mehr als Concessionen, welche dem auch ihm bekannten populären Bedürfniß gemacht werden, denn als selbständige und bewußte Erfüllung einer in dieser Richtung liegenden Aufgabe. Infolge dieser Anlage aber wird das Buch, so verdienstlich es in mancher Beziehung, so sorgfältig und genau es gearbeitet ist, kaum größere Verbreitung erlangen oder gar zu einem Volksbuche werden. Dazu ist es eben zu trocken und langweilig, zu sehr Gerippe ohne Fleisch, Blut und Leben. Was hätte selbst vom Standpunkte einer einseitig dynastisch-territorialgeschichtlichen Betrachtung aus einer Gestalt wie Eberhard dem Rauschebart gemacht werden können, und zwar auf demselben Raume, den der Verfasser ihm gewidmet hat, und wie dürftig und leblos ist die vorliegende Darstellung! Der Leser empfängt z. B. bei der Schilderung der dramatisch ebenso bewegten wie wirthschaftlich und politisch hochbedeutenden Kriege Eberhard's mit den Reichsstädten auch nicht die leiseste Vorstellung von den Kräften, welche in diesen leidenschaftlichen Kämpfen wirksam waren. Daß

es sich hier um eine Frage handelte, die nicht blos für die fernere würtembergische, sondern für die gesammte deutsche Verfassungsentwickelung von entscheidender Bedeutung war, tritt aus der Schilderung des Verfassers kaum irgendwie erkennbar hervor. Der äußere Verlauf dieses Krieges wie der unzähliger anderer, ganz gleichgültiger Fehden wird in derselben Weise behandelt, gleich als handelte es sich um ziemlich gleichwerthige Dinge. Das Buch ist eben ein neuer Beweis dafür, daß eine Aneinanderreihung noch so vieler und noch so correct festgestellter Thatsachen noch lange keine Geschichte ist. Gerade bei solchen, auf Cultur- und Volksgeschichte fast grundsätzlich verzichtenden Werken zeigt sich die Berechtigung der culturhistorischen Bestrebungen am deutlichsten. Verzweifelt correct, verzweifelt sorgfältig, aber noch verzweifelter langweilig, das ist die Signatur des Buches, namentlich in Bezug auf die in der würtembergischen Geschichte gerade besonders anziehende mittelalterliche Periode. Trotzdem wird natürlich das vorliegende Buch als Nachschlagebuch für jeden, der sich kurz über die Geschichte der würtembergischen Herrscherfamilie und die historische Zusammensetzung des Landes unterrichten will, sehr nützlich, ja unentbehrlich sein, d. h. es wird sehr viel gebraucht, aber wenig gelesen werden.

Eine ganz anders geartete, auf Erschließung neuer Quellen beruhende und dabei eminent culturhistorische Arbeit liegt zur bairischen Geschichte vor, die zwar nicht den gesammten Umfang der Geschichte des bairischen Staates umfaßt, aber auf der andern Seite durch ihren Inhalt weit über die Grenzen Baierns hinaus Bedeutung hat und Beachtung finden wird:

4. Geschichte der Hexenprocesse in Baiern. Im Lichte der allgemeinen Entwickelung dargestellt. Von Siegmund Riezler. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1896. Gr. 8. 6 M.

Der Verfasser hat auf Grund archivalischer Studien zur Geschichte dieser traurigen menschlichen Verirrung zahlreiche neue Materialien beigebracht, die zwar zunächst bairischen Ursprungs, aber doch zugleich typisch für die ganze Entwickelung sind und über manche noch dunkle Seite dieser dunkeln historischen Erscheinung neue Aufschlüsse geben. Gerade bei derartigen geschichtlichen Problemen, welche für uns Nachlebende so geheimnißvoll und räthselhaft sind, führt eine bloße Vermehrung des quellenmäßigen Materials stets auch eine tiefere Erkenntniß des Wesens der Sache mit sich. Nun sind zwar über die Hexenprocesse schon eine ganze Reihe sehr umfangreicher und werthvoller Werke geschrieben worden, von denen namentlich das von Soldan-Heppe noch heute als grundlegend betrachtet werden kann, aber doch harrt da noch manches Räthselhafte der Erklärung, Erforschung und Deutung. Und auf diesem Wege stellt das Riezler'sche Buch nicht blos in dem, was es an neuem Material beibringt, sondern auch in dem auf diesen Forschungen beruhenden allgemeinen Theile einen bedeutenden Schritt nach vorwärts dar. Von großem Interesse ist da namentlich der durch manchen neuen Zug erweiterte Nachweis von der unheilvollen Bedeutung, welche der „Hexenhammer" der beiden Dominicaner Institoris und Sprenger auf die ganze Verbreitung des Hexenwahns und auf die Ausbildung des wahnwitzigen juristischen Verfahrens, durch welches Hunderttausende unschuldiger Opfer zu Tode gequält wurden, gehabt hat. Auch sonst hat der Verfasser in Bezug auf die mittelalterliche und spätere occultistische und sonstige Literatur über den Hexenwahn manchen neuen und werthvollen Beitrag in seinem Werke gebracht, welches in jedem Betracht als eine sehr willkommene Bereicherung unserer historischen Kunde über diese traurige geschichtliche Erscheinung bezeichnet werden darf.

Nicht in demselben Maße kann dies von einem zweiten, ebenfalls ein cultur- und wirthschaftsgeschichtlich hochwichtiges Problem der mittelalterlichen Geschichte behandelnden Werke gesagt werden, obwol es ebenfalls auf reichen und umfassenden Studien beruht und daher auch vieles Neue und Werthvolle beibringt:

5. Die Judengemeinden des Mittelalters, insbesondere die Judengemeinde der Reichsstadt Ulm. Ein Beitrag zur deutschen Städte- und Wirthschaftsgeschichte. Von Eugen Nübling. Ulm, Gebr. Nübling. 1896. Gr. 8. 18 M.

Es ist das sechste umfangreiche Werk, welches der sehr rührige und fruchtbare Verfasser innerhalb weniger Jahre über die Geschichte seiner Vaterstadt Ulm veröffentlicht hat. Schon der kolossale Umfang seiner Arbeiten legt die Annahme nahe, daß der Verfasser des massenhaften ihm vorliegenden Materials doch nicht recht Herr geworden ist, es zu wenig verstanden hat, Wichtiges von Unwichtigem zu unterscheiden. Dem ist in der That so. Sein neuestes Werk ist mehr eine Sammlung mehr oder weniger unverarbeiteten, übrigens sehr reichhaltigen und wichtigen Materials, als eine einheitlich durchdachte und künstlerisch irgendwie abgerundete Darstellung. Eine solche würde kaum ein Viertel des Umfangs des vorliegenden Bandes beansprucht haben. Die Flüchtigkeit und der Mangel an Ueberarbeitung tritt aber, auch von der Gesammtanlage abgesehen, deutlich genug hervor. Der einzige, wirklich zusammenhängend darstellende, gewissermaßen die Ergebnisse der Untersuchung zusammenfassende Abschnitt, die allgemeine Einleitung, ist oft weiter nichts als eine, zuweilen sogar wörtliche Wiederholung einzelner Abschnitte der Einzeluntersuchung, sodaß manchmal seitenlang derselbe Text wörtlich zweimal gedruckt worden ist. Der Verfasser hat offenbar den Ueberblick über sein Buch völlig verloren. Infolge dieser Flüchtigkeit und einer durch verschleierte, aber doch deutlich hervortretende antisemitische Neigungen bedingten Voreingenommenheit bei Beurtheilung der Quellen sind dem Verfasser aber auch im einzelnen zuweilen geradezu unglaubliche historische Schnitzer passirt, welche selbst bei einem Anfänger auf dem Gebiete geschichtlicher Forschung Erstaunen erregen würden. In dem Streben, überall und überall,

namentlich bei allen ungünstigen Erscheinungen des wirthschaftlichen Lebens, ausschließlich den Einfluß der Juden zu sehen, stellt er Behauptungen auf, die in ihrer unbewiesenen und unbeweisbaren Allgemeinheit recht bedenklich an die antisemitischen Schlagwörter der Gegenwart erinnern, so wenn er auf Seite XLIII der allgemeinen Einleitung gelassen den Satz ausspricht: „Die Geschichte des Welthandels ist die Geschichte des Judenthums", und damit unsern ganzen mittelalterlichen echt deutschen Kaufmannstand einschließlich der stolzen Hansa, die doch wol in erster Linie Trägerin des deutschen Welthandels gewesen ist, als verjudet und von Juden geleitet hinstellt. Noch schlimmer aber ist es, wenn der Verfasser solche sonderbare Entdeckungen durch Quellenbeweise zu stützen versucht. Da passirt es ihm unter anderm, daß er in der Sucht, überall in den Quellen jüdische Gelddarleiher zu entdecken, den jedem selbst oberflächlichen Kenner mittelalterlicher Geschichte völlig bekannten lateinischen Namen der Laienbrüder in Klöstern „conversi" als „Kowertsche", d. h. jüdische Gelddarleiher, erklärt und dann noch die geistreiche etymologische Vermuthung hinzufügt, das Wort „Kowertsche" könne am Ende von „conversi" abgeleitet sein. Nach diesen Proben der Kenntniß des Verfassers der mittelalterlichen Geschichte, welche noch beliebig auch in Bezug auf seine wirthschaftsgeschichtlichen Ansichten vermehrt werden könnten, brauchen wir auf weitere Einzelheiten nicht mehr einzugehen, um zu beweisen, daß dieses Buch eine sehr umfangreiche und fleißige Quellenmaterialsammlung genannt werden kann, als Bearbeitung und Darstellung aber nur mit äußerster Vorsicht zu gebrauchen ist.

Georg Winter.

Ausländische Romanliteratur.

1. Rom. Roman. Von Emile Zola. Uebersetzt von A. Berger. Drei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1896. 8. 6 M.

Hat Emile Zola im ersten Roman des Cyklus „Drei Städte", in „Lourdes", das unsaubere Treiben und die Geheimnisse des berühmten Wallfahrtsortes behandelt, so beschäftigt er sich im zweiten Werke, in „Rom", mit dem Leben im Vatican, mit dessen Ränken und Schlichen. Ist schon der erste Theil des Cyklus auf den Index librorum prohibitorum gesetzt worden, so verdient der zweite — vom kirchlichen Standpunkt aus — diese Brandmarkung noch viel mehr. Dort hat Zola nicht die Kirche und den Klerus selbst angegriffen, nur die „heiligen" Väter von Lourdes, die aus der Hysterie und Leichtgläubigkeit der Leute so reichliches Kapital schlagen und mit den angeblich heiligen Dingen einen so schmählichen Schacher treiben: hier jedoch, in seinem neuen Werke, greift Zola die Kirche in ihrer Centrale an, in Rom, ja er scheut nicht davor zurück, die Unfehlbarkeit des Papstes anzutasten und dessen sehr menschliche Schwächen zu zeigen, eine Kühnheit, die ihm wol den grimmigsten Haß des Klerus und aller Klerikalen zugezogen haben wird. Und es hat durchaus nicht den Anschein, als ob die wenig erbaulichen Dinge, die er da von den Kardinälen und ihrem Anhang berichtet, gehässige Erfindung wären, sie machen vielmehr den Eindruck der Wahrheit, ebenso wie das, was Zola von Lourdes erzählt hat. Sogar das alte Mittel aus den Zeiten der Borgia, das zur Entfernung unbequemer Leute so oft angewendet worden ist: der heimliche Giftmord, erscheint in Zola's Darstellung gar nicht so unwahrscheinlich, trotzdem man sich sträubt, daran zu glauben, daß im Vatican Derartiges noch heutzutage ungeahndet geschehen könne. Es ist kein Grund anzunehmen, daß Zola die Thatsachen fälsche, wenn er sie seiner Art nach auch übertreiben mag. Bei seiner bekannten Gründlichkeit hat er sich ohne Zweifel über alles sehr gut unterrichtet, zumal da er sich ja nur zu diesem Zwecke nach Rom begeben hat. Er ist vielleicht noch in keinem seiner Werke so gründlich vorgegangen wie in diesem, wenigstens dürfte er zu keinem so viele „Documente" gesammelt haben. Ohne Zweifel hat er nicht nur selbst alle Oertlichkeiten, von denen er in seinem Werke spricht, selbst aufgesucht und geradezu studirt, sondern auch die umfassendsten Vorstudien gemacht, um das gewählte Milieu historisch kennen zu lernen und erläutern zu können. Er hat gewiß eine große Anzahl historischer und culturhistorischer Werke über Rom gelesen, er hat ferner dessen Bauten, Gemälde und Statuen studirt, und ebenso die politischen und socialen Zustände des modernen Italien. Man hat ihn eben deshalb des Plagiats beschuldigt, indem man ihm vorwarf, er habe seinen Quellenwerken wörtliche Auszüge entnommen und diese in seinem Werke, ohne sie als Citate anzuführen, unbefugt verwerthet. Sollte das wirklich der Fall sein, so darf man diesen gewiß ungehörigen Vorgang aber doch nicht als Plagiat auffassen, sondern man hat darin nur die Folge seiner Productionsmethode zu sehen, die ja im Sammeln von „Documenten" besteht: in Anbetracht des ungeheuern Materials, das er diesmal gesammelt hat, ist er nicht im Stande, oder vielleicht zu bequem, zu müde gewesen, auch alles geistig und sprachlich zu seinem Eigenthum zu machen, und so hat er möglicherweise manches dieser Documente einfach abgeschrieben.

Die eigentliche Handlung des Buches ist sehr einfach: der Abbé Froment, derselbe, der im Roman „Lourdes" die Fahrt nach Lourdes mitgemacht hat und dem da die Augen aufgegangen sind, hat in seiner Entrüstung über diesen schändlichen Misbrauch der Religion und aus Liebe

zu den Armen und Leidenden ein Buch geschrieben, das er „Das neue Rom" nennt und in dem er eine gründliche Reform des Christenthums und der ganzen Gesellschaft anstrebt, das Programm eines Socialismus entwirft, der in Christus wurzelt und von Rom ausgehen soll. Dieses Buch wird als ketzerisch auf den Index gesetzt und sein Verfasser nach Rom beschieden, seine Ansichten zu vertheidigen. Nach monatelangem Warten und der Ueberwindung verschiedener Hindernisse wird ihm endlich die von ihm heiß ersehnte Audienz beim Papste zutheil. Er sieht sich jedoch ganz misverstanden, verwirft, in seinen Hoffnungen so grausam enttäuscht, auf Geheiß des Papstes sein Buch und kehrt nach Paris zurück.

Der Aufenthalt des jungen Priesters in Rom, seine vielen Versuche, zum Papste zu gelangen, gibt Zola Gelegenheit, alle seine massenhaften „Documente" zu verwerthen. Indem er den Abbé sich Rom ansehen läßt, gibt er über alle Sehenswürdigkeiten und Persönlichkeiten die umständlichsten Beschreibungen, und an diese knüpft er ebenso weitschweifende historische Reminiscenzen oder sociale Betrachtungen. Man übertreibt sicher nicht, wenn man behauptet, daß diese Reflexionen mindestens den dritten Theil, vielleicht, ja wahrscheinlich sogar die Hälfte des ganzen Werkes ausmachen. So breitspurig und langathmig ist Zola wol noch nie gewesen, und das will wahrlich nicht wenig sagen, ja man darf wol annehmen, daß es, von Tolstoi und Dostojewski abgesehen, kein modernes namhaftes Werk gibt, das eine derartige Weitschweifigkeit aufweist. Und Zola begnügt sich nicht damit, diese Beschreibungen einmal zu geben, nein, er wiederholt sie, so oft er auf das Thema wieder zu sprechen kommt; so beschreibt er den Anblick von Rom gewiß ein Dutzend mal, allerdings immer von einem andern Standpunkt, in einer andern Beleuchtung und Stimmung. Und so oft diese oder jene Person auftritt, hält er es für angezeigt, auch jedesmal ihrer besondern Kennzeichen und Eigenthümlichkeiten Erwähnung zu thun, wiewol es bei ihrem ersten Erscheinen bereits zur Genüge geschehen ist. Es scheint, als ob er immer vergäße, was er früher geschrieben hat, oder als ob er dem Leser ein so schwaches Gedächtniß zutraute, daß er eine Wiederholung des Gesagten für nothwendig hält. Vielleicht aber thut er es nur, weil es ihm ein Vergnügen bereitet, in seinen Phrasen zu schwelgen, weil er sich an ihnen förmlich berauscht. Nordau würde diese Wiederholungswuth freilich als die Folge von Zwangsvorstellungen erklären, und vielleicht mit Recht. Sei dem wie immer: jedenfalls ist dem Leser die ihm damit zugemuthete Arbeit äußerst unangenehm. Sie schädigt aber auch den künstlerischen Werth des Buches sehr beträchtlich. Mit diesen endlosen Beschreibungen und Reflexionen versündigt sich Zola an den Grundregeln der Aesthetik auf das gröbste; nicht etwa an willkürlich aufgestellten Regeln einer bestimmten ästhetischen Schule oder überlieferten Schablone, sondern an jenen Grundsätzen, ohne deren Befolgung ein Kunstwerk einfach unmöglich ist: er sündigt gegen die Regel vom Maßhalten, denn er kennt kein Maß, bei ihm ist alles hypertrophisch, ungeheuer; er sündigt gegen die Regel, die die Wiederholung mit seltenen Ausnahmen als abschwächend, ermüdend und darum schädigend verpönt; er sündigt schließlich gegen das von Lessing aufgestellte, tief in der Natur der Kunst begründete Gesetz, wonach Dichtung und Malerei zwei getrennte Gebiete sind. Zola glaubt mit der Feder malen zu können, und weiß nicht, daß das Nacheinander in der Zeit das Nebeneinander im Raume nie ersetzen kann, daß das mit der Feder gemalte Bild um so unklarer und verworrener wird, je mehr es ins Detail geht. Er bedenkt nicht, daß das Gedächtniß des Lesers, wenn es sich so viele Einzelheiten nacheinander merken soll, ermüden muß, bevor es zu einem Gesammteindrucke gelangt, während das mit dem Pinsel gemalte Bild durch das Nebeneinander der Einzelheiten eine Gesammtübersicht auf einmal ermöglicht.

Daß ein Buch, das derart gegen die Elementarregeln der Aesthetik verstößt, unmöglich als Kunstwerk gelten kann, ist wol klar. Es ist vielmehr ein höchst unerfreulicher Wechselbalg, zu dem Kunstgeschichte, Geschichtsphilosophie, die Geschichte der Päpste und Roms, Socialpolitik und Epik zusammengesteuert haben. Zola hat vielleicht noch in keinem seiner Romane seine Theorie von den „Documenten" und vom „Milieu" so nachdrücklich bethätigt, aber er hat sie auch in keinem ad absurdum geführt. Er wirkt statt aneifernd abschreckend.

Damit ist das Sündenregister des Buches aber noch keineswegs erschöpft: Zola liefert darin aufs neue den Beweis, daß er weit davon entfernt ist, der Realist oder Naturalist zu sein, der er sein will und als der er allgemein gilt; er zeigt sich vielmehr als das, was er im Grunde trotz allem ist: als ein großer Romantiker. Nur ein solcher kann eine Scene schreiben wie die am Sterbebette des Fürsten Dario, eine Scene, die, von ihrer erotischen Natur abgesehen, der romantischen Phantasie eines Jókai würdig wäre und die in ihrer crassen Unmöglichkeit an die famose Selbstverbrennungsscene im „Doctor Pascal" erinnert. Man denke nur: der junge Fürst Dario Boccanera liegt, durch die für seinen Onkel, den Kardinal, bestimmten Feigen vergiftet, auf dem Sterbebette. Da thut seine Braut, in dem verzweifelten Wunsche, ihm doch einmal anzugehören, Folgendes: sie entkleidet sich völlig und umarmt den Sterbenden. Abgesehen von allem andern ist schon die psychologische Unmöglichkeit dieses Vorganges klar, zumal wenn man bedenkt, daß diese Dame durchaus keine Messalina ist. Und wenn sie sich die Kleider noch in wilder Hast vom Leibe risse! Aber nein, sie legt sie langsam, Stück um Stück ab, und dabei nimmt sie auf die im Gemach anwesenden zwei Männer nicht die geringste Rücksicht, obwol sie sie doch fortschicken könnte. Mit dieser Ungeheuerlichkeit ist es aber noch nicht genug: ihr bricht in dieser Umarmung das

Herz — (man denke nur: bei Zola, dem „Naturalisten“!) und beide sterben so vereint. Ihre Körper lassen sich nach dem Tode nicht trennen und ihre Augen nicht schließen. Glücklich lächelnd sehen sie einander immerfort an (mit den gebrochenen Augen!). In dieser Umschlingung werden sie aufgebahrt, ausgestellt!!! und begraben! Und diese lächerliche Ausgeburt einer ungezügelten Phantasie soll man glauben! Sie entspringt übrigens aus derselben Quelle, wie die endlosen Beschreibungen und Betrachtungen: nämlich aus der geradezu krankhaften Vorliebe Zola's für das Maßlose, Ungeheuerliche, aus dieser Manie, die sich auch in seinem Stil äußert, in der Häufung von Vergleichen und von Ausdrücken, die den Begriff des Großen, Ungeheuern enthalten. Man kennzeichnet diese Art vielleicht am besten, wenn man kurz sagt: Zola schreibt in Superlativen. Diese Superlative aber, die des Stoffes sowol als die der Form, verleihen den Büchern Zola's ein ganz eigenthümliches Gepräge und machen sie zu literarischen Hypertrophien.

Theodor von Sosnosky.

2. Eine Schultragödie. Von Edmondo de Amicis. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von Emmy Becher. Stuttgart, J. Engelhorn. 1895. 8. 50 Pf.
3. Wandelbilder. Von Richard Henry Savage. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von J. Mangold. Stuttgart, J. Engelhorn. 1896. 8. 50 Pf.
4. Schiffe, die sich nachts begegnen. Von Beatrice Harraden. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Luise Niemeyer. Stuttgart, J. Engelhorn. 1895. 8. 50 Pf.
5. Die alte Geschichte. Von Charles de Berkeley. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Emmy Becher. Zwei Bände. Stuttgart, J. Engelhorn. 1896. 8. 1 M.

Aus dem Italienischen, Englischen und Französischen stammen die genannten vier Bücher, aber mit Ausnahme des ersten ist keins für die Literatur seines Landes charakteristisch, d. h. trägt keins etwas Specifisches vom Geiste seines Landes und dessen Cultur. Diese „Schultragödie“ kann sich nur in Italien ereignen, während die andern drei Geschichten nur deshalb zur ausländischen Literatur zu rechnen sind, weil sie nicht in deutscher Sprache geschrieben sind, also nur eines rein äußerlichen Momentes wegen.

„Eine Schultragödie“ (Nr. 2) heißt das Buch von Edmondo de Amicis, doch enthält es noch eine zweite Geschichte: „Fräulein Varetti“, ebenfalls eine Schultragödie, nicht minder tragisch als die erste. Wir werden in beiden Geschichten in die noch etwas primitiven Verhältnisse italienischen Volks- und Dorfschulwesens eingeführt, und tragische Conflicte und Katastrophen werden uns gezeigt, wie sie auf dem Boden italienischer Zustände erwachsen können.

Der Verfasser scheint mit seinen Schilderungen neben dem literarischen Zweck auch die bestimmte Tendenz zu verfolgen, die noch wenig idealen Verhältnisse der italienischen Lehrer und Lehrerinnen in grelles Licht zu setzen. Es ist nicht das erste mal, daß wir ihm auf dem Schulgebiet begegnen. Edmondo de Amicis hat, nachdem er, selbst ehemaliger Offizier, zuerst mit Militärgeschichten, dann mit Reisebeschreibungen viel Beifall gefunden hatte, sich die italienische Schule als Specialgebiet ausgesucht und hier dasselbe Glück gefunden. Bekannt ist sein „Romanzo d'un maestro“ und sein von beispiellosem Erfolg begleiteter, in alle Cultursprachen übersetzter Roman „Cuore“. Besonders erscheint seine tendenziöse Absicht in der zweiten der uns vorliegenden Geschichten: „Fräulein Varetti“ („La maestrina degli operai“, wie der italienische Titel wesentlich bezeichnender lautet). In dieser Erzählung wird das wenig beneidenswerthe Los einer jungen ideal angelegten Lehrerin gegenüber einer Horde roher Menschen mit großem Realismus dargestellt. Einzelne Figuren sind ganz vorzüglich gezeichnet, wie der Mörder Muroni, der sich in die Lehrerin verliebt und der nur ihretwegen die Schule besucht. Vieles ist gut beobachtet, wenn freilich auch die oft langen Reflexionen und feinen psychologischen Combinationen des jungen Mannes nicht recht zu seiner Roheit und Unbildung passen wollen. Es ist ferner hübsch dargestellt, wie die in ihrem Idealismus fast zimperliche Lehrerin, die einen großen Abschen vor dem Gemeinen und Häßlichen hat, sich innerlich umwandelt, als der Mörder Muroni, nun selbst das Opfer eines Mordes, auf dem Todtenbette liegt. Er hat sie schon immer verfolgt, um sie zu küssen, jetzt murmelte er einige Worte, in denen sie wieder das Verlangen nach einem Kusse hört. „Jetzt überkam sie bei diesem Laut ein unendliches Mitleid, und bei dem Gedanken, daß er um ihretwillen den Tod erleide, eine unsagbare Zärtlichkeit. Mit der einen Hand seine kalten Finger umfassend, legte sie die andere auf seine Stirn, beugte sich über ihn und küßte seinen Mund. Und er blieb bis zum letzten Athemzuge Aug' in Auge mit ihr.“

Die Heldin der andern Geschichte ist ein Schulmädchen, das in der Schule von der Treulosigkeit seiner Mutter dem Vater gegenüber erfährt, die Schmach nicht erträgt, erkrankt und stirbt. Die Schande und der Tod des geliebten Kindes machen den Vater wahnsinnig, der nun der Lehrerin seine Liebe anträgt, aber abgewiesen wird. Er findet schließlich den Tod im Schulsaal durch einen Sturz. Die nackte Inhaltsangabe sagt nicht viel, sie klingt vielleicht sogar absurd, aber in der Ausführung mit vielen Feinheiten wirkt sie ganz anders, und das Unwahrscheinliche wird zur Wahrheit.

Beide Geschichten sind psychologisch nicht uninteressant, wenn auch zuweilen praktische Mittel angewendet zu sein scheinen, die man, um den terminus technicus des Künstlers „von der andern Facultät“ zu gebrauchen, „Trics“ nennt.

Weniger werthvoll sind die „Wandelbilder“ (Nr. 3) von Richard Henry Savage, eine Sammlung etwas in die Breite gezogener Feuilletons. Am unbedeutendsten ist das erste: „Eine nächtliche Fahrt in St.-Petersburg.“ Eine mit Brillanten übersäete Dame wird von einem

Miethkutscher statt ins Hotel behufs Beraubung in eine entlegene Gegend gefahren, auf ihre Hülferufe aber von zwei des Weges kommenden Herren gerettet. Das ist herzlich wenig, ebenso wenig, wie die mit kindlicher Naivetät erfundenen Verwechselungsepisoden ohne eine Spur von Interessantem, nicht einmal Humoristischem. Mehr unwahrscheinlich, aber besser geschrieben ist die Geschichte „Wie ich einen Amerikaner fand". Daß die Russen einen berüchtigten Seeräuber, den sie beim Robbenfang erwischten, ohne weiteres auf den Wunsch irgendeines Menschen freigeben, klingt zwar ein bischen schildbürgerlich, dagegen sind die eingeflochtenen culturgeschichtlichen Schilderungen ganz lesbar. Ein Culturschauspiel aus dem „wilden Westen" ist auch „das californische Trauerspiel in Prosa nach dem Leben in zwei Acten", betitelt: „Dick Fisher's Abgang." Die kleine Geschichte spielt in einer Goldsucherniederlassung des Jahres 1852 in Nevada. Dick Fisher und Tom Galt, zwei typische Vertreter der eine zweifelhafte Cultur bringenden Goldsucherbewohnerschaft, verlieben sich in die niedliche Katie Zaph, und Tom Galt ermordet seinen Nebenbuhler. Es liegt etwas Stimmung, Zeit- und Localfarbe über der Geschichte. Diese Eigenschaften kommen auch „Billy Hitschin's Heimgang" zugute. Der arme Billy ist beim Goldsuchen an den steilen Ufern des Bearflusses, als er gerade daran dachte, mit seinem gefundenen kleinen Vermögen in die ferne Heimat zur Mutter zurückzukehren, verschüttet worden.

An dem Buche von Beatrice Harraden: „Schiffe, die sich nachts begegnen" (Nr. 4), ist zunächst der Inhalt besser als der Titel, zu dessen Erklärung die Verfasserin nöthig gehabt hat, eine besondere Vorrede zu schreiben. Der Titel ist symbolisch zu nehmen. Er stammt aus Longfellow's „Erzählungen aus einem Wirthshaus an der Landstraße", worin es heißt: „Schiffe, die sich nachts begegnen, begrüßen sich bei der Begegnung: nur ein Signal wird gehißt, und ein Ruf tönt von fern durch das Dunkel. So auf dem Meere des Lebens: wir Menschen treffen einander, tauschen ein Wort, einen Blick, still ist es dann wieder und dunkel." In einem schweizerischen Kurort für Lungenkranke treffen sich an der gemeinschaftlichen Tafel ein als der „unangenehme Mensch" bekannter Kurgast und eine neu angekommene junge Dame. Der „unangenehme Mensch", der diesen Ehrentitel wegen seiner derben Geradheit und Offenheit und wegen seiner ausgesprochenen Feindschaft gegen alles Conventionelle erhalten hat, wird im Verkehr mit der jungen Dame ein ganz angenehmer Mensch, der sich jedenfalls die Sympathie des Lesers in vollem Maße erwirbt. Wie diese Umwandlung des innern Menschen vor sich geht und wie sie sich äußert, das zu zeigen ist die wohlgelungene Aufgabe der Verfasserin. Die kaum nennenswerthe „Handlung" des Romans wird durch geistigen Inhalt ersetzt; wir finden ihn in den Dialogen, namentlich der beiden Hauptpersonen, und er liegt auch über der beschreibenden Darstellung der Nebenpersonen, wie des Lebens und Treibens im internationalen Kurorte. Mit großem Geschick für plastische Darstellung verbindet Beatrice Harraden feuilletonistisch leichte Schreibweise. Die philosophischen Betrachtungen über Gott und die Welt, Tod und Leben bilden den Hauptinhalt des Buches, ohne daß man es eigentlich merkt, und ohne daß das führende Thema der entstehenden Liebe zwischen den beiden Menschen unterbrochen wird.

In starkem Gegensatz zu diesem Buch steht „Die alte Geschichte" von Charles de Berkeley (Nr. 5). Diese alte Geschichte beweist wieder die alte Geschichte, daß auch schlechte Bücher geschrieben werden. Wir haben es hier mit einem Roman der billigsten Sorte zu thun. Die Erfindung ist höchst primitiv, unwahr und in jeder Hinsicht unkünstlerisch gehandhabt, und nüchtern und trocken ist alles erzählt, nirgends eine geistige oder poetische Erholung, eine endlose Sandwüste in gedruckten Worten. Schon gleich der Anfang ist vielversprechend. Ein fremder Herr, der spätere Allerweltsonkel, patscht in eine Straßenpfütze, und ein junges Mädchen lacht ihn aus. Er hat nichts eiliger zu thun, als einem alten Freunde, den er lange, lange nicht mehr gesehen, dieses wichtige Ereigniß brieflich haarklein zu erzählen. Natürlich stellt sich heraus, daß das junge Mädchen des alten Freundes Tochter war, und es entspinnt sich eine einfältige Liebesgeschichte, die von ebenso vielen einfältigen Nebensachen umsponnen wird. Der berühmte Allerweltsonkel ist ein Tausendsassa ersten Ranges, er sieht jedermann mitten in die Seele, und keine Thür und keine Wand ist dick genug, als daß er nicht hindurchsehen könnte. Es ist eine wahre Pracht, das schöne Buch zu lesen, noch schöner es wieder beiseitezulegen. Einige ganz kleine Proben aus dem Sentenzenschatze genügen zur Illustration: „Die Liebe wohnt sozusagen in den Eingeweiden derer, die sie uns spenden (!)", „Ein Mann, der den Frauen Unwissenheit zumuthet, legt damit ein trauriges Bekenntniß eigener Unfähigkeit ab (!)" u. s. w. Es kommt zuweilen vor, daß jemand „halb laut, halb leise" spricht. Dürfte auch vieles auf ungeschickte Uebersetzung zurückzuführen sein, so bleibt dennoch das allgemeine und End-Urtheil bestehen, daß Charles de Berkeley keine leuchtende Sonne am Himmel des französischen Romans ist.

Ernst Roeder.

Volksgeschichten.

1. Bauernblut. Erzählungen aus dem Schwarzwald. Von Heinrich Hansjakob. Heidelberg, Georg Weiß, Verlag. 1896. 8. 3 M. 60 Pf.
2. Im Hirtenhaus. Eine oberfränkische Dorfgeschichte. Von Heinrich Schaumberger. Sechste Auflage. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. Gr. 8. 2 M.
3. Zu spät. Ein Dorfroman. Von Heinrich Schaumberger. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1895. 8. 2 M.
4. Der Wildhirt. Eine oberhessische Dorfgeschichte. Von J. Becker. Leipzig, Reinhold Werther. 1896. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
5. Karthäusersch Anndort. Eine oberhessische Dorfgeschichte. Von J. Becker. Leipzig, Reinhold Werther. 1896. Gr. 8. 1 M.
6. Das Goldfeuerchen am Wittstrauch. Eine oberhessische Dorfgeschichte. Von J. Becker. Leipzig, Reinhold Werther. 1896. Gr. 8. 50 Pf.
7. Holsteinische Gewächse. Aufgezogen und zur Schau gestellt (in Wort und Bild) von Adolf Holm. Leipzig, G. A. Liebeskind. 1896. Gr. 8. 2 M.

Volksgeschichten ist ein mehrdeutiger Titel: es können solche sein, die für das Volk geschrieben werden, und solche, die den Stoff aus dem Volke entnehmen, aber für die Gebildeten berechnet sind. Selten gelingt es einmal einem Schriftsteller, beides miteinander zu vereinigen, d. h. ein echt volksthümliches Buch zu schreiben, das den Gebildeten gleich anzieht wie den Leser aus dem Volk. Eine Geschichte aus dem Volke kann das Entzücken des Gebildeten sein und dabei dem Bauern oder Handwerker völlig ungenießbar, wie andererseits das Volk das höchste Gefallen an einer Geschichte aus dem Volk haben kann, die den Gebildeten langweilt. Im ganzen kann man sagen, und auch die vorliegenden Bücher bestätigen das: es ist leichter Volksgeschichten für den Gebildeten zu schreiben als für das Volk; und wenn man dieses fesseln will, so erschwert man sich von vornherein die Aufgabe, wenn man die Stoffe aus dem Volksleben wählt. Das Volk will am wenigsten von seinesgleichen lesen, immer noch am liebsten von Fürsten, Grafen und höhern oder niedern Räubern und Spitzbuben. Es ist auch eine Täuschung, in der, wenn ich recht sehe, Heinrich Hansjakob (Nr. 1) lebt, daß Geschichten aus dem Volke und für das Volk so erzählt sein sollen, wie der Bauer erzählt, d. h. allerlei untereinander, das Hinterste zuvorderst, und was einem gerade einfällt dazwischen. Das erträgt der Gebildete, dafern ihm das Erzählte interessirt, viel eher als das Volk, das sich andererseits an der schlechten Composition, die Hansjakob als Volksschriftsteller für sich beansprucht, weniger stößt als der Gebildete. Aber Hansjakob hat recht, daß er eben nicht anders schreiben kann; und in seiner Art, zu schreiben, liegt nicht zum geringsten der Reiz seiner Bücher. In der Vorrede zu seinem neuesten Buch sagt er: „Ich mache meine Bücher nicht, wie der Schreiner seine Kasten und Kommoden, ich will auch dabei und darin sein. Ja in gewissem Sinn möchte ich sagen: «Das Buch bin ich.» Der Held der Erzählung gibt mir oft nur die Form ab, in die ich meine Gedanken und «Bosheiten» hineinschreibe.“

Besser hätte Hansjakob seine Dorfgeschichten nicht charakterisiren können. Es ist mehr oder minder Rohstoff, aber immer wahrer, immer dem Leben, d. h. dem ungeheuern Erinnerungsreichthum des Verfassers entnommen, was uns Hansjakob bietet, und in einer Erzählung steckt oft eine Menge der allerbesten Motive, die Hansjakob unbenützt liegen läßt. Und keine gewöhnlichen Motive, wie sie die Volksschriftenschreiber, die ein Volk blos oberflächlich kennen, auszuschlachten lieben: der arme Knecht und die reiche Bauerntochter, oder der reiche Bauernsohn und die arme Taglöhnerstochter, sondern fast immer originelle Motive, die freilich stets dagewesen sind, aber selten so gut beobachtet und in treuem Gedächtniß behalten wie von Hansjakob.

Gegen seine Liebhaberei, seinen eigenen, oft höchst unmodernen, aber nichtsdestoweniger wahren Gedanken, aber auch allerlei krause Einfälle und sonderbare Anschauungen an mehr oder minder passendem Ort einzuflechten, wird die Kritik vergeblich immer wieder etwas bemerken. Hansjakob kann nun einmal nicht anders, und ich fürchte, wenn er es versuchte — ein solcher Versuch ist sein „Lieutenant von Hasle“, wo aber Chronikauszüge an die Stelle des Eigenen treten: seinem Buche würde das fehlen, was man Temperament heißt. Und das möchten wir Gebildeten am wenigsten in ihm missen, dieweil man einen gescheiten Menschen immer gern etwas sagen hört, zumal wenn er Humor hat und eine so gesunde und derbe Bauernnatur ist wie Hansjakob.

Heinrich Schaumberger, geboren 1843, gestorben 1874 (Nr. 2 und 3), pflegen die Literaturgeschichten, wenn sie überhaupt Notiz von ihm nehmen, mit den Worten „leider zu früh verstorben“ abzuthun. Und doch steckt in ihm ein Talent für Volksschriftstellerei, wie es nicht viele deutsche Schriftsteller besitzen. Will man echte und falsche Dorfgeschichten nebeneinander haben, so darf man nur seine Dorfgeschichten neben die Auerbach's halten. Ich glaube kaum, daß es sich verlohnen würde, Auerbach's Dorfgeschichten neu herauszugeben, während die Neuherausgabe von Schaumberger's Werken sehr erfreulich ist. Auerbach würde vielleicht noch den Gebildeten anziehen, dem Volk sind seine Geschichten ja stets fremd geblieben; Schaumberger's Dorfgeschichten sind, obwol sie vergangene Culturzustände schildern, heute noch so jugendfrisch wie vor Jahrzehnten, und eine Lektüre, die man dem Volk nur in die Hand geben darf, um es zu fesseln. Auch der Gebildete wird sich daran erfreuen; und wenn ihm auch, wie im „Hirtenhaus“, die Moral ein wenig zu sehr durch die Zeilen schaut, das Urwüchsische und Natür-

liche aller dieser Gestalten, das Geschick, mit dem sie auf die Scene — es ist das Armenhaus — gesetzt sind, und dazu ein Stück Humor, das alles fesselt auch den Gebildeten. Noch mehr wäre das mit dem eigentlichen Dorfroman „Zu spät" der Fall, wenn der Verfasser das Ganze etwas straffer geschürzt hätte; denn hier dringt Schaumberger noch tiefer in das Seelenleben, und was ganz besonders schwer ist, in das Liebesleben der Bauern ein. Und es sind auch bei ihm nicht Alltagsprobleme, die er behandelt. Die Breite des Romans, der leider zuletzt ein wenig zu sehr ins Rührselige verläuft, wird aber das Volk eher anziehen als abstoßen. Schaumberger ist jedenfalls ein Meister der Dorfgeschichte.

Das empfindet man, wenn man neben ihm die Dorfgeschichten J. Becker's (Nr. 4—6) vergleicht. Manches hat Becker mit Schaumberger gemein, und auch darin gleichen seine Geschichten jenen, daß er bald bäuerliche psychologische Probleme behandelt, bald auch nur einfach verlaufende Geschichten erzählt, bei welchen die äußern Geschehnisse die Hauptsache sind. Wie Schaumberger kennt er das Volk, d. h. den Volksstamm, dem seine Geschichten entnommen sind, ganz ausgezeichnet. Für Geschichten, die ausdrücklich auf das Volk rechnen, denn seine Erzählungen erschienen in „Werther's Volksbibliothek", hat er vielleicht etwas zu viel sitten- und culturgeschichtliche Dinge beigebracht, die mehr dem Gebildeten interessant sind. In der Ungeschminktheit der Darstellung geht er manchmal noch weiter als Schaumberger, obgleich dieser es auch nicht daran fehlen läßt. Man muß sich aber hüten, zu glauben, Dorfgeschichten seien nur dann echt, wenn sie die ganze Derbheit des Volkes zum Ausdruck bringen; sie können durchaus echt sein, auch wenn sie um ein paar Töne höher gestimmt sind. Denn schließlich wollen sie doch dichterische Kunstwerke sein, nicht blos wirkliche Verhältnisse abschreiben. Und darin ist J. Becker vielleicht noch zu ängstlich; er hat wol das Zeug, seine Stoffe kräftiger, innerlicher anzufassen, und so künstlerisch höher stehende Erzählungen zu schreiben. Denn es ist eben mitnichten eine besondere Auszeichnung, wie das Vorwort rühmt, wenn Dorfgeschichten nichts weiter als Nacherzählungen wirklich geschehener Dinge sind. Sonst wären Dorfgeschichtenschreiber etwas ungeheuer Einfaches. Die Proben, die J. Becker gegeben hat, lassen wirklich erkennen, daß in ihm mehr steckt als blos ein getreuer Nacherzähler oder kühler Bearbeiter.

Das holsteinische Gewächs, das uns Adolf Holm (Nr. 7) zur Schau stellt, ist nicht im Kunstgarten gediehen, sondern ehrliches Naturgewächs. Leute und Sitten in Holstein werden uns in kunstlosen Erzählungen oder Anekdoten vorgeführt. Was der Verfasser dazugethan hat, ist sehr wenig: ein bischen Verwickelung, wenigstens in einer Geschichte, und ein bischen Thierpsychologie in zwei andern, in welchen die Gedanken eines entlaufenen Schweines und die Gefühle der Gänse auf der Weide humoristisch enthüllt werden. Letztere klingen manchmal im Tone allzu kindlich und beschweren die ohnedies umfangreichste Erzählung „Gansharr" (Gänsehirt) unnöthig. Wenn wir eine Vermuthung aussprechen dürfen, so ist diese Erzählung des Verfassers eigene Lebensgeschichte; jedenfalls hat er sie mit ganz besonderer Liebe erzählt, am Schlusse freilich wird sie allzu summarisch. Ueberhaupt klingt alles wie Jugenderinnerungen, und weil dem Verfasser trotz mancher dazwischenliegender Jahre die Unmittelbarkeit des Eindrucks und die Liebe zur Heimat und ihren engen Verhältnissen nicht verloren gegangen ist, darum ziehen sie auch in der schmucklosen und kunstlosen Form an. Die Illustrationen passen zum Tone des Ganzen und sind, namentlich in den Thiergestalten, von jener leisen Komik, welche vor allem den Schweinen ganz besonders gut ansteht.

Richard Weitbrecht.

Feuilleton.

In dem ganz vortrefflich ausgestatteten Buche „Fahrend Volk. Abnormitäten, Curiositäten und interessante Vertreter der wandernden Künstlerwelt", von Signor Saltarino (Leipzig, J. J. Weber,), das man seinem Format wie seinen Abbildungen nach beinahe ein Künstleralbum, freilich in ganz besonderm Sinne des Wortes, nennen könnte, steckt ein Stück Culturgeschichte. Der Verfasser führt uns in die Welt der Artisten ein und rollt eine ganze Reihe von Bildern aus dieser seltsamen Welt der fahrenden Leute vor uns auf. Schon das Vorwort enthält beachtenswerthe historische Angaben, wie z. B. jene, daß das spätere Mittelalter eine eigene Kunst besaß, aus gesunden Kindern künstliche Misgeburten zu „fabriciren", da bei adeligen Herrschaften und an Höfen Zwerge oder misgestaltete Hofnarren außerordentlich begehrt wurden, die Natur allein aber derartige Abnormitäten gerade wie heutzutage gar selten hervorbrachte. Saltarino gedenkt auch jener „lachenden Männer", welche ebenfalls durch eine abscheuliche künstliche Operation aus armen Kindern für deren ganzes Leben häßliche Ungeheuer mit Fratzengesichtern bildeten, und erwähnt, daß bei den Chinesen, „die alles früher hatten als wir", auch diese Uebung schon lange vor dem Gebrauche auf europäischem Boden im Schwange war. Die hauptsächlichsten in dem Buche besprochenen Artisten sind nun freilich die Akrobaten, Athleten, Schlangenmenschen, Zauberkünstler, Hungerkünstler und Kunstschützen, Haut-, Haar- und Bartmenschen, Tätowirte, kurz eine Gesellschaft, die uns ganz ungeheuerlich vorkommt. Besonders werthvoll erscheint die jeden einzelnen Abschnitt eröffnende historische Einleitung, welche freilich bei gewissen Gruppen solcher „Künstler", die erst unsere neuere Zeit auf der Bildfläche erscheinen ließ, entfällt. Der erste übrigens auch bemerkenswertheste dieser Abschnitte ist den Akrobaten gewidmet, deren frühestes Auftreten ja bis in die älteste historische Zeit zurückreicht und die ihre Künste, namentlich im alten Rom und Griechenland, bewundern ließen. Hervorragende Akrobaten der neuern Zeit aus allen Ländern werden uns hierauf vorgeführt, und die beigegebenen Illustrationen veranschaulichen die erstaunlichen Leistungen dieser kunstfertigen Männer, von denen auch wol Porträts, wie z. B.

jenes des unsern Zeitgenossen noch erinnerlichen Seiltänzers Blondin, geboten erscheinen. Auch die Athleten und Ringkämpfer haben, wie weltbekannt, im alten Rom und Griechenland schon eine bedeutende Rolle gespielt, von neuern erwähnt der Verfasser insbesondere des Deutschen Rappo, der Ringkämpfer Abs, Cannon und Emil Naucke. Dieses Kapitel macht uns auch mit den „Riesen", das nächste dagegen mit den „Zwergen" bekannt, wobei wieder zahlreiche Vertreter dieser merkwürdigen und vielbestaunten Leute vorgeführt sind. Noch erwähnen wir die Schlangenmenschen, die zusammengewachsenen Menschen, Rumpf- und Fußkünstler, die ganz seltsamen Mimiker, welche Hautmenschen genannt werden, die weiblichen und männlichen Haar- und Bartmenschen, welche mit großer Ausführlichkeit in dem originellen Buche behandelt werden. Ein bemerkenswerther Abschnitt ist jener über die Zauberkünstler, unter welche auch die „Spiritisten" und „Antispiritisten" gehören; der Anhang des Buchs gedenkt der Rechenkünstler, Schnellläufer, Schnellmaler, Schwertakrobaten und ähnlicher merkwürdiger Leute. Es führt wol zu weit, die Namen aller Künstler, welche das Werk Saltarino's gewissenhaft bespricht und deren Leistungen es gebührend hervorhebt, hier anzuführen, zweifellos findet der Leser des amusanten Buchs so manchen „berühmten" Namen, welcher ihm schon längst geläufig ist und dessen Träger im Bilde nebst dem hervorragendsten seiner Künste kennen zu lernen diesem Leser gewiß von Interesse sein dürfte.

— Jedem Gebildeten, der sich für die Wohlfahrt des Volkes in leiblicher und geistiger Hinsicht interessirt, kann das Büchlein A. Sperling's: „Medicinische Streiflichter" (Berlin, Verein der Bücherfreunde, Schall u. Grund) nur bestens empfohlen werden. Aber auch der Fachmann, der Mediciner, wird viel daraus lernen können, da eine Menge, zum Theil schwer zu beschaffenden statistischen Materials verwerthet ist und quasi eine kurze Geschichte der modernen Bewegung auf hygieinischem Gebiete dargeboten wird. Verfasser bespricht in zehn Kapiteln alles, was direct oder indirect mit dem Volkswohl zusammenhängt, legt überall den Finger auf wunde Stellen der Gesetzgebung, der Einrichtungen u. s. w. und macht meist vortreffliche und praktische Vorschläge zur Besserung der Zustände. Nur einiges soll hier herausgehoben werden. Sein Hauptmotto, dem alle Modernen huldigen werden, ist: Krankheiten verhüten. Das kann am besten der Hausarzt, der die einzelnen Individualitäten kennt: Die Mehrzahl wahrscheinlich der das erste Lebensjahr überlebenden Kinder leidet an ererbten, erworbenen oder anerzogenen Krankheiten. Von 1000 ehelichen Kindern erhielten in Berlin nur circa die Hälfte die Mutterbrust und zwar am seltensten bei den Bestsituirten. Dr. Kly fand an schwedischen Schulkindern, daß 44,8 Procent krank waren, allerdings inclusive der Kurzsichtigkeit, und mehr als die Hälfte der deutschen Jugend ist militäruntauglich. Krankheit ist der ärgste Geldschneider. Im Deutschen Reiche wird die Zahl der Schwindsüchtigen auf circa 800000 berechnet! Nach den Erfahrungen der Krankenkassen würden in Deutschland jährlich für Krankheit rund 530 Millionen Mark Kosten entstehen! Berlin allein gibt für die Armenkrankenpflege 3 Millionen aus. Wir haben (1891) 2561 allgemeine Heilanstalten, 278 Irren-, 127 Augenheil-, 155 Entbindungsanstalten, zusammen also 3121 Anstalten. Die Aerzte stehen sich auf 6000 resp. 4000 Mark. (Jedenfalls viel zu hoch! Ref.) 40 Procent der Bevölkerung geht zu den Kurpfuschern. 1893 haben die Apotheken mindestens 102 Millionen eingenommen. Durch gute Wasserleitung und Kanalisation läßt sich die Sterblichkeit herabdrücken (London, München). So hat sich überall gezeigt, daß „die größten Ausgaben zu gesundheitlichen Zwecken die größten Ersparnisse zeitigen". Die vielfach verkehrte Erziehung wird verurtheilt, die Feriencolonien, Kinderheilstätten u. s. w. berührt, das Turnen und aller Sport, auch das Radeln, empfohlen. Die Mängel der Medicinaletats, der Universitätsbildung, der Medicinalstatistik, des ganzen Bureaukratismus werden vortrefflich dargelegt, vernünftige Reformen vorgeschlagen, ärztliche Selbsthülfe empfohlen, für die Homöopathie eine Lanze gebrochen, die Kurpfuscherei beleuchtet und endlich verständig die Frauenfrage behandelt. Fast jedes Kapitel ist meisterhaft geschildert.

Bibliographie.

Abrahams, J., Jewish Life in the Middle Ages. London, Macmillan u. Comp., Ltd. Gr. 8. Geb. 7 Sh. 6 d.

Bock, Annie, Führe uns in Versuchung. Roman. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Comp. 8. 6 M.

Eckstein, E., Roderich Löhr. Roman. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 8. 7 M.

Fenchel, Die Zahnverderbniß und ihre Verhütung. Hamburg, Leopold Voß. 8. 40 Pf.

Galdós, P., Trafalgar. Roman. Dresden, Carl Reißner. Gr. 8. 3 M.

Gildemeister, O., Essays. Erster Band. Berlin, Wilhelm Hertz. Gr. 8. 6 M.

Hultzsch, J. Th., Spielmanns Liebe und Leid. Halle a. S., C. A. Kaemmerer u. Comp. 8. 60 Pf.

Jobaháza, Maczy Freiin v., Das Recht des Todten. Wien, Carl Konegen. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Karl, E., Ohne Gott. Roman. Berlin, Otto Janke. 8. 5 M.

Klopfer, K. E., Glücksspiel am Hofe. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Comp. 8. 6 M.

Kohn, S., Alte und neue Erzählungen aus dem böhmischen Ghetto. Zürich, Cäsar Schmidt. 8. 3 M.

— — Ein deutscher Handelsherr. Roman. Zürich, Cäsar Schmidt. 8. 6 M.

Linden, Ada, Aus der Stille. Gedichte. Zweite Auflage. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 12. Geb. 2 M.

Lohde, Clarissa, Schwester Ilse. Roman. Zwei Bände. Mannheim, J. Bensheimer, Verlag. 8. 5 M.

Ludolff, M., Das stille Schloß. Erzählung. Bonn, P. Hauptmann. 8. 2 M.

Pannonicus, Die Truppenführung in der österreichisch-ungarischen Armee. Eine kritische Studie. Braunschweig, Rauert u. Rocco Nachfolger (D. Janssen). 8. 1 M. 50 Pf.

Pawlitschek, Anna, Ob ich dich liebe. Roman aus dem Kleinstadtleben der Bukowina. Wien, Carl Konegen. Gr. 8. 4 M.

Richter, H., Vergeltung. Roman. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Comp. 8. 3 M.

Richter, P., Die Benediktinerabtei Maria Laach. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Rode, H., Digte. Christiania, A. Cammermeyer's Forlag. 8.

Schobert, H., Art zu Art. Roman. Drei Bände. Berlin, Otto Janke. 8. 12 M.

Scholz, W. v., Frühlingsfahrt. Gedichte. München, A. Ackermann's Nachf., K. Schüler. 8. 2 M.

Schönbach, A. E., Ueber Lesen und Bildung. Fünfte Auflage. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 3 M.

Schultes, C., Das Signum Karl's des Großen. Eine seltsame onolzbacher Geschichte. Leipzig, B. Elischer Nachfolger. 8. 2 M. 50 Pf.

Siecke, E., Ueber die Bedeutung der Grimm'schen Märchen für unser Volksthum. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). Gr. 8. 80 Pf.

Sonnenburg, F., Herzog Anton Ulrich von Braunschweig als Dichter. Berlin, Leonhard Simion. Gr. 8. 2 M.

Tomaseth, H. J., Sommermärchen. Ein lyrisches Schauspiel. Wien, Carl Konegen. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Treumann, J., Im Land des Yankee Doodle. München, August Schupp. 8. 1 M. 50 Pf.

Werder, H., Schwertklingen. Vaterländischer Roman. Drei Bände. Berlin, Otto Janke. 8. 12 M.

Wildenbruch, E. v., Der Zauberer Cyprianus. Eine Legende. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 3 M.

Williams, E. E., „Made in Germany." Der Concurrenzkampf der deutschen Industrie gegen die englische. Dresden, Carl Reißner. Gr. 8.

Wuttke-Biller. E., Pflicht. Eine Familiengeschichte aus den Befreiungskriegen. Dresden, Carl Reißner. Gr. 8. 7 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf., jährlich 30 M.

Nr. 47.

Leipzig, 19. November 1896.

Karoline und Rahel.

Das Gedächtniß der Karoline von Dacheröden kann in unsern literarischen Kreisen nicht untergehen. Es ist eng verknüpft mit unserer großen Literaturepoche. Die Tochter des erfurter Kammerpräsidenten war die beste Freundin der Gattin und der Schwägerin Schiller's und hat als solche auch in die Entwickelung unsers großen Dichters eingegriffen. Wer die bedeutende Rolle, die sie da gespielt hat, kennen lernen will, mag Urlichs' schönes Buch „Charlotte von Schiller" (II, 145 fg.) nachlesen und dazu die entsprechenden Stellen in Fielitzens „Schiller und Lotte". Warmherzig und doch schon in jungen Jahren von ungewöhnlicher Lebenserfahrung, voll neckischen Humors und doch im Grunde Menschen und Welt mit tiefem Ernst betrachtend, den neuen socialen Anschauungen, die sich in ihrer Jugend verbreiteten, hingegeben und doch zu ihrem Verkehr nur das geistig Aristokratische zulassend, so steht sie in jenem Kreise da, scharf umrissen, ein ganzer Mensch, selbst eine fein organisirte Natur geliebt und verehrt von allen, die sie verstanden. Welcher Kundige gedächte nicht der herrlichen Briefe, mit denen sie in das innerste Seelenleben Charlotte von Lengefeld's eingriff in jenen peinlichen Tagen, da Schiller zwischen dieser und Karoline von Beulwitz schwankte; diese Briefe allein würden sie für alle Verehrer Schiller's unvergeßlich machen.

Am 29. Juni 1791 wurde Karoline von Dacheröden die Gemahlin Wilhelm von Humboldt's. Ein Brief an Lotte (Urlichs, II, 171) läßt uns einen Blick thun in das Glücksgefühl, das sie an der Seite eines solchen Mannes beseelte und das als Bürgschaft dauernden Glückes erscheint. Ueber den Fortgang dieser Ehe, über das reiche geistige Leben in diesem Hause, allerdings auch über das reichliche Maß von Unglück und Schmerzen, das dem Paare beschieden war, hat uns vor einigen Jahren die merkwürdige Lebensbeschreibung Gabriele von Bülow's berichtet.

Als Wilhelm von Humboldt werbend nach Burgörner kam, hatte er eben Berlin verlassen; sein dortiger Verkehrskreis waren die anregenden jüdischen Familien der „zweiten Gesellschaft" gewesen, deren Hauptgestalten Henriette Herz, Dorothea Veit, Rahel Levin waren. Richtung auf geistige Interessen ist das Hauptmerkmal dieser Kreise, wenngleich — nicht nur nach dem Maßstabe heutigen Geschmacks — eine leichte Beimischung von Pretiösenthum und Empfindelei den reinen Genuß an geistigen Dingen etwas schmälerte. Humboldt selbst mußte das klar werden, als er in die Umgebung Schiller's trat; dort in Berlin neben aller Feinheit und Grazie gesellschaftlicher Formen ein gewisser Mangel an idealistischem Schwung, eine Neigung zu mehr spielender Beschäftigung mit den Dingen des Geistes und des Herzens, hier in Jena überall der Hauch jugendlicher Begeisterung für neue, kraftvolle, gestaltungsbedürftige Ideen, eine Verinnerlichung des Denkens und des Verkehrs, die, so wenig man sich dessen bewußt sein mochte, doch ein Zeichen deutschen Wesens waren und darum den deutschen Mann magisch anzogen. So gebannt fühlte sich Humboldt von der Erscheinung Schiller's, daß er, nur um in seiner Nähe zu bleiben, seinen eigenen Hausstand nach Jena verlegte.

Gleichwol brach Humboldt die berliner Beziehungen keineswegs ab. Ob er während der jenenser Zeit im Briefwechsel mit irgendjemand aus dem Herz'schen Kreise gestanden hat, ist mir nicht bekannt und unwahrscheinlich; als er aber im Jahre 1795 um der Krankheit seiner Mutter willen nach Berlin (Tegel) übersiedelte, hat er die alten Freundinnen wieder aufgesucht und auch Karoline mit ihnen bekannt gemacht. Zwischen ihr und Rahel Levin entstand schon in den ersten Wochen ein Verhältniß, das man Freundschaft nennen möchte, wenn nicht sein allmähliches Aufhören und Rahel's Endurtheile (vgl. Leitzmann, Seite 212 fg.) diesen Namen ausschlössen. Auch

hält mich von seiner Anwendung die Thatsache zurück, daß (Leitzmann, Seite 180 fg.) das lange gebrauchte „Du" am Schluß des Briefwechsels mit einem mal in „Sie" umschlägt. Wie dem nun auch sei, die beiden in ihrem Wesen recht verschiedenen Frauen lernten sich schätzen, fühlten sich zueinander hingezogen, fanden Personen und Gebiete, in denen sich ihre Neigungen und Interessen vereinigten, und es entwickelte sich zwischen ihnen ein in vielen Beziehungen merkwürdiger Briefwechsel. Diese Briefe *) und dazu die zwischen Rahel's späterm Gatten und Karoline gewechselten hat Albert Leitzmann bei Böhlau in Weimar herausgegeben und sich dadurch ein rechtes Verdienst erworben, wenngleich sich gegen die Art der Herausgabe manches sagen ließe. Wenn solch ein Buch sich an einen weitern Kreis als den der literaturkundigsten Leser richtet — und das sollte es eigentlich, denn warum die erhebliche Zahl der für diese Dinge interessirten Kreise abstoßen? — dann ist es nicht zu verstehen, weshalb es an einer ausführlichern Einleitung fehlt, die, wenn auch nur in allgemeinen Umrissen, die Verfasser der Briefe zeichnet und einen Einblick in ihr Leben, ihren Charakter, ihre literarische Stellung vermittelt. Die Anmerkungen, denen man nachrühmen muß, daß sie knapp und doch angemessen sind und keiner Schwierigkeit aus dem Wege gehen (doch ist Seite 129, Zeile 26 und 27 unerklärt geblieben), geben für eine derartige Einleitung keinen Ersatz, so wenig wie die ganz summarischen Notizen auf Seite 185 und 194. Man kann zugeben, daß bei Briefsammlungen, die durch ihre Fülle und Abgeschlossenheit, wie „Charlotte von Schiller" und „Schiller und Lotte", das Bild, das der Herausgeber zeichnen mußte, selbst enthalten, eine Einleitung fehlen kann; die vorliegende Veröffentlichung ist aber nur ein Ausschnitt aus einem größern Bilde, und es war nöthig, ihn durch eine kurze Darlegung seines Zusammenhanges mit dem Ganzen verständlich zu machen. Indem der Herausgeber bei dem Leser zu viel voraussetzt, schreckt er die große Zahl der blos allgemein gebildeten Literaturfreunde, auf deren Gewinnung im Interesse der Pflege unsers Schriftthums so viel ankäme, ab. Leider gilt dieses Verfahren bei uns vielfach noch für ein Zeichen vornehmerer „Wissenschaftlichkeit"; in Frankreich wäre so etwas unmöglich, dort weiß man, daß es werthvoll ist, den Antheil auch an entlegenern Gebieten der Nationalliteratur bei den Gebildeten zu wecken und zu pflegen.

Die Lektüre der Briefe gibt Anlaß zu einer Fülle von Beobachtungen. Sie hier auch nur einigermaßen vollständig mitzutheilen, ist nicht wohl möglich. Ich beschränke mich auf einige allgemeinere Bemerkungen. Nach zwei Richtungen ist diese Correspondenz interessant; der Herausgeber nennt sie psychologisch und zeitgeschichtlich. Es fallen eigenartige Lichter in den seelischen Zustand der Verfasserinnen, und auch für den, der im übrigen von Karoline und Rahel nichts weiß, treten die geistigen Unterschiede beider Frauen deutlich hervor. Ich möchte meinen, daß der größte dieser Unterschiede in der Art liegt, wie die Frauen sich innerlich entwickeln. Der erste Brief ist aus dem Jahre 1795, der letzte aus 1818; das ist ein langer Zeitraum, und wenn auch große Abschnitte darin sind, in denen die Correspondenz überhaupt stockt (einmal sogar von 1801 bis 1811), so hindert das nicht, den innern Gang beider zu erkennen. Eins springt in die Augen: obgleich Karoline anfangs durchaus in der Empfindsamkeit steht, in der jene Zeit ein Kennzeichen feinerer Individualität sah, in jenem Tumult von Reflexionen über sich selbst, wie ihn Epochen neuerwachter geistiger Regsamkeit und sittlicher Feinfühligkeit hervorbringen, so schreitet sie doch allmählich über sich hinaus; es findet eine Entwickelung zu ruhigerer Sachlichkeit statt; die Dinge der Außenwelt, das Begreifenwollen fremder Persönlichkeit löst jene blos auf das eigene Herz gerichtete Beobachtung ab. Sehr bezeichnend ist eine Stelle aus einem Briefe vom 15. December 1813: „Ich kann alle Naturen begreifen, verstehst Du wol, mein Kind, und tadle deshalb weniger wie irgendjemand, daß dieser oder jener so und nicht anders ist; allein es behagt mir nur was stiller, reiner, aber vor allem milder und innig liebender mit dem vorschreitenden Alter wird." Das Leben hat diese Frau in die Schule genommen; Welt und Menschen haben mit bunter Mannichfaltigkeit, in Paris, in Rom, sich um sie und an sie gedrängt; Wachsthum und Blühen, Gefahr, Krankheit und Tod der Kinder haben sie gelehrt, daß es Freuden und Schmerzen gibt, die von außen kommen und darum eine ganz andere wirklichere Größe haben, als die in selbsttäuschender müßiger Grübelei ersonnenen und eingebildeten. Bei Rahel ist das anders. Es ist mir nicht gelungen, in dem großen Zeitraum, den die Briefe umspannen, eine sonderliche Aenderung ihres Wesens, eine Entwickelung wahrzunehmen. Sie hält ihr reiches Empfindungsleben nicht in Zucht; die Regungen sind, wenigstens bis gegen den Schluß, nie unedel, und es liegt kein Grund vor, an ihrer Unmittelbarkeit und Aufrichtigkeit zu zweifeln; aber sie bleiben ungestüm, maßlos, schwankend, ohne Festigkeit, sprunghaft von Freud zu Schmerz, von Liebe zu Abneigung übergehend; es fehlt nicht nur das Gleichmaß selbst, sondern auch das ernsthafte Streben nach ihm; was sie einmal, auf einen augenblicklichen Zustand es anwendend, von sich sagt, das scheint nach den Briefen eine oft wiederkehrende, ja wesentliche Gemüthsverfassung: „Ich bin außer allem Ekiliber vor Reitzbarkeit"; „ich bin ganz emozioniert", sagt sie ein andermal. Auch im Stil äußert sich dieser Unterschied. Karoline schreibt fließender, ruhiger, in Sätzen, die den ganzen Sinn des Gedankens aussprechen, die ausklingen; je älter sie wird, desto weniger Ausrufe und Gedankenstriche, desto weniger unterstrichene Worte; Rahel's Sätze sind kurz,

*) Briefwechsel zwischen Karoline von Humboldt, Rahel und Varnhagen. Von Albert Leitzmann. Weimar, Hermann Böhlau's Nachfolger. 1896. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

abgerissen, oft unvollendet, sie begnügt sich nicht mit einem Ausrufungszeichen, sie häuft sie: „Sey gut gegen Varnhagen. Du glaubst nicht, wie ers verdient!!!“ Sie fügt lange Parenthesen ein, die oft zwei, ja drei unter sich nicht zusammenhängende Gedanken umschließen, und so bleibt es bis zum Schluß.

Das zeitgeschichtliche Interesse der Briefe, die nach 1811 geschrieben sind, ist sehr groß; sie spiegeln die Zustände während der Befreiungskriege wider, mit einer Wahrheit und Unmittelbarkeit, die nicht häufig wieder so gefunden werden. Beide Frauen sind durch Verwandte und Freunde, die in den Heeren der Verbündeten stehen, unmittelbar mit den Ereignissen verknüpft; wir fühlen die Angst mit, die sie nach dem Bekanntwerden der Schlachten und Gefechte empfinden, wenn die Nachrichten über die Nächsten ausbleiben, die Freude, wenn sie günstig lauten. Der Antheil beider Frauen aber beschränkt sich keineswegs auf die Sorge um Angehörige; sie hangen mit ganzem Herzen an der deutschen oder, wie beide mit Stolz sagen, der preußischen Sache; es geht ein Zug wirklich hoher und opferfreudiger Vaterlandsliebe durch beide; wie es den Frauen geziemt, stehen sie hülfreich den Opfern des Krieges bei, Rahel pflegt die auf den Straßen von Prag hülflos liegenden Verwundeten, kauft ihnen Hemden, kocht für sie, verbindet sie, wacht an ihrem Bett; kurz, an werkthätiger Nächstenliebe kann man von dem besten Christen nicht mehr erwarten, als was diese Frau gethan hat; und Karoline, die dem Kriegsschauplatz ferner wohnte, sendet Geld über Geld und legt sich die empfindlichsten Beschränkungen auf. Aber beide Frauen nehmen auch höhern, geistigen Antheil an den Schicksalen des Vaterlandes; Fichte wird von ihnen nicht mit Namen genannt, aber wir spüren in dem, was sie schreiben und sagen, den Hauch seines Geistes. An jedem Menschen, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat, freuen sie sich um des Vaterlandes willen, und daß das Heil kommen muß nicht durch das Kriegsglück, sondern durch die möglichste Fülle tüchtiger Individuen, die einen neuen Geist um sich verbreiten, ist ihnen innerste Ueberzeugung.

So ist diese Briefsammlung eine recht bedeutende Erscheinung, und wir müssen dem Herausgeber Dank dafür wissen, auch wenn wir um des Werkes selbst willen gewünscht hätten, der obigen Ausstellungen von vornherein überhoben gewesen zu sein.

J. Wychgram.

Das alte Rom.

Das bei uns neu erwachte Streben, die Cultur des Alterthums auch im Bilde in möglichst weiter Ausdehnung zu veranschaulichen, ist bisher hauptsächlich den Griechen zugute gekommen. Sind wir doch mit unserm Herzen am liebsten bei ihnen, obwol zu dem uns nähern Rom so viele Fäden hinüberführen. Wenn gerade von Rom das Sprichwort sagt, daß es nicht an einem Tage erbaut sei, so gibt es damit der Thatsache Ausdruck, daß in dieser Stadt sich der Begriff Geschichte verkörpert. Die Entwickelungsgeschichte Roms ist aber in weitern Kreisen sehr ungenügend bekannt. Daß sie bekannter werde, dazu möchte ein in mehr als einer Beziehung interessantes Werk beitragen: „Das alte Rom“*), von Arthur Schneider. Der Herausgeber hat sich die weitesten Ziele gesteckt. „Ein brauchbarer Apparat für den Forscher“ — sagt er —, „der sich mit römischer Geschichte, Literatur, Cultur, Kunst beschäftigt, für den Topographen, Architekten, Ingenieur muß die Bodenverhältnisse und ihre Wandlung durch die Bewohner, wie sie die natürlichen Bedingungen ausnützen oder bekämpfen, erkennen lassen, die Anlagen unter und über dem Boden darstellen, zeigen, wie sich die Bauten in der Landschaft erheben, wie sie sich zueinander gruppiren und sich zum Stadtbilde zusammenschließen. Ueber die Grundrisse der wichtigsten Bauwerke, über ihre technische Herstellung, die künstlerische Ausgestaltung in den verschiedenen Perioden und demnach über deren Kunstentwickelung überhaupt wird Auskunft nöthig. Eben um des Wandels der Erscheinungen willen müssen diese Aufgaben für die Hauptepochen der Stadtgeschichte getrennt gelöst werden. Das Ganze ist alsdann mit den modernen Verhältnissen in engste Beziehung zu setzen. Was man einst geplant, was man erreicht hat, muß verglichen werden mit dem Erhaltenen. Das heutige Stadtbild soll wachbleiben als Untergrund des antiken, doch ohne dieses zu trüben. Endlich muß die Möglichkeit bestehen, das immer nachquellende, dem Boden abgerungene Material an der richtigen Stelle der Karte einzufügen.“ Ein nach diesen Gesichtspunkten angelegtes Werk muß dann auch dem humanistischen Gymnasium dienstbar werden, indem es verhüten hilft, daß die Gestalten der Vorwelt in nebelhafter Ferne in einer lediglich von der Phantasie geschaffenen Landschaft und Umgebung wandeln, und endlich kann es dem gebildeten Romfahrer als Vorbereitung auf Rom, als Wegweiser in Rom und zur Rückerinnerung an das dort Geschaute dienen. Die complicirte Aufgabe, die der Verfasser sich gestellt hat, hat er in sehr sinnreicher Weise zu lösen gewußt. Der Atlas enthält zunächst zwölf Pläne auf durchsichtigem Papier, die in fortschreitender Entwickelung zwölf Epochen der antiken

*) Das alte Rom. Entwickelung seines Grundrisses und Geschichte seiner Bauten auf 12 Karten und 14 Tafeln dargestellt und mit einem Plane der heutigen Stadt sowie einer stadtgeschichtlichen Einleitung herausgegeben von Arthur Schneider. Leipzig, B. G. Teubner. 1896. Quer-Groß-Folio. Geb. 16 M.

Stadtgeschichte veranschaulichen. Macht auch die Frage, auf welchem Plane ein bestimmtes Bauwerk zuerst einzutragen sei, gelegentlich Schwierigkeiten, so kommt doch ein etwaiger Irrthum in dieser Beziehung kaum in Betracht gegenüber dem entschiedenen Vortheil, den der historische Ueberblick gewährt. Man kann die Pläne einzeln benutzen, indem man sie durch ein untergelegtes Stück weißes Papier isolirt, kann aber auch bei zwei aufeinanderfolgenden den Zuwachs unmittelbar durch den obern Plan hindurch erkennen. Legt man endlich den Plan des modernen Rom unter, der dem im Bädeker genau entspricht, so wird das alte Rom im neuen sichtbar.

Die Karten, die von dem Herausgeber selbst mit rühmlicher Sorgfalt und Uebersichtlichkeit entworfen worden sind, werden ergänzt durch 14 Tafeln, die in 278 Abbildungen ein anschauliches Bild der Culturentwickelung des alten Rom geben. Die Abbildungen beginnen mit einem Plane des Palatiums, der ältesten Ansiedelung, und mit Darstellungen der ältesten Häuserformen — wie sie antike Aschenurnen wiedergeben — und begleiten unter möglichster Wahrung der Zeitfolge die weitern Geschicke der Stadt. Der Ausgestaltung des Wohnhauses wird auch weiterhin Aufmerksamkeit geschenkt. Die Cloaca Maxima ist entsprechend der hohen Bedeutung, die sie für das alte Rom gehabt hat, eingehend veranschaulicht. Forum und Comitium erfahren gleichfalls die gebührende Berücksichtigung. Von den Gebäuden finden sich je nach Umständen Grundrisse oder Darstellungen des heutigen Zustandes oder auch Reconstructionen. Die nach Photographien gegebenen Bilder zeichnen sich durch Schärfe und Deutlichkeit aus. Man wird von den Denkmälern keine wesentliche Gattung ganz vermissen. Verzichtet hat der Verfasser auf Wiedergabe dessen, was in der Reproductionsmanier nicht recht zur Geltung kommen konnte, so der incrustirenden Wanddecorationen und der „impressionistischen“ auf Farbenwirkung berechneten Odyssee-Landschaften. Abbildungen der Reliefs der großen Säulen unterblieben aus dem Grunde, weil „das «Continuirende» der Composition, wie auch die Verschiedenartigkeit der Hintergrundsbehandlung sich nur durch zahlreiche Belege darstellen ließ“. Von einer dieser Säulen erhalten wir jetzt eine umfassende Publication von anderer Seite. Bei seiner Arbeit sind dem Verfasser die neuern Ausgrabungsberichte, an denen Deutsche stark betheiligt sind, selbstverständlich zu statten gekommen, doch hat er auch hier wieder seine eigene technische Fertigkeit zu Hülfe genommen. Auch hier zeigt er einen praktischen Blick. So läßt er die Büste des Herrschers, der einer Periode seinen Stempel aufdrückt, in die ihn umgebende Welt hineinblicken. Zahlreiche Münzen geben auch von dieser Seite des antiken Lebens eine Vorstellung. Recht instructiv sind die neben antiken Plänen abgebildeten Pläne moderner Plätze und Städte.

Einen vollen Einblick in die zu dieser Auswahl von Denkmälern gehörige Vorarbeit thun wir in dem dritten Theile des Werkes, in der Einleitung. Sie ist ganz nach unserm Sinn. Der Verfasser übersieht alle Zweige der Culturentwickelung. Die Bedingungen des Bodens, des Klimas, die politischen Begebenheiten, die Natur der tonangebenden Männer, alles wird von ihm in Rechnung gezogen. Er hat geschwankt, ob er in der republikanischen Zeit einen Abschnitt hinter dem zweiten Punischen Kriege oder bei Sulla ansetzen solle, und hat sich für das letztere entschieden. Wir billigen dies, hoffen aber, daß weitere Forschungen uns in den Stand setzen werden, auch in der vorausliegenden Zeit noch schärfere Grenzen der Entwickelung zu ziehen. Die Darstellung Schneider's ist knapp, aber prägnant, und dabei doch klar und schön. Sie hat etwas Epigrammatisches, das sich dem Gedächtnisse einprägt. Auch hier zeigt sich die Neigung, durch moderne Reminiscenzen das Alte zu erläutern. Man höre als Probe den ersten Abschnitt, der „Das Land“ überschrieben ist:

> Zwischen dem Laufe des Po und Siciliens Küste, fast in der Mitte gelegen, erstreckt sich auf der Westseite der italischen Halbinsel eine Ebene, von Gebirge und Meer auf fünf Meilen Breite eingeengt. Im Norden schloß der Ciminische Wald — unwegsamer als Deutschlands Urwald zu Cäsar's Zeiten — die Welt ab; inselgleich ragte daneben des Soracte scharf gezeichnetes, ehrwürdiges Haupt empor. Im Süden starrten die Volskerberge und — wieder inselgleich — ein landfest gewordenes Felseneiland: der Mons Circeius. Unmittelbar aus der Ebene aufsteigend, bot das sabinisch-albanische Gebirge bei mäßiger Höhe einen gebietenden Anblick. In weiter Ferne ragten die Hernikerberge, grüßten der Leonessa schneeige Gipfel. — An der flachen Küste spülten die langen Wogen des Meeres bald an sandige Dünen, bald an ein üppiges Marschland, das, im Frühling in farbiger, duftberauschender Blumenpracht strahlend, reichen Gewinn und tödliche Fiebergefahr dicht beieinander wohnen ließ.
>
> Die so eingerahmte, vulkanisch gehobene Hügellandschaft durchzog mit gelblichen Wogen ein mächtiger Strom mit zahlreichen, kleinern Nebengewässern, deren morastige Ufer dichtes Schilf deckte. Saftige Fluren wurden vor Sonnenbrand geschirmt von nie gelichteten Wäldern, durch deren Dickicht der Wolf heulte. Ueber den Wipfeln kreiste der Aar. — Wie anders die Landschaft von damals und heute! Und doch verräth sie noch jetzt, wo einst ein Hirtengeschlecht sich eine Stätte gesucht. Die Reste mahnen wir mit Goethe: „Saget, Steine, mir an“, und sie bleiben die Antwort nicht schuldig.

Besondere Erwähnung verdienen die feinsinnigen Bemerkungen, die Schneider über die Kunstentwickelung in den verschiedenen Perioden, besonders auch im Zeitalter des Augustus gemacht hat. Augustus steht am Ende des alten und am Anfange des neuen Rom. Er hat, wie Cassius Dio ihn selbst sagen läßt, Rom als Lehmstadt übernommen und als steinerne Stadt hinterlassen. „Jetzt wird die Grundlage geschaffen, der gegenüber alle spätern Zuthaten nur als Abwandlungen des Stadtbildes erscheinen“ (Schneider). Es war ein zeitgemäßer Gedanke von Victor Gardthausen*), diesen Mann und seine

*) Augustus und seine Zeit. Von V. Gardthausen. Erster Theil, zweiter Band. Zweiter Theil, zweiter Halbband. Leipzig, B. G. Teubner. 1896. Gr. 8. 21 M.

Zeit zum Gegenstande einer umfassenden Arbeit zu machen. Von diesem grundlegenden Werke ist jetzt der zweite Band erschienen, der wieder wie der erste von einem Halbbande mit Anmerkungen und Belegen begleitet ist. Der Verfasser hatte gehofft, damit den reichen Stoff zu bezwingen, aber dieser ist ihm unter den Händen so angewachsen, daß es noch eines dritten Bandes bedürfen wird. Der zweite Band behandelt zunächst die Reorganisation des Augustus nach erlangtem Siege und schildert die weitere Entwickelung der Verhältnisse im Westen und im Osten, wobei an geeigneter Stelle die Gehülfen des Kaisers, namentlich Agrippa und Mäcenas, behandelt werden. Der letzte Theil erörtert unter der Aufschrift „Aufbau und Ausbau“ folgende Fragen: Religion; Nationale Traditionen; Sitten und Gesetze; Census; Organisation der Massen; Ordnung des Reiches; Bauten; Italische Wege und Wasserleitungen; Das neue Säculum. Anhangsweise ist eine Darstellung der Livia, der Gemahlin des Kaisers, beigefügt.

Welch ein Material in dem Buche verarbeitet ist, zeigt der starke Band Anmerkungen, der dem tiefer Eindringenden willkommene Nachweise gibt. Die Darstellung selbst bemüht sich mit Erfolg, von der beschwerlichen Vorarbeit den Leser nichts merken zu lassen. Sie zeigt die Abklärung, die nur ein Ergebniß völliger Beherrschung eines Gegenstandes zu sein pflegt. Gardthausen beginnt seinen zweiten Band mit einer eingehenden Prüfung des Charakters des Augustus. Was schon Tacitus sich vornahm, diesen sine ira et studio darzustellen, das macht er zur Wirklichkeit. Ohne die Fehler seines Helden zu vertuschen, sucht er doch die mancherlei Widersprüche in seinem Wesen zu erklären und setzt sich mit den zum Theil recht einseitigen Auffassungen anderer Beurtheiler auseinander. Ueberall zeigt der Verfasser das Streben, auf den Grund der Dinge zu dringen. Seine Reisen erleichtern ihm das Urtheil über manche antike Verhältnisse. Besonders eingehend behandelt er auch die Bauten. In der Frage der Baugeschichte des Pantheons möchte er der Augusteischen Zeit einen wesentlichen Antheil zuerkennen, während unter andern auch Schneider jenes Bauwerk gerade als einen Beweis für die Leistungsfähigkeit der Zeit Hadrian's verwendet. Oefter hat er Veranlassung, Streitfragen zu erörtern, und er thut es mit Umsicht. Interessant ist unter anderm seine Behandlung der Schatzung, von der das Neue Testament uns berichtet. Ueberall sucht er für die einzelnen Fragen allgemeinere Normen zu finden. Ein weiteres Mittel, den Leser zu fesseln, findet auch er in der Aufsuchung moderner Parallelen. Fragen des Heerwesens z. B. erläutert er durch Hinweis auf moderne Begriffe, und macht andererseits auf grundlegende Unterschiede zwischen der alten und der neuen Zeit aufmerksam. Kaum in einer Beziehung ist der Unterschied zwischen beiden so groß wie im Beamtenwesen. Augustus hat bekanntlich an Stelle der wenig zahlreichen jährlich wählbaren und unbezahlten Beamten der Republik einen fachmännischen Beamtenstand gesetzt, wofür ihm in erster Linie die Einrichtung des vornehmen römischen Hauswesens maßgebend war. Außerdem aber konnte die Zucht und Organisation des stehenden Heeres vorbildlich wirken, „ähnlich wie sie es später noch einmal wurde bei den Anfängen der Entwickelung des preußischen Beamtenstandes“. Für andere Verhältnisse dienen andere Staaten zur Illustration. Nicht neu ist der Vergleich des Augustus mit Napoleon III. Aber Gardthausen hat ihn nach allen Seiten hin durchgeführt. Auch in Einzelheiten finden sich verwandte Züge in dem Regierungssystem beider Männer. Wie im zweiten Kaiserreich die Regierung ihre officiellen Candidaten zu bezeichnen pflegte, so geschah es schon unter Augustus. Hier wie dort war die Versetzung eines Beamten in den Senat eine gelinde Form der Dienstenthebung. Wie Augustus, so hat auch Napoleon III. seine Hauptstadt völlig umgestaltet. Auch in dieser Beziehung finden sich merkwürdige Uebereinstimmungen. Gardthausen verweist auf die Buttes-Chaumont, die letzte große Anlage Haußmann's. „Auf dem verödeten, verrufenen Platze, der ehedem Richtstätte war und bis in die jüngste Zeit als Ablagerung für Schutt und Unrath diente, wurde ein herrlicher Park geschaffen“, wie ihn Mäcenas auf ähnlicher Grundlage schuf. Roms Verhältniß dagegen zu seinen Provinzen wird am besten durch den Vergleich mit England verdeutlicht, und von den Armeen unserer Zeit läßt sich nur die englische dem römischen Heere der Kaiserzeit vergleichen. Nahe liegt es, an Verhältnisse des modernen Italien zu erinnern. Auch das hat Gardthausen gelegentlich gethan. Er behandelt auch die „orientalische Frage“ des alten Rom, sein Verhältniß zu den Parthern. Bekanntlich war es ein Ruhmestitel des Augustus, daß es ihm gelang, von den Parthern die römischen Feldzeichen und Gefangenen zurückzuerhalten. Hier ließe sich die heutige Lage Italiens dem Könige Menelik gegenüber passend vergleichen.

Das ganze Verhältniß des neuen Rom zum alten hat Zola in seinem letzten Roman „Rome“ ausführlich behandelt. Wenn ich jetzt noch mit einigen Worten darauf zu sprechen komme, so thue ich es mehr in der Erwägung, daß es der Leser in diesem Zusammenhange erwarten könnte, als weil ich glaubte, daß er als wissenschaftliche Leistung sich den zwei besprochenen Werken an die Seite stellen ließe. Der Schauplatz ist ja wie geschaffen für den großen Wortführer entarteter Volksstämme und niedergehender Culturzustände. Die gewaltigsten Gegensätze liegen in Rom vor und warten nur des geschickten Arrangeurs. Ich habe es hier nicht mit Zola's kirchlich-socialen Ideen zu thun, zu deren Vertheidigung er seinen Abbé Froment von Paris nach Rom kommen läßt, auch nicht mit dem, was er über die besondern Verhältnisse der römischen Kirche äußert, sondern lediglich damit, wie er den antiken Hintergrund und die ältere Geschichte Roms in seinem Buche verwerthet. Wie ein rother Faden

zieht sich durch dieses der Gedanke, daß in Rom die Machtidee den crassesten Ausdruck gefunden hat. Eine Art Größenwahn hat das moderne Italien in unzählige Verlegenheiten gestürzt, und die am Orte haftende Herrscheridee macht es auch der römischen Kirche unmöglich, zu primitivern Formen kirchlichen Lebens zurückzukehren. Zum ersten mal hat in Augustus der Herrschgedanke einen grellen Ausdruck gefunden: „Ah! cette toute-puissance d'Auguste, ces quarante-quatre années d'un pouvoir total, absolu, surhumain, tel qu'aucun despote, même dans la folie de ses rêves, n'en a connu le pareil! Il s'était fait donner tous les titres, il avait réuni en sa personne toutes les magistratures. Imperator et consul, il commandait les armées, il exerçait le pouvoir exécutif; proconsul, il avait la suprématie dans les provinces; censeur perpétuel et princeps, il régnait sur le sénat; tribun, il était le maître du peuple. Et il s'était fait proclamer Auguste, sacré, dieu parmi les hommes, ayant ses temples, ses prêtres, adoré de son vivant comme une divinité de passage sur la terre. Et, enfin, il avait voulu être grand pontife, joignant le pouvoir religieux au pouvoir civil, réalisant là, par un coup de génie, la totalité de la domination suprême à laquelle un homme puisse monter." Und so geht es weiter: „C'est le sang d'Auguste, divin, triomphal, absolu souverain des corps et des âmes, ce sang d'un homme auquel aboutit la longue hérédité de sept siècles d'orgueil national, et d'où une postérité d'universel orgueil, innombrable et sans fin, va descendre à travers les âges. . . . Un instant, le rêve a été réalisé, Auguste, empereur et pontife, a possédé l'humanité, l'a tenue dans sa main, tout entière, sans réserve, ainsi qu'une chose à lui." Alle individuellen Züge schwinden bei solch rhetorischer Behandlung, Augustus erscheint lediglich als der Despot des alten Bühnenspiels. Man merkt die Leerheit dieser Tiraden besonders, wenn man von der Lektüre eines wirklich historischen Werkes herkommt, wie des von Gardthausen. Derselbe Ton beherrscht nun aber auch alle andern Schilderungen. Nach seiner so unkünstlerischen Art schichtet der Verfasser in die einzelnen Entwickelungsstadien der den Grund bildenden Geschichte Schilderungen des alten Rom ein. So wird der übrigens recht passive Held gleich bei seiner ersten Fahrt vom Bahnhofe nach dem Janiculum über die wichtigsten Punkte durch den Kutscher instruirt. Das Stocken seiner Geschäfte gibt ihm Veranlassung zu weitern Excursionen. Er besucht den Palatin und läßt sich hier von einem Aufseher stundenlang die Ruinen erklären. So tragen diese Auseinandersetzungen vielfach den Charakter der Ciceronenweisheit. Auch das Forum wird eingehend geschildert. Aber was der Verfasser selbst von diesem sagt: „Pour un simple passant, qui n'est ni un érudit, ni un lettré de profession, qui n'a point relu de la veille l'histoire romaine, les détails disparaissent, il ne reste, dans ce terrain fouillé de partout, qu'un cimetière de ville où blanchissent les vieilles pierres exhumées, et d'où s'élève la grande mélancolie des peuples morts" — das gilt auch von den vielen andern Stätten, an die er uns führt. Geleugnet soll nicht werden, daß er über viele Dinge erst den Reiz der Stimmung ausgießt. Aber auf die Dauer wird es doch der melancholischen Betrachtungen zu viel. Groß ist der Verfasser ja in seinen Antithesen, so wenn er die bescheidenen Gräber der Christen in den Katakomben vergleicht mit den prunkvollen Grabmälern der Quiriten an der Via Appia, oder wenn er den Papst in seinem Vatican dahinwandeln läßt durch die üppigen heidnischen Marmorgestalten. Aber seine Ausblicke sind doch auch öfter mehr geistreich und frappirend als treffend und wahr. Jedenfalls ist es interessant zu sehen, wie sich in diesem modernen Kopfe die antike Welt malt. An Lesern wird es ihm ja nicht fehlen. Auch diesen empfehlen wir die beiden zuerst besprochenen Werke. Sollten sich aber die Befürchtungen erfüllen, mit denen Zola seinen Helden von uns scheiden läßt, sollte der Zug des Todes, der angehoben hat im Osten, verwüstend weiter schreiten über die Länder des Mittelmeers, so mag unser Vaterland das Große und Tüchtige, das Rom erzeugt hat, bewahren als Hüterin der edelsten Güter der Menschheit.

Richard Opitz.

Beiträge zur süddeutschen Dialektdichtung.

1. Schriften in steirischer Mundart. Von Peter Rosegger. III. Stoansteirisch. Lustige Vorlesungen in steirischer Mundart. Zweite sehr vermehrte Auflage. Graz, Leykam. 1896. 8. 4 M.

Vor nicht allzu langer Zeit wurde an dieser Stelle auf die ersten zwei Bände der verbesserten Neuauflage von Rosegger's mundartlichen Schriften aufmerksam gemacht und auf deren Werth nicht nur in dichterischer, sondern auch in sprachlicher Beziehung. Hat doch selten ein begnadeter Dichter Gelegenheit gehabt, von der frühesten Jugend an stets in seinem Heimatgebiete zu weilen, wie Rosegger, und mit der feinsten Beobachtungsgabe und intimsten Kenntniß des Charakters seiner Landsleute ausgestattet sie lange Jahre hindurch immer weiter auszubilden; dies aber gilt besonders auf sprachlichem Felde. Dazu kommt noch die feinsinnige Anlage des Dichters, gerade die humoristische Seite dieser Landsleute im Sprechen und Handeln herauszufinden und im lebendigen Worte darzustellen. Dem eigentlichen Volkshumor wenden sich die lustigen Stücklein im „Stoansteirisch" zu, „es sind

jene fröhlichen Stücke, welche der Verfasser öffentlich vorzulesen pflegt" und die ihm nicht nur ihrer drolligen Erfindung (wozu auch die Bearbeitung etwa schon bekannter Schwankstoffe im Charakter des Steirers gehört), sondern auch des ausgezeichneten mündlichen Vortrages wegen, der sich im Wort- und Satzbilde freilich nicht wiedergeben läßt, so außerordentlich viel Verehrer und Bewunderer geschaffen haben. Der Ausdruck „stoansteirisch" (steinsteirisch), welcher etwa so viel besagt wie ursteirisch, altsteirisch — man vergleiche damit das hochdeutsche steinalt, steinreich u. s. w. — will schon darauf aufmerksam machen, daß wir es es hier mit echtem, unverfälschtem altem Steirerthum zu thun haben, das sich in Wort und Gehaben äußert und damit eine reiche Quelle für humoristische Wirkung bietet. Aber neben dem Scherz, der hier zur Geltung kommt, muß auch dem echten Volksthum, das in diesen Stücken zu Tage tritt, die Anerkennung gezollt werden, fast jeder der Späße bietet zugleich ein Lebensbild aus dem Volke in den Wäldern und Bergen der Steiermark, ein Bild von seinem Denken und Trachten, von seinem Thun und Treiben. Für die oben angedeuteten Stücklein nach bekannter Fabel sei auf die Worte in der Vorrede hingewiesen: „In Bezug auf den Inhalt dieses Buches ist zu bemerken, daß einige Stücke sich auf alte Volksschwänke gründen, doch wollen auch diese in ihrer gegenwärtigen stoansteirischen Bearbeitung und Umdichtung fast als Originale gelten." Solche Schwänke, wie etwa: „Is 's wos — so is nix", „Wan der Sanholta Kaiser war", „Die wohri G'schicht von Bärn", „In Pfora sei Fiderl" u. a. m., gehören aber mitunter gerade zu den vortrefflichsten Geschichtchen des Buches, und wer nicht zufällig die kurzen Originalanekdoten kennt, welche ihnen zu Grunde liegen, möchte sie für echte steirische Waare auch in Bezug auf ihre Erfindung halten. Dasselbe gilt von den köstlichen Uebersetzungen aus Fritz Reuter und J. P. Hebel „ins Steirische", diese sind nach des Verfassers Worten „gleichsam eine Brücke, die unser Stoansteirisch mit dem Geiste anderer deutscher Volkssprachen brüderlich verbindet". Aus diesen Uebersetzungen sei hier nur die köstliche, durch Rosegger's Bearbeitung in ganz Steiermark volksthümlich gewordene „Entdeckung von Amerika" hervorgehoben.

Schwer ist es, von den zahlreichen Geschichtchen einzelne der besten aufzuzählen, zumal der Titel selbst ja hier nicht maßgebend erscheint, herausgerissene Stücke aber keinen rechten Begriff von der Anlage einer ganzen solchen Erzählung geben können. Man kann nur jedem dringend anrathen, sich durch die vielleicht anfangs scheinbar schwerere Verständlichkeit und das etwa mehr fremd aussehende Wortbild von der Lektüre nicht abschrecken zu lassen, der Leser wird sich bald in den Text einlesen, zumal der Verfasser schwierigere Ausdrücke in Fußnoten hochdeutsch wiedergibt und auch in diesem Bande seiner Dialektschriften bemüht war, ohne Verletzung mundartlicher Eigenart sich dem Hochdeutschen möglichst anzupassen. Wer sich aber einmal eingelesen, der wird durch den prächtigen Humor und die ursprüngliche Darstellung des steirischen Waldpoeten reichlich belohnt werden.

Den humoristischen Geschichten sind zwei dramatische Stücke vorangeschickt: „Verliabte Leut', a Komödienstück aus 'n Waldland", das wir schon öfter wirkungsvoll auf der Bühne gesehen haben, und das ländliche Idyll „Komödianten", welches auf Wunsch der vortrefflichen Josephine Gallmeyer nach deren Ideen verfaßt, 1883 mit dieser Künstlerin in der Hauptrolle zur Darstellung gelangen sollte, was leider durch deren Tod vereitelt worden ist. Beide dramatische Kleinigkeiten machen uns mit der ebenfalls beachtenswerthen Begabung Rosegger's selbst auf dem selten von ihm betretenen dramatischen Gebiete bekannt.

2. Gedichte in tiroler Dialekten. Von Karl von Lutterotti. Dritte Auflage, bearbeitet von Ludwig von Hörmann. Mit dem Bildniß des Dichters. Innsbruck, Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung. 1896. 8. 3 M.

Die Herausgabe von Lutterotti's tiroler Gedichten war für unsern vortrefflichen Kenner des tiroler Lebens und Sprechens, L. von Hörmann, keine leichte Arbeit, da er sich die Aufgabe gestellt hatte, sowol dem Laute als auch dem Wortbilde gerecht zu werden. Lutterotti's in poetischer Beziehung zu den hervorragendsten mundartlichen Kunstschöpfungen gehörige Gedichte sind aber bei ihrer ersten Niederschrift, welche frühern Ausgaben zu Grunde gelegt wurde, nicht für den Druck, sondern nur als Vorlage für den Declamator oder Vorleser bestimmt gewesen, und so fehlte denn diesen Versen Genauigkeit und Consequenz der Schreibweise. Hörmann hat sich der großen Mühe unterzogen, in solchen Beziehungen Ordnung zu schaffen, und vollständige Einheitlichkeit durchgeführt, er hat insbesondere auch für denjenigen gesorgt, der des Dialekts, oder besser der Dialekte unkundig ist, und einem solchen auch durch zahlreiche Erläuterungen und Uebertragungen der mundartlichen Ausdrücke ganz vorzügliche Erklärung gegeben. Aus solchem Grunde ist diese Ausgabe nicht nur für weitere, sondern auch für die Kreise der deutschen Sprachforscher von besonderm Werthe. Wer bedenkt, wie verschieden die Dialekte Tirols in den einzelnen Thälern voneinander abweichen — und Lutterotti hat in den meisten mit Berücksichtigung der Eigenart jedes einzelnen seine Verse abgefaßt —, der wird der mühevollen Arbeit den Beifall nicht versagen können.

Aber leider dürfte der Name Lutterotti selbst in weitern Kreisen, für welche diese Zeilen bestimmt sind, und namentlich der jungen Generation, wenig, ja fast gar nicht bekannt sein, obwol es selten einen deutschen Dialektdichter von so großer Vielseitigkeit gegeben hat. Es sei von dem Lebensabriß, welchen Hörmann dankenswerth vorausgeschickt hat, hier nur Folgendes angeführt: Karl von Lutterotti wurde 1793 zu Bozen geboren, besuchte das Gymnasium zu Innsbruck und beschäftigte sich schon

frühzeitig mit dem Studium des Volkslebens seiner Heimat; auch betrieb er eifrig Botanik. Den deutlichsten Beweis für seine scharfe Auffassung der tiroler Eigenart bieten die epischen, dramatischen und lyrischen Dichtungen, welche von ihm vorliegen, und zwar sowol die selbstgedichteten Stücke als auch die Gedichte und Lieder, die getreu nach dem Volksmunde aufgezeichnet wurden. Schon Firmenich erkannte nach dem Erscheinen der ersten Auflage der anonym erschienenen „Gedichte in tiroler Dialekten" (1854) die Bedeutung dieser Stücke für die Sprachforschung und Kenntniß der Mundart an und hat in seinem bestbekannten Sammelwerke „Germaniens Völkerstimmen" Einzelnes davon der gesammten deutschen Nation zugänglich gemacht. Lutterotti starb im Jahre 1872. Eine feste Stellung hat er nicht bekleidet.

Es ist zu bemerken, daß die nunmehr in drei Auflagen erschienenen Gedichte, was ihre sprachliche Seite betrifft, so verschiedenen Gebieten Tirols angehören, daß man sie durchaus nicht einem einzelnen mundartlichen deutschen Sprachzweige beizählen kann. Neben dem bairisch-österreichischen Dialekt finden sich häufig alemannische Anklänge, welche z. B. in dem Dialekt der Gegend von Landeck gar deutlich zu Tage treten. Man vergleiche etwa die Worte: „Friedli, Gamsli, Feirti'-Brusti (Feiertagsbrusttuch), nit niach (nicht mehr) und Aehnliches. Auch anderer Mundarten Zweige machen sich in einzelnen Ausdrücken anderer Gebiete bemerkbar. Man muß daher die Leichtigkeit des Dichters bewundern, mit welcher er die so verschiedenen Mundarten beherrscht, ohne aus der einen in die andere zu verfallen. Die Dialektgebiete, welche Lutterotti hauptsächlich ins Auge faßt, sind: das Unterinnthal nebst Innsbruck, das Oberinnthal, das Etschland und das Pusterthal sowie das Wippthal. Zu bemerken ist, daß selbst innerhalb dieser Gebiete noch Verschiedenheiten und Abweichungen vorkommen, die sich sogar auf eigene Gemeinden erstrecken. Nach solchen Andeutungen wird man den sprachlichen Werth von Lutterotti's Dichtungen beurtheilen können. Was ihre poetische und culturgeschichtliche Seite betrifft, so zeigt sich in jedem Stücke die echte Ursprünglichkeit und manche prächtige Schilderung aus dem Volksleben dieser tiroler Thäler. Vortreffliche Lebensbilder, wie: „Das Gasselgehen", „Die Alpenfahrt", „Der Kirchtag im Jahre 1848", „Das Anschneiden des Zelten", „Häuslicher Zank" und Aehnliches erfreuen den Leser, alte Sagen sind eigenartig erzählt, wie „Die Frau Hitt", „Die Martinswand", „Der Wildschütze und der Teufel", und es erhöht die Lebendigkeit der Erzählungen, daß der Verfasser sie vielfach in dramatische Form kleidet, das gilt insbesondere von den beiden letzten ausführlicher gehaltenen Dichtungen: „Der St. Nikolaus-Markt zu Imst im Jahre 1829" und „Die Volkssagen von Friedrich mit der leeren Tasche zu Landeck". Viele beachtenswerthe Einzelheiten und charakteristische Züge zeichnen diese Skizzen des unverfälschten volksthümlichen Lebens, Denkens und Sprechens aus. Damit seien Lutterotti's Gedichte allen Freunden mundartlicher Dichtung empfohlen, auch jenen, welche der Mundart nicht mächtig sind, denn Hörmann's Einrichtung des Textes und seine zahlreichen Erläuterungen und Erklärungen machen jedes Wort und jeden Ausdruck auch für solche Leser verständlich.

3. Die Naturgeschichte des Schnaderhüpfels. Eine literarhistorische Studie. Von Hans Grasberger. Leipzig, G. H. Meyer. 1896. 8. 2 M.

Hans Grasberger, der feinsinnige Dichter und Novellist in hochdeutscher Sprache, ist von allen poesiefreundlichen Kreisen längst erkannt und hochgeschätzt, er nimmt in der Reihe der deutsch-österreichischen Dichter eine hervorragende, ja eine führende Stelle ein, seine künstlerische Individualität ist fest ausgeprägt; meisterhaft in der Form, weisen seine Schöpfungen stets hohen idealen Schwung auf. Grasberger hat aber auch selbst eine Zahl echt volksthümlicher Dichtungen in der kärntner und steirer Mundart geschaffen, in den Sammlungen „Zan Mitnehm" (1880), „Nix für unguet" (1884) und „Ploderſam" (1885) zahlreiche selbstgedichtete Schnaderhüpfeln, reich an lebendigem Volkshumor, herausgegeben und sich als trefflicher Kenner des Volkes seiner steirischen Heimat bewährt. Auch werthvolle theoretische Arbeiten über den Dialekt dieser Heimat liegen aus seiner Feder vor. Er spricht also als trefflicher bewährter Fachmann in dem vorliegenden Büchlein, das uns eine reich mit Beispielen belegte Darstellung über die Bedeutung, das Alter, die Gestaltung und die Stellung des Schnaderhüpfels in unserer heutigen Poesie liefert. Grasberger zeigt uns, wie diese eigenartigen Vierzeiler, welche man schon lange unter dem Ausdrucke Schnaderhüpfel überall kennt, sowol als Wort wie auch als Lied eine eigenartige und berechtigte Kunsterscheinung bilden, er weist nach, daß schon seit dem Nibelungenliede Spuren ähnlicher kleiner Gesänge vorkommen, und daß in manchen, heute noch gesungenen derartigen Liedchen Anklänge an uralte Zustände oder Sagenstoffe zu Tage treten, wie z. B. in den Zeilen, welche das lavantthaler Mädchen singt:

Lusti bin g'wes'n,
Bin traurig word'n —
Hat d'r Schauer derschlag'n
Mein Rosengart'n

die Erinnerung an König Laurin's Rosengarten der germanischen Sage anklingt. Zahlreiche Beispiele köstlicher Vierzeiler durchziehen die Untersuchung des gediegenen Kenners dieser poetischen Gattung, er führt uns eine reiche Literatur derselben an, er untersucht sprachlich und inhaltlich das Einzelne, und kommt zu allgemeinen Principien, welche daraus zu Tage treten. In Bezug auf das Sprachliche ist es namentlich der Abschnitt VIII, der uns mit der bajuvarischen Mundart, welche im Schnaderhüpfel zumeist zur Geltung gelangt, und mit deren Eigenthümlichkeit

in lichtvoller Weise bekannt macht. Gegen Ende seiner Schrift führt der Verfasser überraschende Beispiele aus Norwegen und Andalusien, aus Italien und selbst aus China an, welche Aehnlichkeit mit unsern Alpenliedchen, ja sogar Verwandtschaft mit ihnen haben dürften. Die Lektüre von Grasberger's vom Verleger schön ausgestatteten Büchlein wird nicht nur reiche Belehrung und viele neue Gesichtspunkte, sondern auch durch die vielen köstlichen, als Proben eingestreuten Vierzeiler selbst mannichfaltige poesievolle Unterhaltung bieten.

4. Für's Buckelkrax'ntrag'n. A Räuscherl. Vor'n Suppnessen. Drei Volksstücke von Karl Morre. Graz, Hans Wagner. 1896. 8. 1 M. 20 Pf.

Weit über die Grenzen der engern Heimat hinaus hat der humorreiche Dichter volksthümlicher Dialektkomödien, Karl Morre, seinen Namen bekannt gemacht, namentlich seitdem er das in und außer Oesterreich so beifällig aufgenommene Volksstück „'s Nullerl" auf die Bühne gebracht, das zu einem der besten echt volksthümlichen Stücke gehört, die auf österreichischem Boden entstanden sind. Wir verdanken dem Dramatiker Morre außerdem noch eine ganze Reihe von mehr oder weniger dem Repertoire in Wien und Graz einverleibten dramatischen Schöpfungen, die alle charakteristische Gestalten vorführen und eine bewegte Handlung sowie oft mächtig fesselnde Situationen aufweisen. Morre ist besonders in der Zeichnung von Figuren aus dem kleinbürgerlichen oder aus dem Bauernleben ein Meister, und jedes seiner Volksstücke hat einen tiefern ethischen Grundgedanken, welcher trotz aller Scherze und Späße deutlich hervortritt. In der jüngsten Zeit hat Morre drei kleine Bauernkomödien geschaffen, die, fast durchweg im steirischen Dialekt abgefaßt, nun in einem Bändchen vereinigt gedruckt vorliegen und uns lebendige dramatische Bilder aus dem steirischen Dorfleben vorführen. Die Handlung in diesen Stückchen ist zwar einfach, immerhin aber geschickt erfunden, und die kleinen Einzelzüge in den auftretenden Personen zeigen, wie genau der Dichter die Charaktere studirt hat, welche er oft in wenigen Worten prächtig kennzeichnet. Das erste dieser Einacter: „Für's Buckelkrax'ntrag'n", ist am umfassendsten ausgeführt. Unter „Buckelkrax'ntrag'n" versteht man im steirisch-österreichischen Volksdialekt das Tragen einer Person auf dem Rücken (Buckel) in ähnlicher Weise etwa, wie man eine sogenannte „Kraxen", d. h. ein landesübliches Holzgestell zur Aufnahme von Gegenständen (etwa „Huckepack"), zu tragen pflegt. Die Scene, in der ein Bauernbursche den im Gebirge weilenden dresdener Privatier Venemännchen, welcher sich den Fuß verstaucht hat und nicht weiter kommen kann, in solcher Weise nach Hause bringt, gibt dem Stückchen seinen allerdings für dialektunkundige Leser eigenthümlich klingenden Titel. Der reiche Privatier begründet für die menschenfreundliche That das Glück seines Trägers und seiner Geliebten durch Vorstrecken einer Summe, welche die Heirath des Paares ermöglicht. Die auftretenden Bauerngestalten sind im Handeln und Sprechen trefflich entworfen, der Sachse, welcher natürlich den sächsischen Dialekt spricht, bietet eine gemüthliche heitere Figur. Einfacher im Entwurfe ist das „Räuscherl" und „Vor'n Suppnessen", aber manche schalkhafte Scene erheitert den Leser oder Zuschauer, und die alten und jungen Bauerngestalten ergötzen denselben durch ihre derbe Ursprünglichkeit. Wer steirisches Leben und Treiben in dramatischem Gewande kennen lernen will, dem kann man diese bäuerlichen kleinen Stücke aufs beste empfehlen. Die Mundart ist auch für weitere Kreise verständlich im Wortbilde dargestellt.

Anton Schlossar.

Dramatische Neuheiten.

1. Auferstehung. Schauspiel in drei Acten. Von Karl Rosner. Berlin, Schuster u. Loeffler. 1896. 8. 1 M. 50 Pf.

Wir werden in ein evangelisches Pfarrhaus nach Oesterreich geführt. Da lebt der alte blinde Pfarrer, der sein Seelsorgeramt seinem Schwiegersohn Hermann abgetreten hat, dem er einst die Mittel zu studiren gewährt hatte. So hat es sich denn von selbst gefügt, daß Hermann auch um die Hand Mariens angehalten hat, der Tochter des alten Predigers. Die Ehe ist still, ein Kind stirbt nach der Geburt; rechtes Glück, aber auch rechtes Unglück fehlt, und der etwas eitle, sich selbst überschätzende junge Pfarrer mit dem schönen Christuskopfe sehnt sich nach einer Art innerer Befreiung, ohne daß er genau sagen könnte, was er davon erwartet. Da kommt in das Pfarrhaus eine Jugendfreundin Hermann's, Namens Helene, mit der er einst als Hauslehrer Gefühle und Gedanken getauscht hatte, die ihn aber selbst zu der Heirath mit der stillen Pfarrerstochter Marie gedrängt hatte. Diese Ehe sollte nach der Auffassung Helenens eine Art Gottesurtheil werden: wenn nämlich Hermann mit seiner Pfarrerin glücklich werden würde, dann sollte Helenens Weltanschauung in ihren eigenen Augen falsch sein; würde Hermann aber nicht glücklich, dann wollte sie kommen, ihm die Kraft einflößen, sich aus den unwürdigen Banden zu befreien, und eine Auferstehung mit ihm feiern. Zu diesem seltsamen Beginnen ist Helene am Ostertage eingetroffen. Hermann, ein Durchschnittsmensch, der seinen Stimmungen unterworfen ist, fühlt im Verkehr mit Helene sofort, daß sie ihn überschätzt, aber er gefällt sich in der ungewohnten Lage und kommt sich selbst in ihr interessant vor. Der gesunde Menschenverstand kommt in einem Freunde Hermann's, dem Doctor Blank, zur Geltung.

Dieser bezeichnet Helene ganz richtig, wenn er von ihr sagt, daß sie die blonde Bestie Nietzsche's spiele, wie sie im Buche steht. Er gibt ihr zu verstehen, daß Hermann nie im Stande sein werde, sich von den ererbten Vorurtheilen und der Behaglichkeit seines Heims zu trennen, und wenn er es dennoch versuchte, so würde er dabei verunglücken wie ein kranker, schwacher Junge, der Eichhörnchen auf dem höchsten Wipfel der Bäume fangen wolle. Zunächst nehmen die Ereignisse einen andern Gang. Noch an demselben Tage, bezaubert von dem Klang des Wortes „Auferstehung“, will Hermann sofort sein Amt, seine Frau und seinen guten Namen aufgeben, will frei sein und Helenen folgen; ja er meint, er könne es an ihrer Seite mit der ganzen Welt aufnehmen. Sogar sein Christenthum, also die alte Religion, die er bisher so wunderschön gepredigt hat, will er mit einem nagelneuen Glauben vertauschen. Er will den Seinigen sofort von seinem Gesinnungswechsel Mittheilung machen, sich von ihnen lossagen und dann am Abend Helenen an der Kirche treffen, um mit ihr in die Welt zu gehen. Doctor Blank setzt Helenen umsonst auseinander, daß Hermann eigentlich nur sich vorspiegele, er sei gefangen; sie bleibt bei ihrem Glauben, die Erlöserin zu sein, die Hermann bedürfe. Sie irrt; die kurzen Nachmittagsstunden verrinnen, Hermann wagt es nicht, sich von den Seinigen loszusagen, und gerade als er den Doctor Blank bittet, Helenen auf jede mögliche Weise zur Abreise zu bewegen, wird die am Kirchenthor auf ihn Harrende von der Osterfahne erschlagen, die der Sturm vom Thurm heruntergeweht hat. — Das Stück Rosner's, dessen Begabung Anerkennung verdient, macht einen zwiespältigen Eindruck. Es ist in der Führung des Gesprächs, in der Wiedergabe der Stimmung sowie in der Motivirung der Kleinigkeiten vortrefflich und stellenweise von einer zarten Schönheit. Neben dieser Lebenstreue in Einzelheiten findet sich aber ein hoher Grad von Unwirklichkeit in den großen Zügen und in den Charakteren. Es wird uns allzu wenig gezeigt, wie sich Hermann in der Weise entwickeln konnte, die der Dichter für sein Drama voraussetzt. Sein Charakter ist aus lauter lockern Fäden gesponnen. Es streift ans Lächerliche, wenn Hermann binnen sieben Stunden Lebenszustände aufgeben will, an denen er, um sie sich zu schaffen, ebenso viel Jahre gearbeitet hat. Diese Gestalt ist zurechtgemacht und nach der Art einer algebraischen Größe erfunden, um das Exempel in der erwünschten Weise rechnen zu können. Dichterische Hand zeigt sich bei alledem dennoch, denn manche kleine Züge des Charakters athmen wahres Leben und täuschen über den rationalen Kern. Störend und nur dürftig von der Phantasie umkleidet tritt dieser Kern in der Gestalt Helenens hervor, die allerdings eine blonde Bestie ist, aber so, wie sie im Buche, nicht wie sie im Leben steht. Der Doctor Blank hat etwas von jener ständigen Figur des französischen Thesenstücks an sich, dem Vertrauten, dessen überlegener Verstand über der Handlung schwebt und der jederzeit bereit ist, ein tiefes Gespräch über die Förderung der Persönlichkeit zu führen oder nach der Art der alten schlechten Aerzte sackgrob und plump in anderer Leute Geheimnisse sich einzumischen. Daß Helene am Schlusse von der Osterfahne des Kirchthurms erschlagen wird, soll wol nur sinnbildlich zu verstehen sein, denn als Erfindung wäre es schlecht zu nennen; kurz, das ganze Stück Leben, das uns Rosner vorführt, ist stark für dies Drama zurechtgemacht, aber bei alledem derart, daß einzelne Züge in dem Stück von großer Feinheit sind.

2. Ein Dogma. Trauerspiel in fünf Acten. Von Friedrich Calebow. Bevorwortet von Felix Dahn. Barmen, D. B. Wiemann. 8. 1 M. 50 Pf.

Das Stück selbst gefällt mir nicht, aber das Vorwort gefällt mir. Felix Dahn hatte den sehr jugendlichen Verfasser vor einigen Jahren in Partenkirchen kennen gelernt. Calebow hatte ihm ein Drama vorgelegt (es braucht wol kaum bemerkt werden, daß das Drama ein Hohenstaufenstück war?). Vor kurzem brachte nun der junge Dichter seinem berühmten Gönner ein neues Stück, das Trauerspiel „Ein Dogma“, das hier in Rede steht. Nun fand Felix Dahn auch an diesem Drama zahlreiche Fehler, aber daneben eine glückliche Stoffwahl und eine rasche, fest zugreifende Handlung. Ueber den Stoff nur das eine Wort, daß wir in die Zeit Gregor's VII. geführt werden, der die Lehre der Ehelosigkeit der Priester verkündet hat, wodurch besonders in Deutschland zahlreiche Priesterehen gelöst, entweiht oder unter heftigen Seelenkämpfen vernichtet werden. Der Stoff ist ebenso dankbar wie schwierig; Wildenbruch hat ihn in dem Drama „Das neue Gebot“ behandelt, nach seiner Art in den ersten Acten glänzend, in den letzten erbärmlich. An dem Stücke Calebow's ist nichts Besonderes zu finden als eine gewisse plump und fest zugreifende Handlung. Wie in Hunderten von geschichtlichen Stücken werden die üblichen Theaterwirkungen hervorgebracht, die Charakteristik stammt aus der dramatischen Belesenheit, nicht aus der Lebenserfahrung des Verfassers, die Sprache dröhnt und poltert im gewöhnlichen Jambengleise, es fehlt dem Stück an alter wie an neuer Kunst; kurz, es ist ein ganz gewöhnliches Geschichtsdrama eines „begabten“ Anfängers. Weit besser gefällt mir Dahn's Vorrede, erstens weil er sich überhaupt des jungen Dramatikers angenommen hat, der sich unter schwierigen Verhältnissen emporringen mußte, zweitens weil er es bei ein paar Redensarten nicht gelassen hat, sondern offenbar ernstlich bemüht gewesen ist, ihn zu fördern und ihm auch den Weg in die Oeffentlichkeit zu bahnen. Solche Förderung durch einen so hochangesehenen Dichter wie Dahn ist selten, und verdient darum ehrendes Lob. Wer es fertig gebracht hat, sich durch Dahn's vielbändige Selbstbiographie durchzuarbeiten, und den seltsamen Mann hat verstehen, achten und auch lieben lernen, der wird den ganzen Dahn darin wiedererkennen, wie er den jungen Dichter eines farbigen, empfin-

dungsreinen Geschichtsstücks fördert, in dem wieder einmal Rom der Fehdehandschuh hingeworfen wird. Aber lächelnd wird er Dahn auch darin wiedererkennen, daß er sich gewissenhaft selbst citirt: „Erinnerungen", IV 2, S. 241. Noch sind Dahn's „Erinnerungen" in der Hausbücherei nicht zu finden, und wer Dahn absichtlich verkennen will, der wird seine „Erinnerungen" gewiß nicht erst aufschlagen.

3. Des Goldes Fluch. Drama in zwei Acten. Von Ph. Hoflitscher. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut. 1896. 8. 1 M. 50 Pf.

Eine Familienblattgeschichte ist hier zu einem Drama verarbeitet worden. Was in erzählender Form immerhin einen Leserkreis gefunden hätte, hat in der dramatischen Einkleidung nur wenig Aussicht auf Beachtung. Künstlerisch steht das kleine Drama sehr tief, es besteht fast nur aus Stoff, der ohne Kunstform geblieben ist. Der reiche Commerzienrath von Brandt hat zwei Söhne, von denen der ältere die Kasse des Vaters geplündert hatte und mit einer Schauspielerin durchgegangen war. Der Vater hatte den Sohn erbarmungslos durch Steckbrief verfolgen lassen, der Flüchtling hatte sich auf einem Auswandererdampfer nach Neuyork eingeschrieben, das Schiff war untergegangen und unter den wenigen Geretteten hatte sich der ungerathene Sohn nicht befunden. Er war also ertrunken. Auch Wilhelm, der andere Sohn Brandt's, geräth auf ähnliche Wege wie sein Bruder, er fälscht Wechsel, und wieder beschließt der Vater, die volle Strenge des Gesetzes walten zu lassen. Wilhelm kann die Schmach nicht überleben, er stürzt sich in den Fluß. Die Frau verläßt ihren Gatten, dem sie die Schuld an dem jammervollen Ende der beiden Söhne beimißt. Eine heftige Krankheit wirft den alten Mann nieder, dem nun all sein Reichthum an seinen Kindern zum Fluche geworden ist. Unerwartet kehrt der ältere Sohn nach Europa zurück; er ist nämlich nicht mit dem Schiff untergegangen, sondern glücklich nach der Neuen Welt gelangt, von wo er als ein anderer zurückkehrt. Da der Heimgekehrte seinem jüngern Bruder sehr ähnlich sieht, so will der Arzt dem kranken und von Vorwürfen gepeinigten Commerzienrath vorspiegeln, sein jüngerer Sohn sei aus dem Flusse gerettet worden und lebe. Die fromme, aber ziemlich einfältige List mislingt, der Schreck tödtet den Kranken. Außer dem Stofflichen, das, wie man sieht, ebenfalls nur für groben Geschmack berechnet ist, bietet das Stück nichts Bemerkenswerthes dar.

4. Der standhafte Zinnsoldat. Drama. Von Anna Croissant-Rust. Berlin, Schuster u. Loeffler. 1896. 8. 1 M. 50 Pf.

Frau Croissant-Rust möchte gern mehr leisten, als sie leisten kann. Ihre Schöpfungen erhalten dadurch etwas Ungleiches und Uebernommenes, besonders im Gefühl peitscht sie sich in qualvoller Weise zu Ausbrüchen auf, die einst in der maiengrünen Zeit der jüngstdeutschen Bewegung bedeutend sein mochten, und damals vielfach auch waren, auf der Stufe der Kunstbehandlung aber, die wir gegenwärtig erreicht haben, lästig und unbedeutend erscheinen. Von der Verstiegenheit des Gefühls bemerkt man in diesem modernen Drama nichts, es ist vielmehr aus dem ernsthaften Streben hervorgegangen, ein Stück wirklichen Lebens durch reifere dichterische Kunst darzustellen. Allerdings ist das Drama kein einheitliches Stück, sondern nur ein Stück in Stücken. Es macht den Eindruck eines Bildes, das der Maler aus vier bis fünf größern Skizzen und ein paar kleinern zusammengestellt hat. Einzelne dieser Skizzen sind an und für sich flott und lebendig, aber sie sind nicht zur Bildwirkung zusammengestimmt, und der letzte Eindruck, den man davon trägt, ist der graue, stumpfe und überdies zerstreute Eindruck der Ohnmacht, die ihr Ziel nicht erreicht hat. Manche Charaktere, wie die des Doctor Heller, sind bis zum Verblassen und zur Verflüchtigung mislungen, andere, wie der Charakter der Tante Nothnagel, sind fast in Anfängerweise übertrieben worden. Zartere und menschlich wahre Züge bemerkt man vereinzelt an den beiden Hauptgestalten, doch mangelt es schlechterdings an einer seelischen Durchführung auch hier, vornehmlich bei Ernst, den eine leichtherzige Freundin den standhaften Zinnsoldaten genannt hat, weil er so tapfer auszuhalten und zu warten weiß. Ein gesuchter Titel zu einem in den Nebengestalten aus Skizzenmappen hervorgesuchten Inhalt: Ernst bringt Johanna, seine Braut, in die Großstadt, wo sie sich als Charakter und Künstlerin so fieberhaft rasch entfaltet, wie es in Romanen und Dramen die Regel zu sein pflegt; aber Ernst kränkelt seelisch und körperlich, seine Frau wird die Ueberlegene, und da er fühlt, daß er sie unfrei macht, so schleicht er sich still aus dem Leben als standhafter Zinnsoldat. — Oft erhält man bei solchen gewiß möglichen, aber doch auch wieder unmöglichen Dichtungen den Eindruck, daß ihre Verfasser aus lauter Rationalismus wieder romantisch geworden sind.

5. Franz Schubert. Ein musikalisch-dramatisches Festspiel zu des Componisten hundertstem Geburtstage. Von Gustav Burchard. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1896. 8. 50 Pfg.

Ein Festspiel ohne Musik, Theaterglanz und fröhliche Stimmung ist so langweilig wie eine Pantomime, die man sich blos nach einer Erzählung vorstellen soll. Gute Festspiele sind außerordentlich selten, es läuft bei den meisten immer wieder darauf hinaus, zu den von Meisterhand gemalten, componirten oder sonstwie künstlerisch gestalteten Werken einen überleitenden Text zu schreiben, der am Schlusse zu einer Büste, einer Muse und einem Lorberkranze führt. Dieser Aufgabe pflegen sich die mittlern und schmächtigen Talente mit anerkennenswerther Gewandtheit zu entledigen. Trotzdem wir in einer Zeit der Feste, der Hundertjahrfeiern und der Denkmalsenthüllungen leben, vergessen wir von einer Feier zur andern die Festspiele regelmäßig: es ist ja immer dasselbe! Photographen haben sich den Spaß gemacht, ein paar

Dutzend Bilder aufeinander zu photographiren, um dadurch das Durchschnittsgesicht des gebildeten Europäers zu erhalten. Es war auch danach. Aehnlich sieht es im Gedächtnisse aus, wenn man mehrere Festspiele hintereinander gelesen hat.

6. Eine Sünderin. Drama in fünf Acten. Von Hedwig Henrich-Wilhelmi. Leipzig, Ernst Wiest Nachfolger. 1896. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Er ist fort! Gott sei Dank! Diesmal, du schlauer Fuchs, war der amerikanische Bär denn doch ein besserer Diplomat als du! — Deinen Zweck aber hast du dennoch nicht ganz verfehlt. — Hier sitzt der Zweifel und frißt weiter . . . Wenn es wirklich so wäre, wie er sagt, — und du wüßtest nichts davon, armer Rolf! Wenn du betrogen, hintergangen wärst von zwei listigen Abenteurerinnen, die deine Jugend, deine Unschuld misbrauchen, um dich in ihre Netze zu ziehen! . . . Der Vater im Irrenhause gestorben, die Mutter eine bezahlte Maitresse, welche durch Erbschleicherei . . . Bah, wohin gerathe ich?

Ja, wo gerathe ich hin? Mitten hinein in ein fünfactiges Drama „Die Sünderin" von Hedwig Henrich-Wilhelmi, das schon jenseit der Grenze steht, die der literarischen Kritik an dieser Stätte ein für allemal gezogen ist. Ein Monolog wie der, aus dem ich soeben einige Stellen mitgetheilt habe, gehört in einem modernen Kunstwerk einfach zu den Unmöglichkeiten. Es wird damit ein so tiefer Standpunkt der Kunstbehandlung bezeichnet, daß eine Verständigung darüber schwer möglich ist. Warum hat die Verfasserin aus ihrer Geschichte, in der von Duellen, Irrsinnigen, Erbschleicherinnen, Selbstmorden, reichen Amerikanern, spanischen Schönheiten, genialen Malern und räthselhaften Enthüllungen die Rede ist, keinen Roman gemacht? Er würde in mehr als einem Unterhaltungsblatte zahlreiche Leser gefunden haben, im Schaukelstuhl am Kamin des Salons wie in der Küche, wenn die Feen Kaffee kochen. So trefflich aber versteht sich die Verfasserin der „Sünderin" dem Gesichtskreise der belesenen Putzmacherinnen, Dienstmädchen und Hintertreppenbesucher anzuschmiegen, so glücklich deren Bedürfniß nach Schilderungen aus der großen Welt mit dem nach handfesten Nervenaufregungen zu vereinen, daß über ihren literarischen Tummelplatz keine Frage sein kann: Es ist das Pfennigmagazin, da gehe hin und deine „Sünderin" ist dir vergeben.

7. Herzog Bernhard. Vaterländisches Drama in fünf Acten. Von Johannes Jacobi. Bremen, M. Heinsius Nachfolger. 1896. Gr. 8. 2 M. 50 Pfg.

Sehr viele Dichter haben das Schicksal Herzog Bernhard's von Weimar dramatisirt, darunter auch Rudolf Gottschall, dessen Drama eine zwiespältige Mischung von Romantik und Intrigue war, wenn es auch frischere Farben aufwies, als sie sonst Gottschall's Dramen eigen zu sein pflegten. Eine solche Mischung romantischer und intriguenhafter Bestandtheile weist das Werk Jacobi's nicht auf, es ist vielmehr im Grunde geschichtlich, allzu geschichtlich, muß man im tadelnden Sinne hinzusetzen. Im ersten Aufzuge stört das Geschichtliche verhältnißmäßig noch am wenigsten, obschon der ganze Aufzug ein einziges geschichtliches Colleg über das Jahr 1635 ist. Wir werden gründlich über die Verhältnisse des heilbronner Bundes unterrichtet, erhalten Einblick in alle Ränke Frankreichs und Schwedens, und freuen uns des deutschgesinnten Helden. Jeder, der in seinem Leben viel geschichtliche Dramen gelesen hat, wird wissen, daß der kritische Punkt eines solchen Stückes im zweiten Aufzuge beginnt, wenn es auf die Weiterführung der Handlung ankommt. Meistentheils setzt da eine frei erfundene Liebeshandlung ein, falls man überhaupt von einer Erfindung sprechen darf; der Gegensatz zwischen dem Geschichtlichen und dem frei Erfundenen wird regelmäßig unangenehm empfunden. Jacobi fährt dagegen auch im zweiten Acte mit dem Geschichtlichen fort; nun aber wirkt dieses für die Dauer nur dann dramatisch, wenn es eine Dichterkraft ersten Ranges geschaffen hat, sonst wird es trocken und chronikenhaft. Dies ist hier der Fall. Wol mischt der Verfasser einige frei erfundene Züge ein, aber es sind ihrer wenig gegenüber dem erdrückenden Gewicht des geschichtlichen Stoffes, und die gebrechliche Charakteristik vermag die ungelenke Masse nicht zu beseelen. Mit Lauschescenen ältesten Geschmackes wird gewirthschaftet, die Handlung schreitet langsam vorwärts, Intriguanten und Backfische sogar alterältesten Stils bleiben uns nicht erspart, und die Handlung wird uns nach dem ersten Acte schließlich langweilig, trotz des guten, ernsten, edlen Strebens, dem nur eine Kleinigkeit versagt ist: das Können. Kunst aber ist Können.

Friedrich Kummer.

Naturwissenschaftliche Schriften.

1. Die strahlende Materie. Von A. Turner. Leipzig, Theod. Thomas. 1896. Gr. 8. 1 M.

Im Jahre 1878 hat der Verfasser der vorliegenden Broschüre ein umfangreiches Werk unter dem Titel „Die Kraft und Materie im Raume, Grundlage einer neuen Schöpfungstheorie" veröffentlicht, von dem 1894 eine vierte Auflage erschien. Im Vorwort zu der neuen Broschüre schreibt in Bezug hierauf der Verfasser: „Seit beinahe zwanzig Jahren wiederholen wir" (der Verfasser nämlich) „bei jeder neuen Publication über die Natur und Relation der Materie, daß die von den akademischen Lehrkanzeln verkündeten privilegirten Wissenschaften zu einem großen Theil auf falscher Grundlage beruhen, und daß die gegebenen Lehrsätze nicht mehr als wissenschaft-

liche Wahrheiten gelten können." In dem oben angeführten ausführlichem Werke hat denn auch A. Turner — nach seiner Meinung wenigstens — die Unrichtigkeit der heutigen mechanischen Naturauffassung nachgewiesen und die Welt mit einer funkelnagelneuen Schöpfungstheorie beschenkt. Auch die vorliegende Schrift schließt sich den dort entwickelten Theorien an. Turner's Schriften gehören zu der großen Menge jener Bücher, in denen die Grundlagen unserer modernen Naturwissenschaften verworfen und eigene Theorien aufgestellt werden. In welcher Art der Verfasser polemisirt, mag nachfolgender Schlußsatz seines Vorwortes illustriren: „An die studirende Jugend geht deshalb der Mahnruf, unabhängig und selbständig alles zu prüfen, was von den Lehrkanzeln herab gelehrt wird, um durch eigene Ueberzeugung das Richtige zu finden, frei von allem Zwang und fremden Einflusse; denn 75 Procent von den Wahrheiten, welche ihr gelehrt werden, sind abstracte Irrthümer und Dogmas ohne jede wissenschaftliche Unterlage." A. Turner wendet sich also nicht an die Kenner der Wissenschaft, sondern an die unreifen jugendlichen Hörer!

2. Der Darwinismus und seine Stellung in der Entwickelung der wissenschaftlichen Erkenntniß. Von Robert Schellwien. Leipzig, Alfred Janssen. 1896. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Robert Schellwien steht auf derselben wissenschaftlichen Grundlage wie Turner. Auch er verwirft kurzer Hand die hauptsächlichsten Lehren der Naturwissenschaft und predigt seine eigene Ueberzeugung als absolute Wahrheit. Es ist unnöthig, ein Wort weiter über diese Art Schriften zu verlieren; sie gehören thatsächlich in die Rumpelkammer, von der der Verfasser selbst in seiner Schrift spricht.

3. Ueber unsere Kenntniß von den Ursachen der Erscheinungen in der organischen Natur. Sechs Vorlesungen für Laien, gehalten in dem Museum für praktische Geologie zu London von Thomas H. Huxley. Uebersetzt von Karl Vogt. Zweite Auflage bearbeitet von Fritz Braem, Privatdocent der Zoologie an der Universität Breslau. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn. 1896. Gr. 8. 2 M.

Wenn man nach der Lektüre der beiden soeben angezeigten Broschüren sich in die Vorlesungen des englischen Naturforschers vertieft, die er einst in London vor einer Versammlung von Arbeitern gehalten hat, dann überfließt es uns wie erfrischender Hauch! Hier, durchsichtigste Klarheit in der Entwickelung der Gedankenreihe, unterstützt durch eine reiche Fülle von bestgewählten Beispielen. Dort, trostlose Dürre im Stil und in der Entwickelung. Worte, nichts als Worte; aber vorgetragen mit dem Ausdruck absoluter Gewißheit. Wie geschrieben für diese Herren ist die Bemerkung, mit der Huxley die zweite Auflage des vorliegenden Schriftchens bevorwortete: „So habe ich doch einigen Grund zu der Vermuthung, daß es noch immer ein hübsches Häuflein gerade von «philosophischen Denkern» gibt, denen es nützlich, vielleicht sogar neu sein könnte, von den Höhen der Speculation herabzusteigen und das A-b-c des großen biologischen Problems zu durchlaufen, wie es in jener überwundenen Epoche einer Versammlung von intelligenten Handwerkern dargelegt wurde." Huxley gibt in dem vorliegenden Büchlein in sechs Vorlesungen eine ganz populäre Darstellung von den Darwin'schen Lehren, wie sie nach der Ansicht des großen Zoologen einwurfslos sich gestalten müssen. Von hervorragendem Interesse ist in der volksthümlichen Schrift die Art, wie Huxley schwierige Begriffe klar macht. Die Methode der Induction z. B. wird in geradezu frappirender Weise auseinandergesetzt. Allein die dritte Vorlesung, in der solche Erörterungen zum Vortrag kommen, reicht aus, um dem Buche einen möglichst weiten Leserkreis zu wünschen.

4. Populär-wissenschaftliche Vorlesungen. Von Dr. E. Mach. Mit 46 Abbildungen. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1896. 8. 5 M.

Professor Mach in Wien gehört mit zu den liebenswürdigsten Erscheinungen unter den Vertretern der modernen Physik. Er hat seit über dreißig Jahren eine große Zahl wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht, die sich zum Theil auf jenen Grenzgebieten bewegen, in denen Physik, Physiologie und Erkenntnißtheorie ineinandergreifen. In den gleichen Fächern hat bekanntlich der Großmeister physikalischer Forschung, Hermann von Helmholtz, Unsterbliches geleistet. Es dürfte auch schwerlich ein interessanteres Gebiet geben als die Wissenschaft, die Aufklärung gibt über die Gesetze, denen Auge und Ohr folgen, und die es ermöglicht, die Gefühle des Menschen zu analysiren. In seinen Vorlesungen hat Mach die Resultate seiner wissenschaftlichen Forschungen volksthümlich dargestellt, und er zeigt sich in ihnen als ein Meister der Sprache. Um eine Vorstellung von den behandelten Themen zu geben, wollen wir aus den funfzehn Vorlesungen nur die Aufsätze über die „Erklärung der Harmonie" und über die Frage „Wozu hat der Mensch zwei Augen" erwähnen. Wahrhaft herzerfrischend ist endlich der letzte Aufsatz, in dem der Werth der mathematisch-naturwissenschaftlichen Bildung klar gelegt wird; bei welcher Gelegenheit der Verfasser einer übertriebenen Betonung classischer Bildung energisch, aber, wie uns scheint, gerecht die Wege weist. Nächst der Lektüre der Helmholtz'schen „Vorträge und Reden" wüßte der Berichterstatter kein Buch, welches unserm sogenannten „gebildeten Publikum" so nöthig wäre zu lesen wie das Mach'sche Werk!

5. Die Grundlehren der Elektricität mit besonderer Rücksicht auf ihre Anwendungen in der Praxis. Von W. Ph. Hauck. Dritte Auflage. Wien, A. Hartleben. 1896. 8. 3 M.

„Die Grundlehren der Elektricität" erscheinen bereits in dritter Auflage; das dürfte allein beweisend dafür sein, daß das Werk thatsächlich seinen Zweck erfüllt. Wir

können bestätigen, daß die bedeutungsvollsten Sätze der Elektricitätslehre klar und mit ganz geringen mathematischen Mitteln hier auseinandergesetzt sind. Also jedermann, der in kurzer Zeit eine Einsicht von den Lehren von der Elektricität gewinnen will, dem kann die Hanck'sche Schrift warm empfohlen werden. Das ist die gute Seite des Werkes. Gräßlich ist dagegen das Deutsch, in dem es verfaßt ist. Wir wundern uns darüber um so mehr, weil auch noch in der dritten Auflage so gegen den Geist der Sprache gesündigt wird.

6. Elektricität. Von Ewald Schurig. Leipzig, Walther Möschke. 1896. Gr. 8. Cart. 1 M. 30 Pf.

Das vorige Werk wandte sich an Leser, die immerhin eine gewisse wissenschaftliche Gründlichkeit vom Vortrage verlangen und die auch selbst über eine elementare mathematische Bildung verfügen. Die „Elektricität" setzt nur Volksschulbildung voraus und ist dementsprechend ganz elementar behandelt. Der Berichterstatter hält es wohl für möglich, daß jeder Leser fähig sein dürfte, nach Schurig's Werk sich eine klare Vorstellung von der Einrichtung der elektrischen Klingel und von ähnlichen praktischen Apparaten zu machen. Eine große Zahl von Skizzen unterstützen das in vortrefflicher Weise.

7. Im australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeeres. Reiseerlebnisse und Beobachtungen eines Naturforschers. Von Richard Semon, Professor in Jena. Mit 85 Abbildungen und 4 Karten. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1896. Gr. 8. 15 M.

Die deutsche Reiseliteratur bietet jetzt zumeist Werke, die von dem schwarzen Continent handeln. Am seltensten wiederum erscheinen Bücher über den jüngsten der fünf Erdtheile. Dafür sind wir heute in der angenehmen Lage, von einem ganz vortrefflichen Werke über Australien berichten zu können. Richard Semon, Professor der Zoologie in Jena, hat sich mehrere Jahre zum Zwecke zoologischer Untersuchungen in Australien und auf den Inseln des Malaiischen Archipels aufgehalten. Die vielen rein wissenschaftlichen Resultate seiner Forschungen erscheinen im Augenblick in einem umfangreichen, selbständigen Werke, das von einer größern Anzahl Zoologen und Anatomen bearbeitet wird. Semon stellte sich die Aufgabe, die wunderbare australische Fauna, wir nennen nur die eierlegenden Säugethiere, die Beutelthiere, die Lungenfische u. dgl., zu erforschen. Das vorliegende Werk berücksichtigt mehr allgemeine Interessen. Es schildert das Leben der Bewohner Australiens, es gibt an der Hand vieler Abbildungen treffliche Schilderungen von der Landschaft des wunderbaren Continents, und es zeigt uns den Forscher bei seiner wissenschaftlichen Arbeit. Der Verfasser schreibt selbst über das Verhältniß des Reisewerkes zu seinen wissenschaftlichen Publicationen: „Vieles jedoch, was ich auf meiner Reise erlebt, erfahren und beobachtet habe, paßt nicht in den Rahmen jenes Werkes, das sich allein an den Fachgelehrten wendet. Zahlreiche Einzelbeobachtungen an Thieren und Pflanzen, Studien über Land und Leute, Eindrücke, die die Landschaft der australischen Buschwälder, der Koralleninsel der Torresstraße, der Tropenvegetation von Neuguinea, Java und Ambon hervorriefen, das Gesammtbild jener fernen Australländer und Inseln, konnten ihre Wiedergabe nur in der zwanglosen Form einer Reisebeschreibung finden. So entstand dieses Buch, das, wie ich hoffe, zwar auch dem Naturforscher manches bieten wird, das aber für jeden bestimmt ist, der es liebt, den Forschungsreisenden zu fremden Ländern und Völkern zu begleiten, und an seinen Mühen und Arbeiten ebenso theilzunehmen wie an den unvergleichlichen Genüssen, die die Betrachtung von Natur und Menschenleben in jenen herrlichen Theilen der Erde jedem gewähren muß, der seine Augen öffnet und um sich schaut."

Wir haben dem Vorstehenden nichts mehr hinzuzufügen. Semon's Reisewerk gehört zu den wenigen Schriften, bei welchen man im Zweifel ist, ob man es mehr der neuen Kenntnisse halber schätzen soll, die man ihm verdankt, oder wegen der angenehmen Unterhaltung, die seine Lektüre bereitet. Franz Bendt.

Feuilleton.

Ein junger Arzt legt in der Schrift „Aus dem Tagebuch meiner Gedanken. Von B. J. Grosse" (Straßburg i. E., Bouillon u. Bussenius, 1896) seine offenbar große Erfahrung und Literaturkenntniß in einer großen Reihe von Aphorismen und einzelnen kleinern Abhandlungen nieder. Jeder Leser wird vielfache Anregung finden, wenn auch manches, wie es ja schon in der Natur von Aphorismen liegt, discutabel ist und die ausgesprochene Abneigung gegen Theologen und jede positive Religion manchen, besonders die Geistlichen ärgern mag. Verfasser ist durch und durch Naturwissenschaftler, steht ganz auf dem Boden der Entwickelungslehre, arbeitet aber freilich auch viel mit Hypothesen. Die meisten seiner Ansichten, die oft treffend und geistreich sind — manche sind freilich nur Umschreibungen bekannter Thatsachen, wiederholen sich auch öfters —, möchte Referent entschieden unterschreiben, und der hohe, ideale Sinn des Verfassers kann nicht genug anerkannt werden. Besonders werden Leben, Liebe, Charakter, Entwickelung, Natur, Kunst abgehandelt, und viel spiegelt sich aus der ärztlichen Praxis wieder. Verfasser ist auch vernünftiger Antisemit und huldigt in politischen Dingen durchaus gesunden Ideen. Im großen und ganzen ist das geist- und gedankentiefe Buch jedem denkenden Leser, der das Leben durchkostet hat, nur bestens zu empfehlen.

— Knapp und klar weist der berühmte berliner Kliniker C. Gerhardt in der Schrift „Edward Jenner und die Kuhpockenimpfung" (Berlin, Schall u. Grund, 1896) zunächst auf die Verwüstungen durch die Pocken hin, bis Jenner, 1749 geboren, 1823 gestorben, ein echter Naturforscher und guter Arzt, durch Erfahrungen, welche schon lange Melker gemacht hatten, auf die

Idee der Kuhpockenimpfung kam. Schon vorher hatte die durch Lady Montagu in Europa eingeführte Impfung mit echtem Pockengifte, die sogenannte Variolation, die Geimpften vor Ansteckung sehr geschützt, doch verhinderte sie nicht, ja beförderte eher noch die Weiterverbreitung der Volksseuche. 1796 impfte Jenner zuerst einen Knaben James Phipps von den Kuhpocken einer Milchmagd und bewies die Schutzkraft des Verfahrens, als nach Impfung von Pockeneiter keine Pocken erfolgten. Zwei Jahre später veröffentlichte er zuerst sein Resultat, zunächst dabei eine falsche Theorie aufstellend. Langsam nur siegte er endlich. 1808 wird in London das National Vaccine establishment errichtet, 1801 wird in Berlin unentgeltlich geimpft. Weitere Fortschritte wurden gemacht, bis man endlich auf die animale Lymphe und die Revaccination kam.

— Das letzterschienene Doppelheft der von August Sauer herausgegebenen „Deutschen Literatur-Denkmale des 18. und 19. Jahrhunderts“ bringt einen Neudruck des 1742 erschienenen hamburger Localluftspiels „Der Bookesbeutel“ von Hinrich Borkenstein, besorgt von Ferdinand Heitmüller (Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung). Das in der Originalausgabe sehr selten gewordene Stück, das in seiner einfachen, kraftvollen Komik zwar keinen großen Dichter, aber wol einen scharfblickenden, ernsten Beobachter des Lebens und der Menschen erkennen läßt, bedeutet einen Markstein in der Entwickelungsgeschichte des deutschen Lustspiels, ganz abgesehen von seiner localen Bedeutung als Urkeim der hamburger Localkomödie. Der sonst literarisch nicht weiter hervorgetretene Verfasser war der Vater von Hölderlins Diotima, Susette Gontard. Der Herausgeber hatte schon in seiner frühern Abhandlung „Hamburgische Dramatiker zur Zeit Gottsched's und ihre Beziehungen zu ihm“ eingehend über ihn und sein Buch gehandelt: in die Einleitung des Neudruckes, die nichts erheblich Neues beibringt, hat er vieles aus ihr zu wörtlich herübergenommen, ohne dies äußerlich zu kennzeichnen. Ungern vermißt man ein paar Anmerkungen zur Erläuterung vorkommender Localismen in Sprache und Realien. Die Textbehandlung ist an vereinzelten Stellen, wo sicher Druckversehen vorliegen, zu sklavisch von der Originalausgabe abhängig.

— Eine knappe und doch eindringliche, gut geschriebene Studie über „Johann Peter Uz“ hat zum hundertsten Todestage des Dichters Erich Petzet (Ansbach, Brügel u. Sohn) veröffentlicht, dem wir schon mehrere literarhistorische Untersuchungen über einzelne Werke Uzens verdanken. Das Leben des Dichters wird ausführlich erzählt: er war eine harmonische Persönlichkeit von freiem, verständnißvollem Urtheil, gebildetem Geschmack und liebenswürdigem poetischem Talent. Seine Dichtungen, die in inhaltlichen Gruppen auf Urgeschichte und literarische Nachwirkungen untersucht wurden, folgen bereits vorhandenen Strömungen der Literatur; sie sind nicht bahnbrechend, aber typisch, nicht originell, aber doch nicht ohne Individualität. Diese wissenschaftliche Würdigung des Dichters stellt sich ebenbürtig neben die vor einigen Jahren erschienene vortreffliche Ausgabe seiner poetischen Werke durch August Sauer.

— Von dem Roman von Bertha von Suttner: „Die Waffen nieder. Eine Lebensgeschichte“ (Dresden, E. Pierson's Verlag) ist eine billige Volksausgabe zum Preise von 2 Mark erschienen.

Bibliographie.

Andreas-Salomé, Lou, Aus fremder Seele. Eine Spätherbstgeschichte. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Gr. 8. 2 M.

Arnswaldt, E. v., Gedichte. Göttingen, Lüder Horstmann. 12. 2 M. 50 Pf.

Barber, Ida, Ihr Schwiegersohn. Roman. Wien, M. Breitenstein. 8. 2 M.

Berger, A. Freiherr v., Studien und Kritiken. Wien, Literarische Gesellschaft. Gr. 8. 4 M. 20 Pf.

Bettex, F., Natur und Gesetz. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. Geb. 5 M.

Bobertag, Bianca, Moderne Jugend. Roman. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Gr. 8. 4 M.

Bonfort, H., Das Bibliothekwesen in den Vereinigten Staaten. Hamburg, Hermann Seippel. Gr. 8. 75 Pf.

Boy-Ed, Ida, Die Lampe der Psyche. Roman. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Gr. 8. 4 M.

Brandstädter, H., Das Rechte thu' in allen Dingen. Düsseldorf, August Bagel. Gr. 8. Geb. 3 M.

Die Tagebücher des Grafen August von Platen. Herausgegeben von G. von Laubmann und L. von Scheffler. Erster Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Gr. 8. 14 M.

Dilling, L., Gjennem Lorgnetten. Erste Sammlung. Dritte Auflage. Christiania, Alb. Cammermeyer's Verlag. Gr. 8. 2 Kron. 25 Oere.

— — Hverdagsmennesker. Erste Sammlung. Vierte Auflage. Zweite und dritte Sammlung. Dritte Auflage. Christiania, Alb. Cammermeyer's Verlag. Gr. 8. à 2 Kron. 25 Oere.

Ebner-Eschenbach, Marie v., Erzählungen. Dritte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Gr. 8. 3 M.

Eucken, R., Die Lebensanschauungen der großen Denker. Zweite Auflage. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 10 M.

Exner, M., Der Antheil der Königlich Sächsischen Armee am Feldzuge gegen Rußland 1812. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 M.

Ferriani, C. L., Minderjährige Verbrecher. Berlin, Siegfried Cronbach. Gr. 8. 8 M.

Freese, H., Fabrikantensorgen. Eisenach, M. Wilckens. Gr. 8. 1 M.

Fries-Schwenzen, H., Fri Kjaerlighed. Roman. Christiania, Alb. Cammermeyer's Verlag. 8. 2 Kron. 80 Oere.

Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen classischer Studien bis auf unsere Zeit. Von K. von Raumer. Fortgeführt und ergänzt von G. Lothholz. Fünfter Theil. Gütersloh, C. Bertelsmann. Gr. 8. 8 M.

Greber, J., Lucie. Dramatisches Sittenbild. Straßburg, Schlesier u. Schweickhardt. Gr. 8. 1 M.

Grosse, J., Fortunat. Volksschauspiel. Wien, Verlag des „Deutschen Dichterheim“. Gr. 8. Geb. 3 M.

Hansson, O., Der Schutzengel. Roman. Berlin, G. Grote'sche Buchhandlung. 8. 3 M.

Johnsen, R., Noveletter. Christiania, Alb. Cammermeyer's Verlag. Gr. 8.

Kalbeck, M., Humoresken und Phantasien. Wien, Literarische Gesellschaft. Gr. 8. 4 M. 20 Pf.

Kerstan, C., Die unsinnige Richtung der modernen Bildermalerei und wirkliche Kunst. Zürich, Th. Schröter. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Krieg und Sieg 1870—71. Zweiter Theil: Culturgeschichte. Herausgegeben von J. von Pflugk-Harttung. Berlin, Schall u. Grund (Verlag der Bücherfreunde). 4. Geb. 6 M.

Obrutschew, W., Aus China. Reiseerlebnisse, Natur- und Völkerbilder. Zwei Bände. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 8 M.

Pan. Erste Hälfte des zweiten Jahrgangs. Erstes und zweites Heft. Mai bis October 1896. Bei F. Fontane u. Comp. in Berlin verlegt und herausgegeben von der Genossenschaft Pan. Imperial 4. Jahrespreis 75 M., einzelne Hefte 25 M.

Petersen, Marie, Die Irrlichter. Leipzig, Hermann Seemann. 16. 2 M.

Philippson, M., Der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Erster Theil: Von 1640 bis 1660. Berlin, Siegfried Cronbach. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Prydz, A., Gunvor Thorsdatter til Haerö. Christiania, Alb. Cammermeyer's Verlag. Gr. 8. 4 Kron. 80 Oere.

Reinhardstättner, K. v., Vom Bayerwalde. Erzählungen. Regensburg, W. Wunderling. 8. 75 Pf.

Roeber, F., Kurfürst Friedrich III. Zwei Dramen: „Der Rhein“ und „Die Krone“. Leipzig, Julius Baedeker. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Schelling, H. v., Die Odyssee, nachgebildet in achtzeiligen Strophen. München, R. Oldenbourg. 8. 6 M.

Scott, G., Vester i Skjaerne. Sagn og Billeder fra Kysten. Christiania, Alb. Cammermeyer's Verlag. Gr. 8.

Sturm, A., Neue Lieder. Der neuern Dichtungen zehnter Band. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 8. Geb. 4 M.

Sunkel, W., Blumen am Wege. Gedichte. Braunschweig, Hellmuth Wollermann. Gr. 8. Cart. 4 M.

Turquan, J., Karoline Murat, Königin von Neapel. Leipzig, Schmidt u. Günther. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Ubisch, E. v., Kriegserinnerungen eines preußischen Offiziers 1870—71. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Vierkandt, A., Naturvölker und Culturvölker. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 10 M. 80 Pf.

Waldmüller, R. (E. Duboc), Liebesstürme. Dresden, Hellmuth Henkler's Verlag. 8. Geb. 2 M.

Weitbrecht, R., Religiöse Lyrik. Leipzig, Hermann Seemann. 16. 2 M.

Wilbrandt, A., Die Eidgenossen. Schauspiel. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Gr. 8. 2 M.

Wimmer, R., Liebe und Wahrheit. Betrachtungen über einige Fragen des sittlichen und religiösen Lebens. Freiburg i. Br., Akadem. Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Gr. 8. 1 M. 45 Pf.

Zahn, E., Bergvolk. Drei Novellen. Zürich, Th. Schröter. Gr. 8. 3 M.

Mit einer Beilage: Mittheilungen von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**, 1896, Nr. 3.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf., jährlich 30 M. — Nr. 48. — Leipzig, 26. November 1896.

Friedrich List.

(Zum 30. November 1896.)

Am 4. December des Jahres 1846 meldete die „Augsburger Allgemeine Zeitung" ihren Lesern den Tod Friedrich List's mit knappen Worten: „Friedrich List ist nicht mehr unter den Lebenden! Wir sind in diesem Augenblicke noch zu tief erschüttert von dem plötzlichen Verluste des edeln, genialen Mannes, in dem dem Vaterland ein heißer, unermüdlicher Streiter, uns ein vieljähriger, bis zum Tode treuer Freund entrissen wird, als daß wir sein Hinscheiden anders als mit diesen wenigen Worten anzeigen könnten. Am 30. November erlag er in Kufstein dem Doppelstoß von Körper- und Seelenleiden; sein Ende erinnert an Seneca's Wort (Ep. LVIII): «Non afferam mihi manus propter dolorem: sic mori, vinci est. Hunc tamen si sciero perpetuo mihi esse patiendum! exibo non propter ipsum, sed quia impedimento mihi futurus est ad omne propter quod vivitur.»"

In der That hatte Deutschland an diesem unheilvollen Tage einen Mann verloren, wie sie ihm selten geschenkt und von ihm noch seltener gewürdigt werden. Ein Drama hatte hier geendet voll erschütternder Tragik, und nicht persönliche Schuld drückte dem Helden die Pistole in die Hand, sondern die Verzweiflung, gegen die Verständnißlosigkeit und Niedertracht der Menschen ohnmächtig zu sein. Ein Geist von übermenschlicher Spannkraft war hier vernichtet, ein Herz voll heißer Liebe zum Vaterlande gebrochen, ein Charakter von edelster Uneigennützigkeit tödlich getroffen, der trotz aller Schmähungen und Verfolgungen nicht einen Schritt von der Bahn nach dem als richtig erkannten Ziele abzubringen war. Ich muß es mir versagen, an dieser Stelle auf die wechselnden Lebensschicksale Friedrich List's einzugehen, die ihn vom Hause seiner Aeltern in Reutlingen (der Vater war Weißgerber) auf den Schreibstuhl führten; 1816 ist er schon, nachdem er in Tübingen Muße zum Studium an der Universität gefunden hat, zum Oberrevisor mit dem Titel Rechnungsrath aufgerückt. Sodann finden wir ihn als Professor der Staatskunde und Staatspraxis auf dem neuerrichteten Lehrstuhl in Tübingen, den er verläßt, um das Amt eines Geschäftsführers und Consulenten für den Deutschen Handels- und Gewerbeverein zu übernehmen; als solcher hat er einen wesentlichen Antheil an der Durchführung der Zollvereinsgründung. Später kehrt er für kurze Zeit nach Würtemberg zurück, um in der Kammer gegen die Reaction für die freiheitliche Verfassung zu kämpfen, was ihm freilich keinen Dank eintrug; man machte ihm vielmehr nach kurzem Wirken den Proceß als Demagoge und setzte ihn auf dem Hohenasperg fest. Nach seiner Entlassung aus der Festung kehrte er dem undankbaren Vaterlande den Rücken und folgte einem Rufe Lafayette's nach Amerika, von wo er seine Pläne zum Ausbau eines „nationalen Transportsystems" mitbrachte, für die er in Deutschland vom Jahre 1833 ab eine großartige Thätigkeit entfaltete, deren erstes Ergebniß der Bau der Leipzig-Dresdener Eisenbahn war. Vor seinem Geiste stand das einige Deutschland, dessen materielle Kräfte gehoben und ausgeglichen waren durch ein dichtes Netz von Eisenbahnen und Kanälen, und daß er diesen Gang der Entwickelung voraussah, setzt seinen Geist in das hellste Licht.

Wie der Ausbau des deutschen Verkehrswesens zu erfolgen habe, hat List bis aufs Haar genau vorgezeichnet. Die Entwickelung hat ihm bisher recht gegeben und wird ihm auch weiter recht geben. Er schreibt:

> Ein deutsches Transportsystem begreift in sich: die Verbesserung der Flußschiffahrt auf dem Rhein, Main und Neckar, — auf der Mosel, Ems, Weser, Lippe, Ruhr, Fulda, Werra, — auf der Saale, Elbe, Mulde und Oder, — auf der Donau, Moldau u. s. w., die Anlegung von Lateralkanälen längs der erwähnten Flüsse.

Die möglichste Beförderung der Dampfschiffahrt auf allen deutschen Flüssen und zur See und Aufmunterung derselben, wenn Unterstützung nöthig sein sollte, durch unverzinsliche Vorschüsse statt durch Monopole, die höchst verderblich wirken. Im Falle eines Krieges dürfte man die Nachtheile davon schmerzlich empfinden, daß die Dampfschiffahrt auf dem Rhein durch die Monopole so sehr niedergehalten und auf den übrigen deutschen Strömen noch so wenig ausgebildet worden ist.

Die Anlegung von Verbindungskanälen, wozu jetzt Baiern durch seinen Main-Donau-Kanal das erste große Beispiel gibt; gleiche Verbindungen sollen hergestellt werden: zwischen der Oder und der Oberelbe, zwischen den Oberelbe- und Saalekanälen, dem Saal- und dem Mainkanal, zwischen der Niederelbe und Niederweser, zwischen Weser, Ems, Lippe und Rhein; zwischen den Weser-, Fulda-, Werra- und Mainkanälen, zwischen dem Oberrhein, der Oberdonau und dem Bodensee, zwischen dem Neckar und der Donau. Die letztern Unternehmungen sind bereits von Holland aus, wo man sich auf Kanäle und ihren Nutzen versteht, zur Sprache gekommen. Ohne Zweifel würden diese, wenn auch in Beziehung auf die Dividende etwas zweifelhaften Unternehmungen in nationalökonomischer Beziehung unermeßlichen Nutzen gewähren.

Endlich ein vollständiges Eisenbahnsystem, wie es bereits in den letzten Jahren fast nach allen seinen Bestandtheilen projectirt worden ist.

Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit geht List schließlich auf die Frage ein, ob Staats- oder Privatbahnen gebaut werden sollen. List verweist auf die Erfahrungen in Frankreich und Belgien, und tritt entschieden für die Anlegung sowol der Eisenbahnen als der Kanäle auf Staatskosten ein.

Aber nicht nur dies. Er sah auch voraus, wie sich in andern Dingen die Einheit in Handel und Verkehr entwickeln und das Band zwischen den deutschen Bruderstämmen fester schlingen müsse. Sowol in dem Blatte, das der Verbreitung der im Deutschen Handels- und Gewerbeverein lebendigen Ideen diente, dem „Organ für den deutschen Handels- und Gewerbestand", als auch in dem später von ihm herausgegebenen „Zollvereinsblatt" finden sich eine große Menge fruchtbarer Gedanken und Pläne, die heute zum Theil verwirklicht sind oder noch ins Leben gerufen werden. Er kämpfte da für den Beitritt Hannovers, der Hansastädte und Oldenburgs zum Zollverein. Er vertrat die Förderung der deutschen Marine, die Einführung einer deutschen Flagge und deutscher Vereinsconsulate; ein einheitliches Kanalsystem, gemeinsames Maß- und Gewichtswesen, gemeinsame Handels- und Patentgesetze, nationale Organisation der Auswanderung, Einrichtung eines regelmäßigen überseeischen Packet- und Dampfbootverkehrs, eines deutschen Handelsrathes, eines statistischen Bundesbureaus, nationaler Kunstausstellungen, Gewerbe- und Industrieausstellungen u. s. w.

Seine Zeit war unfähig, diesen Gedanken zu folgen. Die Agitation, wie sie List betrieb, die Kühnheit, mit der er seine Gedanken ausspann, die Weitsichtigkeit, mit der er alle Einzelfragen stets unter große nationale Gesichtspunkte gruppirte, erfüllte seine Zeitgenossen mit Mistrauen vor diesem Träumer und Phantasten, und es ist klar, wie aufreibend die Thätigkeit im Dienste solcher Ideen für einen so weitsichtigen, genialen Mann war im Kreise von einem Zeitalter, in dem der Einzelne nicht über den Kirchthurm seines Dorfes hinauszuschauen im Stande war. Fast ganz zuletzt, kurz vor dem Tode List's, dämmerte hier und dort die Erkenntniß, daß er etwas mehr vertreten habe als phantastische Träumereien. Schon nachdem das „Zollvereinsblatt" einige Zeit erschienen war, wuchs seine Anhängerschaft. „Ohne officielle Stellung, ohne Zusammenhang mit einer Regierung, war er der Mittelpunkt einer großen Partei, war er eine politische Macht geworden. Für die Schmähungen und Anfeindungen, für die freilich mit sauern Mienen affectirte Geringschätzung der Gegner war ihm ein Ersatz geworden in der warmen Anerkennung der Gleichgesinnten, in den zahlreichen Verbindungen mit bedeutenden Männern und Körperschaften aus allen Theilen Deutschlands, in dem Einfluß, den er auf Staatsmänner, Volksvertreter, Vereine, Ständeversammlungen, auf die Presse ausübte." Aber trotzdem, was er auch begann endete mit einem Zusammensturze aller Hoffnungen. Man hatte ihn in brutaler Weise von der Leitung des Deutschen Handels- und Gewerbevereins entfernt, nachdem die riesenhafte Thätigkeit List's die dort verfochtenen Ideen in weite Kreise getragen und dem Ziele näher geführt hatte; man beseitigte ihn in Würtemberg aus der Ständeversammlung, als sein Wirken für freiheitliche Reformen gefährlich zu werden anfing, und verübte dabei kalten Herzens einen Justizmord an ihm; man stieß ihn aus dem Comité zur Leitung und Verwaltung der Leipzig-Dresdener Eisenbahngesellschaft, da er es versäumt hatte, sich rechtlich eine angemessene Stellung und einen Gewinn an dem Unternehmen zu sichern. Zudem hatte er sein ganzes Leben lang unter den gehässigsten Angriffen zu leiden; kein Wunder, wenn diese Gigantenarbeit gegen Verständnißlosigkeit, Niedertracht und Eigennutz List geistig und körperlich vollständig aufrieben.

Friedrich List's Verdienst ist nach zwei Seiten auch heute noch nicht genug gewürdigt worden, und es wäre wol der Mühe werth, daß ein Berufener darauf sein Augenmerk lenkte: das ist sein Eintreten für den nationalen Gedanken und die Würdigung seiner publicistischen Thätigkeit. List ist einer der hervorragendsten Publicisten nicht nur unserer Zeit. Was er allein an Quantität geleistet hat, spricht für eine eiserne Energie und rastlosen Thätigkeitstrieb. Ganz abgesehen von der ungeheuern Zahl von Druckschriften, Broschüren, Petitionen und Zeitungsartikeln, die er veröffentlichte, abgesehen von der Herausgabe seines „Nationalen Systems der politischen Oekonomie" und seiner Thätigkeit als Correspondent für die „Augsburger Allgemeine Zeitung", hat er im Laufe seines Lebens drei Zeitschriften herausgegeben und großentheils vollständig allein geschrieben: das „Organ für den deutschen Handels- und Gewerbestand", „Das Eisenbahnjournal" und „Das Zollvereinsblatt", die einzig in ihrer

Art sind. Die Fülle schöpferischer Gedanken, die sie enthalten, wird noch übertroffen von der Form, in der sie behandelt sind. Derselbe Gedanke wird von List unzähligemal variirt, jede Seite des Themas findet eine helle Beleuchtung, und zwar nicht in der trockenen Art, die wir leider fast ausschließlich bei Autoren finden, die volkswirthschaftliche Fragen behandeln, sondern die Darstellungsgabe List's ist glänzend, seine Begeisterung für den Gegenstand wirft einen idealen Schein über die geringste Angelegenheit, die er vertritt, und muß jeden Menschen noch heute packen. Dazu kommt, daß er seine reichen praktischen Erfahrungen immer an rechter Stelle verwerthet, und so selbst den Anschein der Phantasterei vollständig vermeidet, die ihm so oft vorgeworfen wurde. „Jene heitere Frische und Beweglichkeit des Geistes", schreibt Häusser, „machte seinen persönlichen Umgang und seine Unterhaltung überaus anziehend. Immer neu und eigenthümlich, übersprudelnd von schöpferischen Gedanken und Entwürfen, wirkte er auf alle, die ihm so näher kamen, erweckend, anspornend und befruchtend; er ließ, wie man von einem großen antiken Redner sagte, immer einen Stachel in der Seele des andern zurück. Diese lebendige, erweckende Kraft lag auch in seiner Darstellung; es war eine mächtige, hinreißende Volksberedsamkeit, die aus seinen Aufsätzen heraussprach." „In seinen Artikeln", sagt Laube sehr treffend, „war mehr als bloßes Wissen und bloßer Beweis, es war ein drangvolles, den Leser zwingendes Leben in diesen Aufsätzen, ein voller, gewaltiger Mensch ordnete, regierte, trieb und unterwarf uns hinter den Zeilen und Sätzen, welche stets in künstlerischer Form stiegen und schwollen und am Ende des Artikels stets die höchste Höhe des Ausdrucks erreichten. Wen sie nicht überzeugten, den rissen sie fort, und wen sie nicht fortrissen, den bestürzten sie. Es focht in List's Worten ein Genius, welcher leider ziemlich unbekannt ist in unsern Zeitungen politischen Themas. Nichts war trocken an List's Behandlung! Und wenn man obendrein weiß, daß er über hundert Gesichtspunkte nicht sprach, absichtlich nicht sprach, weil er sparen gelernt hatte, um zu wirken, wenn man aus dem persönlichen Verkehr mit ihm erkannte, daß gerade die von ihm verschwiegenen Gesichtspunkte die ergiebigsten, die den Patrioten wie den Mann des Fortschritts am meisten entzückenden waren, dann hatte man doppelt zu bewundern: die Fülle des Inhalts und die weise Beschränkung in dem, was eben zu äußern, was eben auszuführen war."

Nicht zufällig ist es, daß List eine Reihe von Aufsätzen in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" mit dem Pseudonym „Justus Möser" zeichnete. So wie die kleinen Schriften dieses Mannes Muster publicistischer Darstellungsgabe sind, so wollte sich auch List bestreben, ihm in diesem Punkte nachzueifern, wie denn überhaupt die beiden Männer geistesverwandt sind. Noch heute sind die Arbeiten List's nicht allein sachlich noch in vielen Fällen mustergültig, sondern eine reichfließende Quelle ästhetischen Genusses und dem ernsten Studium aller derer zu empfehlen, die die Feder zur Hand nehmen, um die Oeffentlichkeit aufzuklären und zu bilden. Freilich ihn zu erreichen ist schwer, denn „der Stil ist der Mensch"; die glänzende Stilistik List's war sicher eine angeborene Gabe, die sich mit vielen Schweißtropfen nicht erwerben läßt. Die Kunst und reiche Oekonomie dieser Darstellung zu würdigen, ist leider auf diesem Raume nicht möglich. Vielleicht nimmt der eine oder andere Leser einmal wieder die vergilbten Schriften List's aus dem Schranke und versenkt sich in sie, dann wäre der Zweck dieser Zeilen erreicht.

Die zweite Seite des Wirkens von List, auf die nicht genügendes Gewicht gelegt wird und auf die in neuerer Zeit erst Professor K. Th. Eheberg dankenswertherweise wieder hingewiesen hat, ist sein Eintreten für den nationalen Gedanken; kein anderer hat die Nationalitätsidee so klar gefördert wie er; er abstrahirt von dem metaphysischen Nationalitätsbegriffe Fichte's und faßt die Frage von der praktischen Seite auf. Die Genesis dieser Gedankenreihen ist in den Lehren Adam Smith's zu suchen; aus dem Widerstande gegen die Begriffe des Kosmopolitismus, Materialismus und Individualismus, deren schrankenloser Geltung List zunächst instinctiv widerstrebte, entwickelten sich die Begriffe, auf denen er sein nationales System der politischen Oekonomie aufbaute, zur allmählichen Klarheit: Nationalität, Hebung der Productivkräfte und Schutzzoll. Trotz aller Schwächen und Fehler, die der größten, systematischen Arbeit List's anhaften, ist sie doch ein Werk von unvergänglichem Werthe; noch heute flutet aus diesen Blättern ein voller Strom echt nationalen Geistes, in den zu tauchen eine Erquickung ist. Der kosmopolitischen Theorie der Oekonomie stellt er sein nationales System der politischen Oekonomie gegenüber. List verkennt nicht, daß die Entwickelung der menschlichen Wirthschaftsgeschichte auf eine „Universalconföderation" hinauslaufe, also auf eine Weltökonomie abziele; allein dieser Zustand könne erst eintreten, wenn ewiger Friede auf der Erde herrsche. Insofern erkannte er an, daß der Freihandelsschule ein wahrer Gedanke zu Grunde liegt, er macht ihr nur den Vorwurf (und verbessert so seinerseits das System), daß es die Natur der Nationalitäten und ihrer besondern Interessen und Zustände nicht berücksichtigt und mit jenen großen Gedanken in Einklang gebracht hat. Er führt aus, „daß die Smith'sche Schule nur die Menschheit und das Individuum kenne, Individualismus und Kosmopolitismus seien hier zu einem System verbunden, sie übersehe aber völlig, daß zwischen dem Individuum und der Menschheit die Nation stehe mit allen ihren Eigenthümlichkeiten, mit ihrer Geschichte, mit ihren überlieferten Sitten und Gewohnheiten, mit ihren eigenen Gesetzen und Institutionen, mit ihrer besondern Sprache und Literatur. Alle diese Factoren lassen die Nation als ein durch tausendfältige Beziehungen verbundenes, durch die

Gemeinsamkeit der Interessen zusammengehaltenes Ganzes erscheinen, das seine Ansprüche auf Existenz, Unabhängigkeit und zunehmende Vervollkommnung hat und mit Recht geltend macht. Aber diese Nationalität muß nicht blos eine politische sein, sondern auch eine ökonomische".

„Jede Nation, die groß genug ist, um die Anforderungen an sie nach den wesentlichsten Seiten zu befriedigen, und die in ihren Grenzen die Bedingungen einer nach allen Seiten genügenden wirthschaftlichen Entwickelung und Wohlfahrt umschließt, muß auch nach ökonomischer Selbständigkeit trachten und die Grundlage einer sich selbst genügenden Wirthschaft zu werden suchen. Die Volkswirthschaft muß, wie der Staat, auf der Nationalität aufgebaut werden, ja jene kann sich überhaupt nur innerhalb staatlicher Grenzen entwickeln. Die Weltwirthschaft besteht nicht aus Privatwirthschaften, sondern aus dem Inbegriff der Volkswirthschaften, die miteinander in Tauschbeziehungen treten." (K. Th. Eheberg, „Das nationale System der politischen Oekonomie von Friedrich List", Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., 1883.)

Es sind nur flüchtige Skizzenstriche, mit denen hier auf die Persönlichkeit List's, auf den großen Deutschen, der seine Liebe zum Vaterlande mit lebenslangem, bitterm Leide bezahlen mußte, aufmerksam gemacht werden konnte. Möge er eine Stätte in den Herzen der Nachwelt finden, vor allem in denen der Jugend, die von ihm Ideale erhalten wird, die dauern und einen festen Halt geben in dem Streite der schwankenden Meinungen.

L. O. Brandt.

Wundt's Grundriß der Psychologie.

„Mit jener wünschenswerthen Kürze, die der Deutlichkeit der Sache keinen Eintrag thut und dem Leser keinen unnützen Zeitaufwand kostet, können schwierige Gegenstände erst behandelt werden, nachdem sie mit eingehender Ausführlichkeit dargestellt sind .... daher erst das Volumen, dann das Compendium!" Diese Worte eines der beliebtesten philosophischen Schriftsteller unserer Zeit möchte man als Motto über Wundt's „Grundriß der Psychologie"*) setzen, denn der Verfasser hat sich erst zur Abfassung dieses kurzen gemeinverständlichen Handbuchs entschlossen nach einer fast vierzigjährigen Forscherthätigkeit auf dem Gebiete der Psychologie und nachdem er in zahlreichen Specialarbeiten und zwei größern Werken, den „Vorlesungen über den Menschen und Thierseele" und seinem Hauptwerk, den „Grundzügen der physiologischen Psychologie", das Thatsachenmaterial der psychologischen Forschung bearbeitet hatte. Das Verhältniß des „Grundriß" zu den frühern Werken bezeichnet der Verfasser selbst so: „Ist der Gesichtspunkt der Behandlung in den «Grundzügen» hauptsächlich von den Beziehungen zur Physiologie in den „Vorlesungen" von philosophischen Interessen bestimmt worden, so sucht dieser «Grundriß» die Psychologie in ihrem eigensten Zusammenhang und in derjenigen systematischen Anordnung, die nach meiner Ansicht durch die Natur des Gegenstandes geboten ist, zugleich aber unter Beschränkung auf das Wichtigste und Wesentlichste vorzuführen."

Als Leser denkt sich Wundt einmal seine Zuhörer, denen er einen die Vorlesungen ergänzenden Leitfaden an die Hand geben will, weiter aber auch den „allgemeinern Leserkreis wissenschaftlich Gebildeter, denen die Psychologie theils um ihrer selbst, theils um ihrer Anwendung willen von Interesse ist".

*) Grundriß der Psychologie. Von Wilhelm Wundt. Leipzig, W. Engelmann. 1896. Gr. 8. 6 M.

In den obigen Worten deutet der Verfasser auch schon an, daß der „Grundriß" keineswegs eine bloße Zusammenfassung bisheriger Arbeiten ist, er erscheint vielmehr durch seine consequente Einordnung des bekannten Thatsachenmaterials der Psychologie in ein neues System psychologischer Grundbegriffe als etwas völlig Neues. Der „Grundriß" ist wol noch kein System der Psychologie, aber ein bedeutender Schritt auf dem Wege zu einem solchen.

Dieser zweifache Zweck des Werkes, ein kurzes Handbuch zu sein für den Lernenden und neue systematische Zusammenhänge des psychologischen Materials zu entwickeln, bedingte eine Anzahl wesentlicher Aenderungen gegenüber den frühern Werken. Sie sind theils formeller, theils auch sachlicher Natur. Die einzelnen Experimente, ihre Methoden und Apparate sind fast gar nicht mitgetheilt, auf Abbildungen und Literaturangaben ist gänzlich Verzicht geleistet, die anatomischen und physiologischen Ausführungen werden auf das Nothwendigste beschränkt, und nicht, wie in den Grundzügen, in einen besondern Abschnitt zusammengestellt, sondern sie werden immer nur da herangezogen, wo es gerade das Bedürfniß psychophysiologischer Erklärung erheischt. Dort überwiegt die Sinnespsychologie, die hier nur etwa ein Drittel des Ganzen einnimmt, hier liegt das Schwergewicht der Ausführung auf den complicirtern psychischen Erscheinungen, den Gemüthsbewegungen, Willensvorgängen, Vorstellungs- und Erinnerungsprocessen u. a. Verhältnißmäßig ausführlich sind ferner einzelne Gegenstände behandelt, die in dem Hauptwerk mehr gelegentlich berührt werden. Hierher gehört der Inhalt des ganzen vierten Kapitels. Es behandelt unter dem Titel „Die psychischen Entwickelungen" die Thierpsychologie, die psychische Entwickelung des Kindes und das, was Wundt „Völkerpsychologie" zu nennen pflegt, nämlich diejenigen Vorstellungskreise, die als ein specielles Erzeugniß geistiger

Gemeinschaften angesehen werden müssen, und die hauptsächlich niedergelegt sind in Sprache, Mythus und Sitte. Es sind damit alle wesentlichen Gegenstände psychologischer Forschung in den Grundriß einbezogen, und indem Wundt ferner in der Einleitung seine erkenntnißtheoretische Grundlegung der Psychologie als Erfahrungswissenschaft, und in dem Schlußkapitel die letzten und höchsten Ergebnisse dieser Erfahrungswissenschaft behandelt, nämlich „Die psychische Causalität und ihre Gesetze", bietet der „Grundriß" dem Leser ein so vollständiges Bild von dem jetzigen Stande der Wundt'schen Psychologie wie keins der bisherigen Werke.

Mehr als diese sachliche Bereicherung wird jeden Leser Wundt'scher Werke die entschiedene Weiterbildung der theoretischen Ansichten des Verfassers interessiren, die der „Grundriß" in zahlreichen Einzelheiten aufweist. Sollen wir einige Hauptpunkte bezeichnen, in denen sich eine Aenderung gegenüber der letzten Auflage der „Grundzüge" kundgibt, so dürften die folgenden vor allem zu nennen sein:

Einmal wird das gesammte Thatsachenmaterial der Psychologie eingeordnet in die beiden Grundbegriffe des „psychischen Elements" und der „psychischen Gebilde" und ihres Zusammenhangs; sodann ist das Gefühl geradezu in den Mittelpunkt des psychischen Lebens gestellt. Die einfachen Gefühle sind neben den reinen Empfindungen die einzigen „Elemente" des psychischen Lebens, sie sind die weitaus zahlreichsten Elemente desselben, sie charakterisiren jedes complexere psychische Phänomen in seinem charakteristischen Gefühl, sie spielen die entscheidende Rolle beim Zustandekommen der Aufmerksamkeits- und Apperceptionsprocesse, es macht den wesentlichen Unterschied zwischen activer und passiver Apperception aus, ob ein ankündigendes Gefühl der auftauchenden Vorstellung vorausgeht oder nicht; Gefühle der Entschließung, Entscheidung und Thätigkeitsgefühle sind die charakteristischen „Elemente" des Willensvorgangs (S. 222); sie sind es, die uns unmittelbar über die Identität der Apperceptions- und Willensvorgänge belehren (S. 256); Gefühle leiten das Wiedererkennen ein und begleiten oder bestimmen alle intellectuellen Thätigkeiten des Seelenlebens. Der Wille gibt dem gegenüber mehr den charakteristischen Typus alles Geschehens an (S. 17), Wille ist die Form des psychischen Geschehens, während dessen Qualität nach der objectiven Seite durch Empfindungselemente, nach der subjectiven durch Gefühlselemente charakterisirt wird.

Man könnte vermuthen, und es ist vermuthet worden, daß darin geradezu eine principielle Meinungsänderung Wundt's gegenüber dem Willen und seiner Fundamentalstellung im psychischen Leben vorliege. Ist der Wille für Wundt auch jetzt noch, trotz der eminenten Rolle, die das Gefühl im psychischen Geschehen spielt, die fundamentale psychische Funktion? Ganz gewiß! Er ist es, sofern ebensowol das primitive psychische Leben der Protozoen, wie jede Gesammtäußerung des entwickelten Seelenlebens des Menschen sich als Willensäußerung charakterisiren läßt (vgl. S. 224, 259, 227). Er ist es nicht, wenn man die Frage im Sinne der ältern Psychologie wendet, indem man die sogenannte Priorität des Willens gegenüber Gefühl und Empfindung behauptet, oder gar den Willen zur alleinigen Grundfunktion des psychischen Lebens macht. Aber schon in der einfachsten Reaction eines primitiven Lebewesens auf einen Reiz, die als Willenshandlung charakterisirt werden muß, stecken dieselben Elemente, die von der fortlaufenden psychischen Entwickelung reicher qualificirt werden: eine Empfindung und ein einfaches Gefühl, welch letzteres eine Willensrichtung und eine gewisse Größe von Willensenergie zum Ausdruck bringt. Die Bedeutung, welche in dem „Grundriß" den Gefühlen eingeräumt wird, muß also als eine wesentliche Weiterbildung der Gefühlslehre, nicht als eine principielle Aenderung des voluntaristischen Standpunktes bezeichnet werden.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik des Werkes mag es genügen, wenn wir seine Ausführungen in wenigen großen Schritten verfolgen.

Die Einleitung definirt die Psychologie als Wissenschaft von der unmittelbaren Erfahrung; die übliche Auffassung, Psychologie habe zu ihrem Gegenstande eine „innere Erfahrung" im Gegensatz zur „äußern Erfahrung" als dem Gegenstand der Naturwissenschaften, ebenso die Meinung, Psychologie sei die Wissenschaft des „innern Sinnes" oder der „innern Wahrnehmung", werden ausführlich bekämpft. Nach Wundt handelt es sich in den sämmtlichen Erfahrungswissenschaften immer nur um die eine einheitliche Erfahrung, aber der Gesichtspunkt, unter dem sie bearbeitet wird, kann verschieden sein; ist dieser Gesichtspunkt die Beziehung zum erfahrenden Subject, so entsteht die Psychologie, werden Erfahrungsthatsachen unabhängig vom erfahrenden Subject gedacht, und lediglich als Inhalt auf ihre objective Beschaffenheit untersucht, so entsteht die naturwissenschaftliche Bearbeitung der Erfahrung.

Man sieht sogleich, welche wichtige Position der Psychologie in der Gesammtheit der Wissenschaften damit gesichert wird. Sie ist die der Wissenschaft coordinirte, zweite (richtiger vielleicht erste) große Erfahrungswissenschaft; sie ist sogar eine strengere Erfahrungswissenschaft wie diese, denn sie behandelt die Erfahrung in ihrer unmittelbaren Beschaffenheit, während die Naturwissenschaft erst mittels jener Abstraction vom Subject sich eine Welt der reinen Objecte construirt, die aber deswegen viel zahlreichere Ergänzungen des Erfahrbaren durch Hypothesen über Eigenschaften und Beziehungen der Objecte bedarf.

Die Psychologie ist endlich damit die Grundwissenschaft aller Geisteswissenschaften, denn Geschichte, Staats- und Gesellschaftslehre haben stets die von ihnen behandelten Erzeugnisse des individuellen und Gemeinschaftslebens als eine Summe von Zwecken und Interessen, Handlungen und Beurtheilungen behandelt, d. h. als

lauter Gegenstände, die dem Gebiet der unmittelbaren Erfahrung entlehnt sind. Auf diese Grundlegung der Psychologie folgt nunmehr ein Ueberblick über die allgemeinen Richtungen und die Methoden der Psychologie, worauf die Einleitung mit einer „allgemeinen Uebersicht des Gegenstandes“ abschließt. Dabei werden als Gegenstände der Untersuchung angegeben: die psychischen Elemente, die psychischen Gebilde, der Zusammenhang der psychischen Gebilde, die psychischen Entwickelungen, endlich die psychische Causalität und ihre Gesetze. Der „Grundriß“ behandelt nun in fünf Abschnitten diese fünf Themata. Jeder Abschnitt wird mit allgemeinen Erörterungen eröffnet, die der Definition und Präcision der in ihm zur Verwendung kommenden Grundbegriffe dient. So der erste Abschnitt mit einer Discussion des „psychischen Elements“. Da oben als Gegenstand der Psychologie allgemein die unmittelbare Erfahrung angegeben wurde, und diese einen objectiven und einen subjectiven Factor enthält: den erfahrenen Inhalt und das erfahrende Subject, so findet die zerlegende Analyse und Abstraction zwei Arten psychischer „Elemente“ vor: als letzten und einfachsten Bestandtheil des objectiven Erfahrungsinhalts die „Empfindung“ und als subjective Elemente die „einfachen Gefühle“. Aber neben dem Begriff des Elements wird hier sogleich ein neuer Begriff von grundlegender Bedeutung eingeführt, die „specifische Beschaffenheit“ psychischer Vorgänge. Indem nämlich mehrere psychische Elemente eine Verbindung zu einer neuen Einheit eingehen, entsteht das „psychische Gebilde“, als zusammengesetzter Proceß ist es nicht „elementarer Natur“, wol aber hat es neue Eigenschaften, die sich nicht aus der Natur, sondern aus der Verbindungsweise seiner Elemente erklären. Diese Eigenschaften machen seine „specifische Beschaffenheit“ aus. Mit dieser wichtigen Unterscheidung sichert sich der Verfasser die Vorstellungen, die höhern Gefühle, die Affecte, den Willen u. s. w. als eigenthümliche, nicht mit den „Elementen“ schon gegebenen Functionen, er beseitigt damit das immer wiederkehrende Misverständniß moderner Psychologen, daß mit dem Nachweis irgend ein psychisches Phänomen, z. B.: der Wille sei „keine elementare psychische Qualität“, zugleich dieses Phänomen als nicht specifisch dargethan sei. Der erste Abschnitt behandelt dann die „Bestimmungsstücke“ und Qualitätensysteme der psychischen Elemente. Weitaus den größten Theil des Werkes nimmt aber die Lehre von den psychischen Gebilden, ihren Verbindungen und ihrem Zusammenhang ein. Wiederum wird zuerst der Begriff des psychischen Gebildes erörtert, und dann eine Eintheilung der Gebilde gegeben. Diese richtet sich nach den Elementen, aus denen die Gebilde ganz oder vorzugsweise bestehen; sind diese Empfindungen, so heißen die Gebilde „Vorstellungen“, sind sie Gefühle, so constituiren sich aus ihnen die „Gemüthsbewegungen“. Die Erörterung der verschiedenen Arten der Vorstellungen und Gemüthsbewegungen enthält wiederum manches Neue. Am meisten scheint uns die Theorie der Zeitvorstellungen gegen die frühern Werke Wundt's erweitert. Auch der nächste Haupttheil, der den Zusammenhang der psychischen Gebilde behandelt, zeigt vielfach im einzelnen veränderte Anschauungen, mit einer verhältnißmäßig großen Ausführlichkeit werden hier auch die abnormen Zustände des Bewußtseins und die physiologische Theorie von Schlaf, Traum und Hypnose erörtert. Indem wir für den Inhalt des vierten Theils: „Die psychischen Entwickelungen“, auf die oben mitgetheilten Andeutungen verweisen, sei hier nur dem letzten Theil ein Wort gewidmet, der „die psychische Causalität und ihre Gesetze“ bespricht. Wundt hatte der Frage der psychischen Causalität vor kurzem einen Aufsatz in den „Philosophischen Studien“ (Bd. 10, S. 1 fg.) gewidmet. Dieser Aufsatz rief eine ganze Literatur hervor, mit der wir uns noch in diesen Blättern zu befassen haben werden. Das Schlußkapitel des „Grundriß“ nimmt nun den Inhalt jenes Aufsatzes auf, aber wiederum nicht ohne wesentliche Bereicherungen. Es wird zunächst die Nothwendigkeit der Annahme einer selbständigen psychischen Causalität neben der Naturcausalität ausführlich bewiesen. Die Eigenart dieser psychischen Causalität soll nun in den Grundgesetzen des psychischen Geschehens ihren Ausdruck finden. Zwei Arten solcher Grundgesetze werden unterschieden: psychologische Beziehungsgesetze und Entwickelungsgesetze. Von diesen sind die wichtigsten die Beziehungsgesetze, und unter ihnen möchten wir wiederum an Bedeutung das erste, das „Gesetz der psychischen Resultanten“ voranstellen. Dieses Gesetz ergänzt in willkommener Weise die fundamentalen Begriffe der „specifischen Beschaffenheit“ und des psychischen Gebildes. Es spricht die Thatsache aus, daß in jedem Gebilde ein Princip schöpferischer Synthese wirksam ist, d. h. daß jedes Gebilde Eigenschaften enthält, die zwar, nachdem sie gegeben sind, aus den Eigenschaften seiner Elemente begriffen werden können, die aber gleichwol keineswegs als die bloße Summe der Eigenschaften der Elemente anzusehen sind. Die beiden andern Gesetze ergänzen jenes erste zu einem vollständigen Bilde der eigenthümlichen Natur des psychischen Geschehens. Denn indem jenes erste Gesetz das Verhältniß der Bestandtheile eines psychischen Zusammenhangs zu diesem selbst zum Ausdruck bringt, bezeichnen sie die fundamentalen Verhältnisse der Bestandtheile zueinander. Dabei bezieht sich wieder das „Gesetz der psychischen Relationen“ auf die Empfindungselemente, das „Gesetz der psychischen Contraste“ auf die Gefühle. Das erstere sagt von den aus den Empfindungen stammenden Inhalten, daß sie immer erst ihre eigenthümliche Bedeutung durch Beziehung zu andern psychischen Inhalten empfangen, das letztere spricht die Thatsache aus, daß alle Erlebnisse, in denen Gefühle dominiren, sich in qualitativen Gegensätzen (bezw. Contrasten) bewegen.

Die Systematik, welche der „Grundriß“ den Thatsachen des psychischen Lebens gibt, erhält ohne Zweifel durch

diese psychischen Grundgesetze ihren Abschluß. Wundt ist in diesem seinen neuesten Werk einen großen Schritt weiter gegangen in dem, was er selbst die logische Bearbeitung der Thatsachen nennt. Wie sich das neue Begriffsschema, in das der „Grundriß" die Erscheinungen des Seelenlebens einführt, bewähren wird, darüber muß die zukünftige psychologische Forschung entscheiden.'

Ernst Meumann.

Neue Romane und Novellen.

1. Reinheit. Novellen. Von Wilhelm von Polenz. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1896. 8. 3 M.
2. Sein Ich. Roman. Von Emil Roland. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1896. 8. 3 M.
3. Judas. Roman. Von Ernst Clausen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1896. 8. 2 M.
4. Frauenehre. Roman. 2 Theile in 1 Band. Von Marie Stahl. Berlin, Otto Janke. 1896. 8. 5 M.

Wilhelm von Polenz bietet uns in seinem neuesten Werke „Reinheit" (Nr. 1) eine Reihe von Skizzen, deren Mehrzahl sich gegen die Prüderie richtet und zwischen der wirklichen Reinheit in sittlicher Hinsicht und der nur scheinbaren Etikette, der Convenienz eine scharfe Trennung vornimmt. Diese wohlgemeinte Absicht nimmt für das Buch ein, ebenso die herbe Frische, die ungezierte Art des Vortrages. Besonders glücklich ist der Verfasser in der Schilderung ländlicher Scenen, die durchweg den innigsten Zusammenhang mit dem Landleben verrathen. Wir erinnern an die zarte und feinfühlige Schilderung jugendlichen Liebeslebens auf dem Dorfe, deren Schluß freilich durch seine erdrückende Traurigkeit abstößt. Höchst ergötzlich liest sich die Erzählung von der Fahrt, die ein Viehhändler unternimmt, um über den neuen Pfarrer Erkundigungen einzuziehen. Der schlaue Bauerndiplomat geräth an den Pfarrherrn selbst, der sich, unerkannt, selbst weidlich anempfiehlt. Erheiternd ist ferner die Erzählung von der Müllerswitwe und ihrem Knecht, der sich durch schlaue Streiche, wie sie dem Bauern nicht so selten beifallen, in die Gunst der Witwe und in den Besitz der Mühle setzt. Im allgemeinen aber sind die Skizzen, so sauber sie im einzelnen ausgeführt sind, zu nichtig, auch tragen einige unter ihnen, namentlich die mit fremdländischem Colorit, zu sehr den Stempel des Ergrübelten, um ein dauerndes Interesse zu erwecken, wie man es von dem Verfasser des trefflichen Culturromans „Der Büttnerbauer" erwartet. Dankenswerth aber bleibt der Hinweis des Buches auf die sittlichen Gefahren der Prüderie, vor denen nicht oft genug gewarnt werden kann.

Emil Roland, dessen Name uns zum ersten mal begegnet, stellt sich in seinem Roman „Sein Ich" (Nr. 2) die Aufgabe, die Unfruchtbarkeit des Egoismus für den, der ihn zum Lebensprincip für sich erhebt, an einem lehrreichen Beispiel aufzuzeigen. Der Held des Romans, ein Mann in vorgerücktern Jahren, hat das Leben genossen. Er war ein glücklicher Mann; er machte Carrière, er hatte Glück bei den Frauen, verlor aber bei der Leichtigkeit seiner Erfolge, bei der Sorglosigkeit seines äußern Lebens die Freude am Erfolg. Die billigen Siege berauschten, aber befriedigten nicht. So verfiel er einem leichten Pessimismus, einem Ueberschätzen seines eigenen Ichs, dem Hang zum Mistrauen. In solcher Stimmung begegnet er — wol zum ersten mal — einem Weibe, das ihn gering achtet, seine Huldigungen als abgeschmackt zurückweist. Der Widerstand reizt ihn, aber, da die Umstände diese Begegnung rasch abkürzen, hindert ihn eine gewisse Trägheit, eine Scheu, sein bequemes Ich unruhigen Kämpfen auszusetzen, an jedem weitern Schritte. Doch der Zufall führt ihn wieder mit der ihm gefährlichen Frau zusammen. Im Hause eines Bruders, eines Witwers, hat sie in dienender Stellung sich als glückbringend erwiesen, der Bruder ist eben im Begriffe, ihr seine Hand anzubieten. Da drängen sich Rücksichten der Gesellschaft in diese Pläne. Ein Bruder des Mädchens ist ein Sträfling, die Schwester aber will den aus Leichtsinn zum Verbrecher gewordenen Bruder nicht im Stiche lassen. Sie stellt als Bedingung zur Einwilligung in die Ehe die Forderung, die Beziehungen zu dem Bruder aufrecht erhalten zu dürfen. Der Unterhändler in dieser Sache wird der Held unsers Romans, er führt sein Amt mit kalt rechnender Diplomatie aus, findet aber in dem Mädchen eine überlegene Partnerin, die moralisch siegt, wo er an eine Niederlage dachte. Der Plan der Heirath fällt; an Stelle des stolzen Mädchens tritt eine weltlustige Witwe, deren Tochter nun die neue Verbindung mit dem Hauptfaden der Handlung anzuknüpfen hat. Diese Tochter ist ein von der Mutter stark vernachlässigtes und durch Tyrannei unterdrücktes Kind; im Umgange mit der Heldin des Romans hat sich ihr besseres Ich entwickelt, ist sie frei und natürlich geworden, bei ihr sucht sie eine Zuflucht in dem Augenblick, da die Verhältnisse im Hause der Mutter unerträglich werden. Wieder wird der Held zum Unterhändler, wieder lernt er den Werth der Partnerin schätzen. Sein Werben aber um ihre Hand bleibt ohne Erfolg. In den verschiedenen Verhandlungen zwischen den beiden hat sich seine ganze Ichsucht, die ganze Rücksicht auf Stand und Gesellschaft zu deutlich enthüllt, als daß ihm die Heldin noch Liebe entgegenbringen könnte. Dieses Mädchen war die Klippe, an der er scheitern sollte, sie war „der Schiffbruch seines Lebens". Der anregende Stoff ist nicht ohne erzählerisches Talent, die Charakteristik flott und sicher, die Composition vielleicht etwas

gekünstelt, wie denn auch im Stil hier und dort Absonderlichkeiten, die Effect machen sollen, auffallen.

Auch der Name Ernst Clausen ist neu; der Roman „Judas“ (Nr. 3), der ihn in die Literatur einführt, reiht ihn in die Schar der anregenden und gewandten Erzähler, deren wir jetzt eine ganze Reihe besitzen, die sich aber trotz der Mannichfaltigkeit der Stoffe, die sie behandeln, gleichen wie ein Ei dem andern. Die Kunst des Schreibens ist eben nachgerade weit verbreitet, oder richtiger gesagt, das Handwerk des Schreibens. Wenn es treu, gewissenhaft und mit einigem Talente betrieben wird, trägt es immerhin seine Früchte, manchem zur Freude, und wem es leid thut, der läßt sie einfach hängen und geht vorüber. Der Judas des Clausen'schen Romans ist ein strebsamer Referendar, der an der Hand der hübschen Tochter eines Geheimrathes, seines Vorgesetzten, eine rasche Carrière zu machen gedenkt. Der Verbindung mit diesem Mädchen steht nun sein Freund, ein Dr. Raßmus, entgegen, der, Armenarzt, Socialpolitiker, unter dem rohen Aeußern das bekannte gute Herz verbirgt. Die vornehme Natur der Geheimrathstochter entdeckt den guten Kern in der rauhen Schale, zum Unglück aber wohnt Dr. Raßmus in Verhältnissen, die bösen Zungen die Mißdeutung bequem machen; eine boshafte Rivalin fördert die Verleumdung, und so gelangt der Referendar, indem er diese Verleumdungen auf Befragen gutheißt, zu seinem Ziele, zumal die Geheimrathstochter darauf verzichtet, dem Gerede auf den Grund zu gehen. Sie schließt mit dem Referendar eine Convenienzehe, Raßmus geht ins Ausland und stirbt. Aber die Sonne bringt es an den Tag. Ein Zufall enthüllt das Lügengewebe, das sich um Raßmus' Züge entstellend gesponnen hat, und das Ende vom Liede ist die Trennung der Ehe. Die Lücken in der psychologischen Motivirung erhellen schon aus der knappen Wiedergabe der Handlung. Der Verfasser arbeitet auf grelle Contraste hin, seine Schilderungen aus der Gesellschaft tragen dasselbe Gepräge. Immerhin werden Freunde der Unterhaltungslektüre mit dem Buche in der Hand sich über die Länge einiger Stunden täuschen können.

Sensation um jeden Preis ist das Recept, nach dem Marie Stahl ihren Roman „Frauenehre“ (Nr. 4) gearbeitet hat, einen Roman in unverfälschtem Colportagestil mit einigem Aufputz aus der Literatur der radicalen Frauenrechtler. Der Stil der Darstellung erinnert an bunt colorirte Bilderbogen. Alle Farben sind dick aufgetragen, die grellen werden dabei bevorzugt. Ueber dem Ganzen schwebt ein Hauch von wollüstiger Sentimentalität, geboren aus einer Phantasie, die sich an schlechten Mustern berauscht, die guten misverstanden hat. Man kann nicht sagen, daß die Verfasserin nicht zu beobachten verstünde, aber durch die Art, wie sie das Gesehene wiedergibt, verdirbt sie, was sie Gutes gefunden hat. Sie hat einen schlechten Geschmack, die Worte strömen ihr zu, aber sie erstickt in den Worten den Gedanken, oder hetzt ihn zu Tode. Von dem Stil einige Proben:

„Alitta hatte hochaufgerichtet, mit glühender Leidenschaft gesprochen. Die ganze Kraft ihres Naturells und die seltsame Schönheit ihres Körpers offenbarten sich in diesem Moment höchster Erregung. Jeder Nerv, jede Sehne ihrer geschmeidigen Glieder spannten sich zur höchsten Leistung an, ihre sammetartige Haut schimmerte bleich mit schwärzlichen Schattentönen, während ihre wunderbaren Augen anfingen zu phosphoresciren.“ „Großen lustigbunten, beweglichen Farbenklecksen glich von fern das Concertpublikum.“

Doch schon genug! Ist der Roman in künstlerischer Beziehung gefährlich für den Geschmack, so in den Händen Unerfahrener auch in Beziehung auf seinen Inhalt. Marie Stahl verherrlicht, freilich ohne recht Farbe bekennen zu wollen, die freie Ehe, indem sie ein nicht legitimirtes Verhältniß zwischen Mann und Frau in Gegensatz zu einer Geldheirath stellt. Bewiesen wird durch solche Gegenüberstellungen nichts weder für noch gegen. Wir meinen, wer eine solche Frage im Rahmen eines Romans behandeln will, muß ihr allseitig gerecht zu werden versuchen, und darf sich auch nicht begnügen, einige mehr oder weniger unverdaute Phrasen, wie sie jetzt auf dem breiten Markte des Parteilebens laut werden, wiederzugeben. Wie die Verfasserin die Frage behandelt, wird sie mehr Verwirrung als Klarheit verbreiten, denn sie selbst ist aus dem Bereich der Schlagworte noch nicht herausgekommen, sie scheint es auch schon für höchste Ehre zu halten, mit Schlagworten zu kämpfen. Ihre Heldin Welda schließt einen Vortrag über Frauenehre mit den Worten: „Es ist ganz gleichgültig, ob wir staub- und schmuzbesudelt in diesem Kampf zusammenbrechen, oder durch Sumpf und Dornen gehen müssen — Ehre ist es, höchste Ehre, mitzukämpfen!“ Derartige Schreibereien, mit denen Marie Stahl mitkämpft, sind wegen ihrer Unklarheit und Verschwommenheit, wegen ihres völligen Misverstehens des realen Lebens, an dessen Stelle eine Romanwirklichkeit allergewöhnlichsten Genres tritt, geradezu geeignet, den Kampf überhaupt zu discreditiren. Wir wenigstens hüten uns, durch eine Empfehlung dieses Buches der Verwirrung, die es verbreiten kann, unsererseits die Wege zu ebnen, und bekennen offen, daß uns jede ernste und solide weibliche Handarbeit mehr Hochachtung abfordert als diese Sorte weiblicher Federarbeit. Der Kunst ein Greuel, dem Leben ein Irrlicht!

Leonhard Lier.

5. Merkwürdige Leute. Lebensbilder und Skizzen. Von Eugen Isolani. Leipzig, Robert Friese, Sep.-Cto. 1896. 8. 2 M.
6. Eine Gewissensfrage. Scherzetto. Von Wilhelm Wolters. Leipzig, Robert Friese, Sep.-Cto. 1896. 8. 1 M.
7. Die Kunst. Novellen und Skizzen. Von Theodor Duimchen. Leipzig, Robert Friese, Sep.-Cto. 1896. 8. 3 M.
8. Absonderliche Geschichten. Von Bechtold Brandies. Leipzig, Robert Friese, Sep.-Cto. 1896. 8. 3 M. 60 Pf.
9. Heitere Jugendzeit. Humoristisches. Von A. Bayersdorfer. Erstes bis drittes Tausend. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (H. Krüger). 1896. Kl. 8. 1 M.

10. Marie Alphonse. Erzählung aus der modernen Gesellschaft. Von Luise von Kobell. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 1896. 8. 2 M. 25 Pf.

Leute, die immer nur Kleingeld ausgeben, gerathen in den Verdacht, entweder arme Schlucker zu sein oder Geizhälse, die sich zu Hause an verborgenen Schätzen erfreuen. Eugen Isolani (Nr. 5) hat keine Schätze zu Hause, und das Kleingeld an schriftstellerischen Erzeugnissen, das er ausgiebt, ist so minderwerthig, daß es gerade für Zeitungsblätter ausreicht. In der That gehört er zu jener Gattung von Feuilletonisten, die viel Materialien aufgestapelt haben, und im gegebenen Moment das richtige Feuilleton in das richtige Blatt werfen. Und doch kann er nichts, und wer ihm eine leidliche Beherrschung des Stils zugesteht, ist noch ein höflicher Mann. Ohne Geist und Witz, ohne Lebendigkeit und Laune, dagegen voller Trivialitäten und Gemeinplätze fließen diese Wassersuppen dahin, und man bewundert die Kühnheit, die solche Feuilletons zu einem „Buche" zusammenstellt. Wo es sich darum handelt, einmal einen originellen Charakter psychologisch glaubhaft zu machen, versagt diese Feuilletonmanier des Dresdeners völlig, und man geht unter in einem Sturzbad von Hausbackenheit. Wenn Isolani von einigen Schneidergesellen erzählt, die große Männer geworden sind, zieht seine Weisheit den öden Schluß: „Niemand wird auf die Männer von der Nadel und der Schere geringschätzig herabblicken können, die den Menschengeist auf den verschiedensten Gebieten zu fördern gewußt haben." (S. 16.)

Gleichfalls aus Dresden stammt Wilhelm Wolters. Er hat über ein Dutzend Werke verfaßt, und genießt in seinem Heimatsort einen gewissen Ruf. Aber Bagatellen wie seine „Gewissensfrage" (Nr. 6) werden ihn sicher verringern. Gewiß ist seine Darstellungsgabe gewandt genug, um sein Büchlein für eine Eisenbahnfahrt von Leipzig nach Dresden annehmbar erscheinen zu lassen. Auch für ein witziges Feuilleton wäre diese seine „Gewissensfrage" ausreichend: „Rettet ein Mann, der mit seinen Angehörigen Schiffbruch leidet, seine Frau oder seine Mutter?" Daraus aber ein Büchlein zu machen, scheint mir einer echten Begabung nicht würdig. Jeder gute Handwerker setzt seine Ehre darein, ein braves Stück Arbeit abzuliefern, keine Pfuscharbeit. Auch Schriftsteller sollten ihre „Handwerksehre" haben. Wolters aber, der eine Freude an der Quantität seiner Bücher zu haben scheint, zerrt den winzigen Stoff aus, läßt die Linien weit auseinander und in schmaler Breite drucken, und flugs ist ein Buch fertig, das ein federfixer Autor in zwei Tagen schreibt. Daß damit alle Feinheit und Poesie davonläuft, ist sonnenklar.

Theodor Duimchen (Nr. 7) hat schon durch einige Romane bewiesen, daß er über eine schöne Erzählungskunst verfügt, die unterstützt wird durch Kenntniß fremder Länder, Leute, Sitten und Gewohnheiten. Wo er in seinen Novellen, — z. B. „Blauweiß" und „Ein kurzes Glück" aus diesem Bande — ein fremdes, exotisches Milieu wählt, bekommt man fesselnde Bilder und seltsam anregende Historien zu schauen. Es ist schwierig, zu sagen, was an exotischen Novellenstoffen wie echte Poesie wirkt, und was nur den aparten Reiz des Fremdartigen hat. Dieser Reiz kann so stark sein — ich erinnere an „Robinson Crusoe" und Karl von der Steinens geniale Reisewerke —, daß er dem einer poetischen Erzählung zum mindesten gleichkommt. Duimchen hat große schriftstellerische Gewandtheit, und für farbiges Milieu echte und warme Töne auf der Palette. Ueber dem Havanna seiner Schilderung wölbt sich wirklich die glühende Sonne, und in den spanischen Parteigängern schlägt das heiße Herz ebenso wild wie in den verhaßten Creolen. In der „Kunst", einer Novelle, die dem Bande den völlig irreführenden Titel gegeben hat, steigt seine Begabung ein paar Stufen tiefer und baut sich recht und schlecht eine harmlose Liebesgeschichte zusammen, ohne Eigenart und Stimmung. Am werthvollsten erscheint mir die Doppelnovelle „Das stärkere Geschlecht". Der erste Theil dieser Novelle entwirft ein übermüthiges Bild von dem tollen Treiben der dresdener Lebewelt, das zweite spielt sich zwei Jahrzehnte später ab. Aus den lustig-lieben Balletratten sind vornehme Frauen geworden, aus den vornehmen Lebemännern unlustig-leidige Schiffbrüchige, die zwischen Leben und Sterben an ihre Jugend denken. Ein Zufall führt alle wieder zusammen, und das Wiedersehen der einstigen Freunde und Freundinnen wird voll Feinheit erzählt. Sanfter Ernst guckt zwischen den Zeilen mit treuen Augen heraus, und man sieht das Schicksal neue Fäden an alte anbinden. Alles in allem ein Buch, das zu lesen sich lohnt. Leider ist es so elend geheftet, daß es beim Anfassen auseinanderfällt.

Gar keine Poesie, und nur dürftig wiedergegebene ethnographische Details bietet Bechtold Brandies (Nr. 8). „Absonderliche Geschichten" sind es wirklich, aber Münchhausiaden ohne groteske Züge, Aufschneidereien, von denen man nicht weiß, ob sie ernst gemeint sind oder nur den Leser hereinlegen sollen, Reiseerlebnisse eines deutschen Tartarin aus — Kyritz! Eine seltsame Phantasie hat die Fäden zusammengeknüpft, Reiseerlebnisse und gute Beobachtungen haben sie fortgeführt. So kann es kommen, daß ein leipziger Student Hans von Jagar mit seinem Freunde, dem Theologen Max Krüger, Kairo besucht und in einem armenischen Palast eine Tänzerin bewundert, daß Krüger im Harem des Armeniers eine „gemiedliche" Sächsin entdeckt, die früher Kellnerin gewesen, daß die beiden und „Minchen" geknebelt und von einer taubstummen Tscherkessin befreit werden, die dann ein echter norddeutscher Junker heirathet. Die Kellnerin wird von einem spleenigen englischen Millionär adoptirt, kann einen Arzt heirathen u. s. f. Diesem thörichten Stoffgemisch entspricht auch der Stil. Seite 18 heißt es: „Er ließ nicht ahnen, seine bisherige Favorite zu bearg-wöhnen, wohlschmeckende Früchte in einem ihr verbotenen

Paradiese zu pflücken, dieselbe hierdurch von Tag zu Tag sicherer in ihren unconcessionirten Ausflügen machend."

Ungleich höher im Werth stehen die vier Geschichten, die der Verfasser (oder ist es eine Dame?) A. Bayersdorfer (Nr. 9) unter dem Titel „Heitere Jugendzeit" zusammengepfercht hat. Eine mit Tinte gefärbte Hose, die im Regen das Bein ihres jugendlichen Trägers färbt, ist freilich ein zu albernes Motiv für eine ganze Skizze, ebenso die Schuljungen, die zur Kirchweih allerhand Schabernack treiben und den Bauern den Glauben beibringen, der Teufel habe es gethan; auch dieser Stoff erfreut nicht durch Originalität, aber beide weisen doch eine Fülle hübscher und eigenartiger Beobachtungen auf und belustigen durch drollige Umschreibungen und charakteristische Züge. Am werthvollsten ist die Skizze „Die militärpflichtige Tante". Schon der Stoff ist hübsch. Die durch die Kriege am Anfang unsers Jahrhunderts vernichteten Kirchenbücher sollen erneuert werden, und ein kleines Mädchen, das „Moritz" gerufen wird, wird als Junge aufnotirt. Als die Rekrutenzeit heranrückt, muß sie sich „stellen", bis schließlich eine Reihe heiterer Scenen das Misverständniß erklärt. In dieser Skizze ist das altfränkische Milieu einer Kleinstadt aus den dreißiger Jahren sehr anmuthig dargestellt und gibt ihr ein wirklich literarisches Gepräge. Auch die vierte Skizze: „Der gute Großvater", ist stofflich originell, aber trocken und dürftig wiedererzählt. Der alte Hausirjude Schlaume, dessen Enkel Medicin studirt und sich aus Armuth kein Skelet kaufen kann, legt sich hin sterben und verfügt in seinem Testament, daß die Anatomie sein Skelet präpariren und seinem Enkel aushändigen soll. Dieses scheußliche Motiv hätte mit einer Art grausigen Humors behandelt werden müssen, um es erträglich zu machen. Aber die mehr auf das Idyll zugeschnittene Begabung Bayersdorfer's steht kläglich davor, und das Ergebniß ist eine unangenehm wirkende Skizze, grau und greulich.

In „Marie Alphonse" (Nr. 10) von Luise von Kobell führt eine vornehme Salondame das Wort, die bekannte Freundin Döllinger's und Verfasserin des Memoirenwerkes „Unter den vier ersten Königen Baierns". Eine Dichterin hat an dieser spannenden Erzählung aus dem Hochadel nicht mitgearbeitet, nicht einmal eine gute Schriftstellerin. Wie Luise von Kobell erzählt, würden es Hunderte von adeligen Damen können, die zu plaudern und einzelne Erlebnisse zu einem Ganzen zu vereinigen verstehen. Daß sie das Milieu ihrer Feudalkreise richtig schildert, ist anzunehmen, trotzdem haben eine Reihe Einzelheiten Bedenken bei mir erweckt. Schlimmer aber ist vollständige Poesielosigkeit in der Behandlung der Natur. Einen blühenden Garten ein „vegetabilisches Schmuckkästchen" zu nennen, mag gebildet klingen, hübsch ist es nicht. Daneben finden sich Beobachtungen seelischer Art, deren Trivialität Kopfschütteln erregt. Kurz, ein Buch, das dem Rufe der Schriftstellerin Luise von Kobell durchaus schadet.

Ludwig Jacobowski.

Der Cotta'sche Musenalmanach für 1897.

Cotta'scher Musen-Almanach für das Jahr 1897. Herausgegeben von Otto Braun. 7. Jahrgang. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1897. 8. Geb. 6 M.

Es war zwar nicht mehr die Blütezeit der deutschen Musenalmanache, als vor hundert Jahren in Hamburg und Göttingen die zierlichen Bändchen für 1797 erschienen, aber noch immer finden sich Namen darin vertreten, die in der Folge oder auch schon gleichzeitig den hervorragendsten Vertretern deutscher Poesie angehörten. Trotzdem blieb es nur noch ein Nachsommer, der zu jener Zeit sowol dem Göttinger als auch dem Hamburger Musenalmanach beschieden erschien. Bald darauf endete die eigentliche „classische" Almanachliteratur, allerdings nur die „classische", wenn dieser Ausdruck gestattet ist, denn die bald darauf folgenden Taschenbücher aller möglichen Gattungen traten noch für einige Zeit an die Stelle der alten Schatzkästlein der Poesie, welche für unser Literaturleben von so großer Bedeutung geworden sind. Ist es demnach nicht seltsam, daß zu Ende unsers Jahrhunderts ganz nach den classischen Mustern der Musenalmanach wieder erstanden ist, ja daß er unter dem ehrwürdigen Namen Cotta's, von einem selbst poesiereichen Manne herausgegeben, wieder der Vertreter idealen, echt poetischen Strebens geworden ist? Die zahlreichen Strömungen und Gegenströmungen der Neuern konnten denen nichts anhaben, welche in diesen zierlichen, in Seide gebundenen Bändchen, Form und Inhalt ihrer dichterischen Schöpfungen genau nach den bewährten ästhetischen Grundsätzen abwiegend, zusammen ihr Bestes an lyrischen und epischen Gaben, an novellistischen und andern Stücken geboten. Und so liegt denn auch für 1897 wieder jener Almanach zum siebenten mal in demselben hübschen Gewande vor und macht seinem Herausgeber und seinen Mitarbeitern alle Ehre.

Wir finden in dem Bande zwei Erzählungen, ein allerliebstes Märchen, schöne erzählende und tiefempfundene lyrische Gedichte, auch Spruchdichtungen, von denen eine Gruppe ganz besondere Ueberraschung bietet, worauf wir am Schlusse dieser Zeilen zurückkommen. „Unsere Carlotta" ist die erste Erzählung von Isolde Kurz überschrieben, sie berichtet uns die Liebes- und Leidensgeschichte eines einfachen Landmädchens aus dem Arnogebiete, welches die Noth zwingt, in einer Papierfabrik zu arbeiten, wo Carlotta zu einem leichtsinnigen Maschinen-

führer eine heftige Neigung faßt; dem Leichtfertigen aber will sie sich nur durch die Ehe zu eigen geben, wozu der schöne Rocca Fontana aber keine Lust hat. Schließlich fürchtet Carlotta selbst ihren Grundsätzen untreu zu werden, und verlobt sich dem sie schon lange mit Anträgen verfolgenden unschönen, aber wohlhabenden Krämer Modesto. Die Vertrauensseligkeit des Mädchens wird aber bitter gerächt. Auf Modesto, der ihr als Ehrenmann erschien, hatte sie sich allzu sehr verlassen, sie tröstete sich und andere stets mit dem Satze: „Ich habe an meinem Verlobten vieles auszusetzen, aber den Vater meines Kindes werde ich lieben können, das weiß ich gewiß." Diese Worte sollten sich in einem Punkte furchtbar erfüllen, denn Carlotta soll wirklich Mutter eines Kindes werden, dessen Vater Modesto ist. Dieser aber sucht sich nun zurückzuziehen und schmäht das Mädchen in der ehrenrührigsten Weise: „es wäre thöricht nach dem Vater dieses Kindes zu forschen, da Verschiedene auf diesen Namen Anspruch machen können", womit auch die Verlobung gelöst sei. Die ungeheuerliche, gemeine Anschuldigung des Schurken drückt Carlotta das Messer in die Hand, welches sie dem Gewissenlosen bei rasch gesuchter Gelegenheit ins Herz stößt, im Beisein der hämischen Mutter des Modesto, welche den Beinamen Calzéra trug und nicht wenig zunächst zur Verlobung, sodann aber auch zu der Niederträchtigkeit ihres Sohnes beigetragen hatte. Bei der Verhandlung vor dem Schwurgericht wird wol Carlotta gänzlich freigesprochen; doch ihr Körper siecht langsam dahin. Kurze Zeit darauf erlöst sie der Tod von ihrem Seelenleiden. Die ganze Erzählung weist in Anlage und Ausführung die bekannte Feinheit der Verfasserin auf, die einzelnen Persönlichkeiten treten klar und plastisch in charakteristischer Weise hervor, namentlich ist Carlotta eine prächtig gezeichnete Gestalt. In jedem Satze der Novelle zeigt sich die vornehme künstlerische Gestaltung, welche die bedenklich scheinende Handlung, mit dem Schimmer echter Poesie umwoben, durchaus als tief ethisch begründet zu Tage treten läßt. Die italienische Landschaft bietet einen zarten, duftigen Hintergrund.

„Der schwarze Engel" nennt Ernst Eckstein seine eigentlich märchenhaft-allegorische Erzählung. Gewaltige Phantasie tritt uns in diesem düstern Stück entgegen, worin der Selbstmord des Magisters Comenius durch die Erscheinung eines schwarzen Engels und eines allegorischen Bildes erklärt wird, das durch den Todesengel die Erklärung erhält, wie es besser sei, noch vor dem schrecklichen natürlichen Ende des Lebens auf künstliche, aber sanfte Weise aus demselben zu scheiden. Und der Siebenundfunfzigjährige folgt dem grausen Rathe und greift zum Giftfläschchen, das ihn „sanft und schmerzlos hinüberschlafen" läßt. Wir wollen hoffen, daß Eckstein keine unheilvolle Theorie mit dem gewaltigen poetisch-allegorischen Bilde aufstellen wollte. Hans Hoffmann's Ostseemärchen „Das häßliche Nixlein" enthält mehr heitere Stimmung, freilich faßt den Leser auch tiefes Mitleid mit dem Manne, den die häßliche kleine Seejungfer rettet, damit sie schön werde. Die Erkärung des Meermannes: „Sobald dich ein Mann liebt, wirst du auf der Stelle schön", bewahrheitet sich auch, und wie der Mann, den sie dem Tode entrissen, eine tiefe Neigung zu ihr faßt, erblüht die Nixe in Schönheit, verläßt ihn aber und sucht sich einen Gefährten im Wasserreiche, indem sie noch philosophirt: „So eine Art Liebe, wie der ohne jeden vernünftigen Grund zu mir gefaßt hat, die ist doch unbegreiflich, die muß einem ja weh thun, das ist nichts für unsereine." Das Märchen ist eine schöne Verherrlichung der ewig wirkenden Liebe im Menschenherzen und bei aller neckischen Darstellung überaus ergreifend.

Haben wir damit die Prosastücke des Almanachs angedeutet, so könnten wir noch viel mehr über den reichen poetischen Theil des Buches berichten. Es sei jedoch nur in knappster Form desselben gedacht, um dem Leser nicht das Beste vorwegzunehmen. Paul Heyse hat eine ergreifende poetische Erzählung in „Die Mutter des Siegers", Albert Möser eine nicht minder bedeutende in „Tiberius" geboten, von gewaltiger Wirkung ist Hermann Lingg's an dessen bedeutendste Werke gemahnendes, wenn auch kürzeres Gedicht „Die Lawine", das wir dem berühmten Liede des Dichters vom „Schwarzen Tod" zur Seite stellen möchten. Felix Dahn steuert als episches Stück das dramatisch wirkende „Urtheil Gregor's VII.", M. Greif einen schönen düstern Sang von der „Bergmannstochter", Albrecht Gf. Wickenburg ein prächtiges Kriegsbild von 1809: „Das letzte Aufgebot", A. Fitger ein orientalisches Zaubermärchen „Ismail" bei, Karl Woermann, Ernst Lenbach und Robert Waldmüller haben ebenfalls sinnige erzählende Poesien beigesteuert, nicht minder C. Busse, R. Krauß u. a. Auch schöne lyrische Gedichte sind reich vertreten: H. Lingg, J. G. Fischer, W. Hertz, Rodenberg, Gottschall, Rittershaus, E. Paulus, Jensen, G. Scherer, E. Ziel, H. Kruse, Waldmüller, Eckstein und Max Kalbeck, Albrecht Gf. Wickenburg, Angelika von Hörmann, lauter Träger von berühmten klangvollen Namen, gemahnen mit ihren Beiträgen an die besten classischen Vorbilder, ihnen stehen mit zierlichen Liedern und Versen manche junge Talente zur Seite: Ottokar Stauf von der March, Albert Geiger, C. Schönhardt und mancher andere. Die Epistel „Der neue Gott" von Isolde Kurz führt uns zu der letzten Abtheilung des Buches, zur Spruchdichtung. Hier hat ein Quidam, wol in Erinnerung an das beiläufig hundertjährige Jubiläum, welches die Goethe-Schiller'schen „Xenien" eben feiern, eine reiche Zahl von solchen Stachelversen aufgetischt, welche manchen Vorgang und manche Persönlichkeit im modernen Literaturleben geißeln und eine Fülle von Satire enthalten. Wir führen hier einige dieser modernen Xenien an mit den oft ziemlich durchsichtigen Titelinitialen und Ueberschriften:

Nothwendiges Requisit.

Cognac herbei! So ist's recht! Denn erstens ist Cognac ja Geist schon;
Zweitens im heutigen Stück ist es der einzige Geist.

Der Literatur Messias.

Heute ernennen sie den und morgen den zum Messias;
Zupft man an seinem Gewand, schält sich ein Schächer heraus.

H. S . . . .

Sollt' ich Kleines bekritteln und tadeln, daß Manches verfehlt ist?
Großes selbst würde verzieh'n dir, der uns Großes geschenkt.

G. H . . . .

Halte vom Haufen dich fern und gehe des eigenen Weges,
Den dir Natur und Kunst weisen, so gehst du nicht fehl.

Chor der Dichter.

Recht so! Groß sind wir sämmtlich und einer ist immer noch größer
Als der andre, drum ist jeder der größte von uns.

Doctor muliebris.

Er ist das größte Genie! Bei dem Doctorhut, den ich trage,
Schwör' ich's, ihr Herrn! Apropos — kleidet das Hütchen mich gut?

Doch genug, möge der Leser die übrigen dieser bösen, aber trefflichen Stachelverse, deren einige wir hier mitgetheilt haben, in dem Buche selbst nachlesen, er wird gewiß in vielem mit Quidam übereinstimmen. Eine Zahl edler Sprüche, die in kurzen Versen echte Lebensweisheit bieten, hat Julius Rodenberg zum Verfasser.

Damit erscheint das namentlich zu Festgeschenken so vortrefflich sich eignende elegante Buch abgeschlossen, dem wie üblich auch diesmal reizende Kunstbeilagen nach Originalen von Hasemann, Nestel, Pram-Henningsen, Püttner, Reinicke und Zick beigegeben sind. Möge der kunstfreudige Herausgeber uns die sinnige poetische Gabe noch recht, recht oft bieten.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Der Titel des Buches „Faust und Parcival. Eine Nacht- und eine Lichtgestalt von volksgeschichtlicher Bedeutung. Von Albert Freybe" (Gütersloh, C. Bertelsmann, 1896) ist ein genügend deutliches Programm, und ich glaube die meisten Leser werden es dementsprechend von vornherein mit starkem Bedenken in die Hand nehmen; im Interesse des Verfassers wäre zu wünschen, daß nicht alle diese Stimmung am Schluß als so voll berechtigt erkennen möchten wie ich. Denn leider muß ich dieser Betrachtung von zweien unserer großartigsten Dichtwerke jeden eigentlichen Werth absprechen. Die theologische Einseitigkeit, mit der Freybe an seine Aufgabe herangegangen ist, rächt sich hier weit bitterer als beim alten Vilmar, den ein tiefes Verständniß für echte Poesie vor dem Schlimmsten behütete, bitterer auch als bei dessen Neffen Otto Vilmar, der wenigstens insofern richtig urtheilt, als er Goethe's Art der Faust-Behandlung zwar vielfach misbilligt, aber doch immerhin nicht gewaltsam umdeutet. Auch Freybe ist ja nicht ohne tieferes poetisches Verständniß; aber wo dieses in Kampf kommt mit seinem extrem orthodoxen theologischen Standpunkte, da unterliegt es stets. Mit derselben Gewaltsamkeit, mit der er es vor einigen Jahren fertig gebracht hat, in der kleinen Schrift „Der ethische Gehalt in Grillparzer's Werken" diesen Dichter, der dem dogmatischen Christenthum ganz fern steht, der ein Josephiner vom reinsten Wasser ist, zum Vertreter einer streng religiösen Lebensanschauung zu stempeln, tritt er hier an die Betrachtung des „Faust" und des „Parcival" heran. Dort hatte er sich zum Glück auf ein dünnes Heft beschränkt; hier aber bietet er ein ziemlich starkes Buch, das theilweise schon unendlich oft Gesagtes in größter Breite und unter Anführung unzähliger Citate — nicht wenige kehren drei- bis viermal wieder — noch einmal vorbringt, theilweise in specifisch-theologischer Um- und Ausdeutung etwas bisher wol noch nicht Erreichtes leistet. Am meisten Schaden erleidet dabei natürlich der „Faust", denn der „Parcival" ist ja wirklich ein Gedicht von ausgeprägt religiöser Färbung. Da hören wir schon in der Einleitung immer und immer wieder von dem specifisch-antilutherischen Gepräge der Faust-Sage, das auch auf Goethe's Dichtung übergegangen sei. Antilutherisch sei vor allem der Standpunkt, der sich in den Worten ausspricht: „Wer immer strebend sich bemüht, Den können wir erlösen." „Wenn der Dichter seinen Faust nach solcher gottentsagenden, zuchtlosen Weltfahrt an des Teufels Hand doch noch eine Himmelfahrt halten läßt, so dichtete er damit nur die Volkssage aus der Urzelle jenes Sagenkerns weiter heraus für den Abfall des modernen Zeitbewußtseins in consequenter Durchführung einer antibiblischen und antilutherischen Prägung seines Trauerspiels." Freybe sieht in der schließlichen Rettung Faust's einen innern Widerspruch ärgster Art; aber das ist ihm eben der Widerspruch, in welchem sich die culturselige moderne Zeit in ihrer Allerweltsseligkeit immer neu mit sich selbst, wie mit den Worten Gottes setzt. Und um Goethe in seiner Weise zu retten, meint er: „Daß dieser unglückliche Rettungsversuch vom Dichter selbst ernstlich gemeint sei, muß man doch bezweifeln und vielmehr glauben, er habe auch hier nur typisch und dann allerdings in sehr bedeutsamer Weise dargestellt, wie die moderne, von Culturideen trunkene Welt sich ein allgemeines Aufwärtsklimmen, eine Rettung und Seligkeit derer träumt, welche in Wahrheit längst gerichtet sind." — Ob Goethe mit einer solchen Auffassung zufrieden wäre? Ich fürchte, nicht. Mag man zugeben, daß Faust's Läuterung klarer und deutlicher hätte vor Augen gestellt werden können, als es im zweiten Theil der Tragödie geschieht, vorhanden ist sie jedenfalls; nur sein einseitiger Standpunkt hindert Freybe, dies zu sehen. Die Thätigkeit des arbeitenden Colonisten, der von großartigen Gesichtspunkten aus — allerdings auch rücksichtslos über Hindernisse hinwegschreitend — schafft, ist doch auf jeden Fall ein gewaltiger Fortschritt gegen früher. Aber Freybe sucht darin nur eine Form des „Culturkampfes", den er haßt wie nur der überzeugteste Ultramontane. Ueberhaupt hat er wunderbare katholische Sympathien; er bedauert z. B., daß der Protestantismus die Ohrenbeichte aufgegeben hat, ohne zu bedenken, daß wir das Gute daran auch jetzt noch haben können — denn was hindert uns, einem verehrten Geistlichen oder einem lieben Freunde unser ganzes Herz auszuschütten und Trost und Stärkung bei ihm zu holen? — daß wir aber die schweren, damit verknüpften Gefahren wirklich nicht zurückzuwünschen Anlaß haben, dagegen ist ihm natürlich alles, was an die gleich Faust „bibelmäkelnde Theologie des negativen Protestantismus" auch nur entfernt erinnert, in tiefster Seele verhaßt; ja sie ist ihm eine

Form der „modernen Barbarei“. Wie gänzlich aber seine theologischen Liebhabereien ihn öfters zu einer unbefangenen Auffassung unfähig machen, das zeigen die in anderer Form auch sonst wiederkehrenden Worte: „Das Ewigweibliche, jene Gemeinde des Herrn, die seine Braut ist, zieht hinan alle die, welche die Berufung annehmen und sich emporbilden lassen zum Bilde Gottes . . .“ — Das Gesagte genügt wol zum Beweise für die unendliche Einseitigkeit Freybe's. In den eigentlich literarischen Kreisen kann ja sein Buch kaum schaden; aber auf manche einfach frommen Gemüther wird es leider nicht ohne verwirrende Wirkung bleiben. Edmund Lange.

— Hermann Jahn hat den zweiten Band seines Werkes „Aus Deutschlands großen Tagen. Erlebnisse eines 24ers im Deutsch-Französischen Kriege“ dem im vorigen Jahre erschienenen ersten Band jetzt folgen lassen (Braunschweig, A. Limbach). Vgl. 1895, Nr. 44, S. 695. In 24 Abschnitten berichtet dieser Band von den persönlichen Erlebnissen des Verfassers im Feldzuge an der Loire und während des ersten Halbjahres der Occupationszeit. Was wir vom ersten Bande sagten, gilt uneingeschränkt auch vom zweiten. Jahn erzählt frisch und anschaulich, offenbar nach einem gewissenhaft geführten Tagebuche, die Ereignisse der großen Zeit, soweit er selbst Gelegenheit hatte, ihnen beizuwohnen; aber er begnügt sich nicht damit, sondern läßt uns auch Blicke thun in sein eigenes Gemüthsleben und in die Welt seiner Gedanken. Das gibt der Erzählung größern Schwung und zwingt den Leser mit freundlicher Gewalt, bis zum Ende auszuharren. Manches ist offenbar Zuthat, aus dem Studium des Krieges oder aus rückschauender Betrachtung gewonnen, oft mag der Verfasser auch der ausschmückenden Phantasie ihr Recht gelassen haben, aber wir wollen ihn darum nicht tadeln. Das Buch wird bei den Kampfgenossen des Verfassers die Erinnerung an die Zeit glorreicher Kämpfe und beispielloser Siege wecken, bei der Jugend hoffentlich die Sehnsucht entzünden, den Vätern gleichzukommen an Vaterlandsliebe und Opfermuth. Schüler- und Volksbibliotheken sei es darum aufs wärmste empfohlen.

— Nachträglich ist nun auch das vierte Heft des Jahrgangs 1894/95, das zweite des 12. Bandes, der „Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“ (Freiburg i. Br., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr [Paul Siebeck]) zur Ausgabe gelangt, sodaß zur Vervollständigung nur noch ein Supplement mit Titel, Inhaltsverzeichniß und Register fehlt, dessen baldiges Erscheinen von dem Herausgeber Dr. Quidde zugesagt wird. Das neue Heft enthält vier größere geschichtliche Abhandlungen („Berthold von Vohburg-Hohenburg, der letzte Vorkämpfer der deutschen Herrschaft im Königreiche Sicilien“, von M. Döberl; „Die Entstehung des Indictionencyklus“, von O. Seeck; „Der Sachsenspiegel und die weltlichen Kurfürsten“, von W. Becker; „Zu Principat und Gefolgschaft in der altgermanischen Verfassung“, von A. Wiesner), zwei kleine Mittheilungen („Hardenberg's Instruction für Jordan 1817 in Sachen des Art. XIII der Bundesacte“, von A. Stern; „Bischof Eusebius, Bruno von Angers und Berengar von Tours“, von W. Bröcking), eine Fülle von Nachrichten und Notizen, darunter einen Nekrolog zu Ehren H. von Sybel's, und die von O. Maßlow bearbeitete „Bibliographie der historischen Literatur von Anfang November 1893 bis Ende Juli 1895 zur Territorial- und Localgeschichte“. In einem in seiner Form sympathisch berührenden Schlußwort nimmt der Herausgeber Quidde Abschied von der Zeitschrift, der er sieben Jahr lang seine beste Arbeitskraft gewidmet hat. Er ist ehrlich genug, einzugestehen, daß der Uebergang der Redaction in andere Hände schließlich nothwendig wurde, nachdem er selbst mehr und mehr infolge seiner politischen Richtung die Fühlung mit der Mehrzahl seiner Fachgenossen verloren hatte; andererseits soll ihm aber auch bereitwillig zugestanden werden, daß er sich redlich bemüht hat, die Tagespolitik seiner dem Dienste der reinen Wissenschaft gewidmeten Zeitschrift nach Möglichkeit fern zu halten, und das Verdienst ihm ungeschmälert bleiben, ein wissenschaftliches Organ, wie es in den Kreisen der deutschen Historiker trotz Sybel's Zeitschrift vermißt wurde, ins Leben gerufen und ihm über die ersten kritischen Jahre mit Fleiß und Treue hinweggeholfen zu haben. Möge der bisherige Herausgeber dafür den Dank entgegennehmen, der ihm gebührt, und die Freude erleben, sein Geisteskind unter der kräftigen Pflege der neuen leipziger Väter recht gedeihlich sich entwickeln zu sehen.

— Infolge einer Vereinbarung mit dem Historischen Verein für Steiermark ist die Historische Landescommission für Steiermark in die Lage versetzt, eine Reihe Arbeiten ihrer Mitglieder und Hülfsarbeiter, die sich entweder mit der Charakteristik und Beschreibung ganzer Archive befassen, oder einzelne besonders werthvolle archivalische Bestände zum Gegenstand eingehender Untersuchung und wortgetreuer oder im Auszug gegebener Mittheilung machen, in den „Beiträgen zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen“ abzudrucken. Da diese Arbeiten im wesentlichen einen Theil des Quellenmaterials ausmachen, das in den „Forschungen zur steiermärkischen Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte“ verarbeitet werden soll, so hat die Historische Landescommission geglaubt, den Fachgenossen und Freunden ihres Unternehmens den Einblick in ihre vorbereitende Thätigkeit dadurch erleichtern zu sollen, daß sie Separatabdrücke der bedeutendern dieser Aufsätze veranstaltet und unter dem Gesammttitel „Veröffentlichungen der Historischen Landescommission für Steiermark“ ihren Berichten und größern Werken anschließt. Die ersten beiden Schriften dieser Sammlung sind erschienen. Die erste bringt einen ungekürzten Abdruck der steirischen Religionspacification, die in den Jahren 1572—78 durch Verhandlungen zwischen Regierung und Landschaft zu Stande kam und von den österreichischen Protestanten gern, wenn auch übertrieben, als die Magna Charta des Protestantismus in Oesterreich bezeichnet wird. Der Herausgeber J. Loserth, durch historische Arbeiten rühmlich bekannt, hat den Abdruck durch eine historische Abhandlung eingeleitet, in der er über Bedeutung und Inhalt der Urkunde, ihre Entstehung und die handschriftliche Ueberlieferung Auskunft gibt. Die zweite Veröffentlichung ist eine archivalische Arbeit des Secretärs der Historischen Landescommission, H. von Zwiedineck, über das Reichsgräflich Wurmbrand'sche Haus- und Familienarchiv zu Steyersberg, dessen reiche handschriftliche Schätze hier zum ersten mal wissenschaftlich katalogisirt worden sind. Man kann der thätigen Historischen Landescommission für Steiermark nur wünschen, daß sie für ihren Eifer, die landesgeschichtlichen Studien zu fördern, auch durch die Theilnahme der Bevölkerung belohnt werde; für die historische Wissenschaft wird die Thätigkeit der wissenschaftlich geleiteten provinzialen Geschichtsvereine vom größten Nutzen sein.

— Daß die Erde vor nicht allzu langer Zeit weit mehr als heute mit Gletschern überdeckt war, gilt unter den meisten Geologen fast als eine bewiesene Thatsache. Die Beweise, welche die Hypothese von einer Eiszeit stützen, haben sich allerdings in der jüngsten Zeit auch in dem Maße vermehrt, daß es unwissenschaftlich wäre, an der Richtigkeit der Behauptung zu zweifeln. Aber unter den Laien gibt es doch noch immer viele, welche solche Hypothesen mehr oder weniger für ein Hirngespinst der Forscher halten. Sie haben zumeist keine Ahnung von der Klarheit, mit welcher die Erscheinungen in der Natur uns das einstige Vorhandensein eines mächtigen Eismantels über vielen Theilen der Erde lehren. Das vorliegende Buch mit dem Titel „Glacialerscheinungen in der geologischen Vergangenheit“ (Heft 244 der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“, herausgegeben von Virchow und Wattenbach [Hamburg,

Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G., vorm. J. F. Richter]) dürfte aber berufen sein, das Verständniß für diese jüngsten Vorgänge in der Erdentwickelung erheblich zu erweitern und zu erleichtern. Der Verfasser, O. Herrmann, hat mit viel Sorgfalt und Fleiß die vorhandene Literatur benutzt, um ein lehrreiches Bild von dem gegenwärtigen Stande der Glacialforschung zu geben. Er hat sich auch selbst eingehend mit dem Gegenstande beschäftigt und an der Erforschung der Erscheinung thätigen Antheil genommen. Er behandelt aber nicht nur die diluviale Eiszeit, sondern stellt auch fest, wie weit aus frühern geologischen Formationen glaciale Bildungen gefunden sind. Das führt ihn zum Schluß auch auf die Frage nach der Ursache solcher Kälteperioden. Die Antwort darauf ist noch nicht mit Sicherheit zu geben. Es spricht aber alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß die geologischen Glacialperioden zusammenfallen mit den Zeiten, welche auch astronomisch sich als solche herausstellen, daß also die Ursache der Eiszeit eine kosmische ist.

— Eine Auswahl aus den „Dichtungen Simon Dach's", eingeleitet von einem kurzen Lebensabriß, hat Heinrich Stiehler (Königsberg, Hartung'sche Verlagsdruckerei) „fürs deutsche Volk" herausgegeben. Die durchstehenden Charakteristika der Dach'schen Dichtung, die Glätte und Leichtigkeit der Form, das Melodische und Fließende der Diktion, die sanfte Schwermuth sind bekannt. Die Auswahl ist sehr verständig gemacht und führt in die verschiedenen Seiten des Dach'schen Schaffens gut ein. Hier und da vermißt man noch eine Anmerkung, die dem sprachlichen Verständniß zu Hülfe kommt.

— Den Grundtext von Rulmann Merswin's, des „Gottesfreundes im Oberlande", Buch „Von den zwei Mannen" theilt nach einer bisher nicht benutzten straßburger Handschrift zum ersten mal Friedrich Lauchert mit (Bonn, P. Hanstein). Die in weitschweifiger, an Wiederholungen reicher Prosa geschriebenen Werke Merswin's sind eine interessante Quelle für die Kenntniß der mystischen Bewegung im 14. Jahrhundert. Das vorliegende Buch war bisher nur in einer Umarbeitung bekannt, die zwar am wesentlichen Texte nichts ändert, aber in vielen Einzelheiten der Berichtigung bedarf. Leider hat der Herausgeber auf sprachlich-orthographische Differenzen beider Texte, wie er im Vorwort sagt, keine Rücksicht genommen.

— Von den „Lebensbildern berühmter Feldherren des Alterthums", die Dr. Franz Fröhlich aus Aarau zum Schul- und Privatgebrauch herausgibt, ist das vierte Heft der Abtheilung I („Die Römer") erschienen, das die Biographien von Gajus Marius — mit dessen Bilde — und von Marcus Claudius Marcellus enthält (Zürich, F. Schultheß, 1896). Diese mit historischem und militärischem Sachverständniß geschriebenen Schilderungen erscheinen, wie wir schon früher erwähnt haben, besonders für Schulzwecke wohl geeignet. Nur hin und wieder findet sich ein undeutscher Ausdruck, wie Seite 30 dieses Heftes: „Mistrauisch gegen alles Fremde, wie der alte Cato, hielt Marius nichts auf den griechischen Wissenschaften." Die Darstellung des Marius trägt den Charakter einer Rettung, indem sie ihn möglichst zu befreien sucht von den erdichteten Anschuldigungen seiner Gegner. Die zweite Biographie geht von folgender Betrachtung aus: „Zu den ritterlichsten Gestalten aus der Zeit des ersten und zweiten Punischen Krieges gehört Marcus Claudius Marcellus. Sein stolzer, feuriger Muth und seine Geschicklichkeit in der Handhabung der Waffen machten ihn zu einem der wenigen Feldherren Roms, welche unserm Ideal eines Reitergenerals nahe kommen. Dem römischen Charakter fehlten sonst im allgemeinen die dazu erforderlichen Eigenschaften, oder wenigstens der Sinn für diese Specialität, und mit Recht darf die römische Kriegsgeschichte als eine Geschichte der römischen Legion bezeichnet werden, neben welcher die Reiterei eine bescheidene Rolle spielte."

— Ein Bild von Cäsar's Thaten in Gallien gibt Dr. Rudolf Lange in seiner Schrift „Cäsar der Eroberer Galliens" („Gymnasial-Bibliothek", herausgegeben von Pohlmey und Hoffmann, 24. Heft, mit Titelbild und einer Karte [Gütersloh, C. Bertelsmann, 1896]). Sie ist gewandt und frisch geschrieben und insofern für Schüler eine passende Lektüre. Auch hat sie eine besondere und zwar recht löbliche Tendenz. Es hat den Verfasser, wie er im Vorwort sagt, „oft verdrossen, daß so viele (?) Lehrer sich beim Lesen und Erklären von Cäsar's «Bellum Gallicum» ganz (?) auf den römischen Standpunkt stellen, wozu doch für uns Deutsche am allerwenigsten Berechtigung vorhanden ist". Er hat deshalb diesen Fehler nach Kräften zu vermeiden gesucht und sich bemüht, bei aller Anerkennung für Cäsar's Größe und für die Tüchtigkeit seines Heeres auch den Galliern und vor allem den Germanen gerecht zu werden. Wer wollte dagegen etwas einwenden? Aber abgesehen davon, daß mehrere von den Fällen, in denen Cäsar schwer verklagt wird, doch nicht so völlig klar liegen, wie der Verfasser annimmt, so hat er auch im Tone sich nicht streng unparteiisch gehalten, indem er Cäsar immer als den haßerfüllten Gegner hinstellt, der dann obendrein „natürlich" stets die Thatsachen verschweigt oder falsch berichtet. Das Verständniß für Cäsar's sonstige Bedeutung und Größe wird, wie schon angedeutet wurde, durch diese Haltung der Schrift nicht beeinträchtigt.

— Nachdem das Alpenvolk der Salasser unterworfen worden war — wie zuletzt in Gardthausen's Werk über Augustus ausgeführt worden ist —, legte dieser in dem eroberten Lande die Colonie Augusta Praetoria, das spätere Aosta, an. Ueber dessen Alterthümer spricht sich Carlo Promis, der beste Kenner der classischen Alterthümer seiner Heimat, folgendermaßen aus: „Wenn es auch in Italien, in Spanien, in Südfrankreich Städte gibt, die mit Recht sich Denkmäler römischer Architektur rühmen, die schöner oder doch besser erhalten sind als die von Aosta, so übertrifft doch keine andere diese Stadt in Bezug auf ihre Zahl und ihren Umfang; denn in ihr finden sich Mauern und Thürme mit einem prächtigen Thore und den Resten von unterirdischen Kanälen, welche den Gang der hauptsächlichen städtischen Straßen bezeichnen; da ist ein Ehrenbogen, die Ruinen eines Theaters und Amphitheaters, ein mächtiges Militärmagazin mit den Resten zweier Tempel, verschiedene zerstreute Trümmer und zahlreiche Inschriften; ferner sieht man im Thale zahlreiche Reste der römischen Straße, die es der Länge nach durchzog. Ein besonderer Werth der städtischen Denkmäler von Aosta besteht auch darin, daß man weiß, daß alle, die jetzt noch erhalten sind, auf Befehl des Octavianus Augustus erbaut wurden, der der Stadt Ursprung und Namen gegeben hat, oder doch in seiner Zeit in den letzten Jahren vor Beginn unserer Aera." (Uebersetzt von Gardthausen.) Wer kennt nicht wenigstens den stattlichen Ehrenbogen des Augustus bei Aosta? Ueber alle diese Alterthümer gibt auf Grund eigener Beobachtung und der besten Quellen anschaulich Auskunft Franz Eyssenhardt in der Schrift „Aosta und seine Alterthümer" („Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von Virchow und Wattenbach, Neue Folge, 10. Serie, Heft 240 [Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G., vorm. J. F. Richter, 1896]), wo auch die spätern Schicksale der Stadt verfolgt und unter andern Calvin's Bestrebungen nicht gerade in günstiges Licht gerückt werden. Auch über moderne Fragen, wie die italienische Denkmälerpflege und italienische Industriebestrebungen, spricht sich der Verfasser bei Gelegenheit kritisch aus. Nicht jedem Leser wird seine Meinung verständlich sein, wenn er bei der Erwähnung der herrlichen Aussicht, die sich den Römern in Aosta bot, ironisch bemerkt: „Allerdings müssen wir es dahingestellt sein lassen, ob der Feldherr wirklich den Vergleich angestellt hat, da ja die neueste

Weisheit den alten Römern jeden Sinn für landschaftliche Schönheit abspricht, so daß sie ihre Landhäuser, z. B. in Tivoli und Antium, nur aus Versehen erbaut haben können."

— „Eine Erinnerung an Hoffmann von Fallersleben", von Adelbert Hülbrock, bringt ein Heftchen der „Kleinen Studien" („Wissenswerthes aus allen Lebensgebieten", herausgegeben von A. Schupp, Heft 20 [Leipzig, August Schupp, 1896]). Die Erinnerungen, die da vorgetragen werden, sind nicht gerade bedeutsam und zum Theil recht privater Art, dienen aber immerhin dazu, das Wesen des wackern Mannes zu charakterisiren. Ausdrücke des Verfassers, wie die auf Seite 16: „Die zwecks Abtragung des Geschirrs wieder eingetretene, belobte Wirthin", sind wenig geschmackvoll.

— Von Paul Heyse wird Anfang December im Verlage von W. Hertz in Berlin ein neuer Band Novellen, betitelt „Das Räthsel des Lebens", erscheinen.

— In Nr. 37 d. Bl., Seite 589, Spalte 1, Zeile 28 von oben muß es heißen:

„Weil ja so oft die Person, nicht aber die Sache entscheidet", statt:

„Weil ja oft die Person und nicht die Sache entscheidet."

Bibliographie.

Alberti, C., Die Rose von Hildesheim. Roman. Berlin, Verein für deutsches Schriftthum. Gr. 8. 3 M.

Arnold, H., Aus alten und neuen Tagen. Neue Novellen. Dritte Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 8. 3 M.

Barack, M., Spaßvögel. Gedichte. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 8. 1 M. 50 Pf.

Beyer. C., Im Pharaonenlande. Ein Lesebuch für Aegyptenreisende und Aegyptenfreunde. Leipzig, J. J. Weber. Gr. 8. 5 M.

Bierbaum, O. J., Die Schlangendame. Berlin, Schuster u. Loeffler. 8. 2 M.

Blau, H., Gautama. Dramatisches Gedicht. Leipzig, K. F. Koehler. Gr. 8.

Boy-Ed, Ida, Nichts. Roman. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. Geb. 5 M. 50 Pf.

Browning, R., Der Handschuh und andere Gedichte. Bremen, M. Heinsius Nachfolger. 8. 1 M. 50 Pf.

Bülow, Marie v., Hans von Bülow. Briefe und Schriften. Dritter Band. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 6 M.

Croker, B. M., Eine dritte Person. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 13. Jahrgang. Band 5 u. 6.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 1 M.

Dahn, F., Vom Chiemgau. Historischer Roman aus der Völkerwanderung. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 6 M.

Der Papst in Friedrichsruh. Dresden, Druckerei Glöß. 8. 1 M.

Déry, Juliane, Die sieben magern Kühe. Komödie. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 2 M.

Dilling, L., Gjennem Lorgnetten. Anden Samling. Christiania, Alb. Cammermeyer's Verlag. Gr. 8. 2 Kron. 25 Oere.

Dürow, J. v., Ahn und Enkel. Roman. Dresden, Carl Reißner. Gr. 8. 4 M.

Ebe, G., Deutsche Eigenart in der bildenden Kunst. Leipzig, J. J. Weber. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Elster, O., Die historische schwarze Tracht der braunschweigischen Truppen. Leipzig, Zuckschwerdt u. Comp. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Epstein, S. S., Hermann von Helmholtz als Mensch und Gelehrter. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gr. 8. 1 M.

Falke, J. v., Lebenserinnerungen. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Falstein, A. v., Des Lebens ewiger Dreiklang. Novelle. Berlin, Schuster u. Loeffler. 8.

Francke, K., Social Forces in German Literature. Neuyork, Henry Holt u. Comp. Gr. 8.

Gaedertz, K. Th., Aus Fritz Reuter's jungen und alten Tagen. Zweite Auflage. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. Gr. 8. Geb. 4 M.

Ganghofer, L., Bergluft. Hochlandsgeschichten. Zweite Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 8. 4 M.

— — Die Bacchantin. Roman. Zwei Bände. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 8. 8 M.

Gensichen, O. F., Das Heideröslein von Sesenheim. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Gottschall, R. v., Blütenkranz neuer deutscher Dichtung. Zwölfte Auflage. Breslau, Eduard Trewendt. 16. Geb. 3 M.

Grasberger, H., Adam und Eva. Eine wiener Künstlergeschichte. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 12. 1 M. 50 Pf.

Grosse, B. J., Buch der Erinnerungen (Gedichte). Straßburg i. E., Bouillon u. Bussenius. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Grotthuß, Elisabeth Baronin v., Severine. Erzählung. Augsburg, B. Schmid'sche Verlagsbuchhandlung. 8. 1 M. 20 Pf.

Hartleben, O. E., Die sittliche Forderung. Komödie. Berlin, S. Fischer, Verlag. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Haugwitz, H. v., Kleine Gespräche. Betrachtungen und Bilder. Breslau, Eduard Trewendt. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Herrmann, E., Das Geheimniß der Macht. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 8. 5 M.

Herzblättchens Zeitvertreib. 41. Band. Herausgegeben von Thekla von Gumpert. Glogau, Karl Flemming. Gr. 8. Geb. in Leinw. 6 M.

Hevesi, L., Die Althofleute. Roman. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 8. 3 M.

Jacobsen, F., Im Weltwinkel. Roman. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. Geb. 5 M.

Jäger, O., Geschichte der Griechen. Sechste Auflage. Gütersloh, C. Bertelsmann. Gr. 8. 6 M.

— — Geschichte der Römer. Siebente Auflage. Gütersloh, C. Bertelsmann. Gr. 8. 6 M.

Immisch, M., Hochflut der Liebe. Novellen. Chemnitz, Josef Feller'sche Buchhandlung. Gr. 8. 3 M.

Jodl, F., Lehrbuch der Psychologie. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Gr. 8. 12 M.

Kaufmann, G., Die Geschichte der deutschen Universitäten. Zweiter Band: Entstehung und Entwickelung der deutschen Universitäten bis zum Ausgang des Mittelalters. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Gr. 8. 12 M.

Khuenberg, Sophie v., Psyche. Neue Gedichte. Hamburg, Conrad Kloß. 8. 3 M.

Körting, G., Geschichte des griechischen und römischen Theaters. Paderborn, Ferdinand Schöningh. Gr. 8. 9 M.

Krebs, R., Das moderne realistisch-naturalistische Drama im Lichte des Christenthums. Erfurt, Keyser'sche Buchhandlung. 8. 1 M.

Kufahl, H., und Schmied-Kowarzik, J., Duellbuch. Geschichte des Zweikampfes. Leipzig, J. J. Weber. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Kuno, W., Thomas Münzer. Drama. Bonn, P. Hanstein's Verlag. 8. 1 M.

La Mara, Musikalische Studienköpfe. Zweiter Band. Sechste Auflage. Leipzig, H. Schmidt u. C. Günther. Gr. 8.

Marti, F., Das Vorspiel des Lebens. Eine Erzählung in Kindergeschichten. Berlin, Otto Janke. Gr. 8. 4 M.

Milow, St., Höhen und Tiefen. Erzählende Dichtungen. Stuttgart, Adolf Bonz u Comp. 8. 1 M. 50 Pf.

Möbius, P., Deutsche Literaturgeschichte. Siebente Auflage. Leipzig, J. J. Weber. 8. Geb. 2 M.

Münz, S., Ferdinand Gregorovius und seine Briefe an Gräfin Ersilia Caetani Lovatelli. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 8. 4 M.

Prévost, M., Julchen's Heirath. Novelle. München, A. Langen. 12. 1 M.

Przybyszewski, St., Auf den Wegen der Seele. Berlin, Kritik-Verlag. Gr. 8. 2 M.

Raabe, W., Gesammelte Erzählungen. Dritter Band. Berlin, Otto Janke. Gr. 8. 4 M.

Remin, E., Die polnische Braut. Roman. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. Geb. 5 M. 50 Pf.

Riedhauser, J. R., Georg Jenatsch. Davos, Hugo Richter. Gr. 8. 80 Pf.

Rolfs, W., Treibball. Ein altes Ballspiel in neuer Form. München, Theodor Ackermann. Gr. 8. 40 Pf.

Schiemann, Th., Heinrich von Treitschke's Lehr- und Wanderjahre 1834—66. München, R. Oldenbourg. Gr. 8. Geb. 6 M.

Schultze, W., Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zu den Karolingern. Zweiter Band: Das merowingische Frankenreich. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Gr. 8. 6 M.

Schwarz, H., Grundzüge der Ethik. Leipzig, Siegbert Schnurpfeil. 16. 40 Pf.

Scott, G., Astenröde. Christiania, Alb. Cammermeyer's Verlag. Gr. 8. 1 Kr.

Skram, Amalie, Verrathen. Novelle. München, A. Langen. 12. 1 M.

Sonnenblumen. Erster Jahrgang. 24 Nummern. Herausgegeben von K. Henckell. Zürich, Karl Henckell u. Comp. 8. Preis des Jahrgangs 2 M. 25 Pf.

Sperl, A., Die Söhne des Herrn Budiwoi. Zwei Bände. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 8. 10 M.

Springer, A., Handbuch der Kunstgeschichte. IV.: Neuere Zeit. Zweiter Theil. Leipzig, E. A. Seemann. 4. 6 M. 30 Pf.

Stößel, A., Mutter und Tochter. Berlin, Kritik-Verlag. Gr. 8. 1 M.

Stucken, E., Yrsa. Tragödie. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 2 M.

Sudermann, Clara, Die Siegerin. Roman. Wien, Verlag der „Wiener Mode". 8. 2 M.

Thildner, Hildegard, Virginie. Eine Erzählung. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 2 M.

Töchter-Album. XLII. Jahrgang. Herausgegeben von Thekla von Gumpert. Glogau, Karl Flemming. Gr. 8. Geb. in rothem Calico 7 M. 75 Pf.

Villinger, Hermine, Aus unserer Zeit. Geschichten. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 8. 3 M.

Wassermann, J., Schläfft du Mutter? Novelle. München, A. Langen. 12. 1 M.

Widmann, J. V., Sommerwanderungen und Winterfahrten. Frauenfeld, J. Huber. 8. 4 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 49.

Leipzig,
3. December 1896.

Sonja Kowalewska.

In dem Nekrolog auf die am 10. Februar 1891 in Stockholm verschiedene berühmte Mathematikerin Sonja Kowalewska, den ihr Freund und College Professor Leffler in den „Acta Mathematica", Band XVI, veröffentlicht hat, heißt es (in deutscher Uebersetzung aus dem französischen Texte): „Mehr als die andern Wissenschaften erfordern die mathematischen von jenen, die dazu berufen sind, sie durch neue Eroberungen zu vermehren, eine mächtige Einbildungskraft. Niemals hat die Klarheit der Gedanken allein Entdeckungen gemacht. Das beste Werk des Mathematikers ist ein Kunstwerk, eine erhabene, vollendete, kühne Kunst wie die geheimsten Träume der Einbildungskraft, klar und durchsichtig wie der abstracte Gedanke. Das mathematische und das künstlerische Genie berühren sich, und eigentlich müßte man erklären, warum diese zwei Arten von Genie sich so selten in demselben Menschen entwickeln."

Professor Leffler ist Mathematiker und nicht Aesthetiker, sonst würde er nicht fordern, daß neuerdings erklärt werde, warum sich die zwei Arten von Genies, die des Künstlers und die des Mathematikers, in demselben Kopfe so selten vereinigen, wie die Thatsachen der Geschichte lehren, sondern er würde umgekehrt das vereinzelte Wunder zu erklären streben, das uns Sonja Kowalewska bietet. Denn so wie die Gelehrten ihre Leistungen auf dem Gebiete der Mathematik bewunderten, so müssen wir ihre Leistungen als Erzählerin hochschätzen, nachdem wir durch deutsche Uebersetzungen die Bekanntschaft mit ihren „Jugenderinnerungen"*) und ihrem Roman „Die Nihilistin"**) gemacht haben.

Die Verwandtschaft zwischen dem künstlerischen und mathematischen Genius besteht doch nur in der gemeinsamen Eigenschaft intuitiven Denkens, wie es Schopenhauer öfter betont hat. Das wissenschaftliche Genie arbeitet ebenso mit Eingebungen, mit sprunghaften Erkenntnissen, mit blitzartigen Erleuchtungen, wie das künstlerische. Langsam von einer Einsicht zur andern kriechen ist nicht genial. Das Genie überschaut den Zusammenhang weit auseinanderliegender Dinge oder findet ihn, wo ihn andere nicht gesehen haben. Mit dieser Gemeinsamkeit intuitiven Schaffens hört aber auch schon die Verwandtschaft von Kunst und Mathematik auf. Ihr Gegensatz ist vielmehr so groß, daß sie beide einander sogar bekämpfen. Das künstlerische Schauen ist ein Anthropomorphisiren der Dinge, ein Beseelen des Unbelebten, ein unbewußtes Vermenschlichen der Welt, ein Unterschieben von Gemüthszuständen Dingen, die kein menschliches Fühlen haben. Das steht zur mathematischen Betrachtung in so starkem Gegensatze, daß die Menschheit Mühe hat, sich ihre angeborene Art anthropomorphisch zu denken, abzugewöhnen, um sich die wissenschaftliche anzueignen. Der Gang der menschlichen Geistesentwickelung führt von den Mythen der alten Priester zu den Formeln der Mathematiker. Der mathematische Sinn für Harmonie, für schöne Form macht noch lange nicht allein des Künstlers Wesen aus; es gehört noch dazu die beseelende Kraft der Phantasie. Von jenem Standpunkt, den Leffler einnimmt, gelangte man zur rein formalistischen Aesthetik Herbart's, der ja auch Mathematiker war, und diese Aesthetik ist schon abgethan. Darum muß man sich nicht darüber wundern, daß so höchst selten schöpferische Mathematiker und schöpferische Dichter in einer Person auftraten, sondern Sonja Kowalewska ist das Wunder.

Ihre zwei Büchlein sind in der That poetische Werke von seltener Reinheit und Schönheit. Daß Sonja wesentlich Lebenserinnerungen mittheilt, von Menschen und Zu-

*) Jugenderinnerungen. Deutsch von Louise Flachs-Fokschaneanu. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1896. 8. 3 M.

**) Die Nihilistin. Roman. Von Sonja Kowalewska. Deutsch von Louise Flachs-Fokschaneanu. Wien, Verlag der „Wiener Mode". 1896. 8. 1 M. 50 Pf.

ständen spricht, die sie selbst gesehen und miterlebt, nicht erfunden hat, thut der Anerkennung ihrer dichterischen Kraft nicht im geringsten Abbruch. Denn das Wesen dieser Kraft liegt nicht so sehr im Erfinden und Combiniren neuer Verwickelungen und Handlungen und Charaktere, als vielmehr in der lebendigen und vollkommenen Darstellung derselben. Zudem läßt sich auch bei solchen scheinbar rein autobiographischen Darstellungen gar nicht feststellen, wieviel davon buchstäblich erlebt und gesehen, wieviel aber unbewußt nachträglich erfunden wurde. Die Biographin der Kowalewska, Charlotte Leffler, bemerkt, daß Sonja ihre Erlebnisse und Gefühle immerfort zu analysiren pflegte, und dabei ungewollt und unbemerkt die Wirklichkeit umwandelte zu einer eigenen Welt. Charlotte Leffler, die eine nüchterne Realistin war, tadelt diese Eigenthümlichkeit Sonja's. Wir aber erkennen gerade in dieser Neigung Sonja's eine Aeußerung ihrer dichtenden Natur. Es war die Art, in der sie sich die Welt so recht zu eigen machte und ihrem Weltbilde den Stempel der eigenen Persönlichkeit aufdrückte.

Diese Persönlichkeit gehört nun zu den liebenswürdigsten und bedeutendsten, die wir in der Frauenliteratur kennen gelernt haben. Sie ist vor allem von echt genialer Objectivität, d. h. sie hat Sinn für jeden einzelnen Menschen in seiner Individualität, sie durchschaut alle in ihrer Schwäche und in ihrer Kraft, in ihrer Einfalt und Verständigkeit, in ihrer Güte oder Schlechtigkeit. Sonja hat eine so große Gabe unmittelbarer Darstellung, daß sie über ihre Charaktere gar nicht zu reflectiren braucht, um sie uns nach ihrem Werthe und Wesen vor Augen zu stellen. Es ist alles Handlung und Geschehen im Stile Sonja's; nicht ein Wort scheint überflüssig zu sein, und auf bescheidenem Raume ist ein unerschöpflicher Gehalt vereinigt. Dabei gestaltet sie mit naiver Sicherheit; sie scheint gar nicht zu wissen, wie sehr sich andere Erzähler plagen können, um diesen Schein völliger Illusion zu erzeugen. Ihre innige Kraft und Tiefe dichterischer Nachempfindung vergangener Zustände wird durch nichts lebhafter bezeugt als durch ihre Mittheilung von Träumen, die sie in gewissen Zeiten hatte, und die durchaus in die dargestellte Situation passen.

In den „Jugenderinnerungen" gibt Sonja ein Stück ihrer wol beabsichtigten, aber nicht vollendeten Lebensbeschreibung. Sie war die Tochter eines russischen Generals der Artillerie, Iwan Sergejewitsch Rajewsky, und kam am 15. Januar 1850 in Moskau zur Welt. Ihre Jugend verbrachte sie aber vom sechsten Lebensjahre ab in Palibino im Witebskschen Gouvernement an der litauischen Grenze zu, wohin sich ihr Vater nach dem Abschied vom Dienste zurückgezogen hatte, und wo er begütert war. Das Leben nun auf diesem engen, von der großen Welt entlegenen Raume bildet den Inhalt der „Jugenderinnerungen". Sie sollen uns die Bildungsgeschichte der genialen Frau erzählen. Sonja sieht sich selbst als ein überaus empfindsames und ehrgeiziges junges Persönchen, dessen ungewöhnliche Begabung sich zwar schon frühzeitig äußert, aber nicht beachtet und mit dem Gegentheil von richtiger pädagogischer Einsicht behandelt wird. Sie wächst an der Seite ihrer um einige Jahre ältern Schwester Anjuta auf, und die Kinderjahre bringen häufig recht kindischen Zank und Streit zwischen der jüngern und der ältern Schwester, welche in späterer Zeit von Sonja mit so grenzenloser Zärtlichkeit geliebt wurde. Anjuta tritt aber erst in der zweiten Hälfte des Büchleins in den Mittelpunkt der Erzählung. In der ersten werden nacheinander die russische Kinderfrau Njanja und die englische Governeß, die Aeltern und deren Brüder, einzelne Hausgestalten oder bedeutsame Scenen, die sich der Erinnerung einprägten, Natureindrücke u. dgl. geschildert. Die kostbarsten Einzelheiten zur Psychologie der weiblichen Kindesseele sind da verstreut. Sonja war schon mit sieben Jahren verliebt und eifersüchtig auf ihren schönen Onkel. Als er ihre Gespielin auf den Schos nahm, biß Sonja die Freundin in den Arm, daß er blutete. Die englische Gouvernante, die sie nach einem fremden Ideal von Mädchenhaftigkeit erziehen wollte und für die Individualität Sonja's gar kein Auge hatte, zwang sie zu allerlei kleinen Betrügereien. Die Erzählung wird mit der Geschichte Anjuta's noch spannender. Sonja's Schwester war auch sehr begabt, wenn auch nicht so mannichfach, und sehnte sich leidenschaftlich aus der Weltabgeschiedenheit des väterlichen Gutes hinaus ins große petersburger Leben, das sie jährlich nur wenige Wochen genießen konnte. Aber der Vater hatte sehr conservative Anschauungen und wol auch ökonomische Gründe, die ihn veranlaßten, auf dem Gute zu verharren. Trotz all seiner Maßregeln gelang es aber Anjuta doch, sich mit moderner Lektüre, mit verbotenen Zeitschriften vertraut zu machen; so entlegen sie wohnte, so fand doch der Geist der neuen Zeit den Weg zu ihr, und die Kluft zwischen ihren Anschauungen und denen der Aeltern erweiterte sich immer mehr. Alle diese Stadien der Mädchenbildung, von der kindischen Einfalt bis zur vorübergehenden religiösen Schwärmerei und darauffolgenden Lebenslust u. s. w., schildert Sonja aufs geistreichste. Schließlich kam es so weit, daß Anjuta, ihrem dichterischen Triebe folgend, eine Novelle schrieb und dem damals schon sehr angesehenen Dostojewsky für seine Zeitschrift einsandte. Der Dichter begrüßte sie lebhaft aufmunternd als ein vielversprechendes Talent. Es entstand ein geheimer Briefwechsel zwischen dem Gutsfräulein und dem als politischer Verbrecher bei den russischen Conservativen übel angeschriebenen Dichter. Die Entdeckung dieses Briefwechsels, gerade als große Gesellschaft bei Rajewskys war, gab zu den erregtesten Scenen Anlaß, der Vater bekam einen Gallenerguß und hielt seiner Tochter eine Standpredigt, in der er ihr erklärte, daß man von einem Mädchen, welches von einem fremden Manne Briefe und — Honorar entgegennehme, alles Böse erwarten könne. Aber schließlich legte sich der Sturm. Es trat das ein,

was, nach Sonja, nicht selten in Rußland geschah: die Kinder erzogen ihre Aeltern, und zwar machten sie sie so gefügig, daß der alte General, im Grunde ein seelensguter und der Einsicht zugänglicher Mann, sogar die Einwilligung zu einem längern Aufenthalt in Petersburg gab, wo Anjuta mit Dostojewsky persönlich verkehren konnte. Sonja entwirft von ihm ein überaus lebendiges Bild und erzählt in fein humoristischer Weise, wie sie selbst, die etwa Zwölfjährige, sich in den genialen Sonderling verliebte und schrecklich eifersüchtig auf ihre Schwester ward, die Dostojewsky's Liebeserklärungen mit ruhiger Heiterkeit anhörte, aber nicht gar ernst nahm. In der That heirathete er sechs Monate später ein Mädchen, das besser zu ihm taugte, weil es sich, ohne selbst eine starke Persönlichkeit zu sein, seinem anspruchsvollen Wesen ganz passiv unterordnen konnte.

Ihre Neigung zur Eifersucht, ihr stets leicht erregbares Mistrauen wegen vermeintlicher Zurücksetzung, das Sonja auch noch in späten Jahren plagte, wo sie längst eine berühmte und gefeierte Frau war, erklärt sie in ihren „Jugenderinnerungen" mit dem eigenthümlichen Verhältniß zur Schwester. Anjuta war das schönere, kräftigere, graziösere Mädchen, und wurde von den Aeltern vielfach vorgezogen. Sonja war schwächer, zarter, furchtsamer, in der Form spröde und ungraziös; darum wurde sie weniger beachtet. Aber sie hatte das größte Bedürfniß nach Zärtlichkeit, und weil dieses nicht genug befriedigt wurde, entstand ihre Neigung zur Eifersucht und auch Hypochondrie. Aber sie hat wol noch ihren tiefern Grund in dem vielen begabten Menschen eigenen Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit, der sie ruhelos macht, wenn sie nicht entsagen können. Es lag ganz gewiß etwas Faustisches in Sonja's Natur.

So meisterhaft wie hier die Kindesseele dargestellt wird, ebenso groß ist die Schilderung, welche Sonja Kowalewska von der Seele Rußlands in den Zeiten der Nihilistenbewegung in ihrem Roman „Die Nihilistin" darstellt. Da wird uns die Naturgeschichte des Nihilismus aus reichster Kenntniß der Dinge gegeben, und sie gestaltet sich selbst in der ganz objectiven Darstellung Sonja's zu einer schneidigen Kritik des ungerechten und beschränkten Regierungssystems in Rußland, deren Wirkung man sich nicht entziehen kann. Sonja steht mit ihrer Meinung keineswegs auf der Seite der Nihilisten; sie findet sie in der Wahl ihrer Mittel, dem Volke zu dienen, ideologisch, unpraktisch; aber vor dem Märtyrermuth dieser durch die Willkür und Miswirthschaft der Machthaber selbst zur Verzweiflung getriebenen Idealisten hat sie den höchsten Respect, und ohne tendenziös zu sein, ist ihr Roman eine Apologie dieser Revolutionäre. Den Inhalt hier nachzuerzählen können wir uns sparen, nur wollen wir sagen, daß einzelne Scenen, wie die Mittheilung des Patents der Leibeigenenbefreiung in der Kirche oder die Gerichtsverhandlung der Nihilisten, von außerordentlicher Kraft sind; sie prägen sich für immer dem Gedächtniß ein!

Und nun noch ein Wort über die Dichterin. Sie ist bisher in Deutschland wol mehr dem Namen als den Werken nach bekannt, und die Biographinnen, welche sie fand, haben jede in ihrer Art anregend über sie geschrieben, aber doch kein ganz richtiges Bild von ihr entworfen. Insbesondere hat Frau Marholm, so geistvoll sie die Kowalewska im „Buche der Frauen" erklärte und viel bedeutender als Leffler auffaßte, doch zu nachdrücklich ihr unbefriedigtes Liebesleben betont, um nicht einen die ganze Gestalt Sonja's schädigenden Schein zu erzeugen. Das grenzenlose Bedürfniß, geliebt zu werden, ist doch nicht blos den Frauen eigenthümlich, es haben es die größten Männer auch, die freilich in dem Streben nach Befriedigung ihrer Liebe auf weniger Schranken stoßen als die Frauen. Doch wird man den großen Mann nicht ausschließlich von dieser erotischen Seite darstellen, und man sollte es auch nicht bei genialen Frauen thun. Gegen diese Biographen, welche ihre menschlichen Schwächen theils aus psychologischem Eifer, theils aus purem Unverstand gar so sehr hervorheben, werden Sonja Kowalewska's eigene Büchlein am lautesten sprechen, und darum war es ein Verdienst, sie durch die Uebersetzungen dem deutschen Publikum zugänglich zu machen.

Moritz Necker.

Aus der historischen Literatur.

Es war ein glücklicher Einfall des Professors Ottokar Lorenz, eine Auswahl seiner zu verschiedenen Zeiten, meist in Anlehnung an Erscheinungen der historischen Literatur niedergeschriebenen Aufsätze und Essays zu einem Bande zu vereinigen und dadurch dem Grabe der Vergessenheit zu entreißen, zu dem die periodisch erscheinenden Zeitschriften für die guten wie für die schlechten Producte schriftstellerischer Thätigkeit zu werden pflegen. Denn in der That, die in seinem neuesten Buche*) zusammengestellten „ausgewählten Bilder" haben einen höhern als Zeitwerth. Sie erheben sich sämmtlich hoch über die landläufigen Bücheranzeigen, denn sie heben stets die Ergebnisse der Forschung mit scharfer Scheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen übersichtlich hervor und stellen neue Probleme auf, geben

*) Staatsmänner und Geschichtschreiber des 19. Jahrhunderts. Ausgewählte Bilder von Ottokar Lorenz. Berlin, W. Hertz. 1896. 8. 6 M.

auch wol den Autoren der beurtheilten Bücher willkommene Winke zur Vertiefung ihrer Studien. Lorenz ist ein strenger Kritiker, aber er entbehrt des Wohlwollens nicht, wo er redliches Streben sieht — und nur einem gegenüber scheint er Wohlwollen nicht zu kennen: Heinrich von Sybel's „Begründung des neuen Deutschen Reichs" findet überall, wo dieses Werk erwähnt wird, Tadel und scharfen Widerspruch, vornehmlich in seinen beiden ersten und den beiden letzten Bänden. Und darin wird man Lorenz nicht unrecht geben können, daß Sybel sich viel zu sehr an die preußischen Staatsschriften gehalten und mit vornehmer Zurückhaltung die privaten Quellen misachtet hat, die sich ihm bei ernstlichem Willen sicherlich erschlossen und seine aus dem Studium der Acten gewonnenen Anschauungen erheblich hätten berichtigen können. Immer und immer wieder muß man die Misgunst des Schicksals beklagen, die einen Treitschke verhinderte, mit der Leuchte seines Geistes und seiner reichen politischen Erfahrung die Werdezeit des neuen Deutschen Reiches zu erhellen. Seine psychologisch feine Zeichnung Friedrich Wilhelm's IV. und des ihn umgebenden Kreises von Staatsmännern, Künstlern, Gelehrten und politischen Dilettanten läßt uns ahnen, wie anders seine Darstellung der Geschichte dieses Königs seit 1848 geworden wäre im Vergleich zu derjenigen, welche H. von Sybel gegeben hat. Die Reihe der Skizzen, die Ottokar Lorenz uns bietet, eröffnen mehrere Aufsätze über Fürst Metternich, zu denen die Herausgabe von Fürst Metternich's nachgelassenen Papieren die erste Veranlassung gegeben hat. Sehr zu bedauern ist, daß Lorenz nicht Zeit fand, zu dem Abschnitt, der von „Metternich, Bismarck und Prokesch" handelt, auch die jüngste Publication von Briefen Prokesch's aus der frankfurter Zeit heranzuziehen und sie an den Bismarck'schen Correspondenzen kritisch zu prüfen: der Vergleich würde nicht nur die eminente geistige Ueberlegenheit des preußischen Vertreters über den österreichischen ergeben, sondern auch die Kluft erkennen lassen, die zwischen den schönen Worten und den üblen Thaten dieses diplomatischen Phantasten gähnte. An der Hand der Correspondenzen des ehemaligen sächsischen Gesandten in Wien, des Grafen Vitzthum von Eckstädt, führt uns Lorenz in die österreichische Revolutionszeit hinein, vornehmlich in den Kreis der geistig bedeutenden und energischen Erzherzogin Sophie, die in allen Wirren dieser Zeit ein festes Ziel im Auge hatte: die österreichische Krone durch eine Art Palastrevolution auf das Haupt ihres achtzehnjährigen Sohnes Franz Joseph zu bringen. Den Uebergang zur Bismarck'schen Aera bilden die Betrachtungen über Friedrich Wilhelm IV., zu denen Lorenz die Schriften von Wagener und von Reumont sowie die „Denkwürdigkeiten" des Generaladjutanten L. von Gerlach veranlaßten. Von diesen Publicationen ist ihrem innern Werthe und ihrem Umfange nach die letzte die bedeutendste, und Lorenz zeigt an verschiedenen Beispielen, wie ergiebig diese „Denkwürdigkeiten" für die Geschichte Friedrich Wilhelm's IV. für den sind, der Geschichte nicht blos aus den Staatsacten schreibt, sondern mit offenen Augen um sich blickt und auch den Blick hinter die Coulissen nicht scheut. Hier hätte Lorenz vielleicht auf die wichtigen Ergänzungen hinweisen können, die im zweiten Bande des „Bismarck-Jahrbuchs" durch die Veröffentlichung der Briefe Gerlach's an Bismarck sowie durch die Neuausgabe der Briefe Bismarck's an Gerlach gegeben worden sind. Die Flüchtigkeit, die die erste Ausgabe dieser Briefe Bismarck's zu einer wissenschaftlich unbrauchbaren Publication gemacht hat, erregt die Befürchtung, daß sich auch in den „Denkwürdigkeiten" ein in Publicationen von solcher Bedeutung unzulässiger, ja geradezu gefährlicher Dilettantismus bethätigt habe. Die „Denkwürdigkeiten" Gerlach's sind deshalb leider nicht das, was sie sein könnten, und so dankenswerth es war, daß Fräulein von Gerlach sich zur Veröffentlichung entschloß, so hätte sie sich doch größern Dank verdient, wenn sie mit der Herausgabe einen wissenschaftlich geschulten Historiker betraut hätte. — Unter dem Sammelnamen „Sächsische Erinnerungen" bespricht Lorenz die Aufzeichnungen des Freiherrn von Friesen und des Grafen Beust, sowie des Grafen Vitzthum diplomatische Reminiscenzen an seine Gesandtenthätigkeit in Petersburg und London (1852—64) und sein letztes Werk: „London, Gastein und Sadowa 1864—66". Den Preis in Hinsicht des Werthes für die Geschichtswissenschaft erkennt er den Werken Vitzthum's zu: „Freiherr von Friesen war am wenigsten in der Lage, über das sächsische Portefeuille hinauszublicken, Graf Beust hat das seinige schon während seiner Amtsführung zu oft geöffnet; aber Graf Vitzthum hat viel von der Welt gehört und gesehen und war vermöge seiner Stellung bisjetzt genöthigt, am wenigsten davon bekannt werden zu lassen." Beust schreibt mit der Tendenz, sich und seine Politik zu rechtfertigen, dem ehemaligen sächsischen Collegen, der unter den Wirkungen des Erfolgs der preußischen Politik von den Fehlern der sächsischen Politik auf Kosten Beust's sich rein zu waschen bemüht war, „die preußische Perücke garstig zu kämmen" und seinen auf politischem Gebiete nicht mehr möglichen Kampf gegen Bismarck auf literarischem Gebiete weiter zu führen; Graf Vitzthum will uns darüber belehren, wie er als sächsischer Diplomat in allen Missionen, die seine Regierung ihm anvertraut, nur seine Schuldigkeit that, und wie es geschehen konnte, daß Preußen das mit dem übrigen Deutschland verbundene Oesterreich in einer einzigen Schlacht überwand, und mit diesem Siege Frankreich aus seiner führenden Stellung verdrängte. Ihm, dem vornehmen Erzähler und feinsinnigen Beobachter, hat Lorenz noch ein besonderes Ehrendenkmal in seinem Nachwort gesetzt, das er dem 1895 Gestorbenen in die Gruft nachsendete. Indem er bei dieser Gelegenheit aus Briefen, die er selbst vom Grafen Vitzthum empfing, einzelne Mittheilungen macht, die sich auf dessen literarische Thätigkeit beziehen und einzelne Aeußerungen der „Denkwürdigkeiten" erläutern, gibt er uns auch Kennt-

niß von der innern Wandlung, die den diplomatischen Gegner Bismarck's nach und nach zum deutschen Manne machte, der der politischen Kraft, Einsicht und Geschicklichkeit Bismarck's Anerkennung widerfahren läßt. — Mit den Mittheilungen aus Julius Fröbel's „Selbstbiographie", durch die auf die ultramontanen Bestrebungen zu einer Reform Deutschlands im Sinne römischer Tendenzen ein ganz neues Licht geworfen wird, schließt die erste Gruppe der Aufsätze. — Die zweite Gruppe bilden sieben „Charakterskizzen", von denen die ersten fünf („Kaiser Wilhelm's erste Liebe", „König Ludwig II.", „Königin Victoria", „König Leopold I. von Belgien als Kritiker", „Eine fürstliche Stammmutter") ebenfalls von literarischen Kritiken ihren Ausgang nehmen, während die beiden letzten („Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha" und „Gustav Freytag's politische Thätigkeit") am besten als Nekrologe sich bezeichnen lassen. Am bedeutendsten erscheint mir aus diesen Skizzen die letzte, die sich zu einer Abhandlung erweitert und auch über die Genesis von Freytag's letzter so viel angefochtener Schrift über Kaiser Friedrich III. neues Licht verbreitet. Bei der großen Bedeutung, die Freytag's literarische Thätigkeit für die Entwickelung des nationalen Gedankens im deutschen Volke gehabt hat, wird das zusammenfassende Urtheil besonders interessiren, das der Historiker über die politische Thätigkeit des Dichters fällt. Ich wiederhole es hier für die Leser d. Bl., gleichzeitig als Probe des vornehmen Stils, um ihnen Lust zu machen, das vortreffliche Buch des geistvollen Geschichtsforschers auch zu studiren:

Freytag war nach Naturanlage und Bildung zum Politiker fast gar nicht gemacht. Seine Thätigkeit stand fast ausschließlich unter dem Einfluß literarischer Interessen. Es war kaum ein völlig freier Entschluß, wenn er sich in der Zeit einer gewaltigen nationalen Erhebung in das politische Leben stürzte, an welchem er eigentlich wenig Freudiges und Rühmliches bemerkte. Die Umstände haben ihn zum Publicisten und Journalisten gemacht. Er blieb den Leidenschaften des Lebens fremd; unter dem Gesichtspunkt treuer Erfüllung staatsbürgerlicher Pflicht und patriotischer Empfindung ging er an seine Arbeit, in welcher ihm nichts ferner lag, als große und eigenartige oder originale Wirkungen üben zu wollen. Dennoch aber wird man das Leben, Denken und Fühlen dieses Lieblingsdichters einer thatkräftigen Periode nicht genug verstehen und würdigen, wenn man diese politische Seite seiner Thätigkeit verkennt und verschweigt. Freytag war durch eine Reihe von Beziehungen menschlicher und gesellschaftlicher Art mit so vielen Personen von eingreifender politischer Thätigkeit verbunden, daß er kein rechter Sohn seiner Zeit gewesen sein müßte, wenn er sich in eine reine Phantasiewelt eingesponnen hätte. Seine thatkräftige Natur machte ihn zum Politiker, und seine Thätigkeit entbehrte nicht manches braven, tüchtigen Erfolges. Seine Gesinnungen ruhten auf einer festen bürgerlichen Lebensanschauung und auf der Erkenntniß des Werthes deutscher Bürgertüchtigkeit; aber nichts lag ihm ferner als eine einseitige Standespolitik. Sein wirkliches Verdienst, das in seiner ausgebreiteten journalistischen Thätigkeit zum Ausdruck kam, liegt in der Sicherheit, mit der er als einer der ausdauerndsten Kämpfer für die preußische Idee die nationale Bahn beschritt und in dieser Richtung des Guten viel zu stiften wußte. Ohne alle doctrinäre Ueberlegungen war er vermöge einer guten preußischen und zugleich ernsten deutschen Gesinnung auf die Seite getreten, welche die Zukunft für sich hatte und diese Zukunft herbeizuführen verstanden hat. Dies ist es, was der Nachwelt den Dichter nur werther machen mag und was sie nicht vergessen darf, wenn sie noch in fernern Tagen sich an seinen kernigen Gestalten und erfindungsreichen Erzählungen erfreuen wird. Dann mag man sich erinnern, daß der schöpferische Dichter es sich nicht verdrießen ließ, frohgemuth beim Bau des Reiches sandigen Grund abzugraben und Steine zuzufahren.

Ausstattung des Buches in Druck und Papier entspricht den Traditionen des Herz'schen Verlags; der mäßige Preis erleichtert die Anschaffung.

Horst Kohl.

Zur Culturgeschichte.

Aegyptische Culturgeschichte. Von B. Stern. Bd. I. Alterthum. Mit zahlreichen Illustrationen von A. Schmidt und vom Verfasser. Magdeburg, Walt. Niemann. 1896. Gr. 8. 8 M.

Zu den vielen quälenden Räthseln, an denen unsere so ruhmredig genannte „Weltgeschichte" leidet, gehört auch die Erklärung der so festgefügten, wie aus pfadloser Nacht plötzlich in greller Sonnenbeleuchtung vor unsere Blicke tretenden Gesittung des ägyptischen Volkes. Damit verbindet sich die weitere Frage, ob in der That die landläufige Vorstellung von einem ebenmäßigen, lückenlos von einer Generation zur andern, von einem Volk zum andern führenden Fortschritt dem wirklichen Verlauf der Dinge entspricht, oder ob nicht statt dessen uns überall, sobald wir den Blick schärfen, Abgründe entgegenstarren, gähnende Klüfte und Spalten, über die keine Verbindung einen rettenden Ausgang zeigt. Auch das ist eine offene Frage, ob wir bei den Naturvölkern, die wenigstens meistens die primitiven Keimansätze zu den spätern Culturblüten erkennen lassen, nicht doch gelegentlich nur eine (vielleicht durch locale Gründe bedingte) Zersetzung und Entartung anzunehmen haben — man sieht, die gewöhnliche, mit pathetischer Sicherheit vorgetragene Ansicht von der organischen Entfaltung der Menschheit auf verschiedenen, einander ablösenden Entwickelungsstufen unterliegt schweren kritischen Bedenken: Eher scheint sich umgekehrt das ganze genus humanum in eine zusammenhangslose Gruppe einzelner Völkergruppen zu zersplittern, bei der wir ein gemeinsames Band, eine stete und ununterbrochene Wechselwirkung vergebens suchen. Muß auch die Beleuchtung der ägyptischen Geschichte den hohen Flug geschichtsphilosophischer Speculation dämpfen, so regt sie doch nach einer andern Seite eine interessante völker-

psychologische Erwägung an, nämlich die Beleuchtung des Problems der so tiefgreifenden, immer noch viel zu sehr unterschätzten oder mit wohlfeilen Redensarten abgefertigten Wechselwirkung des Bodens mit dem Volkscharakter. Diese, schon von Montesquieu aufgeworfene Streitfrage (jüngst noch vom verstorbenen Ihering in seinem Buch „Vorgeschichte der Indoeuropäer" geistreich behandelt) legt den ganzen Nachdruck auf die Erforschung all der unendlich vielen Factoren, die Ratzel und seine Schule heutigestags mit Recht als Gegenstand der Anthropogeographie bezeichnen. Dahin gehören Klima, Boden, Meteorologie, Flora, Fauna, Nahrung, Erwerbsthätigkeit, sociale Gliederung, rechtliche und politische Verhältnisse u. s. w., von dem Gerüst der eigentlichen höhern Gesittung ganz zu schweigen. Dazu kommt als begünstigender Umstand, daß der Zeitraum der ägyptischen Geschichte, den wir zu überblicken vermögen, im ganzen als ein geschlossenes Continuum sich darstellt, veranschaulicht und belebt durch eine überströmende Fülle von Denkmälern und Documenten, sodaß man Stern wol beistimmen kann, wenn er sagt:

> Das ist der hohe Werth des Studiums altägyptischer Culturzustände, daß es uns einen Anhalt zu geben vermag zur Beurtheilung einer Vergangenheit, die in fast allen andern Ländern in tiefstes Dunkel gehüllt ist. Nirgends liegt ein so langer Zeitraum uns vor Augen. Nirgends auch können wir so vollständig die Bedingungen erforschen, unter denen Cultur sich entwickelt, verbreitet, umgestaltet und zu Grunde geht. Von dem höchsten Interesse aber muß gerade für denjenigen, der in der Idee des Fortschrittes ein weltbewegendes Princip sehen will, die Beantwortung der Frage sein: Wohin hat in diesem bevorzugten Lande die Entwickelung geführt? Wir werden sehen, daß die Antwort viel zu denken gibt. (S. 14.)

Man darf sich allerdings dieser letzten Andeutung nicht allzu sehr hingeben, um nicht einer recht pessimistischen Stimmung zu verfallen, wenn man die Blütezeit jenes Reiches mit den jammervollen Zuständen vergleicht, die dort heute herrschen, wo die einstigen Lehrmeister der Griechen, wie Stern bemerkt, auf ihrer Hochschule in Kairo Dinge treiben, welche dem Namen Wissenschaft Hohn sprechen. Was nun den Inhalt des vorliegenden Buches anlangt, so werden in der Hauptsache die Perioden der ägyptischen Geschichte behandelt, welche unter völligem Ausschluß fremder Einflüsse den ausgeprägt nationalen Typus zeigen; auch der etwas dämmerhafte Beginn dieser so eigenartigen Gesittung (der ja auch sehr verschieden datirt wird) wird übergangen, sodaß die Untersuchung etwa den Zeitraum von 3500 bis 900 v. Chr. umfaßt.

Aus dem reichhaltigen Stoff können wir natürlich nur einiges herausheben. Was zunächst das vielbesprochene Problem von der ethnographischen Stellung der Einwohner des Nillandes betrifft, so läßt auch unser Verfasser die Frage unentschieden, doch neigt er im ganzen anscheinend zu der (auch noch von dem Anthropologen Rob. Hartmann vertretenen) Ansicht von der Autochthonie der alten Aegypter, wobei ja nachträgliche Mischungen, z. B. mit semitischen Völkerschaften, nicht ausgeschlossen sind. Der durch sprachliche Momente geschützte Schluß beweist jedenfalls, falls er nicht durch unabweisbare anthropologische und ethnische Merkmale unterstützt wird, sehr wenig, abgesehen von dem Umstande, daß die semitischen Elemente der Sprache doch sporadischer Natur sind. Viel einfacher ist die völkerpsychologische Charakteristik der Bewohner, die in ganz hervorragender Weise, wie schon früher berührt, durch die Eigenart ihres Landes bestimmt waren, resp. noch sind. Maßgebend ist der durch die Natur selbst bedingte Gegensatz zwischen Fruchtland und Wüste; dieser unaufhörliche Kampf der beiden unversöhnlichen Elemente miteinander prägt sich ja auch in der Mythologie und Religion auf das schärfste aus.

> Was dem Aegypter seinen Typus verleiht (schreibt mit Recht Stern), ist ohne Zweifel das innige Gebundensein an die Natur seines Thales und die Abhängigkeit von der Scholle, die Beschäftigung mit dem Ackerbau, das Lastentragen, und wol ganz besonders das Wasserschöpfen. Dies letztere macht die starke Ausbildung von Brust und Armen an dem gedrungenen und doch hageren Körper erklärlich. Die Plumpheit der Fuß- und Handgelenke ist so charakteristisch, daß die alten Bilder sogar dazu kamen, sie in der Plastik noch zu übertreiben. Das Schönste am Aegypter ist sein Auge, und er hätte nicht nöthig, die Ränder mit Antimon zu färben, wie er es seit jeher zu thun pflegt; die dichten, schwarzen Wimpern verleihen ohnedies den großen mandelförmigen Augen einen lebhaften und seelenvollen Ausdruck. Im übrigen aber überwiegt in dem breiten starkknochigen Gesicht mit der geraden Nase und dem breiten, dicklippigen Munde ein Zug von Schwermuth und Verstocktheit. Die Hautfarbe ist ein helles, bronzeähnliches schönes Rothbraun, welches zwar in Oberägypten an den unbedeckten Körpertheilen dunkler wird, aber doch von den Farben aller benachbarten Völker sich scharf unterscheidet. Die Weiber und Kinder, und in den Städten des Nordens auch die Männer sind heller, fast gelb gefärbt. Die Schlankheit der jungen Aegypterinnen ist sprichwörtlich. (S. 19.)

Die locale Abhängigkeit spiegelt sich auch unverkennbar in der Religion wider, und dieser Grundzug ist typisch, obwol man häufig mit geringem Recht von einem vollendeten Religionssystem der Aegypter gesprochen hat. Der ernste Forscher hat diesen gefährlichen Speculationsversuchen gegenüber, wie auch schon A. Wiedemann früher betont hat, an der einfachen Thatsache einer unendlich großen Zahl der verschiedenartigsten, theilweise sich direct widersprechenden Vorstellungen festzuhalten, die sich übrigens aus der ursprünglichen Isolirung der einzelnen ägyptischen Gaue zum Theil erklären. Um diesen Uebelstand zu erhöhen, kommt noch die sprachliche Schwierigkeit in der richtigen Interpretation der häufig schwer genau bestimmbaren symbolischen Bilderschrift hinzu. Auch hier handelt es sich, wie bei den Naturvölkern, um die Erklärung der Entstehung von Himmel und Erde, oder genauer gesagt, die Wölbung desselben über der Erde, und ebenfalls der sonst so häufige Zug, daß alle Wesen aus der Vereinigung von Himmel und Erde hervorgegangen seien, findet sich hier. Die populärste Sage Aegyptens ist ohne Zweifel die bekannte Mythe von Osiris und seiner Schwester und Gemahlin Isis, dem Kampf des jungen Horus mit

dem sengenden Wüstengott Set u. s. w. Hier spiegelt sich mit unzweideutiger Klarheit die ganze physische Atmosphäre ab, die den alten Nilthalbewohner umgab, und so mit unwiderstehlicher Gewalt sein Sinnen und Denken gefangen nahm. Daran knüpfen sich dann mit organischer Nothwendigkeit dieselben Vorstellungen über die wechselnden Schicksale der Seele, ihre Prüfung und Beurtheilung vor dem unterirdischen Richter, ihre fernere Bestimmung, Auferstehung u. s. w. Daß trotz dieser scheinbar so abstracten Ideen im Grunde die Denkart sehr materiell war (also die Aegypter keine eigentliche Unsterblichkeit der Seele in unserm rein psychischen Sinne kannten), wird niemanden überraschen, der primitive Vorstellungen objectiv zu betrachten gewohnt ist. Auch hier begegnen wir einem überaus üppig wuchernden Polytheismus, den nur eine gewaltsame psychologische Construction in ein angeblich monotheistisch gefärbtes System hat zwängen wollen, wobei dann die angebliche Geheimlehre der Priester auch mit herangezogen worden ist. So wenig die Existenz derselben überhaupt bestritten werden kann (schon nach anderseitigen Analogien), so leichtfertig ist doch andererseits eine weitere Ausbeutung dieses Factums (etwa in der Art von Röth in seiner „Geschichte der abendländischen Philosophie"), solange wir über diesen Punkt so außerordentlich mangelhaft unterrichtet sind. Endlich liegt die Gefahr einer Misdeutung nahe, indem — häufig unbewußt — Ideen späterer Culturentwickelung, z. B. pantheistische Vorstellungen, in die Auffassung und Darstellung der Inschriften hineingedichtet werden. Wiederum aber (was wir ausdrücklich constatiren wollen) ist damit nicht gesagt, daß wir nicht gelegentlich auch solchen höhern und klarern Begriffen einer geläuterten Erkenntniß begegnen könnten u. s. w. Stern führt am Schluß ein derartiges Gedicht an, das einen solchen, fast erhabenen Geist der Gesinnung athmet, daß es gerade so gut in dem Rigveda oder im Alten Testament stehen könnte — auch in der polynesischen Mythologie findet sich neben dem unendlichen polytheistischen Gewimmel die erhabene Gestalt eines einzigen, mächtigen, gebietenden Gottes Tangaloa —, aber man vergesse nie, daß wir es trotzdem nie mit einem widerspruchslosen, scharf gegliederten System zu thun haben. Das ganze Leben und Treiben der alten Aegypter zieht an unsern Augen vorüber, wir werden außer mit der Religion und Mythologie mit der Wissenschaft vertraut, mit der Kunst und dem Staatsleben, in die Landwirthschaft und das Gewerbe eingeführt, und in den so complicirten und bedeutsamen Todtencultus; endlich wird uns an der Hand der Ueberlieferung eine Schilderung von den Zuständen im alten Theben geliefert, von den Palastintriguen, dem Kampf einer herrschsüchtigen Priesterschaft, dem Emporkommen mächtiger und glücklicher Feldherren u. s. w. Kurz, das Buch, das außerdem in klarer Darstellung gehalten ist, wird, wie wir überzeugt sind, auch einen weitern Kreis als den blos fachwissenschaftlichen fesseln.

Th. Achelis.

Neues von Hans Hoffmann.

Bozener Märchen und Mären. Von Hans Hoffmann. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1896. 8. 3 M.

Vor zwei Jahren ist Hans Hoffmann's historischer Roman „Wider den Kurfürsten" in diesen Blättern gewürdigt und warm empfohlen worden. Seitdem ist kein Buch von ihm erschienen. Er gehört zu den wenigen Dichtern unserer Tage, die behaglich schaffen, wie der Geist sie treibt, die ihre Werke wachsen und ausreifen lassen, und nicht durch Treibhauswärme sie zur Nothreife bringen. Hin und wieder begegnete einem der Name des Dichters in einer unserer Monatsschriften. Bald wurden wir ans Gestade der Ostsee versetzt, bald ins gesegnete bozener Thal und seine gewaltige Umgebung, und Märchen waren es, die uns der Dichter erzählte. Dieser Schritt vom historischen Roman zum Märchen wird uns bei Hans Hoffmann nicht wundernehmen; denn oft genug schon hat er in frühern Dichtungen die Märchenwelt gestreift, und in seinen Phäakengeschichten leben wir ja eigentlich im schönsten Märchenland. Wenn wir es aber aus frühern Werken nicht schon wüßten, wie er den Ton und die Stimmung des Märchens zu treffen weiß, wie ihm sein sonniger, lebenswarmer Humor dabei zu statten kommt, welch ein Meister der Erzählung und des Stils er ist, sein neuestes Werk müßte es uns lehren. Es ist ein schön ausgestattetes Bändchen, Marie von Ebner-Eschenbach in treuer Verehrung zugeeignet, führt den Titel „Bozener Märchen und Mären" und ist — um es gleich vorweg zu sagen — das beste Weihnachtsgeschenk, das wir uns denken können, wohlgemerkt nicht blos für zarte Jungfräulein und schwärmerische Jünglinge, nein, auch für anspruchsvolle Leserinnen und Leser. Wer gern im Freundes- und Familienkreis etwas Gutes vorliest, dem kann kaum ein geeigneteres und schöneres Buch empfohlen werden.

Zunächst zieht uns an den fünf Geschichten dieses Bandes schon der gemeinsame Schauplatz der Handlung an, die bozener Gegend, die unser Dichter von längerm Aufenthalte genau kennt, deren zauberhafte Schönheit er uns in leuchtenden Farben zu malen weiß. Und von dieser Schönheit, von dem Sonnenglanz und der strahlenden Himmelsbläue, von der Farbenpracht und dem Blütenduft des bozener Thals ist etwas in diesem Büchlein hängen geblieben; es leuchtet und duftet uns entgegen und versetzt uns von Anfang an in die Stimmung,

in der wir berauscht und bezaubert, willenlos dem Dichter auf seinem Märchenpfade folgen. Seinen ganzen Humor entfaltet er zunächst in dem köstlichen Weinmärchen „Wasser", das uns die wunderbaren Abenteuer eines jungen Gelehrten in König Laurin's tausendjährigem Weinkeller erzählt. Wie dem fröhlichen Zecher hier unter Führung Walther's von der Vogelweide der Ursprung der germanischen Heldensage klar wird „als der uralte heldenhafte Kampf des Germanen wider den Durst", wie er schließlich das schönste Weib der Erde erschaut, das muß man selber lesen oder hören. Läßt sich die erste Geschichte von nüchternen Lesern noch als phantastisch-geistvoller Traum eines Mannes erklären, der zu tief ins Glas geguckt hat, so ist die zweite, „Der Irrtrunk", ein echtes und rechtes Märchen mit Krystallschlössern und Zauberinnen, und einem feinen, sinnigen Grundgedanken von der wahren Liebe, die die welkende Jugendpracht und Schönheit überdauert.

Den Preis aber verdient die dritte Geschichte, die Legende von der „heiligen Kümmerniß", deren Zauber sich schwerlich jemand entziehen kann. Die Sprache in Wohllaut getaucht, wie Musik, die Schilderung der Landschaft von bestrickendem Reiz, der ernste Grundgedanke vom Fluche versagter Liebe und vom tragischen Zauber der Schönheit verhüllt.

Notburga, die in einem Anflug von Eitelkeit das ehrliche Werben eines guten Gesellen zurückweist, geräth schließlich durch ihre Schönheit, die alle Männerherzen berückt, in solche Bedrängniß, daß sie sich flehend an die Gottesmutter wendet, diese verderbenbringende Schönheit von ihr zu nehmen. Doch der Versuch, das holde Antlitz der Bittenden zu entstellen, mislingt der Jungfrau Maria, denn „was sie nur leise berührt, formt sich zu lauter Schönheit und Licht, und wenn sie Dornen säet, so wachsen Rosen daraus". Nachdem sie bei Gottvater sich Raths erholt, erhöht sie Notburga's Schönheit zu so strenger Herrlichkeit, daß kein Begehren mehr an sie zu rühren wagt:

> Notburga ging und kam zur Stadt zurück, und wandelte in gelassenem Frieden unter den Menschen. Und die sie erblickten, hoben die Augen nur wie im zagenden Traum gegen die übermächtig reine Schönheit dieses Angesichts; die Leidenschaft versank wie ein Wind in Abendkühle, und neuer Friede drang voll Kraft und Andacht ernst in ihre Seelen. Und wer sie erblickt hatte, der vermochte an demselben Tage keinen bösen noch unreinen Gedanken mehr zu denken; und er sah auch die übrige Welt und alle ihre Wesen vielmal schöner als zuvor, weil eine innere Heiterkeit ihm nun die Welt verklärte.
>
> So lebte Notburga und that im stillen und ohne ihr Wissen eine Fülle beglückender Wunder an ihren Mitmenschen. Sie selbst aber verfiel binnen kurzem in eine Schwermuth, die je größer und größer ward und wie ein heimliches Fieber an ihrem zarten Leben zehrte. Denn es ist einem irdischen Leibe nicht gegeben, die Last der reinen Himmelsschönheit zu tragen, und keine geschaffene Seele erträgt es, in den Herzen der Menschen nur Ehrfurcht zu wecken und Andacht und niemals Liebe. Solch eine Seele muß böse werden oder in sich selbst vergehen.
>
> In so heiliger Herzenseinsamkeit schwand Notburga dahin wie eine Waldblume auf schattenloser Höhe. . . .

Die beiden letzten Geschichten verlassen den Boden des Märchens. Die ernste „Todtenhochzeit" erzählt von einem Jüngling, der durch die Schicksale seiner Jugend und seiner Erziehung bestimmt, aus Furcht vor dem Glück von aller Lebensfreude sich fern hält, das Leben gleichsam nur aus der Vogelschau betrachtet, und als er endlich doch in den Strudel hineingezogen wird und das Lebensglück ihm naht, den rechten Augenblick versäumt, es nicht zu fassen wagt und zu Grunde geht. Volle Lebensfreude athmet dagegen wieder die letzte Geschichte von den „Leiden des jungen Plattner". Wie ein unglücklich Liebender durch Lektüre der „Leiden des jungen Werther" zum Einsiedler wird, und wie er dann durch sein großes Vorbild Goethe zum vernünftigen Lebensgenuß bekehrt und zu neuer Liebe geführt wird, das ist mit feinem Humor und herzerquickender Frische erzählt.

So bietet das Buch in buntem Wechsel heitere und ernste Menschenschicksale, bald im phantastischen Gewande des Märchens, bald im schlichten Kleide des Alltagslebens, und wir sind überzeugt, niemand wird es ohne innere Befriedigung aus der Hand legen, und jeder wird es später gern wieder zur Hand nehmen, denn bei wiederholtem Lesen erschließen sich neue Schönheiten, die man beim ersten mal kaum beachtet hat.

Robert Lange.

Neue Romane und Novellen.

1. Die Alte. Von Frieda Schanz. Illustrirt von Willy Werner. Erstes bis drittes Tausend. Berlin, Richard Eckstein's Nachf. 1896. 12. 1 M.
2. Ich, der Träumer. Von Ernst Altkirch. Mit einem Vorwort von Detlev Freiherrn von Liliencron. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. 1896. 12. 1 M.
3. Berliner Höllenfahrt. Von Rudolf Stratz. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1896. 8. 3 M. 50 Pf.
4. Ins Wasser. Novellen. Von K. Tscheuschner. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1897. 8. 2 M.
5. Mente. Roman. Von E. Vely. Berlin, Richard Taendler. 1896. 8. 4 M.

Weil sie für „Familienblätter" schreibt und Gedichte zu Illustrationen gemacht hat, wird Frieda Schanz so oft verachtungsvoll abgethan. Und doch ist kein Grund dafür vorhanden. Sie hat ein ganz unzweifelhaftes lyrisches Talent, und hat Verse in die Welt geschickt, die den Durchschnitt doch ganz erklecklich überragen. Vor allem hat sie uns eine Reihe wundervoller Sprüche gegeben, und das Buch,

in dem sie sie gesammelt hat, darf sich getrost neben Paul Heyse's „Spruchbüchlein" sehen lassen. Auf ein Geniethum ersten Ranges macht sie ja keinen Anspruch, und gerade ihre stille, kluge Beschränkung berührt an ihr so wohlthuend. In einer Zeit, wo Wollen und Können sich in so außerordentlichem Gegensatze befinden, ist es doppelt Pflicht, das anzuerkennen.

Ihre neue kleine Erzählung (Nr. 1) weist Züge auf, die sich anstandslos in das literarische Charakterbild der Dichterin einfügen lassen. Die „Alte" ist ein bescheidenes, herzensfrohes, fleißiges Mädchen, voll stiller Heiterkeit der Seele und fröhlicher Geduld — ein Mädchen, an welcher der mütterliche Zug von vornherein am stärksten ausgeprägt ist. Alle Freunde der Frauenemancipation werden sich in Grauen vor dieser altmodischen Seele schütteln. Da ich ein Gegner der Emancipation bin und finde, daß schon viel zu viel emancipirt ist, so hat mich diese Gestalt gefreut und gerührt. Vielleicht ist sie zuletzt etwas gar zu himmelblau gerathen, vielleicht wäre es psychologisch feiner und richtiger gewesen, wenn Frieda Schanz sie insofern etwas menschlicher gemacht, daß sie ein stärkeres Neidgefühl gegen die Braut des heimlich Geliebten in ihre Brust gelegt hätte. Dann würde auch der Verlobungsschluß mehr vorbereitet gewesen sein. Ueberhaupt ist die psychologische gleichzeitig auch die schwächste Seite der kleinen Geschichte, denn daß zuerst öfter der Stil des Berichts als der der Erzählung gewählt ist, hängt mit dem Skizzenhaften zusammen. Die Charaktere sind hübsch auseinander gehalten, und besonders die Alte hat ein paar feine individuelle Züge. Man befindet sich in solider Gesellschaft und legt das Büchlein nach einer halben Stunde mit freundlichem Kopfnicken aus der Hand. Es erfüllt seinen Zweck, anständig zu unterhalten. Hierbei bittet das Wörtchen „anständig" um freundliche Berücksichtigung.

Das nächstfolgende Buch (Nr. 2) hat eine ähnliche Ausstattung wie das von Frieda Schanz, aber ich glaube, eine weitere Aehnlichkeit wird nicht herauszutifteln sein. „Ich, der Träumer" — ob es andern Leuten auch so geht? ich finde nämlich diesen Titel ebenso geschmacklos wie anmaßend. Gottlob ist das Buch besser, als man danach glauben möchte. Liliencron hat die Vorrede geschrieben. Und natürlich kann er auch diesmal nur sein altes Stück wiederholen. „Ihr ganzes Buch", schreibt er, „offenbart mir Ihre berechtigte Freude, der schrecklichen, philiströsen Familienblattliteratur mit jugendfrohem Herzen den Fehdehandschuh zu bieten, sich am blühenden Frauenleib, am duftigen, schweren Mädchenhaar und an süßen Lippen zu berauschen. Ihr Wahlspruch ist: die Schlafmütz' herunter, die Augen auf für die Schönheit der Geliebten vom Kopf bis zur Zeh'!" Das ist der ganze Liliencron, der von morgens bis abends die eine Melodie spielt und wüthend gegen die Familienblattliteratur und die Recensenten ficht. Daß die „spießbürgerliche Moral" natürlich am Schlusse noch einmal herhalten muß, ist selbstverständlich. Aber es wäre ja nun sehr schön, wenn sich Ernst Altkirch am „blühenden Frauenleib" mit jugendfrohem Herzen berauschte. Es gibt eine herrliche, unwiderstehliche Sinnlichkeit, die fortreißt, daß man vor Freude mittollen möchte. Aber Altkirch hat einen lüsternen Zug dabei. Diese Sinnlichkeit ist gar nicht mehr forsch und ungestüm und herrlich, sondern schon neugierig-spielerisch. Dem Himmel sei Dank, daß Altkirch wenigstens Grazie besitzt. Er schreibt sehr elegant, sehr formenfein, und mag deshalb ein Recht haben, mehr zu sagen als andere. Auch als Dichter zeigt er sich. Es läßt sich noch kein Prognostikon stellen; man weiß nicht, ob dieser Visitenkarte, dieser eleganten Visitenkarte einmal ein bedeutender Poet nachfolgen wird. Ich habe eigentlich keine große Hoffnung, denn es ist etwas so ganz Bewußtes in dem Büchlein, das sich sehr schön in der ganz unnaiven Trennung des Menschen vom Dichter kundgibt. Ein naiver Poet widmet sein Werk nicht seiner „Phantasie" oder seiner Muse. Er fühlt sich nicht als Sprechrohr, sondern als Sprecher. Altkirch aber läßt es nicht nur dabei bewenden, seine Phantasie anzuwidmen, er schreibt auch eine ganze Geschichte, wo seine liebe Muse in Spitzenhemd und Höschen auf seinem Schos sitzt. Ich glaube aber, diese Muse müßte sich doch etwas mehr anziehen, um tiefere Wirkungen auszuüben. Oder sollte sie nur im „Spitzenhemd" interessant sein? Das wäre allerdings sehr schlimm.

Die „Berliner Höllenfahrt" (Nr. 3) von Rudolf Stratz ist auch recht leichte Waare. Der Titel blieb mir trotz vielen Nachdenkens räthselhaft, denn diese Höllenfahrt führt zumeist in die gute und gutseinwollende Gesellschaft der Reichshauptstadt, und wenn auch eine Razzia, Herr von Hammerstein und ein Verbrecherkeller hineinspielen, ist die Fahrt doch sehr gemüthlich. Es sind über ein Dutzend Feuilletons, die hier zusammengewürfelt wurden, leichte und hübsche Kleinigkeiten, nicht zu tief, nicht zu flach, flott, sogar mit einer gewissen Routine geschrieben und doch im Verhältniß zu der üblichen Tageswaare unterm Strich recht solide. Ein guter Beobachter, ein netter Lebemann — so präsentirt sich Stratz in diesem Buche. Daß er mehr kann, wenn er will, ist wahrscheinlich. Allerdings müßte er beweisen, daß er für größere Werke genug Schwere und Tiefe besitzt. An der Flüssigkeit der Sprache, an der äußern Form im weitern Sinne, ja auch an Charakterisirungskunst wird es nicht fehlen. Der Abschnitt über Hammerstein, in dem der Verfasser mancherlei aus persönlichen Erinnerungen plaudert, zeigt mindestens, daß er nicht nur ein scharfes Auge für Gegenstände, sondern auch für Personen hat, obwol ich selbst mit seiner Beurtheilung des Freiherrn nicht ganz übereinstimme, meine ketzerische Meinung aber wohlweislich für mich behalte.

Daß Stratz ganz bedeutende Ecken Berlins übersehen, oder mit Absicht übergangen hat, liegt in seiner Individualität, die sich nur in dem Stadttheil von der Wil-

helmstraße bis zum Botanischen Garten recht wohl fühlt. Es steht ihm besser, wenn er in Claque und weißer Weste ist, als wenn er mit heruntergedrücktem Hut in Verbrecherkeller schleicht. Für das ganze Centrum von Berlin, die Geschäftsgegend, für die Arbeitergegenden von Berlin S., SO., O., NO. hat er keinen Blick, es gehört nicht zu tout Berlin, was er dort sieht. Und doch fehlt deshalb das eigentlich Berlinische in diesem Buch aus der Reichshauptstadt, das den berliner Wappenbären auf dem Umschlag trägt. Jenes Berlinische, das sich in der Hasenhaide und den Weißbierstuben, auf Kremserpartien und in der echten berliner Durchschnittsfamilie zeigt. Sonst läßt sich ja an diesen Feuilletons nicht viel kritisiren. Man schießt nicht mit Kanonen nach Spatzen; man legt keinen strengen Maßstab an eine anständige Eisenbahnlektüre.

Die Novellen von K. Tscheuschner: „Ins Wasser" (Nr. 4), wiegen ebenso wenig schwer. Sie sind ganz französisch im Stoff, und die Skizze „Das Gespenst" wäre für den Autor der „Lettres de femmes" ein gefundenes Fressen. Französisch ist auch die Art, das ganze Buch nach der ersten kleinen Geschichte zu nennen — eine Unsitte, die allmählich so überhandnimmt, daß ein heiliges Donnerwetter da noththäte. Die Herren sollten dem alten Lessing ruhig in dem, was er über die Titelgebung sagt, folgen; das thut ihrer Originalität gar nichts. Tscheuschner ist als Novellist oberflächlich. Er hat eine starke Neigung zu satirischer Behandlung. Diejenigen Skizzen, die eine ironisch-lustige Behandlung vertragen, sind deshalb auch seine besten. Von psychologischer Vertiefung weiß er nichts. Wenn er eine Geschichte erzählt, wie der Knecht die Herrin vergewaltigt, die aus Furcht ihrem Manne nichts davon sagt — so wird das Factum sehr lebhaft dargestellt, die Kämpfe und Seelenqualen der Frau jedoch werden übergangen. Und wenn dieser Knecht sich nachher zum reichen Mann heraufgearbeitet hat und nach vielen, vielen Jahren vor den betrogenen Gatten hintritt, sein Kind fordert — so hören wir nur in einem Satze, daß die beiden Eheleute sich aussprechen und sich einigen. Ihre Empfindungen bleiben uns fern. Darunter leiden natürlich vor allem die tragisch angelegten Novellen. Tscheuschner ist noch ganz an das Stoffliche gebunden, um das Seelische kümmert er sich nicht. Er bringt z. B. Folgendes fertig: Da entdeckt ein Mädchen, daß ihr Liebesverhältniß nicht ohne Folgen geblieben ist; ihr Bräutigam ist ertrunken. Nun faßt sie den Entschluß, auch ins Wasser zu gehen. Dazu kleidet sie sich schön an. Ihre Toilette wird ziemlich ausführlich beschrieben, und als sie damit fertig ist und den Todesgang antreten will, wirft sie „voll Wohlgefallen" noch einen Blick in den Spiegel.

Das ganze Büchlein hat ungefähr acht Bogen, und doch habe ich darin gegen ein Dutzend Verführungen, Vergewaltigungen, sexuelle Aufregungen und Verdorbenheiten dargestellt gefunden. Das ist ein bischen viel. Vielleicht begnügt sich Tscheuschner das nächste mal mit der Hälfte davon und führt dafür die Sonde tiefer. Er hat ein hübsches Fabulirtalent, aber er ist auf einem Wege, der wirklich nicht zum Heil führt. Ich kann denen nicht zustimmen, die das ganze große Gebiet des Sexuallebens aus der Literatur verbannt wissen wollen; aber die innere Nothwendigkeit zur Behandlung solcher Dinge muß allerdings da sein, und sie ist nur dann da, wenn durch das sexuelle Moment eine seelische Entwickelung hervorgerufen wird, auf die der Dichter den Hauptaccent legt. Das thut Tscheuschner nicht, und deshalb ermangelt sein Buch jeder tiefern Bedeutung.

Wie siegreich die moderne Bewegung gewesen ist, wie sie das Publikum vielfach zu einer freiern Denkart erzogen hat, daß es heute als selbstverständlich hinnimmt, was es vor zehn Jahren empört hätte, und wie dieses Publikum dann wieder zurückgewirkt hat auf die nach seinem Gusto schreibenden Schriftsteller — das läßt sich prächtig beobachten an dem fünften und letzten der heute vorliegenden Bücher, an E. Vely's Roman „Mente" (Nr. 5). E. Vely schreibt den Roman einer verführten Confectioneuse!! Schreibt einen berliner Roman mit modernen Künstlern, Café Bauer, leichtsinnigen Geschäftsmädchen! Ja, der Herrgott mag wissen, was einem noch aufgenöthigt werden wird! Und wenn Spielhagen sich sogar der Strömung hingab, dann war nicht einzusehen, weshalb E. Vely nicht dasselbe thun sollte.

„Mente" ist, wenn man milde sein will, noch nicht einmal ein schlechter Roman. Er hat im Gegentheil eine ganze Reihe hübscher Stellen. Daß natürlich das meiste arg verschleiert wird, ist klar; hier konnte offener geredet werden. Das hübsche Provinzmädchen, das in Berlin verführt wird von dem üblichen Maler, hat allmählich eine Ahnenreihe vor sich, daß es ordentlich stolz sein kann. E. Vely hat ihr ein paar hübsche Züge geliehen. Desto verschwommener ist der Held und Liebhaber. Die beste schärfstgezeichnete Figur des Ganzen ist die „Cousine" mit der Lorgnette, dieses spöttische, kühle, überlegene Geschöpf. Auch Herr Wenkstern ist nicht übel gelungen, wie überhaupt der Roman eine Menge guter Seiten hat. Wie zur Versöhnung steht ein braver Handwerker neben Mente, der sie heirathen wird, obwol sie dem eleganten Verführer eine ganze Flasche Oleum übers Gesicht gegossen hat und dieses Attentats wegen ins Gefängniß wandern muß.

Wie conventionell das Aeußere des Mädchens von E. Vely geschildert wird, davon nur eine Probe: „Sie hatte große blaue Augen, die unbefangen neugierig in die Welt schauten, einen schwellenden Mund mit gesunden, spitzen Zähnen, sie war weiß und roth und hatte die kleinsten und wohlgeformtesten Ohren, die jemals unter so krausem Blondgelock hervorgeblickt hatten."

Karl Busse.

6. Arme Thea! Roman. Von Rudolf Stratz. Zweite Auflage. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1896. 8. 3 M.

7. Ikarus. Eine Reisenovelle. Von H. Mellin. (Der deutschen Hausbibliothek Band 5.) Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1896. 8. 3 M.
8. Erlebtes und Erdachtes. Von F. von Brun-(Barnow). Berlin, Deutsche Schriftstellergenossenschaft. 1896. 8. 2 M.
9. Texanisches und Kreolisches. Von Gustav Meinecke. (Der Exotischen Novellenbibliothek Band 3.) Berlin, Deutscher Colonialverlag (G. Meinecke). 1896. 8. 1 M.

Rudolf Stratz bietet uns in seinem Roman „Arme Thea“ (Nr. 6) ein Exemplar der vielberufenen Gattung des berliner Romans. Alle, die sich auf diesem Felde versucht haben, sind bei Zola in die Schule gegangen und ahmen dessen Schilderungen von Paris nach. Wie bei ihm die Seinestadt, so erwacht bei jenen Berlin aus dem nächtlichen Schlummer und reckt die riesigen Glieder dem neuen Tage entgegen. Dabei wird die Stadt jederzeit personificirt und mit Vorliebe als ein herzloses Riesenwesen geschildert, das von dem Schweiße der Menschheit lebt, und sich um das Los derer, von denen es lebt, nicht im geringsten bekümmert. Derartige Enthüllungen von Contrasten zwischen dem Kolosse der Weltstadt und dem kleinen Individuum gehören seit Kretzer's ersten berliner Romanen zu den stehenden und, wie es scheint, unentbehrlichen Paradestückchen der berliner Romane. Wie viel aber durch sie für die besondere Entwickelung der Charaktere, für ihre Beeinflussung durch das großstädische Milieu im wesentlichen bewiesen wird, das bleibt doch noch Gegenstand jeweiliger Nachprüfung. In dem vorliegenden Romane ist kaum mehr als ein Einfluß des Milieus auf die Stimmung der in ihm auftretenden Personen zu erkennen; es ist nicht abzusehen, weshalb dieselben Personen in einem andern Milieu nicht ebenso handeln sollten wie in dem vom Verfasser angenommenen. Die Noth, welche den mit schlichtem Abschied entlassenen Husarenlieutenant und die Tochter des als Wechselfälscher und Winkelredacteurs gestorbenen Kammerherrn zusammenführt, ist überall dieselbe, wirkt überall unter gleichen Bedingungen in der gleichen Richtung. Gegenüber der gewissenhaften Festhaltung des berliner Milieus überrascht die romantische Kammerherrenschaft, die völlig in der Luft schwebt. Ist also ein Zusammenhang der Handlung und der Charaktere im Sinne von Ursache und Folge durch das Treiben der Weltstadt nicht gegeben, so ist doch das entschiedene Talent in der Schilderung dieses Treibens nicht zu verkennen. Im allgemeinen zieht der Roman, der wegen der engen Beschränkung seines Gesellschaftsbildes und der Knappheit des Herganges diesen Namen weniger verdient als den einer novellistischen Skizze, durch die Gesundheit und Frische der Lebensanschauung an. Der Verfasser führt uns ziemlich tief in den moralischen Sumpf hinein, aber er zeigt doch, daß kernhafte und energische Naturen in ihm nicht untergehen müssen. Dieser Beweis würde noch eindringlicher wirken, wenn Stratz den Kampf um das Dasein, den die arme Thea mit dem gewesenen Husarenlieutenant aufzunehmen beginnt, nicht nur in der verheißungsvollen Zukunft gut empfohlener Amerikafahrer vor uns auftauchen, sondern ihn vor unsern Augen in Berlin sich abspielen lassen wollte. Hier war der Punkt, aus der Novelle einen Roman zu machen, und zwar einen, aus dem uns echte berliner Luft entgegenwehen konnte. So bleiben Thea und ihr Retter lediglich Passanten in der Großstadt, die das Gespenst des Hungers noch in erträglicher Ferne sehen. Die Hauptcharaktere sind ansprechend gezeichnet, freilich mehr skizzenhaft als ergründend; die beste Figur des Buches ist der alte Kammerherr. Das frisch und zum Theil schneidig geschriebene Buch wird gewiß jeden angenehm unterhalten.

Italien ist noch immer für viele Deutsche das Land der Sehnsucht, d. h. das Italien als Heimstätte ältester und neuerer Kunst, und was Deutsche über dieses gelobte Land zusammengeschrieben haben, würde, zusammengestellt, allein eine stattliche Bibliothek abgeben. H. Mellin, offenbar eine Dame, bereichert mit der Reisenovelle „Ikarus“ (Nr. 7) diese Bibliothek um eine neue Nummer, und zwar um eine werthvolle. Nicht als ob sie uns Neues von dem Rom der Cäsaren und Päpste, von dem sie am meisten berichtet, zu sagen wüßte! Das ist kaum noch möglich. Aber wie sie es sagt, das macht ihr Buch anziehend und fesselnd. Der schweizer Dichter und Kritiker Karl Spitteler würde an dem Buche seine Freude haben, denn es setzt, was er neulich im „Kunstwart“ über die Kunst zu reisen sagte, ohne von ihm beeinflußt zu sein, in die That um. Spitteler meint, nur der, der mit irgendwelchen Sondergefühlen eine Gegend bereise, nehme starke und bleibende Eindrücke mit fort, nicht der, welcher in geruhiger Gemüthsverfassung reise, mit dem alleinigen Zwecke, zu sehen. Die begleitenden Nebenumstände schärften das Auge und machten die Tafeln des Gedächtnisses weich und empfänglich, damit der Griffel der Natur unverwischbare Linien hineinzeichne. So geschah es Goethe, der auf seiner italienischen Reise nicht minder Menschen floh als er neue Eindrücke suchte. Das Gemüth war ihm erregt, und daher doppelt empfänglich. Aehnlich ergeht es der Dame, die als Verfasserin der in der Novelle „Ikarus“ niedergelegten Reiseerinnerungen von H. Mellin hingestellt wird. Vor dem bindenden Schritt einer Vernunftehe stehend, genießt sie in Italien eine kurze Frist der Freiheit und der ungebundenen Bewegung in dem Meere von Schönheit und Größe, ihr Kommen ist ein Sehen und Abschiednehmen zugleich, ihre Stimmung vibrirt zwischen Entzücken und Wehmuth. Kommt zu alledem noch die Begegnung mit einem Manne, an dessen Seite der Reisenden ein höher geartetes Glück in der Sonne Italiens verführerisch winkt, als ihrer in dem strengen und kärglichen Norden wartet, so sind alle Bedingungen gegeben, um starke und bleibende Eindrücke zu erzielen. Freilich, es ist ein anderes, solche Eindrücke empfangen, ein anderes, sie so lebendig ausgestalten, daß sie dem Leser mit der gleichen Unmittel-

barkeit und Frische vor Augen treten. An die Stelle der Schilderung tritt dann nur zu leicht die Behauptung, der Ausdruck der gehabten Empfindung, ein Medium, das nur denen, die durch Augenschein eigene Erfahrungen gewonnen haben, klare Bilder vermitteln kann. Solche werden von dem Buche Mellin's höhern Genuß haben als jene, die das Land nicht bereist haben. Immerhin ist Mellin's Talent, zu schildern, der Anerkennung werth, zumal sie es verstanden hat, den beschreibenden Theil ihres Buches in eine durch das Ganze sich fortrankende Novelle zu verweben. Diese Novelle, zu deren handelnden Personen die Aufzeichnerin der Reiseerinnerungen zählt, ist nur skizzenhaft ausgeführt, und läßt die tiefern Vorgänge in den Seelen der Personen in einer geschickt andeutenden Weise, welche die Phantasie angenehm beschäftigt, mehr ahnen als deutlich erkennen. Die Verfasserin verräth auch hier wie in der Schilderung ein feines Taktgefühl, ein schnell fassendes, weiblich instinctives Empfinden. Die Art aber, wie sie über Kunst und Leben, über Gesellschaft und Religion in Italien urtheilt — man lese vor allem die Beschreibung der Messe, die der Papst in St.-Peter hält — regt allenthalben zum Nachdenken an. Die Verfasserin läßt in den Gesprächen ihrer Personen die mannichfaltigsten Gesichtspunkte auftauchen, die den Künstler, den Kunstfreund und den Historiker anziehen werden, obwol sie zu wirklichen Resultaten nur den Weg anweisen. Das Buch gehört entschieden zu den gediegenern Erscheinungen der Tagesliteratur und wird im deutschen Hause um so mehr willkommen sein, als es nicht den Stempel willkürlicher Erfindung trägt, sondern den des persönlichen Erlebnisses, was immer ein Vorzug ist, mag der Schein trügen oder nicht.

Weit weniger als das eben besprochene Buch trägt J. von Brun-(Barnow's) Novellenbuch „Erlebtes und Erdachtes" (Nr. 8) trotz des Titels den Charakter des Erlebten. Erlebt erscheinen nämlich an der ersten Novelle nur die Reiseschilderungen, die ein fast noch mehr abgetretenes Gebiet als der „Ikarus" behandeln, die Schweiz und zwar in ihren bekanntesten Punkten. Eine kleine Novelle, die in diese Schilderungen lose verwebt ist, wendet sich mit ihren harmlosen Irrungen und Wirrungen und mit den selbstverständlichen Verlobungsanzeigen an sehr anspruchslose Leser. In der zweiten Novelle: „Strandgut", belebt ein Seebad den Hintergrund, auf dem sich eine ernste Fabel abspielt, in deren Verlauf das Strandgut, die Heldin der Novelle, nach mancherlei Prüfungen in den Hafen einer Ehe wohlbehalten einläuft. Wir wüßten dem Buche, in dem in der letzten Novelle einer romanhaften Abenteuerlichkeit gehuldigt wird, wenig Rühmliches, aber auch nichts Unrühmliches nachzusagen. Es ist sanfte Unterhaltungslektüre für Freunde der Stille und Feinde einer schädlichen Aufregung.

Den Beschluß unserer heutigen Rundschau mögen die unter dem Titel „Texanisches und Kreolisches" (Nr. 9) vereinigten Erzählungen bilden, mit denen der bekannte Colonialpolitiker Gustav Meinecke seine „Exotische Novellenbibliothek" um einen Band bereichert hat. Wie in den beiden ersten Bänden, so führt uns der Verfasser, offenbar ein erfahrener Kenner von Land und Leuten aus eigener Anschauung, in wenig bekannte Bezirke des südlichen Nordamerika. In der ersten Novelle: „Der Fall des Alamo", werden wir in die Zeit der texanischen Revolution eingeführt, in der zweiten: „Rollin's Plantage", mit dem Leben und Ringen der kreolischen Zuckerplantagenbesitzer und mit ihrem Bemühen, das aus dem Norden dringende amerikanische Element fern zu halten, in fesselnder Weise vertraut gemacht.

Leonhard Lier.

Neue Minnegesänge.

1. Der Pfeifer von Dusenbach. Eine Liebesmär aus dem Elsaß. Von Gustav Adolf Müller. München, Seitz u. Schauer. 1896. 8. Geb. 3 M.
2. Mathildes. Ein rheinischer Minnesang aus der Zeit der Hohenstaufen. Von Karl Protzen. Schleswig, Julius Bergas' Verlag. 1896. 8. Geb. 4 M. 50 Pf.
3. Walther, der Scholar. Ein Sang aus Franken. Von H. Sausele. Schwäbisch-Hall, in Commission bei Wilh. German's Verlag. 1896. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Peter Melander von Holzappel. Eine Geschichte aus dem Lahnthal. Von Paul Warncke. Mit Federzeichnungen von Karl Röhling. Berlin, Fritz Pfennigstorff. 1896. 8. Geb. 4 M. 80 Pf.

Vier Minnegesänge mit zusammen rund 22000 reimlosen vierfüßigen Trochäen und zahlreichen lyrischen Intermezzis, glänzende Ausstattung in Druck, Papier und Einband, ein Sang dazuhin nicht übel illustrirt — und unter allen vieren nicht ein Treffer! Unsere Dichter scheinen sich die Anfertigung eines Minnegesangs ungeheuer einfach zu denken: man nimmt eine Gegend und eine Zeit, erstere womöglich mit einer Sage behaftet, letztere am besten aus den Kreuzzügen (Nr. 1 und 2), unter Umständen auch aus der Reformation (Nr. 3) oder dem Dreißigjährigem Kriege (Nr. 4). Hierauf erfindet man eine Fabel von möglichster Einfachheit, ja geradezu Kindlichkeit, die entweder mit der Vereinigung der Liebenden schließt (Nr. 2 und 4) oder einen erschrecklichen Ausgang gewinnt (Nr. 1 und 3). In dieser Fabel darf der niedere Knecht und das hochgeborene Fräulein (zur Zeit der

Kreuzzüge, in spätern Jahrhunderten der Fahrende und die reiche Bürgermaid) nicht fehlen, ebenso wenig ein männlicher oder weiblicher Schurke, der haut, sticht, vergiftet, verleumdet. Der geminnten Maid, welche natürlich blond ist, geht in der Regel eine schwarze zur Seite. Sie vertritt das Princip der Eifersucht und der auf Minnegesangtiefe reducirten Sinnlichkeit, und wird dem Helden mehr oder minder gefährlich. Ihre Liebe zerfließt entweder in lyrische Intermezzi voll entsagender Sentimentalität oder aber steigert sich zu glühender epischer Rache. Der Held ist mit einem Schwert, einem Musikinstrument und lyrischer Begabung voll ausgerüstet und macht von allen drei stets recht ausgiebigen Gebrauch. Fügt man dann noch einen lustigen Trinkbruder hinzu und läßt ab und zu irgendein Gethier, sei's Storch, sei's Pudel über die Menschen philosophiren, so ist die Sache fertig, und man fühlt zwei Scheffel in seinem Busen. Man braucht dann die ganze Geschichte blos in vierfüßigen Trochäen zu verfassen, welche sich von Prosa in keiner Weise unterscheiden und etwa lauten (Nr. 4, S. 2):

Anfangs baute man darauf, daß
Ja das Reichsgesetz, wonach man
Truppen deutscher Fürsten nicht den
Durchzug weigern durfte, auch dem
Kriegsmann feste Schranken zuwies,

und man hat einen Minnesang geschrieben.

Damit wäre eigentlich die ganze Kritik der vier Minnegesänge, die uns heute vorliegen, gegeben. Aber man kann wol einwenden: bei einem Minnesang ist der Stoff überhaupt Nebensache, ist die Art der Darstellung alles. Ja wenn es sich bei den uns vorliegenden Büchern überhaupt um dichterische Bewältigung handelte! Das epische ist in allen eben nicht dichterisch bewältigt, sondern ist lediglich in Zeilen abgetheilte Prosa, theilweise der schlechtern Sorte: halbe Seiten in indirecter Rede, fast alles ohne dichterische Anschauung, ab und zu einmal ein Bild, ein episches Gleichniß dem Ganzen aufgeklebt. Dagegen zeugen die lyrischen Partien in allen vier Dichtungen von einer ganz hübschen Begabung, und ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß mancher Minnesang seine Entstehung einem kleinen Hefte lyrischer Ergüsse sein Dasein verdankt, die man auf diese Weise am besten verwerthen zu können glaubt. Darin bestärkt mich die Beobachtung, daß in diesen Dichtungen bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten gesungen wird, und zwar Lieder, deren Ton weder in die Zeit der Kreuzzüge, noch der Reformation, noch des Dreißigjährigen Krieges paßt, und deren Inhalt mit dem Epos selber häufig gar nichts zu thun hat. Zu diesen lyrischen Dichtungen, welche die Dichter ganz unabhängig von einem Epos vorräthig haben, suchen sie nun offenbar einen Rahmen, und der bietet sich ihnen in einem Minnesang mit reimlosen vierfüßigen Trochäen, die man ja ebenso leicht schreibt wie Prosa. Hierbei gebe ich übrigens zu, daß schlechte vierfüßige Trochäen noch eher zu ertragen sind als schlechte Prosa. Doch wie diese Minnegesänge entstanden seien: wenn sie gar nicht entstanden wären, so hätte die deutsche Dichtung außer ein paar hübschen Liedern nichts verloren, bei einer Prosabearbeitung von Nr. 2 und 3 sogar vielleicht etwas gewonnen.

Am genießbarsten von allen vier Dichtungen ist Gustav Adolf Müller's „Pfeifer von Dusenbach" (Nr. 1), einmal, weil das Gedicht von einer anerkennenswerthen Kürze ist, und fürs andere, weil es nur theilweise in vierfüßigen Trochäen geschrieben ist. Hier auch stehen Episches und Lyrisches ungefähr auf gleicher Höhe, wenn auch auf bescheidener, und der Verfasser ringt doch wenigstens danach, seine Stoffe dichterisch zu bewältigen und zu verdichten.

Keine Ahnung davon, was ein Epos ist, hat Karl Protzen (Nr. 2). Zwar sucht er den entsetzlichen Eindruck von über achttausend vierfüßigen Trochäenzeilen zu mildern, indem er diese in vierzeilige Strophen abtheilt und je die vierte Zeile mit einem halben Trochäus schließt; aber was in diesen Strophen steht ist alles, nur nicht Poesie. Was in Prosa kurz gesagt werden könnte, wird hier durch den Vers ins Unendliche verbreitert, und eben weil es Verse, also etwas Dichterisches, sein sollen, wirkt der Contrast zwischen der baaren Prosa des Inhalts und dem Anspruch auf dichterische Leistung um so unleidlicher. Ueber zweitausend derartige Strophen lesen müssen, ist eine harte Buße, die selbst ein böser Kritiker nicht verdient. Die Tonhöhe derselben, und zwar aller ohne Ausnahme, sei durch folgende planlos herausgegriffene Verse verdeutlicht:

Jeder Mensch fast ist empfänglich
Für gewährte Schmeicheleien,
Und die Dosis, die der Schwabe
Hier vertrug, war nicht gering.

Seinem eiteln Herzen mochte
Wol die Ironie entgehen,
Und er nahm für baare Münze,
Was nur klug berechnet war.

— — — — — — — — — — —

Also schritt die Unterhandlung
Lebhaft vor, zumal dem Pascha
Daran lag, bald einzulösen
Das für ihn erlegte Pfand.

Aber von des Harems Schönen
Hielt sich Walther gänzlich fern,
Was ein mitleidsvoll Erstaunen
Bei den Moslem rief hervor.

— — — — — — — — — — —

Und sie sank in seine Arme
Lippe preßte sich auf Lippe,
Aug' in Auge, Herz am Herzen
Hielten sie umschlungen sich. —

Gönnen wir der wahren Liebe
Diese Stunde reinen Glückes,
Treu beschützt vom wackern Eckart
Wie vom Engel Gabriel!

Doch genug, übergenug! So poesielos sind H. Sausele's Verse (Nr. 3) doch nicht, und auch die eingestreuten Vagantenlieder stehen höher als die Lyrik Protzen's; gleich das erste (S. 2) ist frisch und keck und in der Form sehr gewandt. Anzuerkennen ist auch der Versuch, der in Nürnberg spielenden Geschichte einen großen Hintergrund zu geben, den des Wormser Reichstags 1521, und den alten und den neuen Glauben in dem Conflict zu verwerthen. Aber es ist nicht mehr als ein wohlgemeinter Versuch. Immerhin spürt man dem Verfasser etwas von der Begeisterung für seinen Stoff an und bleibt nicht so durchaus uninteressirt wie bei Protzen.

Mit einem sehr hübschen Widmungsgedicht beginnt Paul Warncke (Nr. 4) seine Dichtung, und man glaubt kaum, daß eine solche Menge öder Verse hinterdrein kommen können. Auch das lyrische Intermezzo enthält wirkliche Gedichte, deren knappe, wohlgefeilte Form von dem unendlichen Erguß der schlechtesten vierfüßigen Trochäen sich wohlthuend abhebt:

Mich schließt des Klosters heil'ger Friede ein —
Der Mond blickt schimmernd in mein Kämmerlein.
Und wie der Mond die sanft entschlafne Welt:
So die Erinnerung mein Herz erhellt.

Ein blauer Nebel liegt auf fernem Pfad,
Den einst so hoffnungsfreudig ich betrat.

Ich war ein Kind ... die Welt war groß und weit,
Mein Herz war klein und eng — — o schöne Zeit!

Mein Herz ward weit — die Welt ward eng und klein,
Zuletzt ward sie ein Klosterkämmerlein.

Und das ist meine ganze, liebe Welt,
Was Mond mir und Erinnerung durchhellt.

Ja selbst im eigentlichen Epos wird Warncke dichterisch, sobald ihn die lyrische Stimmung überkommt, was leider nur zu selten geschieht. Hätte er eine frische, fröhliche historische Novelle in Prosa geschrieben, ein Drittel so lang als sein Epos, dabei vielleicht etwas sorgfältiger motivirt, das Ueberflüssige ausgeschieden und die groben Linien etwas verfeinert, ich glaube, das Buch hätte seinen entzückenden Einband verdient.

Richard Weitbrecht.

Feuilleton.

Nansen's heldenmüthige That, durch die er der Wissenschaft mehr geleistet hat, als je zuvor für die Erforschung des Nordpols geschehen war, kann man erst würdigen, wenn man sein Werk „In Nacht und Eis" (Leipzig, F. A. Brockhaus) zur Hand nimmt. In der soeben erschienenen ersten Lieferung entwickelt Nansen die vor seiner Reise bestehenden Ansichten über das Gebiet um den Nordpol und über die möglichen Wege zu dessen Erschließung. Klar legt er seinen Plan dar, der mit dem hartnäckigsten Widerstande berühmter Polarforscher zu kämpfen hatte. Nansen's Plan sei „der reine Wahnsinn", wurde unverhohlen erklärt. Aber der junge Forscher ließ sich nicht irre machen; nach seinen Angaben wurde ein ganz eigenartiges Schiff gebaut. Mochten auch die „Autoritäten" noch so sehr die grauen Köpfe schütteln über das curiose Schiff, Nansen's Plan erwies sich später als in allen Theilen wohl begründet. An Gefahren hat es freilich nicht gefehlt. Man braucht sich blos das Umschlagbild der ersten Lieferung anzusehen, das uns Nansen und Johansen im Kampfe mit einem Eisbären zeigt. Oder man betrachte sich das Bild „Die «Fram» im Mondschein nach der großen Eispressung". Wir sehen das Schiff festgefroren in das Packeis, das sich rings um die „Fram" in verderbendrohender Weise aufthürmte. Hätte der geringste Vorsprung des Fahrzeuges dem Eise Widerstand geleistet, so wäre es ebenso sicher unter dem furchtbaren Druck des Eises vernichtet worden wie die Schiffe früherer Polarexpeditionen in ähnlicher Lage. Statt dessen preßte das Eis das Schiff in die Höhe, sodaß es plötzlich oben auf den riesenhaften Schollen saß und ein ganz gemüthlicher Aufenthaltsort war, wie uns das zweite Bild „Eine Kartenpartie im Salon" beweist. Unter den drei dem Spiele huldigenden Männern fesselt besonders Kapitän Sverdrup, eine echte Seemannsgestalt, der man ansieht, daß sie keine Gefahren scheut. In der That hat Sverdrup das Schiff glücklich durch alle Hindernisse hindurch in die Heimat geführt, nachdem Nansen das Schiff verlassen und mit nur einem Begleiter eine „Gletschertour" zum Nordpol unternommen hatte. Diese endlose Eiswüste und die beiden tapfern Wanderer auf ihren Schneeschuhen zeigt das dritte Bild „Nach Süden! Nansen und Johansen auf dem Heimwege". Mit den Kosten und der Ausrüstung beschäftigt sich die nächste Lieferung, in der auch die Erzählung der Reise selbst beginnen wird.

— Die Philosophie der Geschichte als besondere Disciplin ist verhältnißmäßig jungen Datums, denn wenn sich auch ein gewisses Philosophiren über geschichtliche Erscheinungen und Ereignisse bei jeder Geschichtschreibung erkennen läßt, so ist das doch keine Philosophie der Geschichte. Erst im 18. Jahrhundert begann man die Philosophie der Geschichte als besondere Disciplin der allgemeinen Philosophie zu betreiben, indem man die chaotische Fülle geschichtlicher Ereignisse aus dem Gesichtspunkte des Zweckes betrachtete und in der Vielheit die Einheit zu erkennen sich bemühte. Die geschichtsphilosophischen Theorien, von der theologischen Auffassung Bossuets an bis herab zu der gegenwärtig herrschenden Richtung des ökonomischen Materialismus, Darwinismus und der Evolutionsphilosophie hat der Russe N. Syrkin in seinen „Geschichtsphilosophischen Betrachtungen" (Berlin, Fr. Gottheiner, 1896) einer Kritik unterzogen. Der Verfasser bekennt sich zu der in Rußland eifrig vertretenen subjectivistischen Auffassung der Geschichte; er erkennt die Macht des Individuums in der Geschichte an, weist die Unmöglichkeit nach, die Geschichte durch eine Formel auszudrücken oder in ihr Gesetze aufzufinden, nach welchen sie sich bewegt, und vermag nur eine Tendenz in der Geschichte zu erkennen — den Fortschritt zur Freiheit, nicht im Sinne der Ungebundenheit, sondern im Sinne der Beherrschung der äußeren Factoren, die auf die Menschen einwirken. Diese Freiheit muß ein Resultat der Vernunft, der Einsicht, der Ordnung und Selbstbeherrschung sein. Wenn aber auch die Geschichte nach Syrkin's Auffassung als ein Tummelplatz freier und immer freier werdender Individuen erscheint, so verfällt er doch nicht in die Einseitigkeit, der Geschichte jeden Zusammenhang und jede Zweckmäßigkeit abzusprechen. Als das Allgemeine, das in der

Geschichte verwirklicht wird, als den Zweck, auf welchen alle Menschen in ihrem individuellen Treiben hinwirken, erkennt er die Steigerung des Lebenswerthes, die Verwirklichung einer Menschheit, die Verbrüderung der Menschen an. „Nicht in einem vernunftlosen Wirrwarr“ — so schließt er — „wie die Thiere leben die Menschen, sondern indem sie bei ihren Handlungen vom Zweck als Motiv geleitet werden, arbeiten sie auf die Verwirklichung eines Allgemeinen hin, welches man als die Humanität im besten Sinne dieses Wortes bezeichnen kann. Und je weiter die Individuen fortschreiten, desto mehr werden sie vom Zweck geleitet, desto fester werden sie von den goldenen Fesseln der Vernunft gebunden. Der Fortschritt der Geschichte, der sich durch das Zusammenwirken unbewußter wie bewußter, zufälliger sowie freier Factoren ergiebt, ist der große Zweckzusammenhang alles menschlichen Thuns. Die Individuen sind jedes mit sich selbst beschäftigt, wirken aber alle an der Geschichte lebendigem Kleid. Sie verwirklichen alle den Endzweck der Geschichte, die Humanität, und erfolglos, ruhmlos im Laufe der Geschichte bleibt am Ende alles, was die historischen Persönlichkeiten nicht im Zusammenhang mit diesem großen Zweck vollbringen.“

Leider ist das lesenswerthe Buch, zu dessen Ausführungen über die Bedeutung des Individuums, der großen Genies für die Geschichte sich Referent aus vollem Herzen bekennt, durch zahlreiche Druckfehler entstellt.

— „Die Erwerbung des Herzogthums Preußen und deren Consequenzen“ nennt sich eine im Verlage von A. Duncker in Berlin erschienene „historische Studie“ von Siegmar Friedrich. Die Schrift ist eine Tendenzschrift und will es sein. Der Verfasser will nachweisen, daß die Erwerbung des Herzogthums Preußen die Kurfürsten von Brandenburg auf eine Bahn führte, die sie förmlich zwang, den „neuerdings als Militarismus bezeichneten Modus der Landesregierung“ anzunehmen, und in dem durch die Kriege von 1866 und 1870 herbeigeführten Erwerb der Führung des Deutschen Volkes ihren Abschluß finden mußte. Er bekennt sich zu dem bei borussischen Geschichtschreibern nicht seltenen, freilich auch etwas naiven Glauben, daß die in der dreihundertjährigen Entwickelungsperiode Brandenburg-Preußens hervortretenden „ganz ausnahmsweise vortheilhaften, sogar manchmal wunderbar glücklichen Geschickeslenkungen, ohne welche ein Emporkommen Brandenburg-Preußens in dem wirklich erlebten Maßstabe nach menschlicher Einsicht ganz unmöglich gewesen wäre“, als „Zeichen lohnender Anerkennung der Vorsehung“ zu betrachten seien „für die ernste Pflichtmäßigkeit“, mit der die brandenburgisch-preußischen Fürsten ihren erhabenen Beruf auffaßten und zu erfüllen bestrebt waren. Von eigenen Forschungen ist in der Studie nicht viel zu finden. Die geschichtlichen Vorgänge sind in den größern Werken von Ranke, Droysen u. s. w. eingehender und geschmackvoller dargestellt, und um die Nothwendigkeit eines starken Heeres für unsere Zeit nachzuweisen, bedurfte es eigentlich nicht einer Untersuchung seiner geschichtlichen Grundlagen. Wir wissen nicht, wer sich hinter dem Namen Siegmar Friedrich verbirgt — dem Kürschner'schen „Literaturkalender“ ist er fremd, — aber das beweist das Buch auf jeder Seite, daß sein Verfasser kein Mann von der Feder ist. Die deutsche Sprache muß sich mitunter recht mishandeln lassen, in schwerfälligen Satzgefügen, in schwülstigen Participialconstructionen bewegt sich die Rede, und eine erkleckliche Zahl von „Stilblüten“, unzulässigen Ausdrücken würden sich ohne große Mühe sammeln lassen. Die Ausstattung des Buches ist vortrefflich, in jeder Hinsicht der Hofbuchhandlung würdig.

— Ein neuer Roman von Georg Ebers, betitelt „Barbara Blomberg“, wird noch vor Weihnachten erscheinen (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Die Heldin ist eine geschichtliche Persönlichkeit, nämlich jenes regensburger Mädchen, das zu Kaiser Karl V. in Beziehungen trat und die Mutter Don Juan d'Austria's wurde, des Siegers in der Seeschlacht von Lepanto.

Bibliographie.

Arminius, W., Bergkrystalle. Gedichte. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. 12. 2 M.

Augusti, Brigitte, Luise, Königin von Preußen. Breslau, Ferdinand Hirt. Gr. 8. 35 Pf.

Aus italienischer Zunge. Romane und Novellen. Band I und II. Rom, Loescher u. Comp. 8. Jeder Band 2 M. 40 Pf.

Björnson, B., Der König. Drama. München, Albert Langen. Gr. 8. 2 M.

Bodman, E. Freiherr v., Erde. Gedichte. München, Albert Langen. Gr. 8. 2 M.

Briefwechsel zwischen Schiller und Körner. Von 1784 bis zum Tode Schiller's. Mit Einleitung von Ludwig Geiger. Band II—IV. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 8. Jeder Band geb. 1 M.

Carsted, A., Unsere Vögel in Sage, Geschichte und Leben. Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn. 4. Geb. 6 M.

Clément, B., Im Lande der Sonne. Roman. Schwerin i. M., Fr. Bahn. Gr. 8. 4 M.

Dalmer, Helene, Getheilte Lose. Erzählung für junge Mädchen. Altenburg, Stephan Geibel u. Comp. 8. Geb. 3 M.

Dysonius, P., Der Bauernadvocat. Berlin, Richard Taendler. 8. 1 M. 50 Pf.

Ebermann, L.. Die Athenerin. Drama. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Gr. 8. 2 M.

Eckermann, J. P., Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen von Otto Roquette. Drei Bände. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 8. Jeder Band geb. 1 M.

Ehlers, J., Homer's Odyssee. Hannover, Karl Meyer (Gustav Prior). 8. 1 M. 25 Pf.

Frenkel, W., Georg Vogt. Erzählung aus der Zeit der Reformation. Altenburg, Stephan Geibel u. Comp. 8. 2 M. 50 Pf.

Geibel, E., Gedichte. Aus dem Nachlaß. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 8. 4 M.

Geyer, M., Christoph Friedrich Rinck. Studienreise 1783—84. Altenburg, Stephan Geibel u. Comp. 8. 3 M. 50 Pf.

Grazie, M. E. della, Moralische Walpurgisnacht. Ein Satyrspiel vor der Tragödie. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 M.

Haardt, J., Der Hartsteiner. Roman. Altenburg, Stephan Geibel u. Comp. 8. 2 M. 50 Pf.

Herzog, R., Aus dem Märchenbuch der Liebe. Gedichte. Leipzig, A. Twietmeyer. 12. Geb. 3 M.

Hoffmann's, E. T. A., Werke. Herausgegeben von V. Schweizer. Drei Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut. 8. Jeder Band geb. 2 M.

Hübner, M., Unter der Geißel des Corsen. Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Kohlrausch, R. Der Fremde. Stuttgart, Robert Lutz. 8. 3 M.

— — Wie Maler Vincenz romanisch lernte und andere Novellen. Stuttgart, Robert Lutz. 8. 2 M. 50 Pf.

Lykke-Seest, P., Lyse Naetter. Digte. Christiania, Alb. Cammermeyer's Verlag. Gr. 8. 1 Kron. 50 Oere.

Maurier, G. du, Trilby. Roman. Zweite Auflage. Stuttgart, Robert Lutz. 8. 4 M. 50 Pf.

Mehnert, A., Die Auswanderer. Eine Erzählung für Jung und Alt. Altenburg, Stephan Geibel u. Comp. 8. Geb. 3 M.

Müller-Simonis, P., Durch Armenien, Kurdistan und Mesopotamien. Mainz, Franz Kirchheim. 4. 12 M.

Pfander, Gertrud, Passifloren. Herausgegeben von Karl Henckell. Zürich, Karl Henckell u. Comp, 8. 2 M.

Rafael, L., Ebbe und Flut. Gedichte. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 12. Geb. 4 M.

Redeatis, Blüte und Frucht. Erzählungen für die reifere weibliche Jugend. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt (früher G. J. Manz). Gr. 8. 3 M.

— — Herzenswünsche. Erzählungen für die reifere weibliche Jugend. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt (früher G. J. Manz). Gr. 8. 3 M.

Roquette, O., Von Tag zu Tage. Dichtungen. Aus dem Nachlaß des Dichters herausgegeben von L. Fulda. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 8. 4 M.

Schopenhauer's, A., sämmtliche Werke. Herausgegeben von R. Steiner. Zwölf Bände. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 8. Jeder Band geb. 1 M.

Schwarz, B., Palästina für die Hand der Jugend. Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn. Gr. 8. 2 M.

Sudermann, H., Morituri: Teja. — Fritzchen. — Das Ewig-Männliche. Achte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Gr. 8. 2 M.

Vögtlin, A., Das Vaterwort. Altenburg, Stephan Geibel u. Comp. 8. 1 M. 50 Pf

Zardetti, O., Westlich! oder durch den fernen Westen Nordamerikas. Mainz, Franz Kirchheim. 4. 10 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 50.

Leipzig,
10. December 1896.

Der Volkskrieg an der Loire im Herbst 1870.

Der gewaltige Krieg, den vor einem Vierteljahrhundert Frankreichs Heere mit den deutschen fochten, hat auf beiden Seiten zahlreiche Darstellungen gefunden. Waren es auf französischer hauptsächlich Schilderungen einzelner Kriegs- oder Gefechtsepisoden, Erzählungen der Hauptbetheiligten über bestimmte Vorkommnisse und den dabei von ihnen übernommenen Antheil, Anklagen des Feindes oder der eigenen Führer, die einen breiten Raum in der Kriegsliteratur der ersten auf den Krieg folgenden Jahre einnahmen, so waren es auf deutscher Seite zunächst Schilderungen der Gesammtoperationen der einzelnen deutschen Armeen sowie Geschichten von deutschen Truppentheilen, sogenannte Regimentsgeschichten, auf die — neben einigen mehr oder minder bedeutenden Flugschriften — das Publikum angewiesen war. Daneben erschien jedoch die 1881 vollendete „Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges“, die der deutsche Große Generalstab bearbeitet hatte. Dieses Werk hatte bei Militär und Civil, und zwar im Deutschen Reiche wie außerhalb desselben, einen außerordentlichen Erfolg, weil es die Ereignisse — von manchen Einzelheiten abgesehen — in gewissenhafter Treue, ohne Ruhmredigkeit und in bemerkenswerther Klarheit schilderte. Unvollständigkeit des vorliegenden Materials, namentlich auch für die Actionen des Feindes, Rücksichten, nothwendige und berechtigte Rücksichten auf damals noch lebende Führer und andere Persönlichkeiten, Streben nach Kürze, das bei einem für das Laienpublikum mit berechneten Werke mehr als sonst wol wirksam werden mußte, dies und Verwandtes hatte zur Folge, daß im Generalstabswerke weder die Ereignisse vollständig und dem Geschehenen durchweg entsprechend, noch die Umstände, die zu den Ereignissen geführt hatten, überall völlig treu hatten dargestellt werden können. Vervollständigungen, zum Theil schon berichtigende Vervollständigungen brachten später die gleichfalls vom Generalstab herausgegebenen „Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften“; private Darstellungen, die hier und da gegen die Angaben des Generalstabswerks polemisirten, erschienen bald in ziemlicher Menge. Sie beschäftigten sich zumeist mit der Klarstellung dessen, was der eine oder der andere Truppentheil gethan und unterlassen hatte, betrafen also der Hauptsache nach taktische Einzelheiten. Während gleichzeitig die zum Theil sehr anziehend geschriebenen „Erlebniß-Erzählungen“ sich mehr und mehr häuften, blieb die Zahl derjenigen Werke gering, die sich bemühten, den innern Zusammenhang der Geschehnisse im ganzen oder einzelnen tiefer zu ergründen und klarer darzustellen, als dies bisher geschehen war. Es war das so lange natürlich, als erstens ein großer Theil der Führer aus dem Kriege noch lebte, und sich demnach dem Einzelnen in noch höherm Grade als dem Generalstab nothwendige Rücksichten gegenüberstellten, und als zweitens einige wichtige Publicationen — es sei außer an neuere französische Schriften hier namentlich an Moltke’s eigene Darstellung des Kriegs, an die „Denkwürdigkeiten“ Roon’s, an Schneider’s „Aus dem Leben Kaiser Wilhelm’s“, an Verdy’s „Feldzugsbriefe“ und an das kleine Schriftchen Wilmowski’s erinnert — noch nicht erschienen waren. Seit einigen Jahren indessen ist in beiden Hinsichten freiere Bahn für die Geschichtschreibung geschaffen.

Unter denen, die hiervon Nutzen gezogen haben, ist Hauptmann **Fritz Hoenig** und sein Werk „Der Volkskrieg an der Loire im Herbst 1870“ *) in allererster Reihe zu nennen.

---

*) Der Volkskrieg an der Loire im Herbst 1870. Unter Benutzung von amtlichen Schriftstücken, Tagebüchern und Aufzeichnungen von Mitkämpfern dargestellt. Von **Fritz Hoenig**. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8.

Erster Band. Zweite Auflage. Mit 3 Karten und 1 Skizze in Steindruck. 1894. 10 M.

Zweiter Band. Zweite Auflage. Mit 1 Plan und 5 Skizzen in Steindruck. 1896. 8 M. 50 Pf.

Aber seine Bedeutung beruht nicht nur darauf, daß er eine offenere Sprache reden kann als seine Vorgänger, und daß ihm mehr Material geboten ist als diesen: er hat sich auch durch staunenswerthen, umsichtigen Fleiß neues Material verschafft, und den so gewonnenen gesammten Stoff kritisch gesichtet, verarbeitet und nutzbar gemacht. Völlig treue und zutreffende Kriegsgeschichte zu schreiben, sei es auch nur über ein einzelnes, von nur zwei kleinen Truppentheilen gegeneinander geführtes Gefecht, ist schwer, denn die Handelnden haben meist keine, zum wenigsten keine genauen Aufzeichnungen gemacht, und sind zudem nur zu oft bestrebt, alles hervorzuheben, was die eigene Truppe glorificirt, alles aber zu beschönigen, was deren Rufe nachtheilig sein kann; häufig haben sodann Bebauung und andere Umstände das Gefechtsfeld verändert und erschweren die Erkenntniß des im Gefecht Geschehenen. Handelt es sich um größere Truppentheile, um mehrere größere Truppenverbände, um tagedauernde Schlachten und um ausgedehnte Schlachtfelder, so wachsen diese Schwierigkeiten. Handelt es sich gar um Operationen ganzer Armeen und um Cooperationen solcher, um Abwägung dessen, welche Vorgänge zu den und den bestimmten Entschlüssen geführt haben, so wird die Aufgabe so schwer, daß sie nur von ganz hervorragend Begabten gelöst werden kann. Hinzu tritt als ein Moment persönlicher Natur, daß ganz ohne Sympathien und Antipathien in Bezug auf Persönlichkeiten der Führer, in Bezug auf Stammes- oder Truppenzugehörigkeit kaum ein Militärgeschichtschreiber, sofern er Mitkämpfer war, sein kann; ja, schon die hartnäckige (weil vielleicht fest gewurzelte!) Ueberzeugung des Schreibenden von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der einen oder der andern Maßnahme bringt die Gefahr der Parteilichkeit mit sich. Wer aber könnte, ohne eigene bestimmte Ueberzeugungen zu haben, ernste und fruchtbringende Kritik üben!

Wenn es das Ideal der kritischen Militärgeschichtschreibung ist, die Geschehnisse vollständig und richtig zu ermitteln, ihre Ursachen bei Freund und Feind klar zu stellen, Ursachen und Geschehnisse aber dem Leser überzeugend und in übersichtlicher Darstellung zu entwickeln und daran eine kritische Würdigung zu knüpfen, die als solche oder in Verbindung mit positiven Sätzen die Lehre vom Kriege im weitesten Sinne vertieft und bereichert, so ist Fritz Hoenig in seinem Werke „Der Volkskrieg an der Loire" diesem Ideal ziemlich nahe gekommen. Ich würde sagen ganz nahe, wenn mich hiervon nicht zweierlei abhielte: erstens vermag ich die Ueberzeugung nicht zu gewinnen, daß bei der Schilderung der Schlacht von Beaune la Rolande Licht und Schatten, oder vielmehr die Lichter (denn von Schatten ist nirgends die Rede) zwischen den beiden betheiligten Truppentheilen, den preußischen Infanterieregimentern Nr. 16 und 57, gleichmäßig vertheilt wären; die Hoenig'sche Darstellung weicht, worauf man nach Durchlesung der Vorrede zur zweiten Auflage nicht ohne weiteres gefaßt sein kann, noch immer in wesentlichen Punkten von der Darstellung von Natzmer's *), die ihrerseits durch zahlreiche Zeugen bestätigt wird, ab und behandelt nicht nur dem Raum nach, der den einzelnen Facten in der Erzählung gewährt wird, sondern auch dem Tone nach die 57er günstiger. Zweitens ist von Hoenig in der Schilderung der Schlacht von Loigny-Poupry nicht ganz das erreicht, was hätte erreicht werden können. Die Darstellung der Schlacht leidet vielmehr trotz aller gelegentlichen Hinweise auf früher oder später Beigebrachtes an einer innern Zerrissenheit, die darin ihren Grund hat, daß Hoenig die Darstellung des einzelnen Geschehnisses nicht hat — zur Unzeit, wird er vielleicht hinzufügen — unterbrechen wollen.

An diese beiden Hauptausstellungen seien einige von geringerer Bedeutung angeschlossen.

Hauptmann Hoenig erwähnt in Band II, Seite 46, man habe es bei Beaune „nicht einmal für nothwendig" gehalten, die Schußentfernungen vorher abzustecken; nur vom zweiten Bataillon, Regiment Nr. 16, sei dies geschehen, und zwar durch Strohwische, deren Zweckmäßigkeit Hauptmann Hoenig durch ein Fragezeichen anzweifelt, während er Seite 197 unter Anführung des Umstandes, daß sie wegen des Pulverrauchs und der spätern Dunkelheit nicht hätten gesehen werden können, bemerkt: „Die Strohwisch- und sonstige Theorie ging also auf Stelzen." Mit jener Anzweifelung und dieser Bemerkung hebt er seinen eigenen Tadel eigentlich wieder auf. Mit was für einem Material, das in Pulverrauch und Dunkelheit sichtbar bleibt, hätten denn die Entfernungen markirt werden sollen?

Auf dem Plan der Schlacht von Loigny-Poupry ist der Name Goury unrichtig gedruckt, die Straße Chartres-Orléans zu wenig markirt und nicht sachgemäß bezeichnet. Kleine stilistische und Flüchtigkeitsfehler sind in Band I, Seite 7, 224, 295 und 357, in Band III, Seite 2 und 3, in Band IV, Seite 1, 10 und 62 (Anmerkung) stehen geblieben. Oberst Rieff ist fälschlich Reiff genannt.

Von diesen kleinen Ausstellungen abgesehen, ist Hoenig's Darstellung vorzüglich, klar, theilweise von packender Wirksamkeit und dabei von überflüssigen Fremdwörtern frei, ohne daß an ihre Stelle ungeschickte deutsche Wendungen — nur „unterlegen" im Sinne von inferior hätte ich gern durch „minderwerthig" oder ähnliche Ausdrücke ersetzt gesehen — gewählt worden wären.

Dritter Band. (Die entscheidenden Tage von Orléans im Herbst 1870. Erster Theil: Maizières-Villepion. Der Angriff auf Paris.) Mit 10 Kartenbeilagen in Steindruck. 1896. 6 M. 50 Pf.

Vierter Band. (Die entscheidenden Tage von Orléans im Herbst 1870. Zweiter Theil: Die Schlacht von Loigny-Poupry.) Mit 9 Kartenbeilagen. 1896. 6 M.

*) Vgl. dessen in Nr. 48 d. Bl. f. 1894 besprochene Schrift „Bei der Landwehr, vor Metz und die Schlacht von Beaune la Rolande". Gotha, F. A. Perthes. 1894. Gr. 8. 4 M. Diese Schrift berücksichtigt bereits Hoenig's Einzelschrift „Zur Geschichte der Vertheidigung des Kirchhofs von Beaune la Rolande". Berlin, R. Felix. 1894. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Nunmehr erst werde noch ganz kurz auf die specielle Bedeutung des Hoenig'schen Werkes eingegangen; die allgemeine ist in Obigem, soweit es im Rahmen dieser Besprechung geschehen kann, schon gewürdigt.

Auf die Entschlüsse der obersten, obern und untern Führer wirken ein ihr eigener Charakter und ihre eigene militärische Erfahrung und Intelligenz, die Persönlichkeiten ihrer Umgebung, die ihnen zugehenden Nachrichten aller Art, und je nach Umständen die eigene — körperliche — Anschauung der Dinge. Alle diese Factoren berücksichtigt und würdigt Hoenig mit eindringlicher Kenntniß von Personen und Sachen; diese Kenntniß hat er nicht nur im Studirzimmer erworben, sondern großentheils auch durch persönlichen Verkehr, wo nicht mit den höchsten Führern selbst, so doch mit deren Umgebung. Ganz besondern Werth legt er auf die den Führern jeweils zugegangenen Meldungen. Er prüft deren objective Richtigkeit sowol als auch die Zeit ihres Eintreffens und den Eindruck, den sie hervorrufen mußten. Auch die Beschaffenheit der Kampffelder, wie sie damals — Winter 1870 — war, nicht wie sie auf ältern oder neuern Plänen erscheint, wird unter Mitzugrundelegung eigener an Ort und Stelle gewonnener Eindrücke geschildert. Für die Darstellung der Operationen und Kämpfe selbst werden weit weniger gedruckte Quellen benutzt als geschriebene, und zwar theils aus den Acten des Generalstabs, theils aus mündlichen und schriftlichen Mittheilungen der Betheiligten herrührende.

So ist denn eine nach Möglichkeit lückenlose und — die obigen allgemeinen und speciellen Vorbehalte berücksichtigt — treue Schilderung der Ereignisse entstanden, und diese Schilderung begleitet Hauptmann Hoenig mit einer, weder Anerkennung noch Tadel zurückhaltenden Kritik, die — was auch gelegentlich gegen sie vorgebracht werden kann — in jedem Falle sehr lesenswerth und anregend bleibt. Daß eine solche Kritik, vom Schreibtisch geübt über Entschlüsse und Handlungen, die sich unter dem Hochdruck unsicherer oder gefahrvoller Lage abgespielt haben, eben nur das Verdienst der Schreibtischkritik (im Gegensatz zu der im Felde selbst zum Eingreifen führenden Kritik etwa des höhern Befehlshabers) in Anspruch nehmen darf, wie Hoenig selbst andeutet, nimmt ihr nichts von ihrem objectiven Werthe.

Die Perioden, mit denen sich Hoenig's Werk beschäftigt, sind nicht lang. Der erste Band des Werks, das eben nur die Kämpfe an der Loire zum Gegenstand hat, behandelt die dortigen Ereignisse vom Anfang October bis zum 27. November 1870, der zweite die Schlacht von Beaune la Rolande — 28. December 1870 — und deren unmittelbare Folgen, der dritte die drei Tage vom 29. November bis 1. December 1870, und außerdem die auf den Loirefeldzug influirenden Geschehnisse in Versailles, der vierte lediglich die Schlacht von Loigny-Poupry am 2. December 1870. Dabei beträgt der Umfang des Werkes nicht weniger denn 1300 Seiten. Dies allein läßt den Unterschied zwischen der generellen Kriegsgeschichtschreibung des Großen Generalstabs und der kritischen Specialgeschichtschreibung Hoenig's erkennen.

Hervorzuheben, worin Hoenig von den bisher veröffentlichten namhaftern Werken, insbesondere dem deutschen Generalstabswerke, abweicht, oder zu erwähnen, welche neuen Gesichtspunkte er beibringt, würde Raum und Aufgabe d. Bl. überschreiten. Einiges Wenige aber aus dem überreichen Inhalte des Werks anzudeuten muß freilich gestattet sein, schon um den Leser vorläufig zu orientiren.

Die enorme Schaffenskraft und die bewundernswürdige Energie Gambetta's, die der Intrigue zuneigende Wirksamkeit Freycinet's, die strategische und taktische Thätigkeit der Generale d'Aurelle, Chancy, Crouzat, Billot, de Sonis und anderer erfährt eingehende kritische Würdigung. Auf deutscher Seite werden, natürlich im allgemeinen mit Unterlagen von größerer Sicherheit, mehr oder minder eingehend geschildert von Truppenführern die Generale und Obersten von Treskow, von Cottwitz, von Wittich, von Manteuffel, von Schmidt, Prinz Friedrich Karl als Armeeführer und der Großherzog von Mecklenburg als Führer seiner Armeeabtheilung, die commandirenden Generale von der Tann, Konstantin von Alvensleben, von Voigts-Rhetz, von Manstein, ferner Prinz Albrecht (Vater), Prinz Leopold von Baiern, die Stabschefs von Blumenthal, von Stiehle, von Krenski, von Versen; endlich erfahren mehr oder minder helle Beleuchtung einzelne Phasen der Thätigkeit Graf Waldersee's (des jetzigen Generalobersten der Cavalerie und commandirenden Generals des IX. Armeecorps) sowie von Podbielski's und des Dreigestirns Bismarck, Moltke und Roon. Die letztern vier Männer werden besonders in ihrer Wirksamkeit für oder gegen die Beschießung von Paris betrachtet, wobei denn äußerst interessante Streiflichter auf nichtmilitärische Einflüsse geworfen werden. Von Bismarck wird unter Bezunahme auf eine Unterredung mit ihm der militärische Scharfblick gerühmt. Die überlegte Ruhe Caprivi's, seine Klarheit und Gewandtheit in schwierigen Verhältnissen werden ebenfalls nach Gebühr hervorgehoben. Für Graf Waldersee's Energie, Einsicht, Kühnheit und Takt legen viele Seiten des Werkes Zeugniß ab. Jeden Freund der Wahrheit wird die specielle Würdigung erfreuen, die das Werk dem Prinzen Albrecht (Vater) angedeihen läßt, dessen Verdienst bisher nur von wenigen anerkannt worden ist. Mit besonders inniger Freude habe ich die Uebereinstimmung von Hoenig's Urtheil mit dem meinigen *) in Bezug auf König-Kaiser Wilhelm I. wahrgenommen:

„Im Großen Hauptquartier bestand keineswegs immer und in allen Fragen Einhelligkeit; es gab da Vertreter dieser und jener Auffassung, und die Auffassungen und ihre Vertreter wechselten wieder. Große Entschlüsse ent-

*) Vgl. den Aufsatz „Kaiser Wilhelm I. als Feldherr“ in „Unsere Zeit“ Jahrgang 1888.

stehen kaum jemals glatt und «frictionslos», und selten erzählt die Kriegsgeschichte, wie schwer große Entschlüsse sich in Wirklichkeit durchringen müssen. Darauf hinzuweisen ist aber, wenigstens für diejenigen, welche nach Hohem streben, eine Hauptaufgabe der Kriegsgeschichte, denn in der Geistesschärfe, in der Kunst, sich von Augenblick zu Augenblick zum Herrn der wechselnden Situation zu machen, in der Willenskraft und in der Charakterstärke beruht die Größe des Feldherrn. Hierin überragte König Wilhelm in seiner nüchternen Auffassung schlechthin alle Personen seiner Umgebung. Wir sind es der Geschichte und der Kriegskunst schuldig, dies bestimmt auszusprechen."

Mit diesen schönen und wahren Worten Hoenig's sei die Anzeige seines für den Militär, ganz besonders aber für den Historiker werthvollen Werkes beschlossen.

Victor Kurs.

Neue Prachtwerke.

1. Goethe's Gedichte. Ausgewählt von Karl Heinemann. Mit Bildern und Zeichnungen von Frank Kirchbach. (Lieferung 1 und 2.) Leipzig, Adolf Titze. 1896. Folio. Je 3 M.
2. Den Deutschen Oesterreichs. Hundert Studienblätter deutscher Künstler. Auf Veranlassung und unter Mitwirkung des münchener „Hülfsausschusses für Cilli" herausgegeben unter der künstlerischen Leitung von Franz von Defregger zu Gunsten des deutschen Studentenheims und des deutschen Vereinshauses in Cilli. Mit Text von Professor Dr. Max Haushofer und einer Einleitung von Heinrich Wastian. München, J. F. Lehmann. 1896. 4. Geb. 20 M.
3. Bismarck-Denkmal für das Deutsche Volk. Begonnen von Arthur Mennell (Seite 1—105), fortgeführt bis Schluß von Bruno Garlepp. Berlin, The Werner Company. 1896. Folio. Geb. 18 M.
4. Die Unersetzlichen. Ein Märchen. Von Georg Ebers. Illustrirt von Arpad Schmidhammer. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1896. Kl. Folio. Geb. 10 M.
5. Dreizehnlinden. Von F. W. Weber. Illustrirt von Karl Rickelt. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1896. Gr. Folio. Geb. 40 M.

Das Prachtwerk, jenes schwer definirbare Etwas in großem Format, das zur Ausstattung der modernen Salons gehört, wie die bald leere, bald mit Strohblumen gefüllte, bald auch mit echten Kindern Floras gezierte Vase, die alle Formen anzunehmen vermag, und, echt oder unecht, aus heimischem oder möglichst ausländischem Stoffe bestehen kann: das Prachtwerk, wiederhole ich, ist und bleibt ein Mischling, ein literarisches Zwitterwesen, das nur selten den innigen Umgang zuläßt, den wir mit einem Buche pflegen sollten, und auch nur selten einen reinen Genuß vermittelt, den Dichtkunst oder bildende Kunst für sich allein wol auszuüben im Stande sind. Wenn man die lange Reihe äußerlich glänzender mit Buchbinderpomp und typographischer Breitspurigkeit in Scene gesetzter Folianten vorüberziehen läßt, die der Weihnachtsmarkt geboten hat, so findet man selten ein Kunstwerk in rechtem Sinne des Wortes darunter. Zeitkunst und Raumkunst befehden sich meist darin, und nicht häufig hat der bildende Künstler, der eine dichterische Schöpfung oder einen andern bedeutenden Gegenstand mit den Erfindungen seines Griffels oder Pinsels begleiten soll, Geschmack genug, um den zu durchmessenden Weg zu einem genußreichen Spaziergange zu gestalten, bei dem der behaglich Wandelnde durch liebliche Ausblicke zum Verweilen unwillkürlich genöthigt wird. Es ist freilich keine kleine Aufgabe, den Auf- und Abstieg einer Dichtung an rechter Stelle und auf rechte Weise zu unterbrechen, Eingänge und Abschlüsse eines Schriftwerkes von Bedeutung in malerisch gleichwerthiger Stimmung zu charakterisiren, wie es etwa Adolf Menzel beim Illustriren des „Zerbrochenen Krugs" oder der „Geschichte Friedrich's des Großen" von Kugler gethan hat. Meist ist der Künstler auch nicht in der Lage, sich den seiner künstlerischen Grundstimmung entsprechenden Vorwurf auszusuchen; er componirt wie ein Tondichter, dem es auf das Textbuch nicht viel ankommt, das vorgelegte Libretto, froh, von dem Verleger einen erklecklichen Auftrag erhalten zu haben, und die Folge ist dann oft ein zwiespältiges Product, dessen unharmonisches Durcheinanderklingen von den meisten Käufern kaum dunkel geahnt wird. Der Verleger, der zur Ausschmückung eines Textes seine Künstler beruft, pflegt sich nicht von den Grundsätzen leiten zu lassen, die allein es auf dem schwierigen Gebiete ermöglichen, ein harmonisches Ganze zu erzielen. In einem vollen Kunstwerke müssen die künstlerischen Gestaltungen aus dem Schaft der Dichtung herausblühen; statt dessen bindet man das Zuckerwerk und die vergoldeten Aepfel an die grünen Zweige des Stoffes, und das Weihnachtsprachtwerk ist fertig. Doppelt schwierig wird die Sache in einer Zeit, wo die alten Götter der Kunst gestürzt werden und man nun anbeten soll, was man am liebsten verbrannt hätte. Die heutige „fortgeschrittene" Kunst jagt dem Absonderlichen nach; erlaubt ist nicht mehr, was gefällt, sondern nur, was auffällt, scheint der Auguren den neuesten Kunst preisenswürdig. Wie man aber auch über den innern Werth der modernen Experimentalkunst denken mag, das eine wird jeder ihrer Anhänger zugeben, daß sie nicht populär ist und sich für die Ausstattung des modernen Prachtwerks immer noch fast ganz ungeeignet erweist. Soll man erst noch auf den „Pan" und den „Simplicissimus" exemplificiren? Solch ästhetischer Radicalismus taugt allenfalls für den idiosynkratischen Lebemann, das deutsche Volk wird sie aber seinen Penaten nicht beigesellen. „Es ist doch ein Unter-

schied", sagte Moritz von Schwind einmal, „ob man etwas interessant findet, oder ob man sich damit verheirathet."

Auch der größte Lobredner der neuesten Kunstwandlungen wird zugeben müssen, daß die jugendlichen Kunstjünger zur Veranschaulichung Goethe'scher Gestalten oder Scenen nicht geeignet sind. Denn diese sind so gesättigt mit Leben, so vielgestaltig, so innerlich reich, daß die moderne Versuchskunst mit ihren archaistischen Neigungen, ihren witzig-dunkeln Beziehungen, ihrer Neigung für tiefsinnige Räthsel an der grünen Frische und naiven Natürlichkeit scheitern muß, mit denen sich Deutschlands größter lyrischer Dichter in jeder poetischen Kundgebung offenbart. Es ist eigentlich nicht auffallend, daß Goethe's Gedichte bisher noch nicht in einer großen Folioausgabe herausgegeben worden sind. An Goethe selbst und seine Gestalten hat sich freilich schon so mancher Künstler gewagt. Wilhelm von Kaulbach war einer der ersten, und seine glatte, leere Kunst erweckte einstmals Widerhall, der freilich nun fast völlig verklungen ist. Dann hat sich Woldemar Friedrich bemüht, Goethe's Leben in Bildern darzustellen, und diese beschränkte Aufgabe zu lösen ist dem formgewandten Maler weit besser gelungen, als dem spottlustigen Schilderer des „Reinecke Fuchs" die Nachbildung der Goethe'schen Frauengestalten.

Ein bekannter münchener Künstler, Frank Kirchbach, dem wir schon in der Prachtwerkliteratur begegnet sind, hat sich an die Nachdichtung der lyrischen Herzensbekenntnisse Goethe's gewagt. Wenn man die tändelnden, in französischer Manier abgefaßten Kleinigkeiten der leipziger Zeit Goethe's neben die herrlich sich öffnenden Knospen der straßburger Lieder hält, und sich alsdann des vollen Duftes der weimarischen Schöpfungen, etwa der Balladen erinnert, so wird man sagen müssen, daß die Aufgabe, Goethen mit dem Griffel nachzuahmen, eine solche malerische Universalität erfordert, wie sie kaum je vorhanden war, und man wird also billigerweise nicht eine vollständige Lösung jener schwierigen Aufgabe erwarten können. Goethe sprach in Versen aus, was er sah, und so wie er es sah. Er sagt ja selbst: „Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte; ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind." Welch ungeheurer Anstrengungen es aber bedarf, sich völlig in eine längst entschwundene Zeit zurückzuversetzen, hat uns Adolf Menzel gezeigt. Der Künstler, der Goethen recht illustriren soll, bedürfte aber noch mehr als eine Menzel'sche Kenntniß jener Zeit. Er müßte zugleich etwas von jener merkwürdigen Fähigkeit des frankfurter Göttersohns besitzen, fremde Einflüsse aufzufangen und innerlich seiner Natur anzupassen, eine Fähigkeit, wie sie etwa Raffael in der Kunstgeschichte gezeigt hat. Ungeheure Arbeitskraft und ein so feines Anpassungsvermögen findet man kaum in einem Jahrhundert einmal vereinigt: man wird sich also dabei bescheiden müssen, den Künstler sein modernes Empfinden, seine in andern Verhältnissen, in andern Zeitläuften ausgebildete Formensprache an die universale, und doch auch in seiner Zeit eingeschränkte Natur Goethe's herantragen zu sehen. Als ein solches Werk erweist sich denn auch die neue Ausgabe von „Goethe's Gedichten" (Nr. 1), deren Illustrator, soviel sich aus den vorliegenden beiden ersten Lieferungen urtheilen läßt, seiner Aufgabe gewachsen ist, wenn man von den obengenannten höchsten Forderungen absieht. Die Ausgabe ist übrigens nicht, wie man erwarten sollte, eine Wiederholung der von Goethe selbst angeordneten Ausgabe seiner Gedichte, sondern der von der Verlagsbuchhandlung berufene Herausgeber hat es unternommen, eine chronologische Reihenfolge der Gedichte Goethe's zu geben; er trennt also von Goethe selbst künstlich Verbundenes und fügt das, was der Dichter absichtlich schied, wieder zusammen. Dem Tadel, der sich infolge dieser Kühnheit, wenn man so sagen darf, dem Herausgeber entgegenstellen wird, ist dieser mit der Bemerkung zuvorgekommen, daß man bei aller Verehrung für den Dichter dem greisen Redactor nicht immer Beifall zu zollen brauche. Wenn das ein Fehler ist, was der Herausgeber zufolge der Vorrede für einen Vorzug anzusehen geneigt ist, so entschuldigt ihn auf alle Fälle der Goethe'sche Spruch: „Und der Fehler wie die Tugend nimmt sich gut in Liedern aus."

Eine merkwürdige Entstehung hat ein Quartband, der unter dem Titel „Den Deutschen Oesterreichs!" (Nr. 2) auf den heurigen Weihnachtstisch gelegt wird. Das hart bedrohte Deutschthum in Cilli appellirte durch den Mund des Herrn Dr. Wastian an die Mitwirkung der Reichsdeutschen in München, und der Ruf weckte bei den deutschen Künstlern lebhaften Widerhall. Eine sehr große Zahl Entwürfe, Skizzen, Zeichnungen gingen zur Nachbildung für eine Kunstmappe ein, mit denen allein freilich erst nur die Blumen zum Strauße gegeben waren. Schwerlich hätte diese Sammlung verschiedenartiger Dinge einen sonderlichen Eindruck gemacht, die Wahllosigkeit und Zufälligkeit wäre fast so unerfreulich gewesen wie ein Haufe übereinander geworfener Blüten. Da griff denn die ordnende Hand ein und theilte belebend ab, wählte, sichtete. Das frische Grün heiterer geistiger Erfindung gesellt sich dazu, und aus dem Durcheinander wurde eine Guirlande, die einzelnen Skizzen traten in sinnvolle Beziehung, und was vordem ein Kunstchaos schien, wurde zur unterhaltenden Gesellschaft. Ein erfindungsreicher Plauderer, Dr. Max Haushofer, erfand die liebenswürdigen Arabesken, die sich um diese bunt durcheinandergewürfelten Studien schlingen. Er läßt an einem Regentage des Sommers 1896 (und deren gab es ja genug) eine Reisegesellschaft zusammenkommen, die durch den endlosen Segen Jupiter Pluvius' aufeinander angewiesen sind. Nun werden die Kunstblätter zur Unterhaltung vorgelegt; und jeder aus der Gesellschaft muß dazu eine Erklärung, ein Erlebniß oder eine rasch auftauchende Erfindung liefern. Diese vielgestaltige, bald ernste, bald heitere Unterhaltung nimmt nach dem Schluß hin

immer mehr den Charakter der Novelle an, sodaß man schließlich für die redenden Gestalten das lebhaftere Interesse empfindet. Damit soll die Bedeutung der Zeichnungen, die den Anstoß zu der Publication gaben, nicht verkleinert werden; denn es sind die besten Kräfte dabei: Menzel, Böcklin, Knaus, Löfftz, Schönleber, Stuck, Lenbach, Oberländer, Willroider u. a.

Die Verehrung des Fürsten Bismarck hat schon manches Denkmal plastischer und literarischer Art hervorgerufen; eine neue Huldigung wird dem Nationalheros neuerdings in dem „Bismarck-Denkmal für das Deutsche Volk" (Nr. 3) durch eine deutsch-amerikanische Verlagsgesellschaft in Chicago dargebracht. „Obgleich bereits", sagt die Herausgeberin in der Einleitung, „zu Lob und Ehre unsers Bismarck eine ganze Literatur geschaffen wurde, so gab es ein klares, überzeugendes, volksthümliches und vor allen Dingen allen Kreisen zugängliches Bild seines Lebens und Schaffens bislang noch nicht, denn eine der Hauptbedingungen eines solchen, nämlich eine geschichtlich treue Illustration, wie sie uns nur die Photographie an die Hand geben kann, fand so weit keine Verwerthung." Ob die Art, wie das literarische Monument concipirt, modellirt und errichtet worden ist, Anspruch auf allgemeinen Beifall und auf Dauerbarkeit hat, ist freilich fraglich. Der Text des Werkes, zum Theil von Arthur Mennell, zum andern Theil von Bruno Garlepp verfaßt, entbehrt des lapidaren Stils und des tyrtäischen Schwunges, den ein so großer Gegenstand erfordert. Wir erhalten eine Schilderung der Ehrungen Bismarck's der letzten Jahre, mit vielen Beschreibungen, Zeitungsnotizen und einer Unmasse Einzelheiten, die Materialien zu einem literarischen Kunstwerk bieten, aber dies selbst unmöglich ersetzen können. Auch in der zweiten Hälfte des Werkes, die Bismarck's Entwickelung, sein Leben, seine Thaten und Meinungen zum Vorwurfe hat, macht sich der Stift des Chronisten weit mehr bemerklich als der des Historikers. Der Spiegel, in dem sich die großen Linien des Gewaltigen zeigen, gibt uns kein reines Bild. Gegen die Benutzung der bildlichen Documente, die Bismarck's Vorfahren, seine Umgebung und die Ereignisse selbst, bei denen er, thätig oder leitend, betheiligt war, ist gewiß nichts einzuwenden; aber die Art, wie Wichtiges und Nichtiges wahl- und ziellos im Texte herumgestreut ist, entspricht nicht dem Werthe und der Würde des großen Gegenstandes. Hier fehlte vor allem der Geschmack und Zartsinn des Künstlers, der das Einzelne zur allgemeinen Weihe hätte führen müssen, der das Unwichtige ausgeschieden, das Werthvolle an die rechte Stelle gerückt hätte. Verschwommene Autotypen, oft durch mangelhaft gezeichnete Umrahmungen nicht verbessert, wechseln mit Historienbildern in buntem Druck, alle möglichen Einzelheiten und Kleinigkeiten unterbrechen häufig an der unpassendsten Stelle den weitschweifigen, unharmonischen Text, sodaß der Leser sich fortwährend gestört, statt gefördert sieht. Gegenüber einer solchen zwar gut gemeinten, aber doch allzu sehr amerikanisch „gemachten" Verarbeitung des Stoffes möchten wir bemerken, daß mit diesem umfangreichen und auch äußerlich gut und reich ausgestatteten Werke wenig genützt wird, weil ihm vor allem gerade die Wirkung, die Popularität durch die unzureichende Art der Ausführung geraubt wird. Das muß man sehr bedauern in Anbetracht des Aufwandes, wenn man erwägt, was für eine erhebende Ausgestaltung das reiche Material in der Hand eines warmherzigen, echten Historikers und eines feinfühligen Künstlers hätte erfahren können.

Daß die Hand des Künstlers nie durch die optische Linse zu ersetzen, und daß es nicht auf die Mittheilung der Thatsachen an sich, sondern auf die Art der Auffassung ankommt, beweist fast jedes Prachtwerk in positiver oder negativer Weise. Eine dem Umfange nach viel bescheidenere, aber ästhetisch weit wirkungsvollere Huldigung hat dies Jahr Georg Ebers seinem Freunde und Nachbar vom Starnberger See, dem Dichter Wilhelm Hertz, zutheil werden lassen. Er hat ein schalkhaftes Märchen: „Die Unersetzlichen" (Nr. 4), geschrieben und ihnen ein Widmungsgedicht für den sechzigjährigen Dichter vorausgeschickt. Von dem Buche ist bereits in d. Bl. die Rede gewesen, doch wollen wir nicht versäumen, die dem Tone des Textes trefflich angepaßten Erfindungen des Malers Arpad Schmidhammer hervorzuheben, die deswegen die Wirkung der Lektüre erhöhen, weil sie vom Zufall befreit und einig in sich selbst sind.

Zum Schluß wollen wir noch die neue Prachtausgabe einer längst volksthümlich gewordenen Dichtung: „Dreizehnlinden", von F. W. Weber (Nr. 5), gedenken, die in Karl Rickelt einen geeigneten, sehr gewandten Illustrator gefunden hat. Besonders wohlthuend berühren die stimmungsvollen landschaftlichen Erfindungen, die hier in der vornehmern Technik des Holzschnitts erscheinen, denen sich Sonderblätter in Heliogravure beigesellen. In technischer Beziehung wäre zu den Kupfern zu bemerken, daß es der weichen, sammetartigen Wirkung der Heliogravure mehr entsprochen hätte, wenn der Zeichner seine Vorlagen nicht mit Kreide, sondern in Oel oder Aquarell (schwarz und weiß natürlich) ausgeführt hätte. Zwar ist die Bestimmtheit des gezeichneten Striches eher ein Vorzug als ein Mangel, aber das feine Korn der Heliogravure verträgt die zartesten Uebergänge und steht hier im Widerspruch mit der an den Steindruck gemahnenden Art der Darstellung. Zu der Glätte und Geschmeidigkeit der melodisch hinfließenden Trochäen würde sich eine so sorgsam vertriebene, weniger erdige Technik sehr passend hinzugesellt haben. Der Band verdient im übrigen wegen seiner vornehmen Ausstattung das uneingeschränkte Lob des Betrachters.

A. S.

Volks- und Jugendschriften für den Weihnachtstisch.

Bücher gleichen Sternen; denn von beiden kommt uns Licht. Diese erhellen die Nächte, jene auch die Köpfe, und beide thun's nicht immer. Es gibt Sterne erster, zweiter, . . siebenter Größe, ja mit bewaffneten Augen erblickt man noch viel kleinere Sterne, und es gibt bekanntlich kein Buch, aus dem bei genauerm Zusehen nicht wenigstens ein Schein von Wahrheit leuchtete. Sterne erster und zweiter Größe sind selten wie die sogenannten Classiker, und wir sind schon glücklich, wenn uns Sterne dritter und vierter Größe zu Gesicht kommen. Es gibt Sterne, deren Licht uns erst nach Jahrzehnten erreicht, und es gibt Bücher, deren Ideen Jahrhunderten voraneilen. Es gibt Bücher, die wie Sternschnuppen dahinfahren und Bewunderung erregen, während Sterne erster Größe in ihrem gewohnten ruhigen Glanze unbeachtet bleiben. Es gibt veränderliche Sterne, die bald mehr, bald weniger Licht aussenden, und es gibt Weihnachtsbücher, die alle Jahre wiedererscheinen; aber nicht ein Jahrgang gleicht dem andern, und manche bewegen sich schon geraume Zeit in der Wende des Krebses. Es liegt nicht immer an den Sternen, daß sie uns verborgen bleiben, sondern gar häufig an der Beschaffenheit der irdischen Atmosphäre: während die einen uns scheinen, verhüllt eine Wolke die andern. Aehnlich ist es mit den Büchern: bald treten die einen, bald die andern in den Vordergrund, je nachdem Mars, Merkur oder Venus regiert und — blendet. Man hat auch schon beobachtet, daß ein Stern den andern — todtmacht und dadurch einen Weltbrand in Scene setzt: ein Bild der schnödesten concurrence déloyale oder in neuester, deutscher Nachbildung — des unlautersten Wettbewerbs. Ganz besonders heftig und massenhaft ist der Sternschnuppenfall am literarischen Himmel, wenn der Stern der drei Weisen sichtbar wird: dieser stellt dann den Apex, das Ziel der Bewegung vor, und die Sterndeuter haben alle Hände voll zu thun, um aus dem Stern- und Kometenschutt die Sterne dritter und vierter Größe herauszulesen, damit sich jung und alt an ihnen erfreue. Auch beim Glanze heißt es, die Masse muß es bringen; aber es schadet den Augen, oder ohne Gleichniß:

Gar mancher kommt bei vielem Lesen
Mit dem Verständniß in die Brüche;
Wohl hat er die Sprüche der Weisheit gelesen,
Doch nicht verstanden die Weisheit der Sprüche.

Darum besteigen wir die Warte und halten fröhliche Umschau! Wir beginnen mit den volksthümlich-wissenschaftlichen Werken für die große Menge und schließen den Reigen mit den Büchern für das kleine Volk:

„Darwin's Reise" (Halle, O. Hendel. 2 M. 25 Pf.). Aus der Flut von Reisewerken, die den Büchermarkt der letzten Jahrzehnte überschwemmt, wird sich wol nur Darwin's „Reise eines Naturforschers" in die Unsterblichkeit hinüberretten. Das prächtige Buch verdankt zwar seinen Ursprung der Humboldt'schen „Reise in die Aequatorialgegenden des neuen Continents"; es besitzt indessen mancherlei Vorzüge, die diesem abgehen: Darwin's Tagebuch schildert eine Reise von ungleich längerer Dauer und viel ausgiebigerm Landaufenthalte und entrollt eine viel mannichfaltigere Reihe von Natur- und Völkerbildern aus drei Oceanen und zwei Erdtheilen. Aehnlich wie Julius Robert Mayer auf seiner Reise nach Ostindien die Anregungen empfing, die zu dem Princip von der Energie führten, so zeigt uns Darwin's Beagle-Fahrt in urkundlicher Treue den Weg, auf dem zwei großartige Einsichten für die Menschheit gefunden wurden: einmal die Erklärung des Aufbaues der ebenso zahlreichen wie wunderbaren Koralleninseln wärmerer Meerestheile, das andere mal den Grundgedanken der neuen Lehre von der allmählichen Entwickelung der Pflanzen- und Thierwelt im Anschluß an die großen Umwälzungsepochen unsers Planeten; jede Seite des Tagebuchs spendet dem Leser Belehrung und Genuß, und weil Darwin's innige Liebe zur Natur überall zum Durchbruch kommt, so geht auch das Gemüth niemals leer aus. Darwin tritt dem Leser persönlich nahe, während Humboldt dies sorglich vermeidet und darum kalt läßt. Die „Reise" ist das erste und schönste Werk des unvergeßlichen Forschers, wie Alfred Kirchhoff sagt, und labt und kräftigt wie ein erfrischendes Bad in heißer Schwüle. Bisher war das Werk ein Buch der Bevorzugten, dank der Wohlfeilheit dieser Ausgabe kann es ein Volksbuch werden.

Hesdörffer, M., „Handbuch der praktischen Zimmergärtnerei. Mit 16 Tafeln und 328 Originalabbildungen im Texte" (Berlin, R. Oppenheim. Geb. 9 M.). Das vorliegende Werk will den Unkundigen ein zuverlässiger Führer sein, der über alles Auskunft gibt, was mit der Behandlung der Blumen überhaupt zusammenhängt, die sich im Zimmer, vor dem Fenster, oder auf dem Balkon als dankbare Pfleglinge erweisen. In der That entspricht das Buch diesem Zwecke sowol in Bezug auf den Text wie auf die begleitenden Abbildungen ganz vortrefflich, wie es von einem Meister auf diesem Gebiete nicht anders zu erwarten stand.

Hesdörffer, M., „Natur und Haus. Jahrgang 1895—96" (Berlin, R. Oppenheim. 6 M.). Bereits durch vier Jahresläufe geleitet die Zeitschrift die Naturfreunde, die ihre Mußezeit mit Blumenpflege oder Vogelzucht, mit Aquarien- oder Terrarienpflege, oder mit Sammeln von Schmetterlingen, Käfern, Muscheln und Gesteinen ausfüllen, als getreuer Rathgeber, der durch gediegene Aufsätze die alte Neigung wach erhält und zu neuem Interesse begeistert. Ueberall findet der Leser die neuesten

Ergebnisse der Wissenschaft und Praxis berücksichtigt. Die technische und künstlerische Ausführung der Abbildungen ist mustergültig.

Verne, J., „Die Propeller-Insel. Zwei Bände" (Wien, A. Hartleben. Geb. 2 M.). Wie Alma Tadema auf seinen Gemälden stets die Antike heraufbeschwört, oder wie Grützner immer wohlbeleibte Mönche malt, so dient Jules Verne jede neue Errungenschaft auf dem Gebiete der Physik und Technik als Hebel und Triebkraft seiner Phantasie, um neue Romane in die Welt zu setzen. Diesmal ist es die moderne Metallurgie, die ihm die „amerikamechanisch-praktische" Idee eingibt, eine künstliche Insel entstehen zu lassen, die ähnlich wie die schwimmenden Inseln Chinas und Brasiliens ihren Standort beliebig verändern kann. Nur ist „Standard-Island" mit seiner „Milliard-City" von zehntausend Einwohnern nicht auf langen Flößen errichtet, sondern aus mächtigen Stahlplatten, aus zweihundertsiebzigtausend durch Bolzen und Nieten verbundenen Einzelbehältern. Die Elektrotechnik liefert die gewaltigen Dynamomaschinen, die ein großartiges System von Schiffsschrauben (Propellern) in Thätigkeit setzt, sodaß das mit allem Comfort ausgestattete ovalförmige Eiland oder „Ei-Land" von der übrigen Welt soviel als möglich unabhängig dahinschwimmt und sich, z. B. wenn es gewünscht wird, eines ewigen Frühlings erfreut. Um sich zu dieser Scenerie die würdige Staffage zu verschaffen, verwerthet Jules Verne hier das bekannte Thema der alten Posse vom „Weltumsegler wider Willen": Vier Musikvirtuosen, natürlich pariser Kinder, die sich diesmal im Verein mit ihren amerikanischen Gastgebern auf Kosten John Bull's lustig machen wollen, werden des Nachts unvermerkt von der californischen Küste nach der Propeller-Insel entführt und bestehen dort selbstverständlich die wunderbarsten Abenteuer, in denen neben verwegenen Einfällen sich allerdings auch ein gut Theil der landläufigen Indianer- und Reiseberichte, Einfälle wilder Menschen und Thiere, widerspiegelt. Schließlich erlebt das Quartett auch noch den Untergang des Riesenwerkes, aus dem es fast ebenso wunderbar errettet wird wie jene muthigen Mondreisenden im ersten Verne'schen Roman.

Flammarion, C., „Das Ende der Welt" (Pforzheim, E. Haug. Geb. 4 M.). Auch die naturwissenschaftliche Schicksalstragödie lockt zur Verwerthung physikalischer Thatsachen und astronomischer Ereignisse, die im Leben unsers Planeten mächtige Veränderungen hervorzubringen im Stande sind: Flammarion versetzt den Leser ins 25. Jahrhundert und zeigt ihm von da die verschiedenen Möglichkeiten eines Weltunterganges, wobei er die frühern Vorhersagungen beleuchtet — auch die des Herrn Falb, der den 13. Dezember 1899 als letzten Tag des Menschengeschlechts feststellt. In jenem Jahrhundert kündigt die Depesche eines Marsbewohners den Zusammenstoß mit einem Kometen an, der denn auch wirklich mitten in ein vatikanisches Concil hineinprasselt. Dies ist indeß nur ein Intermezzo. Viel, viel später erblicken wir noch die Menschheit auf der höchsten Höhe der Cultur, und erst am Ende der Entwickelungsstufen, nach zehn Millionen-Jahren, bricht der letzte Tag der vereisten Erde an, der auch das letzte liebende Paar — Eva und Omegar — zum Orcus geleitet.

Haardt, J., „Der Hartsteiner" (Altenburg, St. Geibel u. Comp. Geb. 3 M. 50 Pf.). Ein lesbarer Roman aus der Zeit der Raubritter. „Oder wie sich der edle Hartmod rächt" dürfen wir dem Titel ergänzend hinzufügen, um die Tendenz der Erzählung leise anzudeuten, die in Gustav Freytag's Schreibart gehalten ist, aber freilich ein gut Stück hinter ihrem Vorbild zurückbleibt.

Vögtlin, A., „Das Vaterwort. Nach dem Tagebuche eines Freundes" (Altenburg, St. Geibel u. Comp. Geb. 2 M. 50 Pfg.). Eine Erzählung von tiefem sittlichen Ernste, in der der Verfasser von „Meister Hansjakob" und „Heilige Menschen" Sinn und Segen des Wortes „Sei getreu gegen dich und gegen andere" in markiger Sprache dem Leser ans Herz legt.

Lampert, F., „Des Thürmers Töchterlein von Rothenburg. Eine Erzählung aus dem Jahre 1631. Mit Bildern von F. Wiedemann" (München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchh. Cart. 1 M. 60 Pf.). Das Büchlein war seinerzeit, vor nunmehr fast einem Vierteljahrhundert, unsers Wissens das erste, das im Rahmen der Dichtung den Preis und Ruhm der alten Reichsstadt ob der Tauber wieder neu vergoldete. Der Inhalt ist in Kürze folgender: Mechtild, des Thürmers Töchterlein, rettet die Stadt vor tückischem Verrath und darf am Ende zum Lohne ihren geliebten Kurt, den Sohn des gestrengen Herrn Bürgermeisters Bezold, heirathen. Das Oberhaupt der Stadt selbst wird nach der Einnahme durch Tilly zum Tode verurtheilt, sichert sich aber das theure Haupt durch den berühmten Meistertrunk.

Redeatis, „Cordelia's Geheimniß. Drei Novellen für die reifere weibliche Jugend. Mit zwei Abbildungen in Photogravure von W. Zweigle" (Regensburg, Nationale Verlagsanstalt. Geb. 4 M.). In der ersten Erzählung lebt ein schon mannichfach behandeltes Thema der ältesten Romanliteratur wieder auf, das die Verfasserin geschickt in ein neues Gewand zu hüllen versteht. Das „Geheimniß" schwebt über der Geburt zweier Menschenkinder, die bei einem Schiffbruche gerettet und — vertauscht werden. Das Kind des Schiffers — Cordelia — gilt als Enkelin des reichen Freiherrn, und die Kleine aus adeligem Geblüt wächst am Strande Capri's auf. Aber am Sterbebette ihrer Wärterin wird Cordelia das Geheimniß offenbar, und nach schwerem Ringen und Kämpfen gelingt es ihr, über sich selbst Herr zu werden, und günstige Schicksalsmächte helfen den geschürzten Knoten glücklich lösen, indem sie am Ende Adelsschloß und Fischerhütte durch die Bande doppelter Hochzeit miteinander verknüpfen. In der zweiten Novelle erzählt Else die „Wandlungen ihres jungen Herzens" in eigener Person, und zwar hübsch ausführlich, doch ohne ermüdende Breite.

Aus der Verkennung eines braven und edeln Mannes, dessen rauhe Außenseite sie erst abstößt, entpuppt sich schließlich eine herzliche Neigung. Die Idee erinnert ein wenig an Marlitt, aber die frische, gesunde Art der Darstellung läßt keinen Zug krankhafter Leidenschaft aufkommen. Auch die dritte Erzählung schildert die innern Wandlungen eines Mädchenherzens und zeigt, wie hohe seelische Vorzüge auch hervorstechende äußere Reize zu ersetzen vermögen. Man erkennt, die Verfasserin verbindet mit der Gabe, fesselnd und gemüthvoll zu erzählen, das ernste Bestreben, die Herzen zu läutern und für das Edle zu begeistern.

Benfey-Schuppe, A., „Die Freundinnen und andere Erzählungen für junge Mädchen. Mit zwei Abbildungen in Photogravure" (Regensburg, Nationale Verlagsanstalt. Geb. 4 M.). Es gewinnt fast den Anschein, als habe die Verfasserin den Versuch gemacht, an einer Reihe von Lebensführungen zu zeigen, wie die Frau — gleichviel ob adelig oder gut bürgerlich — ihrem Leben häufig erst den rechten Inhalt verleiht, wenn sie sich auf sich selbst zu stellen weiß, ganz im guten Sinne der Frauenbewegung unserer Tage. So wird Lucinde Directrice eines Blumengeschäfts, Hildegard ein Fräulein Doctor, die beiden Marien bilden sich zu Lehrerinnen aus, Thekla wird Obstgärtnerin, und nur wenige finden als Hausmütterchen ihr Glück. Meist bilden Thaten aufopfernder Menschenliebe den Kern der Erzählungen, die in schlichter, durchaus nicht gewandter, aber von christlich-frommem Hauch beseelter Darstellung zur Nacheiferung anregen. Ganz besonders spricht sich diese Absicht in der letzten größern Erzählung aus, in der die Erzieherin zur Retterin des Familienglückes wird.

Breitner, A., „Diemut" (München, J. Schweizer, Verlag. Geb. 3 M. 60 Pf.). Der Herausgeber des „Scheffel-Gedenkbuches" und der „Scheffel-Bibliothek" versucht sich hier selbst in der Art des Meisters. Die Handlung spielt im Mattiggau im Süden des bayrischen Hochlandes und fällt in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts. Im Mittelpunkte steht Frau Diemut, deren Schicksale und Befehdungen durch den „Schellerer" und seine Amazonen und Metropolitansoldaten bis zur glücklichen Wiederkunft des unter den Fahnen Ludwig's des Bayern kämpfenden Gatten in frischem, mittelalterlich angehauchtem Tone erzählt werden. Daß der Verfasser trotz eifrigen Studiums und trotz der ausgiebigen Benutzung archivbeständbter Urkunden sein Vorbild in der Verwendung archaistischen Aufputzes nicht erreicht, wer wollte deshalb einen Stein auf ihn werfen?

Frenkel, W., „Georg Voigt" (Altenburg, St. Geibel u. Comp. Geb. 3 M. 50 Pf.). Eine Erzählung aus dem 16. Jahrhundert, in deren Mittelpunkte die Gestalt Georg Voigt's steht, des ersten protestantischen Geistlichen der thüringischen Stadt Gera. Die mächtige Bewegung der Reformationszeit spiegelt sich in den hier geschilderten äußern und innern Kämpfen, die schließlich zum Siege des Lutherthums führen, energisch und glaubwürdig wider. Die Persönlichkeiten sind dem geschichtlichen Hintergrunde geschickt angepaßt; aber auch Ton und Sprache des bekannten Volksschriftstellers versuchen es, die Gedanken des Lesers in die Vergangenheit hinüber zu leiten.

Dalmer, H., „Getheilte Lose. Mit zwei Volksbildern von A. Storch. Eine Erzählung für junge Mädchen (Altenburg, St. Geibel u. Comp. Geb. 3 M.). Edith, die junge Brasilianerin, der das Schicksal Aeltern und Reichthum plötzlich entreißt, findet nach einer kurzen Prüfungszeit bei einer bösen englischen Tante eine freundliche Stätte in deutschem Hause, in dem sie ihre Herzensfreundin Ella, ein Glückskind von freundlichem Gemüthe, kennen lernt. Die ausführliche Schilderung dieser Pensionszeit bildet den Kern der fesselnden Backfischgeschichte, deren fröhliches Ende Edith in die Arme ihres Ernesto führt und auch Ella eine glänzende Zukunft in Aussicht stellt.

Mehnert, A., „Die Auswanderer" (Altenburg, St. Geibel u. Comp. Geb. 3 M.). Eine spannende Erzählung, die nicht nur unterhalten, sondern auch belehren will und namentlich der Colonisirung von Südwestafrika Vorschub leisten möchte. Da die großen wissenschaftlichen Werke unserer berühmten Afrikareisenden nur von einem kleinen Bruchtheile der Bevölkerung gelesen werden, und die vorliegende Erzählung sich auf Grund von Briefen eines Ansiedlers aufbaut, so verdient das Büchlein freundliche Empfehlung.

Pajeken, F. J., „J. Campe's Robinson Crusoe. Mit zahlreichen Illustrationen in Farbendruck und Holzschnitt von M. Flashar" (Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut. Geb. 3 M. 50 Pf.). Daß Pajeken einer der geeignetsten Bearbeiter für das Campe-Defoesche Buch ist, das können am ehesten die jungen Leser seiner Erzählungen aus dem wilden Westen bestätigen. Ebenso ist Max Flashar den meisten wenn nicht durch andere künstlerische Leistungen, so doch durch seine Bilder in den „Fliegenden Blättern" als gewandter Textillustrator bekannt.

„Gartenlaube-Kalender" (Leipzig, E. Keil's Nachf. Geb. 1 M.). Der gern gesehene Vorbote des kommenden Jahres bringt neben dem althergebrachten und theilweise unentbehrlichen Rüstzeuge des Kalendariums, der statistischen Notizen und Tabellen, Tarife und Nekrologe als Kern und Lockreiz wieder eine Heimburg'sche Novelle, eine Humoreske von Eva Treu, eine Skizze aus dem Familienleben von Hans Arnold, Gedichte, einen gemeinverständlichen Aufsatz über Blut und Blutbewegung von Arthur Damrow, sowie allerlei hübsche Dinge für's Heim, und zwischen drin das bunte Allerlei belustigender Anekdoten und freundlicher Bilder.

„Trowitzsch's Volkskalender 1897." — „Trowitzsch's Reichskalender 1897" (Berlin, Trowitzsch u. Sohn. Geb. je 1 M.). Der „Volkskalender" feiert im kommenden Jahre sein siebenzigstes Erscheinen und singt sich selbst auf der ersten Seite sein Jubellied. Dies Gedichtchen und ein Verzeichniß der Messen bildet neben dem Titel das einzige unterscheidende

Merkmal der beiden Zwillinge; im übrigen gleichen sie sich aufs Haar. Außer dem üblichen kalendarischen Beiwerke, einem Geschäfts-, Garten- und Jagdkalender füllen geschichtliche, pädagogische und andere wissenschaftliche Aufsätze, Novellen: „Die Nachtigall", „Der Schlangenring" „In seinem Bann" — von Werner und Looschen trefflich illustrirt — Gedichte und Humoristika die Blätter der beider Hausbücher.

Maurer, C. F., „Der Deutsch-Französische Krieg 1870—71. Mit 16 Vollbildern, zahlreichen Textillustrationen und fünf mehrfarbigen Schlachtplänen" (Leipzig, G. Fock. Geb. 3 M.). Wir wollen nicht unterlassen, auch in diesem Jahre auf das prächtige Buch hinzuweisen: es gehört zu denen, die sich durch begeisterte Schilderung und kernige Sprache ganz besonders dazu eignen, die Erinnerung an die große Zeit in den Herzen der Jugend wach zu erhalten. Bei einer dritten Auflage dürfte es an der Zeit sein, einige ungenügenden Abbildungen durch bessere zu ersetzen oder ganz zu beseitigen.

Tanera, C., „Das Kismet Kurt Röder's. Illustrirt von M. Rabes. Mit Karte" (München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchh. Geb. 7 M.). Der Verfasser, der sich nicht nur als Militär, sondern auch als Jugendschriftsteller hervorgethan hat, will in seinem neuesten Buche, wie schon in seinem „Araberfritz", Unterhaltung und Belehrung vereinigen und die Jugend an der Hand einer fesselnden Erzählung mit den fremden Ländern, die er selbst wiederholt bereist hat, und mit der Eigenart ihrer Bewohner genauer vertraut machen. Diesmal läßt er einen jungen münchener Maler seinen Gönner nach Aegypten, Palästina und Syrien begleiten. Aber nicht nur die reizvollen Landschaften und die ehrwürdigen Bauten des nildurchströmten Wunderlandes erwarten die Reisenden; auch unheimliche, gefahrvolle Abenteuer bedrohen Leben und Habe und erfüllen den jungen Leser mit banger Sorge um ihren Helden; aber am Ende sehen sie ihn furchtlos und treu aus allen Kämpfen hervorgehen und als „Kismet" die Tochter seines von den Arabern getödteten Wohlthäters heimführen.

Köppen, F. von, „Wilhelm der Große. Ein vaterländisches Heldengedicht. Mit 48 Originalillustrationen von H. Lüders. Zweite Ausgabe" (Leipzig, Abel u. Müller. Geb. 4 M.). Fedor von Köppen, Geschichtschreiber und Dichter in einer Person, bringt dem Kriegshelden und Friedensfürsten zum hundertjährigem Wiegenfeste in fünfzig Gesängen das hohe Lied seines thatenreichen Lebens dar. In Nibelungenstrophen und Alexandrinern, in reimlosen Jamben und sangbaren Weisen, je nachdem der Stoff die Stimmung fordert, besingt er die Schicksale und Thaten seines geliebten Kaisers von den Tagen von Schwedt und Tilsit bis zum letzten Athemzuge. Die Durchführung des Planes, ein Heldengedicht von solchem Umfange zu schaffen, war sicher nicht leicht; an mancher Stelle zeigte sich der Stoff allzu spröde und knorrig, sodaß an eine Einheit der Form nicht zu denken war. Um so mehr werden in patriotischen Herzen die Strophen kräftigen Widerhall finden, in deren schwungvollen Rhythmen sich der Inhalt ungezwungen widerspiegelt.

May, K., „Gesammelte Reiseromane. Band I—III" (Freiburg i. Br., F. Fehsenfeld. Geb. je 4 M.). Die Reisen „Durchs wilde Kurdistan", „Von Bagdad nach Stambul" und „Durch die Wüste" liegen in dritter, resp. vierter Auflage vor. Band III enthält das Bildniß des beliebten Jugendschriftstellers.

Hancke, „Perlen der Bühne. Mit zahlreichen Abbildungen" (Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut. Geb. 4 M.). Die Werke der Klassiker, seien es nun Romane oder Bühnenstücke, für die Jugend zu bearbeiten, ist von bewährten Pädagogen schon des öftern als eine gesunde Idee bezeichnet worden. In der vorliegenden Sammlung haben außer den Classikern der Literatur auch noch geeignete Operntexte den Erzählungsstoff geliefert, sodaß neben „Wilhelm Tell", „Götz von Berlichingen", „Nathan dem Weisen" und „König Lear" auch der „Freischütz", „Fidelio", „Zar und Zimmermann" und „Der Wasserträger" zu den jungen Lesern sprechen.

„Deutsches Knabenbuch. Zehnter Jahrgang"; „Deutsches Mädchenbuch. Vierter Jahrgang" (Stuttgart, K. Thienemann. Geb. je 6 M. 50 Pf.) Was früher „Das Buch der Jugend" in sich vereinigte, erscheint jetzt in zwei getrennten Jahrbüchern auf dem Weihnachtstische. Die Ausstattung ist in beiden dieselbe vornehme und geschmackvolle, sowol was Druck als Bilderschmuck anbelangt. Das „Knabenbuch" enthält Erzählungen mit abwechselndem Schauplatze, zu Lande und zur See, Geographisches, Kultur- und Weltgeschichtliches, Physikalisches, Handfertigkeiten, Sport und Spiele im Freien und im Zimmer, sowie all den kleinen Zeitvertreib, der die Winterabende freundlich kürzt. — Aehnliches gilt von dem „Mädchenbuche". Außer fesselnden Erzählungen spenden Kunstgeschichte (Adolf Menzel, Oskar Pletsch), Reisebilder (Vesuv und Pozzuoli), Anleitung zu allerlei Handarbeiten und Kunstfertigkeiten eine Fülle von gediegener Anregung. Ein besonderes Verdienst um die Jugend hat sich der Thienemann'sche Verlag durch die Herausgabe trefflicher Bearbeitungen geeigneter classischer Romane und Erzählungen erworben:

Cooper, J. F., „Conanchet der Indianerhäuptling. Bearbeitet von F. Hoffmann. Siebente Auflage. Mit 35 Textillustrationen und 6 Farbendruckbildern" (Geb. 4 M. 50 Pf.).

Ferry, G., „Der Waldläufer. Bearbeitet von F. J. Pajeken. Mit Farbenbildern" (Geh. 3 M.).

Swift, J., „Gulliver's Reisen. Bearbeitet von F. Hoffmann. Zehnte Auflage. Mit 35 Textillustrationen und 8 Farbendruckbildern" (Geb. 4 M. 50 Pf.).

Dickens, Ch., „David Coppenfield's Jugendjahre. Bearbeitet von P. Moritz. Mit 4 Farbendruckbildern" (Geb. 2 M.).

Sealsfield, Ch., „Tokeah oder die weiße Rose. Bearbeitet von P. Moritz. Mit 4 Farbendruckbildern" (Geb. 3 M.).

Cervantes de Saavedra, „Don Quichotte de la Mancha. Bearbeitet von F. Hoffmann. Sechste Auflage. Mit 35 Textillustrationen und 6 Farbendruckbildern" (Geb. 4 M. 50 Pf.).

Auch die „Jugend-Gartenlaube. Band VIII" (Nürnberg, Verlag der Kindergartenlaube. Geb. 2 M. 50 Pf.) gehört zu den vielgelesenen Jugendschriften. In der That läßt sie an Reichhaltigkeit nichts zu wünschen übrig: zu einer großen Anzahl von Gedichten, Fabeln und Parabeln, Märchen und Sagen, Erzählungen und Geschichten aller Art gesellt sich eine Fülle von Belehrendem aus Geschichte, Industrie, Natur- und Länderkunde, sowie eine Menge unterhaltender Kleinigkeiten. Nur die Bilder zeugen von schlechtem Geschmacke; die wenigsten genügen auch nur bescheidenen Ansprüchen; die meisten sind total verzeichnet und von grellster Farbengebung, oder sie gleichen süßlichen Attrapenbildern. In der „Jugend-Gartenlaube" erschien auch die preisgekrönte Erzählung „Hindurch zum Ziel" von H. Brandstädter. Von demselben Verfasser rührt her die Schrift: „Das Rechte thu' in allen Dingen! Eine Erzählung für die Jugend und deren Freunde. Mit Titelbild von F. Schmidt" (Düsseldorf, A. Bagel. Geb. 3 M.). Der Verfasser von „Erichs Ferien" legt für unsere Knaben eine neue Gabe auf den Weihnachtstisch, die wir Aeltern und Erzieherin aufs wärmste empfehlen. Die Erzählung fesselt, rührt und spornt ungesucht zur Nacheiferung an, ohne sich des Humors gänzlich zu entschlagen. Der prächtige Stoff, der warmherzige Ton und die frische Begeisterung, sowie die mustergültige, ungekünstelte Sprache wirken im edelsten Sinne erzieherisch.

Victor, P., „Kindergeschichten" (Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. Geb. 3 M.). Die „Kindergeschichten" sind Stimmungsbilder aus dem Kinderleben, die leichtere und tiefere Regungen der Kinderseele widerspiegeln. Einzelne erinnern an „Cuore" von Edmondo de Amicis, wie „Das Weihnachtsgesgeschenk", „Eine fatale Geschichte", „Papa's Geige", „Hungerlöwe", „Piccolomini", andere an Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, wie „Nur noch eine Seite!" und „Der Brief an den lieben Gott", oder an Baumbach's Sommermärchen, wie „Nothhelfer" und „Der Elfenreigen". Daß sich das Buch mehr an Erwachsene als an Kinder wendet, lehren außer andern schon „Dolf's Heldenthaten". Das beste und menschlich innigste dieser Art ist noch immer in Reichenau's „Aus unsern vier Wänden" zu finden, das freilich nur das Neckische, Gemüthvolle und Heitere hervorkehrt und nie wie Victor in „Mieze" an die Tragik des Lebens rührt.

Gruner, C. von, „Märchen für Jung und Alt" (Basel, G. L. Kattentidt. Geb. 2 M. 50 Pf.). Aus den „Märchen" strömt Waldes- und Weihnachtsduft; es sind romantische Märchen von Erd- und Blumengeistern, von mächtigen Zauberern, die irdisches Leid und Sehnen lindern und menschliche Schwäche tilgen; oder Märchenromane, die die Liebe über das Grab hinaus verherrlichen und jung und alt in ihren Zauber zu bannen wissen: kurz, wie hübsch wäre das Buch — wenn die schlimmen Bilder nicht die holde Täuschung so grausam vernichteten!

Andreae, K., „Aus vergangenen Zeiten" (Berlin, Rosenbaum u. Hart. Geb. 4 M.). Schon die Ueberschriften der Sagen erinnern an vergangene Zeiten. Wenn wir nicht irren, war es in den zwanziger Jahren Sitte, Bücher und Erzählungen mit Blumennamen zu taufen. Noch Mises huldigte mit schlecht verstellter Ironie dem zarten Brauche und benannte eine Sammlung kleiner Aufsätze mit dem duftenden Namen „Stapelia mixta". In Andreae's Buche deuten die Blumennamen meist schon den Stoff oder Ursprung der Sagen an. Auswahl und Diction verrathen, daß zarte Hände hier im Spiele sind: „Kamelia" ist ein zarter Mythus von der Rose ohne Dornen, mit dem Goethe Ottilien erfreut, in „Reseda" ist die Sage vom Schatz des Rampsinit verflochten; „Himmelschlüsselchen" erzählt, wie es Moses Mendelssohn zu seiner Frau verholfen; „Die Zweige des Judasbaumes", dessen rothe Blüten sich überall in Italien finden, gestehen uns, daß sie aus Florenz verschwanden, seit sie den Scheiterhaufen Savonarola's schmücken halfen, und dem „Fieberbaum" der Campagna entwächst eine rührende Sage von der Liebe eines Mönches. Man erkennt: die Märchen reden zur reifern Jugend, nicht zu Kindern. Der Bilderschmuck entspricht dem zartsinnigen Inhalt: L. Engel, E. Klimsch, Frau Begas-Parmentier und F. Skarbina sind Namen, die keines weitern Hinweises bedürfen.

Gumpert, T. von, „Töchter-Album. 42. Band" (Glogau, C. Flemming. Geb. 7 M. 75 Pf.). Die betagte Jugendschriftstellerin hat stets redlich für Kopf und Herz ihrer jugendlichen Freundinnen gesorgt und gesammelt, und wenn auch Wort und Bild fast immer das gleiche Genre boten und dadurch auf die Dauer etwas trocken und hausbacken anmutheten: Segen hat ihr Lebenswerk mannichfach gestiftet. Das hat auch unsere Kaiserin im Namen vieler durch die Verleihung eines Ordens, der silbernen Verdienstbrosche, zum öffentlichen Ausdruck gebracht. Den neuen Jahrgang hat Thekla von Gumpert ihrer hohen Gönnerin gewidmet und durch besondere Reichhaltigkeit ausgezeichnet. Neben gemüthvollen Erzählungen („Zu spät" und „Geheilt" von M. Eitner, „Die Kruste ums Herz" von F. Birndt, „Die Schule der Liebe" von E. Maul, „Doctor Ehlers und seine Patientin" von M. Petzel, „Gefunden" von G. Herzog, „Die wilde Hummel" von E. Bake, „Die Schule des Lebens" von M. von Dequede u. a.) findet sich ein ganzer Cyklus von Lebensführungen junger Pensionsfreundinnen aus der Feder der Herausgeberin, die hier die Tendenz durchblicken läßt, daß für junge Mädchen nur Erzieherinnen, nicht aber Erzieher taugen. Außerdem sorgen geschichtliche, geographische und naturkundliche Charakterbilder und Studien, Sagen, Gedichte und Räthsel für Abwechselung. Die Illustration ist die bekannte geblieben; von

den bunten Bildern befriedigen nur wenige, z. B. das von W. Claudius, künstlerische Ansprüche.

Gumpert, T. von, „Herzblättchens Zeitvertreib" (Glogau, C. Flemming. Geb. 6 M.). Das Buch ist noch immer ein Liebling unserer Sechs- bis Zehnjährigen. Auch diesmal bringt es viele freundliche Geschichten zum Lesen und Vorlesen, Räthselspiele, Beschäftigungstafeln und farbenprächtige Aquarelle, wie sie sich für das Kindesalter eignen. In demselben Verlage erscheinen von der Sammlung vaterländischer Jugendschriften (je 1 M.):

Grundmann, F., „Hieronymus Rhode. Mit 4 Illustrationen". Eine Erzählung aus der Geschichte des Preußenlandes: vom Großen Kurfürsten und dem unbeugsamen Schöppenmeister und kernfesten Bürger von Königsberg.

Würdig, L., „König Friedrich Wilhelm I. und Kronprinz Friedrich. Mit 4 Illustrationen". Eine treffliche Schilderung der Jugendzeit Friedrich's des Großen bis zu seiner Thronbesteigung.

Soldau, F., „Heinrich der Eiserne und sein Sohn Otto der Schütz. Mit 4 Illustrationen". Eine Geschichte — nach hessischen Chroniken erzählt —, die wie die vorgenannten auch Erwachsenen freundliche Unterhaltung bieten.

Ernst Lehmann.

Neue Novellen und Romane.

1. Novellenbibliothek der Illustrirten Zeitung. Band 19. Leipzig, J. J. Weber. 1896. 8. 2 M.
2. Ein wackerer Normanne. Von Edna Lyall. Deutsch von E. von Feilitzsch. Leipzig, Georg Wigand. 1896. 8. 4 M.
3. Villa Falconieri. Die Geschichte einer Leidenschaft. Von Richard Voß. Zwei Bände. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 13. Jahrgang. Band 1 und 2.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1896. 8. 1 M.
4. Elli's Ehe. Von Juhani Aho. Ins Deutsche übertragen von Ernst Brausewetter. Berlin, Schuster u. Loeffler. 1896. 8. 3 M. 50 Pf.
5. Das Kind. Der Roman eines Studenten. Von Karl Rosner. Berlin, Schuster u. Loeffler. 1896. 8. 2 M. 50 Pf.

Mannichfach ist Art und Wesen der erzählenden Werke, die ich heute zu besprechen habe; man wäre versucht zu glauben, ihre Verfasser müßten verschiedenen Zeiten angehören. Bunt und mannichfaltig nach den behandelten Stoffen und fast noch mehr nach dem innern Werthe der einzelnen Beiträge zeigt sich auch der vorliegende Band der Novellenbibliothek (Nr. 1); nur ein negatives gemeinsames Kennzeichen haben alle diese kleinen Geschichten: jedenfalls weil sie vorwiegend für deutsche Frauen und für die deutsche Familie bestimmt sind, trägt keine von ihnen einen ausgesprochen naturalistischen, modernen Zug an sich; derartige Elemente finden sich nur gelegentlich in starker Verdünnung. Im übrigen stehen Nichtigkeiten, wie die sehr wenig verheißungsvolle Eingangsgeschichte „Die Totenmarke", die auch abgesehen von einer starken psychologischen Unwahrscheinlichkeit in keiner Weise über das Niveau einer Durchschnittserzählung für die reifere Jugend hinausreicht, neben Beiträgen, die jedenfalls ein höheres Streben verrathen, wie den italienisch gefärbten Geschichten „Kain", „Der Regenpfeifer" und „Liebe um Liebe"; sociale Fragen werden behandelt in den Novellen „'s Oberstübl" und „Eine Stellung", wovon die erste an Hedenstjerna gemahnt; auch die kleine Novelle „Das weiße Kleid" kann man hierher rechnen. Als geschickt erzählte, wenn auch reichlich unwahrscheinliche Humoreske erscheint „Ein konstantinopolitanisches Abenteuer"; einen recht erfreulichen, wenn auch nicht bedeutenden Eindruck hinterläßt „Der Brautfächer". Am höchsten aber stehen einige Geschichten, die uns in das innerste Wesen einzelner Personen Einblick gewähren. Dahin rechne ich Rolin's Erzählung „Der Geschworene", Frieda Schanz' einfach schönen Beitrag „Der Jugendfreund" und Max Langenberg's an die besten Muster dieser Gattung — sagen wir an Storm's Novellen — heranreichende Skizze „Timpe Tampe", ein gerade durch seine schlichte Einfachheit doppelt ergreifendes Bild aus dem Leben eines einsamen Junggesellen mit goldenem Herzen, mit wärmster Liebe zur Musik und zu den Kindern, nach meinem Gefühl das Schönste, was der Band überhaupt bringt.

Ein einheitlicher Gesammteindruck kann durch eine Sammlung wie die eben besprochene natürlich nicht erweckt werden; auch sind die einzelnen Geschichten zu kurz, als daß sie ein tieferes Problem zu erschöpfen vermöchten. Insofern ist ein wirklicher Roman wie Edna Lyall's „Wackerer Normanne" (Nr. 2) immer im Vortheil und die Erwartung, mit der man an ein neues Buch dieser begabten Schriftstellerin herangeht, daß sie einem etwas zu sagen haben werde, erweist sich ja auch nicht als Täuschung; selbst mit dem etwas kindlich anmuthenden Titel versöhnt man sich, sobald man die Erklärung dafür gefunden und eingesehen hat, daß er nicht das ganze Wesen des Helden, des jungen Norwegers Frithjof Falk, bezeichnen soll. Aber verglichen mit „Donovan" und „Raeburn's Tochter", die ich mit so großer Freude besprochen habe, erscheint dieser Roman doch nur als eine Nebenarbeit. Wol verleugnet sich auch hier nicht die nachdenkliche, schön empfindende, vor allem religiös angeregte Art Edna Lyall's; aber nach meinem Gefühl hat sie es diesmal nicht vermocht, einen Grundgedanken mit der gleichen Sicherheit und Entschiedenheit wie in jenen Werken zum Leitstern zu nehmen. Die Hauptpersonen erregen auch hier wieder unser lebhaftes Interesse; auch sind sie mehr als bloße Nachbildungen früherer Gestalten; aber sie erinnern doch in höherm

Grade, als man wünschen möchte, an diese. Gewiß ist auch hier die Emporführung des Helden von einem religiös gleichgültigen Standpunkte zu einem nicht dogmatisch gefärbten, aber um so innigern Gottes- und Unsterblichkeitsglauben ein wichtiges Moment seiner ganzen Entwickelung, aber eben doch nur eins unter mehrern, und diese mehrern stehen untereinander in keiner so engen Beziehung, daß man einen wirklich einheitlichen Eindruck bekäme. Wie lieb der Verfasserin selbst die Hauptpersonen der beiden erwähnten frühern Romane geworden sind, zeigt sie auch jetzt wieder dadurch, daß sie einige von ihnen, namentlich den edlen Geistlichen Charles Osmond, bedeutsam auf das Schicksal der Personen, die uns diesmal vorgeführt werden, einwirken läßt. Das wirklich Neue, was uns geboten wird, beschränkt sich eigentlich darauf, daß Frithjof und seine Schwester Sigrid von ausgeprägt norwegischer Eigenart sind, und daß ihr allmähliches Sicheinleben in England mit reizvollen und lebenswahren Zügen vor Augen geführt wird, sowie auf die schöne tiefempfundene Schilderung der Eigenart norwegischer Landschaft. Im übrigen aber ist ein merkliches Herabsinken von der vorher erreichten Höhe zu constatiren, und vielleicht darum macht sich eine Neigung zu moralisirenden Betrachtungen weit störender als früher bemerkbar. Immerhin steht auch „Ein wackerer Normanne" noch hoch über dem Durchschnitt der Erzählungsliteratur, eine ganze Reihe von Stellen sind von hoher Schönheit, und nur wenn man die Vergleichungspunkte so wählt, wie es die Verfasserin selbst nahe gelegt hat, kommt man zu einem weniger günstigen Urtheil. Möge mir Edna Lyall darob nicht zürnen. Sie kann viel leisten und deshalb darf viel von ihr gefordert werden.

Athmet man in diesem englischen Roman reine Luft, fühlt man, daß er das Werk einer gesunden und frischen Natur ist, so braucht man in „Villa Falconieri" (Nr. 3) nicht weit hineinzulesen, um sich zu sagen: nur ein Mann von überreizter Phantasie, von gewiß starkem, aber ungesundem und deshalb unerfreulichem Talent kann solch ein Werk schreiben; der ganze Richard Voß spricht daraus. Hier treten die gesund und natürlich empfindenden Menschen durchaus zurück gegenüber den krankhaften jeder Art. Krankhaft ist schon die Einsamkeitsschwärmerei des gräflichen Dichters Cola Campana, dem der Verfasser, obgleich er sich der Form nach scharf von ihm unterscheidet, wol manche Züge des eigenen Wesens gegeben hat; krankhaft ist es, daß der Held die tief unglückliche, aber auch wirklich sympathische Maria an seine Liebe glauben läßt aus bloßem Mitleid, um sie retten zu können; eine völlig krankhafte Natur ist ferner, wie sie sehr wohl weiß, des Grafen „irdische Liebe", die „grande mondaine" Viviane, ein aus lauter Widersprüchen zusammengesetztes Wesen; krankhaft erscheint vor allem ihr Spielen mit der „großen Leidenschaft", das damit endet, daß sie sich ihrem verächtlichen Gemahl vorübergehend wieder an den Hals wirft und dadurch den Geliebten der Verzweiflung und schließlich dem Wahnsinn in die Arme treibt. Daß dieser so endet, ist freilich zugleich auch eine Folge seiner Krankhaftigkeit; bei einer gesunden Natur wäre nach diesen Erfahrungen aus dem Mitleid für Maria, zumal da sie ein so holdseliges Wesen ist, die Liebe emporgekeimt. So aber erhalten wir als Abschluß des Ganzen — nur eine Art Epilog folgt noch — Aufzeichnungen eines an ziemlich rasch fortschreitender Gehirnerweichung Leidenden. Diese haben gewiß etwas Ergreifendes; nur ein großes dichterisches Talent konnte sie schreiben, aber sie sind zugleich in hohem Grade peinigend. Krankhaft ist es, daß der Eindruck erweckt wird, als ob Liebesglück nur außerhalb der Ehe vorkäme. Krankhaft wirkt auch, obwol sie der Wirklichkeit nachgezeichnet sein mag, die „ewig müde" Künstlerin Assunta Neri, die nur Personen zu spielen vermag, die sie völlig zu erleben im Stande ist. Der Roman führt uns in die römische Campagna; wiederholt hören wir vom Wehen des Scirocco, und wahrlich, eine Sciroccoluft lagert über dem Ganzen, alles gesunde Leben ertödtend. Auch die der Poesie so gefährliche Leugnung der Willensfreiheit spielt eine Rolle: Viviane wird entschuldigt als „in ihre Natur eingemauert". Leidenschaftlichste Liebe zwischen Mann und Weib, aber fast ausschließlich in einer Gestalt, die Vernichtung oder mindestens schwerstes Leid bringt, die das sittliche Urtheil unheilvoll verwirrt, ist die Seele des Ganzen. Auch ein mystisches Element läßt Voß gleich so vielen „modernen" Dichtern schließlich noch seltsam hineinspielen. Unleugbar hat sein Buch an vielen Stellen etwas geheimnißvoll Ergreifendes; manche psychologische Entwickelungen sind von feinster Kunst; die landschaftlichen Schilderungen darf man wahre Prachtstücke nennen, wenn auch vielleicht in ihnen ein starker Zusatz romantischer Subjectivität ist — ein sicheres Urtheil über diesen Punkt kann nur der Kenner der Campagna haben. Als äußere Einkleidung des Ganzen hat Voß eine Reihe von Briefen gewählt, die von einigen der Hauptpersonen theilweise an den Dichter selbst und seine Familie (dabei läuft gelegentlich eine Geschmacklosigkeit unter), theilweise an eine Freundin Vivianens geschrieben werden. Der aufgeregte nervöse Stil wird wenigstens an einer Stelle so gut wie unverständlich. Als Probe davon mögen wenigstens einige bezeichnende Zeilen aus einem Briefe Vivianens nach ihrem Bruch mit dem Helden noch hier stehen:

> Ueberhaupt — überhaupt bin ich jetzt recht abgeblaßt. Ich höre auf, ein Individuum zu sein, und werde allmählich ein Typus — was sehr bequem ist, versichere ich dich! Die Erfindung einer neuen Toilette, die Sensation macht, eines neuen Parfums, das Sensation macht, einer neuen Modeblume, die Sensation macht . . . . Dazwischen die Lektüre eines französischen Romans, der Sensation gemacht hat, die Entdeckung einer exotischen Schönheit, eines jungen Künstlers oder Musikers, der Sensation machen dürfte — das ist jetzt so mein Leben. Das ist jetzt mein Leben heute morgen, übermorgen.
>
> Es gefällt mir recht gut.
>
> Das wird mein Leben sein bis zu meinem letzten Tage.
>
> Auch das macht mir nichts.

Sehr verschieden von Richard Voß wirkt der Finne Juhani Aho. Ueber seinem Roman „Elli's Ehe“ (Nr. 4) lagert von Anfang bis zu Ende eine melancholische Stimmung, die den Leser immer entschiedener gefangen nimmt. Er behandelt das alte Thema von der Ehe einer bedeutenden Frau mit einem gutmüthigen, aber durchaus unbedeutenden Dutzendmenschen, diesmal einem Pastor am einsamen Meeresstrande. Sie hat ihn auf Zureden der Mutter geheirathet, um versorgt zu sein. Der Mann, dem heimlich ihre Liebe gehört, ist nur einmal in ihren Gesichtskreis getreten; es scheint ausgeschlossen, daß sie ihn je wieder sehen werde, zumal er kaum wissen kann, was sie vom ersten Moment an für ihn empfand. So lebt sie — auch Kinder sind ihr versagt geblieben — dumpf, unbefriedigt und gelangweilt dahin; ihre geistigen Gaben schlummern; ihre Empfindungen scheinen erstorben. Aber der heimlich Geliebte ist ein Jugendfreund ihres Gatten. Den weitgereisten, lebenserfahrenen Mann ergreift plötzlich das Verlangen, in der dörflichen Einsamkeit ruhig und still eine größere literarische Arbeit zu Ende zu führen: er meldet sich an. Elli hat seinem Kommen mit bangem Hoffen entgegengesehen und zeigt sich anfangs scheu. Aber nicht lange vermag sie dem Zauber von Kalm's Wesen zu widerstehen, und da ihr Mann mehrmals wochenlang dienstlich abwesend ist und keine Ahnung hat von dem, was sich vorbereitet, so ergreift die Liebe zu jenem immer unbeschränkter von ihrem Herzen Besitz; sie versteht gar nicht mehr, wie sie ihr früheres inhaltsloses Leben hat ertragen können; sie redet sich zunächst ein, daß ihre Liebe zu Kalm nur Freundschaft sei; jedenfalls will sie sie nie über die Schranken, die einer solchen gesteckt sind, hinauswachsen lassen. Aber Kalm ist damit nicht zufrieden, und als sie sich einmal zu Küssen und Umarmungen hat hinreißen lassen, da drängt er weiter. Die plumpen Zärtlichkeiten ihres Mannes gegen die Geliebte machen ihn fast rasend. Aber er ist keine tiefe Natur. Im Grunde ein großer Egoist, beschließt er endlich, da er daran verzweifelt, Elli ganz zu gewinnen, abzureisen, und führt diesen Beschluß durch, eben als sie, ohne daß er es ahnt, innerlich so weit gekommen ist, daß sie auch zum wirklichen Ehebruch bereit gewesen wäre. Sie bleibt in dumpfer Verzweiflung zurück — ob sie weiter zu leben vermögen wird, darüber wird nichts gesagt. Die Uebersetzung ist nicht schlecht, macht aber bisweilen den Eindruck mangelnder Feinheit.

Ist schon Juhani Aho durchaus modern, so wollte Karl Rosner das offenbar recht ausdrücklich durch die ganze Art seines neuen Werkes (Nr. 5) documentiren. Die Feinheit, die dem Finnen eignet, verschmäht er — vielleicht weil sie ihm versagt ist. Zuzugeben ist allerdings, daß, wenn man die Voraussetzung des Ganzen die Verführung eines jungen Mädchen durch einen Studenten, der bei ihrer Mutter zur Miethe wohnt, und deren Begründung gelten läßt, die weitere Entwickelung zwar peinigend wirkt, aber in den Grundzügen durchaus den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit entspricht, ja auch manche feine Einzelzüge aufweist. Der Held schwankt zwischen dem blasirten Gedanken, daß seine Schuld sehr verzeihlich sei, daß er sie jedenfalls durch Geldopfer wieder gut machen könne, daß die Leute, an denen er gesündigt hat, tief unter ihm ständen, und der dumpfen Empfindung schweren Frevels. Schließlich wird er durch eine schwere Krankheit seines Kindes zum Bewußtsein seiner Pflicht gebracht und heirathet jenes Mädchen, um dann, nachdem das Kind zwei Jahre darauf gestorben ist, in einem einsamen Landstädtchen unbefriedigt zu verbauern. Solche Dinge, wie sie Rosner uns vorführt, passiren gewiß, nur bin ich altmodisch genug, sie nicht für geeignete Gegenstände der Kunst zu erklären. Und jedenfalls hatte der Verfasser kein Recht, seinen „Helden“ gewissermaßen als den um einer niedriger stehenden Frau willen Verkommenden dem Mitleid des Lesers zu empfehlen. Dieser „Held“ hat gar nichts Höheres an sich, und wäre er in München Arzt geworden, er wäre auch da ein ganz gewöhnlicher Mensch geblieben. Seine Frau mag an äußerer Bildung unter ihm stehen, an sittlichem Charakter und Feinheit der Empfindung überragt sie ihn durchaus. Es war also keinerlei Anlaß zu dem prätentiösen Umschlagbild; auch einem ähnlichen zu „Elli's Ehe“ vermag ich nicht den mindesten Geschmack abzugewinnen.

Edmund Lange.

Feuilleton.

Alle, die handschriftliche Gedenkblätter vom Hofprediger D. Frommel besitzen, werden freundlichst gebeten, sie zwecks ihrer Verwerthung zu einem Lebensbilde, welches die Familie vom Verewigten zu entwerfen gedenkt, Herrn Regierungs-Rath Dr. Frommel, Charlottenburg, Carmerstraße 11, in Urschrift oder Abschrift anzuvertrauen.

— Auf die hübsche und originelle Idee Karl Henckell's, eine Auswahl der besten Lyrik auf fliegenden Blättern, von denen je eins einem Dichter gewidmet ist, zu bringen, haben wir unsere Leser schon öfters aufmerksam gemacht. Jetzt ist der erste Jahrgang vollendet; er enthält vierundzwanzig Blätter und Dichter, darunter die ersten und besten Namen. Der Preis des Jahrgangs in geschmackvoller Decke beträgt 2 M. 25 Pf. (Zürich, Karl Henckell u. Comp.)

— Von „Hannele's Himmelfahrt“, von Gerhart Hauptmann, welches Drama wir früher eingehend besprochen haben, ist neben der großen illustrirten jetzt auch eine billigere Ausgabe (Preis 2 M.) im Verlage von S. Fischer in Berlin erschienen.

— Von Marie von Ebner-Eschenbach's Werken sind die Erzählungen „Eine Spätgeborene“, „Chlodwig“, „Die erste Beichte u. s. w.“ und „Ein kleiner Roman“ soeben in dritter Auflage (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger) erschienen.

— Der im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau von Rudolf von Gottschall herausgegebene „Blütenkranz neuer deutscher Dichtung" erfreut sich infolge der feinsinnigen und geschmackvollen Auswahl des Herausgebers der Gunst des Publikums, daß jetzt die zwölfte Auflage (Preis Geb. 3 M.) hat erscheinen können. In seinem hübschen Gewande eignet sich das Büchlein auch äußerlich sehr zum Geschenk.

— Von der stattlichen neuen Ausgabe der „Studien von Adalbert Stifter", von der wir in unserm neulichen Aufsatze über diesen Dichter schon gesprochen haben, ist nun auch der dritte und letzte Band („Studien von Adalbert Stifter. Mit Illustrationen von Franz Hein und Fr. Kallmorgen. Dritter Band" [Leipzig, Amelang's Verlag, 1896]) erschienen, der sich den beiden vorhergehenden würdig an die Seite stellt.

Bibliographie.

Aagard, G., Mein Sonnenstrahl. Erzählung. Leipzig, E. Ungleich. 8. 2 M. 20 Pf.

Allmers, H., Römische Schlendertage. Neunte Auflage. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz). Gr. 8. 6 M.

Bauch, H., Tälsches Vulk. Schnoken in schlesischer Mundart. Breslau, Franz Goerlich. 8. 1 M. 50 Pf.

Bennecke, Chr., Tilvaerelsens Hemmelighed. En Studie. Christiania, Alb. Cammermeyer's Verlag. Gr. 8. 5 Kron.

Bibus, Ottilie, X-Strahlen. Gedichte. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8.

Blomberg, A. v., Dornröschen. Roman. Leipzig, E. Ungleich. Gr. 8. 3 M.

Bock, A., Aus einer kleinen Universitätsstadt. Erstes Bändchen. Gießen, Emil Roth. 8. 1 M. 50 Pf.

Böhlau, Helene (Frau al Raschid Bey), Das Recht der Mutter. Roman. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 6 M.

Börsch, J., Das Kreuz am Wege. Trauerspiel. Bonn, P. Hanstein's Verlag. 8. 1 M.

Brockmann, Auguste, In stillen Stunden. Gedichte. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. Geb. 1 M. 60 Pf.

Cohn, L., Philonis Alexandrini Opera quae supersunt. Band I. Berlin, Georg Reimer. 8. 1 M. 60 Pf.

Daheim-Kalender. 1897. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. Geb. 1 M. 50 Pf.

Davidsohn, R., Forschungen zur ältern Geschichte von Florenz. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. Gr. 8. 5 M.

— — Geschichte von Florenz. Erster Band: Aeltere Geschichte. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. Gr. 8. 18 M.

Der ewige, allgegenwärtige und allvollkommene Stoff. Drei Bände. Von einem freien Wandersmann. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 19 M. 50 Pf.

Die Königin Luise in funfzig Bildern für Jung und Alt. Von C. Röchling, R. Knötel und W. Friedrich. Berlin, Paul Kittel. Querfolio. Geb. 3 M.

Diels, H., Anonymus Londinensis. Berlin, Georg Reimer. Gr. 8. 3 M.

Eckberg, C., Feuerfest. Humoristischer Roman. Jena, Hermann Costenoble. Gr. 8. 4 M.

Elster, O., Erloschene Sterne. Roman. Mannheim, J. Bensheimer, Verlag. 8. 4 M.

Ernst, A. W., Empor. Gedichte. Hamburg, Conrad Kloß. Gr. 8. 2 M.

Eynatten, Carola v., Die Armins-Brüder. Erzählung für die reifere Jugend. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt (früher G. J. Manz). Gr. 8. 3 M.

Fontane, Th., Die Poggenpuhls. Roman. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 2 M.

Grimm, H., Beiträge zur deutschen Culturgeschichte. Berlin, Wilhelm Hertz. Gr. 8. 7 M.

Heiberg, H., Ein doppeltes Ich. Roman. Zwei Bände. Berlin, Otto Janke. 8. 9 M.

Hermann, E. C., Ein Interview Goethe's im Jahre 1896. Erlangen, Fr. Junge. 8. 1 M.

Hermann, G., Spielkinder. Roman. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 3 M.

Jüngst, A., Reginald von Reinhardsbrunn. Eine Thüringer Waldgeschichte. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 8. 3 M.

Kretzer, M., Das Gesicht Christi. Roman. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 3 M. 50 Pf.

Kronecker, F., Von Javas Feuerbergen. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz). 4. 2 M.

Lettow-Vorbeck, O. v., Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland. Erster Band. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. Gr. 8. 8 M. 50 Pf.

Limes, der Obergermanisch-Raetische des Römerreiches. Lieferung 4. Heidelberg, Otto Petters. Folio. 3 M. 60 Pf.

Lindau, R., Türkische Geschichten. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 6 M.

Matthes, A., Das Urbild Christi. Berlin, S. Calvary u. Comp. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Milde, Natalie v., Goethe und Schiller und die Frauenfrage. Hamburg, Hermann Seippel. Gr. 8. 60 Pf.

— — Ist die Frauenbewegung natürlich? Hamburg, Hermann Seippel. Gr. 8. 50 Pf.

Mirbach, Margareta, Im Kampfe um die Ehre. Erzählung. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt (früher G. J. Manz). Gr. 8. 3 M.

Mohr, L., Eddergold. Sagenschatz aus dem Lande der Hessen. In Commission bei K. Victor, Hofbuchh., Kassel. 8. 2 M.

Moltke's militärische Correspondenz. Aus den Dienstschriften des Krieges 1870—71. Zweite Abtheilung. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. Gr. 8. 5 M.

Oertel, G., Wahrer Adel. Roman. Leipzig, E. Ungleich. Gr. 8. 3 M.

Ompteda, G. Freiherr v., Sylvester von Geyer, ein Menschenleben. Roman. Zwei Bände. Berlin, F. Fontane u. Comp. Gr. 8. 10 M.

Ossit (Baronne Madeleine Deslandes), Ilse. Erzählung. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 2 M.

Penzig, R., Die ersten Moralunterweisungen der Kinder. Bern, A. Siebert. 8. 60 Pf.

Pfohl, F., Die Nibelungen in Bayreuth. Neue Bayreuther Fanfaren. Dresden, Carl Reißner. Gr. 8.

Pfordten, H. Freiherr v. d., Musikalische Essays. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Poppe, F., Album oldenburgischer Dichter. Zweite Auflage. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz). Gr. 8. 2 M.

Renner, P., Unter fremder Sonne. Berlin, Schuster u. Loeffler. 8.

Richter, K., Der Deutsche S. Christoph. Eine historisch-kritische Untersuchung. (Sonderabdruck aus „Acta Germanica", V, 1.) Berlin, Mayer u. Müller. Gr. 8. 8 M.

Robischung, F. A., Der Senne vom Roßberg. Erzählung. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt (früher G. J. Manz). Gr. 8. 3 M.

Rogge, B., Aus sieben Jahrzehnten. Erinnerungen aus meinem Leben. Erster Band: Von 1831 bis 1862. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). Gr. 8. 4 M.

Rosenberg, A., Thorwaldsen („Künstler-Monographien", Band XVI). Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 4. 3 M.

Rosenzweig, L., Die Urenkelin und andere Geschichten. Erfurt, Eduard Moos. 8. 2 M.

Rückert's, F., Gedichte. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag. 8. Geb. 3 M.

Salomon, L., Spaziergänge in Süditalien. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz). Gr. 8. 3 M.

Schaching, O. v., Bayerntreue. Historische Erzählung. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt (früher G. J. Manz). Gr. 8. 3 M.

— — Geschichten aus alter Zeit. Erzählungen. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt (früher G. J. Manz). Gr. 8. 3 M.

Schaumberger, H., Gesammelte Werke. Erster Band: Im Hirtenhaus. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. Gr. 8. 3 M.

Schrader, H., Aus dem Wundergarten der deutschen Sprache. Weimar, Emil Felber. Gr. 8. 3 M.

Schrill, E. (Pastor S. Keller), Von Hüben und Drüben. Erzählungen. Leipzig, E. Ungleich. Gr. 8. 3 M.

Schultze, S., Wege und Ziele deutscher Literatur und Kunst. Berlin, Carl Duncker. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Schwabe, G., Die Nacht von hundert Stunden. Dichtungen und Illustrationen. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 8. 2 M.

Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Das Buch der Experimente. Wien, A. Hartleben's Verlag. Gr. 8. Geb. 6 M.

Sermes. Carla, Dorothea. Schauspiel. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 12. 1 M.

— — Frieden. Schauspiel. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 12. 60 Pf.

Spielhagen, F., Mesmerismus. Alles fließt. Zwei Novellen. Leipzig, L. Staackmann. Gr. 8. 3 M.

Stratz, R., Friede auf Erden. Erzählung aus dem Dreißigjährigen Kriege. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 2 M.

Tangermann, W., Blumen und Sterne. Gedichte. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 4 M.

Traun, J. v. d., Goldschmiedkinder. Wien, A. Hartleben's Verlag. 4. Geb. 12 M.

Verne, J., Clovis Dardentor. Wien, A. Hartleben's Verlag. 8. 75 Pf.

— — Vor der Flagge des Vaterlandes. Wien, A. Hartleben's Verlag. 8. 75 Pf.

Vöglin, A., Das neue Gewissen. Erzählung. Leipzig, H. Haessel. 8. 3 M.

Volkelt, J., Aesthetik des Tragischen. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). Gr. 8. 8 M.

Voß, R., Unter den Borgia. Erzählung aus dem römischen Mittelalter. Berlin, Otto Janke. Gr. 8. 6 M.

Warneck, G., Evangelische Missionslehre. Dritte Abtheilung. Erste Hälfte. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Wormstall, J., Annette von Droste-Hülshoff im Kreise ihrer Verwandten und Freunde. Münster i. W., Regensberg'sche Buchhandlung. 4. 1 M. 50 Pf.

Wustmann, G., Allerhand Sprachdummheiten. Zweite Auflage. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 8. Geb. 2 M. 50 Pf.

Zarncke, F., Goethe-Schriften. Leipzig, Eduard Avenarius. Gr. 8. 10 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von L. Ehlermann in Dresden.

Soeben erschien in
Zweiter, vermehrter Auflage:

Karl Woermann
Deutsche Herzen.

Erzählende Dichtungen und andere Gedichte.

Broschirt M. 3.—; in Geschenkband M. 4.50.

☛ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. ☚

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Betzinger, B. A., Di Mondo in Mondo. Florilegio Dantesco colla traduzione tedesca di contro. — **Von Welt zu Welt.** Ein Dante-Album mit deutscher Uebersetzung. Quer 12°. (XII u. 308 S.) *M.* 3; geb. in Leinwand *M.* 4.

Von den bereits bestehenden ähnlichen Blumenlesen der Danteschen Dichtung unterscheidet sich die vorliegende, von dem bekannten Danteforscher Dr. Scartazzini aufs wärmste empfohlen, einmal durch eingehendere Berücksichtigung der theologisch-philosophischen und politischen Stellen und sodann durch Anordnung der Citate (nicht nach der Reihenfolge der betreffenden Gesänge, sondern nach Materien).

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Volz. **Unsere Kolonien:** Land und Leute. Mit 71 Abbildungen und 2 Karten. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Nansen's Originalwerk

2. Lieferung soeben erschienen.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** beginnt zu erscheinen:

In Nacht und Eis.

Die Norwegische Polarexpedition 1893—1896.

Von **Fridtjof Nansen.** Deutsche Originalausgabe. 2 Bde.

Reich illustriert. Geh. **18 M.**; geb. **20 M.** Auch in 36 Liefgn. à **50 Pf.**

☛ Nansen's Reise ist die **kühnste Polarfahrt,** die je unternommen worden ist. Nansen's Reise ist die **erfolgreichste Polarfahrt.** „**In Nacht und Eis**“ ist das **einzige Werk,** in welchem der berühmte Reisende selbst über seine Expedition berichtet. ☚

Prospect und die erste Lieferung sind in jeder Buchhandlung erhältlich.

Durch Leid zur Seligkeit.

Ein Werkstück zum Tempelbau der Erlösung
von Friedr. Benj. Hermann.
Fünf Bücher in drei Bänden:
I. Ringen und Werden.
II. Lieben und Hoffen; Welt- und Gotteswissen.
III. Suchen und Finden; Tod und Leben.
3 eleg. Leinwandbde. Gesammtpreis: M. 18.—
Einzelpreis: I. M. 4,80; II. M. 6,75; III. M. 5,20.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Verlag von Joh. Heinr. Meyer, Braunschweig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen.

Bodenstedt, Friedrich. Aus dem Nachlasse des Mirza-Schaffy. Neues Liederbuch. Volks-Ausgabe. 8. 16. vermehrte Auflage. Geb. 2 M. — Miniatur-Ausgabe. 17. vermehrte Auflage. Geb. m. Goldschn. 4 M. 50 Pf.

Hammer, Julius. Auf stillen Wegen. Dichtungen. 3. Aufl. 8. Geb. m. Goldschn. 2 M.

— Fester Grund. Dichtungen. 4. Aufl. 8. Geb. m. Goldschn. 2 M.

— Lerne, liebe, lebe. Dichtungen. 5. Auflage. 8. Geb. m. Goldschn. 2 M.

— Die Psalmen der Heiligen Schrift. In Dichtungen. 8. Geb. m. Goldschn. 7 M.

— Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. 33. Aufl. 8. Geb. m. Goldschn. 2 M. 25. Auflage. (Jubelausgabe mit größerm Druck.) 8. Geb. m. Goldschn. 6 M.

— Unter dem Halbmond. Ein osmanisches Liederbuch. 8. Geb. m. Goldschn. 2 M.

— Zu allen guten Stunden. Dichtungen. 5. Auflage. 8. Geb. m. Goldschn. 2 M.

Schulze, Ernst. Cäcilie. Min.-Ausgabe. 2 Theile. 8. Geb. m. Goldschn. 9 M.

— Gedichte. (3. Auflage.) 8. Geb. 4 M.

— Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht. 14. Auflage. 8. Geb. 3 M. Illustrirte Prachtausgabe. Mit Holzschnitten. 4. Geh. 10 M. Geb. in Leinwd. 17 M.; in Lederbd. 24 M.

— Die bezauberte Rose. — Poetisches Tagebuch. Mit Einleitung und Anmerkungen von Tittmann. 8. Geh. 1 M. 20 Pf. Geb. 2 M.

Sturm, Julius. In Freud und Leid. Letzte Lieder. 8. Geb. m. Goldschn. 3 M.

— Für das Haus. Liedergabe. 8. Geb. m. Goldschn. 4 M.

— Gedichte. 6. Aufl. 8. Geb. m. Goldschn. 4 M.

— Neue Gedichte. 2. Auflage. 8. Geb. m. Goldschn. 4 M.

— Zwei Rosen oder das hohe Lied der Liebe. 2. Auflage. 8. Geb. 1 M. 60 Pf.

— Aufwärts! Neue religiöse Gedichte. 8. Geb. m. Goldschn. 4 M.

— Gott grüße dich! Religiöse Gedichte. 4. Auflage. 8. Geb. m. Goldschn. 4 M.

— Fromme Lieder. 1. Theil. 12. Auflage. — 2. Theil. 4. Auflage. — 3. Theil. 8. Jeder Theil geb. m. Goldschn. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf., jährlich 30 M.

Nr. 51.

Leipzig,
17. December 1896.

Richard Wagner.

> Prometheus soll von seinem Sitz erstehen und dem Geschlecht der Welt verkündigen: Hier ward ein Mensch, so hab' ich ihn gewollt.
>
> H. von Kleist.

Dieses stolze Dichterwort steht am Eingange des neuen Werkes über Richard Wagner*), das seit dem Erscheinen der „Unzeitgemäßen Betrachtungen" Friedrich Nietzsche's, deren eine „Richard Wagner in Bayreuth" gewidmet ist, also seit zwanzig Jahren, als die bedeutsamste Erscheinung auf dem überreichen Gebiete der Wagner-Literatur zu gelten hat. Es verdient unsere Bewunderung um der auf diesem Zweige der Literatur völlig neuen Eigenart der Anlage und Durchführung willen, nicht weniger wegen der tiefen Sachkenntniß und vornehmen Darstellungsweise des Verfassers und nicht zuletzt, wenn wir uns das uns Deutsche beschämende Eingeständniß machen müssen, daß hier ein Ausländer ein grundlegendes Werk über einen unserer Größten in unserer eigenen Sprache geschaffen hat, die er, gleich ihrer Literatur, mit vollkommener Meisterschaft beherrscht. Die universale Größe des Wagner'schen Genius, wie sie nun immer klarer aus den Nebeln der Zeiturtheile hervorbricht und uns Deutschen leider, wie es scheint, wieder einmal erst vom Auslande her erschlossen werden mußte, ins hellste Licht zu rücken, das ist Chamberlain in ganz hervorragendem Maße gelungen. „Vom ersten bis zum letzten Wort hat mich das Bestreben geleitet, Wagner «von innen» zu erblicken", sagt der Verfasser im Vorwort, also nicht eine neue Biographie, im engern Sinne des Wortes, eine chronistische Aufzählung aller Vorkommnisse des äußern Lebens des großen Wort-Tondichters bietet er uns, da ein Bedürfniß hierzu, im Hinblick auf eine Anzahl brauchbarer Werke dieser Art, unter denen besonders das von Glasenapp hervorragt, zur Zeit nicht vorliegt und überhaupt eine solche zu schreiben erst nach der Veröffentlichung der umfangreichen „Lebenserinnerungen" Wagner's, die noch im Archiv seines Wohnhauses „Wahnfried" in Bayreuth ruhen, wahrhaft möglich sein wird. Chamberlain zeichnet vielmehr eine „möglichst einheitliche Skizze des Lebens sowie namentlich des gesammten Denkens und Schaffens dieses großen Mannes". So legt er denn die Gesammtpersönlichkeit Richard Wagner's in vier Kapiteln auseinander, die seinen Lebensgang, seine Schriften und Lehren, seine Kunstwerke und endlich seine bedeutungsvollste Schöpfung „Bayreuth" behandeln. Es ist unmöglich, im Rahmen eines Referats die Fülle der Anregungen, Belehrungen, die uns durch dieses Buch zutheil wird, erschöpfend darzuthun, darum beabsichtigen die folgenden Mittheilungen nur einen orientirenden Einblick in diese geistvolle Arbeit zu bieten und auf die Lektüre selbst vorzubereiten.

Schon aus der Einleitung zu den vier Kapiteln tritt uns die vornehme und doch warmherzige Eigenart Chamberlain's entgegen in der Frage der sogenannten Objectivität. Nicht die landläufige Auffassung dieses Begriffes, die gerade Richard Wagner gegenüber leider nur zu sehr im Schwange ist und sich etwas darauf zugute thut, an den sogenannten „Schwächen" Wagner's herumzumäkeln, sondern mit der zum Verständnisse einer solchen Persönlichkeit nothwendigen Sympathie, mit dem „parteiischen Enthusiasmus", den Goethe bei Besprechungen von Werken und Handlungen eines großen Mannes geradezu fordert, spiegelt Chamberlain Wagner wider, indem er auch auf die Mahnung Carlyle's hinweist, der im Anfange der Lebensskizze seines „Mahomed" schreibt: „Ich beabsichtige, von diesem Manne alles Gute zu sagen, was nur irgend möglich; denn das ist das Mittel, um sein Geheimniß zu erforschen. Versuchen wir nur recht

*) Richard Wagner. Von Houston Stewart Chamberlain. Mit zahlreichen Porträts, Facsimiles, Illustrationen und Beilagen. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vormals Friedrich Bruckmann. 1896. 4. 24 M.

zu begreifen, was er in der Welt gewollt hat; wie die Welt ihm gegenüber ihren Willen äußerte und wie sie sich noch heute in dieser Beziehung verhält, das wird dann leicht zu beantworten sein."

Dieser Standpunkt Chamberlain's in Bezug auf eine wahrhaftige Berichterstattung ist gewiß beherzigenswerth.

Was nun das erste Kapitel angeht: „Richard Wagner's Lebensgang", so faßt Chamberlain das Leben dieses großen Tragikers selbst schon unter dem Gesichtspunkte eines Dramas. Vortrefflich und von wirklich frappirender Ueberzeugungskraft ist die Chamberlain'sche Eintheilung des Lebens Wagner's in zwei genau gleiche Hälften, die durch das Jahr 1849 hervorgebracht wird. Es ist das Verdienst unsers Autors, das urgesunde Princip der Zweitheilung, das schon Franz Liszt 1852 brieflich für Beethoven in Anspruch genommen hatte, auf Wagner angewendet zu haben.

Bleiben wir gleich bei dem entscheidenden Wendepunkt in Wagner's Leben, dem dresdener Aufstand vom Jahre 1849, stehen, so galt es gerade hier, seine so vielfach (bis auf den heutigen Tag, zumal in Dresden) angefochtene und misverstandene Theilnahme an den dresdener Ereignissen aufzuklären und in das rechte Licht zu rücken, worauf wir nochmals, im zweiten Kapitel bei der Erörterung von Wagner's „Politik" zurückkommen werden. Auch das nicht minder dem boshaften Geschwätz ausgesetzte Verhältniß Wagners zu seiner ersten Gattin, der treuen Wilhelmine Planer, seiner zweiten, der „ganz unerhört seltsam begabten Frau Cosima, Liszt's wunderbarem Ebenbild", wie sie Wagner 1864 charakterisirte, sowie zu König Ludwig II. erfährt eine wahrhaft „objective" Beleuchtung. Mit Recht weist Chamberlain darauf hin, wie irrthümlich es ist, zu meinen, Wagner, dem Greise, sei durch die Verwirklichung seines hohen künstlerischen Ideals auf dem Festspielhügel bei Bayreuth ein unerhörtes Maß von Erfolg, Ruhm und Glück zutheil geworden. Dieser „Erfolg" war ja nur äußerer Schein, den Wagner alle Zeit verachtet hat. Das schmerzlichste Bewußtsein davon, sein Kunstideal von seinem Volke noch immer misverstanden, seine Persönlichkeit von einer gehässigen Kritik noch bis ins hohe Alter hinein verhöhnt zu wissen, das konnte in dem Künstler, der der Liebe seines Volkes so sehr bedurfte, kein wahrhaftes Glücksgefühl aufkommen lassen. Nur die Liebe der drei Großen: Franz Liszt's, des „königlichen Freundes", und Frau Cosima's, um die sich ein kleiner Freundeskreis scharte, und das „Vertrauen auf den deutschen Geist", auf den Geist der Menschheit, der ihn sein Leben lang begleitet hatte, sein felsenfester Glaube, der ihm den erhabenen Regenerationsgedanken eingegeben hat, schufen ihm Trost, hielten ihn aufrecht bis an sein Lebensende.

Das zweite Kapitel: „Richard Wagner's Schriften und Lehren", ist vielleicht das bewunderungswürdigste des ganzen Werkes, weil es mit künstlerisch-gesetzmäßiger Gliederung eine völlig freie und eigenartige Beherrschung des gewaltigen Stoffes verbindet. Es zerfällt in die fünf Unterabtheilungen: „Einleitung", „Richard Wagner's Politik", „Philosophie", „Regenerationslehre", „Kunstlehre". Die Eigenart der Darstellung der Wagner'schen Ideenwelt besteht nun darin, daß jede dieser vier Kategorien nicht aus einer einzelnen Schrift, sondern aus dem literarischen Gesammtschaffen Wagner's heraus entwickelt und erklärt wird, zugleich mit stetem Hinblick und im fortwährenden Zusammenhang mit Kunst und Kunstlehre der großen Meister aller Kulturvölker. Wie treffend durchgeführt erscheint uns gleich in dieser Einleitung der Vergleich Wagner's mit Leonardo da Vinci. Auch dieser Künstler griff zur Feder und schrieb seinen „Trattato della pittura", bevor er seine Meisterwerke schuf. So mußte Wagner erst „gewissermaßen die Gesetze der Perspective des neuen Kunstwerkes feststellen, ehe sein Genius frei darin walten konnte". Gegen dieses innere Hemmniß und zur Abwehr der Misverständnisse, die sich seinem Kunstwirken von außen her entgegenstellten, verfaßte Wagner, wie auch Gluck hundert Jahre zuvor, seine schriftstellerischen Arbeiten, zunächst die großen züricher Schriften. „Und darin zeigt sich Wagner den großen italienischen Künstlern der Renaissance, Leonardo und Michelangelo, verwandter, daß seine Kunstanschauung innerhalb des Gesammtbildes einer ganzen Weltanschauung sich darstellen mußte, seine deutsche Art und Verwandtschaft mit Goethe und noch mehr der Kunstphilosophie Schiller's darin, „daß seine ganze Kraft sich auf die Betrachtung der Natur im Menschen, nicht der Natur außer dem Menschen concentrirt".

Von diesem hohen Standpunkte aus belehrt uns nun Chamberlain, wie wir den „Politiker" Wagner nach seinem wahren Werthe zu beurtheilen haben. Im „Kunstwerk der Zukunft" (Bd. III der „Gesammelten Schriften und Dichtungen", S. 3) schrieb er, rückblickend auf die Revolution 1849: „Lag es mir fern, das Neue zu bezeichnen, was auf den Trümmern einer lügenhaften Welt als neue politische Ordnung erwachsen sollte, so fühlte ich mich dagegen begeistert, das Kunstwerk zu zeichnen, das auf den Trümmern einer lügenhaften Kunst erstehen sollte. Dieses Kunstwerk dem Leben selbst als prophetischen Spiegel vorzuhalten, dünkte mich ein allerwichtigster Beitrag zu dem Werke der Abdämmung des Meeres der Revolution in das Bette des ruhig fließenden Stromes der Menschheit." Auch hierin fühlte er sich mit Schiller in Uebereinstimmung, der erklärt hatte, daß „der Mensch als moralische Person mit diesem Nothstaate, der nur aus des Menschen Naturbestimmung hervorgegangen und auch nur auf diese berechnet war, nicht zufrieden sein kann". Aus diesem Nothstaate ging dann ein die Würde der Kunst und der Künstler tief verletzender Zustand hervor, gegen den sich Wagner empörte. Aber diese „Empörung" gegen die künstlerische Oeffentlichkeit geschah aus Liebe und nicht aus Neid und Aerger, und erfolgte schon 1840 in Paris, also nicht erst in Dresden neun Jahre später. Auf diese außerordentlich wichtige Thatsache hat Chamberlain mit Recht be-

sonderes Gewicht gelegt. Man lese Wagner's erschütternde, oft mit grimmiger Ironie durchsetzte sogenannte pariser Novellen (Bd. I der „Gesammelten Schrisen und Dichtungen"). Um aber Wagner's politische Anschauung kennen zu lernen, dazu geben sein herrlicher Brief an den dresdener Hoftheaterintendanten von Lüttichau vom 18. Juni 1848, den Chamberlain in Facsimile abdruckt, und seine im „Vaterlandsverein" gehaltene Rede (die einzige, in der sich Wagner in einer rein politischen Sphäre bewegt) die besten Zeugnisse an die Hand. Hier gibt er seine grundlegende Anschauung kund: „daß das Königthum immer der heilige Mittelpunkt bleiben könnte, um den sich alle nur erdenklichen volksthümlichen Institutionen errichten ließen". Man denke an die Verherrlichung, die Wagner im „Lohengrin" der Person des Königs hat zutheil werden lassen, aus der auch seine warme Vaterlandsliebe nicht minder hervorleuchtet als später aus dem siegesstolzen Kaisermarsch, mit dem er 1871 dem siegreich heimkehrenden Kaiser entgegenjubelte. Vor dem Constitutionalismus warnte Wagner aber in jener Vaterlandsrede: „diesem fremdartigen, undeutschen Begriffe", er wollte einen „absoluten König, ein freies Volk". Gerade in dieser Zusammenstellung, die eine, allerdings später in der Schrift „Deutsche Kunst und deutsche Politik" gemilderte Abneigung gegen den deutschen Adel in sich schließt, tritt einer der von Chamberlain vorzüglich scharf hervorgehobenen, sogenannten plastischen Widersprüche in Wagner's Denken hervor, die freilich dessen Verständniß zu erschweren geeignet sind, die aber dem tiefer Blickenden nicht als rathlose Inconsequenz, sondern als durch die organische Einheit seiner Weltanschauung bedingt empfunden werden. Diese Darstellung der „plastischen Widersprüche" bildet eine der glänzendsten Partien des Chamberlain'schen Werkes. Wagner selbst urtheilt über sein Verhalten in der revolutionären Bewegung in einem seiner bedeutsamsten Prosawerke „Ueber Staat und Religion" (1864): „Wer mir die Rolle eines politischen Revolutionärs, mit wirklicher Einreihung in die Listen derselben, zugetheilt hat, wußte offenbar gar nichts von mir und urtheilte nach einem Scheine der Umstände, der wol einen Polizeiactuar, nicht aber einen Staatsmann irreführen sollte." Der „Staatsmann", den der „Schein der Umstände" irreführte, war Graf Beust, dessen leichtfertige, in seinen Memoiren „Aus Dreivierteljahrhunderten" wiederaufgenommene, vom königlichen Amtsgericht in Dresden aber offiziell widerlegte Behauptung, Wagner habe das Prinzenpalais in Brand zu stecken versucht, auch Chamberlain in der gebührenden Weise brandmarkt. Er gibt dann, nachdem er darauf hingewiesen, daß dem Künstler zum Politiker im engern Sinne die Befähigung abging, eine Verdeutlichung dessen, worin er doch als „Revolutionär" zu gelten hat. Unter Revolution versteht Wagner aber nicht die politische, sondern „die große Menschheitsrevolution, deren Beginn die griechische Tragödie einst zertrümmerte, die ihre erste Thätigkeit in der Auflösung des athenischen Staates ausübte", und gibt in der ersten seiner kunstphilosophischen Schriften: „Die Kunst und die Revolution", eine kurze, meisterliche Skizze dieser revolutionären Bewegung. Es ist also der nämliche Standpunkt, den Schiller mit seinem modernen Nothstaat vertrat, nur, daß dieser in den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen" ihn, als Philosoph, in leidenschaftsloser abstracter Form, der Künstler Wagner dagegen mit leidenschaftlicher Eindringlichkeit vertrat. Dem Deutschen, den Wagner an anderer Stelle einmal ausdrücklich „conservativ" nennt, erkennt er weniger eine revolutionäre Befähigung als einen reformatorischen Beruf zu, und zur weitern Klarstellung dieser wichtigen Frage erlaube ich mir noch ein Citat aus Wagner's tiefsinniger Jubiläumsschrift „Beethoven" (1870) anzuführen, das ich bei Chamberlain leider vermisse. In Bezug auf die Stellung des deutschen Künstlers zu fremden Kunstformen sagt er dort (Bd. IX, S. 85): „Hier zeigt sich denn wieder die Eigenthümlichkeit der deutschen Natur, welche so innerlich tief und reich begabt ist, daß sie jeder Form ihr Wesen einzuprägen weiß, indem sie diese von innen neu umbildet und dadurch von der Nöthigung zu ihrem äußerlichen Umsturz bewahrt wird. So ist der Deutsche nicht revolutionär, sondern reformatorisch, und so erhält er sich endlich auch für die Kundgebung seines innersten Wesens einen Reichthum von Formen, wie keine andere Nation."

Der Mangel an Raum verbietet mir leider, in ähnlich ausführlichen Citaten die übrigen Abschnitte des zweiten Kapitels zu erläutern. Der philosophische Entwickelungsgang des Denkers Wagner, sein Verhältniß zu Feuerbach und Schopenhauer, wird klar in dem Satze bezeichnet: „Feuerbach hat dem Meister einige Formeln für sein Denken (Ausdrücke, wie Willkür und Unwillkür, Sinnlichkeit in der Bedeutung der sinnlichen Wahrnehmung, Noth u. s. w.), Schopenhauer aber eine Form gebracht."

Dieser Dichterphilosoph, der ja dem verbannten Künstler 1854 „wie ein Himmelsgeschenk in seine Einsamkeit gekommen" war, hatte Wagner bekanntlich erst die seinen Anschauungen vollständig „congruirenden Begriffe" geliefert. Mit der wunderbaren Intuition des Genius hatte er freilich in seinem „Nibelungenring" die Weltanschauung des großen Denkers, ohne sie zu kennen, selbst schon rein dichterisch zur Darstellung gebracht; ungemein wichtig ist aber die Auseinandersetzung Chamberlain's, worin der anschauende Künstler und der Philosoph sich gleichen und inwiefern sie principiell auseinandergehen mußten (S. 137 fg.). Nur auf den Kernpunkt kann ich hier verweisen, auf das Verhältniß beider großen Männer zum Pessimismus. Schopenhauer's Pessimismus ist metaphysisch, derjenige Wagner's historisch. Ersterer gipfelt in dem Satze der indischen Weltanschauung: „Wahres Heil, Erlösung vom Leben und Leiden, ist ohne gänzliche Verneinung des Willens nicht zu denken" („Welt als Wille und Vorstellung", IV, 470), Wagner dagegen erkennt nur die geschichtliche Entartung des Menschen-

geschlechts und stellt 1880 in einer der Ausführungen zu seiner letzten großen schriftstellerischen Arbeit: „Religion und Kunst“ (Bd. X, S. 262), folgendes Glaubensbekenntniß auf: „Wir erkennen den Grund des Verfalles der historischen Menschheit sowie die Nothwendigkeit einer Regeneration derselben; wir glauben an die Möglichkeit dieser Regeneration und widmen uns ihrer Durchführung in jedem Sinne.“ Dieser Wagner'schen Regenerationslehre, deren Zusammenhang mit der „Menschheitsrevolution“ einleuchtet, ist der dritte Abschnitt des großen zweiten Kapitels gewidmet. Als Ursachen des Verfalls werden dort der Reihe nach die staatliche Verwerthung des Eigenthumsbegriffes, der Verderb des Blutes, der Einfluß der Nahrung, die Ungleichheit der Menschenrassen (mit dem Hinweis auf Graf Gobineau's grundlegendes Werk) und der Einfluß des Judenthums hingestellt; innerhalb der Regeneration wieder drei Lehren: die materiell-empirische, eine transscendental-metaphysische und eine mystisch-religiöse in Wagner's Schriften nachgewiesen, die Kunst aber als das gemeinsame Verbindungselement erklärt. Die Kunst, die in der Verherrlichung der Religion des Mitleidens in Wagner's letztem Werke, dem „Parsifal“, dem sittlich-christlichen Grundgedanken der Regeneration ihren weihevollsten Ausdruck verliehen hat. So schließt sich an die Regenerationslehre im vierten Abschnitt die „Kunstlehre“ Wagner's an, und in ihr wird wieder seine „Lehre von der Bedeutung der Kunst für das Leben und die vom vollkommnen Kunstwerke“ entwickelt.

Im erstern Abschnitt legt Chamberlain besonderes Gewicht auf die Allgemeinsamkeit des Charakters der Wagner'schen Kunst. Wie einst die Athener an den Tragödien des Aeschylos und Sophokles, müssen auch wir Alle Mitschöpfer am Werke der Kunst werden, soll diese ihre Aufgabe, „die Bildnerin des Volkes zu sein“, wahrhaft erfüllen, als die „höchste Thätigkeit des im Einklang mit sich und der Natur sinnlich schön entwickelten Menschen“. So ist Goethe's großes Wort: „Nur sämmtliche Menschen erkennen die Natur, und sämmtliche Menschen leben das Menschliche“, wie gemünzt auf Wagner's Weltanschauung. Ihm ist die Kunst kein abstracter Begriff, sondern der „freundliche Lebensheiland“, der die Gedanken in die Wirklichkeit befreit, die Wissenschaft erlöst, die Menschen lehrt, die Natur nach einem unendlich großen Umfange zu verstehen.

Uebergehend nun auf das, was man nach Wagner unter Kunst zu verstehen hat, nämlich: „Das Drama ist höchste Kunst und das vollkommenste Drama ist das rein menschliche Drama“, weist Chamberlain auf seine tiefsinnige Deutung des ποιητής hin (Bd. X, S. 142 fg.), in dem sich die drei Stufen des „Sehers“, des „Dichters“ und des „Künstlers“ unterscheiden lassen, und gewinnt dadurch die von der Ausdrucksweise der Schulästhetik abweichende Definition dessen, was Wagner unter „Drama“ verstand, nämlich „keine Kunstart“, keine Dichtungsart, keinen Literaturzweig, auch keine Vereinigung verschiedener Kunstarten, sondern es ist über jede „Art“ erhaben, schließt jede künstlerische Thätigkeit des Menschen in sich und bedingt sie, ist Kunst, κατ' ἐξοχήν, ist „das aus unserm schweigenden Innern zurückgeworfene Spiegelbild der Welt“. Chamberlain polemisirt sodann energisch gegen die von böswilligem Unverstand noch immer wiederholte Behauptung, daß Wagner die Daseinsberechtigung der einzelnen Kunstarten geleugnet habe. Im Gegentheil erklärt dieser unter anderm: „In dem von der Musik verklärten Drama wird einst das Volk sich um jede Kunst veredelt und verschönert wiederfinden.“ Damit wird auch der andere Vorwurf, Wagner habe eine Mischung, ein wüstes Durcheinander“ aller Kunstarten gelehrt, entkräftet. Des fernern weist Chamberlain nach, wie, infolge der Entwöhnung, das Drama von diesem einzig echt künstlerischen Standpunkt zu betrachten, unsere rein literarisch gebildeten Aesthetiker noch immer die sceptische Frage aufzuwerfen vermögen, ob denn Richard Wagner eigentlich ein großer Dichter genannt und daß diese Frage verneint werden könne, obgleich er doch Gestalten wie Tannhäuser, Hans Sachs, Wotan, Parsifal geschaffen hat, „die von nun an für alle Zeiten dem lebendigen Bewußtsein der ganzen Menschheit angehören, wie ein Achilleus, ein Oedipus, ein Hamlet und ein Faust“. „Der Grieche hätte diese Fragestellung überhaupt nicht begriffen, und es naht eine Zukunft, wo man sie bei uns ebensowenig verstehen wird.“ Und hierauf legt Chamberlain in einem glänzenden historischen Rückblick auch den tiefen Zusammenhang dar, in dem das rein menschliche, tonverklärte Drama Wagner's mit den künstlerischen Anschauungen der Vergangenheit steht, ein Zusammenhang, den die prophetischen Stimmen eines Lessing, Wieland, Herder, Schiller, Goethe, Heinrich von Kleist, Jean Paul, E. T. A. Hoffmann, von den Musikern wie Gluck und den Ausländern ganz abgesehen, in wundervoller Uebereinstimmung verkündigen. — Auch die falsche Anschauung, Wagner's Kunstwerk als einen Wiederbelebungsversuch der Antike zu betrachten, etwa wie das dramma per musica der italienischen Renaissance, wird mit dem Hinweis darauf widerlegt, daß ja „erst durch Beethoven's kühnstes Bemühen das Ausdrucksvermögen der Musik auf die gleiche Höhe mit der Dichtkunst und der Malerei der großen Perioden der Vergangenheit erhoben worden ist“ (Bd. VIII, 209). Alsdann wird der neue Begriff von dramatischer Handlung, der sich aus der Mitwirkung der Musik ergibt, erörtert und endlich Wagner's Kunstwerk als das Product der nothwendigen künstlerischen Entwickelung des deutschen Geistes, als „deutsches Drama“ erwiesen.

Rückblickend auf diese Chamberlain'sche Darstellung des Inhaltes der dem Leben und der Kunst gewidmeten sechsundachtzig Schriften, in denen Wagner eine Flut von Licht über die großen Culturerscheinungen aller Zeiten gegossen und fernste Ausblicke in die Zukunft des Menschengeschlechtes eröffnet hat, kann man mit dem Verfasser nur

den Wunsch hegen, daß die Zeit nicht fern sein möge, wo jeder Deutsche die Schriften eines Richard Wagner ebenso hochhalten wird wie die jedes andern Geistesheroen, der mit dem intuitiven Blick des Genies auf das Ganze stets den Kern der Sache trifft und belehrend und erkenntnißfördernd wirkt, auch wenn er, als Künstler, hier und da in historischen Einzelheiten irrt, oder er, der Vielgeschmähte, Vielverkannte, seine Widersacher mit rücksichtsloser Schärfe geißelt.

In dem dritten, Richard Wagner's Kunstwerke behandelnden Kapitel weist Chamberlain nach, wie der Entwickelungsgang des Künstlers Wagner in erster Linie aus seiner eminenten dichterischen, sprachschöpferischen und mythischen Gestaltungskraft und erst in zweiter Linie aus seiner musikalischen Genialität zu begreifen ist. Als Sechszehnjähriger hatte er bereits ein großes Trauerspiel nach Shakespeare'schem Vorbilde geschrieben, als er zuerst Beethoven'sche Musik kennen lernte. Ueberaus bedeutsam erkennt Chamberlain bereits in einem seiner frühesten Bühnenwerke, den nach einem Gozzi'schen Märchen gedichteten „Feen", die Idee der Erlösung durch die Liebe als das Grundmotiv einer Idee, die ja in immer reiferer Gestaltung sämmtliche dramatisch-musikalische Schöpfungen Wagner's durchzieht. So widerlegt Chamberlain auch den alten Irrthum, Richard Wagner sei anfänglich „Musiker", „Operncomponist" gewesen und erst nach und nach „Dichter" geworden, mit neuen, schlagenden Beweisen. Wie Wagner aber als Künstler mit der Form rang, wie der „Operncomponist" endlich zu der befreienden Klarheit darüber kam, ob die „Oper" möglich sei und nach ihrer entscheidenden Verneinung das Problem des Wort-Tondramas im Stoffe und nicht in der Form liegend erkannt hatte, wie der Wort-Tondichter dann „als Künstler und Mensch bewußt einer neuen Welt", wie er selbst sagt, „entgegenschritt" und die großen Kunstwerke seiner zweiten Lebenshälfte schuf, das mag man bei Chamberlain selbst lesen, wobei nur noch auf die feine Charakteristik der „vier großen Entwürfe" („Friedrich der Rothbart", „Siegfried's Tod", „Jesus von Nazareth" und „Wieland der Schmied") als ein historisches, ein mythologisches, ein religiöses und ein „romantisches" Drama) besonders hingewiesen sein mag. Die Dramen der letzten dreißig Jahre: „Die Meistersinger von Nürnberg", der „Ring des Nibelungen", „Tristan und Isolde" und „Parsifal", die Wagner mit Recht als „ein einziges, unzertrennliches Ganze" betrachtet wissen will, finden eine feinsinnige, aber ihre Kenntniß voraussetzende Behandlung, weshalb hier Chamberlain zur Ergänzung auf seine geistvolle Studie: „Das Drama Richard Wagner's" (Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1892) verweist.

Das Schlußkapitel endlich ist „Bayreuth" überschrieben, das Chamberlain mit dem schönen Goethe'schen Worte schmückt:

Ein Liebeswerk nach eignem Willen
Der Philosoph, der Dichter schuf —

und in dem er uns Wagner's ernste Mahnung vorhält: „Denke der Aeltere nicht an sich, sondern liebe er den Jüngern um des Vermächtnisses willen, das er in sein Herz zu neuer Nahrung senkt." Dieses letzte Kapitel zerlegt der Verfasser wieder in die Unterabtheilungen „Die Festspiele" und „Der bayreuther Gedanke". In ersterm Abschnitt wird die Geschichte der Festspielidee gegeben, die in Wagner's Kopfe lebte, seit er die moderne Theatermisère kannte, also schon seit seiner Rigaer Kapellmeisterzeit vom Jahre 1838. Auch hier ist Chamberlain genöthigt, eine im großen Publikum weitverbreitete Anschauung zu entkräften, als ob das bayreuther Festspielhaus, in dem die Festspielidee endlich achtunddreißig Jahre später Gestalt gewann, „ein Theater wie jedes andere sei, nur mit tiefgelegtem, verdecktem Orchester", während im Gegentheil die geniale Lösung des Problems, das von großen Künstlern, wie Monteverdi, Grétry, Goethe jederzeit als ein solches empfunden worden war, doch nur eine einzelne secundäre Bedeutung beanspruchende Ausstrahlung jener unvergleichlichen Idee bedeutet, deren Verwirklichung von 1876 ab schon der muthvolle Max Koch („Geschichte der deutschen Literatur", S. 270) auf künstlerischem Gebiete dem durch Bismarck und die deutschen Waffen 1870 auf politischem Gebiete Errungenen an die Seite gestellt hat. Freilich ist dem deutschen Volke die ungeheure Tragweite dieses bayreuther Culturgedankens, in dem der Künstler als „mythischer Dichter" die großen Gestalten seiner schöpferischen Phantasie im wundervollen Spiegelbilde des von ihm erschauten lebendigen Kunstwerkes, an einer wahrhaft kunstgeweihten Stätte, vor Augen führt, noch nicht in dem Maße aufgegangen, wie es seiner würdig wäre und wie sie dem durch die Kritik unbeeinflußten Auslande bereits aufgegangen ist.

Möge das vorliegende Chamberlain'sche Werk zu einer unbefangenern, vertrauensvollern Würdigung Wagner's und zu einem thatkräftigern Verständnisse seines größten, uns als „Vermächtniß" hinterlassenen Werkes beitragen!

Schließlich sei noch auf den überaus reichen, künstlerisch vollendeten Bilderschmuck des Werkes aufmerksam gemacht. Es enthält allein sechzehn zum Theil noch unbekannte Porträts von Richard Wagner selbst, von seinen Aeltern, Verwandten und Freunden, worunter freilich auch mancher treubewährte Kämpfer der großen Sache vermißt wird. Die grandiosen, naturmythischen Darstellungen des noch nicht genug gewürdigten Malers Hermann Hendrich, der den Kern der dichterischen Conception erfaßt und nicht durch das Bühnenbild befangen bleibt, gereichen dem Werke zu wahrhaft vornehmem Schmuck, gleich den tief symbolischen, wenn auch das Verständniß zuweilen erschwerenden Vignetten von Alexander Frenz, den Facsimiles, Notenbeilagen und andern Zuthaten, die eine wünschenswerthe Ergänzung des Textes bieten.

Arthur Prüfer.

Nansen und Stanley.

1. In Nacht und Eis. Die Norwegische Polar-Expedition 1893—1896. Von Fridtjof Nansen. Lieferung I. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1896. Gr. 8. Vollständig in 36 Lieferungen à 50 Pf. oder in zwei Bänden, brosch. 18 M., geb. 20 M.

Fridtjof Nansen ist seit Monaten fleißig bei der Arbeit, um der erwartungsvoll lauschenden Welt ebenso schlicht, klar und wahrheitsgetreu seine epochemachende Polarfahrt von 1893—1896 zu schildern, wie er es vordem gethan hatte betreffs seiner ruhmvollen und ergebnißreichen Wanderung quer über das Inland-Eis Grönlands.

Und kaum ist der hundertste Tag vorüber, seit der Freudenruf „Nansen zurück!" die ganze gebildete Welt durchbrauste, da liegt schon die Erstlingslieferung seines auf zwei starke Bände berechneten Expeditionswerkes in norwegischer und deutscher Sprache vor uns. Auch diesmal, wie beim Grönlandswerk, liest sich die deutsche Uebertragung so glatt, so anstoßfrei deutsch, als wäre sie das Original selbst. Gleichfalls in Hinsicht auf die äußere Ausstattung verspricht dies neue Werk in vornehmer Gediegenheit, in Beigabe nur werthvoller bildlicher Darstellungen der Zwillingsbruder jenes frühern zu werden.

Doch sein Inhalt überragt den des Vorläufers doch beträchtlich an Interesse sowol für den Fachmann als für weiteste Leserkreise. Selbst wer sonst den Fortschritten in der Entschleierung des Erdballs kühl gegenübersteht, hat seine helle Freude an Fridtjof Nansen's kühner Mannesthat, „durch Nacht und Eis" zuletzt nur mit einem einzigen Begleiter ins Innerste des Polarbeckens eingedrungen zu sein, was vor ihm noch kein Sterblicher gewagt hatte. Wer aber tiefer blickt, den fesselt noch weit mehr die Einsicht, wie reich verdient der Forscher das Glück seines Erfolges hat, weil er ausdauernden Muthes vollführte, was gründliche, wissenschaftliche und technische Ueberlegung ihm als das Zweckgemäße an die Hand gegeben. Was Schiller auf Columbus' Großthat münzte, das paßt noch viel mehr auf die Nansen's:

> Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde;
> Denn was jener verspricht, das hält diese gewiß.

Auf den Anfangsblättern seines neuen Buches entrollt uns Nansen den klar durchsichtigen Plan, auf den er seine ganze Unternehmung aufbaute. Von vornherein war er frei von der Eitelkeit, der erste Mensch sein zu wollen, der den mathematischen Punkt des Nordpols erreicht hat. Er erklärt offen: „Diesen Punkt zu erreichen, hat an und für sich nur geringen Werth"; ausgezogen sei er vielmehr mit den Gefährten, „um Untersuchungen in dem großen und unbekannten Theile der Erde, welcher den Pol umgibt, anzustellen".

Den glücklichen Gedanken des Weges, der ihn dorthin führen sollte, hatte er an einem Herbsttag des Jahres 1888 gefaßt, als er zufällig im norwegischen „Morgenbladet" einen Artikel des großen norwegischen Meteorologen Heinrich Mohn las, der davon handelte, daß an der Südwestküste Grönlands einige Gegenstände auf einer Eisscholle angetrieben seien, die von der „Jeannette" stammen müßten. Man weiß, wie dieses Schiff des unglücklichen nordamerikanischen Kapitäns De Long, das durch die Beringstraße ins Eismeer gefahren war, um den zeitweise verschollenen Nordenskiöld aufzusuchen, nach zweijähriger Drift im Polareis im Juni 1881 nördlich von den Neusibirischen Inseln, durch Eispressung zertrümmert, versank. Wenn nun Schriftstücke, von De Long's eigener Hand unterzeichnet, nebst der wasserdichten Hose eines seiner Matrosen drei Jahre nach dem Schiffsuntergang auf dem Treibeis in der Nähe von Julianehaab im fernen Südwesten Grönlands entdeckt wurden, so konnten diese Gegenstände nur durch einen Meeresstrom dorthin gelangt sein, der sie über den Pol hinweg oder doch irgendwo in dessen Umgebung, etwa bei Franz-Josephs-Land und Spitzbergen vorbei in die Packeismassen vor der ostgrönländischen Küste entführt hatte; denn von dieser kalten ostgrönländischen Strömung wissen wir, daß sie nach Süden führt und um Kap Farvel nach der Westküste Grönlands umbiegt. Eine Menge Treibholz aus Sibirien schwimmt unablässig auf ähnlichen Wegen an Grönlands Küste an, und Rink hatte ferner nachgewiesen, daß ein mit chinesischen Glasperlen verziertes, gleichfalls an die grönländische Westküste angeschwemmtes Wurfbrett nur von den Alaska-Eskimos herrühren könne, folglich aus der Gegend der Beringstraße dahergeschwommen sein müsse.

Am sichersten blieb immer die Wegweisung durch jene Drift der Jeannettesachen. Und diese Wegweisung der Natur beschloß nun Nansen zu verwerthen. Die „Fram", deren Name (zu deutsch „Vorwärts!") schon die feste Zuversicht auf gutes Gelingen kündete, wurde aus bestem Material und so gebaut, daß an ihren stark abgeschrägten Seitenwänden das pressende Eis keinen Halt fand, sondern das Schiff beim allseitigen Angriff auf dasselbe einfach heben mußte. Mit dieser auf fünf Jahre verproviantirten „Fram" sollten die Neusibirischen Inseln aufgesucht werden, um sich von dort, eingeschlossen ins treibende Eis, quer durchs centrale Eismeer fahren zu lassen — das strömende Meer selbst sollte gleichsam den Steuermann spielen. Also nicht gegen das Eis sollte der von so vielen Polarfahrern unselig durchgeführte Kampf von neuem aufgenommen werden, sondern das Eis sollte vielmehr der Bundesgenosse werden. Falls jedoch die Drift zu weit abseit des Pols hinführen würde, war Nansen willens und vorsorglich gerüstet, allein oder mit einem Getreuen das Schiff zu verlassen, um nach

dem classischen Vorbilde der Eskimos Hundeschlitten und leichte Kajaks zu benutzen, also weder aufgehalten vom rauhen Eis noch von den „Wacken", den offenen Meeresgassen zwischen den Eismassen, ins Innerste des arktischen Adyton einzudringen, ihm seine Geheimnisse abzulauschen mit emsig beobachtendem Blick, mit bestem Messungsgeräth.

Wie glänzend dieser selbst von Autoritäten der englischen Polarforschung für undurchführbar erachtete Plan trotz aller Gegenrede (genau wie vorher der Marsch quer durch Grönland) zum Ziele gelenkt worden, das steht uns allen zwar in frischer Erinnerung, soweit es sich um die allgemeinen Züge des gewaltigen Wagnisses handelt. Die Folgelieferungen des trefflichen Werkes werden es uns aber erst im einzelnen vor die staunende Seele führen und zwar in der anschaulich concreten Sprache Nansen's selbst, der so scharf und bestimmt zu schreiben wie zu denken und zu handeln versteht.

2. Fridtjof Nansen. Eine Festschrift zur Rückkehr Dr. Nansen's von der Nordpol-Expedition. Leipzig, K. F. Koehler. 1896. Folio. 2 M.

In größtem Folioformat bringt dieses Heft hübsche Bilder von Nansen, seinen Genossen auf der Fram-Fahrt und vom Schiff Fram im Packeis. Dazugefügt sind allerlei Erzählungen und Notizen über Nansen's bisherigen Lebenslauf, über seinen Charakter, seine Vorfahren bis in frühere Jahrhunderte, auch der „Nansen-Festmarsch" in Noten. Es ist offenbar ein Denkmal aus den Augusttagen dieses Jahres, als die norwegische Nation begeistert ihren jungen „Wikinger" nach so unerwartet glücklicher Rückkehr feierte. Allerliebst sind die drei Porträts Nansen's aus seiner Kindheit in verschiedenen Altersstufen. Einen gewissen selbstbewußten Trotz sieht man da schon dem kleinen Fridtjof im Kittelchen an. Durch Körpergröße und Kraft überbot er seine Jugendgespielen; sein früh erwachter Sportehrgeiz war zunächst darauf aus, die ersten Prämien im Schnelllauf auf Schlittschuhen zu gewinnen. Obwol rechthaberisch, war Fridtjof doch von jeher offenen Charakters, ein braver, unerschrockener Kamerad. Er wuchs in ländlicher Umgebung auf und war bereits als Knabe darauf angewiesen, sich selbst zu helfen, was er nachmals in Grönland wie im Eismeer so meisterhaft verstanden hat. Fischereigeräth im Sommer, Schneeschuhbesatz und andere Sportssachen im Winter — alles lernte er von früher Jugend an sich selbst verfertigen.

Die deutsche Uebersetzung der Texte zu den Bildern ist freilich mitunter etwas seltsam in Wortwahl und Wortbildung, wie nachstehende Probe zeigt:

> Wurde Fridtjof zornig, vermochte er schon den Beleidiger, selbst wenn es dem eigenen Bruder galt, derartig abzukeilen, daß er ächzend daniederlag. Aber ebenso rührend zärtlich und gut konnte er nachher wieder sein. Die Mädelchen schwärmten für ihn, nicht seiner Schönheit, sondern seiner Männlichkeit wegen, und so war er stets der ritterliche Knabe gegen dieselben, und in ganz Aker glitt kein Schlitten wie der seinige.

3. Stanley. (Geisteshelden. Band 24.) Von Paul Reichard. Berlin, Ernst Hofmann u. Comp. 1896. 8. 2 M. 40 Pf.

Ehe über arktischen Eisbergen Nansen's Ruhmessonne aufging, war ein Mann von ganz anderm Schlag der berühmteste auf dem Felde geographischer Entdeckung: Henry Stanley.

In der That bedeutet Stanley's unerschrockene Befahrung und ungefähre kartliche Aufnahme des Kongostromes von Nyangwe bis zur Mündung nichts Geringeres für die Erschließung des afrikanischen Innern als Nansen's Vorstoß bis auf den 87. Breitengrad für die Förderung und Neuanregung der Polarforschung. Die düstern Schatten in Stanley's Charakter jedoch, wie sie namentlich hervortraten in dem schlecht verhüllten Streben, die angebliche „Errettung" Emin Pascha's selbstsüchtig auszubeuten, schadeten dem Ansehen Stanley's zumal bei uns in Deutschland dermaßen, daß er in den Augen mancher zum reinen Humbughelden herabsank.

Paul Reichard, selbst ein kundiger Afrikaforscher, hat sich nun das Verdienst erworben, in dem obengenannten Buch mit gleichwiegender Gerechtigkeit Leben und Thaten, Licht- und Schattenseiten des merkwürdigen Sohnes einer armen Irländerin, der dann als Adoptivsohn eines wohlhabenden Amerikaners der große self made man geworden, uns darzustellen.

Unter den Ehrenbezeigungen, die dem freilich rücksichtslos energischen, beim Ringen um das gesteckte Ziel selbst Menschenleben wenig achtenden Entdecker Stanley zutheil wurden, hat der Verfasser die Doctorwürde zu erwähnen vergessen, die jenem aus Deutschland verliehen ist. Und doch hat diese ihre Rolle mitgespielt bei der ersten, erfolglos verlaufenen Bewerbung Stanley's um einen Sitz im englischen Parlament während des Jahres 1892. Englische Zeitungen berichteten damals, Stanley habe in seinen Candidaturreden sich gerühmt, die philosophische Facultät der hallischen Universität habe ihn zum Ehrendoctor gemacht. Dem ist aber nicht so. Stanley hat sein Doctordiplom zwar von Halle, aber nur von der „Leopoldinisch-Carolinischen Naturforscher-Akademie" empfangen, die derzeit ihren Sitz in Halle hat. Es galt naturgemäß ausschließlich dem Werk seiner in den Mitteln nicht wählerischen Entdeckerthat. Deren Glück war durch Muth, Ausdauer und Klugheit verdient, trotz sehr mangelhafter Vertrautheit mit der Wissenschaft, deren Verachtung sogar Stanley noch heute zur Schau trägt. Dafür ertheilt keine deutsche Universität die Doctorwürde honoris causa.

Alfred Kirchhoff.

Lyrisch-Episches.

1. Aus der Stille. Gedichte. Von Ada Linden. Zweite durchgesehene Auflage. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1897. 12. Geb. 2 M.

Was der Titel dieses Buches mit dem Inhalt zu thun hat, ist nicht recht verständlich. Denn weitaus die Mehrzahl dieser Gedichte sind Balladen, nicht etwa in der Stille erblühte lyrische Veilchen. Und die Verfasserin besitzt entschieden Geschick zur Balladendichtung. Ihre Dichtungen gehen freilich nicht in stolzem Schritt, sei's, daß sie modern, sei's, daß sie romantischer Art sind; sie haben vielmehr fast alle den Stil der Ballade für höhere Töchter, womit ja noch nichts Böses gesagt ist. Dabei entgeht die Dichterin freilich nicht immer der Reimerei, wie:

Drauf Kaiser Karl gen Wälschland zog,
Gar froh und stolz sein Banner flog
In Sonnenschein und Winde.
Doch bald auf rauhen Alpenhöhn,
Im Wettersturm, im wilden Föhn
Ging's nimmer so geschwinde.

Allein im ganzen sind alle diese Balladen gefällig gemacht, und einzelne, wie z. B. der „Bergsturz“, „John Maynard“, „Tilly“ u. a., werden, gut declamirt, ihre Wirkung auch außerhalb der Töchterschule nicht verfehlen.

2. Liebesstürme. Aus den Papieren eines vielgenannten Malers. Von Robert Waldmüller (Eduard Duboc). Dresden, Hellmuth Henkler's Verlag. 1897. 12. Geb. 2 M.

Ich muß mich auch hier wieder mit dem Titel beschäftigen. Ich halte einen derartigen Beisatz, wie dieser Titel ihn hat, für bedenklich, es sei denn, daß eine klare und bündige Vorrede uns sagt, erstens, wie dieser vielgenannte Herr heißt, zweitens, ob er wirklich der Dichter der „Liebesstürme“ ist. Beides aber läßt das vorwortliche, in Versen abgefaßte Sendschreiben im Dunkeln. Es munkelt von einem Sohn, der alles daran setzt, daß des Vaters Name wieder mit Ehrfurcht statt mit Haß genannt werde, was für die Beurtheilung seiner Dichtung ganz gleichgültig ist; es berichtet, daß der Herausgeber an des Malers Dichtung zu ändern versucht, aber schließlich den Trunk so gelassen habe, wie dieser ihn bereitet. Da das Sendschreiben aber in Poesie abgefaßt ist, so wissen wir erst nicht, ob wir nicht mystificirt sind. Dagegen hätten wir eine kleine Einleitung in den ersten Gesang nicht ungern in den Kauf genommen, um sowol seinen Titel „Im Vorhofe Pluto's“ als seinen Inhalt besser zu verstehen. Wir wissen in der That nicht, was die Gedichte dieses Gesangs in ihrem Zusammenhang sagen wollen, und vermuthen, Pluto soll Plutos sein. Der zweite Gesang heißt „Hygieia“; warum wissen wir ebenfalls nicht, obwol wir des Griechischen kundig sind. Es schildert die Liebe des Dichters zu einer ihm ganz unbekannten Diakonissin, wenn wir recht verstanden haben, die er einmal gesehen hat und sofort heiß liebt. Der Name des dritten Gesanges: „Tantalus“, ist nun schon verständlicher, und im letzten: „Mit Hymen's Fackel“, wird die Liebe des Malers mit Erfolg gekrönt. Hierbei nehmen wir an, daß die vier Gesänge miteinander im Zusammenhang stehen, und vermuthen, daß die ganze Sache ein hübscher Scherz ist.

Was den dichterischen Werth der Verse betrifft, so hat der Herausgeber wol recht, daß sich manchmal Tropen und Bilder überstürzen; allein das ist offenbar des Dichters angeborene Art, und er meidet dabei in der Regel die gefährliche Klippe der Geschmacklosigkeit. Hier eine Probe, die zugleich die Form zeigt, in welcher das Gedicht abgefaßt ist: drei vierzeilige Strophen, in der Regel mit der Reimverschlingung der nachstehenden, bilden stets ein Gedicht für sich. Diese neue, an die Stelle des Sonetts tretende deutsche Form ist gar nicht übel:

Vergebens läut' ich mit der Narrenkappe,
Und mühe mich, mein Hoffen roth zu schminken, —
Es ist Komödienspiel, mit eitel Pappe
Und böhm'schem Glas, statt echter Steine Blinken.

Vergebens schwenk' ich bunte Freudenfahnen
Und steige mit der Lerche in die Lüfte, —
Seiltänzerkünste sind's — in luft'gen Bahnen
Umkreis' ich doch nur eingesunk'ne Grüfte.

Mit eh'rnen Ringen an den Fels geschmiedet, —
Das ist mein wirklich Los! — Die Nixen singen
Mir trügerische Lieder, unten siedet
Das Meer, — doch Hülfe ist mir nicht zu bringen.

Durch das Ganze weht echte Leidenschaft, in edle Form gezwungen und von einem starken Geiste künstlerisch gebändigt, und nicht wenige dieser Gedichte sind echt dichterische Ausdrücke einer tiefen Liebe und greifen darum ohne weiteres ans Herz.

3. Spielmanns Liebe und Leid. Aus dem Leben eines fahrenden Sängers. Von J. Th. Hultzsch. Halle a. S., C. A. Kaemmerer u. Comp. 1896. 8. 75 Pf.

Hier ist das Conventionelle gegenüber dem Individuellen der vorigen Dichtung. Und alles Conventionelle, insbesondere in der Spielmannsdichtung, ist vom Uebel. Ueberdies hat das alles R. Baumbach schon lange viel besser und etwas weniger conventionell gemacht. Es ist auch gefährlich, in einem Minnegesang Verse zu machen wie:

„Herr Graf, was hab' ich verbrochen?
Ich bin noch, ach! so jung!“
Der hat den Knaben erstochen,
Er wehrte sich nicht genung.

Das Mägdlein ging in Thränen,
Zur Kammer sie weinend ging,
Ihr Brautkleid unter Sehnen
Sie an zu nähen fing.

Oder: Doch wollt' ich, ich wäre ein Windspiel
Und folgt ihr in Kammer und Saal,
Dann würde mein Elend sie rühren,
Sie küßte mich noch einmal.

Ein Windspiel küssen, einen Hund auf die Schnauze — puh! Uebrigens sind auch einige bessere Verse und ganz hübsche Strophen in diesem Spielmannssang. Besseres läßt sich leider über die ganze, anspruchslose, nur durch die Drucklegung anspruchsvoll gewordene Dichtung nicht sagen.

4. Spaßvögel. Gedichte. Von Max Barack. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1897. 8. 1 M. 50 Pf.

Der bekannte pfälzer Dialektdichter in hochdeutschem Gewande! Und auch das kleidet ihn gar nicht übel. Sind's auch fast nur lustige und durstige Schnurren und Legenden aus Morgenland und Abendland und frohe Gesänge zum Preise des Weines, also nicht die höchste Gattung von Poesie, so sind sie doch alle wirklich lustig; und gegen das Durstige wird auch niemand etwas einzuwenden haben. Manchmal kann der Dichter auch recht boshaft werden; wen's trifft, der mag sich ärgern; wer's sonst liest, freut sich darüber.

5. Gedichte. Von Karl von Arnswaldt. Göttingen, Lüder Horstmann. 1897. 12. 2 M. 50 Pf.

Offenbar die Gedichte eines jugendlichen Poeten, daher auch ohne viel Individualität, im ganzen auf den alten Ton gestimmt:

Nach Winter-Sturm und -Wüthen
Kam goldne Frühlingszeit,
Mit Blüten, mit Blüten
Bekränzet Hut und Kleid u. s. w.
— — — — — — — — — — — —
Nun fallen die Blätter die gelben,
Es ist alles so sterbensmüd u. s. w.

Aber doch klingen auch wieder ab und zu besondere Töne in das Allgemeinlyrische hinein:

Nach goldnen Sommertagen
Kam wieder der Herbst ins Land;
Gespenstisch die Berge ragen
Vom Nebelschleier umspannt.

Am Himmel verglüht ein fahles,
Matt leuchtendes Abendroth; —
Und nach den Dörfern des Thales
Späht, Umschau haltend, der Tod.

Bemerkenswerth ist die im ganzen sichere Beherrschung der Form, auch der Wohllaut der Verse. Wenn der Dichter einmal etwas zu sagen hat, was nicht jeder Dutzendmensch auch sagen kann, so wird es ihm jedenfalls nicht an der Form fehlen. Lebensgehalt von Gedichten verlangen, solange der Dichter selbst noch im ersten Werden ist, wäre unbillig.

6. Neue Lieder. Von August Sturm. Der neuern Dichtungen zehnter Band. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1896. 8. Geb. 4 M.

Hier ist reicher Lebensgehalt, und zwar noch um ein Gutes mehr als in der 1894 erschienenen letzten Sammlung von August Sturm's „Gedichten", und auch, wie uns scheint, gereiftere dichterische Kraft. Zarte lyrische Flüge in den „Dünenrosen", wie elegische Klänge zum Andenken an Sturm's kürzlich verstorbenen Vater, Julius Sturm, die sich über das übliche Maß solcher Gedichte erheben, zieren Anfang und Schluß des Bandes. Das eigentliche Gewichtige steht in der Mitte in den Abtheilungen: „In Sturm und Wetter" und „Frische Fahrt". Hier finden wir das, was Sturm in der Vorrede meint, wenn er sagt: „Neben der reinen Lyrik hat in einem modernen Liederbuch auch die Lyrik der modernen Probleme, der religiösen, socialen Gedichte, die auch neue Formen suchen, vollsten Raum. Meiner Richtung gemäß, sind hier beide eng verbunden. Und dem Widerspruch erwidere ich: was soll hier Reflexion? Nicht wir wollen das Lied, das Lied will uns, nicht wir singen, es singt in uns."

August Sturm scheint uns einer der wenigen Dichter zu sein, welche modern sind, ohne das Beste an der Lyrik aufzugeben: ihre Geschlossenheit, Gedrungenheit und ihre Einfachheit und Natürlichkeit. Vielen wird er nicht modern genug sein im „modernen" Sinne, zumal da die Form im wesentlichen die der alten Lyrik ist. Aber gerade, daß er es nicht nöthig hat, diese Form zu sprengen zu Gunsten der modernen Formlosigkeit und Unförmigkeit, beweist seine ursprüngliche dichterische Anlage.

Gar mancherlei Saiten hat Sturm auf seiner Leier, auch die humoristisch-sarkastische fehlt nicht. Wir greifen aus den zwei mittlern Abtheilungen ein paar sehr verschiedenartige Proben heraus:

Uebermenschen.

Nicht am Ziel winkt erst das Große,
Hoffe nicht ins Uferlose!
Denn die Massen bleiben klein;
Wenigen nur ist hinieden
Wahre Größe stets beschieden,
Jeder Zeitlauf schließt sie ein.

Und sie fühlen in Minuten
Aller Seligkeiten Gluten
Trotz der Erde Leid und Macht!
Lang die blauen Blümlein blühen, —
Im Versprühen, im Verglühen
Stirbt die Königin der Nacht.

———

Frauen.

Wenn die wilden Wogen branden
Und das Herz ward bang und schwül:
Hat dich nur ein Weib verstanden,
Nur das Weib theilt dein Gefühl.
Künstler lassen dich und Weise
In den Tiefen doch allein:
Schließ' in deine engsten Kreise
Eines Weibes Seele ein.

Ein Geheimniß sind die Frauen,
Für die Freude, für den Schmerz!

Bringen in die ird'schen Auen
Uns das Göttliche: das Herz!
Künstler lassen dich u. s. w.

Gesegnete Mahlzeit.

Der Teufel saß auf einem Stein
Und nahm sein zweites Frühstück ein.
Zu Anfang langt er tapfer zu
Bei einem Jesuitenragout,
Aß dann Pasteten, die geschickt
Mit unnützen Gigerln ausgeschmückt.
Als Braten speist' er hinterher
Einen nichtsthuenden Millionär,
Der lag in einem Börsensalat,
War einst geheimer Commerzienrath.
Pfuschmediciner als Confect,
Aufsichtsräthe, wie das schmeckt!
Und beim Champagner schloß er später
Als Käsestange mit einem Verräther.
Großmütterlein saß still in der Ruh'
Und sah dem lieben Sohne zu,
Und freute sich und sprach: „Ja, Ja,
Laß dir's nur schmecken, es ist ja da!"

Richard Weitbrecht.

Oliver Wendell Holmes.

Life and Letters of Oliver Wendell Holmes by John T. Morse. Zwei Bände. Boston, Houghton, Mifflin u. Comp. 1896. 16. Geb. 4 $.

Oliver Wendell Holmes wurde zu Cambridge bei Boston am 29. August 1809 geboren, und ist in dieser Stadt, der sogenannten „Radnabe des Weltalls", am 7. October 1894 gestorben. In seinem Geburtsjahre scheint die Allmutter Natur sehr fruchtbar und auf die Veredelung der Gattung durch die Hervorbringung auserwählter Erzeugnisse des Menschengeschlechts besonders bedacht gewesen zu sein, denn 1809 gelangten auch Darwin, Tennyson, Gladstone und Abraham Lincoln auf die Welt. Holmes war der letzte der kleinen auserlesenen Schar von großen Dichtern und Denkern, die hauptsächlich dazu beigetragen haben, Neuengland zum Mittelpunkt der amerikanischen Geistescultur zu machen und der Stadt Boston den Ehrennamen des „American Athens" zu verschaffen. Er war nicht nur ein vorzüglicher Lyriker, ein beliebter Romandichter und feiner Humorist, sondern auch ein äußerst liebenswürdiger Charakter. Trotz einer gewissen Neigung zur Empfindsamkeit blieb er von überschwenglicher Gefühlsschwärmerei und sentimental-weinerlichen Weltschmerzen völlig frei. Vor solcher süßlich-seligen Pein wurde er durch seinen gesunden Menschenverstand und ungemein regen Sinn für das Lächerliche im Leben glücklich bewahrt. Als ausübender Arzt und später als Professor der Anatomie und Physiologie an der Harvard-Universität und scharfsinniger Forscher auf dem Gebiete der Heilkunde hat er Ausgezeichnetes geleistet. Unter anderm hat er in einer „Contagiousness of Puerperal Fever" betitelten und schon im Jahre 1843 veröffentlichten Abhandlung die Ansteckungsfähigkeit dieser Krankheit zuerst nachgewiesen. Wegen dieser Ansicht wurde er von seinen amerikanischen Collegen in der heftigsten Weise angegriffen, und namentlich von zwei Professoren an dem Medical College in Philadelphia, Hodge und Meigs, mit den gemeinsten Schmähungen förmlich überschüttet. Er ließ sich jedoch nicht hinreißen, diese ungestümen Widersacher mit gleicher Münze zu bezahlen, sondern stellte sich ruhig und würdig zur Gegenwehr, wie es sich bei der Erörterung wissenschaftlicher Fragen stets geziemt, aber leider nicht immer geschieht. Am Bette der Mutter, die mit ihrem neugeborenen Kindlein an der Brust unter der Decke liege, habe er keine Lust sich mit jemandem zu zanken. Nicht aus Ehrgeiz oder persönlichen Rücksichten, sondern um der vielen in Lebensgefahr gerathenen Frauen willen verlange er gehört zu werden, bis eine stärkere Stimme sich erhebe, um für sie zu sprechen. Durch diese Untersuchung und noch andere sachwissenschaftliche Schriften, von denen die wichtigsten in einem 1883 erschienenen Bande von „Medical Essays" enthalten sind, ist er mit Recht unter den Fachgenossen in den Ruf eines tüchtigen und besonders scharfsichtigen Forschers gekommen; aber vom großen Publikum wird er vornehmlich als geistreicher Schriftsteller im Bereiche der schönen Literatur gekannt und geschätzt.

Er war das dritte Kind und der erstgeborene Sohn des gelehrten und hochangesehenen Geistlichen Abiel Holmes und stammte von Thomas Holmes, einem londoner Rechtsanwalt des 16. Jahrhunderts, ab. Im Jahre 1686 wanderte sein Urgroßvater, John Holmes, nach Amerika aus und ließ sich in Woodstock, Connecticut, nieder, wo er sich als Feldmesser und Säge- und Walkmüller um das Gedeihen der jungen Ansiedelung außerordentlich verdient machte. Er hatte auch niederdeutsches Blut in den Adern, da seine Mutter, Sarah Wendell, ihre Stammlinie auf einen aus Emden in Ostfriesland um 1640 eingewanderten Evert Jansen Wendell zurückführte, der sich in dem von den Holländern am rechten Ufer des Hudson gegründeten Fort Oranien (jetzt Albany, der Hauptstadt des Staates Neuyork) ansiedelte, wo sein aus einem vor zwei Ankern liegenden Schiff bestehendes buntfarbiges Wappen das Fenster der ältesten Kirche schmückte. Ein Sprößling dieses niederdeutschen Geschlechts, Jakob Wendell, siedelte am Anfang des 18. Jahrhunderts nach Boston über und heirathete dort Sarah Oliver, die Urgroßenkelin der begabten und in der frühesten Colonialzeit sehr berühmten Dichterin Anne Bradstreet, die von ihren Zeitgenossen als „die in Amerika emporgestiegene zehnte Muse" gefeiert wurde. Holmes durfte sich also einer

entfernten Verwandtschaft mit den Schwestern seiner Ahnfrau, den neun Pieriden, rühmen und die Dichtkunst einigermaßen als Familienerbgut betrachten.

Das Bübchen hatte die Kinderschuhe noch nicht ausgetreten, als er in die Schule ging, wo eine sanftmüthige und würdevolle Lehrerin eine lange Weidengerte als das Sinnbild ihrer pädagogischen Oberherrschaft stets in der Hand trug, eher eine ermahnende als eine bestrafende Ruthe, wie es die Zöglinge zu ihrer Beruhigung bald gewahrten. Darauf besuchte er die bostoner Lateinschule und Phillip's Academy in Andover (einem Hauptsitz des Calvinismus), und bezog 1825 als siebzehnjähriger Jüngling das zur Universität noch nicht vollständig ausgebildete Harvard College. Nachdem er den vorgeschriebenen vierjährigen Cursus durchgemacht und die Würde eines Baccalaureus erhalten hatte, wollte er zuerst die Rechtswissenschaft studiren, fand aber keinen Gefallen daran, und widmete sich schließlich der Arzneikunde. Zu diesem Zwecke reiste er auch 1833 nach Europa, hörte Vorlesungen in Paris und Edinburgh, arbeitete fleißig in den dortigen Kliniken, und kehrte 1835 nach Hause zurück. Einige Monate später erwarb er sich die Doctorwürde nach glücklich und sogar glänzend überstandener Prüfung bei der medicinischen Facultät der Harvard-Hochschule. Im Jahre 1838 wurde er zum Professor der Anatomie und Physiologie in Dartmouth College ernannt und 1847 zu demselben Lehramt an seiner Alma mater berufen, das er erst 1882 niederlegte.

Holmes begann sehr früh, schon als milchbärtiges Bürschchen, um die Gunst der Musen zu werben, und ließ in der von den Studenten herausgegebenen Monatsschrift „The Collegian“ recht viele Gedichte drucken, die er jedoch in reifern Jahren zum größten Theil als elende Reimereien bezeichnet und in seine gesammelten „Poetic Works“ nicht aufgenommen hat. Darunter aber war ein 1830 veröffentlichtes Erzeugniß seiner Muse, durch welches es ihm auf einmal gelang, den stürmischen Beifall seiner Landsleute zu erringen und sich als Dichter einen nationalen Ruf zu erwerben. Es befand sich damals im Schiffswerft zu Charlestown bei Boston die alte vom Volk „Old Ironsides“ genannte Fregatte „Constitution“, welche in den Kämpfen gegen die britische Seemacht eine ruhmreiche Rolle gespielt hatte und jetzt durch einen Beschluß der Bundesregierung als nicht mehr zum Dienste tauglich zum Abbruch verurtheilt wurde. Gegen diese spießbürgerliche Entscheidung und schnöde Entweihung des stolzen und gewissermaßen heilig gehaltenen Kriegsschiffes erhob der einundzwanzigjährige Dichter seine Stimme, indem er in einem aus dem Stegreife des Pegasus abgefaßten feurigen Liede „Old Ironsides“ verherrlichte und das Verfahren der Regierung brandmarkte. Dieser glühende Ausdruck seiner patriotischen Gesinnung erregte großes Aufsehen und fand erstaunlichen Beifall, sodaß der Marineminister den erlassenen Befehl sogleich rückgängig machte. So wurde das einst unüberwindliche Kriegsschnellschiff durch ein geharnischtes Schnellgedicht vor der ihm zugedachten Schmach gerettet. Wie „Old Ironsides“, so waren die übrigen von Holmes im Lauf von siebzig Jahren verfaßten „Poems“ (vielleicht mehr als dreihundert an der Zahl) vorwiegend Gelegenheitsgedichte, die durch Geburtsfeste, akademische Feierlichkeiten, Abschiedsschmäuse, gesellige Vereinigungen aller Art und bedeutende politische oder wissenschaftliche Ereignisse hervorgerufen wurden. Mit welcher Leichtigkeit er solche Verse hinwarf, ist aus dem folgenden Vorfall zu ersehen. Der „Bohemian Club“ in San-Francisco erwählte ihn eines Abends zum Ehrenmitglied und setzte ihn durch ein gegen Mitternacht abgesandtes Telegramm davon in Kenntniß. Eine Antwort wurde natürlich erst nach mehrern Tagen erwartet, aber ehe die festlich versammelten Mitglieder auseinandergingen, erhielten sie von dem aus tiefstem Schlafe durch den bostoner Telegraphenboten aufgeweckten Dichter die folgenden Zeilen:

> Message from San Francisco! Whisper low —
> Asleep in bed an hour or more ago
> While on his peaceful pillow he reclines,
> Say to his friend who sent these loving lines:
> „Silent, unanswering, still to friendship true,
> He smiles in slumber, for he dreams of you.“

Es sind allerdings in der Regel leichte Waaren, die uns in solchen Fällen geboten werden; aber sie sind mit großer Gewandtheit und Eleganz verfertigt, tadellos in der Behandlung der Form, und zeugen stets von glücklicher Erfindungsgabe und untrüglichem Geschmack. In dieser etwas verschmähten Gattung der Poesie ist Holmes ein anerkannter und unübertroffener Meister gewesen, der sich durch eine Unerschöpflichkeit der Phantasie und eine Ursprünglichkeit des Humors auszeichnete, welche ans Unglaubliche grenzen und uns noch immer mit Bewunderung erfüllen. In dieser Beziehung wurde er einigermaßen als der Poeta laureatus der Vereinigten Staaten angesehen und kam den mit einem derartigen Amt verbundenen Pflichten mit einer Gewissenhaftigkeit und vielseitiger Geschicklichkeit nach, deren selbst der begabteste Belorbeerte des britischen Hofes sich schwerlich rühmen könnte. Wo er aber sang, wie der Vogel singt, nicht durch äußere Veranlassung, sondern aus eigenem, innerm Triebe, da quollen aus der Tiefe seines Gemüthes die reichsten und reinsten Ergüsse der lyrischen Dichtkunst hervor, wie „The Chambered Nautilus“, „The Deacon's Masterpiece“, „The Old Man's Dreams“, „Wind-Clouds and Star-Drifts“, „The Last Leaf“ und andere Perlen vom schönsten Wasser.

Abgesehen von den bereits erwähnten fachwissenschaftlichen Aufsätzen und Abhandlungen bestehen Holmes' Prosaschriften aus drei Romanen und vier Bänden von sogenannten Tischgesprächen. Im ersten Roman: „Elsie Venner, a Romance of Destiny“, der zuerst in der bostoner Monatsschrift „The Atlantic Monthly“ und im Jahre 1861 als Buch erschienen ist, hat der Verfasser sein

Augenmerk hauptsächlich auf die Frage von der Verantwortlichkeit des Individuums für die Folgen einer vor seiner Geburt entstandenen Verderbung seiner Natur, wodurch die freie Bethätigung seines Willens beeinträchtigt und thatsächlich vernichtet wird, gerichtet. Die Fabel der Erzählung ist sehr einfach. Kurz vor der Geburt der Heldin wurde ihre Mutter von einer Klapperschlange gebissen. Durch die sofortige Anwendung von Gegenmitteln und die Ausbrennung der Wunde wurde die tödtliche Wirkung des Giftes aufgehalten, aber nicht vollständig aufgehoben, sodaß die Frau allmählich dahinsiechte und erst einige Wochen, nachdem das Kind auf die Welt kam, starb. Um den Hals des neugeborenen Mädchens bemerkte die Amme zu ihrem Entsetzen die Gestalt einer Schlange, die sich auch bald als das äußere Merkmal einer mit menschlichen Eigenschaften verbundenen schlangenartigen Gemüthsbeschaffenheit erwies. Dieser verhängnißvolle, vorgeburtliche Einfluß gab sich in den geschmeidigen Bewegungen und schlängelnden Windungen ihres schönen stattlichen Körpers und in dem kalten, grünbläulichen Schimmer und unheimlichen Zauber ihrer Augen kund. Wie die Ophidia entbehrte sie des Geselligkeitstriebes und hielt sich gern in Wäldern und einsamen Gebirgsgegenden auf; nur hier und da kam das Menschliche in ihr zur Geltung und ließ sie das flüchtige Bewußtsein ihres sonderbaren Lebens und Wesens schmerzlich empfinden. Einmal, als sie achtzehn Jahre alt wurde, gewann sogar das Ewig-Weibliche in ihr die Oberherrschaft und erweckte eine heftige Liebesneigung zu einem jungen Manne; es entfesselte sich jedoch zugleich ein fürchterlicher Streit zwischen dieser jungfräulichen Leidenschaft und dem haßerzeugenden Schlangengift in ihrem Blut, woran sie starb. Ist sie für das vom Klapperschlangenbiß herrührende angeborene Verderbniß verantwortlich, und wird der liebe Gott sie deshalb zur ewigen Höllenpein verdammen? Wird das Menschengeschlecht demselben Schicksal ausgesetzt, weil unsere angebliche Stammmutter zu freundlich und vertrauensvoll mit der listigen Schlange, Mephisto's „Muhme", im Garten Eden verkehrte, und durch ihren Fall sämmtliche Nachkommen mit dem immer fortwirkenden Gift der Erbsünde ansteckte? Dies ist die Frage, die der Dichter zu lösen sucht.

Der zweite 1863 veröffentlichte Roman: „The Guardian Angel", stellt uns demselben Problem gegenüber, aber von einer andern Seite, und hat mit weniger abnormen Seelenzuständen zu thun. Die Heldin, Myrtle Hazard, ist eine erzgesunde Natur, die gerade deswegen mit ihrer von strengen Calvin'schen Weltanschauungen beherrschten Umgebung in unversöhnlichen Conflict geräth. In dieser Erzählung hat Holmes die Ergebnisse seiner psychologischen Forschungen meisterhaft zu verwerthen verstanden und in künstlerischer Beziehung den Höhepunkt seines dichterischen Schaffens erreicht. Die Handlung geht in einem Landstädtchen Neuenglands vor sich, dessen Bewohner, die Aerzte Kittridge und Hurlbut, die ehrwürdigen und gewissenhaften Seelensorger Dr. Honeywood und Father Pemberton, der salbungsvolle Seelenschänder und fromme Verführer der Jugend, Joseph Bellamy Stoker, der gelehrte Professor Byles Gridley, und der seichtköpfige Ladendiener und Dorfdichterling Gifted Hopkins, sind mit großer Lebenswahrheit und köstlichem Humor gezeichnet. Der dritte 1884 geschriebene Roman: „A Mortal Antipathy", hat auch den Zweck, die Vererbungslehre zu beleuchten, sticht aber bezüglich des Inhalts sowie der Darstellung gegen die beiden andern in auffälliger und unerfreulicher Weise ab. Daß ein junger Mann kein junges Mädchen leiden könnte, weil seine Amme ihn im Säuglingsalter von einem Balkon herunterfallen ließ, ist ein weithergebrachtes und nichtswürdiges Motiv, welches von der zu erläuternden wissenschaftlichen Idee nur ein Zerrbild gibt und sie lächerlich macht.

Als Romanschriftsteller ist Holmes vielleicht allzu geneigt, sich in Monologe zu ergehen und den Gang der Handlung durch allerlei geistreiche Betrachtungen aufzuhalten. Diese Tendenz gelangt in den Tischgesprächen mit Recht zur vollen Geltung, da solche Werke ihm gestatten, und sogar die Verpflichtung auferlegen, die ganze Conversation an sich zu reißen. Die sogenannte „Breakfast Tables Series" besteht aus drei Bänden, von denen der erste und bei weitem der beste „The Autocrat of the Breakfast Table" vor beinahe vierzig Jahren verfaßt wurde. Darauf folgt 1859 „The Professor at the Breakfast Table", und 1872 kam in einem dritten Bande die Reihe an den Poeten. Ein vierter 1890 vollendeter Band: „Over the Teacups", enthält die Gedanken des beim Abendbrot sitzenden achtzigjährigen Greises, der nun auf das Leben zurückblickt und es viel ernster nimmt als beim Morgenmahl. Holmes war ein „brilliant conversationist" und zeichnete sich durch eine glänzende Unterhaltungsgabe im mündlichen Verkehr mit geistesverwandten Freunden aus. Für das, was die Nachwelt verloren hat, weil kein „Boswell" mit Notizbuch ihm auf dem Fuße folgte, oder kein Phonograph in seinem Empfangszimmer oder in den Räumen des bekannten „Saturday Club" aufgestellt wurde, können seine gedruckten Werke keinen Ersatz leisten; aber in den soeben erwähnten Frühstücksplaudereien, die er vorgeblich in einem von gebildeten Herren und Damen besuchten „boarding house" geführt hat, bekommt der Leser wenigstens einen sich der Wirklichkeit annähernden Begriff von seinen hervorragenden Fähigkeiten auf diesem Gebiete. Auf jeder Seite findet man witzige Einfälle, unerwartete Gedankenspiele, geistreiche Aperçus, tiefsinnige Sprüche oder leicht hingeworfene, aber vielumfassende Bemerkungen, die zum Nachdenken anregen und oftmals den Stoff zu einer literarischen Broschüre, einer theologischen Streitschrift oder wissenschaftlichen Abhandlung liefern würden. Nur durch wiederholte Lektüre wird man im Stande sein, diese Mannichfaltigkeit und Reichhaltigkeit richtig zu würdigen.

Die vorliegende Biographie gibt eine ziemlich knapp-

gemessene Darstellung des nicht sehr ereignißvollen Lebenslaufes des Dichters, mit einer kurzen und unsers Erachtens kaum genügenden Kritik seiner literarischen Leistungen. Interessant sind die 1833—35 geschriebenen Briefe aus Europa. Der zweite Band besteht zu zwei Dritteln aus bisher meistens ungedruckten Briefen, von denen mehrere keinen besondern Werth haben. Die chronologische Anordnung des Materials und die Zeitangaben lassen viel zu wünschen übrig. Abgesehen von diesen Mängeln ist das gut geschriebene und anziehende Werk bestens zu empfehlen.

E. P. Evans.

Feuilleton.

Aus der neuesten französischen Literatur heben wir Folgendes hervor:

Das Jahr 1896 hat uns eine reiche Memoirenliteratur gebracht, die sich auf die wichtigsten Epochen der französischen Staatsentwickelung erstreckt. Naturgemäß ist ihr Werth sehr verschieden, so dankbar man auch im allgemeinen derartige Veröffentlichungen entgegennehmen wird, weil sie uns gewissermaßen einen Blick hinter die Coulissen der Geschichte gestatten. Ganz abgesehen aber davon, daß es auch apokryphe Fassungen gibt, kommt es bei solchen Erinnerungen doch wesentlich auf die geistigen Eigenschaften des Augenzeugen an, und darauf, ob er nur Selbsterlebtes berichtet, oder auch Dinge, die er blos vom Hörensagen kennt. Die Zeit aber, wann die Memoiren geschrieben wurden, ist von nicht geringerer Bedeutung, denn es versteht sich von selbst, daß Aufzeichnungen, die unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse niedergeschrieben wurden, am Tage des Geschehens, zum Verständniß einer politischen Situation viel besser dienen als solche, die Tage, Monate und Jahre danach fixirt worden sind und deren historischen Werth man durch mühsame Vergleiche annähernd bestimmen kann. Wie außerordentlich manchmal Vorkommnisse im Spiegelbilde der Erinnerung ihren Charakter verändert haben, lehrt ja die zeitgenössische Geschichte zur Genüge. — Dem ersten dieser Bücher müssen wir ein besonderes einleitendes Wort vorausschicken.

Wer das Sonst und Jetzt im Familienleben sich klar machen will, kann das am besten an der Stellung ermessen, die gegen früher das Kind in der Gesellschaft einnimmt. Standen früher die Interessen der Erwachsenen im Vordergrunde und durften Kinder höchstens passiv sich im Familienkreise zeigen, wenn Gäste zugegen waren, so bilden jetzt die Kinder den Mittelpunkt der Familie, und alle wenden sich ihnen zu, sobald sie erscheinen. Wie schwer bei solchen Gelegenheiten gegen die einfachsten Regeln der Erziehung gesündigt wird und wie sehr man so, kurzsichtig genug, daran arbeitet, die Kinder zu vorlauten und eingebildeten Affen zu erziehen, mag hier nur angedeutet werden. Unbestreitbare Thatsache ist es, daß diese Misgriffe der Aeltern zum guten Theil aus dem Bestreben sich erklären, ihren Kindern ja nur möglichst alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, damit sie glatte Laufbahn vor sich haben. Zu den Eigenschaften, die dazu befähigen, selber Schwierigkeiten überwinden zu können, werden sie immer weniger angehalten. Kommen dann die Stunden der Noth, dann tritt jene Verzagtheit ein, die als ultima ratio nichts anderes kennt als den Tod. Unsere ganze Jugenderziehung steht im Zeichen der Verzärtelung. Wer für straffe Zucht in Schule und Haus ist, wird nicht ohne schmerzliche Betrachtungen einen Bericht aus der guten alten Zeit zur Hand nehmen, der über die Erziehung dreier Prinzen aus dem Hause Bourbon Aufschluß gibt. Er findet sich in dem Buche „Le grand Condé, son fils le duc d'Enghien, son petit-fils le duc de Bourbon, d'après les documents originaux, par le P. Henri Chérot, S. J". Der bedeutsamste dieser drei Fürsten war ohne Zweifel der Sieger von Rocroi, den sein Vater Heinrich II. von Bourbon in dem alten Jesuitencolleg Sainte-Marie zu Bourges erziehen ließ, während der Enkel in Namur und der Urenkel in Paris zur Schule gingen. Ueber ihre Leistungen sind wir bis ins Einzelne genau unterrichtet. Wir wissen also nicht blos, wie sie sich in den verschiedenen Fächern anstellten, sondern können sogar auf Grund der in den Familienarchiven erhaltenen Arbeiten ihre Fortschritte bis zum Abgang verfolgen. Eins wird dabei ohne weiteres klar: sie haben alle drei tüchtig arbeiten müssen, und am meisten von ihnen der Große Condé, der unter der scharfen Controle eines gestrengen Herrn Papas stand. Schon aus diesem Grunde wird das Buch unsere ganze Theilnahme in Anspruch nehmen. Es kommt aber hinzu, daß auch der, der die Erziehungskunst in ihrer Entwickelung wissenschaftlich betrachtet, seine Rechnung bei dem Buche finden wird, wie nicht minder der protestantische Theolog, der darin die Jesuiten in ihrer vornehmsten Thätigkeit beobachten kann.

Treffend ist der Titel eines Buches erfunden, das sich benennt „Les Mille et une Nuits d'une ambassadrice de Louis XIV, par R. de Maulde-la Clavière" (Paris 1896), denn märchenhaft wie aus „Tausendundeine Nacht" muthen uns die Irrfahrten einer galanten Abenteurerin an, die einen außerordentlichen Gesandten Ludwig's XIV. an den Sultan von Bagdad begleitete und, als dieser unterwegs vergiftet wurde, den Muth hatte, mit wenigen Dienern bis ans Ziel vorzudringen. Erleichtert wurde ihr allerdings ihr Vorwärtskommen durch ihre sieghafte abendländische Schönheit, die ihr nicht nur die Thore der Städte, sondern auch die Herzen der biedern Muselmänner öffnete. Neben dieser culturhistorisch interessanten Seite des Buches, die ausführlich zu schildern manchmal die Decenz verbietet, zeigt es aber auch ein eminent politisches Gesicht, denn es wirft auf die weitsehende internationale Politik des goldenen Zeitalters Frankreichs ein charakteristisches Licht. Der Zweck der Gesandtschaft war nämlich kein geringerer, als die vereinzelten Christengemeinden Persiens unter eine französische Diöcese zu vereinigen, den katholischen Glauben auszubreiten und den Sonnenkönig zum Protector aller Christen in Persien zu machen. An diese religiöse Propaganda sollten sich natürlich zur Ausbreitung des französischen Handels Handelsgesellschaften anschließen mit der Aufgabe, den englischen, holländischen und portugiesischen Handel an sich zu reißen und die Handelsstraße durch ein dem französischen Machtwort gehorchendes Persien zu leiten. Der Niedergang Frankreichs im 18. Jahrhundert verhinderte die Verfolgung dieser großartigen Pläne. Wie richtig aber der Grundgedanke war, beweist die ägyptische Politik Napoleons I., der demselben Ziele auf anderm Wege zustrebte.

Wer die Schreckensherrschaft der Revolution aus unmittelbarer Anschauung kennen lernen will, so wie sie sich dem Auge und dem Empfinden der armen verfolgten Opfer darbot, muß zu dem Buche greifen: „La Citadelle de Doullens sous la Terreur. — Récit d'un détenu. Édité par Aug. Braquehay" (Douai 1895). Es sind die Berichte eines Edelmanns, Mathieu-Charles-Marie-René de Boisrobert, der sich nach kurzer Militärlaufbahn in Montreuil niedergelassen hatte, um die Künste zu pflegen. Trotzdem er der Stadt und der ganzen Gegend nur Gutes erwiesen hatte, wurde er verdächtigt und schuldig befunden, und nur die Gunst des Zufalls rettete ihn vor dem Schaffot. Was er während seiner Gefangenschaft erlebt und erlitten und was er

andere hat leiden sehen, dazu all die Züge von Standhaftigkeit, von Treue und Hingebung und Todesmuth schildert er uns in Worten, deren Schlichtheit zum Herzen spricht.

Aus der Zeit der Restauration und des Romantismus plaudert die Gräfin Dash in ihrem Buche „Souvenirs anecdotiques sur la Restauration". Kommt bei ihr auch die hohe Politik etwas knapp weg, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil in jenen ruhigen Tagen nach dem Sturm eine hervorragende politische Rolle überhaupt nicht zu spielen war, so entschädigt sie uns durch die Anschaulichkeit ihrer harmlosen Plaudereien, die uns ein treffendes Bild der Gesellschaft in den letzten Jahren der legitimistischen Bourbonen gewährt. Am lebhaftesten geht es da zu, wenn man von Literatrr spricht, denn der Gegensatz zwischen den „Perücken", den Anhängern der classischen Schule, und den Romantikern führte oft genug zu den heftigsten Wortgefechten, ja nicht selten ist selbst im Theater das Schicksal eines neuen Stückes durch Faustthiebe entschieden worden. Finden wir so auf der einen Seite die Ausschreitungen überschäumender Jugendkraft, so sehen wir auf der andern Seite eine Engherzigkeit der Anschauung, die den jungen in die Blüte schwellenden Kräften völlig verständnißlos gegenübersteht. Als ein Classicist einst einige Verse eines „Jungen" gehört hatte, rief er aus: „Régnier und die Dichter vor Malherbe sind im Vergleich zu dem da wahre Muster von Correctheit; und dann, was für eine Sprache! was für Worte! Für sie gibt es keine poetische Sprache mehr; sie nennen alle Dinge bei ihrem gemeinen Namen!" Was würde wol der bonhomme gesagt haben, wenn er einen Zola'schen Roman hätte lesen können?

— Im Anschluß an den Artikel „Volks- und Jugendschriften für den Weihnachtstisch" in voriger Nummer erwähnen wir noch folgende, uns erst später zugegangene Jugendschriften:

Schweiger-Lerchenfeld, A. von, „Das Buch der Experimente. Mit 435 Abbildungen im Texte" (Wien, A. Hartleben. Geb. 6 M.). Der Verfasser des „Eisernen Jahrhunderts" und „Vom rollenden Flügelrad" hat sich hier auf das Sammeln von physikalischen Experimenten und wissenschaftlichen Spielereien gelegt. Die meisten Versuche haben den Vorzug leichter Ausführbarkeit und sind, was heute nicht zu unterschätzen ist, neuen und neuesten Ursprungs. Dabei ist weniger auf die correcte wissenschaftliche Erklärung als auf die Schilderung der Versuche Rücksicht genommen worden. Zu einigen, z. B. zu den elektrischen Experimenten, zur Erzeugung von Roentgen-Strahlen, werden größere Apparate vorausgesetzt, und unter den optischen Versuchen haben auch die photographischen Arbeiten eingehendere Berücksichtigung erfahren. Allerlei Kunststücke physikalischer Art sowie eine Reihe pflanzenphysiologischer Versuche bilden den Schluß des ersten Theils. Der zweite bietet Anleitung zu allerlei Liebhaberkünsten, zu Gravir-, Aetz- und Modellir-Arbeiten, zum Kerb- und Lederschnitt, zur Brandmalerei u. a., sowie zum Sammeln von Naturalien. Das Buch ist ein geeignetes Geschenk für Knaben, die ihre freien Stunden in anregender und angenehmer Weise ausfüllen wollen.

Verne, J., „Vor der Flagge des Vaterlandes. — Clovis Dardentor" (Wien, A. Hartleben. Geb. je 1 M.). Im ersten Bändchen (dem 69. der Sammlung Verne's) begegnen wir Jules Verne auf vertrauter Fährte. Der abenteuerliche Erfinder eines furchtbaren Explosionsgeschosses wird von einem Seeräuber aus dem Irrenhause nach einer geheimnißvollen Insel der Bermuda-Gruppe entführt und gezwungen, in die Dienste des schlauen Piraten zu treten. Beim Anblick der Flagge eines französischen Schiffes, das durch ihn dem Untergange geweiht werden soll, erwacht die schlummernde Vaterlandsliebe und statt des Schiffes zerschmettert er die Insel sammt ihren verbrecherischen Bewohnern. Das zweite Bändchen, Nr. 79 der Collection Verne, schildert in dem bekannten Plaudertone des Verfassers die abenteuerliche Reise eines Junggesellen und Lebensretters par excellence, an deren Ende dieser selbst aber durch die Geistesgegenwart eines Mädchens gerettet und wie dieses in den Hafen der Ehe bugsirt wird.

Robischung, F. A., „Der Senne vom Roßberg oder Undank und Edelmuth. Eine Erzählung aus den Vogesen" (Regensburg, Nationale Verlagsanstalt. Geb. 4 M.). Die Fabel ist anmuthend, ihre Tendenz lobenswerth, die Darstellung fesselnd und — der große Druck außerordentlich wohlthuend für die Augen; aber die Erfindung leidet an Unwahrscheinlichkeiten, und die Sprache der schlichten Bergbewohner ist nicht immer glücklich wiedergegeben.

Eynatten, C. von, „Die Arminsbrüder. Erzählung für die reifere Jugend und das Volk. Mit 2 Abbildungen in Photogravure von A. C. Baworowski" (Regensburg, Nationale Verlagsanstalt. Geb. 4 M.). Die Armins-Brüder sind fünf Freunde, fünf Jungen in der Pension, Verbündete, die hier wie im spätern Leben treu zusammenhalten. Armin, der energische Gründer der Verbrüderung, der Held der prächtigen Geschichte, ist der Sohn einer Kaufmannsfamilie, deren Schicksale den roten Faden der Erzählung liefern. In den Schriften für die reifere Jugend ist die Schilderung eines Knabenpensionats etwas Seltenes: die vorliegende ist der Verfasserin beinahe ebenso gut gelungen wie dem Lustspieldichter Roderich Benedix die des Mädchenpensionats in seinem „Aschenbrödel".

Redeatis, „Herzenswünsche". — „Blüte und Frucht." Erzählungen für die reifere Jugend. Mit je 2 Abbildungen in Photogravure von F. Bergen (Regensburg, Nationale Verlagsanstalt. Geb. je 4 M.). Die Herzenswünsche der weiblichen Charaktere, deren ernste Führungen uns die drei Erzählungen schildern, sind anfangs keine von den löblichen, sondern gleichen den thörichten Wünschen im Märchen. Die Verfasserin versucht hier den Schwächen unserer Zeit, namentlich der zunehmenden Genußsucht entgegenzuwirken, in dem sie die jugendliche Leserin an Irrwegen vorbeiführt und ihr am Schlusse die reichbeglückende Lebensaufgabe vor Augen stellt, auf die schon Mutter Natur die Frau hinweist. Die beiden Erzählungen „Blüte und Frucht" und „Schein und Sein" bringen ähnliche Absichten zur Geltung. In jener ist die Kunst die lockende Sirene; in der zweiten wird ein schwankendes Mädchenherz, gefestigt und vertieft, zu ihrer ersten Liebe zurückgeführt.

Schaching, O. von, „Baierntreue. Historische Erzählung aus dem 18. Jahrhundert für das Volk und die gereifte Jugend. Mit 2 Photogravuren von A. Hoffmann" (Regensburg, Nationale Verlagsanstalt. Geb. 4 M.). Im Gedenken an die Seelengröße und den Opfermuth sowie an das tragische Geschick der bairischen Helden, die im Spanischen Erbfolgekriege Blut und Leben ließen, will der Verfasser das nationale Bewußtsein kräftigen zum Schutze gegen die Wühlarbeit vaterlandsloser Menschen. Die erschütternden Momente der Geschichte einer fast vergessenen Zeit sind in eine überaus fesselnde Erzählung verwoben, die dem Leser auch mit den Helden der Sendlinger Schlacht, mit dem Schmied von Kochel und seinen Getreuen, aber auch mit Oettlinger, dem verrätherischen Pfleger von Starnberg, bekannt macht. Von O. von Schaching erscheinen in gleichem Verlage Geschichten aus alter Zeit für das Volk und die reifere Jugend: „Meier Helmbrecht", „Peter Buchwald, der Husit", „Leben und Abenteuer des Simplicius". In „Meier Helmbrecht" wird der Held der ersten deutschen Dorfgeschichte, jener ungehorsame, verzogene Bauernsohn, der sich seines Standes schämt und deshalb mit allen Mitteln einen Wechsel seiner Lage herbeizuführen sucht, wieder zu neuem Leben erweckt, um als Spiegelbild auch unserer vom Gifte der Unzufriedenheit zerfressenen Gegenwart vorgehalten zu werden. Die zweite Geschichte erzählt das Leben des husitischen Märtyrers Buchwald. Die dritte enthält des Freiherrn

von Grimmelshausen packende Schilderungen aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

Mirbach, M., „Im Kampfe um die Ehre. Erzählung aus dem Holländischen. Mit zwei Photogravuren von F. Bergen“ (Regensburg, Nationale Verlagsanstalt. Geb. 4 M.). Das Buch enthält eine flott erzählte Seemannsgeschichte aus dem 16. Jahrhundert, in der die Liebe Mayken Hudde's dem unter dem Verdachte des Mordes stehenden Helden das Leben rettet.

Hübner, M., „Unter der Geißel des Corsen. Mit Abbildungen von A. von Roeßler“ (Leipzig, F. Hirt u. Sohn. Geb. 5 M.). Die Bilder aus der Zeit der Erniedrigung und der Erhebung Deutschlands sind den Erinnerungen des Großvaters des Verfassers nacherzählt und sollen unserer Jugend die Unbilden des französischen Joches wieder vor Augen führen und in ihr die Begeisterung für gleiche Pflichterfüllung und Hingabe wach erhalten. Die Erzählung, die neben Schicksalen zweier jugendlicher Vaterlandsvertheidiger auch das Treiben des Feindes auf deutschem Boden und die Behandlung der Gefangenen als Bagnosträflinge schildert, wird ihrem Zweck mehr entsprechen als manche der oft recht unzureichenden Bearbeitungen von „Mitkämpfern“ des letzten großen Krieges.

Schwarz, B., „Palästina für die Hand der Jugend. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte“ (Leipzig, F. Hirt u. Sohn. Geb. 2 M. 50 Pf.). Der Verfasser hat das Heilige Land zu wiederholten malen bereist und bietet daher auch verhältnißmäßig mehr das Sachliche, das die Vergangenheit mit der Gegenwart verknüpft. Die Beschreibung beginnt mit der Ausbootung vor der Klippenreihe Javas und führt durch das Land der Philister hinauf nach Jerusalem, zu den geheiligten Stätten bis nach Bethlehem. In besonders ausführlichen Abschnitten gehen wir den „Fußstapfen des leidenden Erlösers“ nach und wandern an der Hand des kundigen Führers durch „das Land, das Jesu Jugend sah“. Für die Autotypien der Städte- und Landschaftsbilder des heutigen Palästina werden die jugendlichen Leser besonders dankbar sein.

„Die Königin Luise. In 50 Bildern für Jung und Alt von C. Röchling, R. Knötel und W. Friedrich“ (Berlin, P. Kittel. Geb. 3 M.). Zu dem „Alten Fritz in 50 Bildern“ gesellt sich hier ein Gegenstück von genau derselben Ausstattung, das sich in Zeichnung und Colorirung auf den ersten Blick als echtes Volksbuch kundgibt und dem Beschauer in Wort und Bild die Gestalt der geliebten Königin, der edeln Menschenfreundin und liebevollen Gattin und Mutter zugleich mit den Schicksalen ihres Landes vor Augen führt. Am sichersten hat C. Röchling Ton und Stimmung getroffen: seine Bilder erwecken hie und da die Empfindung, als seien sie in jenen Tagen selbst entstanden. W. Friedrich hat sich verständigerweise auf das idyllische Element beschränkt; die Soldaten- und Kriegsbilder haben in R. Knötel ihren Meister gefunden.

Augusti, B., „Luise, Königin von Preußen. Mit 7 Abbildungen“ (Breslau, F. Hirt. Geb. 1 M.). Die bekannte Verfasserin der Sammelwerke „An deutschem Herd“ und „An fremdem Herd“ gibt in dem Buche, das sie allen deutschen Frauen und Mädchen widmet, ein Lebensbild der fürstlichen Dulderin.

— Von ältern beliebten Romanen und Novellen sind unter andern in neuer Auflage erschienen von Hans Arnold „Einst im Mai“, illustrirt von W. Claudius (Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 3 M.); von W. von Hillern „Aus eigener Kraft“ (Leipzig, Ernst Keil's Nachf. 6 M.).

Bibliographie.

Becker, A., Hedwig. Roman. Zwei Bände. Zweite Auflage. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. 8. 4 M.

Bernhard, Marie, Forstmeister Reichardt. Roman. Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger. 8. 3 M.

Betzinger, B. A., Di Mondo in Mondo. Von Welt zu Welt. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. Quer-8. 3 M.

Bigot, Madame (Mary Healy), Eine internationale Ehe. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 13. Jahrgang. Band 8.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Boguslawski, A. v., Der Ehrbegriff des Offizierstandes. Berlin, Schall u. Grund. 8. 60 Pf.

Bonus, A., Deutscher Glaube. Heilbronn, Eugen Salzer. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Brandis, W., Bürgerliches Gesetzbuch für das Deutsche Reich. Leipzig, Emil Stock's Verlag. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

— — Die Grundzüge des Bürgerlichen Gesetzbuches nebst Einführungsgesetz. Leipzig, Emil Stock's Verlag. Gr. 8. 75 Pf.

Brandt, A. v., Beiträge zur Geschichte der französischen Handelspolitik von Colbert bis zur Gegenwart. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Diel, J. B., Novellen. Dritte und vierte Auflage. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 8. 3 M.

Dieterich, A., Die Grabschrift des Aberkios. Leipzig, B. G. Teubner. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Dominicus, J., Lessing's Stellung zum Judenthum. Dresden, Druckerei Glöß. Gr. 8. 1 M.

Donner und Blitz! 101 Sensenhiebe von einem Saft- und Kraftbauern. Braunschweig, Diedr. Janssen's Verlag. Gr. 8. 75 Pf.

Ebers, G., Barbara Blomberg. Historischer Roman. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 10 M.

Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte. Vierter Band. Erstes Heft. Herausgegeben von August Sauer. Wien, Carl Fromme. Gr. 8.

Gerber, H., Etwas über Nasen. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). Gr. 8. 1 M.

Günther, R., Deutsche Culturgeschichte. (Sammlung Göschen. Band 56.) Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 16. Geb. 80 Pf.

Gyp, Federwisch's Heirath. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 13. Jahrgang. Band 7.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Hauptmann, G., Die versunkene Glocke. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 3 M.

Heyse, P., Das Räthsel des Lebens und andere Charakterbilder. Berlin, Wilhelm Hertz. 8. 5 M.

Hillern, Wilhelmine v., Aus eigener Kraft. Roman. Zwei Bände. Dritte Auflage. Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger. 8. 6 M.

Joachim, H., Römische Literaturgeschichte. (Sammlung Göschen. Band 52.) Leipzig, G. J, Göschen'sche Verlagshandlung. 16. Geb. 80 Pf.

Keyser, Stefanie, Sturm im Wasserglase. Roman. Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger. 8. 3 M.

Kleinpaul, R., Das Fremdwort im Deutschen. (Sammlung Göschen. Band 55.) Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 16. Geb. 80 Pf.

Kobell, Louise v., Münchener Porträts, nach dem Leben gezeichnet. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Kronenberg, M., Kant. Sein Leben und seine Lehre. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Kruse, E., Richteramt und Advocatur. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Meyer, E., Die Entstehung des Judenthums. Halle, Max Niemeyer. Gr. 8. 6 M.

Müller, F. M., Deutsche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlings. Zehnte Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus. Gr. 8. Geb. 3 M.

Münchhausen, B. v., Gedichte. Göttingen, Lüder Horstmann. 16. 2 M.

Oertzen, Margarethe v., Das Recht aus Leben. Novelle. Minden i. W., J. C. C. Brun's Verlag. 8. 2 M. 75 Pf.

Pfister. A., Aus dem Lager des Rheinbundes 1812 und 1813. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gr. 8. 7 M.

Plaut, M., Deutsches Land und Volk im Volksmund. Breslau, Ferdinand Hirt. Gr. 8. 2 M.

Puttkamer, C. Freiherr v., Des Deutschen Reiches Jubeljahr. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 8. 40 Pf.

Rolf, Allerlei Liebe. Märchen. Straßburg, Straßburger Druckerei u. Verlagsanstalt. 8. Geb. 2 M. 50 Pf.

Scholz, R., Beiträge zur Geschichte der Hoheitsrechte des deutschen Königs zur Zeit der ersten Staufer (1138—97). (Leipziger Studien aus dem Gebiet der Geschichte. Herausgegeben von G. Buchholz, K. Lamprecht, E. Marcks, G. Seeliger. Zweiter Band. Viertes Heft.) Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Schütz, F., Das heutige Rußland. Momentaufnahmen. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Seuberlich, R., Compositionen ohne Noten. Riga, N. Kymmel. 8.

Spencer, H., Einleitung in das Studium der Sociologie. Zwei Theile. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Band XIV und XV. Zweite vermehrte Auflage. Herausgegeben von Dr. H. v. Marquardsen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 8. 8 M.

Werner, E., Der Egoist. Der höhere Standpunkt. Zwei Novellen. Zweite Auflage. Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger. 8. 3 M.

— — Fata Morgana. Roman. Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger. 8. 6 M.

Wernicke, J., System der nationalen Schutzpolitik nach außen. Jena, Gustav Fischer. Gr. 8. 6 M.

Widmann, J. V., Maikäferkomödie. Frauenfeld, J. Huber's Verlag. 8. Geb. 3 M.

Woermann, K., Deutsche Herzen. Dresden, L. Ehlermann. 8. 3 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Festgeschenke u. Nova.

Preise für Exemplare in feinen Original-Einbänden:

Album Oldenburgischer Dichter. Herausgegeben von Fr. Poppe. M. 3.
Allmers, H., Werke. 6 Bände. M. 19.
— Dichtungen. 3. Auflage. M. 4.
— Fromm und Frei. Religiöse Dichtungen. M. 2.
— Römische Schlendertage. 9. Auflage. Mit 20 Vollbildern. M. 7.
— Marschenbuch. 3. Auflage. M. 7.
— Aus vergangener Zeit. M. 4.
— — -v. **Dörnberg,** Bilder aus den Nordsee-Marschen. Lichtdruck-Prachtwerk. M. 9, in Pracht-Mappe M. 15.
Bulthaupt, Dramaturgie. * Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. 5. Auflage. M. 6. ** Shakespeare. 5. Auflage. M. 6. *** Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube. 4. Auflage. M. 6.
— Durch Frost und Gluthen. Gedichte. 2. Auflage. M. 5.
Charpentier, Russische Wanderbilder. 2. Auflage. M. 4.
Fitger, Fahrendes Volk. Gedichte. 4. Auflage. M. 5.
— Winternächte. Gedichte. 4. Auflage. M. 5.
Kaden, Italienische Gypsfiguren. 3. Auflage. M. 5.
Kellner, Hie Rothenburg! Dichtung. 2. Auflage. M. 5.
Kronecker, Von Javas Feuerbergen. Mit 10 Vollbildern und 3 Karten. M. 3.
Leben der Prinzessin de la Trémoïlle. Herausgegeben von Dr. R. Mosen. M. 7,50.
Murad Efendi, Ost und West. Gedichte. 3. Auflage. M. 5.
— Nassredin Chodja. Osmanischer Eulenspiegel. 3. Auflage. M. 3.
— Balladen und Bilder. 3. Auflage. M. 3.
Poppe, Zwischen Ems und Weser. Land und Leute. M. 7.
Riemann, Die Getreuen in Jever. Illustrirt. M. 1,50.
Rittershaus, E., Buch der Leidenschaft. 4. Auflage. M. 3.
— Sommertage. 4. Auflage. Mit Portrait des Dichters von L. Knaus. M. 5.
Roland, Emil, Gedichte. M. 3.
— Der Cantor von Orlamünde. Dichtung. 2. Auflage. M. 2,50.
Salomon, Spaziergänge in Süd-Italien. Illustrirt. M. 4.
Schwartz, A., Vaterländische Ehrentage. 14. Auflage. 60 Pf.
Schwartz, R., Esther im Drama des Reformations-Zeitalters. M. 5.
Sello, Dr., Kloster Hude, ill. M. 2,50.
Spaeth, Samenkörner der Wahrheit. 32 Predigten. M. 8.
Stahr, Ad., Italien. 5 Theile. 4. Auflage. M. 18.
— Oberitalien. 2 Theile. 3. Auflage. M. 7,50.
— Goethes Frauengestalten. 2 Bände. 8. Auflage. M. 8.
— G. E. Lessing. Leben und Werke. 9. Auflage. M. 7,50.
— Weimar und Jena. 3. Auflage. M. 7.
Schinz, Deutsch-Südwest-Afrika. Illustrirt. M. 20.
Staudinger, Die Haussaländer. 2. Auflage. M. 12.
Stern, Ad., Wanderbuch. 3. vermehrte Auflage. M. 5.
Volksbote. Volkskalender. 60. Jahrgang reich illustrirt. 50 Pf.
Zimmermann, Kolonialgeschichtliche Studien. M. 7.
— Preußisch-deutsche Handelspolitik, **aktenmäßig** dargestellt. M. 18.
— Das Schlesische Leinengewerbe dreier Jahrhunderte. M. 7.

Verlag: **Schulzesche** Hofbuchhandlung, **Oldenburg.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein Jahr meines Lebens. 1848—1849.

Von

Alexander Grafen von Hübner.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses Werk des berühmten österreichischen Diplomaten und geistreichen Schriftstellers, sein Tagebuch aus ereignißvoller Zeit, hat durch die eingehende Schilderung des Aufstandes in Oberitalien, sowie der wiener Revolution von 1848 und der Thronbesteigung Kaiser Franz Joseph's allgemeine Aufmerksamkeit erregt.

Durch Leid zur Seligkeit.

Ein Werkstück zum Tempelbau der Erlösung von Friedr. Benj. Hermann.
Fünf Bücher in drei Bänden:
I. Ringen und Werden.
II. Lieben und Hoffen; Welt- und Gotteswissen.
III. Suchen und Finden; Tod und Leben.
3 eleg. Leinwandbde. Gesammtpreis: M. 18.—
Einzelpreis: I. M. 4,80; II. M. 6,75; III. M. 5,20.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Joh. Heinr. Meyer, Braunschweig.



Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe an Johanna Motherby

von

W. von Humboldt und E. M. Arndt.

Mit einer Biographie Johanna Motherby's und Erläuterungen herausgegeben von

Heinrich Meisner.

Nebst einem Porträt.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Diese zum ersten male veröffentlichten Briefe bieten einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik W. von Humboldt's und Arndt's, insbesondere des letztern, dessen Thätigkeit während der Befreiungskriege, Familien- und Seelenleben sie vorführen. Die vertraute Freundin beider, Johanna Motherby, deren Biographie nebst einem Porträt gegeben wird, tritt hiermit in den Kreis der berühmten Frauen zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Euphorion.

Eine Dichtung aus Pompeji

in vier Gesängen von

Ferdinand Gregorovius.

Sechste Auflage.

8. Geh. 2 M. 40 Pf. Cart. 3 M.

Diese anmuthige Dichtung, ein im altrömischen Geiste geschaffenes idyllisches Epos, hat allgemeine Würdigung und weite Verbreitung erlangt, sodaß bereits die sechste Auflage ausgegeben wurde.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf., jährlich 30 M.

Nr. 52.

Leipzig, 24. December 1896.

Zur Jahreswende.

Dem rückwärtsgewandten Blicke bietet das scheidende Jahr nichts eigentlich Hervorragendes. Viel Geschäftigkeit, eine befriedigende Höhe des Durchschnitts in den Hervorbringungen, bereits gewohnter Schlendrian, der sich so gern für Genialität ausgeben möchte, ernstes Ringen nach neuen Formen, um neue Ideen, dem Sturme gleich, der den Frühling verkündet: alles dies läßt die enge Verwandtschaft des Jahres 1896 mit seinen nächsten Vorgängern deutlich erkennen.

Ehe ich die Musterung der literarischen Erzeugnisse beginne, habe ich des würdigen Julius Sturm zu gedenken, der am 2. Mai fast achtzigjährig heimgegangen ist. Mit ihm schied der letzte Träger jener innig-religiösen Dichtung, von der die Namen Gerok und Spitta unlöslich sind. Seinen Schwanengesang bildet die Sammlung „In Freud und Leid". Ueber ihn vgl. Hepding, „Julius Sturm". Eines gleichalterigen Dichters Geburtstag feierte das Vaterland am 25. October, — es ist der schwäbische Sänger J. G. Fischer — am schönsten freilich er selbst durch seine Lieder „Mit achtzig Jahren". Endlich sei wegen der culturgeschichtlichen Bedeutung auf die hundertjährige Jubelfeier des Brockhaus'schen Konversations-Lexikons hingewiesen.

Ein stolzes Fest brachte der 28. Juni: die Einweihung des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar. Diese „Ehrenhalle deutscher Literaturgeschichte" dankt unser Volk im Grunde fürstlicher Hochherzigkeit, nämlich der Frau Großherzogin von Sachsen-Weimar. Außer dem Goethe-Archiv und dem Nachlaß Schiller's sind jetzt in dem stattlichen Gebäude vereint die handschriftlichen Hinterlassenschaften von Herder, Hebbel, Immermann, Otto Ludwig, Rückert, Geibel, Keller, Storm u. a.

Wenigstens einen halbwegs charakteristischen Zug erhielt das abgelaufene Literaturjahr durch die fast neu entdeckte ziemlich ausgedehnte Volksdichtung. Zuerst auf sie aufmerksam gemacht zu haben, ist das Verdienst von Karl Weiß-Schrattenthal. Diese Thatsache wird von keiner Seite bestritten, wohl aber ihr Wesen als Verdienst. Ein ärgerlicher Kampf entbrannte insbesondere um Johanna Ambrosius. Hier ist nicht der Raum und der Ort zu einem Schiedsspruch. Für den Selbstunterricht mache ich neben der Johanna Ambrosius namhaft: Franz Bechert, einen Kürschnermeister: „Erlebtes und Erträumtes", die Schifferstocher Stine Andresen: „Gesammelte Gedichte", die „Gedichte eines Arbeiters" von L. Palmer, des Bauers Edm. Stubenrauch „Pflug und Laute", endlich Kath. Koch. Die vielangefeindete Johanna Ambrosius mag sich neben ihren 25 Auflagen mit der Ehrengabe aus der Bauernfeld-Stiftung darüber trösten, daß der Nimbus reiner Natur ihr einigermaßen zerstört ist.

Viel machte von sich reden die Auszeichnung von Wildenbruch's mit dem doppelten Schiller-Preis. Brachte man doch damit den Austritt P. Heyse's und E. Schmidt's aus der Commission der Schiller-Stiftung in Verbindung. Gleich hier sei bemerkt, daß mir von Wildenbruch's „Heinrich und Heinrich's Geschlecht" vorläufig den Höhepunkt in des Dichters Schaffen bedeutet. Im übrigen hatte sich für die Oeffentlichkeit die Preisfrage augenscheinlich zugespitzt zu dem Gegensatz: hie Wildenbruch, hie Hauptmann. Darum ist des erstern Sieg von allgemeinerer Bedeutung. Ob dagegen der Beifall, den G. Hauptmann's Märchendrama „Die versunkene Glocke" unleugbar gefunden hat, mehr ein lauter Einspruch gegen das Urtheil des Preisgerichts ist oder allein auf dem Werth des Stückes beruht, vermag ich nicht zu sagen. Auch Karl Hauptmann hat über seine „Waldleute" manches hören müssen, nicht immer Berechtigtes, zwingt mich die Billigkeit hinzuzusetzen. Ebenso wenig ist der Erfolg andern namhaften Jungdeutschen hold gewesen, so Halben bei der Komödie „Lebenswende", seinem Schüler Heimann

bei dem „Weiberschreck“. Ausnahmen bilden wohl Bierbaum mit den „Freiersfahrten u. s. w. des Pankrazius Graunzer“, das genial angelegte „Lied der Menschheit“ Heinrich Hart's, dritter Band, und doch auch Henry Mackay's „Kleiner Finger und Anderes“ und „Albert Schnell's Untergang“. Sonst hat es das Aussehen, als solle eine gewisse Müdigkeit durch Kraftleistungen um jeden Preis bemäntelt werden. Andernfalls sind Werke wie Altenberg's „Wie ich es sehe“, Fries-Schwenzen's „Freie Liebe“, Lucy Hösch's „Sie haben keine Ehre“, Altenkirch's „Ich der Träumer“, endlich gar M. Janitschek's „Vom Weibe“ heute nicht mehr verständlich. Erträglich als Satire ist Konrad's Roman „In purpurner Finsterniß“. Ob indeß solche Zukunftsphantasien, ob Hauptmann's „Hannele“ und sein Märchendrama, Hartleben's Zurechtstutzung des „Angelus Silesius“ sich mit dem Grundwesen der Modernen vertragen, bleibt mir trotz alledem zweifelhaft. Unzweifelhaft bedauerlich muß man aber die Richtung nennen, die der sprachgewandte Przybyszewski im „Malstrom“ und in „De profundis“ einschlägt. Sie fährt geradezu in den Größenwahn hinein, der da meint, auf das normale Denken, als dessen Maßstab Goethe erscheint, „spucken“ zu dürfen. In ähnlicher Selbstverkennung rühmt ein anderer sein Werk „als eine der schönsten und eigenartigsten Komödien unserer Sprache“, ein dritter bewundert „mit demüthig dankbarem Aufblick die Gelungenheit des (von ihm) spontan Hervorgebrachten“ und meint, Gervinus' Urtheil über „Romeo und Julie“, man möchte alle Liebesdichtung dagegen wegwerfen, gelte nach seiner Lyrik nicht mehr! Doch genug davon! Spielhagen hat wol recht, wenn er in der sehr inhaltreichen internationalen Revue „Cosmopolis“ den Naturalismus als eine Naturnothwendigkeit darstellt, die man als solche hinzunehmen habe.

Die vielbesprochene Fruchtbarkeit des Jahres läßt sich auch für den Ertrag an Romanen und Novellen und an Lyrik rühmen. Schon bei dem bescheidenen Umfang meiner Beobachtung kommen für jene Gattung etwa dreihundert Erzeugnisse in Betracht. Doch es handelt sich hier nicht um einen Verlagskatalog, darum beschränke ich mich noch mehr als sonst.

Im Rückgang scheint mir zunächst die bisher übliche, Bedenken erregende Anleihe der Unterhaltungsliteratur beim Auslande zu sein. Und das ist gleich erfreulich wie die Verdeutschung von Zola's „Rom“ natürlich war. Von unsern Schriftstellern, sollte man meinen, geschähe genug und das vielfach in gediegenster Weise für die Befriedigung des Unterhaltungstriebs, so von dem trefflichen Wilbrandt „Vater und Sohn“ und „Die Rothenburger“; weiter nenne ich Meinhardt: „Mimen“, Lenbach: „Abseits“ und „Auf der Sonnenseite“, Rudolf Lindau: „Schweigen“, Reuling: „Fragwürdige Gestalten“, Jacobowski: „Anne Marie“ M. von Glaser: „Vergelt's Gott“, Gottschall: „Aretin und sein Haus“, einen historischen Roman wie Dahn's „Vom Chiemgau“ und „Chlodovech“, endlich Jensen's „Versunkene Welten“. Begründete Beachtung haben die „Drei Novellen“ Anselm Heine's gefunden. Gut erzählt ist auch H. von Zobeltitzens „Senior und Junior“. Rein menschliche Conflicte behandeln in neuer Form Busse: „Träume“ und „Jugendstürme“, Meinhardt: „Norddeutsche Leute“, während Mauthner: „Die bunte Reihe“, und Alberti: „Mode“, Schattenseiten der Gegenwart unerbittlich beleuchten. Gesättigte Beobachtung und anziehende Darstellung zeichnen des fruchtbaren Heiberg „Zwischen engen Gassen“, „Aus allen Winkeln“, „Fluch der Schönheit“ aus. Von Bauerngeschichten sind erwähnenswerth Sohnrey's „Die hinter den Bergen“ und Hansjakob's „Bauernblut“. — Im übrigen bemüht sich die Prosadichtung, alle Erscheinungsformen des Lebens in der Gegenwart aufzufassen und in künstlerischer Form auszuprägen, wozu die gar nicht zu bestimmende Spannkraft dieser Form unbestreitbar berechtigt und befähigt. Hier ist auch der Ort, einmal der Frau von Suttner und ihrer Bestrebungen um den Frieden zu gedenken; ihr jüngster Roman (?) „Einsam und arm“ möge nebenbei erwähnt sein. Ganz Tendenz dagegen ist ihr „Wohin? Die Etappen des Jahres 1896“. Ebenso hat sie ihrem Zwecke dienstlich erachtet Fontana's Drama „Nabuco“ und es deshalb übersetzt. Zur Seite treten ihr Manfred Harald Frei in „Dschingis-Chan mit Telegraphen“, E. Garin in „Dulcamara“, endlich Asnyk mit der von Gumplowitz verdeutschten Dichtung „Von der Weltbühne“. Diese letztern Erzeugnisse bin ich weit entfernt als ästhetische Musterleistungen zu bezeichnen, nach dieser Richtung sind sie vielmehr recht anfechtbar. Wozu aber das Toben und Wüthen gegen ihren Inhalt? Gleich als wäre es ein Verbrechen, dem Gange menschlicher Entwickelung ein anderes Ziel als den Krieg zu setzen. Kriegerische Gelüste bedürfen doch heutzutage wahrhaftig keiner weitern Ausbildung, keines Sporns mehr. Darum etwas mehr Billigkeit, etwas weniger Misachtung für die Friedensprediger und -predigerinnen! — Bevorzugt als Quelle für romanhafte Stoffe bleiben der Adel, der Offizierstand und die Künstlerschaft. Eine Vertiefung der an diese Stoffe geknüpften Fragen ist außer bei Charlotte Niese in den „Geschichten aus Holstein“ kaum zu behaupten, so flott beispielsweise Heiberg's „Zwischen zwei Feuern“, Fedor von Zobeltitzens „Zweites Geschlecht“, von Ompteda's „Die sieben Gernopps“, von Klinckowstroem's „Diebe“ erzählt sind. Höher streben die im Ernst ihrer Tendenz übereinkommenden M. zur Megede: „Aus der Gesellschaft“, Köhler: „Die Erbin“, und M. Stahl: „Manneswerth“. „Wie Künstler lieben“ schildert M. von Poschinger recht lebendig; noch führe ich an Franke-Schievelbein: „Kunst und Gunst“, A. Bock: „Dora Peters“, H. Böhlau: „Der Rangierbahnhof“, und um ihnen wenigstens einen Mann beizugesellen A. von Perfall's „Schüchterchen“ und „Sein Dämon“. — Zeitromane sind F. von Bülow's „Tropenkoller“ und „Vergiftete Pfeile“ von C. von Brewitz, der damit den Fall Kotze-Schrader im Auge haben soll. Minder sensationell, aber

recht inmitten unserer Zeit stehend sind H. Schobert: „Declassirt", Gräfin Bethusy-Huc: „Alte und Junge". Vielfach berührt sich diese Art mit dem socialen Roman und mit der Frauenfrage. Diese kann eine entschiedene Förderung erfahren, wenn G. Reuter's „Aus guter Familie" die verdiente Beachtung findet. Ein Hinweis muß genügen auf A. Wothe: „Weltvergessen", Lou Andreas-Salomé: „Ruth", Kretzer: „Die gute Tochter", von dem sonst erschienen: „Im Riesennest" und „Ein Unberühmter und andere Geschichten", J. Frapan: „Flügel auf!", G. Egerton: „Dissonanzen". In reiche Beleuchtung wird das Weib als Mutter gestellt in „Mutter" bei G. von Berlepsch, „Tandaradei" von Brociner, in „Dem Ersten Besten" von O. Verbeck, endlich in den schon angeführten „Norddeutschen Leuten" A. Meinhardt's; dramatisch erörtert die Sache Hochfeld im „Kampf der Frau". Das alte Zerrbild der Ehe bietet Grant Allen's „Die es that", während die von Nansen im „Gottesfrieden" zuerst geschilderte Unnatur und Ueberhobenheit des Empfindens in E. Marriot's „Seine Gottheit" zum höchsten Ausdruck gelangt. Rein polemisch und kaum mehr sachgemäß ist Johanna Löwenherz: „Prostitution oder Protection, Eigenthum oder Ehe". Welch besonnene Ueberlegung urtheilt dagegen in Duboc's „Fünfzig Jahre Frauenfrage in Deutschland". — Aus dem Gebiete des socialen Romans greife ich heraus: Andrae-Romanek: „Oben und Unten", R. Elcho's „Pflicht des Starken" und G. Bendler's „Barmherzigkeit", erwähne nur, daß die Gattungen des berliner, des humoristischen und des phantastischen Romans mehrfach vertreten sind, um mit einigen Worten der Abkehr von der Wirklichkeit zu gedenken, die sich außer anderm in der Hinneigung zur Mystik bekundet, so in Ola Hansson's „Weg zum Leben". Auch das Tischklopfen kommt wieder zu Ehren und zwar bei H. von Gumppenberg im „Fünften Propheten", auf der Suggestion baut sich G. du Maurier's Künstlerroman „Trilby" auf, den M. Jacobi verdeutscht hat. Mit ihnen berühren sich in der Abwendung von den bevorzugten Stoffen des Realismus die Vorliebe für biblische Stoffe in der Lyrik L. Thiele's: „König Saul", Ed. Hlatky's: „Weltenmorgen", einem dramatischen Gedicht, im „Antichrist" von ***, wie in K. von Blumenthal's „Tochter Salomo's", in Lindheimer's Schauspiel „Hagar's Liebe", sowie die Legendendichtung, besonders von Wildenbruch's „Claudia's Garten" und „Der Zauberer Cyprianus". — Geschwiegen habe ich bisher von dem Italiener Gabriele d'Annunzio, darf ihn aber nicht verschweigen. Uebrigens ist mir seine Art noch etwas anderes als unverständlich.

Unser Zeitalter prosaisch zu schelten, dünkt mich eigentlich eine Gedankenlosigkeit oder baare Unkenntniß: so voll und fein und mannichfaltig ertönt der liederreiche Chor unserer Gefühlsdichter und -dichterinnen. Indessen nur wenig, scheint es, gibt es Muße und Lust, ihren Liedern zu lauschen. Und doch verdiente das ein Busse: „Neue Gedichte", ein Woermann: „Deutsche Herzen", Franz Evers: „Deutsche Lieder", Eugen Reichel: „Gedichte". Weiter sind hier zu verzeichnen P. Kunath's „Neue Dichtungen", „Ausgewählte Gedichte" von A. Brieger, des verstorbenen F. W. Weber „Herbstblätter", „Balladen" von K. Spitteler und Nordhausen's „Sonnenwende". Modern will Hermine von Preuschen in den „Via passionis" sein; wirkliche Kraft spricht sich aus in dem anonymen „Morgengrauen", auch in R. Seidel's „Im Kampfgewühl". Gefährliche Wege gehen die Schüler Dehmel's, L. Lessen in den „Kosmischen Kränzen" und Mombert im „Glühenden". Die groß angelegte Gedankendichtung H. Hart's: „Buch der Menschheit", sei hier nochmals erwähnt. Man hat von ihr mit Achtung zu sprechen, eben darum aber vielleicht auch mit Sorge ob ihrer Ausdehnung. Neben Hart nenne ich P. Bernstein's „Aus Dämmerung und Nacht". Von Nietzsche inspirirt erscheint P. Lanzky: „Auf Dionysospfaden". Vaterländischer Sinn spricht in annehmbarer Form aus Aug. Kellermann's „Liedern für das deutsche Volk", Preser behauptet mit dem „Armins-Liede" seine bekannten Vorzüge. Gern bin ich einmal Schafheitlin wieder begegnet, der „Saturnische Phantasien" gibt. Eine gute Satire schuf A. Stein: „Deutschland, ein Sommermärchen."

Von Sammelbüchern erinnere ich zunächst an den „Pan", dessen reicher Inhalt sich freilich mit der Lyrik keineswegs erschöpft. Ein treffliches Buch ist das von A. Biese: „Lyrische Dichtung und neuere lyrische Dichter." Einen hübschen Gedanken verwirklicht das in Mürzzuschlag entstandene „Scheffel-Buch". Neu ist die Miniaturzeitschrift „Deutsche Lyriker", herausgegeben von Kiehne, und der „Göttinger Musenalmanach", herausgegeben von göttinger Studenten. Gleich blieb sich „Jungdeutschlands Musenalmanach". — Für die volkstümliche und mundartliche Dichtung genüge die bloße Erwähnung; doch muß ich zur Lyrik noch nachtragen Ada Negri's „Stürme" und des Großfürsten Konstantin „Gedichte", frei übersetzt von Grosse. Ein fürstlicher Kunstgenosse des russischen Prinzen mag die Uebersicht über das Drama eröffnen, nämlich Nikolaus von Montenegro mit seiner „Kaiserin des Balkans."

Zunächst verweise ich auf meine Bemerkungen über von Wildenbruch und die Jungdeutschen im Eingange dieses Artikels. Wer nun nicht eingeschworen ist auf die neuesten Theorien der Kunst, könnte sich ja freuen der Ablehnung moderner Dramen und des dadurch scheinbar erwiesenen Umschwungs in der öffentlichen Meinung. Wenn nur gerade dieser öffentlichen Meinung und ihrer Urtheilsfähigkeit zu trauen wäre, und man nicht vielmehr das unersättliche Bedürfniß nach neuen „Sensationen" als Quelle der Sinnesänderung ansehen müßte. Denn daß die beiden Hauptmann, daß Sudermann in „Morituri" gegen früher zurückgegangen wären, das vermag doch ernster Sinn und eindringender Verstand nicht zu behaupten. Fast scheinen die Rollen vertauscht zu werden: einstige Gegner treten für die ebenerwähnten Dich-

ter ein, während die geängsteten Zauberlehrlinge durch überlaute Rücksichtslosigkeit sich ihrer eigenen Geschöpfe glauben entledigen zu sollen. Nahezu dasselbe gilt von Dehmel: „Der Mitmensch", und Halbe: „Lebenswende", auch von Schnitzler: „Liebelei", nicht aber vom „Erdgeist" Dedekind's. Das Los seiner Kunstgenossen theilte in jedem Sinne E. von Wolzogen mit „Einem unbeschriebenen Blatt", einem Stoff also, den vor Jahren auch P. Heyse behandelt hat. Von diesem liegen vor: „Roland's Schildknappen oder die Komödie des Glücks", „Fornarina" und „Vanina Vanini". Wirkungsvoll ist Kruse's „Nero", absonderliche Feinheit zeigen Specht's „Pierrot bossu" und „Die Romantischen" von Rostand. Fulda's „Sohn des Khalifen" und „Robinson's Eiland", den „Schuß" von Presber, Dreyer's „Winterschlaf" mit dem heute beliebten Forsthaus, „Das große Los" von Heiberg kann ich nicht übergehen. Dem Alterthum entnehmen ihre Stoffe Joh. Moske, der wieder einmal den „Alcibiades" zum Helden wählt, Leo Ebermann mit der „Atheuerin", endlich H. Hango und Schreyer, die, Goethe's Spuren folgend, eine „Nausikaa" schrieben. K. Weitprecht's „Sigrun" hat sich als bühnengerecht und packend erwiesen, auf guter Beobachtung endlich ruht die Schilderung der Leiden unserer russischen Glaubensgenossen in Stiehle's „Pfarrer Reichardt".

Von den Schriften zur Poetik, Aesthetik und Literaturgeschichte sei zuerst genannt Julian Schmidt's „Geschichte der deutschen Literatur", die mit dem fünften Bande ihren Abschluß gefunden hat; einigermaßen verwandte Ziele verfolgt Eugen Wolff mit der „Geschichte der deutschen Literatur in der Gegenwart". Fein und lehrreich sind R. Lothar's „Kritische Studien zur Psychologie der Literatur"; seiner Voraussage kann man nur vollste Bestätigung wünschen; gleiche Zustimmung verdient Schultze's Verdict über allen Mysticismus im „Zeitgeist der modernen Literatur Europas". Alljährlich unentbehrlicher erweisen sich die „Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte". Einzelschriften sind die „Gedächtnißschrift zum hundertjährigen Geburtstage K. Immermann's", „O. E. Hartleben" von Cäsar Flaischlen, „M. Kretzer" von Kloß, endlich K. Geiger und Erwin Rhode über die Günderode. — Der „Lehre vom poetischen Genießen" Herzog's gebührt eine besondere Anerkennung, ebenso Leo Berg's Essays „Zwischen zwei Jahrhunderten".

Aus der Goethe-Literatur führe ich an Bielschowsky: „Goethe", Collin: „Goethe's Faust in seiner ältesten Gestalt", Haarhaus: „Auf Goethe's Spuren in Italien", Harnack: „Deutsches Kunstleben in Rom", K. Fischer: „Goethe's Sonettenkranz" und „Kritische Streifzüge wider die Unkritik", Roethe: „Das Mädchen von Oberkirch", Scheidemantel: „Zur Entstehungsgeschichte des Tasso", Rößler: „Das Tassoräthsel", das bedenkliche Buch Freybe's: „Faust und Parcival", endlich das „Goethe-Jahrbuch" mit seinem reichen Inhalt.

Schiller's „Jugenddichtung und Jugendleben" behandelt E. Müller, seine „Frauengestalten" Burggraf, der „Briefe" sechsten Band brachte Jonas. Weiter sind anzuführen Geyer: „Schiller's ästhetisch-sittliche Weltanschauung", Conrad: „Schiller's Realismus", E. Müller: „Geschichte der deutschen Schiller-Verehrung", Möller: „Studien zum Don Carlos", schließlich Mosapp: „Charlotte von Schiller".

In Denkwürdigkeiten und Lebensbeschreibungen halten sich Menge und Werth die Wage. Hierbei habe ich immer wieder auf A. Bettelheim's Sammelwerk „Geisteshelden" hinzuweisen, das jetzt neu bringt „Dante" von Scartazzini, „Kepler und Galilei" von Günther, „Görres" von Sepp, „Stanley" von Reichard, „Schopenhauer" von Griesebach. „Graf Münnich's Memoiren" gab Jürgensohn heraus, von F. Dahn's „Erinnerungen" erschien Buch 4, „Aus dem Leben Th. von Bernhardi's" Theil 5. — Lebensbilder sind „H. von Boyen" von Meinecke, „Müllenhoff" von Scherer, „Albrecht Ritschl's Leben" von O. Ritschl erschienen. — Leitzmann veröffentlichte den Briefwechsel zwischen Karoline von Humboldt, Rahel und Varnhagen, O. Perthes den zwischen Roon und Th. Perthes. Weitere Sammlungen von Briefen sind Marcel Herwegh: „Lasalle's Briefe an G. Herwegh", und „Briefe von und an G. Herwegh", dann die Hans von Bülow's von M. von Bülow und die von Fritz Reuter von Engel. Zwei sehr beachtenswerthe Schriften R. Hildebrandt's: „Tagebuchblätter eines Sonntagphilosophen", und K. Jentsch's „Wandlungen" reichen bereits in den Kampf um die Weltanschauung hinein. Eine geeignete Einführung kann P. von Gizycki's „Vom Baume der Erkenntniß" bilden, wogegen E. H. Schmidt's Zeitschrift „Religion des Geistes" mehr das Erzeugniß eines Schwarmgeistes ist. Schwungvoll erzählt R. Kralik von „Weltgerechtigkeit". Zum Monismus bekennen sich der fast verstummte A. Strindberg im „Antibarbarus", E. Rethwisch in seinen „Liedern", auch C. Widmer, der eine neue Grundlage aller Erkenntnis zu schaffen sucht, während Th. von Walter sie im „Mönch von Amalfi" der indischen Philosophie entlehnt.

Richard Friedrich.

Gerhart Hauptmann's „Versunkene Glocke".

Nicht nur Fürstengunst, auch Volksgunst ist wie Aprilwetter. Vor einem Jahre mußte „Florian Geyer's" Schwarze Bande vor den Reisigen „König Heinrich's" fliehen, und Ernst von Wildenbruch schlug Gerhart Hauptmann, der aus Berlin eilte und einen ganz unmännlichen Brief an die Wiener schrieb, worin er den Traditionen Grill-

parzer's (!) zu folgen versprach. Es wäre würdiger gewesen, wenn er den trutzigen Florian Geyer in Person weiter gespielt hätte.

Damals war wol der erste Waffengang zu Gunsten Wildenbruch's — meiner Meinung nach ungerechtfertigt — entschieden, aber die Fortsetzung konnte erst den Sieg verleihen. Wildenbruch's „König Heinrich", II. Theil, ging am 2. December in Berlin in Scene und einen Tag darauf Hauptmann's „Versunkene Glocke".

Die Dreibundmächte können es bestätigen, daß ein deutscher Kaiser ein mächtiger Bundesgenosse ist. Auch Ernst von Wildenbruch weiß es, denn der ihm vom Kaiser verliehene Schiller-Preis und die Anwesenheit unsers Kaiserpaares bei der Première waren seine gewaltigen Bundesgenossen. Stehend klatschte der Herrscher dem Dichter eifrig zu, und das gedrängt volle Haus war ein Echo für des Kaisers Wohlgefallen. Aber kaiserliche Gunst ist auch drückend. Sie veranlaßte die berliner Kritik zur Aufgabe jeglicher Unbefangenheit. Ueberschwengliche Lobhudelei und ungezogenes Achselzucken wechselten miteinander ab, und über des Kaisers literarischen Geschmack tobte respectlos der Sturm der Meinungen.

Ein Tag später, und der geradezu rasende Beifall, der auf das unbeweglich vor sich hinschauende Haupt Hauptmann's niederdonnerte, war die Antwort auf die kaiserliche Entscheidung. Das war keine Kritik, kein Beifall, kein Entzücken, das war lärmende, absichtliche Demonstration. Und wenn das Publikum seinen Dichter fünfundzwanzig mal hervorrief, so überreichte es ihm ideell den Schiller-Preis und statt des Kaisers Preis seine eigene Gunst. Wieder schwankte das Zünglein der berliner Kritik, und blinde Bewunderung eiferte gegen unverständigen Tadel.

Die berliner Kritik kennt das Kunststück nicht, den einen zu lieben und den andern nicht zu hassen. Anstatt mit schöner Unparteilichkeit zu fragen: „Wie fördern die Namen Sudermann, Hauptmann und Wildenbruch unser deutsches Schriftthum?", spielt sie einen Namen gegen den andern aus, und ein Löffel Lob für den einen würzt sie mit einem Zusatz Tadel für den andern. Das mag pikante Feuilletons geben, aber ernst zu nehmende Kritik ist das nicht.

Zu dem demonstrativen Beifall, den die „Versunkene Glocke" gefunden, lag kein Anlaß vor. Nur die erstaunliche und hinreißende Verkörperung durch die Prachttruppe des Deutschen Theaters hielt das Stück theatralisch am Leben, und ich möchte die Provinzbühne sehen, die eine gleiche Aufführung wagt und sich belohnt sieht. Denn das geringe Tempo, das die Hauptmann'schen Dramen besitzen — ich nehme ein paar Scenen aus den „Webern" aus — zeigt nicht nur im „Florian Geyer", sondern auch hier einen so matten Pulsschlag, daß man dramatische Momente, die blitzgleich auf die erschütterte Seele wirken, mit langen geduldigen Wanderungen durch Stille und Schönrednerei erkaufen muß. Dazwischen müssen Elfen wie in der Oper ihren Reigen tanzen, melodramatisch hilft ein süßes Geigenspiel über eine todte Stelle hinweg, und im letzten Act stopft ein frisch herzugeholtes Märchenmotiv eine Lücke im ruhigen Gang des Märchens aus. Diese episch-lyrische Behaglichkeit hat Hauptmann veranlaßt, auf zündende Actschlüsse zu verzichten. Am Schluß des ersten Aktes schaut Nickelmann, der Brunnennix, dem fliehenden Elfchen Rautendelein schmerzlich nach, und weithin schallt sein klägliches „Quorax, Brekekekex!", ehe er gurgelnd und prustend im Brunnen untertaucht. Aehnlich sind die andern Actschlüsse auch, und jeder ist in seiner Schlichtheit und Wahrhaftigkeit trotzdem von höchster Wirkung und manchmal sogar voll Weihe.

Was aber den Verlauf der Handlung so verworren macht, das ist das unvermittelte Ineinanderübergehen der Menschen- und Märchenwelt. In seinem „Hannele" hat Hauptmann die lieblichen Himmelsscenen als Traumbilder des armen leidenden Hannele Mattern hingestellt; dort gesellte sich zur leibhaftigen Welt das Traumreich des Märchens. Das war klar und klug gedacht. In der „Versunkenen Glocke" stehen Menschen, elfische Wesen, Elementargeister und Waldgeister nebeneinander. Nicht die Phantasie, nicht das Traumleben vermittelt die beiden getrennten Welten, sondern der Held, der Glockengießer Heinrich, wie Pfarrer und Schulmeister stehen mit den heidnischen Märchenwesen auf Du und Du. Der Pfarrer, der dem Glockengießer mit dem Scheiterhaufen droht, läßt Rautendelein ungeschoren, ebenso die Zauberhexe, die kluge weise alte Wittichen! Wie aus einer Stube in die andere siedelt Heinrich vom Menschenleben im Dorfe zum Spukleben im Gebirgsgrund über, und statt seines kirchlich ihm angetrauten Weibes Magda küßt sein sündiger Mund Rautendelein, die lieblichste Elfengestalt, die je ein Dichter geschaffen. Und weil die beiden getrennten Welten so ineinanderfließen, konnte der dramatische Conflict nur rein menschlicher Art sein, wenn er unser Mitgefühl erwecken sollte. Und so ist es auch. Der spießbürgerlichen Magda entflieht Heinrich, um dem fremdartigen Rautendelein zu folgen. Hier sehen wir die Brücke sich schlagen von den „Einsamen Menschen" zur „Versunkenen Glocke". Der Held der „Einsamen Menschen" und die deutsch-russische Studentin, die ihn aus der Philisterenge herauslockt, sie haben hier das Märchengewand angezogen, um das alte Problem von Schuld und Sühne zu lösen.

Man sieht, der Rahmen nur ist neu, der Inhalt ein echter Hauptmann, freilich hier mit dem Odem tiefsten und sicher schmerzlichsten Erlebnisses durchweht. Aber das ganze Märchenmilieu ist äußere Hinzuthat. Wenn Rautendelein als eine gut evangelische Christel dem katholischen Glockengießer Heinrich das Leben gerettet hätte und beide in die Berge geflohen wären, der Conflict wäre der gleiche geblieben; der Pfarrer wäre eifernd nachgestiegen und hätte die Unholdin verflucht, und das arme Ding wäre auf den heißen Scheiterhaufen gestiegen, anstatt in den

kühlen Brunnen als des Wassermanns unglückseliges Weib. Keine Elfen und Märchenwesen trieben ihr spukhaft wunderliches Wesen, sondern ernst und streng hätte sich der Conflict im grauen Reich der Wirklichkeit abspielen müssen.

Und hier hätte Hauptmann seine alte Kunst der Charakteristik bewiesen, die ihm im Märchen völlig abhanden gekommen. Das ist begreiflich. Diese Heinrich, Pfarrer, Barbier u. s. f., die in zwei Welten Bescheid wissen und verkehren, haben nicht die scharfen wurzelhaften Charakterzüge, die das Leben bildet, und nicht die weichen wurzellosen Züge, die das blaue Licht des Märchens verleiht. Und so ist der Glockengießer Heinrich eine so verschwommene und marklose Gestalt, daß sich jeder Eindruck von ihm verflüchtigt. Aus Nebeln besteht er, durch Nebel spricht er und nebelhaft sind viele seiner Gedanken. Und er spricht viel, so viel, daß das Verständniß erst nach der Lektüre der soeben erschienenen Buchausgabe *) hinterher hinkt.

Meines Erachtens nach hat also der Jubel des berliner Publikums keine Berechtigung, weil es dem Stücke an dramatischem Leben fehlt, die unmittelbare Berührung der Menschen- und Märchenwelt fremd berührt, der Märchenapparat äußere nicht nothwendige Zuthat ist und die Charakteristik an Marklosigkeit leidet. Von dem „deutschen Märchendrama", wie Hauptmann es nennt, muß ich das Wörtchen „Drama" streichen. Es bleibt ein „deutsches Märchen" übrig.

Aber dieses „deutsche Märchen" ist das poetischste Werk Gerhart Hauptmann's und das schönste und aparteste aller Märchen in Dramenform, die unsere Sprache besitzt. Hauptmann hat auf dem Wege zur Poesie den Dramatiker verloren, aber er hat dafür den Lyriker entdeckt und ist damit zum tiefsten und ursprünglichsten Quell der Poesie vorgedrungen. Deshalb begrüße ich das neue Werk als einen großen Schritt in der Fortentwickelung Hauptmann's, dieses größten Suchers unserer zeitgenössischen Literatur, und als eine Schöpfung von bleibender und fernwirkender Kraft. In gereimten und ungereimten, metrisch oft freien Versen strömt der Fluß der Sprache herrlich dahin, und wundervolle Lyrik vereint sich mit edeln, wenn auch nicht neuen Gedanken. „Werke wirken aus der Kraft der Höhen" will Meister Heinrich, als ihm Rautendelein Gesundheit und Lebensmuth verliehen. Die Verse der Dichtung sind solche hinreißenden Werke. Nicht mit gewöhnlichem Rhythmus, den Halblyriker oft so trefflich handhaben, sondern schwer und wuchtig tritt seine Diction daher und versunkene Glocken tönen aus dem spiegelklaren See seines Märchens empor. Spielerische Anmuth ist seiner Sprache versagt; wo sie sich leichtbeschwingt erhebt, klingen Volkslieder heraus wie: „Es fielen drei Aepfel in meinen Schoß" u. a. m.

Und weil hier der große Lyriker Hauptmann zu spüren ist, enthüllt sich uns seine Dichterseele hier am klarsten. Er mußte erst aus der scharfen Höhenluft des Naturalismus niedersteigen, in dem Jungbrunnen des deutschen Märchens baden, um sagen zu können, was er leidet. Die „Versunkene Glocke" ist sein persönlichstes Werk, die Geschichte eines Kämpfers, der sich immer strebend bemüht hat und nach Erlösung schreit. Ikarus, der aus den Höhen der Sonne zu Thale gestürzt ist, das ist der Glockengießer Heinrich-Hauptmann. Mag auch zum Schluß der sterbende arme Mann mit Rautendelein gut Ibsensch die „Sonne" schauen und anrufen, das Werk ist keine Erlösung von der Melancholie der Entsagung, die durch das Stück weht. Süß tönen die frei hängenden Höhenglocken der Hauptmann'schen Lyrik, aber ihr Klingen macht traurig und trägt auf den Schwingen ihrer Töne die Lebensfreude davon. In der „Versunkenen Glocke" hat Hauptmann den „Faust" geschrieben, den jeder echte Poet einmal schreiben muß.

Dieser Faust hat freilich nicht alle Facultäten studirt; die Weisheit dieser Erde ist ihm kaum erschlossen worden, und mag er auch begeistert den Cultus der Sonne preisen, zu dem sein Glockenspiel einladen soll und vor dem jeder Haß und Groll schwindet, es ist nicht sonderlich tief gedacht. Hauptmann ist eben ein großer Dichter, aber noch keine gewaltige Intelligenz. Trotz der Begeisterung der Hauptmann-Gemeinde sage ich: Goethe's Heinrich (Faust) und Hauptmann's Heinrich haben die Namen gemein, jedoch sie sind nicht dieselben. Aber sie stammen aus derselben Familie der Ewigkeitsmenschen, die die Pfadsucher und Pfadfinder der Menschheit sind. Faust hat ausstudirt. Aber Hauptmann's „Heinrich" ist noch ein „Studente". Wird er eines Tages ausgelernt haben? Und schreibt dann Gerhart Hauptmann seinen echten „Faust"?

Ludwig Jacobowski.

*) Die versunkene Glocke. Märchendrama. Von Gerhart Hauptmann. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1897. 8. 3 M.

Zur Völkerkunde.

1. Naturvölker und Culturvölker. Ein Beitrag zur Socialpsychologie. Von A. Vierkandt. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1896. Gr. 8. 10 M. 80 Pf.

Bisher hat erst ein besonderer Zweig der Ethnologie, nämlich die vergleichende Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis, eine nähere Fühlung mit der Philosophie gesucht, die Theorie des Individuums, der Entfaltung des menschlichen Bewußtseins, die Frage nach der etwaigen allgemein gültigen oder nur relativen Natur unserer sittlichen Urtheile u. s. w. ist hier in eine ganz neue, verheißungsvolle Beleuchtung gerückt, und es ist somit zwischen beiden Disciplinen eine höchst segensreiche Wechselwir-

kung hergestellt. Mit dem vorliegenden Buche wird nun ein Versuch unternommen, den ganzen Umfang und Bestand menschlicher Gesittung einer umfassenden, und ebenso eingehenden psychologischen Zergliederung zu unterwerfen, um damit für diesen vieldeutigen Begriff die einzelnen constituirenden Elemente zu finden. Da der Stoff schier unübersehbar sich ins Unendliche dehnt, so ist es begreiflich, wenn die in Anwendung gebrachten Schemata nicht überall passen, oder eine abweichende Erklärung mindestens gestatten; auch eine gewisse Breite der Darstellung und die Wiederholung derselben Gedankengänge hängt damit wol zusammen. Maßgebend für die ganze Untersuchung ist die Betrachtung der socialen Entwickelung unter einem doppelten Gesichtspunkt, nämlich unter dem der willkürlichen und unwillkürlichen Willensacte; jene charakterisiren die Stufe der höhern Gesittung, diese die der niederen, natürlich mit dem Vorbehalt, daß beide ineinander übergehen.

Diese Zuordnung (so heißt es in der Begründung) ist freilich nicht in dem Sinne eines ausschließlichen Auftretens, ja nicht einmal im Sinne des numerischen Ueberwiegens des jeweiligen Typus bei der entsprechenden Gruppe gemeint. Zwar sind bei den Naturvölkern die unwillkürlichen Bewußtseinsvorgänge sicher häufiger als die willkürlichen, aber das Umgekehrte gilt nicht für das Bereich der Vollcultur. Unsere Zuordnung ist demgemäß nur im Sinne des Charakteristischen und Maßgebenden gemeint. Die unwillkürlichen Bewußtseinsvorgänge üben überall die bestimmenden Einflüsse bei dem geistigen Leben der Naturvölker aus, sie drücken ihm den Stempel auf, während bei der Vollcultur alle maßgebenden und entscheidenden geistigen Vorgänge dem höhern Typus angehören. (S. 5.)

Dieser Gedanke gewinnt auch eine nicht unwesentliche Bestätigung durch einen Blick auf die Entwickelungsgeschichte des Individuums, das, wie alle einschlägigen Documente der Völkerkunde bestätigen, erst auf den höhern Entwickelungsstufen zu irgend einer nennenswerthen Selbständigkeit sich entfaltet. Es soll hier nicht der landläufigen unwissenschaftlichen, uns durch die Aufklärungsphilosophie überkommenen Ueberschätzung des Individuums das Wort geredet werden, um so weniger, als es sich für den Ethnologen ja um die großen socialpsychologischen Erscheinungen des Völkerlebens handelt. Aber so viel ist unbestreitbar, daß für die Anfänge der Gesittung individuelle Verpflichtung und Verantwortlichkeit (wie aus der Entwickelung des Strafrechts hervorgeht) kaum irgendeine Rolle spielen. Sodann ist es beachtenswerth, wie sich die Thätigkeit des Einzelnen bekundet, ob ablehnend oder zustimmend zu großen geistigen Strömungen, welche die Mitwelt beherrschen:

Der erstere Fall liefert uns einen lehrreichen Beweis für die verhältnißmäßige Ohnmacht auch der größten Gestalten gegenüber einer widerstrebenden Zeit in Gestalt der bekannten Thatsache, daß solche Männer mit ihrer Stimme durchweg nicht durchgedrungen sind — wie etwa der Mönch Roger Bacon, dessen wissenschaftliche, die Gedanken eines Galilei und Kopernikus vorwegnehmende Betrachtungsweise der Natur von den Zeitgenossen völlig unbeachtet geblieben und der ohne Anhänger und ohne Schüler gestorben ist und seine reichen Geisteskräfte vergeblich angestrengt hat — oder wenigstens erst, wie ein Spinoza, in einer viel spätern Zeit ihre Auferstehung und Würdigung fanden. — Wenden wir uns zu dem Fall der Uebereinstimmung, so sind hier die Verhältnisse weniger durchsichtig. Die Thatsache, daß in diesem Falle das Individuum auf die Strömung der Zeit verstärkend und fördernd wirken kann, kann auch die socialistische Theorie nicht in Abrede stellen. (S. 357.)

Es zeugt von wenig Besonnenheit und kritischer Schärfe, wenn heutigentags vielfach in einseitiger socialistischer Weise das Individuum zu einem todten Durchgangspunkt geistiger Strömungen degradirt wird; auch dem Utilismus wird es nie gelingen, durch blos mechanische Anpassung an äußere Existenzbedingungen die ganze sittliche Entwickelung der Menschheit hervorzurufen und zu erklären — das gilt z. B. auch von der Ableitung des Gewissens — immer fehlt das apriorische, wenn auch rein formale Gefühl, je nach Lage der Sache Recht von Unrecht unterscheiden und danach handeln zu können. Für den Betrachter des Völkerlebens ist, wie bemerkt, es geradezu unvermeidlich, den Nachdruck auf die großen socialpsychischen Strömungen zu legen, welche, besonders für die Gebiete der Mythologie, Recht und Sitte, individueller Bedeutung einen nur verhältnißmäßig recht engen Spielraum offen lassen. Mittelbar hängt mit diesem Problem eine andere ungemein wichtige Streitfrage der Völkerkunde zusammen, die außerdem unter misverständlicher Auffassung mancherlei schiefe Urtheile veranlaßt hat, die Frage nämlich selbständiger Entstehung eigenthümlicher Anschauungen und Sitten bei stammfremden und entlegenen Völkerschaften oder der Entlehnung und Uebertragung. Die letztere Theorie, offenbar dem bisher gültigen historisch-geographischen Gesichtskreis entsprungen, ist überall da im Recht, wo sie bestimmte Wege der gegenseitigen Beeinflussung nachweisen kann, wo der fragliche Proceß der Civilisation im vollen Licht historisch-kritischer Forschung liegt, wie, um ein triviales Beispiel anzuführen, innerhalb der modernen Colonisationsgeschichte irgend eine unstreitige äußere Imprägnirung. Anders verhält es sich aber mit zwei nachweislich nie in Berührung miteinander gelangten, nicht auf verschiedenen sondern auf derselben Culturstufe stehenden und noch dazu stammfremden Völkerschaften, wo wir trotzdem auf dieselben mythologischen und rechtlichen Anschauungen stoßen. Hier, wo jede plausible Möglichkeit einer Uebertragung ausgeschlossen ist, kann es sich nur um eine spontane Entstehung handeln, entsprechend dem schon von Schiller in seiner denkwürdigen Abhandlung über das Studium der Universalgeschichte festgestellten Gesetz von der Gleichartigkeit des menschlichen Naturells einerseits und den entsprechenden gleichförmigen äußern Verhältnissen andererseits. Wie ist es wissenschaftlich denkbar, z. B. das Männerkindbett, die Raub- und Kaufehe, das Mutterrecht oder in der Mythologie die überraschenden Uebereinstimmungen in der polynesischen und griechischen Sage u. a. m. auf dem landläufigen mechanischen Wege der Uebertragung zu erklären? Können wir aber diese äußere Einwirkung

bestimmt nachweisen, so löst sich damit ja die Streitfrage von selbst; nur muß man sich darüber klar werden, daß eine bloße theoretische Möglichkeit hier zu nichts führt. Man darf zwar nicht vergessen, wie unser Verfasser bemerkt, daß auch anscheinend größere Lücken in einem Verbreitungsbezirk nicht an und für sich schon als negative Instanzen gegen eine derartige Uebertragung verwendet werden können, da manchmal Vorstellungen, Sitten, Gewohnheiten und Kunstfertigkeiten verloren gegangen und durch andere verdrängt sind.

Nach der psychologischen Seite hin läßt sich der Gegensatz der Natur und Cultur noch nach verschiedenen andern Richtungen veranschaulichen, und Vierkandt verwendet dazu den bekanntlich schon von Klemm aufgestellten und gelegentlich auch noch von Peschel festgehaltenen Begriff der activen und passiven Völker. Wichtiger, weil die wirklichen Grundlagen der Weltanschauung berührend, ist nach Vierkandt der für die Naturvölker so charakteristische Animismus, die naive Denkweise (die seltsamerweise nach unserm Gewährsmann die „Gesetzmäßigkeit im Auge hat), welche lediglich an der sinnlichen Anschauung haftend, jeder begrifflichen Abstraction aus dem Wege geht, ohne gerade deshalb (innerhalb des gegebenen Rahmens) unlogisch zu werden. In einer allgemeinen Charakteristik wird dies mythologische Weltbild so geschildert:

> Die Welt besteht aus einer Reihe körperlicher Dinge; jeder Körper ist ein selbständiges Wesen und ein gleichartiges Ganzes mit unveränderlichen Eigenschaften, dabei mit der Fähigkeit der Theilbarkeit behaftet. Bei einer Theilung übertragen sich alle diese Eigenschaften vom Ganzen auf die Theile. Die Starrheit und Unveränderlichkeit der Eigenschaften schließt die Anwendung des Begriffs der innern Ursache und der allmählichen Entwickelung aus und läßt als maßgebend für den Verlauf der Erscheinungen immer wieder andere Körper erscheinen. Die durchgängige Starrheit und Beharrlichkeit der Eigenschaften geräth freilich mit der Erfahrung, die so viel Werden und Wachsen und Vergehen in der Natur zeigt, im Widerspruch, um sich uneingeschränkt behaupten zu können; allein die Einschränkung, die sie erfährt, besteht nicht in den Gedanken stetiger Veränderung, sondern in der Vorstellung plötzlicher, sprungweiser Verwandlung eines Körpers in einen ganz andern Körper. An die vielen Sagen von der Verwandlung von Menschen in Thiere, Pflanzen oder Steine und umgekehrt brauchen wir nur zu erinnern. (S. 257.)

Die Seele dieser ganzen Anschauung ist der Mangel an klaren, festen Begriffen, vor allem der mechanischen Nothwendigkeit, wie sie uns — unbewachte Augenblicke exaltirter Stimmung abgerechnet — in Fleisch und Blut übergegangen ist. Deshalb fällt es ja unsern Reisenden so schwer, das Vertrauen der Eingeborenen zu erwerben, weil ihnen dies selbstverständliche Kriterium des ganzen Denkens fehlt. Deshalb die unwillkürliche Neigung, alle Vorgänge als Handlung dämonischer, häufig boshafter Geister aufzufassen; Zauberei und Spuk tritt an die Stelle einer wirklichen organischen Entwickelung. Ob andererseits für das streng wissenschaftliche Denken normative und teleologische Gesichtspunkte völlig zu entbehren sind, möchten wir freilich sehr bezweifeln; höchstens kann es sich um eine Beschränkung der streitigen, noch dazu häufig lediglich subjectiv bedingten Werthurtheile handeln, die allerdings in einer kritischen Weltanschauung gänzlich unangebracht sind. Aber andererseits hat doch Vierkandt selbst richtig betont, daß die bloße Beschreibung, lediglich die Anhäufung von heterogenen Thatsachen noch an und für sich keine Wissenschaft darstellt.

Es ist, wie schon anfangs bemerkt, höchst wünschenswerth, wenn auch die Ethnologie sich mit philosophischem Geist durchtränkt, auch ihr kann diese Wechselwirkung nur dienlich sein. Freilich bedarf es zuvor eines einigermaßen klaren Programms, um an diese Aufgabe mit Erfolg herantreten zu können. Man muß darüber mit sich im Reinen sein, daß die landläufigen Mittel philosophischer Forschung nicht ausreichen, daß es eines verläßlichern und weitreichendern Materials bedarf, als es die Individualpsychologie uns zur Verfügung stellt. Die Möglichkeit eines inductiven Studiums der großen psychischen Wachsthumsprocesse bietet sich hier, ebenso sehr wie sich jetzt erst die Ueberzeugung von der Relativität unserer sittlichen Vorstellungen begründen kann. Psychologie, Ethik und Erkenntnißtheorie (um die alte Eintheilung beizubehalten) werden einer durchgreifenden Revision unterzogen, und sie erhalten damit ebenso wirksame Impulse, wie s. Z. von dem Aufschwung der Naturwissenschaften. Um den Blick für diese bedeutungsvolle Perspective, die natürlich im einzelnen einer gründlichen Verarbeitung bedarf, zu schärfen, kann auch die vorliegende Darstellung empfohlen werden.

2. Demeter und Baubo. Versuch einer Theorie der Entstehung unsers Ackerbaues. Von Ed. Hahn. Lübeck, Selbstverlag des Verfassers. (In Commission bei Max Schmidt, Lübeck.) 1896. Gr. 8.

Je schärfer die Kritik das ethnologische Material sichtet, je mehr somit monographische Untersuchungen des Details die Stelle großer systematischer Arbeiten einnehmen, um so mehr muß eine Revision der früher unbeanstandeten Ansichten und Sätze eintreten, die dann wol im Laufe der Zeit zu einer mehr oder weniger gründlichen Umwandlung überhaupt führen kann. Dahin gehört das bekannte Schema, das die Völkerkunde unbedenklich von der Cultur- oder, wie es im vorigen Jahrhundert hieß, von der Universalgeschichte, übernommen hat, das Schema der drei Entwickelungsstufen der Jäger und Fischer, der Hirten und der ackerbautreibenden Völker, das sich angeblich mit gesetzlicher, organischer Nothwendigkeit an der ganzen Menschheit überall und immerfort vollzogen hat und noch vollzieht. Erst im Laufe der Zeit wurden die wunden Punkte dieser mehr auf speculativem Wege als auf unmittelbarer Erfahrung ruhenden Anschauung immer klarer, ganz besonders stellte es sich als unwiderleglich heraus, daß sich eine, wenn auch nur recht primitive Bodenbebauung sehr wohl mit Jagd und Fischfang verträgt. Ferner verschmähen selbst diejenigen

Stämme, die vorzugsweise sich von animalischer Kost nähren, grundsätzlich nicht vegetabilischer Zukost, welche den Frauen zu sammeln obliegt, und sodann schließt der Begriff des Jagens und Erlegens von Thieren alle möglichen Geschöpfe in sich, welche, wie die Würmer, Schnecken, Insekten u. dgl., niemals von uns dahin gerechnet werden. Endlich ist es mehr als fraglich, ob wir jede Bodenbearbeitung als die Spitze und den Endpunkt der Cultur ansehen dürfen, und ob dies nicht vielmehr nur dem System allein gebührt, welches für uns der höhere, man könnte fast sagen rationell betriebene Ackerbau einschließt. Für alle diese Probleme ist aber die Beziehung zu den Hausthieren, ihrer Zähmung und Züchtung (zwei wohl zu unterscheidende Momente) sehr bedeutungsvoll, soll die Erörterung nicht in eine Reihe schöner Phrasen auslaufen; die neuerdings so lebhaft betriebene Wirthschaftsgeographie muß auch hier für die Discussion das unentbehrliche concrete Material liefern.

Von diesem Gesichtspunkt aus hat der Verfasser der vorliegenden, Altmeister Bastian zum 26. Juni 1896 gewidmeten Schrift es versucht, einen andern Anfang der Entwickelung zu begründen, den er im Gegensatz zu dem mit dem Pflug betriebenen Ackerbau den Hackbau nennt, wobei natürlich auch die Verwendung der Hausthiere, wenn nicht völlig wegfällt, so doch erheblich zurücktritt. Er charakterisirt denselben folgendermaßen:

Ferner unterscheidet sich der Hackbau der tropischen Gegenden, wie er jetzt meist noch existirt, von dem Ackerbau, der sich jetzt der gemäßigten Regionen auch der neuentdeckten Länder, zum Theil ziemlich plötzlich, bemächtigt hat, durch Ueberwiegen der tropischen Knollen über die Getreidearten, während bei unserm Ackerbau alle andern Früchte gegen das Getreide verhältnißmäßig sehr zurücktreten. Trotzdem hat auch der Hackbau eine ganze Reihe von Getreidearten für sich gewonnen, von denen das wichtigste amerikanische Getreide der Mais, das wichtigste afrikanische neben vielen weniger wichtigen Arten die Durrha ist. Das unterscheidende Merkmal bleibt dann, daß für unser Getreide der Pflug den Boden herrichtet, den das Rind oder andere Thiere ziehen, für diese Getreide, soweit sie dem Hackbau treu geblieben sind, der Mensch selbst die Bearbeitung des Bodens übernimmt, und zwar fast stets mit der Hacke. (S. 8.)

Dazu gehört nun noch die Hirse, oder wie Hahn stets schreibt, der Hirse, eine Getreideart, die überall sich als sehr alt erwiesen hat und erst allmählich den bekanntern andern Getreidearten gewichen ist. Nicht minder wichtig ist eine andere Correctur der landläufigen Anschauung; meistens übersehen wir beim Nomadenthum die so wichtige Thatsache, daß der Milchgewinn, der doch für diese Stufe ausschlaggebend ist, ein verhältnißmäßig sehr spätes Culturproduct darstellt, das in großen Gebieten dieses Wirthschaftsbetriebes — man denke nur an Amerika! — unbekannt ist. Ja die Chinesen betrachten noch bis auf den heutigen Tag die Milchabsonderung und den Milchgenuß als etwas Naturwidriges und Unreinliches. Dazu kommt, daß eigentlich kein Nomade ohne vegetabilische Kost auskommt, er mithin in gewisser Weise schon auf die Bodenbearbeitung, welche nach der gewöhnlichen Ansicht erst auf diese Stufe folgt, angewiesen ist. Auch hier wird man wol nicht fehlgehen, wenn man, wie in der primitiven Combination des Ackerbaues mit der Jagd, eine gewisse Arbeitstheilung annimmt, etwa derart, daß dies Einsammeln der Früchte und die Bestellung des Feldes Sache der Frauen ist. Endlich ist es charakteristisch, daß für die Hirtenvölker die Rinder gegenüber den Schafen und Ziegen ganz und gar zurücktreten, während erst der höhere Ackerbau die Bedeutung und Verwerthung der Ochsen würdigen lernt. Hier setzt nun nach unserm Verfasser ein weitreichender religiös-mystischer Gedankengang ein, der auch demzufolge in bestimmten, häufig blutigen Culten einen scharf ausgeprägten Ausdruck findet. Der für das Gedeihen der Vegetation und Saaten in der Anschauung der Völker so wichtige Mond spielt in diesem Ideenkreis eine hervorragende, die Sonne erheblich überwiegende Rolle, sodaß Hahn diesen ganzen Entwickelungsproceß so zusammenfaßt:

Ich habe mich bemüht, wahrscheinlich zu machen, daß die ältesten Vorfahren unserer Cultur auf einer verhältnißmäßig hohen wirthschaftlichen Stufe als ein bodenbebauendes Volk besonders von Hirse lebten und dabei eine große Göttin der Fruchtbarkeit verehrten, die mit dem Monde identificirt wurde, und deren heiliges Thier das Rind war. Dies Volk sah sich, ich möchte sagen, mit Nothwendigkeit gezwungen, das Rind in Gehegen zu halten. Keine Gottheit, deren Symbol ein Gestirn ist, macht ihren Verehrern so viel Schwierigkeiten wie eine Mondgottheit. Sehr oft verfinstert sich der Mond, entweder zeigt er Symptome von Schwäche, wenn er theilweise verfinstert ist, oder des Zornes, indem er roth und nicht leuchtend, bei totalen Finsternissen, am Himmel steht. Natürlich mußten dann seine Verehrer ihm zu Hülfe kommen, oder seinen Zorn versöhnen, und naturgemäß geschah dies durch Opfer, in erster Reihe durch Rinderopfer. Diese Finsternisse traten aber so oft und so unvorbereitet ein, daß man für die Opfer, die dann nöthig wurden, die Rinder nicht erst einfangen konnte; man nahm sie vielmehr dann aus den Gehegen, denn der Gottheit kann man natürlich auch ihr geheiligte Thiere opfern. In diesen Gehegen vollzog sich aber zugleich auch die Gewöhnung des Rindes an den Menschen und die des Menschen an das Rind. (S. 28.)

Jetzt habe man auch erst die Milch würdigen lernen, zuerst im Opfergebrauch — wo sie nachweislich erst später durch den Wein ersetzt sei —, dann im gewöhnlichen Leben. Wir können, ehrlich gesagt, diese Construction nur recht gezwungen und künstlich finden, sie entbehrt gar zu sehr des positiven Anhalts an bestimmten Ueberlieferungen und Documenten — das gilt z. B. von jener Hegung des Rindes — und ist gar zu sehr von einer recht fragwürdigen psychologischen Deutung der Thatsachen beherrscht. Die Bedeutung der Kuh und des Stieres in so vielen Mythologien und Religionen wird in erster Linie nicht durch diese wirthschaftliche Rücksicht, sondern durch den für den Naturmenschen ausschlaggebenden fetischhaften Gedanken von der Incarnation der göttlichen Kraft in einem Thiere bestimmt. Schon eher will es uns einleuchten, wenn Hahn den Wagen zunächst nur für den Cultus in Anspruch nimmt, der großen Göttin der Fruchtbarkeit geweiht; in der That fehlt er z. B. in

Aegypten zum einfachen Transport von Lasten, während er Götterstatuen und in deren Vertretung Könige führt. Aber von irgendwelcher sichern Ableitung kann auch hier keine Rede sein, ebenso wenig wenn der Verfasser die Nachahmung des heiligen Zeichens, der Svastika oder der zum Spinnen gebrauchten Wirtel — im Gegensatz zu der bekannten, von Tylor ebenfalls übernommenen mechanischen Nachbildung und Vervielfältigung des Rades für die Erfindung des Wagens entscheidend sein läßt. Dagegen kann freilich über die starken, durch die Religion gestützten sexuellen Beziehungen des Ackerbaues (auf die als einer der ersten Bachofen, „Mutterrecht", Seite 8 fg., aufmerksam gemacht hat) kein Zweifel aufkommen; es ist in der That kein Zufall, wenn alle großen Mysterien gerade hier ihren üppig treibenden Naturboden gefunden haben, bei denen die stärksten geschlechtlichen Ausschweifungen (wie immer in der Welt) sich mit einem ausgeprägten ascetisch-mystischen Hang sehr wohl vertragen. Entsprechend der in orientalischen Culten häufig (nicht immer) vorkommenden Entmannung der Priester will nun Hahn auch die Castration der Rinder zu Ochsen auf diesen religiös-sexuellen Grundtrieb zurückführen, der ja freilich in der Hieropornie einen für unser Gefühl äußerst anstößigen Ausdruck gefunden hat. Wiederum vermögen wir über ein gewisses Möglich- und Fürwahrhalten nicht hinauszukommen, ohne die Sache nach der einen oder andern Seite hin zu entscheiden. Jedenfalls — und das ist ja ein nicht unerheblicher Gewinn — regt das Buch nach vielen Beziehungen zu ernstem Nachdenken und zur wiederholten Prüfung der gewöhnlichen Ansichten auf Grund ethnologischer und sprachlicher Documente an, und insofern kann man dem Verfasser wol zustimmen, wenn er sagt:

> Ich hoffe, eine Form gefunden zu haben, die es den Fachmännern der verschiedensten Richtungen möglich macht, meine Theorie nachzuprüfen. Alles wird ja kaum in der Art und Weise, wie ich die Dinge verknüpft habe, stehen bleiben; immerhin kann ich es wol als ein gewisses Verdienst in Anspruch nehmen, daß ich zuerst versucht habe, die Wirthschaftsform des Ackerbaues, die noch heutzutage die Nährmutter der wichtigsten Culturvölker ist, in ihre einzelnen Bestandtheile aufzulösen und eine geschichtliche Darstellung des Zusammenwachsens dieser einzelnen Bestandtheile zu der geschlossenen Form zu geben.

Th. Achelis.

Novellen und Romane.

1. Fluch der Schönheit. Roman. Von Hermann Heiberg. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1896. 8. 5 M.
2. Aus dem Forsthause. Novellencyklus. Von Sophus Bauditz. Deutsch von Therese Lorck. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, F. A. Berger. 1896. 8. 2 M. 50 Pf.
3. Wilhelm Zabern. Ein Roman aus der Zeit Christian's II. Herausgegeben von C. Hauch. Aus dem Dänischen von Johann Claussen. Leipzig, Reinhold Werther. 1896. 8. 5 M.
4. Tabubu. Altägyptischer Originalroman in deutscher Bearbeitung von Leon Ritter. (Collection Victoria regia. — Sammlung moderner Novellen und seltener Werke der Weltliteratur.) Großenhain, Baumert u. Ronge. 1896. 12. 1 M.
5. Die Madonna von Swidlowice. Bilder und Skizzen. Von Taras Kunowski. (Collection Victoria regia.) Großenhain, Baumert u. Ronge. 1896. 12. 1 M.
6. Schiff ahoy! Geschichten und Bilder aus allen Meeren. Von Friedrich Meister. Dresden, Carl Reißner. 1896. 12. 2 M.

Wenn ich den Roman von Hermann Heiberg (Nr. 1) an die Spitze der zu betrachtenden Werke stelle, so will ich ihm damit nicht zugleich den Vorrang vor allen übrigen zuerkannt haben. Im Gegentheil scheint er mir in mehr als einer Beziehung anfechtbar zu sein. Der Titel „Fluch der Schönheit" läßt auf die Absicht des Verfassers schließen, eine besondere Erscheinung des modernen Lebens zu beleuchten, und in der That glaubt der Leser den Grundgedanken des Buches sehr bald, nämlich schon auf der sechzehnten Seite, erfaßt zu haben. Die Heldin des Romans, ein Mädchen aus einfachem Stande, macht da eine Erfahrung, die sie schon öfter gemacht hat. „Nun war's nach einigen Wochen hier schon ganz wieder wie in den übrigen Häusern, in denen Wiebke Nissen eine Stellung innegehabt hatte! Die Männer wendeten ihr, weil sie ungewöhnlich schön war, ein lebhaftes Interesse zu, und die Frauen strebten darnach, sie rasch wieder zu entfernen. . . . Wodurch anderen (?) Frauen köstliche Freuden genießen, . . . das war diesem Mädchen zu einem Fluch geworden." Aber der Leser bemerkt zugleich, daß diese Begründung nicht ganz zutreffend ist. Wiebke Nissen hat kurz vorher dem Grafen, bei dem sie in Diensten steht, einen verführerischen Blick zugeworfen, daß es ihm im Nu heiß durch die Brust jagt. Und auch weiterhin läßt sich beobachten, daß sie zum Theil selbst schuld ist an den Verlegenheiten, in die sie geräth. Wir können dem jüngsten ihrer Verehrer nur beistimmen, wenn er ihr vorhält: „Bisweilen denke ich, Sie seien nur hülflos, Sie hätten ein reines, stilles Gemüth, und dann — zürnen Sie mir nicht wegen meiner Offenheit — möchte ich glauben, ein Dämon säße in Ihnen, uns alle und sich selbst zu verderben." Auf die Frage, welchen von ihren Verehrern sie eigentlich liebe, kann sie keine Rechenschaft geben. Diese unselige Ungewißheit ist ein weiterer Fluch ihres Daseins, und ein dritter kommt hinzu, der Fluch der Armuth. Ohne diese würde sie sich nicht für einen Mann entscheiden, zu dem sie sich nicht unwiderstehlich hingezogen fühlt. Wo bleibt unter diesen Verhältnissen der Titel des Romans? Der Titel braucht

ja nach Lessing „den Inhalt weder anzuzeigen, noch zu erschöpfen; aber er sollte doch auch nicht irreführen". Indessen liegt das Unbefriedigende keineswegs blos im Titel. Die ganze Persönlichkeit der Heldin tritt uns nicht überzeugend genug entgegen. Wir lernen sie zu sehr blos als Stütze der Hausfrau und als Ladenmädchen kennen, und zu wenig in ihrem sonstigen menschlichen Wesen, wogegen wieder ihre vortheilhafte äußere Erscheinung bei jeder Gelegenheit hervorgehoben wird. Es liegt auch zu wenig Zwingendes darin, daß sie schließlich dem Pastor Bjelke ihr Herz zuwendet. Der Dichter muß uns tiefer begründen, was im Leben so oft unberechenbar oder gar räthselhaft bleibt. Nicht einmal das wird recht klar, wie in diesem Manne selbst die Umwandlung zu leidenschaftlicher Liebe sich vollzieht. Und wie er es dann versucht, den unglücklichen Bräutigam, der seine ganze Lebenshoffnung an den geschlossenen Bund geknüpft hat, von der veränderten Sachlage in Kenntniß zu setzen und damit auszusöhnen, spielt er eine recht traurige Rolle. Der Roman hinterläßt einen unbehaglichen Eindruck, ohne es zur tragischen Katharsis zu bringen. Auch die Episoden, darunter die glückliche Liebe des jungen Mediciners zu dem adeligen Fräulein, ermangeln des originellen Reizes.

Ein frischer Hauch weht durch das Buch „Aus dem Forsthause", von Sophus Bauditz (Nr. 2), ein Hauch, wie er durch die grünen Wälder und über die grünen Wiesen Seelands streicht. Der Verfasser gehört zu den Glücklichen, die die Natur von früh auf aus erster Hand und nicht erst aus Büchern kennen gelernt haben. Er spricht wol auch aus eigener Erfahrung, wenn er dem Erzähler dieser Jugenderinnerungen die Worte in den Mund legt:

> Wie viel habe ich diesem alten Forsthause zu verdanken! Nicht allein, daß ich draußen zum Jäger wurde, ein Umstand, dem mein Leben eine Reihe seiner besten Freuden zu verdanken hatte, und noch heutigentags verdankt — sondern auch, daß ich bei meinen vielen und langen Besuchen das Leben in der freien Luft, die Natur und die Verhältnisse außerhalb der Hauptstadt habe kennen lernen und mir darüber klar geworden bin, daß der Wechsel der Jahreszeiten auf etwas anderm beruht als auf dem Schließen des königlichen Theaters und der Eröffnung des Tivoli.
>
> Wer darf behaupten, daß er das Frühjahr kenne, wenn er nicht in dem nackten Wald die erste Schnepfe aufgejagt hat oder sich nicht in einer Weise, wie es nur auf dem Lande möglich ist, bei dem Anblick eines Kranzes von Crocus gefreut hat, welche ihre Köpfchen keck über die schmelzende Schneedecke erheben? Wie armselig muß es doch sein, nie den frischen, lebensschwangern Geruch der schwarzen, durch den Frost gelockerten fetten Dammerde eingeathmet zu haben, nie die Elster zu sehen, wie sie ihr Nest baut, oder die Gänsemutter, wie sie die jungen Gänslein spazieren führt; wie armselig, sich nie auf den Wiesenstrichen am Moor, bei einem sonnenerfüllten Apriltage gestreckt zu haben, wenn die Butterblumen blühen frisch und gelb wie Butter aus dem Butterfaß; wenn die Pechnelken das Frühjahr mit ihren blaßrothen, uns zunickenden Glöcklein unter der braunen Kapuze einläuten; wenn der Kibitz sich heiser auf dem Brachfeld schreit und das Wasserhuhn im Teiche mit der grünen Umrandung gluckt.

Und eine andere Person des Buches will die Kunst nur gelten lassen als ein Surrogat für die Armen, die keine Gelegenheit haben im Freien zu verkehren, und vertritt die Anschauung, daß das wirkliche Leben viel mehr Poesie und Romantik enthalte, als in Büchern sich finde.

In den Jagdschilderungen hat der Verfasser genug Gelegenheit, seiner Freude an der Natur Ausdruck zu geben und seinen Humor spielen zu lassen. Seine Menschen haben als Kinder der Natur zumeist einen treuherzigen Zug. Der alte Förster selbst hat die besondere Gabe, auf natürliche Weise den Leuten die Augen für die Harmonie des Daseins zu öffnen. Dennoch sind diese Schilderungen nicht eintönig, sondern reich an Motiven. Natürlich spielt auch die Liebe ihre Rolle. Aber auch andere Töne werden angeschlagen. Manch treffliches Wort wird da gesprochen, und einzelne Schilderungen haben einen Anflug von Satire, wie unter den eingestreuten Erzählungen „Ins Joch gespannt", die Geschichte eines guten Kerls, der unter den Pantoffel eines politisirenden Blaustrumpfes geräth. In der Charakterzeichnung wie auch in der Sicherheit der Naturbeobachtung erinnern diese Geschichten zuweilen an die Art Heinrich Seidel's, so besonders „Trapa natans", die „Verlorne Handschrift", auf naturwissenschaftliches Gebiet übertragen. Eine Seidel'sche Figur ist auch der in der „Jagdbekanntschaft" geschilderte Müßiggänger. Auch sonst fehlt es in dem Buche nicht an charakteristischen Gestalten. Kurz, es ist frisch und anmuthig, modern und doch herzenswarm, voll Salz und doch ohne bittern Beigeschmack.

Auf dänischem Boden bewegt sich zum großen Theile auch „Wilhelm Zabern", ein Roman aus der Zeit Christian's II., von C. Hauch (Nr. 3). Wie Agnes Bernauer und Philippine Welser wird auch die Düweke, die Geliebte des Dänenkönigs Christian II., stets ein willkommener Gegenstand dichterischer Behandlung bleiben. Denken wir an Leopold Schefer's Novelle „Die Düvecke oder die Leiden einer Königin", so zeigt der vorliegende Roman einen wesentlichen Unterschied. Während Schefer's subjectives Empfinden sich oft recht störend in die Schilderung der historischen Ereignisse eindrängt, tritt hier der Verfasser ganz hinter den Ereignissen zurück. Er nimmt geradezu die Miene an, als berichte er nur, was er in einem alten Manuscript gefunden habe, und schickt selbst eine kritische Beurtheilung dieser angeblichen Memoiren voraus. „Wie es zugeht, daß dieser Wilhelm Zabern, welcher hier in Verbindung mit den mächtigsten Persönlichkeiten auftritt und in die geheimsten Pläne eingeweiht ist, in der Geschichte gar nicht erwähnt wird, ist mir selbst ein Räthsel." Uebrigens ist die Fiction durchsichtig genug, und schalkhaft bemerkt der angebliche Herausgeber am Schlusse seiner Einleitung: „Der Leser möchte vielleicht zu erfahren wünschen, wie das Manuscript dem Herausgeber in die Hände gelangt ist. Allein darüber ist der Herausgeber zu schweigen verpflichtet und muß es

dem Leser selbst überlassen, ob er die nachfolgende Erzählung für eine Dichtung halten oder ihr als einer geschichtlichen Darstellung Glauben schenken will."

Wir haben keine Veranlassung, genauer festzustellen, wie viel an diesem Roman historisch ist und wie viel nicht. Doch finden wir, daß sich der Verfasser gut in der Geschichte der behandelten Zeit umgesehen hat, und daß er, um mit seinen eigenen Worten zu reden, „über das Leben der geschilderten Personen manches gewußt hat, was jetzt vergessen ist". Dadurch, daß er den Roman in die Form von Memoiren gekleidet hat, hat er sich einen großen Vortheil verschafft. Er gewinnt damit die Möglichkeit, das Denken und Empfinden jener Zeit unmittelbarer zu veranschaulichen. Eine gewisse epische Breite ist freilich auch mit dieser Form der Darstellung verbunden. Mit Recht legt der Verfasser das Hauptgewicht auf die psychologische Entwickelung. Düweke ist ein feines Charakterbild. Wir lernen sie schon gründlich kennen, ehe sie noch in den Gesichtskreis des Hofes und in die historische Beleuchtung tritt. Sie ist nicht böse von Gemüth, aber launenhaft und gleicht dem bunten Falter, der sich am Lichte die Flügel verbrennt. Leichtlebig wie sie ist, unterliegt sie rasch der Versuchung, sühnt aber auch später den Schritt vom rechten Wege. Das Unschöne, was ihrem Verhältniß zum Könige an sich anhaftet, zu entfernen, ist so dem Dichter wohl gelungen. Wie scharf ist ferner das Bild ihrer Mutter herausgearbeitet, dieser sparsamen, klugen und rücksichtslosen Holländerin, die mit größter Energie die Gesetze ihres Hauswesens auf die Leitung eines Staates überträgt. Die Möglichkeit, von den historischen Ereignissen nur so viel aufzunehmen, als sich mit seinen künstlerischen Zwecken verträgt, hat der Verfasser sich dadurch gesichert, daß er zur Hauptperson den Erzähler gemacht hat, in dessen Erlebnissen sich die geschichtlichen Begebenheiten ja nur widerspiegeln. Sein Verhältniß zu Düweke gibt zugleich die beste Gelegenheit, deren Charakter zu beleuchten. Doch hat ihm selbst auch der Verfasser individuelle Züge genug zuertheilt, um ihn zu einem Wesen von Fleisch und Blut zu machen. Auch der leichtsinnige Faaborg, der mit seinem Namen an eine historische Persönlichkeit erinnert, ist eine dem Leben abgelauschte Figur. In der Charakteristik des Königs vereinigt der Verfasser die überlieferten Züge zu einem glaubhaften Bilde. Nachdem der Tod Düweke's erzählt ist, muß das Interesse des Lesers nothwendigerweise nachlassen. Die Handlung nimmt jetzt mitunter einen etwas abenteuerlichen Verlauf, bis es dem Erzähler schließlich glücklich gelingt, die angeknüpften Fäden zu einem gewissen Abschlusse zu bringen.

Ein altägyptischer Originalroman liegt vor in dem dritten Bändchen der „Collection Victoria regia": „Tabubu", in deutscher Bearbeitung von Leon Ritter (Nr. 4), was eins von den Pseudonymen des Herausgebers dieser Collection ist. Im Jahre 1865 fand Brugsch in Theben einen Papyrus mit der wundersamen Geschichte des Setna und veröffentlichte ihn in der „Revue Archéologique" vom Jahre 1867. Unter anderm hat sich um die Erklärung dieses Fundes Jean-Jacques Heß verdient gemacht in dem Buche „Der Demotische Roman von Stne Ha-m-us". Dieser Gelehrte sagt über die Entstehung des Werkes: „Die äußerst sorgfältige Schrift weist auf die Zeit der Ptolemäer hin, und aus der Datirung scheint hervorzugehen, daß das Manuscript unter Ptolemaios Philadelphos niedergeschrieben wurde. Der Stoff selbst ist möglicherweise viel älter und knüpft sich an die historische Person des Sohnes Ramses' II., welcher Oberpriester des Ptah in Memphis war und von dem uns zahlreiche gleichzeitige Denkmäler erhalten sind."

Die Erzählung, deren Anfang fehlt, führt uns zunächst in die Katakomben von Memphis, wo der Prinz Ptahneferka mit seiner Gattin Ahura und seinem Söhnlein seine Grabstätte gefunden hat. Prinz Setna will den Gestorbenen ein von Thot selbst geschriebenes heiliges Buch entreißen. Da öffnet Ahura ihren Mund und sucht den Prinzen abzuhalten von seinem Vorhaben, indem sie ihm erzählt, was sie selbst des Buches wegen mit ihren Angehörigen erlitten hat. Man hat den Setna mit Faust verglichen. Doch warnt der Herausgeber, der Phantasie zu sehr die Zügel schießen zu lassen. Immerhin enthält die Erzählung Momente von tieferer Bedeutung. Setna hat keinen Segen von dem verübten Frevel. In seinen Leiden spielt eine wichtige Rolle Tabubu, die unter anderm an Salome erinnert, wenn sie die Macht ihrer dämonischen Schönheit dazu benutzt, dem Setna die grausamsten Opfer abzuverlangen. Der Bearbeiter hat nicht die Erklärung des Originals gefördert, sondern hat sich an die vorhandenen Uebersetzungen gehalten und einige Anmerkungen hinzugefügt. Angeschlossen hat er die „Geschichte von den beiden Brüdern", auf die Brugsch in dem erwähnten Aufsatze hinweist. Das Ewig-Weibliche hat auch hier eine wichtige Rolle. Das Hauptmotiv ist Joseph und Potiphar's Weib auf dem Dorfe. Doch ranken sich um diesen realistischen Kern die Arabesken phantastischen Märchenzaubers. Leider fehlt dem Ganzen das Ende, das sich am Hofe des Pharao abspielte.

Ein anderes Bändchen derselben Collection enthält Erzählungen von Taras Kunowski (Nr. 5), in dem wir einen denkenden Schriftsteller kennen lernen. In der „Madonna von Swidlowice" behandelt er das Problem des religiösen Betrügers. Der Mann aus dem Volke, der, durch Habgier verleitet, vorgibt eine Vision gehabt zu haben, ist trefflich gezeichnet und bildet einen scharfen Gegensatz zu dem frommen, ehrlichen Pfarrer. Schließlich sieht der Betrüger sich betrogen, nachdem ihn seine eigene Hybris ins Verderben gestürzt hat. Die übrigen Geschichten kommen dieser ersten an psychologischer Durchbildung nicht gleich. Einfach und klar ist die Moral in der Erzählung „Die Unvernunft der Liebe". „Appassionata" lehrt, wie der Mensch mit Hülfe der Musik egoistische Regungen siegreich bekämpft. Ganz romantisch angehaucht

ist die „Zigeunerkönigin“. Einen jungen Offizier durchzuckt beim Gruße einer schönen Zigeunerin der Gedanke — den er indeß abweist — ihr zu folgen und eine kleine Heyse'sche Novelle mit ihr zu erleben. Thatsächlich kommt es dann auch ohne sein Zuthun dazu. Auch ihm ist sein Erlebniß eine Lehre. „Er wurde milder gegen jedes Thun der Menschen.“ Noch weniger bedeutend ist die Erzählung „Nach Jahren“, die einen hochmüthigen Mann büßen läßt für den Leichtsinn, mit dem er in der Jugend ein treues Herz vergessen hat.

„Schiff ahoy!“ von Friedrich Meister (Nr. 6) ist eine Sammlung von sieben Erzählungen aus dem Seemannsleben. Den Titel bildet der Hülferuf in Noth befindlicher Seeleute, und von solcher Noth ist in dem Buche mancherlei zu lesen. Man gewinnt sehr bald die Ueberzeugung, daß es von einem seekundigen Manne geschrieben ist, dem das Leben zur See ans Herz gewachsen ist. Er schildert den Seemann wie er leibt und lebt, ohne jede Beschönigung. Er kennt seine Vorliebe für Kraftausdrücke, aber er kennt auch seine biedere Gesinnung. Er hat allerlei Beobachtungen angestellt über das Seelenleben des Seemanns. Auf Grund dieser Beobachtungen leugnet er z. B., daß die Mehrzahl unserer Matrosen regelrecht zu denken verstände. „Die Leute sind so ausschließlich Männer der raschen, augenblicklichen, sozusagen ruckweisen That, daß die Gewohnheit des systematischen Denkens ihnen unbekannt bleiben muß. Sie können stundenlang auf einem Fleck sitzen und in die Ferne starren oder mit einer Miene tiefster Weisheit über die Reeling hinab ins Wasser blicken, stets aber wird man bei näherer Prüfung finden, daß ihr Gedankengang nichts weniger als ein zusammenhängender ist.“ Schon solche Betrachtungen zeigen, wie sehr der Verfasser selbst für seinen Gegenstand interessirt ist. Er behandelt ferner mit Vorliebe gewisse praktische oder auch sociale Fragen des Seemannsberufs in der Absicht, dadurch Abhülfe gegen bestehende Uebelstände zu veranlassen. Die mannichfaltigen Leiden, die früher das Reisen auf den Segelschiffen mit sich brachte, bilden den Inhalt der Erzählung „Unter Deck“. In spannender Weise ist in der Geschichte „Der grüne Kaffee“ geschildert, wie die Gewissenlosigkeit eines Schiffsherrn fast eine ganze Schiffsmannschaft zu Grunde richtet. In der Erzählung „Die Gefahren der Humanität“ finden wir ein recht wichtiges Thema behandelt, nämlich die Frage, wer einen Kapitän entschädigen soll für die durch Aufnahme von Schiffbrüchigen verursachten Verluste. Meister befürwortet im Anschluß an den erzählten Fall, daß durch die Gesetzgebung der jetzt bestehenden Unbilligkeit gesteuert werden möchte. Dies zur Kennzeichnung der dem Verfasser eigenen Gedankenrichtung. Doch wollen wir besonders darauf aufmerksam machen, daß er nicht blos eine belehrende Tendenz verfolgt, sondern auch anziehende Charakterbilder zu entwerfen und frisch und anschaulich zu erzählen versteht.

Richard Opitz.

Etymologisches für Laien.

1. Werden und Wandern unserer Wörter. Etymologische Plaudereien von Dr. Franz Harder, Professor am Luisenstädtischen Gymnasium zu Berlin. Zweite, wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder). 1896. 8°. Geb. 3 M.
2. Aus dem Wundergarten der deutschen Sprache. Von Dr. Herman Schrader. Weimar, Emil Felber. 1896. 8. 3 M. 50 Pf.

Man hat oft beobachtet, daß es für den Laien mit einem eigenthümlichen Reiz verbunden ist, wenn er von dem und jenem Worte, das er alltäglich in den Mund nimmt, plötzlich einmal die Herkunft erfährt. Dieses Vergnügen ist nicht einfach das Behagen, das jeder Blick hinter die Coulissen gewährt, etwa eine naturwissenschaftliche oder geschichtliche Aufklärung, es ist gewöhnlich noch verbunden mit einem komischen Beigeschmack, der sich daraus erklärt, daß dem Laien in der Hauptsache blos die beiden Endpunkte der Entwickelung eines und desselben Begriffes in die Augen fallen und er sich hier einem (in sehr vielen Fällen) komisch wirkenden Kontrast gegenüber sieht. Wer die Entwickelung eines Wortes von Punkt zu Punkt seiner Geschichte zu verfolgen im Stande ist, für den fällt diese belustigende Wirkung weg, die für den ahnungslosen Laien unter Umständen der Belustigung durch einen geschickten Taschenspieler gleichkommen kann.

Ueber den Werth einer solchen Belehrung, die uns die Ergebnisse mittheilt, hat man sehr verächtlich gedacht; in der That ist sie nichts weniger als ein Erleben der Lösung der Aufgabe auf inductivem Wege, das schönste Glück wissenschaftlicher Denkarbeit. Aber sie regt ohne Frage an zu weiterm eigenen Nachdenken, sie theilt Wissen mit und damit ein Kapital — wenn es sich auch im Denken viel geringer verzinst als selbstverarbeitetes Wissen — und sie wirkt durch ihre humoristische Seite doch auch obendrein geradezu wohlthuend.

Deshalb stehen wir auch einem Buche wie dem von Franz Harder (Nr. 1) von vornherein nicht unfreundlich gegenüber. Die Spaziergänge, die es in das weite Feld der Etymologien unternimmt, verdienen unter Laien willige Begleiter zu finden. Denn der Verfasser ist ein zuverlässiger Führer. Nur ganz selten wird man ihm nachweisen können, daß er statt einer neuen Etymologie alte, sicher schlechtere Deutungen eines Wortes mittheilt (das ist z. B. bei Hexe der Fall; vgl. S. Feist in der Festschrift zum siebzigsten Geburtstage Rudolf Hildebrand's, heraus-

gegeben von O. Lyon, S. 23), oder daß er, wie bei Leumund (S. 173), geradezu irreleitet. „Leumund muß man in Leum-und zerlegen; und ist dieselbe Endung, die jetzt in Tugend, Jugend mit e lautet." Man muß das Wort aber doch wol in Leu-mund zerlegen; mit unserm Mund hat diese natürlich nichts zu thun, aber auch nichts mit dem end in Tugend, Jugend: das zeigt der schließende Dental. Neben althochdeutschem liumunt steht gleichzeitiges tugund, und gotisch entsprächen sich -mund- und -unþ-; in der That ist -mund- das lateinische -ment- in dem bekannten Suffix -mentum, vgl. augmentum u. s. w. Zur Erläuterung der Stammsilbe des Wortes gibt der Verfasser an: „Der Anfang enthält ein altes Wort, welches «Gehör» bedeutet." Er hat dabei gotisch hliuma im Auge; da aber, wie wir gesehen haben, das m zum Suffix und nicht zum Stamm gehört, trifft nun auch diese Angabe nicht zu. Besser, auch für Laien einleuchtender und lehrreicher, wäre Leu- (gotisch hliu-) zu lau- in unserm laut gestellt worden. S. 123 heißt es: „Der Ausdruck Erbauung geht auf den Epheserbrief zurück, in dem auffallend viel Gleichnisse vom Bauen hergenommen sind." Nicht eher auf Kol. 2, 7: „seid gewurzelt und erbaut in ihm"? Sehr selten auch nur entschlüpft dem Verfasser eine nicht ganz vorsichtige Bedeutungsangabe, wie z. B. die, daß sich die Bedeutung von stultus über unbesonnen und anmaßend zu vornehm entwickelt habe; vornehm ist etwas anderes als stolz.

Ob der Verfasser hätte zurückhaltender in der beiläufigen Erwähnung veralteter Etymologien sein können, darüber kann man nicht mehr mit ihm streiten, nachdem der unterhaltende Zweck des Buches als solcher anerkannt ist. Da mögen denn auch solche für uns heute gänzlich abgeschmackte Deutungen gestreift werden wie die von Jakob Grimm, daß Kirche aus circus geworden sei, oder die von Kant, daß Hexe auf die Anfangsbuchstaben der Abendmahlsworte hoc est corpus zurückgehe. Die Frage freilich drängt sich trotzdem noch auf, ob wir nicht besser thun, solche Irrthümer großer Leute zu unterdrücken, als sie auf Kosten jener Männer zu verbreiten, nur um zu unterhalten. Den unterhaltenden Zweck hätten wir lieber in der stilistischen Behandlung des Stoffes etwas glücklicher beobachtet gesehen. Der Verfasser nennt sein Buch „Plaudereien", den Untertitel wird ihm aber schwerlich sonst noch jemand zugestehen. Als bezeichnend dafür greifen wir die verbindenden Sätze in dem Kapitel über „Glauben, Unglauben, Aberglauben" heraus. Nach einer kurzen Besprechung der allgemeinsten hierher gehörigen Ausdrücke heißt es S. 123: „Wir gehen zu den einzelnen Religionen und Sekten über"; S. 124: „Gehen wir zur christlichen Religion zurück, so können wir bemerken"; S. 126: „Wir gehen jetzt zu den Namen und Titeln der Geistlichkeit über"; S. 127: „Wir schließen die Klosterbewohner an, Abt, Mönch und Nonne, ferner den Eremiten, Pilgrim und Derwisch"; S. 128: „Wir kommen jetzt zu den zu religiösen Zwecken bestimmten Gebäuden"; S. 130: „Wir führen nun einige Ausdrücke an, die uns aus der Bibel geläufig sind"; S. 132: „Damit kommen wir zu den bösen Geistern"; S. 133: „Dann schließen wir das Wort Fetisch an"; S. 134: „Wir sind mit den letzten Worten bereits stark in das Gebiet des Aberglaubens eingetreten"; S. 136: „Zuletzt noch einige allgemeine, in das Gebiet des Aberglaubens fallende Ausdrücke." Das ist doch ein bischen langweilig geplaudert.

Vorwiegend behandelt das Harder'sche Buch Lehnwörter. Der Kontrast zwischen einem Begriff des Orients, einem Worte des griechischen oder römischen Alterthums einerseits und seinem heutigen deutschen Abkömmling andererseits ist ja viel schlagender und für den Laien viel eher mit jener komischen Wirkung verbunden als das Verhältniß älterer Stufen unserer Sprache zu der heutigen. Von den etwa 3000 Wortdeutungen des Buches beziehen sich reichlich zwei Drittel auf Lehn- und Fremdwörter. Also auch das Pronomen des Haupttitels muß sich eine gewisse Einschränkung gefallen lassen. Trotz alledem ist immer noch eine so bunte interessante Fülle in solider Verarbeitung von dem Verfasser aufgespeichert worden (alle Lebensgebiete sind vertreten, wie ein Blick auf die Kapitelüberschriften zeigt: Kleidung, Nahrungs- und Genußmittel; Haus und Hausgeräth; Stadt, Wege, Verkehr; Familie; Vergnügen, Spiele; Staatsleben; Militär- und Seewesen; Handel, Gewerbe; Wissenschaft, Kunst; Zeiteintheilung; Glaube, Unglaube, Aberglaube; Krankheit, Tod u. dgl.; Thiere, Pflanzen; Mineralien, Chemikalien; Abstracta; Einige Ausdrücke der Vulgärsprache), daß wir zum Schlusse das Buch im ganzen gebildeten Laien noch einmal empfehlen wollen.

Auch das Herman Schrader'sche Buch „Aus dem Wundergarten der deutschen Sprache" (Nr. 2) werden sie nie ohne dankbares Behagen aus der Hand legen. Zwar ist auch Schrader kein Fachgelehrter (daher falsche Angaben wie die, daß das u in Grube und Gruft von dem tiefen, schwermüthigen Klange des u herstamme, überbedenkliche wie die, daß der Wechsel zwischen r und s außer Zweifel zu sein scheine, Lücken wie die S. 121, wo die „weißen Hände" der Frauen aus dem Spanischen, Serbischen, Griechischen nachgewiesen werden und Kriemhilt's wîze hant vergessen ist), aber auch er hat sich im ganzen zuverlässig unterrichtet und erzählt die „Wunder" der Sprache mit jenem beglückten Erstaunen, das bei seinen Jahren — „Der achtzigjährige Verfasser" steht unter dem Vorwort — etwas Rührendes hat. Er behandelt im Gegensatz zu Harder nur wenige Gebiete, diese dafür ausführlich: die Farben, Haar, Ohr und Nase, ein paar Buchstaben, eine kleine Anzahl bildlicher Redensarten aus neuester Zeit und aus dem Alterthum und endlich ein paar zufällig hier mit zusammengelesene Scherze wie den bekannten: Nichts ist gut für die Augen. Namentlich dadurch, daß er fortwährend auf das bildliche Denken der Volkssprache hinweist, belehrt er viel intimer als Harder. Rudolf Wustmann.

Feuilleton.

Wer einmal darauf aufmerkſam geworden iſt, in welchem Maße unſere ſchönen alten Volkslieder durch das Tingeltangellied und ſchlechte Operettenmuſik ſchon verdrängt ſind, wird es nicht bedauern, daß aus dieſem neuen Commersbuche: „Deutſches Commersbuch. Hiſtoriſch-kritiſche Bearbeitung von Dr. K. Reiſert. Siebente Auflage“ (Freiburg i. Br., Herder'ſche Verlagshandlung, 1896), gewiſſe derbe Lieder von geringem poetiſchem Werth und zweifelhafter Moral ausgeſchieden worden ſind, zumal er dafür manche Perle deutſchen Volksgeſanges mehr als anderswo finden wird. Weniger einverſtanden wird man dagegen mit der ziemlich umfangreichen Berückſichtigung der neuern und neueſten Lyrik ſein können. Wenn von 178 neuen Melodien 53 eigens für das Buch componirt ſind, weitere 18 hier zum erſten mal im Druck erſcheinen, ſo liegt doch die Gefahr nahe, dieſen ſozuſagen auf Beſtellung gelieferten Melodien möchte der Hauch unmittelbaren künſtleriſchen Empfindens fehlen. Natürlich, daß man nicht allem Neuen Thür und Thor verſchließen kann; allein daß ſich ein Lied erſt ein gewiſſes Heimatsrecht bei unſerer Jugend erworben hat, ehe es in ein Commersbuch aufgenommen wird, darf man doch wol verlangen. Ob das allen von Reiſert aufgenommenen gelingen wird? Das möchte wol auch für einen feinfühligen Beobachter ſchwer ſein im voraus zu ſagen. Dazu kommt, daß dieſe neuen Lieder andere, alte verdrängt haben, die lange in unſern Studentenliederbüchern heimiſch geweſen ſind, Lieder, an denen ſich einſt die Vaterlandsliebe vieler Generationen entzündet und genährt hat. So fehlen: „Auf, auf ihr Brüder und ſeid ſtark“, „Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los“, „Es heult der Sturm, es brauſt das Meer“, „Es leben die Soldaten“, „Es ſei mein Herz und Blut geweiht“, „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus“, „Friſch auf, ihr Jäger frei und flink“, „Friſch auf zum fröhlichen Jagen“, „In dem wilden Kriegestanze“, „Kein ſchönrer Tod iſt in der Welt“, „Schön iſt's unter freiem Himmel“, „Stehe feſt, o Vaterland“, „Von allen Ländern in der Welt“. Selbſt wenn dieſe und andere Lieder nicht überall mehr geſungen werden, möchte man ſie doch, ſolange es irgend angeht, unſerer ſtudirenden und militäriſchen Jugend erhalten ſehen; ſtellen ſie doch ein Stück vaterländiſcher Geſchichte und, was noch wichtiger iſt, ein Stück Seelenleben unſers Volkes dar; entſtrömt ihnen doch eine ſo reine, ſo ideale Begeiſterung, daß ſie in unſerer ſo vorwiegend verſtandesmäßigen Zeit jedes unverdorbene Gemüth wunderſam berühren wie Klänge aus einem fernen Kindheitsparadieſe. Gewiß, auch ſie werden einſt das Schickſal aller mehr hiſtoriſchen Lieder theilen, ſie werden vergeſſen werden; nur heute ſind ſie es thatſächlich noch nicht überall, wenigſtens in Mittel- und Norddeutſchland nicht; darum erhalte man ſie, bis Neues, das ſich ſchon bewährt hat, an ihre Stelle tritt. Trotzdem verdient das freiburger Commersbuch in dieſer neuen Bearbeitung vor allen andern den Vorzug, weil es bisher das einzige iſt, das mit Sorgfalt und Fleiß die hiſtoriſch-kritiſchen Forſchungen nach dem wortgetreuen Text und der notengetreuen Melodie, nach dem Dichter und Componiſten, nach der Entſtehungszeit von Wort und Weiſe bei jedem einzelnen Liede ſich zu Nutze gemacht hat. Dieſe Angaben erhöhen im Verein mit der chronologiſchen Anordnung der Lieder das Intereſſe an dem Buche ganz weſentlich, weil ſie die rechte Würdigung des einzelnen Liedes und zugleich einen Ueberblick über den Entwickelungsgang der Liederdichtung erleichtern. Daß bei einem ſo mühſamen Geſchäfte hier und da noch etwas zu berichtigen und nachzutragen bleibt, iſt kein Wunder. Von Kleinigkeiten ſei erwähnt, daß die Melodie „Es, es, es und es“ nicht gut erſt um 1826 angeſetzt werden kann, da ſie ſchon 1813 zu einem Soldatenliede umgedichtet iſt (ſ. von Ditfurth, „Die hiſtoriſchen Volkslieder der Freiheitskriege“, Seite 47); auch das Gedicht „Soviel Stern' am Himmel ſtehen“ kann nicht wohl erſt 1823 an ſeine Melodie angepaßt worden ſein, wenn anders Wuſtmann's Angabe, daß das Kinderlied „Weißt du, wie viel Sternlein ſtehen?“ 1816 entſtanden ſei, richtig iſt; denn das Kinderliedchen ſetzt ſchon die erweiterte Form des Liebesliedes voraus. Endlich läßt ſich auch die ſchon in den erſten Körner-Ausgaben zu dem „Schwertlied“ gemachte Bemerkung: „Wenige Stunden vor dem Tode gedichtet“, ſchwerlich noch halten gegenüber der beſtimmten Ausſage des Adjutanten Beuth, Körner habe ſein letztes Lied am 24. Auguſt in Kirchjeſar niedergeſchrieben (ſ. Peſchel, „Körner's Tagebuch und Kriegslieder“, Seite 98 fg.). Sehr dankenswerth wäre es, wenn der Herausgeber verſuchen wollte, ob ſich bei Silcher, Feſca u. a. die Melodien, die jene nur dem Volke abgelauſcht haben, nicht mehr von ihren eigenen Compoſitionen ſondern ließen. P. Gläſſer.

Bibliographie.

Aagaard, O., Auf Streifzügen. Skizzen und Studien. Deſſau, Paul Baumann. 8. 3 M.

Adelmann, A. Graf, Italieniſche Novellen und Anderes. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt. 8. 3 M.

Baechthold, J., Gottfried Keller's Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Dritter Band. Berlin, Wilhelm Hertz. Gr. 8. 9 M.

Baierlein, J., Der Chevalier de Chamilly. Roman. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt. 8. 3 M.

Barazetti, Sophie, Mammon. Roman. Köln, Albert Ahn. 8. 2 M.

Brandes, G., Moderne Geiſter. Literariſche Bildniſſe aus dem 19. Jahrhundert. Dritte Auflage. Frankfurt a. M., Literariſche Anſtalt (Rütten u. Loening). Gr. 8.

Cſerhalmi, Irene H., Ungariſcher Dichterwald. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt. 8. Geb. 7 M.

David, J. J., Frühſchein. Geſchichten vom Ausgange des großen Krieges. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 8. 3 M.

Delitzſch, F., Die Entſtehung des älteſten Schriftſyſtems oder der Urſprung der Keilinſchriften. Leipzig, J. C. Hinrichs'ſche Buchhandlung. 4. 11 M. 50 Pf.

Hauff, W., Lichtenſtein. Romantiſche Sage aus der würtembergiſchen Geſchichte. Zweite Auflage Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 8. Geb. 3 M.

Haydn, J., Im Reiche der Muſen. Zwölf Künſtlerſkizzen. Mannheim, J. Bensheimer. 8.

Hedberg, T., Judas. Eine Paſſionsgeſchichte. Köln, Albert Ahn. 8. 2 M.

Hennig, C., Aeſthetik der Tonkunſt. Leipzig, Johann Ambroſius Barth. 8. 4 M.

Henrici, Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holſteiners. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt. Gr. 8. 3 M.

Heyſe, P., Das Goethe-Haus in Weimar. Berlin, Wilhelm Hertz. 8.

Kahlbaum, G. W. A., Eine Spitzbergenfahrt. Plaudereien. Leipzig, Johann Ambroſius Barth. 8. 2 M.

Klinckowſtröm, A. v., Weltkinder. Roman. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt. 8. 3 M.

Leiſtikow, W., Auf der Schwelle. Berlin, Schuſter u. Loeffler. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Lodge, O. J., Neueſte Anſchauungen über Elektricität. Leipzig, Johann Ambroſius Barth. 8. 10 M.

Lorenz, M., Die Marxiſtiſche Socialdemokratie. Leipzig, Georg H. Wigand's Verlag. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Maartens, M., Jooſt Avelingh's Schuld. Roman. Köln, Albert Ahn. 8. 5 M.

Mathé, Bertha, Drei Schweſtern. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 8. Geb. 3 M. 50 Pf.

Megede, J. R. zur, Kismet. Frühlingstage in St.-Surin. Schloß Tombrowska. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt. 8. 3 M.

— — Unter Zigeunern. Roman. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt. 8. 3 M.

Olinda, A., Die weiße Roſe. Hiſtoriſcher Roman aus der Jugendzeit Kaiſer Wilhelm's I. Köln, Albert Ahn. Gr. 8. 4 M.

Paul, H., Deutſches Wörterbuch. Dritte und vierte (Schluß-) Lieferung. Halle a. S., Max Niemeyer. Gr. 8. 4 M.

Poſchinger, H. v., Fürſt Bismarck und der Bundesrath. Erſter Band: Der Bundesrath des Norddeutſchen Bundes (1867—70). Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt. Gr. 8. 8 M.

Rathmann, P., Die Nachtigall. Humoriſtiſche Gedichte. Hamburg, Konrad Kloß. 8. Geb. 3 M.

Rolf, A., Triſtan und Iſolde. Roman. Berlin, Schuſter u. Loeffler. Gr. 8. 3 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

Register.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.